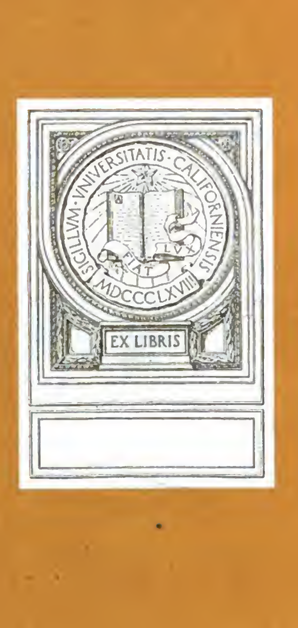
GLOBUS




SIGILLVM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Globus.

LII. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Zweiundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1887.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Mitarbeiter.

Todesfälle und Nekrologe.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Illustrationen.

Asien.

(Prshewalski's Reise in Centralasien.)

Kaukasien (Baku).

China.

Kleinasien.

Persien.

(Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.)

Afrika.

Tunesien.

Congo.

Tenerife.

Azoren.

Obod.

Nordamerika.

Yucatan.

Karten und Pläne.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

IV.[1]

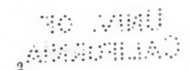
Mit dem Namen Tzaidam wird ein Gebiet bezeichnet, welches die erste Terrasse der tibetischen Vorberge darstellt; dasselbe liegt nicht weit westlich vom Kuku-Nor. Im Norden wird es von den Bergen des Nan-schan und Altyn-tag begrenzt, im Süden bilden die gewaltigen vom Burchan-budda nach Westen sich hinziehenden Gebirgsmassen die Grenze; die westlichen Grenzen sind unbekannt, im Osten aber erheben sich Berge, welche als die westlichen Ausläufer der Gebirge am Ursprung des Hwang-ho angesehen werden. Die Ausdehnung des Gebietes von Tzaidam beträgt in der Richtung von Osten nach Westen etwa 800 Werst (Kilom.); die Breite dagegen, welche im Osten nur etwa 100 Werst mißt, wird in der Mitte sehr beträchtlich; die Erhebung über die Meeresfläche beläuft sich auf etwa 9000 bis 11000 Fuß (2700 bis 3300 m). Man kann das ganze Tzaidam in zwei scharf von einander geschiedene Theile zerlegen: den südlichen, welchen die Mongolen insonderheit Tzaidam nennen, und welcher unzweifelhaft einst der Boden eines weit ausgedehnten Salzsees war, ist eben, reich an Salzmoräften und Sümpfen und bedeckt mit Salzgewächsen; der nördliche Theil ist höher gelegen, bergig, mit unfruchtbarem sandigem Boden und wird hier und da von Salzmoräften und kleinen Bergletten durchzogen.

Tzaidam ist — abgesehen von wenigen den östlichen Theil bewohnenden Tanguten — von Mongolen bevölkert, welche gleich den Bewohnern von Kuku-Nor zu den Oljuten gehören, die ihren eigentlichen Typus vielfach verloren haben. Man stößt oft auf Mischlingsformen zwischen Tanguten und Mongolen, und ebenso oft auf chinesische Physiognomien.

Ueber den Charakter und die moralischen Eigenschaften der Tzaidam-Mongolen läßt sich wenig Gutes sagen. Sie sind faul und apathisch wie alle ihre Mitbrüder, daneben sind sie große Spitzbuben und Betrüger, vor allen diejenigen, welche sich in häufiger Berührung mit Tanguten und Chinesen befunden haben. Hier wie in anderen Grenzgegenden der Mongolei zeigt sich der fremde Einfluß auf die Nomaden vor allem darin, daß sie moralisch verdorben werden. Die Tzaidam-Mongolen stehen in geistiger Beziehung noch niedriger als die Chalcha-Mongolen, obgleich auch diese letzteren schon sehr gleichgültig sind gegen Alles, was nicht ihr tägliches Leben betrifft.

Zur Kleidung gebrauchen die Tzaidam-Mongolen gewöhnlich ihre eigenen gewirkten Filze. Sie fertigen sich daraus lange schlafrockähnliche Gewänder, welche in gleicher Weise von Männern wie Frauen getragen werden. Leibwäsche, wie Hemden und Unterkleider, ist nicht im Gebrauch; der Körper selbst wird nie gewaschen und die Tzaidam-Mongolen sind daher äußerst schmutzig. Hosen aus Schaffellen werden nur Winters getragen, ebenso Schafpelze. Im Winter bedecken sie den Kopf mit einer Mütze aus Schaffell, im Sommer mit einem rothen turbanartig zusammengelegten Tuche. An den Füßen tragen sie chinesische

[1] Fortsetzung von S. 296 des vorigen Bandes.



Stiefel oder eigenfabricirte, welche sie **Gutulen** nennen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich im Allgemeinen nicht von derjenigen der Männer; bei Männern wie bei Frauen herrscht die den Tanguten entlehnte Sitte, den Pelz oder das Gewand von der rechten Schulter herabzulassen, so daß der rechte Arm und ein Theil der Brust entblößt ist. Es geschieht das nicht nur zu Hause, sondern auch unterwegs, wenn die Kälte nicht zu groß ist; in Anwesenheit einer älteren Person oder im Gespräche mit einer solchen ist jene Freiheit aber nicht gestattet.

Die Tzaidam-Mongolen beschäftigen sich mit der Viehzucht und besitzen Schafe, Rindvieh, Pferde, mitunter auch Jaks und Kameele, doch sind die Kameele klein und schwach, da das Klima und die Lokalität ihnen nicht zuträglich ist; auch die Pferde sind klein und häßlich. Alle Heerden werden Sommers, um der Hitze und den Insekten zu entgehen, in die Gebirge getrieben. — Wegen der bedeutenden Entfernung Tzaidams von dem kultivirten Theile Chinas und wegen der dadurch bedingten Schwierigkeit, sich jederzeit Getreide zu beschaffen, haben die Tzaidam-Mongolen angefangen, selbst Ackerbau zu treiben; am See **Kurlyk-Nor** und am Flusse **Nomochun-gol** konnte sich Prshewalski selbst von der Existenz der Getreidefelder überzeugen. Die Art der Bearbeitung ist sehr kläglich, denn der Ackerbau ist den Mongolen, wie allen Nomaden, nicht genehm.

In administrativer Beziehung ist Tzaidam dem Wan von Kuku-Nor untergeordnet; Tzaidam wird in fünf Choschune getheilt: **Kurlyk-beisse** und **Kuku-beile** im Norden,



Mongolen von Tzaidam. Der Führer Tau-to.

Barun-sassak im Osten, **Dsun-sassak** im Süden, **Taidshiner-choschun** im Westen. Ueber die Anzahl der Bewohner Tzaidams konnte Prshewalski nichts Sicheres ermitteln: nach einigen Angaben sollen es im Ganzen etwa 1000 Jurten sein, nach anderen etwa 2000 [1]).

Die Tzaidam-Mongolen leben nicht ruhig. Fast alljährlich werden sie in einem oder dem anderen Choschun von den **Charatanguten** oder den **Golyken**, einem tangutischen Stamme am Flusse **Murssu** in Nordtibet, überfallen. Diese Räuber werden unter dem allgemeinen Namen **Orongyn** zusammengefaßt. Zum Schutze gegen sie haben die Tzaidam-Mongolen in jedem Choschun einen Platz mit einer Lehmmauer umgeben; eine solche äußerst primitive Befestigung bezeichnen sie mit dem Namen **Chyrma**, d. h. als Festung. Hier werden Nahrungsmittel und Vorräthe aufbewahrt und bei einem drohenden Ueberfall die Viehheerden zusammengetrieben. Hier wohnen jederzeit 20 bis 30 mit Säbeln, Lanzen und bisweilen mit Luntenflinten bewaffnete Mongolen. Da die Mauern einer Chyrma etwa 3 Sashen (6,3 m) hoch und jede Seite des Quadrates etwa 30 Sashen (60 m) hoch ist, so ist der Platz für die Tanguten uneinnehmbar.

Freilich können nicht alle Bewohner in der Chyrma Schutz finden; solche, welche entlegen wohnen, schützen sich in anderer Weise, sie graben ihre Vorräthe ein und flüchten

[1]) Etwa fünf Menschen auf eine Jurte gerechnet, giebt das 5000 bis 10000 Individuen.

sich und ihr Vieh in die Tamarisken- und Charmyk-Gebüsche. Aber die Räuber finden solche Verstecke bald, und Widerstand wird nicht geleistet. Wie sollten sie auch — die Armen müssen nämlich für jeden getödteten Räuber der Familie desselben eine bedeutende Strafe entrichten. So hat es der Amban von Sinin (der chinesische Gouverneur) bestimmt, der selbstverständlich einen Theil der Beute erhält.

Die Bewohner der Ebene Syrtyn bewiesen sich im Allgemeinen recht liebenswürdig gegen Prshewalski und lieferten gegen Bezahlung Milch, Butter und Schafe. Ein Führer fand sich auch, doch wagte er nicht, die Reisenden auf geradem Wege nach Tibet zu geleiten, sondern es sollte nur auf einem Umwege über den Sitz des Fürsten von Kurlyk geschehen.

Am 13. August wurde die Weiterreise angetreten. Der neue Führer Tanto (s. die erste Abbildung) war ein sehr brauchbarer und in gewissem Sinne civilisirter Mongole; er wusch sich täglich, reinigte seine Zähne und trug seine Kleider ordentlich, dabei war er dienstfertig und gutmüthig. Als er später abgelohnt wurde, beschenkte man ihn entsprechend seinen Neigungen mit Seife, Scheere, Perlen und ähnlichen Kleinigkeiten.

Der Marsch ging nach Osten, dann nach Süd-Osten durch eine ebene Wüste und sehr wasserarme Gegend; an einem Tage wurde eine Strecke von 65 Werst zurückgelegt, ohne daß man auf Wasser traf. Der Boden war kahl, lehmig, und hier und da mit kleinen Kieselsteinen bedeckt. Man durchwanderte die Ebene von Syrtyn, überschritt einen 12 400 Fuß (3780 m) hohen Paß, setzte über den Fluß Oregyn-gol, weiter über den Fluß Boshin-gol und gelangte zu einem großen Salzsee Iche-tsaidamin-Nor (d. h. der große See von Tzaidam). Derselbe liegt 10 800 Fuß (3240 m) hoch und hat einen Umfang von etwa 35 Werst (Kilom.). Nicht weit davon befindet sich noch ein zweiter kleinerer Salzsee, Baga-tsaidamin-Nor, 10 500 Fuß (3150 m) über dem Meeresspiegel gelegen, an welchem die Expedition gleichfalls vorübermarschirte. Auf der Strecke zwischen den beiden Seen ragte im Osten das Ende des



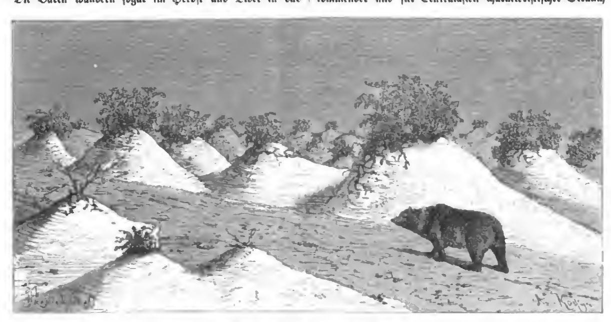
Salzsümpfe in Tzaidam.

gewaltigen Ritter-Gebirges, auch hier noch 16 000 Fuß (4800 m) hoch, empor. Nachdem der Baga-tsaidamin-Nor passirt war, wurde eine völlig östliche Marschrichtung eingeschlagen, um zu dem Standquartier des Fürsten von Kurlyk am gleichnamigen See zu gelangen. Am Ufer eines kleinen von Westen in den Kurlyk-Nor einmündenden Flüßchens Balgyn-gol wurde Halt gemacht; hier gab es eine große Seltenheit: bebaute Ackerfelder in einer Ausdehnung von etwa 50 Dessjätinen (Hektar). Das Wasser dazu wird mittelst Kanälen aus dem Balgyn-gol herzu geleitet.

Die Gegend am Balgyn-gol ist sehr reich an Charmyk (Nitraria Schoberi), einem Strauche aus der Familie der Faulbäume (Rhamneae), welcher über ganz Centralasien vom Kaspischen Meere bis nach China verbreitet ist. (Doch kommt der Strauch auch im südlichen Rußland und in Australien vor.) In Tibet wächst der Charmyk nicht, ebenso nicht am unteren Tarim und am Lob-Nor. Sein eigentliches Reich sind die weit ausgedehnten Salzmoräste des südlichen Tzaidam; doch kommt er ebenfalls sehr reichlich vor in Alaschan, Ordos und in der mittleren Gobi; je weiter nach Norden, um so spärlicher wird er: höher als über 47° nördl. Br. geht er in der Gobi nicht hinaus. Der Charmyk wächst auf feuchtem, lehmig-salzigem Boden, häufiger vereinzelt als in dichten Büschen; er ist 2 bis 3 Fuß (0,60 bis 0,90 m) hoch, verkrümmt und dicht belaubt, in Tzaidam und im Thale des oberen Hwang-ho erreicht er mitunter eine Höhe von 5 bis 7 Fuß (1,5 bis 2,10 m) und sieht dann stattlicher aus. Er blüht gewöhnlich im Mai, die kleinen weißen Blüthen stehen in Trauben dicht bei einander. Ebenso zahlreich sind auch später die Beeren, welche Ende August oder Anfang September reif werden, aber lange am Strauche hängen bleiben. Die Farbe der Beeren, welche in Gestalt und Färbung etwa an die schwarzen Johannisbeeren erinnern, ist dunkelroth bis schwarz; ihr Geschmack süßsalzig, doch ist der Salzgehalt je nach der Lokalität, wo der Strauch gestanden, sehr wechselnd. Die Bewohner Tzaidams benutzen die sehr saftigen Beeren als Zusatz zu ihrer Speise; sie sammeln dieselben im Herbst und kochen sie. Man mischt sie mit Dsamba und kocht sie; auch trinkt man eine süß-salzige

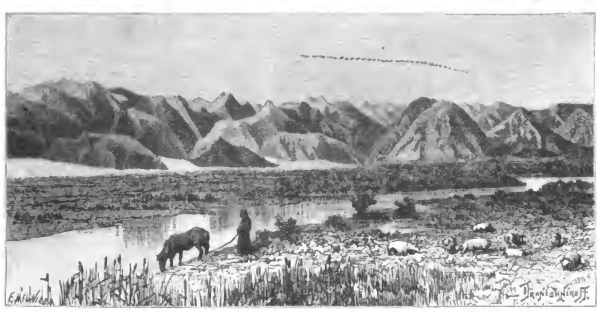
Abkochung derselben. Auch die Kameele lieben die Beeren des Charmyk, nicht minder die anderen Säugethiere, wie Wölfe, Füchse, Bären und ebenso die Vögel und Eidechsen. Die Bären wandern sogar im Herbst aus Tibet in das südliche Tzaidam und verbringen hier einen oder zwei Monate, um sich dem Genuß der Charmykbeeren hinzugeben.

Ein anderer ebenso reichlich im südlichen Tzaidam vorkommender und für Centralasien charakteristischer Strauch



Charmyk- und Tamarisken-Hügel.

ist die Tamariske, von den Mongolen Suchai-moto genannt. Am häufigsten kommt unter allen Arten Tamarix Pallasii (Abbildung derselben siehe in der folgenden Nummer) vor. Sie gedeiht auf lehmigem Lößboden, doch auf nicht so salzigem und feuchtem als der Charmyk, und ist ein stattlicher Strauch von 5 bis 7 Fuß (1,5 bis 2,1 m), ja



Der Bajan-gol.

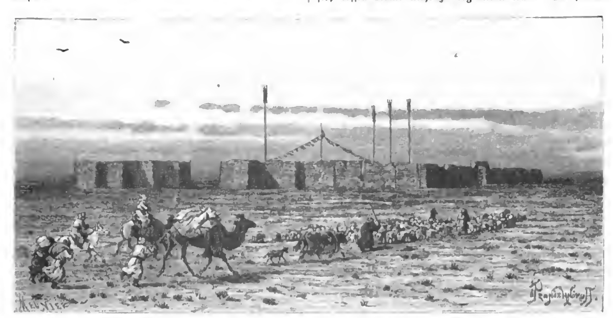
mitunter bis 10 Fuß (3 m) Höhe. In Tzaidam und im Thale des oberen Hwang-ho erreicht sie sogar eine Höhe von 20 Fuß (6 m); an der Wurzel hat der Stamm eine Dicke von 1 bis 1½ Fuß (0,30 bis 0,45 m). Die hellgrünen Blätter und die rosigen Blüthen im Juni gewähren einen sehr angenehmen Anblick. Der Stamm selbst giebt ein sehr gutes Heizmaterial ab und die Blätter werden von den Kameelen sehr gern gefressen. Die Tamariske wächst einzeln oder an sehr günstigen Plätzen auch in Büschen. Dort, wo der Boden aus lockerem Löße und Lehm besteht, treibt der Wind den Boden in die Höhe und bedeckt damit einzelne benachbarte Sträucher. Dadurch wird

allmählich an der Stelle, wo die Tamariske steht, der Boden erhöht und es bilden sich hier beträchtliche Hügel, auf welchen dann die folgenden Geschlechter der Tamarisken sich festsetzen. Aehnliche Hügel werden bisweilen auch durch die Charmykbüsche gebildet, sie sind mitunter am unteren Tarim, in Ordos, Alaschan und in Tzaidam sehr zahlreich.

Am Balgyn-gol kam der Karawane der Fürst von Kurlyk, ein Beisse, d. h. ein Fürst fünften Ranges, entgegen, um zu vermeiden, daß man ihn in seinem Lager aufsuchte. Er verweigerte anfangs mit Entschiedenheit einen Führer, doch als Prshewalski, statt freundlich gegen ihn zu sein, ihn recht grob behandelte und ihn schließlich aus dem Zelte jagte, zeigte er sich willfähriger und williger darin, wenigstens bis zum nächsten Fürsten, bis Dsun-sasak, einen Wegweiser zu geben. Ferner ließ er sich bewegen, eine Reihe sehr nothwendiger Gegenstände, Schafe, gedörrtes Mehl, und vor Allem eine Filzjurte zu verkaufen.

Der Führer war freilich fast als Idiot zu bezeichnen, allein nichts desto weniger geleitete er die Expedition am Kurlyk-Nor und am Toso-Nor vorbei in südlicher Richtung durch eine fast wasserlose Gegend bis an den Fluß Bajan-gol.

Vorher wurde der Fluß Bulungir (d. h. der Trübe) überschritten; er kommt aus einem Sumpfe Irgitzyk und strömt in den Bajan-gol. An der Stelle, wo der Bulungir passirt wurde, hat er eine Breite von 3 bis 4 Saschen (6,3 bis 8,4 m) und ist 1 Fuß (0,30 m) tief; seine Ufer sind gänzlich frei von Pflanzenwuchs. Um so erfreulicher war der Anblick des Bajan-gol, des schönsten und größten Flusses in ganz Tzaidam, mit seinem verhältnißmäßig üppigen Pflanzenwuchse. Der Bajan-gol (d. h. reiche Fluß) entspringt nach den Aussagen der Mongolen aus einem See Toso-Nor an der Grenze Tzaidams in den tibetischen Bergen, strömt dann gegen 250 Werst (km) in nordwestlicher Richtung und fällt in einen flachen Salzsee, dessen Name nicht zu ergründen war. In seinem



Chyrma Dsun-sasak.

mittleren und unteren Verlaufe zieht der Fluß mitten durch den östlichen Theil jener ausgedehnten Salzebenen, an welchen Tzaidam so reich ist. Die Ebenen bestehen nur aus vollkommen unfruchtbaren, leicht welligen Salzmorästen, die stellenweise mit einer zollhohen Salzschicht bedeckt sind, aber auch aus Plätzen, welche mit Tamarisken und Charmyk-Gebüschen bestanden sind; hier und da finden sich quellenreiche und sumpfige Gegenden, in welchen Schilf, Riedgras und andere Sumpfgräser gedeihen, den Heerden gutes Futter liefernd. Die Ufer des Bajan-gol sind dicht bewachsen mit Sträuchern verschiedener Art, darunter viel Charmyk und Tamarisken, außerdem mit Schilfgräsern, und reichlich bevölkert von Vögeln, darunter eine schon 1872 beschriebene Fasanen-Art (Ph. Vlangali). Füchse gab es gleichfalls sehr viel.

Der Bajan-gol wurde bequem durchschritten und bald war die Festung (Chyrma) Dsun-sasak, der Ort, wo Prshewalski bereits auf seiner ersten Reise geweilt hatte, erreicht. Drei Werst östlich vom Chyrma wurde das Lager aufgeschlagen und bald erschien der Besitzer Kamby-lama, um Prshewalski als seinen alten Freund zu begrüßen. Von ihm erfuhr Prshewalski allerhand Neuigkeiten, wie den Tod des jungen Wan von Kuku-Nor, womit das Geschlecht der Fürsten Tzin-chai-wan von Kuku-Nor ausgestorben ist. Bis zur Wahl und zur Bestätigung eines neuen Wan regierte ein Tossalaktschi, der Gehilfe des verstorbenen Wan. Sechs Tage lang verweilte der Reisende beim Chyrma unter fortwährenden Verhandlungen mit dem Fürsten Dsun-sasak, welcher dem Fortkommen der Reisenden allerlei Schwierigkeiten in den Weg stellte. Endlich wurde ein Führer bewilligt; nun wurde ein Theil des Gepäcks dem alten Freunde Kamby-lama zur Aufbewahrung übergeben, dem Fürsten Dsun-sasak eine Summe Geldes abgeliefert, das Gepäck aufs Neue geordnet und am 12. September frohen Muthes der Marsch gen Tibet angetreten.

Die Karawane bestand aus 34 Kameelen, von denen aber nur 22 beladen waren, und 5 Pferden; zu den Mitgliedern der Expedition war nur der neue Führer hinzugekommen. Die Mongolen in Tzaidam hatten alles



Das Burchan-Budda-Gebirge und der Nomochun-gol.

Mögliche gethan, um Prshewalski zurückzuhalten, sie hatten von dem zu erwartenden starken Schneefalle, von drohender Krankheit, von Räubern gesprochen. Sie erzählten aber auch, daß die Tibeter eine Heeresabtheilung an der Grenze aufgestellt hätten, um die Fremden nicht in die Residenz hereinzulassen.

Vor den Reisenden lag der gewaltige Bergrücken der Burchan-budda, der überschritten werden mußte. Um einen bequemen Uebergang zu finden, wurde ein kleiner Umweg nach Westen bis zum Flusse Nomochun-gol gemacht, um dann, diesem folgend, das Gebirge zu passiren. Am Nomochun-gol trafen die Reisenden abermals auf Ackerfelder, welche den Mongolen zweier Choschune, von Dsun-sasak und Taidshiner, gehörten; es waren ungefähr 20 Dessjätinen (Hektar) mit Gerste bebaut; das Wasser wurde aus dem Nomochun hergeleitet; die Aecker selbst lagen auf kleinen von Tamarisken freigemachten Stellen. In der Nähe der bearbeiteten Felder steht ein Chyrma, welcher seiner Größe wegen den Namen einer Stadt, Nomochun-chota, erhalten hat; die Festung ist wie gewöhnlich vier-



Kamby-lama. Der Tossalaktschi. Prinz Dsun-sasak und Gefolge.

eckig; jede Seite hat eine Länge von 130 Sashen (ca. 273 m), die Höhe der Mauer ist 23 Sashen (ca. 5 m) und die Dicke etwa $1^1/_2$ Sashen (3 m); der obere Rand der Mauer ist zackig. Auffallender Weise aber war die Festung unbewohnt. Hier am Nomochun-gol wurde übernachtet; der Fürst Dsun-sasak bemühte sich nochmals, die Reisenden durch allerlei Vorspiegelungen aufzuhalten. Prshewalski aber ließ sich nicht irre machen, sondern marschirte weiter.

Der Nomochun-gol wird durch kolossale scharfspitzige Felsmassen aus feinkörnigem Grünstein eingeengt. Weil der Weg im Engpasse des Flusses hinführte, so mußte der Fluß sehr oft durchwatet werden, und das war für Kameele und Pferde sehr beschwerlich und ermüdend. Der Weg über das eigentliche Gebirge Burchan-budda war auch nicht bequem, das Gebirge sehr wild und durchaus unfruchtbar. Am 18. September war dasselbe endlich überschritten; die Expedition befand sich in Dynsy-obo [1]) in einer Höhe von 13100 Fuß (3930 m), auf der letzten Stufe, welche zum eigentlichen Hochplateau Tibets hinauf führt.

[1]) Auf der Karte („Globus" Bd. 51, S. 274) steht fälschlich „Dsun-obo".

Baku.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Wenn der Dampfer, von Asien kommend, die östlichste Spitze der Halbinsel Apscheron passirt hat, fährt er an der Südküste derselben noch zwei Stunden entlang, ehe er die Rhede von Baku erreicht. Ganz im Süden ragen die spitzen Gipfel der Berge von Lenkoran, in denen man Schwefel gewinnt, in den nebeligen Himmel hinein; dann erblickt man die Etablissements der russischen Marine, die persische Stadt mit ihren Zinnenmauern, die russische oder weiße Stadt mit ihren geraden, grauen Häuserreihen, die sogenannte schwarze Stadt („Tschorni Gorod") und die Rauchwolken, in welchen sie fast erstickt. Schließlich legt der Dampfer an dem etwa 100 m in das Meer vorspringenden, aus Mauerwerk bestehenden Molo der Zollbehörde an, wo die transkaspischen Waaren visitirt werden. Außerdem giebt es noch an 20 andere Landebrücken, die aus Holz bestehen und auf Pfählen ruhen; manche davon sind bis 200 m lang, und meist gehören sie privaten Gesellschaften. Sie liegen längs des sich krümmenden Ufers, welches nur zum Theil, aber doch auf eine Strecke von etwa 2 km, mit Quais versehen ist. Diese Ziffern geben einen Anhalt für die commercielle Wichtigkeit Bakus, welches jetzt der zweite, bald vielleicht aber der erste Hafen des Kaspischen Meeres sein wird. Seine Bevölkerung soll sich in den letzten 20 Jahren versechsfacht und von 10000 auf 60000 Seelen gestiegen (?) sein[1]). Aus der unbedeutenden Residenz unbekannter Chane ist unter der russischen Verwaltung (die Russen nahmen Baku erst im Jahre 1806 endgültig in Besitz), Dank der klugen Ausbeutung des Petroleums, eines der reichsten Industriecentren auf der Erde geworden.

Boulangier erfreute sich in Baku der Führung und Unterstützung des dortigen französischen Konsuls, M. Thyß, der 20 Jahre seines Lebens in Rußland zugebracht hat und eine Stelle in der bekannten Petroleum-Firma Nobel inne hatte, seitdem aber, 72 Jahre alt, sich nach Paris zurückgezogen hat. Er konnte sich keinen besseren Begleiter zum Besuche der Naphtaquellen, der Fabriken, wo die verschiedenen Oele, Schwefelsäure, Kerosen, Vaselin u. s. w. hergestellt werden, des Feuertempels und der sonstigen sehenswerthen Punkte wünschen. Nach einem raschen Frühstück in einem trefflichen europäischen Hotel, dessen einziger Fehler — für den es aber auch nicht die Schuld trägt — der ist, daß es bis in die entlegensten Winkel und selbst bis in die Küche hinein von einem durchdringenden Petroleumgeruche erfüllt ist, führte ein hübscher Phaeton den Reisenden rasch nach der französischen Konsularagentur, der Villa Petrolia, welche ungefähr 3 km von der „weißen Stadt" entfernt ist. Der Weg dorthin durchschneidet die schwarze Stadt in ihrer ganzen Länge. Auf die schönen, geraden, gut gepflasterten und ziemlich lebhaften Straßen der russischen Stadt folgt eine kleine Sandwüste von 300 bis 400 m Breite, in welcher die Pferde nur mit Mühe vorwärts kommen. Dann erreicht man wieder festen Boden von röthlicher Farbe; rechts und links Pfützen voll einer Flüssigkeit, welche dem Leberthrane gleicht. Dieselbe ist der Rückstand bei der Destillation des natürlichen Naphtas und verleiht auch dem Boden, welcher mit ihr durchtränkt ist, seine röthliche Färbung. Regen fällt in diesem Theile des kaspischen Uferlandes so selten, daß man die Straßen Bakus nicht fortgesetzt mit süßem Wasser besprengen kann, sondern sich dazu des Petroleumrückstandes bedient. Daß das Wasser hier knapp ist, sieht man vornehmlich auch an den Wasserträgern, die zwischen Krügen oder Schläuchen auf Pferden und Eseln sitzend den Haushaltungen das nöthige Naß zuführen. Alles ist hier von Naphta erfüllt; selbst die Bürgersteige bestehen aus einem Asphalt, welcher aus Naphta hergestellt wird, der aber in der Sonne so weich wird, daß man in ihn wie in halbtrockenen Schlamm einsinkt.

Berittener Wasserverkäufer.

Inzwischen ist die „schwarze Stadt" erreicht, ein Durcheinander von großen und kleinen Fabriken, welche um die Wette ihren schwarzen Rauch ausstoßen, abgesehen von dreien oder vieren, den bedeutendsten und am besten geleiteten, welche Europäern gehören und ihren Rauch selbst verzehren. Die meisten aber werden von Armeniern geleitet, die sich nicht scheuen, die Luft ringsum mit Strömen unreinen und unathembaren Gases zu verpesten. Aus allen Kräften peitscht der Kutscher, um diese Strecke zu überwinden, seine

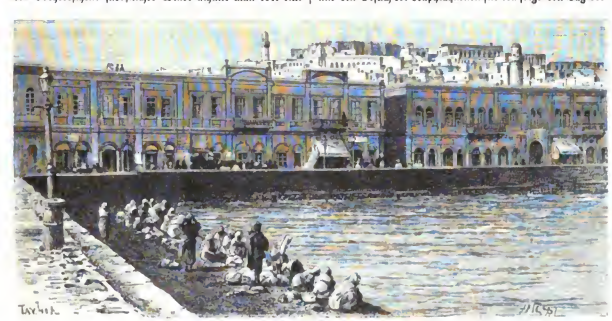
[1]) 1879 zählte Baku nach officiellen Angaben erst 15604 Einwohner. Red.

Gäule einen Hügel hinauf, den drei gewaltige, den Gasometern ähnliche Reservoire für Naphta krönen. Dort oben herrscht reinere Luft, denn der Wind treibt den Rauch nach rückwärts, und man genießt eine freie Umschau über die Bucht von Baku und die öden Küsten von Apscheron. Nur am Fuße des Hügels, unten am Meeresstrande, zeigt sich eine Art halbgrüner Oase, einige hübsche geräumige Häuser in einer Sandwüste. Dieselben führen den Namen Villa



Der Gouverneur-Palast mit dem Michaelgarten und der Thurm des jungen Mädchens in Baku.

Petrolia und gehören den Herren Nobel, welche dieselben für die Oberbeamten ihrer Fabriken erbauten; in Folge des Vorherrschens südöstlicher Winde athmet man dort eine viel bessere Luft, als in der weißen Stadt. Nachdem Boulangier seine junge Bekanntschaft mit M. Thyß erneuert und den Besuch der Naphtaquellen für den folgenden Tag ver-

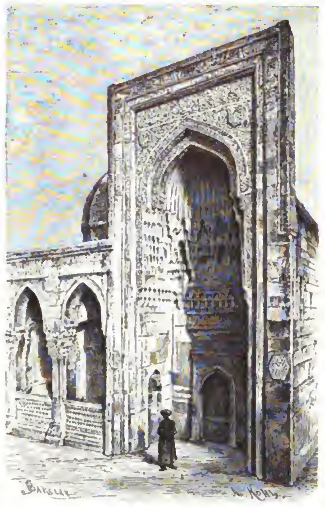


Lände in Baku mit tatarischen Wäscherinnen.

abredet hatte, wurde beschlossen, den Nachmittag für den persischen Stadttheil zu verwenden, wohin man alsbald zurückkehrte. Eine Wanderung durch Alt-Baku ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Man braucht nicht nach Persien zu reisen, um sich einen Begriff von der persischen Baukunst zu verschaffen, denn Baku nebst dem östlichen Transkaukasien ist noch nicht so lange in russischem Besitze, daß es sein äußeres Gepräge schon ganz verloren haben sollte. Seit einem Jahrhundert hat sich in diesen engen, gewundenen und schmutzigen Gäßchen, an ihren weißen Häusern mit den flachen Dächern, den fast stets geschlossenen Thüren und ihren unsichtbaren Bewohnern nichts

geändert; ihr unentwirrbares Durcheinander bedeckt noch immer den Abhang desselben steilen Hügels, es sind noch immer dieselben Minarets, dieselben kleinen Kuppeln über den Baderäumen, aus Lehm und Schmutz aufgeführt und mit Kalk geweißt. Dann findet man dort einen Bazar, der weniger merkwürdig wegen seiner Kleinheit, als wegen der dort herrschenden Stille ist. In ihren elenden Buden hocken dort persische Krämer und bieten dem Fremden verschiedene Sammlungen falscher Edelsteine, namentlich Türkisen, an; der Türkis ist in diesem Lande zu Hause, also muß man sich hier und in Tiflis besonders vor Betrügereien hüten. Auch findet man schöne persische Teppiche, die billiger sind als in Askabad.

Die einzigen bemerkenswerthen Bauwerke dieser Altstadt, welche vielleicht doch bald verschwinden wird, sind der „Thurm des jungen Mädchens“ und die Burg oder der Palast der Chane. Der erstere, 30 m über das Meer sich erhebend, zeichnet sich von weitem so gut aus, daß die Russen auf ihm ein Semaphor und ein Hafenfeuer errichtet haben. Die Legende erzählt, daß ein Chan von Baku einst seine über die Maßen schöne Tochter zu einer ihr widerstrebenden Heirath habe zwingen wollen, und daß diese schließlich nur eingewilligt habe unter der Bedingung, daß ihr Vater einen hohen Thurm erbaue; als derselbe vollendet gewesen, sei sie hinaufgestiegen und habe sich von oben hinabgestürzt.



Das Thor der Chane in Alt-Baku.

Auf der Burg ist ein Thor besonders interessant und gut erhalten; unsere vierte Abbildung stellt es dar. Die Mauern der Burg sind gewaltig hoch und obendrein mit Schießscharten für Kanonen versehen; letztere aber haben die Russen bei ihrer Belagerung Bakus wenig gehindert und ihnen wenig Schaden zugefügt; denn ihr einziger, wirklich fühlbarer Verlust war ihr General Zizianow, welcher im Augenblicke, als die Schlüssel der Burg überliefert wurden, von einem sogenannten Fanatiker meuchlings niedergestoßen wurde. Ein Denkmal wurde seinem Andenken errichtet, und seine Ermordung war für Rußland der Grund zur Annexion Bakus.

Am Fuße der alten Burg liegt heute ein geräumiger Garten, dessen staubige Gebüsche und verkümmerte Bäume ziemlich jämmerlich dreinschauen; denn sie werden eben nicht alle Tage begossen. Das ist der Michael-Garten. Dort sind die Wege nicht mit Sand bestreut, denn dann wäre es an einem windigen Tage nicht auszuhalten, sondern wie die gewöhnlichen Bürgersteige mit Bitumen bedeckt. Sämmtliche Alleen steigen unmerklich zu einer großen Terrasse an, von welcher man eine prächtige Aussicht genießt; dort liegt der Krushof, eine treffliche, viel besuchte Restauration.

Unterhalb der Neustadt ziehen sich am Meere breite Quais entlang; der Fuß der dieselben stützenden, senkrechten Mauern wird durch mächtige Blöcke geschützt, an denen sich die Wellen brechen. Wie manche französische Hafenstädte — meint Boulangier — und keineswegs die am wenigsten bekannten, wären glücklich, ähnliche Anlagen zu besitzen. Wenn die Sonne hinter den Hügeln im Westen der Stadt, auf welchen sich die persischen Begräbnißplätze ausdehnen, verschwindet, so beginnt sich hier reiches Leben zu entfalten, und die Spaziergänger strömen herbei, um die Abendbrise zu genießen. Dann sieht man viele Uniformen und viele hübsche Toiletten. Auch das einheimische schöne Geschlecht ist dann an dieser Stelle vertreten, aber nicht oben auf dem Quai, sondern etwas tiefer, am Meeresstrande, wo auf dem Sande und den Felsblöcken tatarische Frauen hocken und Wäsche reinigen: ein malerisches Bild, dem es an Komik nicht gebricht; denn alle sind mehr darauf bedacht, ihre Gesichter zu verhüllen, als ihre keineswegs verführerischen Waden.

Die Burjaten[1].

Von Gymnasiallehrer Otto Genest in Halle a. S.

Die Burjaten oder Buräten, welche dem eigentlich mongolischen Zweige der mongolischen Race angehören, sind nach Rittich[2]) etwa 200000 Köpfe stark. So lange sie bekannt sind, d. h. seitdem sie sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts ohne nachhaltigen Widerstand den von Norden her vordringenden Kosaken unterworfen haben, bewohnen sie dieselben Gegenden, welche noch heute ihre Sitze bilden[3]). Ihr Gebiet, welches sich in einem großen Halbkreise um das Südende des Baikalsees herumzieht, gehört zu etwa vier Siebenteln dem Gouvernement Irkutsk, mit seinem Reste aber Transbaikalien an. Im Norden reicht es bis an den 55., im Süden bis an den 50. Parallel, während es sich von Westen nach Osten über 17 Längengrade (99° bis 116° östl. Gr.) erstreckt und so gleichzeitig dem Gebiet des oberen Jenissei und seiner rechten Nebenflüsse sowie dem des oberen Amur angehört[4]). Im Allgemeinen ist das Land sehr gebirgig; besonders gilt dies von dem Bezirke zwischen dem Ostufer des Baikal- und dem westlichen Abhange des Jablonowoi-Gebirges[5]), während dagegen das Gebiet nördlich und nordwestlich von Irkutsk auf beiden Seiten der Angara von Jacobsen als eine mit zahlreichen niedrigen Hügeln bedeckte Gegend bezeichnet wird. Hier fand der Reisende auch weit ausgedehnte Roggen- und Weizenfelder, sowie zahlreiche Dörfer, deren aus Russen und Burjaten gemischte Einwohnerschaft den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit machte.

Die Burjaten sind nicht mehr, wie ihre nächsten Verwandten, die altajischen Bergkalmüken, durchweg Nomaden, sondern sie beschäftigen sich auch ziemlich viel mit dem Ackerbau, wenn es auch ganze Distrikte giebt, in welchen die alte Lebensweise noch heute die Regel ist. Als eine Folge dieses Fortschrittes ist es auch anzusehen, daß ein großer Theil der Burjaten nicht mehr in den früher allgemein üblich gewesenen Jurten wohnt, sondern dieselben durch Blockhäuser ersetzt hat. Die Blockhäuser, welche in den von Jacobsen besuchten Dörfern die Regel bildeten, sind aus starken Balken gezimmert, deren Gefüge demjenigen ähnlich ist, welches die russischen Bauernhäuser zeigen, aber sie verrathen durch ihre äußere Form wie durch manche Eigenthümlichkeiten ihrer Einrichtung noch deutlich genug, daß sie aus der Jurte hervorgegangen sind. Ich will mich hier auf die Anführung von zwei Merkmalen beschränken, welche besonders charakteristisch für den bezeichneten Uebergang sind. Einmal nämlich sind die burjatischen Blockhäuser durchgängig achteckig und entsprechen so der runden oder polygonen Gestalt der Jurten, und ferner besitzen sie keine Oefen, sondern nur eine etwa die Mitte des Fußbodens einnehmende, offene Feuerstelle, deren Rauch wie in den Jurten durch ein Loch in der Decke entweicht, während man in den feststehenden Winterwohnungen der Golden und anderer Amurvölker mächtige Oefen und Schornsteine findet, welche den Rauch nach einer Seite des Hauses ableiten.

Vor der Thür findet sich fast stets eine kleine laubenartige Vorhalle, während sich rechts vom Beschauer ein Flügelanbau an das Haus lehnt, welcher zur Aufbewahrung der Milch, des Proviantes und einiger Hausgeräthe dient. In nächster Nähe des Wohngebäudes liegen die Viehställe, welche meistens zum Schutze gegen Diebe oder reißende Thiere mit einem hohen Bretterzaun umgeben sind. Im Inneren des Hauses steht gerade dem Eingange gegenüber die Bettstatt, welche durch einen Vorhang den Blicken des Eintretenden entzogen wird. Links von dieser erblickt man eine mehr oder weniger große Anzahl von Kisten, welche den Reichthum des Hausherrn bergen und so den zu gleichem Zwecke benutzten Fellsäcken der altajischen Bergkalmüken entsprechen. Diese Kisten sind häufig sehr reich und nicht ohne Geschmack bemalt und enthalten namentlich kostbare Felle und Zeuge, sowie den in Sibirien viel gebrauchten Ziegelthee, in welchem der Burjate seinen Reichthum besonders gern anlegt. Rechts von der Bettstatt befindet sich die Küche, in welcher auf dem Fußboden und an den Wänden Gestelle zur Aufnahme von Milch- und Eßgefäßen angebracht sind. Die Feuerstelle liegt, wie schon oben bemerkt, etwa in der Mitte der Hütte in einer Vertiefung des Erdbodens, während sich rings um sie ein Bretterfußboden zieht, der bis an die Wände heranreicht.

Die Kleidung der burjatischen Männer ist dort, wo Jacobsen sich aufhielt, der russischen sehr ähnlich, während sie zwischen dem Baikalsee und dem Jablonowoi-Gebirge mehr der chinesischen Mode folgt. Früher freilich hatten die Burjaten eine Reihe eigenthümlicher Kleidungsstücke und Waffen, welche aber jetzt nur noch als Kuriositäten aufbewahrt zu werden pflegen. Dieselben sind für die Völkerkunde insofern von Wichtigkeit, als sie für die Kunstfertigkeit und die Prachtliebe der Burjaten ein deutliches Zeugniß abgeben. Ich nenne hier zunächst die eigenthümlichen Gürtel, welche früher durchweg von ihnen getragen wurden, heute aber nur noch selten im Gebrauch sind. Dieselben bestehen aus einem etwa handbreiten Lederriemen, dessen eine Seite mit rothem Wollzeuge überzogen und mit reichem Silberblechbeschlage verziert ist. Dieser Beschlag zeigt ziemlich mannigfaltige Muster. Bald erscheint er in Gestalt von größeren, runden Scheiben, bald von Rechtecken, bald auch von in Reihen oder anderen Figuren geordneten kleinen Scheibchen. An der rechten und linken Seite des Gürtels ist je ein starker Metallring eingelassen,

[1]) Mit dem nachfolgenden Aufsatze beginnt die Veröffentlichung einer Reihe von Arbeiten, welche unter Benutzung der vorhandenen Litteratur eine Darstellung der Resultate geben wollen, die in völkerkundlicher Beziehung durch die Reise des Kapitäns Adrian Jacobsen erzielt worden sind. Diese Reise wurde im Auftrage des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin in den Jahren 1884 und 1885 unternommen und erstreckte sich auf Rußland, Sibirien, das Amurland, Nordkorea, Japan und Nordwestamerika. Die reichen Sammlungen, welche der Reisende dem Museum zuführen konnte, sind mit gütiger Erlaubniß des Herrn Geh. Raths Bastian von dem Referenten eingehend studirt und ausgiebig verwerthet worden; sie bilden neben dem Reisetagebuche Jacobsen's und anderen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen desselben die Unterlage für diesen und die folgenden Aufsätze.

[2]) Ethnographie Rußlands. Ergänzungsh. zu Peterm. Mitth. 54, S. 24. Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, Erg.-Heft zu Peterm. Mitth. 35, S. 36, giebt nach Wenjukow die Zahl der Burjaten auf 260000 an.

[3]) Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde, S. 381 (5. Aufl.).

[4]) Peterm. Mitth. 1877, Tafel 1.

[5]) Generalstabskarte von Russisch-Asien in 8 Blatt, Nr. VII.

an welchen der Köcher und der Bogenbehälter befestigt zu werden pflegten, so lange die Burjaten sich dieser Instrumente für Jagd und Krieg noch durchweg bedienten; denn jetzt besitzen sie fast sämmtlich Gewehre, die sie recht gut zu gebrauchen wissen. Die Bogenbehälter, welche in ähnlicher Weise wie die Gürtel verziert sind, haben die Gestalt einer langen, von oben nach unten sich verjüngenden Tasche und nehmen den Bogen etwa zur Hälfte in sich auf, so daß derselbe jederzeit leicht herausgezogen und in Benutzung genommen werden kann. Die Köcher sind den Bogenbehältern fast gleich an Gestalt, doch stehen sie ihnen an Größe natürlich nach. Uebrigens dienen beide dem zu Pferde sitzenden Burjaten gewissermaßen als Panzer für die Oberschenkel, über welche sie herabhängen.

Die Unterschenkel und Füße werden mit Stiefeln aus starkem Leder, die mit hübscher Stickerei verziert sind, bekleidet. Die Schäfte derselben sind weit genug, um die ebenfalls gestickten Lederhosen aufzunehmen. Der Oberkörper ist im Sommer mit einem Kittel aus russischem, chinesischem oder auch einheimischem Zeuge bedeckt, an dessen Stelle während des Winters ein langer Pelz tritt, der je nach dem Wohlstande des Besitzers kostbarer oder minderwerthig ist und nicht selten mit der rauhen Seite nach außen getragen wird. Man verwendet zu diesen Pelzen besonders Ziegen- und Schaffelle, die dann häufig mit den Bälgen der sibirischen Pelzthiere verbrämt sind. Der Kopf ist während der guten und rauhen Jahreszeit mit einer Pelzmütze bedeckt, welche auch im Inneren der Häuser nicht abgesetzt wird. Uebrigens scheinen die Burjaten des Udinsker Kreises nicht wie die transbaikalischen Zöpfe zu tragen; wenigstens sah Jacobsen solche nur bei zwei Schamanen.

Die hölzernen Bogen der Burjaten sind etwa 2 m lang und mit starken Darmsehnen versehen. Die Pfeile bestehen nicht aus Rohr, sondern aus Holz mit einem Hornaufsatze, in welchen eine rhombenförmige Eisenspitze eingelassen ist. Der Hornaufsatz ist häufig durchlöchert, so daß die Pfeile beim Fliegen ein pfeifendes Geräusch verursachen, um dem Jäger auch im Dunkeln die Richtung, nach welcher sie geflogen und den Punkt, an welchem sie niedergefallen sind, anzuzeigen. Sonst dienen noch als Waffen Messer von oft sehr schöner einheimischer Arbeit, welche in hölzernen oder ledernen Scheiden in den weiten Stiefelschäften getragen werden, in denen übrigens auch die Tabakspfeifen Platz finden. Diese letzteren erscheinen in den mannigfaltigsten Formen und bestehen theils aus Holz, theils aus Metall, sind aber nur sehr selten eigenes Fabrikat der Burjaten, sondern werden vielmehr entweder von den Chinesen oder von den Russen bei ihnen eingeführt. Ein eigenthümliches Exemplar einheimischer Pfeifenindustrie, welches Jacobsen mitgebracht hat, liefert den Beweis, daß die Burjaten in dieser Beziehung hinter den von ihnen hervorgebrachten Leistungen auf anderen Gebieten des Handwerks weit zurückgeblieben sind. Diese Pfeife besteht nämlich aus zwei der Länge nach getrennten Theilen, welche durch einen mehrfach herumgewundenen Lederriemen zusammengehalten werden, aber natürlich nicht sehr fest an einander schließen.

Die Kleidung der Frauen ähnelt sehr derjenigen der Männer, nur ist sie zierlicher als jene und bei den Angehörigen reicherer Familien geradezu kostbar. So sind die Pelze häufig mit werthvollen Zeugen, wie Sammet und Seide, überzogen, die Stiefel mit mühsamer Stickerei bedeckt, und die Gürtel mit langen Streifen verziert, welche nach Art der oben erwähnten Männergürtel reich mit Silber verziert sind und an den Seiten herabhängen. Mit Schmuckgegenständen sind wohlhabendere Burjatinnen reich versehen. Da finden sich Arm- und Halsbänder aus Kupfer, Perlen und Korallen, Silber-, Gold- und Kupfermünzen mit fein gearbeiteter Metalleinfassung als Kopf-, Brust- und Rückenschmuck, Messingröhrchen und Ringe aus demselben Stoffe, welche über die Zöpfe gezogen werden und, indem sie in der Nähe der Ohren liegen, wie Ohrringe erscheinen oder, am unteren Ende der Zöpfe angebracht, zum Schmucke der Brust dienen, bis zu welcher die Zöpfe der Frauen herabreichen. Uebrigens sind auch hier zum Ersatz für den Mangel an eigenem Haarreichthum falsche Zöpfe im Gebrauch, deren Fülle man noch dadurch zu verstärken sucht, daß man neben ihnen Zeugstreifen anbringt, welche eine Nachahmung der oben erwähnten Gürtelgehänge im kleineren Maßstabe sind. Uebrigens kommen alle die Kleidungs- und Schmuckstücke, welche als dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich eben genannt sind, nur den Hausfrauen zu, während die jungen Mädchen in ihrem Anzuge den jungen Männern fast vollständig gleichen.

Die Burjaten sind, wie ihre Verwandten im Altai, ausgezeichnete Reiter und setzen ihren Stolz in eine schöne Ausrüstung ihrer Pferde, von denen reiche Männer stets mehrere zu ihrem persönlichen Gebrauche bereit stehen haben. Daher sind denn auch die burjatischen Sättel häufig wahre Kunstwerke. Die Stirn- und Rückseite derselben besteht nämlich aus Eisen mit oft höchst geschmackvoller, eingelegter Arbeit in Silber, so daß ihr Werth ein ganz beträchtlicher ist. Dabei sei gleich erwähnt, daß diese Kunstwerke fast durchweg aus den Händen einheimischer Schmiede hervorgehen, deren Arbeiten in ganz Ostsibirien wegen ihrer Trefflichkeit berühmt sind und auch von den russischen Ansiedlern viel gebraucht werden. Diese Sättel werden auf Filzdecken gelegt und mit breiten Bauchriemen aus Pferdehaaren befestigt. Aus demselben Material pflegen auch Zügel und Schwanzriemen zu bestehen, während das Kopfgeschirr aus Leder hergestellt wird, das häufig mit Silberplättchen reich und geschmackvoll verziert ist. Wie groß das Interesse des Burjaten an seinem Pferde ist, beweist unter anderem auch der Umstand, daß das am häufigsten erscheinende Kinderspielzeug aus einem Holzpferde in voller Rüstung besteht, neben welchem dann in zweiter Linie kleine Bogen und Pfeile ohne Spitze vorkommen.

Als Unterlage beim Schlafen dienen Decken, die meist aus Ziegen- oder Schaffellen hergestellt werden, in reichen Häusern aber auch aus den Beinfellen der Pferde bestehen. Als Decken benutzt man sowohl im Winter wie im Sommer die Pelz- oder Wollkleider, welche am Tage auf dem Leibe getragen werden. Eigenthümlich sind die Kopfkissen der Burjaten. Ein Fellsack, dessen Länge die Breite etwa um das Doppelte übertrifft, wird mit Stroh angefüllt und dann an beiden Enden durch eine rechteckige Metallplatte geschlossen, damit er mehr Festigkeit erlangt. Fast in jedem burjatischen Hause findet sich nahe am Kopfende des Bettes stehend ein Behälter für die Pfeile des Hausherrn. Diese Behälter bestehen aus einem Holzgestell, welches mit Leder überzogen und mit reichen Verzierungen in Stickerei und Metallbeschlag geschmückt ist. Vier lange Stäbe, welche nach unten hin ein wenig divergiren, bilden das Holzgestell. Zwischen ihnen sind Stöcke von Ochsenhaut als Wände angebracht, so daß das Ganze einer ungleichseitigen, abgestumpften Pyramide ähnelt, deren nach vorn gekehrte Seitenfläche die größte Breite besitzt. Diese Vorderseite ist mit langen Lederstreifen, mit Seidenstickereien und mit Silberplättchen in sehr geschmackvoller Weise dekorirt. Noch reichere Ornamentirung zeigt der Deckel des Behälters. Derselbe ist an einem beweglichen Querholz befestigt, welches

zwei der vertikalen Stäbe an ihrer Spitze verbindet, und fällt schräg über die obere Oeffnung hinweg. Da dieses Geräth bei den Burjaten allgemein sehr hoch geschätzt wird, so konnte Jacobsen es nur mit Aufwand vieler Mühe und verhältnißmäßig großen Kosten erhalten.

Die Erfahrungen, welche Jacobsen in Beziehung auf den Charakter der Burjaten machte, gereichen denselben im Allgemeinen nicht gerade zur Empfehlung. Allerdings sind sie, wie überhaupt die meisten Eingeborenen Sibiriens, gastfrei und geben gern, was sie haben, zur Bewirthung Fremder her. Daneben aber sind sie im höchsten Grade mißtrauisch, wenn man von ihnen etwas zu kaufen wünscht, und begegnen allen derartigen Anträgen mit feindseliger Verschlossenheit. Ja selbst schon verkaufte Gegenstände mit List oder Gewalt wieder in ihren Besitz zu bringen, sind sie nicht abgeneigt, wie denn zum Beispiel in einem Burjatendorfe eine Frau versuchte, einen von Jacobsen ihrem Manne abgekauften Sattel von dem Wagen des Reisenden wieder wegzunehmen und in ihre Hütte zurückzubringen, so daß es nur unter Anwendung von Gewalt und durch eine beträchtliche Erhöhung der schon gezahlten Kaufsumme gelang, ihrem Verfahren Einhalt zu thun. Gegen die von der russischen Regierung eingesetzten Beamten in den einzelnen Dörfern zeigen sie sich häufig ungehorsam und störrisch, während sie den Befehlen ihrer Stammhäuptlinge, welche übrigens zum Theil verhältnißmäßig gebildete Leute sind, willig nachkommen. Dem Tabaksgenusse sind beide Geschlechter fast jeden Alters leidenschaftlich ergeben; kleine Kinder, welche kaum auf den Füßen feststehen gelernt haben, rauchen schon den abscheulichen, mit Baumrinde gemischten Tabak, der bei ihnen allgemein im Gebrauch ist. Vom Trunke scheinen sie nicht in so hohem Grade beherrscht zu sein, wie ihre Stammverwandten im Altai; immerhin aber spielt bei allen ihren Festlichkeiten der Genuß des Milchbranntweins eine sehr bedeutende Rolle und es ist wohl möglich, daß sie denselben nur deshalb nicht in gleich großen Quantitäten trinken wie die Kalmüken, weil er bei ihnen beträchtlich schwerer ist als bei jenen. Auch ihre Habsucht hatte der Reisende Gelegenheit genügend kennen zu lernen; für die werthlosesten Gegenstände forderten sie von ihm ganz exorbitante Preise. Ob der Vorwurf hochgradiger Sinnlichkeit gerechtfertigt ist, welchen Albin Kohn[1]) besonders den Burjatinnen macht, von denen er behauptet, daß sie ohne Unterschied bereit wären, für Geld Jedem ihre Reize preiszugeben, wage ich nicht zu entscheiden; immerhin zeugt es nicht von einem Ueberflusse an Schamgefühl, wenn Jacobsen berichtet, daß der polnische Schreiber in einem der von ihm besuchten Dörfer mit einem ganz jungen Ehepaare die Wohnung getheilt habe, ohne daß die Frau daran den geringsten Anstoß genommen hätte. Füge ich endlich noch hinzu, daß die Burjaten sehr unreinlich in Beziehung auf Kleidung, Speisen und Getränke sind, so wird das Angegebene genügen, um das zu Anfang dieses Abschnittes ausgesprochene Urtheil zu begründen.

Was aber den Verkehr mit den Burjaten am meisten erschwert, ist die abergläubische Gesinnung, von welcher sie in ebenso hohem Grade beherrscht sind, wie die übrigen Stämme Sibiriens. Denn wenn man auch westlich des Baikalsees von russischer Seite die Einführung des Christenthums versucht hat und noch versucht, so sind doch bis heute diese Bemühungen wie fast alle anderen russischen Civilisationsbestrebungen unter diesem Volke so gut wie unfruchtbar geblieben; besonders hängen die cisbaikalischen Burjaten noch mit starrer Zähigkeit am Schamanismus fest. Dieser Mißerfolg liegt wohl zum großen Theil daran, daß die Träger des Christenthums und der russischen Civilisation, die Popen und die ungebildeten, ja häufig genug aus Verbrecherkreisen hervorgegangenen Ansiedler, keineswegs die für den angegebenen Zweck geeigneten Persönlichkeiten sind; einen großen Theil der Schuld aber trägt auch die Abneigung der Eingeborenen gegen alles, was einer Aufgabe ihrer alten religiösen Ueberlieferungen ähnlich sieht. Wenigstens geht das deutlich daraus hervor, daß auch die Priester des Buddhismus, welcher aus China in das transbaikalische Burjatenland eingedrungen ist, aller Anstrengungen ungeachtet ebenso wenig im Stande gewesen sind, den Schamanismus zu verdrängen, wie die Russen.

Die Erfahrungen, welche der Reisende über die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Burjaten während seines Aufenthaltes unter ihnen zu sammeln vermochte, will ich hier, ergänzt durch einige Zusätze aus anderen Berichten, im Folgenden zusammenstellen. Wie bei allen dem Schamanismus huldigenden Völkerschaften ist auch bei den Burjaten der Glaube an gute und böse Geister vorhanden. Die ersteren sind in Abbildungen in allen Häusern vorhanden. Schon ehe man die Hütte des Burjaten betritt, gewahrt man an der Außenseite derselben dicht neben der Thür kleine Holzkästchen mit einem Schieberdeckel von 10 bis 16 cm Länge und 3 bis 8 cm Breite, welche für die Behausung des Altatá gehalten werden, dem der Hausherr den Schutz über seine Hütte, seinen Hof, sein Vieh und sonstiges Besitzthum anvertraut. Diese Kästchen werden auch wohl durch Gehänge aus zusammengebundenen Lederstreifen und Zeugläppchen ersetzt, wie sie auch am Amur als gottesdienstliche Geräthe wiederkehren. Als Opfergaben für den Altatá findet man überall neben seiner Behausung kleine Stückchen aus Filz, welche denselben Namen wie der Gott führen und in der Vorstellung der Burjaten wohl bisweilen mit jenem völlig in Eins zusammenfließen mögen. Im Inneren des Hauses finden wir links vom Eingange ebenfalls mehrere Götzenbilder, welche aus einem Holzreif bestehen, in dessen Mitte ein paar elende Zeuglappen befestigt sind[1]); nur selten tritt an die Stelle der letzteren ein bis zur Unkenntlichkeit roh und kunstlos gefertigtes Menschenbild. Trotzdem stehen diese Götzenbilder in hohen Ehren, denn sie stellen diejenige überirdische Macht dar, welche den Frauen Fruchtbarkeit verleiht und die Kinder des Hauses unter ihren besonderen Schutz nimmt, indem sie die bösen Geister mit Pfeilen, welche mit Seidenfäden umwickelt sind und dicht neben dem Bilde hängen, abwehrt. Der Name dieses Götzen ist Tumurschin-chobún-schechin-bará.

Daß von den Burjaten auch ein Gott des Feuers verehrt wird, ist schon daraus zu schließen, daß sie die Gewohnheit haben, von jedem Schälchen Milchschnaps, der übrigens hier ebenso wie bei den Altajern Tarassun heißt, ein paar Tropfen als Spende in das Herdfeuer — wenn dieser Aus-

---

[1]) Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig, Spamer, 1876, Bd. 1, S. 72, 78, 89. In einzelnen Punkten scheint mir der genannte Schriftsteller zu hart über die Burjaten zu urtheilen; so besonders, wenn er ihnen alle Industrie abspricht, S. 79. Vielmehr sind die Schmiedearbeiten der Burjaten in ganz Sibirien gesucht, und auch sehr gute und dauerhafte Böttcherarbeiten eigener Fabrikation hat Jacobsen bei ihnen gefunden. Vergl. übrigens Rittich a. a. O. Andererseits trifft die Beurtheilung, welche ihnen in Peschel-Kirchhoff's Völkerkunde S. 381 zu Theil wird, auch nicht das Richtige, denn die Burjaten neigen eher zur Gewaltthat als zur Gutartigkeit.

[1]) Ganz ähnliche, aber bei weitem sorgfältiger und kunstvoller gearbeitete Götzenbilder findet man auch in den Jurten der altajischen Bergtalmüken, während sie bei den Amurvölkern gänzlich fehlen.

druck hier erlaubt ist — zu gießen. Außerdem aber wurden Jacobsen im Irkutsker Museum zwei Zeugpuppen in einem Filzfutterale gezeigt, welche als eine getreue Nachbildung des sogenannten Feuerherrn der Burjaten und seiner Frau bezeichnet wurden. Dem Reisenden selbst gelang es in keinem der von ihm besuchten Häuser, ein Original dieses Götzenbildes zu Gesicht zu bekommen, woraus doch wohl hervorgeht, daß dasselbe von den Burjaten besonders hoch gehalten und mit großer Sorgfalt den profanen Blicken Fremder entzogen wird. Damit würde sehr gut übereinstimmen, daß es die Burjaten ebenso wie die Golden am Amur für einen schweren Frevel halten, einen Brand von ihrem Feuer in ein anderes Haus hinüberzutragen oder ihr Herdfeuer auszulöschen [1]). Nach dunklen Andeutungen, welche dem Reisenden gemacht wurden, aber durch andere Berichte bestätigt werden [2]), nehmen Himmel und Erde unter den guten Göttern der Burjaten die erste Stelle ein; ihre höchste Gottheit trägt den Namen Tengeri oder Tengri, d. h. Himmel [3]).

Die Art der Gottesverehrung ist eine doppelte. Einmal besteht sie im Gebet, welches der Burjate mit gen Himmel gerichtetem Gesichte zu verrichten pflegt, und zweitens in Opferungen mannigfacher Art. Die Opfer für den Altatá und die Libationen für den Feuerherrn sind schon erwähnt. Wenn schon in den letzteren die den Opfern im Allgemeinen zu Grunde liegende Anschauung von einer Nahrung, welche den Göttern dargebracht wird, hervortritt, so ist das noch viel mehr der Fall bei der Verehrung, die man dem Tumurschin-chobün-scheschin-bará zollt. Derselbe wird nämlich häufig mit dem Fett geschlachteter Schafe bestrichen [4]) und starrt in Folge dessen, und da sich auf ihm auch der Rauch des Herdfeuers niederschlägt, förmlich von Schmutz. Größere Opferfeste finden jährlich zweimal, und zwar im Frühling und im Herbst statt. Sie werden auf freiem Felde abgehalten und geben dem Volke Veranlassung zu lauter Fröhlichkeit. Die Opferthiere sind entweder Hammel oder Pferde, seltener Rinder oder Ziegen. Nachdem dieselben geschlachtet worden sind, befestigt man den Schädel, die Knochen und die Haut ähnlich wie bei den Altajern und ihren östlichen Nachbarn, den Teleuten, derartig auf einem Gestelle von Birkenholz, daß die Formen des lebenden Thieres noch zur Geltung kommen. Das Fleisch wird sodann an Ort und Stelle von der Opferversammlung verzehrt, und während des Mahles werden Gebete gesprochen und Libationen von Tarassun dargebracht, die jedenfalls dem Tengeri gelten. Bei diesen Libationen benutzt man große Holzkannen mit einem Deckel und einem Ausgusse, welche für so heilig gehalten werden, daß sie ein Burjate auch für den höchsten Preis, den man ihm bietet, nicht herausgiebt. Natürlich spielt bei diesen Opferfesten auch der Genuß des Milchbranntweins eine große Rolle, wenn auch nicht so wüst getrunken wird wie bei den Altajern. Auch von den einzelnen Hausherren werden, besonders bei wichtigen Familienereignissen, Opfer, bestehend in Schafen und Pferden, dargebracht, bei denen man ähnlich wie bei den großen Opferfesten verfährt. Als Zeichen dafür, daß das Opfer ordnungsmäßig vollzogen ist, pflanzt der Hausherr vor seiner Wohnung einen Birkenstrauch auf, so daß von Jacobsen vor manchen Häusern förmliche Gehölze dieser Art bemerkt wurden. Hier und da findet man in dem Gebiete der Burjaten auch Gerüste, die hohen Tischen nicht unähnlich sind. Sie dienen dazu, um vom Blitze erschlagenes Vieh auf ihnen niederzulegen. Vermuthlich ist auch das eine Art von Opfer oder doch wenigstens ein Ausdruck dafür, daß der Burjate das Recht der Himmelsgottheit anerkennt, sich durch ihren Boten, den Blitz, ein Stück seiner Heerde anzueignen, das damit für den Genuß von Seiten der Menschen unbrauchbar wird. Da man sich um die getödteten Thiere nicht weiter kümmert, so werden sie natürlich bald eine willkommene Beute der Vögel.

Die höchste Autorität in allen religiösen Angelegenheiten besitzt der Schamane. Er verfertigt die Götzenbilder und verkauft sie seinen Landsleuten für Geld oder Vieh, er vollzieht gegen gute Bezahlung und Bewirthung die Privatopfer, er enthüllt als Prophet die verborgene Zukunft, er heilt als Arzt die Krankheiten seiner Volksgenossen, ja er soll sogar von den Burjaten bei ihren Rechtsstreitigkeiten noch immer lieber zum Richter aufgerufen werden als die russische Obrigkeit [1]). Bei seiner Thätigkeit als Arzt geht er von dem Gedanken aus, der dem Schamanenthum in allen seinen Verbreitungsgebieten eigenthümlich ist, daß jede Krankheit wie überhaupt jedes Uebel die Folge der Feindschaft eines bösen Geistes ist, dessen Zorn der Betroffene auf sich gezogen hat, und daß es darauf ankommt, den Teufel zum Ablassen von seinem Opfer zu zwingen. Dieser Zweck wird natürlich am gründlichsten dadurch erreicht, daß der Schamane den sich verborgen haltenden bösen Geist ausfindig macht und dann tödtet. So besteht denn die Heilmethode der burjatischen Schamanen fast durchweg darin, daß sie Beschwörungen murmelnd in der Hütte herumlaufen und den Quälgeist suchen, der denn endlich auch regelmäßig in Gestalt einer von ihnen selbst in einem Winkel heimlich vorher versteckten Zeug- oder Papierpuppe entdeckt wird. Indem nun dieser Geist mit dem Pfeile durchschossen wird, verliert der von ihm ausgehende Zauber seine Kraft, und der Kranke wird gesund oder — auch nicht. Tritt der erstere Fall ein, so fällt natürlich das Verdienst der Heilung dem Schamanen zu, der sich übrigens auch bei dieser Arbeit schon vor ihrer Verrichtung seines Lohnes zu versichern weiß; stirbt hingegen der Kranke, so fällt es trotzdem Niemandem ein, die Kraft des Zauberpriesters in Zweifel zu ziehen, sein Ansehen ist und bleibt unantastbar.

Die Tracht der burjatischen Schamanen ist im Allgemeinen dieselbe wie die ihrer kalmükischen Zunftgenossen. Sie besteht aus einer ledernen Jacke mit daran anschließendem Unterrocke aus demselben Stoffe. Beide sind mit Thierfellen und Zeugstreifen dicht besetzt, und zu diesem Schmucke kommen noch eine Menge von Kupferschnitzelchen, welche wohl dazu dienen sollen, die Glocken, die sonst bei den Schamanen Sibiriens gebräuchlich sind, zu ersetzen. Mütze und Trommel spielen natürlich auch hier eine hervorragende Rolle; doch scheint die letztere einfacher gearbeitet zu sein als die kalmükische. Während nämlich diese einen geschickt geschnitzten Griff hat, der ein männliches Wesen vorstellen soll, zeigt die burjatische nur ein einfaches Kreuz aus zwei Eisenstäben. Der auch bei anderen Völkern gebräuchliche Schamanenstab hat hier eine eigenthümliche Form. Er erscheint nämlich in der Gestalt eines hölzernen Pferdebeines,

[1]) A. Bastian: Besuch bei schamonischen Burjaten. Ausland 1866, S. 534.

[2]) A. a. O., S. 534 und W. Radloff: Das Schamanenthum und sein Kultus. Leipzig, T. O. Weigel, 1885, besonders S. 6 und 7.

[3]) Ebenda.

[4]) Diese Art der Verehrung erinnert lebhaft an die bei den Golden gebräuchliche Bestreichung des Mundes der Fischgötter mit Fischblut und -Fett, welche sowohl vor als nach dem Fischfange eintritt, vorausgesetzt, daß derselbe günstig gewesen ist.

[1]) Vergl. A. Kohn a. a. O. S. 77. Ich bin auf die eigenthümliche Stellung der Schamanen mit Absicht nicht näher eingegangen, verweise aber für diesen Gegenstand außer auf Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde, S. 261 ff. auf A. Bastian's und W. Radloff's oben angeführte Arbeiten.

an dessen Gelenken Glocken und lang herabhängende Felle von Eichhörnchen und anderen Pelzthieren befestigt sind, während bei den Golden lange und ziemlich starke Stöcke mit geschnitzten Knäufen üblich sind.

Auf sein Verlangen wurde Jacobsen eine Schamanenhandlung [1]) vorgeführt, die ich hier nach seinem Berichte beschreibe. Der Schamane, ein noch junger Mann, trat in seiner gewöhnlichen Kleidung auf, nur trug er auf dem Kopfe einen großen russischen Filzhut mit lang herabhängenden bunten Bändern. Zunächst trat er zu einer links von der Thür seines Hauses stehenden Lade und nahm aus derselben zwei der eben beschriebenen Stäbe heraus, die er dann mit langsamen und feierlichen Bewegungen auf den Boden niederlegte. Dann entnahm er aus demselben Kasten eine Hand voll des heiligen Krautes Gangá, und, langsam an das etwa in der Mitte des Fußbodens brennende Feuer herantretend, warf er die trockenen Stengel in die Flammen. In den sich entwickelnden Rauch hielt er dann die Stäbe und ließ auch, indem er sich weit vornüber beugte, seinen Oberkörper von demselben umziehen, als ob er sich zu der bevorstehenden heiligen Handlung weihen lassen wollte [2]). Nachdem er darauf die unteren Enden seiner Stäbe in die Asche des Krautes gestoßen hatte, trat er mit geschlossenen Augen und mit hoch erhobenen Stäben von der niedriger gelegenen Feuerstelle auf den etwas höheren Bretterfußboden des Hauses zurück und nahm in der linken Hälfte desselben — von dem Eintretenden aus gerechnet — seine Stellung ein. Noch immer die Augen geschlossen haltend, begann er einen ziemlich melodischen Gesang, der zunächst eine nicht unangenehme Stimmung ausdrücken zu sollen schien. Während dieses Gesanges hatte Jacobsen den Eindruck, als ob die zahlreich gegenwärtigen Burjaten sich in sehr wenig erfreulicher Stimmung befänden, der sie auch durch das mehrmalige Ausstoßen dumpfer Laute, die wie von halbunterdrücktem Schmerze ausgepreßt klangen, Ausdruck gaben. Nach und nach jedoch wurde der Gesang des Schamanen immer dumpfer und wilder, seine Geberden wurden immer unruhiger und rascher wechselnd. Die Stäbe wanderten ohne Unterbrechung von einer Hand in die andere, und während der Schamane die mit beiden zeitweilig bewaffnete wie beschwörend in die Höhe hob, fuhr er mit der anderen konvulsivisch über die Stirn und durch das in langen Strähnen von seinem Haupte herabhängende schwarze Haar. Je trauriger und wilder nun der Gesang des Schamanen wurde, der allmählich in ein fortwährendes Stöhnen und Schluchzen, untermischt mit unheimlich klingenden Gurgellauten, überging, desto mehr hellten sich die Mienen seiner Landsleute auf, und zuweilen unterbrachen die letzteren den Beschwörer durch ein kurzes und höhnisches Lachen, so daß es den Anschein hatte, als ob sie den zu lösenden Zauber schon als machtlos geworden betrachteten und nicht mehr unter seiner beängstigenden Einwirkung ständen.

Uebrigens ließ sich der Schamane durch das Benehmen seiner Landsleute durchaus nicht in seiner Thätigkeit stören, sondern er schritt unaufhörlich mit geschlossenen Augen und unter fortgesetztem Aufheben und Schütteln der Stäbe vorwärts und rückwärts. Aber dabei blieb es nicht; vielmehr stellte er sich in regelmäßigen Pausen zwei- oder dreimal mit dem Gesichte ganz nahe vor die Wand des Hauses und stieß unter heftigem Kopfschütteln und wie in furchtbarem Schmerze sich krümmend ein gräßliches Gebrüll aus, das einem gutturalen Grrr glich und im höchsten Grade unheimlich und beängstigend wirkte. Indem er dabei die Arme mit den Stäben nach hinten ausstreckte und heftig schüttelte, vermehrte der Klang der Glocken noch den ohnehin schon herrschenden Lärm, der für europäische Ohren fast unerträglich war. Als er zum dritten Male an die Wand herantrat, schien sich der Zauber, unter welchem der Schamane gestanden hatte, plötzlich zu lösen. Er flog, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, mitten in das Haus zurück und wurde nun ruhiger, so daß auch der Reisende, welcher während des letzten Theiles der Vorführung in höchster Erregung gewesen war, wieder frei aufathmete. Dann plötzlich die Augen öffnend und an die oben erwähnte Lade herantretend, legte der Schamane die Stäbe nieder und trocknete den von seiner Stirn herabströmenden Schweiß ab, welcher von der gewaltigen Kraftanstrengung Zeugniß ablegte, die ihm dieser Auftritt verursacht hatte. Obgleich diese ganze Schamanenhandlung nur den Zweck hatte, Jacobsen eine Vorstellung von dem bei den Opferfesten und Beschwörungen üblichen Verfahren zu geben, so machte sie doch einen tiefen Eindruck auf ihn und ließ es ihm begreiflich erscheinen, daß sich russische Ansiedler in Sibirien dem von ihrer Umgebung gepflegten Schamanismus ebenfalls hingeben.

Diese Erscheinung tritt nämlich nicht nur bei völlig Ungebildeten ein, sondern auch bei solchen, von denen man nach ihrer Stellung und geistigen Entwickelung voraussetzen sollte, daß sie die Fähigkeit hätten, derartigen Versuchungen zu widerstehen. So erzählte zum Beispiel der Konservator am Irkutsker Museum, Herr Wittkofsky, Jacobsen folgende Geschichte, für deren Wahrheit er sich in aller Form verbürgte. Ein russischer Geistlicher, der als Missionar unter den Burjaten lebte, eiferte besonders heftig gegen das Treiben eines alten, im Volke sehr angesehenen Schamanen, den er mit den verächtlichsten Ausdrücken zu belegen nicht müde wurde. Da geschah es, daß er plötzlich schwer erkrankte, und seine ganze Umgebung war nun fest überzeugt, daß seine Krankheit nur ein Racheakt des beleidigten Schamanen sei. Das war nun zwar nichts Auffallendes, wunderbar aber war es, daß sich auch der Missionar sehr bald dieser Meinung anschloß und sich beeilte, seinen Gegner dadurch zu versöhnen, daß er ihn zu sich rufen ließ und an ihn die Bitte richtete, ihm die Krankheit durch seinen Zauber wieder abzunehmen. Natürlich war der Schamane, welcher schlau genug war, einzusehen, daß die Erfüllung dieser Bitte mehr als alles andere zur Erhöhung seines Ansehens beitragen würde, sogleich zur Beschwörung bereit, und der Missionar ließ nun alle die Gebräuche, welche er früher als Erfindungen des Teufels geschmäht hatte, ruhig über sich ergehen, in der Hoffnung, daß er durch ihre Anwendung von seiner Krankheit befreit werden würde. Wirklich genas er von seinem Leiden, und seit dieser Zeit stand in der Hütte des christlichen Missionars neben den Bildern des heiligen Iwan und Michael friedlich und im Genusse gleicher Verehrung das Götzenbild der Burjaten, der Tumurschin-chobün-scheschinbará.

Während die Burjaten im Allgemeinen ihre Todten begraben, werden die Leichen der verstorbenen Schamanen verbrannt. Diese Verbrennung geschieht in eigens dazu bestimmten kleinen Birkenwäldchen, die man in der Nähe der burjatischen Dörfer häufig antrifft. Da bei diesen Feuerbestattungen alle Geräthe des Schamanen, wie seine Anzüge, Waffen, Zauberstäbe und Anderes in dem Wäldchen niedergelegt werden, so gäbe ein solches Gehölz für einen Sammler völkerkundlicher Gegenstände eine reiche Ernte, wenn ein Europäer es überhaupt wagen dürfte, dasselbe zu

[1]) Die Schamanenhandlung trägt bei den Burjaten den Namen Bolchó, während der Schamane selbst Bo heißt.

[2]) Ich vermuthe, daß der Rauch dieses Krautes eine Art von betäubender Wirkung auf den Schamanen ausübt, welche die nöthige Ekstase herbeiführen hilft; übrigens war ich nicht im Stande, den Ursprung dieses heiligen Krautes zu ergründen.

betreten. Das ist jedoch durchaus unmöglich, denn die Burjaten pflegen es unausgesetzt zu bewachen und würden sicherlich jeden fremden Eindringling tödten. Diese Birkenwäldchen sind die Wohnsitze der Geister der verstorbenen Schamanen. Deshalb wird hier an ihrer Grabstätte ihr Lieblingspferd geopfert; deshalb hängt man hier auch an einem in den Boden gesteckten Pfahle ein Kästchen mit Thee, Zucker und anderen Dingen auf, welche dem Verstorbenen als Nahrung dienen sollen und jedes Jahr erneuert werden müssen. Von den Bäumen eines solchen Wäldchens darf keine profane Hand ein Blatt oder gar einen Zweig abbrechen; vielmehr hat nur der Schamane dieses Recht, das er zu einem einträglichen Handel benutzt, da ja jeder Burjate, wie oben bemerkt, die Vollziehung seiner Privatopfer durch einen vor seinem Hause aufgepflanzten heiligen Birkenstrauch dokumentiren muß. Uebrigens wird, wie unter den Bäumen die Birke, so unter den Thieren der weiße Hase von den Burjaten für ebenso heilig gehalten wie von den altajischen Bergkalmüken.

Ueber die Eheschließung bei den Burjaten berichtet Jacobsen auf Grund der Erkundigungen, die er von einem ihrer Häuptlinge einzog, Folgendes. Wenn ein Mädchen von einem jungen Manne zur Frau erkoren und der übliche Kalym oder das Brautgeld an die Eltern desselben bezahlt ist, so wird die Verbindung der zukünftigen Gatten durch ein großes Gelage gefeiert, bei welchem die Dorfgenossen von Seiten der feiernden Familie zahlreiche Geschenke erhalten. Danach kehrt das Mädchen wieder auf ein Jahr in das Elternhaus zurück, damit ihr während dieser Zeit die vorher kurz geschorenen Haare lang wachsen, ehe sie in den Ehestand tritt. Ist dieses Jahr um, so führt der Mann sein junges Weib in das eigene Haus ein, ohne daß eine besondere Feierlichkeit diesen Akt begleitete. Natürlich hat auch dann das Haar noch keine beträchtliche Länge erreicht, kann aber doch schon in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten werden, welche rings herum von dem Kopfe herabfallen und mit Behängen von Gold- und Silbermünzen, mit Korallen und ähnlichen Schmuckgegenständen verziert werden. Auf dem Kopfe trägt die jung verheirathete Burjatin eine herzförmig gestaltete Silberplatte mit einem silbernen Stirnstreifen, die jedoch beide fortwährend durch ein großes Kopftuch verdeckt werden, weil ihr Anblick anderen Männern als dem eigenen nicht gewährt werden darf. Sobald jedoch die Burjatin ihr erstes Kind geboren hat, legt sie diesen Kopfschmuck ab und flicht ihr Haar in zwei Zöpfe, die je nach Geschmack über die Brust oder den Rücken herabfallen. Uebrigens ist es dem Burjaten durch die Sitte seines Volkes und durch das russische Gesetz gestattet, mehrere Frauen zu heirathen; doch wird von dieser Erlaubniß meist nur dann Gebrauch gemacht, wenn die erste Gattin sich als unfruchtbar erwiesen hat, da Kinderlosigkeit für die größte Schande des burjatischen Hauses gilt. Wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, nimmt in neuerer Zeit die Unfruchtbarkeit der burjatischen Frauen immer mehr zu, und man darf wohl schon aus diesem Grunde das Verschwinden auch dieses verhältnißmäßig zahlreichen Volkes in absehbarer Zeit voraussagen, ohne sich einer falschen Prophezeiung schuldig zu machen. Immerhin aber werden sich die Burjaten, da sie durch die Berührung mit Russen und Chinesen, wenigstens zum großen Theil, von der nomadischen Lebensweise zur Seßhaftigkeit, von der Jagd und Viehzucht zum Ackerbau übergegangen sind, noch lange genug erhalten, um in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit noch eingehender erforscht werden zu können, als das bisher der Fall gewesen ist.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Edouard Dupont, Direktor des naturgeschichtlichen Museums in Brüssel begiebt sich auf ein halbes Jahr nach dem unteren Congo, um die Geologie des südlichen Ufers zwischen Boma und dem Stanley-Pool zu studiren. Namentlich will er suchen, die Epoche zu bestimmen, während welcher der Congo sich durch die Küstenkette Bahn gebrochen hat, ebenso das Alter der Küstenkette, und Höhlen untersuchen, wo er Spuren früherer Bewohner zu finden hofft. Auch mit der landwirthschaftlichen Geologie jenes Gebietes will er sich beschäftigen.

Nordamerika.

Die Einwanderung von 1886 in New York. Die New Yorker Einwanderungs-Commission hat soeben ihren Jahresbericht veröffentlicht, dem Folgendes entnommen ist: Von 321 814 im Jahre 1886 eingewanderten Personen waren 73 099 Deutsche, 59 335 Engländer, 29 312 Italiener, 23 987 Russen, 21 905 Schweden, 10 443 Norweger, 15 772 Oesterreicher, 18 135 Ungarn, 4222 Böhmen, 8001 Dänen, 5531 Schweizer, 4998 Franzosen, 3323 Holländer, 2461 Rumänier, 1704 Belgier u. s. w. Die deutsche Einwanderung blieb gegen das Vorjahr um 25 012 zurück, während die Einwanderung aus Oesterreich, Ungarn und Böhmen um 9082 zunahm; auch in der Einwanderung aus England und Irland war ein Zuwachs zu verzeichnen. Von den Eingewanderten gaben 109 554 ihren Bestimmungsplatz als New York an, doch verblieb nur eine Minorität dort. Nach Pennsylvania reisten 42 103, nach Illinois 25 502, Minnesota 12 317, Ohio 9202, New-Jersey 10 432, Michigan 9682, Massachusetts 10 161, Wisconsin 9145, Iowa 7886, Connecticut 8023, California 5633, Missouri 5286, Nebraska 4993, Dakota 4536, Kansas 4327 und Texas 3001. Die Uebrigen vertheilten sich auf die anderen Staaten und Territorien. Auf Ward's Island fanden während des Jahres 1886 2354 Einwanderer Zuflucht und es kamen 102 Todesfälle und 68 Geburten daselbst vor. In der dort befindlichen Irrenanstalt wurden 147 Patienten behandelt, von denen 61 nach Europa zurückgesandt wurden, 8 starben, 21 nach anderen Instituten transportirt und 27 als geheilt entlassen wurden. Die Ausgaben der Einwanderungs-Commission beliefen sich im Jahre 1886 auf 125 700,80 Dollars. Der Staat trug hierzu nichts bei, sondern die Ausgaben wurden von den Kopfgeldern bezahlt, die für jeden Eingewanderten von der betreffenden Dampferlinie an die Bundesregierung entrichtet werden mußten. Im Lazareth in Castle Garden fanden 2295 Patienten temporäre Aufnahme, 640 wurden auf längere Zeit verpflegt, 2310 erhielten ärztlichen Rath und Medicin, 13 Personen starben daselbst und 3 Geburten kamen vor.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

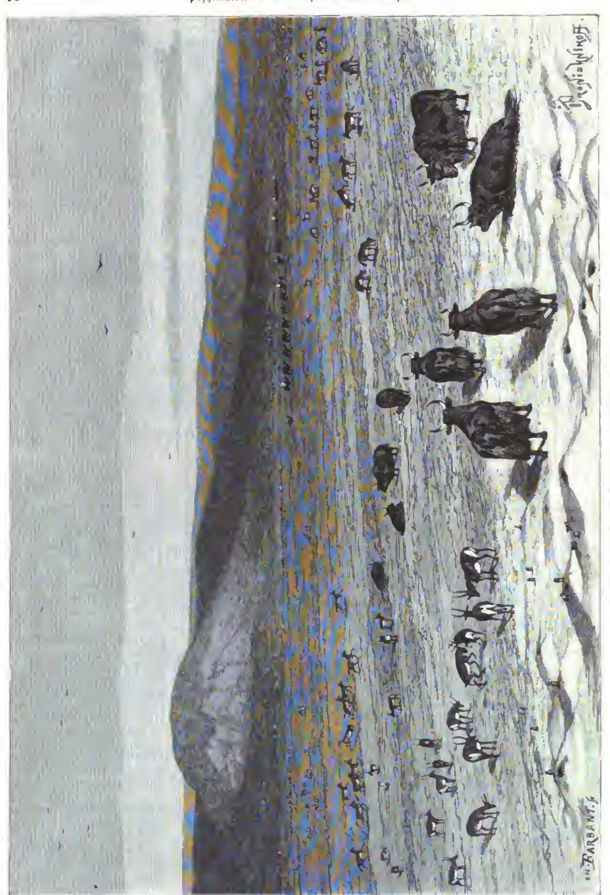
V.

Nach Ueberschreiten des Burchan-budda und mit der Ankunft in Dynsy-Obo war die Expedition auf dem Hochplateau von Tibet angelangt. Der Charakter der Gegend und der Natur hatte sich plötzlich geändert: die Reisenden sahen sich in eine ganz andere Welt versetzt, in welcher sie vor Allem der außerordentliche Reichthum der großen Thiere in Erstaunen brachte. Und die Thiere scheuten sich gar nicht vor den Menschen; ganz nahe dem Lagerplatze weideten Heerden von Chulans, lagen oder wanderten wieder Jaks, standen männliche Orongos, hüpften und sprangen die kleinen Ada-Antilopen umher. Die Begleiter Prshewalski's, welche dieses Leben und Treiben zum ersten Male beobachteten, konnten sich nicht genug darüber wundern.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Dynsy-Obo wurde der Weitermarsch angetreten. Die bedeutende absolute Höhe der Gegend machte sich unangenehm fühlbar durch Athembeschwerden, Herzklopfen, schnelle Ermüdung, Schwindel und allgemeines Schwächegefühl, erst allmählich gewöhnte man sich daran. Dazu kam, daß die Witterung sich plötzlich änderte: es begann zu stürmen, zu schneien und zu hageln, es wurde nicht allein Nachts, sondern auch Tags recht kalt. Vor einer Woche hatten die Reisenden sich in der brennenden Sonne Tzaidams kaum zu schützen vermocht; jetzt mußten sie schon Morgens ihre Pelze und dicken Handschuhe anziehen.

Endlich war der Paß über das Schuga-Gebirge, 15 200 Fuß (4560 m) hoch, erreicht und wurde überschritten; der Abstieg in das Thal des Schuga-Flusses ist etwas steil, aber immerhin noch gut passirbar. Das Schuga-Gebirge zieht dem Burchan-budda parallel und setzt sich nach Osten in dem Gebirge Urundu schi fort, nach Westen reicht es bis an den Schuga-Fluß. Trotzdem es noch früh im Herbst war, war doch die Nordseite der Schuga-Berge schon mit mehr Schnee bedeckt, als Prshewalski im December 1872 und Januar 1873 hier vorgefunden. Das Thal des Flusses Schuga, in welchem stromabwärts weiter gewandert wurde, hat Wiesencharakter — es ist unbedingt die beste Lokalität in Nordtibet. Hoch in seinem mittleren Theile hat es eine Breite von 6 bis 8 Werst; die das rechte Ufer begrenzende und mit dem Flusse parallel laufende Bergkette ist das Schuga-Gebirge; das am linken Ufer sich hinziehende ist von Prshewalski als das Marco-Polo-Gebirge bezeichnet worden.

Die vortrefflichen Weideplätze im Thale des Schuga-Flusses locken eine große Menge pflanzenfressender Thiere herbei: ununterbrochen wurden bei der Wanderung Chulans, Jaks und Antilopen gesehen. Mit Verwunderung und Neugier blickten die Thiere auf die Karawane, ohne sich zu scheuen. Die Chulanheerden gingen nur wenig zur Seite, um die Karawane vorbei zu lassen, mitunter folgten sie sogar eine Zeit lang den Kameelen. Die Antilopen (Orongo und Ada) weideten in Ruhe, die schwerfälligen Jaks gaben sich gar keine Mühe aufzustehen, sie blieben ruhig liegen. Es schien, als seien die Reisenden in das ursprüngliche Paradies gekommen. Dieser friedliche Zustand, den das beigegebene Bild veranschaulichen soll, wurde aber durch die Jagdlust der Reisenden bald zerstört. Die Mitglieder der Expedition gaben sich der ungetrübten Jagdfreude hin, wenngleich dieselbe hier und da mit Gefahren verbunden war.



Die pflanzenfressenden Säugethiere im Thale des Schuga-gol.

Nachdem die Expedition dem Flusse eine Strecke weit gefolgt war, wurde das Marco-Polo-Gebirge im Passe Tschum-tschum überschritten. Der Uebergang, obschon 16 300 Fuß (4890 m) hoch, ist sehr bequem, der südliche Abhang ist nur kurz. Jetzt endlich befanden sich die Reisenden auf dem eigentlichen Hochplateau von Tibet; bei der Weiterwanderung wurde eine geringere Höhe als 14 000 Fuß (4200 m) nicht mehr beobachtet.

Aber ungastlich empfing die Reisenden das mächtige Gebirgsplateau! Heftiger Sturm aus Westen, eine bis auf die Knochen dringende Kälte, schwere Schneewolken und die weinerliche, trübe Physiognomie des Führers — alles das verkündigte nichts Gutes. Und nun erklärte der Mongole, weiter kenne er den Weg nicht; es seien schon 15 Jahre her, daß er ihn gewandert sei; er rathe zur Umkehr, sonst würden alle untergehen. Da aber derselbe Mongole früher stets versichert hatte, er kenne den Weg nach Lhassa sehr genau, so traute Prshewalski ihm nicht. Es wurde ihm eine beständige Wache beigegeben und ihm angedroht, daß man ihn bei nächster Gelegenheit erschießen würde, sobald er die Reisenden irre führen würde. Jetzt verlor der ängstliche Mongole aus Furcht wirklich den Weg. Nach vielem Hin- und Herirren kamen die Reisenden an ein kleines Flüßchen, welches der Vermuthung Prshewalski's nach in den Naptschitai-ulan-muren, einen Zufluß des Mur-ussu, strömte. Diesem Flüßchen entlang marschirte man und stieß auf die Spuren des Nachtlagers einer Kameel-Karawane; hieraus konnte man schließen, daß eine Pilgerkarawane dort gerastet hatte, denn Handelskarawanen benutzen zum Transport keine Kameele, sondern Jaks. Da nun alle Pilger entweder von Lhassa kommen oder dahin gehen, so war jene Spur ein sicheres Zeichen, daß die Expedition sich auf der richtigen Fährte befand.

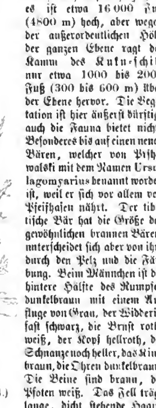


Tamariskenstrauch (Tamarix Pallasii). (Vgl. oben S. 4.)

Aber die Unbill der Witterung steigerte sich und Menschen und Thiere hatten viel zu leiden. Frisch gefallener Schnee bedeckte den Boden und ließ die Kameele nicht das Futter, die Leute nicht immer den Argal finden, und der gefundene Argal war feucht und brannte schlecht. Und doch wollte man sich vor der strengen Kälte, welche bis — 23° R. stieg, schützen. Zwei Tage verblieb die Expedition auf einem Fleck, eine Besserung des Wetters abwartend — dann wurde weiter marschirt. Der Himmel hellte sich freilich auf, aber das brachte neues Ungemach mit sich, indem in Folge des Glanzes die Augen der Reisenden und der Kameele erkrankten.

Ungeachtet aller Leiden und Strapazen wurde die Wanderung in der Richtung nach Süden zum Kuku-schili-Gebirge fortgesetzt — der Weg führte über eine stark wellige Ebene, wie solche für das nördliche Tibet charakteristisch sind. Der Boden ist lehmig, hier und da mit Kiesel bedeckt, selten sandig, jedoch überall unfruchtbar; nur hier und da waren Spuren einiger Gräser sichtbar. Charakteristisch aber sowohl für die eben betretene Ebene, wie für ähnliche in Nordtibet, ist der Ueberfluß an Wasser: es giebt viele kleine Seen, Quellen und von den benachbarten Gebirgen herabströmende Flüßchen.

Nach drei Tagemärschen war das Kuku-schili-Gebirge erreicht; obgleich die Kälte Nachts — 20° R. betrug, so war es Tags, wenn die Sonne schien, recht behaglich. Das Kuku-schili-Gebirge ist die directe nach Westen gerichtete



Fortsetzung des Gebirges Bajan-chara-ula und soll sich vom Fluß Naptschitai-ulan-muren an etwa 600 Werst nach Westen hinziehen; es ist etwa 16 000 Fuß (4800 m) hoch, aber wegen der außerordentlichen Höhe der ganzen Ebene ragt der Kamm des Kuku-schili nur etwa 1000 bis 2000 Fuß (300 bis 600 m) über der Ebene hervor. Die Vegetation ist hier äußerst dürftig; auch die Fauna bietet nichts Besonderes bis auf einen neuen Bären, welcher von Prshewalski mit dem Namen Ursus lagomyarius benannt worden ist, weil er sich vor allem von Pfeifhasen nährt. Der tibetische Bär hat die Größe des gewöhnlichen braunen Bären, unterscheidet sich aber von ihm durch den Pelz und die Färbung. Beim Männchen ist die hintere Hälfte des Rumpfes dunkelbraun mit einem Anfluge von Grau, der Widderist fast schwarz, die Brust rothweiß, der Kopf hellroth, die Schnauze noch heller, das Kinn braun, die Ohren dunkelbraun. Die Beine sind braun, die Pfoten weiß. Das Fell trägt lange, dicht stehende Haare.

Der mongolische Führer leitete die Karawane schließlich in ein enges Thal des Kuku-schili-Gebirges und erklärte, den Weg nicht weiter zu kennen — zum Lohn dafür wurde er körperlich gezüchtigt und fortgejagt. Nun übernahm Prshewalski selbst die Führung. Nach einigem Suchen gelangte man in ein Seitenthal und aus diesem ohne besondere Schwierigkeit an die Südseite des Kuku-schili-Gebirges. Vor den Reisenden breitete sich eine weite Ebene aus, welche abermals von Gebirgsmassen, dem Dumbure, begrenzt war. Dieselbe war bald durchwandert, ein Uebergang über das Dumbure-Gebirge rasch gefunden und einem nach Süden strömenden Flusse, dem Dumbure-gol, folgend, gelangte die Expedition in das Thal des großen Flusses Mur-ussu, eines Nebenflusses des Blauen Flusses; hier war Prshewalski bereits einmal im Januar 1873, nur etwas weiter nordöstlich, gewesen; doch hatte er damals nicht weiter vordringen können und mußte umkehren.

Die Expedition marschirte nun längs des Mur-ussu hin, dessen Thal reich an Wiesen ist und viel Thierleben zeigt. Demnach gab es hier wenig Strapazen; vier Kameele und ein Pferd mußten als unbrauchbar zurückgelassen werden. Schließlich erreichte man eine Fuhrt im Flusse und fand deutliche Spuren einer kürzlich hier durchgezogenen Karawane.

Der Mur-ussu, 14 000 Fuß (4200 m) hoch, hatte hier eine Breite von 30 Sashen (63 m) und eine Tiefe von nur 2½ Fuß (75 cm); offenbar war nur zufällig der Wasserstand so niedrig; jedenfalls war der Fluß leicht zu passiren. Nachdem am Ufer des Mur-ussu ein zweitägiger Halt gemacht worden war, den man zu Jagdausflügen benutzte, wurde auf der Tanla-Ebene weiter marschirt. Die Witterung war anhaltend kalt und unfreundlich, die Reisestrapazen sehr groß. Einen traurigen Anblick gewährte die Leiche eines offenbar verunglückten mongolischen Pilgers; große Raubvögel saßen auf und neben ihr, um sie zu verzehren.

Das Plateau vor dem Tanla-Gebirge ist etwa 17000 Fuß (5100 m) hoch, das Tanla-Gebirge selbst etwa 19000—20000 Fuß (5700 bis 6000 m). In Folge dieser bedeutenden Höhe ist das Klima hier noch viel ungünstiger als in den anderen Thälern: im Winter stetige Stürme und heftige Kälte. Prshewalski beobachtete Anfangs November bei Sonnenaufgang — 30° C., Mitte December — 31,5° C.; im Sommer giebt es ununterbrochen Regen, Hagel oder Schnee. Die Vegetation ist äußerst ärmlich und die Fauna bietet gar nichts Charakteristisches dar.

Obgleich hiernach das Tanla-Plateau für den Menschen so unwirthlich als nur möglich ist, so traten hier dem Reisenden dennoch seit Tzaidam zum ersten Male wieder Eingeborene entgegen. Es waren das Jegräer und Golyken, zwei zu den Tanguten gehörige Volksstämme. Beide sind roh und ein Theil jener nordtibetanischen Nomadenstämme, welche unter dem Namen Sok-pa bekannt sind. Die Jegräer nomadisiren beständig im Tanla-Gebirge, indem sie je nach dem Futterreichthum der Gegend ihren Aufenthaltsort wechseln. Die Golyken dagegen nomadisiren im Thale des Mur-ussu, dort, wo der Naptschitai-ulan-muren in denselben einmündet. Letztere kamen der Expedition gar nicht zu Gesicht; die Jegräer aber stießen mit ihr bei ihrem Uebergange über das Tanla-Gebirge zusammen.

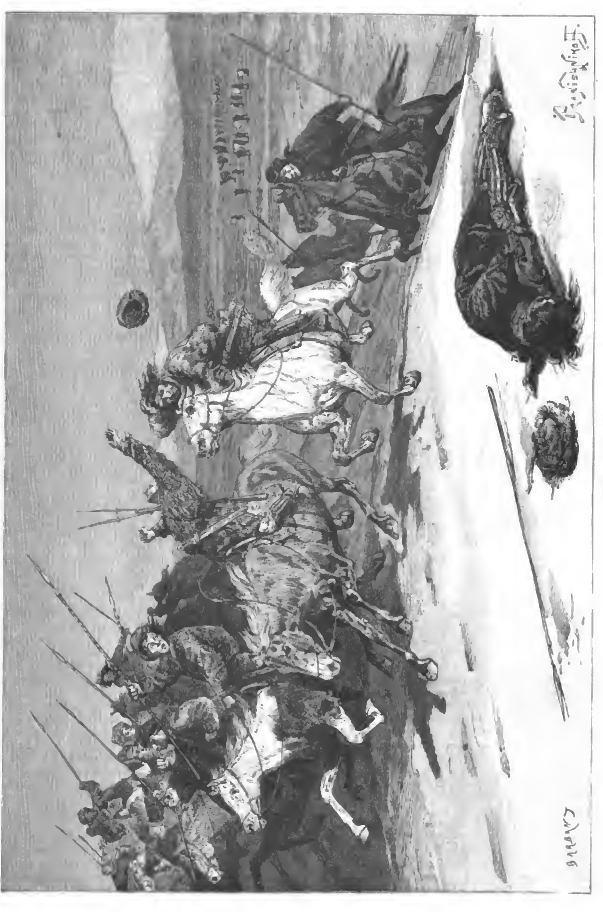
So weit Prshewalski die Jegräer beobachten konnte, unterscheiden sie sich nicht viel von den Tibetern, welche südlich vom Tanla nomadisiren. Es werden gewiß Unterschiede bestehen, aber für den flüchtigen Beobachter sind diese nicht auffindbar. Der in der Abbildung hier vorgeführte Jegräer glich in seinem Gesichtsausdrucke nicht ganz seinen Mitbrüdern.



Ein Jegräer.

Von den Tibetern wird später die Rede sein — fast Alles, was dort gesagt werden wird, bezieht sich auch auf die Jegräer. Die zu letzteren gehörigen Leute haben lange, mähnenartig auf die Schulter herabhängende, schwarze Haupthaare; Schnurr- und Kinnbart sind schwach; das Gesicht niedrig, ebenso der Kopf; die Hautfarbe dunkelgelb; ihre Kleidung ist sehr schmutzig; bewaffnet sind sie mit Säbel, Luntenflinte und Lanze; so sitzen sie zu Pferde. Durch die beständige Unterwürfigkeit der mongolischen Pilger verwöhnt, haben sie ein sehr zuversichtliches, fast freches Auftreten, doch sind sie ebenso feige, wie überhaupt alle Asiaten. Die Jegräer leben, den Tibetern gleich, in schwarzen, aus groben Wollgeweben angefertigten Zelten, die an den Lagerplätzen nicht dicht beisammen stehen, sondern nur zu je zwei oder einigen bei einander. Die Jegräer beschäftigen sich insonderheit damit, die von Norden her nach Lassa ziehenden Karawanen, besonders die Pilger, anzugreifen und zu berauben — mitunter ein sehr lohnender Beruf. Sie bewachen den Weg und den Paß über den Tanla so streng, daß nicht eine einzige Karawane ihnen entgehen kann, nehmen den Reisenden einen Theil des Geldes und des Gepäckes ab und lassen sie dann weiter ziehen. Ist die Karawane sehr zahlreich und wird sie gut bewacht, so stehen die Jegräer von ihrem Vorhaben ganz ab oder sie vereinigen sich mit den Golyken zu einem gemeinsamen Ueberfall, um so ihren Zweck sicher zu erreichen. Im Jahre 1874 überfielen 800 Mann die Karawane des von Lassa nach Peking zurückkehrenden Residenten, welcher außer seinem Eigenthum noch gegen 30 Pud (480 kg) Gold mit sich führte. Die aus 200 Mann Soldaten bestehende Schutzwache des Residenten wurde aus einander getrieben, das Gold und andere Kostbarkeiten geraubt; zur Strafe für den geleisteten Widerstand zertrümmerten die Jegräer die Tragbahre des Residenten, so daß dieser, der des Reitens fast unkundig war, gezwungen wurde, bei der Fortsetzung seiner Reise sich eines Reitthieres zu bedienen.

Die Jegräer ernähren sich neben ihren Räubereien von den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht; trotz des schlechten Klimas und der schlechten Weiden steht es mit ihren Viehheerden recht gut. Sie züchten Jaks, Schafe und auch Pferde, welche sehr ausdauernd und vortrefflich die steilen Berge zu erklettern im Stande sind. Man rechnet gegen 400 Zelte, was, fünf Individuen auf ein Zelt angenommen, etwa 2000 Individuen beiderlei Geschlechtes giebt. Sie bilden einen Aimak und sind dem Häuptlinge der Golyken untergeordnet; sie zahlen ihm alljährlich einen



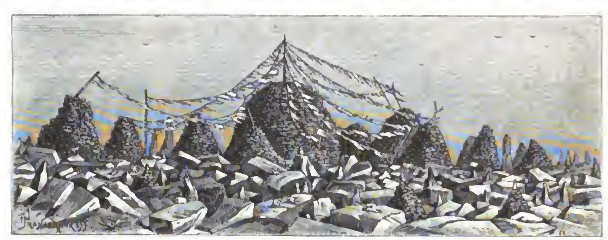
Flucht der Tegräer.

sehr geringen Tribut: 2 Gin (ca. 500 g) Butter und ein Lammfell von jedem Zelt.

Die Golyken sind viel zahlreicher. Sie bilden drei Aimak mit 1500 Zelten, sind also etwa 7500 Personen beiderlei Geschlechtes stark. Sie leben am Blauen Flusse, etwas unterhalb der Einmündung des Naptschitai-ulan-muren, treiben Viehzucht, beschäftigen sich mit der Jagd, aber auch mit Goldwaschen am Mur-ussu. Sie sind eben solche Räuber wie die Jegräer, doch dehnen sie ihre Raubzüge weiter aus als jene, z. B. bis nach Tzaidam. Sie berauben aber auch die mongolischen Pilger und die tibetischen Kaufleute, welche mit ihrer Waare von Lhassa nach Donkyr oder Sinin und zurück ziehen. Sowohl die Golyken, wie die Jegräer sind (rothe) Buddhisten[1]. Sie erkennen zwar weder die chinesische noch die tibetische Oberhoheit an, doch besuchen Abgeordnete beider Stämme nicht selten Lhassa; ihr Chef Artschumbum überreicht dann dem Dalai-Lama Geschenke, und ebenso erhalten die chinesischen Beamten in Sinin ihre Gaben.

Das Ueberschreiten des Tanla-Gebirges kostete acht Tage. Die Expedition marschirte langsam; Thiere wie Menschen waren ermüdet und fühlten sich in der bedeutenden Höhe sehr unbehaglich. Der Weg, ein Saumpfad, war schlecht, dazu kamen Futtermangel, heftige Nachtfröste und starke Winde.

Hier im Tanla-Gebirge traf Prshewalski zu wiederholten Malen auf kleinere und größere Haufen von Jegräern. Die ersten waren über die fremden Leute sehr verwundert, doch waren die Beziehungen anfangs sehr freundschaftlich: es konnte sogar ein kleiner Handel, der Ankauf einiger Schafe und einiger Gin Butter, mit ihnen abgeschlossen werden; doch hielten sie sich dabei stets etwas zurück. Allmählich aber wurden sie dreister; am Tage, als die Expedition die Paßhöhe des Tanla überschritten hatte, am 7./19. November 1879, folgten etwa sieben berittene Jegräer derselben, und sobald etwa 11 Werst südlich vom Kamme das Lager aufgeschlagen worden war, verschwanden sie. Jetzt erschienen etwa 15 bis 17 Jegräer unter dem Vorwande, Butter zu verkaufen. Während des Handelns stahl einer dem Dolmetscher Abdul Jussupow ein Messer aus dem Gürtel. Als Abdul dasselbe zurückforderte, zog der Jegräer seinen Säbel und schlug damit auf den linken Arm Abdul's, ohne jedoch mehr als den Pelz und das Gewand zu verletzen. Ein anderer Jegräer warf sich mit seiner Lanze gleichzeitig auf



Obo auf dem Gipfel des Berges Bumsa.

Abdul. Glücklicher Weise gelang es dem dabei stehenden Lieutenant Roborowski, die Lanze zu erfassen und sofort zu zerbrechen. Jetzt griffen einige Jegräer nach ihren Lanzen, Säbeln und Schleudern, andere zündeten die Lunten ihrer Flinten an und eilten hinter den nächsten Felsen, offenbar um von da auf die Russen zu schießen; wieder andere wurden mit den Kosaken handgemein. Alles war in einer Minute geschehen, so daß die Russen kaum nach ihren Gewehren greifen konnten. Jetzt begannen die Jegräer aus ihren Verstecken heraus zu schießen und mittelst ihrer Schleudern wohlgezielte Steine zu werfen. Nun kommandirte Prshewalski Feuer — Schnellfeuer: bei der ersten Salve schon begannen die Jegräer zu fliehen — weitere Salven begleiteten sie: vier Räuber waren todt, einige verwundet; die übrigen flüchteten in die Berge.

Die Nacht ging ohne Störung vorüber. Am anderen Morgen wurde die Karawane so geordnet, daß die drei Echelons neben einander marschirten, während die Glieder der Expedition alle bei einander vorn an der Spitze waren. Alle waren bis aufs Aeußerste bewaffnet. So wurde bis zum Eingange einer Schlucht marschirt: die Jegräer standen mit ihren Pferden davor, offenbar daselbst Wache haltend; eine andere Abtheilung hatte am Abhange eines Berges Platz genommen und eine dritte sammelte sich im Rücken der Karawane. Zwei Werst wurden so unter steter Aufsicht der Jegräer gemacht, die Karawane war jeden Augenblick eines Ueberfalles gewärtig: die Entfernung zwischen ihr und den Jegräern verringerte sich allmählich. Prshewalski's Geduld war am Ende: er kommandirte auf 600 Schritte Feuer und 12 Kugeln schlugen in den nächsten Haufen der Jegräer, und ehe diese sich besinnen konnten, folgte eine zweite und dritte Salve. Die Feinde flogen aus einander, so schnell sie konnten — einige Salven wurden ihnen nachgesandt — Prshewalski kümmerte sich nicht viel darum, ob es Todte und Verwundete gegeben, sondern eilte, nur aus dem Engpasse herauszukommen. Die Jegräer waren verschwunden.

[1] In Tibet bestehen drei Hauptsekten des Buddhismus: die Sekte Pön-bo ist die älteste; sie scheidet sich streng von der Sekte der rothen Buddhisten, deren Lamas rothe Kleidung tragen. Die Sekte der rothen Buddhisten, im VII. oder VIII. Jahrhundert gegründet, ist im östlichen Tibet, Nepal, Butan u. s. w. verbreitet. Die dritte Sekte ist die der gelben Buddhisten, nach der gelben Kleidung der Lamas so genannt; sie wurde im XIV. Jahrhundert durch den großen Reformator Don-Kaba gestiftet und ist die zahlreichste, jetzt vorzüglich in Tibet und der Mongolei verbreitete. Charakteristisch für die Sekte der gelben Buddhisten ist die Ehelosigkeit der Lamas.

Beim Weitermarsche stieß man auf heiße Mineralquellen, bei denen früher Zelte gestanden hatten, weil Kranke aus Lhassa hier Heilung suchten; jetzt war aus Furcht vor dem Räubergesindel Niemand hier.

Eine kurze Strecke ging der Weg längs einem Flüßchen Tantschu, welcher in den Santschu einmündet. Der Santschu heißt bei den Mongolen Bugyn-gol, strömt nach Südosten und ergießt sich in den Nap-tschu oder (mongolisch) Chara-ussu. Am Santschu begegneten den Reisenden die ersten wirklichen Tibeter, welche am Tantschu nomadisiren, aber nicht dem Dalai-Lama, sondern den Chinesen in Sinin unterstehen. Von nun wurden die Niederlassungen häufiger und die Bewohner kamen den Reisenden überall entgegen, um Schafe, Butter und andere Dinge zum Verkaufe anzubieten.

Zwei Tagereisen vom Santschu kamen der Karawane drei Mongolen entgegen, von denen der eine Dadai, ein alter Bekannter aus Tzaidam, die beiden anderen Lamas waren, und theilten Folgendes mit: Die Tibeter seien entschlossen, die Russen nicht nach Tibet hereinzulassen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, man wolle den Dalai-Lama rauben. In der Residenz desselben schreie Alt und Jung: „Die Russen kommen, um unsere Religion zu vernichten; wir lassen sie nicht herein, erst müssen sie uns alle tödten, dann können sie in unsere Stadt gelangen!" Um die Russen vom weiteren Vordringen abzuhalten, seien militärische Posten von dem Grenzdorfe Nap-tschu bis zum Tanla-Gebirge errichtet worden, nur jetzt während des Winters seien dieselben eingezogen.

Bald trafen die Reisenden auch mit den vorausgeschickten tibetischen Beamten zusammen; letztere benahmen sich sehr anständig, schrieben Namen und Zahl der Begleiter Prshewalski's auf, prüften seinen chinesischen Paß und baten schließlich, die Karawane solle nicht weiter vorgehen, sondern Nachrichten aus Lhassa abwarten. Eine Erholung that den Mitgliedern der Expedition sehr noth — mit Gewalt konnte nichts ausgerichtet werden, folglich fügte sich Prshewalski und ließ am Fuße des Berges Bumsa das Lager aufschlagen.

Der Berg Bumsa, 17 000 Fuß (5130 m) hoch, war der südlichste Punkt, bis zu welchem er vordringen konnte; trotz seiner bedeutenden absoluten Höhe erhebt er sich nur 1600 Fuß (480 m) über das Plateau, auf welchem die Expedition lagerte. Der Gipfel ist ziemlich flach und trägt einen sogenannten Obo, wie solche an verschiedenen Stellen der Mongolei und Tibets angetroffen werden. Ein solcher Obo besteht aus pyramiden- oder kegelförmigen Steinhaufen, zwischen denen Stäbe oder Stangen in den Erdboden eingetrieben sind; an Seilen, welche zwischen den Stangen ausgespannt sind, hängen kleine mit Gebeten beschriebene Lappen. Dazwischen liegen auf dem steinbedeckten Boden Schädel wilder und zahmer Jaks. Es ist das ein buddhistisches Heiligthum; jeder Buddhist, der einen solchen Ort betritt, bringt eine Gabe dar, einen Knochen oder einen Stein; wenn er gar nichts zur Hand hat, so reißt er wenigstens seinem Pferde oder seinem Kameele ein Büschel Haare aus und legt es daselbst nieder.

Der Berg Bumsa erreicht die Schneelinie nicht, auch jetzt am Ende des November war sein Gipfel frei von Schnee; sogar Spuren von Pflanzen fanden sich zwischen den Steinen. Vom Gipfel ist nach Süden zu der schneebedeckte Gebirgszug Samtyr-Kansyr, nach Norden zu die Höhe des Tanla-Gebirges deutlich sichtbar; nach Westen und Osten zieht sich das wellige Terrain bis zum Horizont hin.

Baku.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

II.

[Die Abbildungen nach Photographien.]

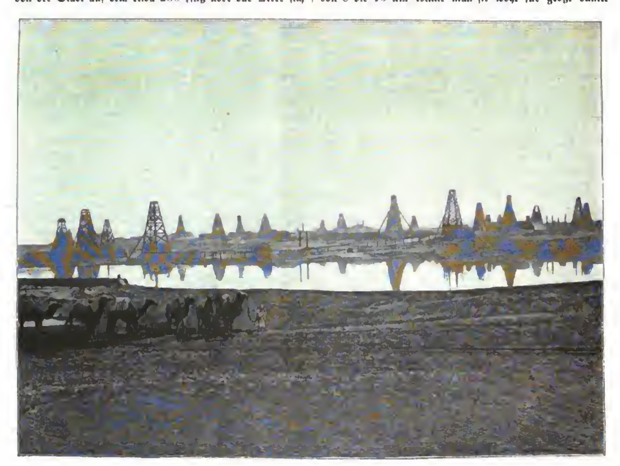
Das Gebiet, auf welchem Naphta vorkommt, beschränkt sich nicht auf den Kaukasus allein; es beginnt im Westen bei Kertsch, umfaßt die beiden Abfälle des Gebirges, wo man noch in 2750 m Höhe Petroleum erbohrt hat, bis Baku hin und erstreckt sich quer durch das Kaspische Meer, in welchem an verschiedenen Stellen Gase und Oel emporsteigen, über die Insel Tscheleken bis zum Balkan-Gebirge, wie wir gesehen haben. In dieser weiten Zone ist aber das weitaus wichtigste Gebiet die Umgegend von Baku, wo auch die unterirdische Thätigkeit ihr Maximum erreicht. Der Boden ist dort an vielen Stellen mit thätigen Schlammkratern bedeckt und verändert fast beständig seine Oberfläche; aus Spalten entweicht brennbares Gas, welches man durch einen Funken in Brand stecken kann. Steigt man in einer ruhigen Nacht auf den Thurm des jungen Mädchens, so kann man leicht die ganze Halbinsel Apscheron mit phosphorescirenden Lichtern bedeckt sehen. Im Jahre 1886 stieß einer der Schlammvulkane eine 300 Fuß hohe Gassäule aus, welche in der Nacht in Brand gerieth und den Himmel mit phantastischem Roth färbte; aber schon nach einer Stunde hörte das Feuer ebenso plötzlich, als es begonnen hatte, wieder auf, zur großen Freude der geängstigten Einwohner.

Wenn schon im 19. Jahrhundert solche Erscheinungen die skeptischsten Geister fesseln, so begreift man, daß sie den abergläubischen Völkern des Alterthums als etwas Uebernatürliches erscheinen mußten. Darum hat von Urzeiten an bis auf unsere Tage Baku den Anhängern der Lichtreligion für einen heiligen Ort gegolten, wohin sie von Persien aus gepilgert sind. Und daran haben weder die Befehle des Kaisers Heraclius, welcher das von den Parsipriestern unterhaltene Feuer auslöschen ließ, noch die Verfolgungen der Persien erobernden Araber etwas zu ändern vermocht — nur daß sich die Zahl der Gläubigen gewaltig verringert hat. Der Tempel ist stehen geblieben und wird noch heute von Parsis besucht, welche die Fahrt über den Indischen Ocean nicht scheuen.

Das brennbare Gas ist nichts als Petroleumdämpfe, welche durch den hohen Druck innerhalb der unterirdischen Spalten und Höhlungen nach oben getrieben werden. Ueber die Entstehung des Petroleums sind die Geologen dagegen noch nicht einig; die einen halten die dunkelbraune, fast opalisirende Flüssigkeit des natürlichen Naphta für ein Destillationsprodukt der Kohle und führen für diese Behauptung die täuschende Aehnlichkeit des Naturerzeugnisses

mit demjenigen an, welches man in den Laboratorien auf künstlichem Wege durch solche Destillation erhält. Andere — und deren Zahl ist größer — glauben, daß es durch langsame Zersetzung von Thieren und Pflanzen, die an den Gestaden vorweltlicher Meere lebten, entstanden ist. Durch die Gährung dieser Stoffe entstanden Gase, welche sich in den unterirdischen Hohlräumen zusammen mit dem Petroleum und Salzwasser eingeschlossen finden. Damit sind aber die Erklärungsversuche noch keineswegs erschöpft.

Eine besondere Eisenbahn verbindet Baku, wo sich nur die Destillerien befinden, mit den in Ausbeutung befindlichen Petroleumquellen; dieselben liegen etwa 14 km nordöstlich von der Stadt auf dem etwa 200 Fuß über das Meer sich erhebenden Plateau von Balachani-Sabuntschi. Man stelle sich einen Circus von 3 bis 4 km Durchmesser vor, der von niedrigen Kalksteinhügeln umgeben ist, und dessen Grund aus Sanden, die mit Schichten harten Mergels abwechseln, besteht. In diesen Boden hat man über 400 [1]) Brunnen eingesenkt, welche fast alle gute Resultate gegeben haben; dicht neben einander gedrängt finden sich hier die Anlagen, welche theils Gesellschaften, theils Privatpersonen gehören, 48 im Bezirke von Balachani und 31 in Sabuntschi. Hat der Zug nach 38 Minuten sein Ziel erreicht, so erblickt man 200 bis 250 Kasten aus schwarzem Holz, die großen Fabrikschornsteinen gleichen, vor sich. Aus einer Entfernung von 8 bis 10 km könnte man sie wohl für große dunkle

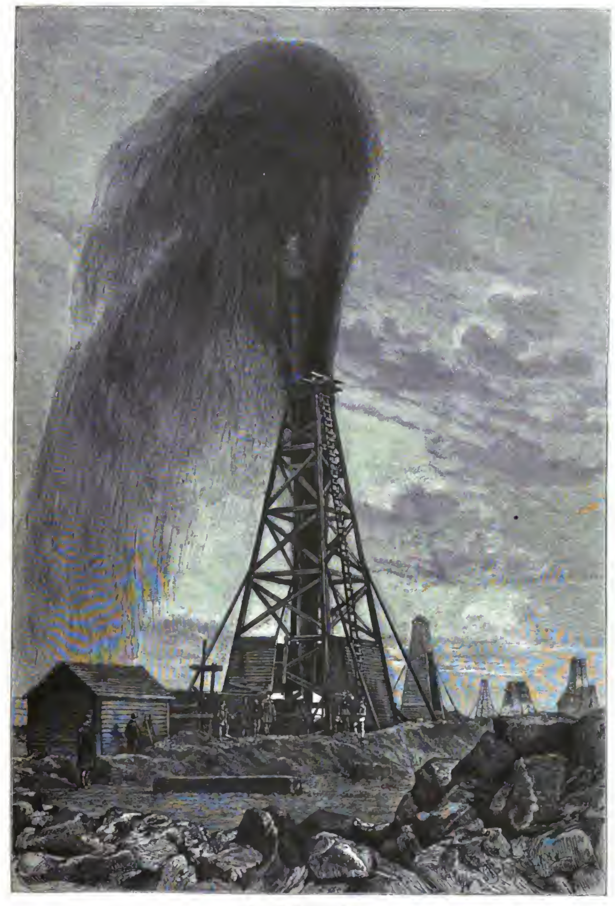


Ansicht von Balachani und eines Naphtasees.

Bäume halten, die eine Oase in dieser Wüste bilden, und das um so mehr, als man in Folge von Luftspiegelung öfters am Fuße dieser angeblichen Bäume Wasserflächen erblickt. Jeder dieser Holzthürme, im Russischen Wischka genannt, überdeckt einen artesischen Brunnen, welche zur Aufsuchung des Mineralöls in verschiedene Tiefen getrieben sind. Die schönen Zeiten, wo man bloß die Erde aufzukratzen brauchte, um die kostbare Flüssigkeit hervordringen zu sehen, sind längst vorüber; heute muß man 100, 200 m und darüber in die Tiefe bohren, und auch dann findet man sie nicht immer. Wenn die pennsylvanischen Bohrlöcher, welche bis 2000 Fuß hinabgehen, oft gewaltige Kosten verursachen, so kommen andererseits doch auch diejenigen von Balachani mitunter theuer zu stehen. M. Thyß zeigte dem Reisenden ein 300 m tiefes Bohrloch, welches 60 000 Mk. gekostet und eine einjährige Arbeit erfordert hat, ohne bisher irgend einen Ertrag gegeben zu haben. Bei einem anderen Brunnen versucht man seit einem Vierteljahre vergeblich, eine einzige Terrainschicht zu durchbohren; der Grund davon soll der gewaltige, bis 150 Atmosphären betragende Druck sein, welchen die in den petroleumhaltigen Sanden eingeschlossenen Gase ausüben, und in Folge dessen sich das vom Bohrer hergestellte Loch immer sofort wieder schließt.

Ueber solche Fragen, wie die besten Stellen für neue Anlagen oder die wahrscheinliche Tiefe der petroleumführenden Schichten, hat man noch keine Daten und Anhaltspunkte; alles ist dem Zufall überlassen. Da man im Ueberflusse

[1]) Im Jahre 1885 waren es 344 mit einer durchschnittlichen Tiefe von 147 m.



Die große Fontaine Nobel.

schwamm, dachte man nicht an die Zukunft und unterließ es, Beobachtungen namentlich wissenschaftlicher Art anzustellen oder auch nur Buch zu führen über die bei den Bohrungen gemachten Erfahrungen. Nur so viel ist bestimmt nachgewiesen, daß das Erdöl nicht gleich dem Grundwasser sich in einer horizontalen, zusammenhängenden Schicht vorfindet. Wie wäre es sonst möglich, daß nur wenige Meter von einander entfernte Brunnen die verschiedensten Resultate ergeben, daß der eine ein sehr ergiebiges Reservoir erschließt, während der andere gar nichts liefert. So gehen vier benachbarte Brunnen resp. bis zu 78, 168, 85 und 105 m hinab; so erzielte neben einem alten, noch immer ertragreichen Bohrloche von 20 m Tiefe ein neu angelegtes erst bei 126 m Ergebnisse. Auch kommt es vor, daß ein produktiver Brunnen infolge der Anlage eines zweiten in nächster Nähe versiegt. Alle diese Erscheinungen erklären sich, wenn man annimmt, daß das Petroleum in Hohlräumen sich befindet, welche unregelmäßige Gestalt haben und unregelmäßig im Erdboden vertheilt sind; dieselben enthalten zu unterst Salzwasser, auf welchem das Petroleum schwimmt; über letzterem wiederum befinden sich Gase. Der Bohrer kann solchen, etwa in schräger Richtung von oben nach unten sich erstreckenden Hohlraum treffen oder auch dicht daran vorbeigehen; er kann ihn in seinem oberen Theile treffen, und dann strömt aus dem Bohrloche nur Gas aus, oder in seinem mittleren, petroleumhaltigen oder auch ganz unten. Ist im ersten Falle das Gas mit Heftigkeit entwichen, so tritt zwischen dem unterirdischen und dem atmosphärischen Druck schließlich das Gleichgewicht ein, und man muß das Oel durch Pumpen herausschaffen. In den beiden anderen Fällen steigt das mit Salzwasser und Sand gemischte Petroleum plötzlich mit Macht heraus, was sich durch ein betäubendes Geräusch ankündigt; dann müssen die Arbeiter schleunigst flüchten, denn der Andrang ist so mächtig, daß die Flüssigkeit den ca. 300 kg schweren Bohrer nebst Gestänge und dem Obertheile des Thurmes hoch in die Luft schleudert. Die Höhe solcher Springbrunnen ist sehr wechselnd; man hat schon Strahlen bis zu 90 m Höhe gemessen, welche in 24 Stunden bis acht Millionen Kilogramm lieferten, genug, um eine Stadt wie Paris ein ganzes Jahr lang zu erleuchten. Anfangs, als man auf solche Ereignisse noch nicht vorbereitet war, wurde der Besitzer eines solchen kostbaren Springbrunnens durch denselben keineswegs immer zum reichen Manne, sondern verarmte zuweilen in Folge der aufgewendeten Kosten. Jetzt legt man vorsichtiger Weise rings um jedes Bohrloch Kanäle an, in welche der Petroleumregen hineinfallen kann; diese leiten die Flüssigkeit in große Gräben, wo sie eine Zeit lang bleibt, um den Sand abzusetzen, worauf sie von Dampfmaschinen in eiserne Behälter gepumpt wird.

In seinem Buche „The region of the eternal fire“ beschreibt Ch. Marvin als Augenzeuge den Ausbruch der Fontaine Druschba, welcher große Verwüstungen anrichtete. Das Getöse war auf mehrere Stunden in der Runde zu vernehmen. Es war ein wahrhaft imposantes Schauspiel .... Der Springbrunnen traf den oberen Theil der 20 m hohen Wischka, riß die Bretter aus einander und stieg noch über 60 m höher auf, rundete sich dann zu einem gefälligen Bogen und fiel unter dem Andrange des Windes in einer dichten Wolke zu Boden. In den ersten 24 Stunden des Ausbruches hatte sich der aus dem Bohrloche ausgeworfene Sand bis zu den Dächern der Magazine und Schuppen angehäuft; in einem Umkreise von 50 m waren die umliegenden Wischkas 2 bis $2^1/_2$ m hoch davon bedeckt, und am Mundloche des Brunnens hatte sich eine 6 m hohe Sandmasse aufgehäuft. — Hier und da waren Arbeiter aufgestellt, welche die Kanäle um den Brunnen herum in Stand halten und vertiefen mußten, um der Flüssigkeit freien Abfluß zu gewähren; ihre Beschäftigung war weder gefahrlos noch angenehm; Kopf und Schultern trieften ihnen von Petroleum und Sand, und sie mußten sich zuweilen sehr in Acht nehmen, um nicht in den Wirbel der Fontaine hineingerissen zu werden .... Das Petroleum erfüllte zuerst zahllose Kanäle, überschwemmte dann die Niederungen und verwandelte sie in Seen, deren manche groß und tief genug waren, um einem Boote freie Fahrt zu gewähren. Endlich traten diese Seen aus und ergossen sich in das Kaspische Meer. Der Strahl der Druschba behielt mehrere Wochen lang seine Gewalt bei, und die Petroleumüberschwemmung wurde so bedrohlich, daß von Petersburg zwei Ingenieure abgesandt wurden, um die Quelle zu fassen. Die Gesellschaft hatte von dem Ereigniß nicht nur keinen Vortheil, sondern wurde durch die Entschädigungssumme, welche sie ihren Nachbaren zahlen mußte, ruinirt.

So etwas kommt heute nicht mehr vor, zuerst weil man Fontainen von solcher Stärke nicht mehr findet, sondern nur kleinere, welche in 24 Stunden 900 000 bis 1 500 000 kg liefern, sodann weil für Anlage von Kanälen und Teichen genügend Vorsorge getroffen ist, und schließlich weil man jetzt, sobald man durch das unterirdische Geräusch gewarnt wird, sofort auf der Röhre eine mit einem Hahne versehene eiserne Kappe befestigt, mittels deren man den Ausfluß nach Belieben regeln kann. Nur ausnahmsweise, wenn das Petroleum zu rasch und heftig austritt, läßt sich die Kappe nicht anbringen oder sie wird zerschmettert, wie das bei der großen Fontaine Nobel der Fall war. Diese lieferte in 24 Stunden bis 16 Millionen Kilogramm Petroleum, die sorgfältig gesammelt werden konnten und einen täglichen Ertrag von 240 000 Mk. abwarfen. Leider hörte diese „Goldgrube„ nach 31 Tagen auf zu existiren.

Meist dauert dieser freiwillige Austritt des Oels nicht länger als zwei Monate, und dann muß man zum Pumpen seine Zuflucht nehmen, welches oft nur eine tägliche Ausbeute von 48 000 bis 64 000 kg liefert. So unbedeutend dieselbe gegenüber den kolossalen Erträgen der Springbrunnen erscheint, so genügt sie doch, um den Betrieb zu einem lohnenden zu gestalten.

Es kommen auch intermittirende Quellen vor, deren eine Boulangier besuchte. Dieselbe wurde in 280 m Tiefe erschlossen und lief einen Monat lang, und zwar so, daß sie immer eine Minute floß, dann sechs Minuten ruhte, dann wieder eine Minute floß u. s. f. In dieser Abwechselung, welche mit dem Chronometer verfolgt und gemessen wurde, fand keine Aenderung auch nur um eine Sekunde statt. Woher sie rührte, vermag man nicht zu sagen. Daß sich der Druck des unterirdischen Gases vermindern muß, wenn sich der Hohlraum leert, liegt auf der Hand; aber wie kommt es, daß er wieder eintreten kann, und namentlich mit solcher mathematischen Periodicität?

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Jelissejew's Reise durch Kleinasien.

Dr. med. A. W. Jelissejew hat, wie bekannt, vor Kurzem auf Veranlassung der k. Russischen Geographischen Gesellschaft eine Reise durch Kleinasien gemacht, um ethnographische und anthropologische Forschungen daselbst anzustellen. Die orthodoxe Palästina-Gesellschaft benutzte diese Gelegenheit und schlug dem Dr. Jelissejew vor, den vom Kaukasus nach dem heiligen Lande führenden und mitunter von russischen Pilgern betretenen Weg zu untersuchen. Jelissejew hat auch nach seiner Ende Februar erfolgten Rückkehr sowohl in der Palästina-Gesellschaft (23. Februar), als auch in der Russischen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über seine Reise gehalten; den kurzen darüber in der „Nowoje Wrjema" (Nr. 3951 und 3957) erschienenen Berichten entnehmen wir Folgendes.

Der nächste Weg, welcher von russischem Gebiet aus nach Jerusalem führt, geht über Erzerum nach Charput und von hier über Malatia, Aintab, Aleppo, Hamah und Höms nach Damaskus, von wo man einerseits leicht nach Beirut und Sidon, andererseits nach Nazareth und Tiberias gelangen kann. Die an der kurdischen Grenze herrschenden Unordnungen bestimmten aber den Reisenden, nicht vom Kaukasus aus nach Süden, sondern in umgekehrter Richtung von Süden her nach dem Kaukasus zu reisen.

Jelissejew schiffte sich daher in Konstantinopel ein und landete in Alexandrien, woselbst auch die Pilger das Land betreten. Von dort geht der Weg über Beilan nach Antakieh (Antiochia) auf einer Chaussee; er ist an einer Stelle nicht ungefährlich, obgleich man im Allgemeinen sich scheut, einen Europäer zu berauben. Von Antiochia bis Aleppo zieht sich der Weg durch ein Thal (wohl die Mulde el-Amk mit dem See Ak Deniz) hin, wo im Frühling und Sommer schreckliche Tod bringende Fieber herrschen. Hinter dem Dorfe Jeni-schar wird der Weg in Folge der räuberischen Ueberfälle der Tscherkessen gefährlich. Dr. Jelissejew zog von Aleppo aus mit einer Karawane unter dem Geleite einiger Zapties weiter nach Norden. Mit Hilfe der letzteren erhielt er unterwegs Quartier in schmutzigen, kurdischen Hütten, wo kaum eine Matte zu finden war. In jedem kleinen Dörfchen eröffnete er sofort ein Ambulatorium und lieferte den Kranken die Arznei umsonst; häufig konnte er dabei unter der Form der Krankenuntersuchung anthropologische Messungen machen. Der Uebergang über den Berg ist sehr schwer: keine gebahnte Straße, sondern nur ein Pfad, auf dem viele Stein- und Basaltstücke liegen. Aintab ist bemerkenswerth durch seine amerikanische Kolonie, durch eine kleine medicinische Schule und eine Menge gebildeter Armenier, welche hier den Russen angeblich nicht abgeneigt sind, ebenso wenig als die Mohammedaner. Eine der ersten an Jelissejew gerichteten Fragen war: „Kommen die Russen bald hierher?" Auf dem Weitermarsche nach Malatia gelangte der Reisende an den schwierig zu passirenden Kara-Dagh; der Paß führt anfangs durch eine niedere Bodenschlucht, dann steigt er sehr stark an und zieht sich über ein Waldplateau, welches von Wölfen, Bären und Wildschweinen bewohnt sind; hier finden oft Beraubungen statt. Der Abstieg vom Gebirge ins Thal des Kara-su ist gleichfalls schwierig. Weiter geht es wieder über Berge und den Kizil-Dagh, dann steigt man durch einen schönen Hohlweg Burungei hinab. Das unterwegs berührte Dorf Sürghy ist bemerkenswerth, weil hier bis 10 Häuser unter einem gemeinschaftlichen Dache vereinigt sind. Die nahen zackigen Gebirge gewähren einen prachtvollen Anblick.

Hier beginnen schon die Streifereien der Kizil-baschen, eines sehr räthselhaften Volkes, das persisch spricht und dessen Religion ein Gemisch von Mohammedanismus und Christenthum ist. Der Reisende muß hier sehr auf der Hut sein, da die Kurden und Kizil-baschen ohne Rücksicht auf die Gastfreundschaft sogar diejenigen berauben, welche bei ihnen übernachteten.

Ist man nach Malatia gelangt, so befindet man sich in einer Villenstadt, jedes Häuschen steht im Grünen. Die Bevölkerung besteht vorzüglich aus Armeniern, doch sind Beraubungen sehr häufig. In einem Winter wurden in der Stadt und Umgegend nicht weniger als 29 Menschen getödtet. Von dort bis Charput beträgt die Entfernung etwa 100 Werst (km); dort ist etwa die Hälfte der Einwohnerschaft christlich. Eine besondere Merkwürdigkeit der Stadt ist eine alte in den Felsen eingehauene Kirche. In Charput führte Dr. Jelissejew anthropologische Messungen aus, machte Ausflüge in die Umgebung und suchte nach Alterthümern. Von Malatia aus wandte sich Jelissejew in nordwestlicher Richtung zum Schwarzen Meere: unterwegs besuchte er Ansiedelungen der Tscherkessen, welche einst den Kaukasus verließen und sich jetzt dahin zurück sehnen; er wurde von denselben warm empfangen. Unterwegs glückte es ihm, einige interessante archäologische Funde zu machen, doch wurde er dreimal beraubt. Freilich wurde ihm Vieles wieder erstattet, aber ein Theil der Sammlungen wurde dabei zerstört und ging zu Grunde; Schädel und Knochen wurden ihm confiscirt; man behauptete, der Giaur habe Gräber der Gläubigen geplündert. Mit vieler Mühe gelangte er nach Siwas, wo ihm andere Unannehmlichkeiten bevorstanden: der dortige türkische Beamte vermuthete in ihm einen militärischen Spion, und so mußte er eine Stunde Weges als Gefangener unter dem Geleit türkischer Gendarmen, welche ihn keinen Augenblick verließen, zurücklegen. In Tokat wollte der Polizeimeister mit ihm nach der Strenge des Gesetzes verfahren; seine Koffer wurden erbrochen und eine Anzahl Schriftstücke fortgenommen. Endlich langte er in Samsun am Schwarzen Meere an und reiste von hier über Sinob nach Konstantinopel, woselbst er eine Klage über die ihm zu Theil gewordene Behandlung einreichte. Von hier aus machte er noch einen Ausflug an den See Mainos, wo er eine Ansiedelung von Nekrassew-Kosaken besuchte.

Was die ethnographische Aufgabe Jelissejew's betrifft, so bestand sie hauptsächlich darin, russische Kolonien, von denen man wiederholt geschrieben hatte, zu suchen; die Gerüchte über das Bestehen von Kosaken-Ansiedelungen in Anatolien haben sich bis jetzt ungestört erhalten. In Folge seiner Reise und der vielfachen Nachfragen ist Jelissejew zur Ueberzeugung gelangt, daß jene Gerüchte bedeutend übertrieben sind. Außer der Ansiedelung Moinos und einigen vorübergehenden Lagerplätzen von Kosaken-Fischern an den Mündungen einiger Flüsse giebt es, wenigstens auf der Linie, welche Jelissejew kennen lernte, keine russische Ansiedelungen in Kleinasien.

Die anthropologischen Untersuchungen Jelissejew's gelangten glücklich zur Ausführung: der Zirkel, mit welchem er seine Messungen anstellte, übte einen magischen Einfluß aus.

Ein kurdischer Aga bot z. B. dem Reisenden zehn Ochsen für die Zaubermaschine. — Jelissejew behauptet, daß die türkische Bevölkerung in Kleinasien auszusterben beginnt. (Ein Gleiches behaupten Kenner des Landes, wie Humann, für das westliche Anatolien. Red.) Statt der türkischen Dörfer findet man große Begräbnißplätze hier und da an den Straßen, an den Bergabhängen, inmitten grüner Felder. Das Aussterben der türkischen Rasse wird bedingt durch häufige Hungersnöthe, starke Steuerauflagen und durch das Haremsleben. Uebrigens verlieren die Türken Kleinasiens ihren reinen Typus immer mehr in Folge der Mischehen mit den Töchtern Grusiens, Albaniens, den Inseln des Archipels und anderen. Sehr verbreitet sind in Kleinasien die Armenier, welche im Gegensatz zu den Türken ihre Nationalität streng bewahren. Auch die Kurden haben ihre Selbständigkeit sich erhalten. Außer den schon genannten Kizil baschen und Jeziden traf Jelissejew Griechen, Araber, Maroniten, Syrier, Tscherkessen und Juden an.

Eine Reihe archäologischer Beobachtungen machte Dr. Jelissejew auf dem Wege von Antakieh nach Aleppo und weiter von hier nach Aintab. In einer Höhle entdeckte er ein menschliches Skelett, einen Haufen verbrannter Reste, einen großen Sarkophag und viele alte Inschriften.

Sievers' Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta.

Dr. W. Sievers, unseren Lesern bereits durch Beiträge zum „Globus" bekannt, hat in seinem eben erschienenen Buche „Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta" (Leipzig, Greßner und Schramm, 1887) seine auf Kosten der Berliner Karl-Ritter-Stiftung unternommene Erforschung jenes Gebirges, die dort gewonnenen Eindrücke und Erlebnisse für ein größeres Publikum geschildert, und das mit vielem Glück. Die wissenschaftlichen Resultate behält er sich vor, an anderer Stelle zu veröffentlichen, hier will er nur unterhalten, was ihm trefflich gelungen ist. Aber es ist ein trauriges Bild, was er vor uns aufrollt: die Schwerfälligkeit im Handel, der allgemeine Verfall, der Mangel an Wegen, die Gesetzlosigkeit, die Faulheit und Unzuverlässigkeit der Bevölkerung, das Beamtenproletariat, die Aussichtslosigkeit der colombianischen Zustände, speciell des Staates Magdalena, all das geht noch über die Verhältnisse hinaus, die wir für die Türkei als typisch anzusehen uns gewöhnt haben. „Colombia ist, besonders auch neuerdings durch die Revolution von 1885 (durch welche auch die Souveränetät der einzelnen Staaten aufgehoben wurde) in einen ganz verzweifelten Zustand gerathen, aus welchem sich herauszuarbeiten schwer fallen dürfte; es ist gar nicht abzusehen, auf welche Weise das Land jemals wieder auf einen grünen Zweig kommen könnte" (S. 215). Daß mit der Anlage von Straßen und Eisenbahnen und mit der Einrichtung von Dampferlinien hier zu helfen sei, ist eitele Hoffnung, denn vor allem fehlt es an Geld und zweitens producirt der Staat Magdalena fast nichts, was irgend welchen Ausfuhrwerth haben könnte (S. 213). Abgesehen von Villanueva (S. 160) am Fuße der Anden-Cordillere, wo in Folge des dort aufblühenden Kaffeebaues Lebhaftigkeit und geschäftiges Treiben herrscht, sind sämmtliche Städte im Verfall und verwandeln sich allmählich in Dörfer mit Strohdächern (S 153). Von Produkten giebt es nur einige Häute und Felle, während das völlig entwerthete Brazilholz nicht einmal die Frachtkosten decken könnte. Dividivi (Coulteria tinctorea), eine Schotenfrucht, die als Farbstoff benutzt wird, kann in größeren Quantitäten und besseren Qualitäten an der Goajiraküste gesammelt werden; Bananen und andere Früchte bezieht Rio Hacha besser und billiger von Dibulla und Camarones als von dem Inneren, Chinarinde guter Qualität giebt es nicht; Cacao wird erst neuerdings gebaut, Tabak existirt nicht, und Zucker lohnt die Ausfuhr nicht mehr; Erze giebt es nicht, obwohl jeder seine Gold- und Silberminen haben will; kurz, es ist nicht ersichtlich, womit die Kosten der Anlage eines guten Verkehrsweges gedeckt werden sollten, und wozu überhaupt ein solcher angelegt werden müßte.

Klingt es nicht wie Hohn, daß Dr. Sievers im ganzen Staate Magdalena, abgesehen von den Brücken der kurzen Eisenbahnstrecke, nur eine einzige von den Colombianern erbaute, nämlich die über den Manzanares bei Santa Marta, gefunden hat, während die Arhuacos-Indianer in der Sierra Nevada deren sieben besitzen (S. 142)?

Man lese ferner Folgendes über die Beamten (S. 118). Die Beschäftigung aller augenblicklich Stellenlosen ist — Trinken. Andererseits trinken diejenigen, welche eine Stelle besitzen, erst recht, weil sie sie besitzen; die anderen aber trinken, weil sie sie nicht besitzen, sie aber gerne haben möchten. Die vorzügliche Verfassung, welche alle zwei Jahre einen Wechsel aller Beamten vorschreibt, erzieht auf diese Weise ein politisches Proletariat, welches natürlich auf die erste beste Gelegenheit wartet, um eine Revolution zu machen und sich Brot und Stellung zu verschaffen. Ist dann die augenblicklich am Ruder befindliche Partei gestürzt, so bildet diese wieder ihrerseits ein politisches Proletariat, welches dieselbe Laufbahn durchmacht; es ist also ein übler circulus vitiosus.

Als Hauptkrebsschaden der südamerikanischen Republiken bezeichnet Sievers (S. 166), daß ein jeder thut, was er will; die Gesetze an und für sich sind ganz vorzüglich, sie scheinen aber nur dazu da zu sein, um übertreten zu werden. Von allen Zweigen der Verwaltung liegt wohl die Justizpflege noch am meisten im Argen; stand doch auf Mord in Venezuela und Colombia (bis 1885) als höchstes Strafmaß eine Zuchthausstrafe von 10 Jahren, und konnten doch die Zuchthäusler überzeugt sein, daß sie bei der ersten besten Revolution von der Gegenpartei befreit wurden, wie es thatsächlich 1884 in Trujillo in Venezuela und 1885 in Pamplona im Staate Santander in Colombia geschah. Dr. Sievers erzählt mehrere Beispiele höchst laxer Justiz, von welchen nur Folgendes angeführt sei. Als vor Jahren einmal in Rio Hacha ein Eingeborener einen Franzosen erschoß, verurtheilte man ihn zu fünf Jahren Zuchthaus und schickte ihn nach Santa Marta; hier jedoch gestattete man ihm, sich einen kleinen Laden anzulegen und nach Herzenslust seine Geschäfte zu betreiben, nur Nachts mußte er in die Strafanstalt zurückkehren. Als er auf diese Weise seine fünf Jahre abgesessen hatte, kehrte er mit einem kleinen Vermögen nach Rio Hacha zurück!

Freilich verdient es das Volk nicht, von seinen Beamten besser behandelt zu werden; Faulheit und Unzuverlässigkeit sind seine am meisten hervorstechenden Eigenschaften (S. 168), und kaum glaublich ist die beim Handel entwickelte Schwerfälligkeit, worüber man S. 67 ff. nachlesen möge.

Mit den ursprünglichen Bewohnern des Landes, den Indianern, steht es in vieler Hinsicht nicht besser; die Arhuacos, vielleicht Reste verschiedener Stämme, welche sich vor den Spaniern in die Sierra Nevada gerettet haben und dort in einer Anzahl von etwa 3000 Seelen leben, bezeichnet wenigstens Dr. Sievers als wenig gastfreundlich, körperlich und geistig schwerfällig und überaus träge. Das 6. Kapitel, welches von diesen Arhuacos eingehend handelt, ist eines der interessantesten im ganzen Buche.

Eigenthümlich ist bei ihnen die Sitte der scharfen Trennung der Geschlechter (S. 84). In Folge derselben stehen die Häuser meist zu zweien einander gegenüber, eines für die Frau und Kinder, das andere für den Mann. Die Geschlechter dürfen nicht in demselben Hause sein; diese Sitte wird streng eingehalten, und Dr. Sievers sah oft, daß, sobald die Frau

in das Haus trat, der zufällig anwesende Mann sofort herauskam. Zwischen beiden Häusern befindet sich ein Stein; auf diesen setzt die Frau eine Schale mit Essen für den Mann; hier verzehrt derselbe seine Mahlzeit und unterhält sich mit seiner in der Thür stehenden Ehehälfte, bei Regenwetter eine wenig beneidenswerthe Lage. Daher kommt es auch (S. 90), daß die ehelichen Pflichten niemals im Hause ausgeübt werden, weil eben die Geschlechter nicht zusammen in demselben Hause weilen dürfen; die Arhuacos begeben sich daher zu genanntem Zwecke auf das Feld oder in die Bananenpflanzungen. Selbst auf die Kultur der Cocapflanze, deren Blätter als unentbehrliches, anregendes und hungerstillendes Mittel von den Indianern mit pulverisirten Muschelschalen zusammen ständig gekaut werden, erstreckt sich diese Trennung. Das Pflücken der Blätter geschieht ausschließlich durch die Frauen — dieselben dürfen zu jeder Jahreszeit, jedoch nur einzeln, gesammelt werden — während die Arbeit des Säens nur von Männern vollzogen werden kann. Aus der angeblichen Kunst des Säens, das zu allen Zeiten, besonders aber im März bis Mai, stattfindet, machen sie ein großes Geheimniß, indem sie behaupten, daß, wer es nicht verstehe, die Pflanze richtig zu säen, sterben müsse. Den Männern fällt dann wiederum die nach dem Pflücken eintretende Zubereitung, nämlich das Rösten, zu (S. 84 ff.).

Sonst scheint die Stellung der Frauen bei den Arhuacos derjenigen der Männer in vielen Beziehungen ebenbürtig zu sein; wenigstens haben sie starken Einfluß auf den Kauf. Häufig kann eine Verabredung nicht als gesichert gelten, wenn man versäumt hat, die Zustimmung der Frau einzuholen. Auf allen seinen Wegen wird der Arhuaco von seiner Frau begleitet, und zwar geht dieselbe stets vor ihm her, so daß, wenn man mit indianischen Führern im Gebirge herumzieht, stets die Frauen dabei sind und den Vortrab bilden; dann folgen die Männer, hierauf die Reisenden. Im Uebrigen liegt der Frau alle Hausarbeit ob, und auch die Bearbeitung der Anpflanzungen ist ihre Aufgabe.

Außer dem Kapitel über die Arhuacos enthält das Sievers'sche Buch noch ein zweites ethnologisches über die Goajiros; da indessen der „Globus" schon früher (Bd. 49, S. 155 f.) nach Simons über dieselben berichtet hat, so gehen wir hier nicht näher darauf ein.

Der geographisch wichtigste Theil der Reise betraf das Hochgebirge der Sierra Nevada, mit welchem sich hauptsächlich das 7. und 14. Kapitel beschäftigen; genauer werden wir dasselbe freilich erst kennen lernen, wenn des Autors Karte in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erschienen sein wird [1].

Der höchste Theil des Gebirges, das Hauptziel des Dr. Sievers, bildet einen ziemlich regelmäßigen Kamm von etwa 4600 bis 4800 m, über welchen sich einzelne Gipfel von zum Theil schroffen Formen erheben, einige mit dem weißen Schneemantel völlig bedeckt, andere nur zum Theil in Schluchten, Spalten und Rinnen Schnee führend, da die steilen Abstürze zuweilen dem Schnee verwehren, liegen zu bleiben. Im Ganzen zählt man etwa 8 bis 10 große und kleine Schneegipfel, von denen besonders zwei hervorragen; sie liegen sämmtlich in einer von W nach O streichenden Linie, und zwischen ihnen breiten sich Schneefelder und auch ein kleiner Gletscher aus. Das ganze Gebirge macht im höchsten Grade den Eindruck des Verlassenen und Verödeten, und wenn das schon für die Trockenzeit gilt, so in noch weit höherem Maße an Regentagen. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß die Nordabhänge des Gebirges bewaldet sind, die Südabhänge kahl, offenbar eine Folge der Vertheilung und Menge der Niederschläge: die dem Meere und den feuchten Seewinden zugekehrte Seite ist mit frischer, üppiger Vegetation bedeckt, die dem Meere abgewendete Seite leidet an Wassermangel; hier trocknen die Flüsse im Cesarthale ein, dort stößt man auf die ungeheure Wasserfülle und Vegetation des Nordabhanges, wie sie uns das Titelbild vor Augen führt. Diesem Nordabhange galt der letzte Theil der Reise, und hier lernte Sievers den Urwald in seiner vollen Großartigkeit, aber zugleich auch mit seinen entsetzlichen Plagen, den Mosquitos, Zancudos, Je-jén, Fliegen, Skorpionen, Tausendfüßen, Mosquitowürmern und Zecken zur Genüge kennen.

„Wer einen solchen echt tropischen Urwald nicht gesehen hat, — schreibt Sievers S. 267 — vermag sich durchaus keinen Begriff davon zu machen; die ungeheure wandartige Pflanzenmasse, die sich zu beiden Seiten des sogenannten Weges ausdehnt, das domkuppelartige Gewölbe riesiger Palmen aller möglichen Arten, welche im Verein mit einer Unzahl von anderen Bäumen und Schlingpflanzen von beispielloser Wucherung ein undurchdringliches Laubdach bilden, ruft gänzliche Abgeschlossenheit hervor; kaum ein Strahl der Sonne dringt in diese in einander verschlungenen Kronen, in diesen unentwirrbaren Wust von Vegetation hinein; ungeheure Wurzeln, die eine bis zur Brust eines ausgewachsenen Mannes reichende Höhe besitzen, spannen sich auf dem Boden aus, so daß die Thiere häufig nur mit Mühe über sie hinweg schreiten können; von oben herunter hängen Ranken und Bogen der Luftwurzeln und Lianen bis zur Dicke der größten Schiffstaue; häufig entgeht man nur mit knapper Noth der Gefahr des Aufhängens .... Baumstämme in unendlicher Zahl ragen über den Weg; bald stößt man zur Rechten an einen Stumpf, bald reißen die Dornen von links das Gewand entzwei; bald muß man sich bis auf den Hals des Thieres bücken, um unter einem quer über den Weg in der Brusthöhe des Reiters liegenden Stamm hindurchzuschlüpfen ..... Papageien der großen, rothen Guacamayo genannten Art, sowie auch die grünen Loros und die kleinen grünen Pericos kommen in Menge vor; sie turnen auf den Kronen der Bäume, oder fliegen in Schaaren vorbei, oder sitzen nahe am Wege und schwatzen ihre seltsamen Laute; Affen erfüllen plötzlich mit ihrem Geschrei die todte Stille des Waldes, in welchem man sonst nur das Echo des Hufschlags, das Athmen der Pferde und das Brechen und Knacken der Zweige vernimmt, die man mit seinem eigenen Körper zerbricht. Grauenhaft großartig ist diese Ruhe; man erhält den Eindruck, als sei man in eine andere Welt versetzt; und trotz der Strapazen und Mühen bei Durchschreitung derartiger Wälder bilden diese Stunden doch fast die schönsten Erinnerungen der Reise."

[1] Das Fehlen einer, wenn auch einfachen Uebersichtskarte erschwert das Verständniß des Buches sehr; nur wenige Leser dürften im Besitze der Simons'schen oder Codazzi'schen Karten sein, und nur diese erlauben es bis jetzt, der Route des Autors zu folgen. So vorzüglich die acht dem Buche beigegebenen Abbildungen von Prof. A. Göring auch sind, so hätten wir doch lieber auf eine oder die andere derselben verzichtet, als auf eine Karte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 8. December des vorigen Jahres feierte der Frankfurter Verein für Geographie und Statistik, der zweitälteste im Deutschen Reiche und der vierte Europas, sein 50jähriges Stiftungsfest mit Festreden seines Vorsitzenden von Oven und des Prof. Th. Fischer (Die Fortschritte und die Entwickelung der geographischen Wissenschaft in den letzten 50 Jahren) und Ernennung zahlreicher Ehrenmitglieder. Jene lesenswerthen Reden bringt der 50. Jahresbericht für 1885 bis 1886 (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer), welcher außerdem einen Nekrolog auf den um Frankfurt hochverdienten Dr. G. Varrentrapp, Bemerkungen zur Litteratur über die Ethnologie Amerikas von Prof. Gerland, welcher nachdrücklich auf die großen Fortschritte in diesem Wissenszweige hinweist, und einen Aufsatz P. Scheitweiler's über „Die Rhön und ihre wirthschaftlichen Verhältnisse" (auch im Separatabdruck, ebenso wie die Fischer'sche Festrede, erschienen) enthält. Letzterer giebt eine kurze Schilderung der natürlichen Beschaffenheit und der Bewohner des zwischen vier deutschen Staaten getheilten Gebirges und weist an der Hand der Statistik nach, daß die sprichwortlich gewordene Armuth der Rhön im großen Ganzen nicht vorhanden, daß sie wohl in einzelnen Dörfern zu finden ist, aber nicht am ganzen Gebirge haftet. Es giebt vielmehr in Deutschland Gegenden, die zweifellos erheblich ärmer sind als die Rhön, z. B. das Usinger Land im Taunus und besonders die am nördlichen Fuße des Feldberges belegenen Dörfer, deren Steuererträgnisse noch hinter denen der Rhön zurückbleiben. Außerdem aber sind in neuerer Zeit von Sachsen-Weimar, Bayern und Preußen vier Eisenbahnlinien zum Theil bereits ausgeführt, zum anderen Theil gesetzlich genehmigt, welche das Gebirge aufschließen und seine wirthschaftlichen Verhältnisse verbessern werden. Sie sollen eine Verwerthung seiner immerhin mäßigen Bodenschätze erst ermöglichen, eine Ausnutzung des Waldes, in welchem das Holz heutzutage fast werthlos ist, gestatten, den Viehexport erleichtern und umgekehrt die zahlreichen Bedürfnißartikel, wie Getreide, Kolonialwaaren, Eisen ꝛc., die von außen her in die Rhön eingeführt werden müssen, verbilligen. So ist Hoffnung vorhanden, daß auch dieses Gebiet zu einem wirthschaftlich starken Theile unseres Vaterlandes emporgehoben wird.

— Am 11. Mai 1887 starb in Paris im 86. Lebensjahre der Chemiker und Südamerika-Reisende Jean Baptiste Joseph Dieudonné Boussingault. Geboren 2. Februar 1802 in Paris, studirte er auf der Bergbauschule in St. Etienne, ging dann, wenig über 20 Jahre alt, im Auftrage einer englischen Minengesellschaft nach Kolumbien und blieb 10 Jahre im nördlichen Südamerika, wo er Beobachtungen über Geologie, Erdmagnetismus, Meteorologie, Höhenverhältnisse und Botanik anstellte und mit welchen er A. v. Humboldt's ganzen Beifall erwarb. Auch während der Feldzüge, in denen er den General Bolivar als Oberst begleitete, fuhr er damit fort und bereiste außer Kolumbien noch Venezuela, Ecuador und Peru. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er Professor der Chemie in Lyon, 1839 Mitglied des Instituts in Paris. Die eine Hälfte des Jahres lebte er in Paris, die andere auf seinem elsässischen Gute Bechelbronn, wo er das erste landwirthschaftliche Laboratorium einrichtete. Seine Schriften beziehen sich hauptsächlich auf Agriculturchemie.

— Eine philologische Untersuchung, welche für Geographen und namentlich Statistiker nicht ohne großes Interesse ist, ist Professor J. Beloch's Buch: „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1886). Die Quellen und die Daten, auf welchen sich dieselbe aufbaut, sind freilich ganz andere als die, mit welchen Geographen und Statistiker sonst hantiren: zerstreute Angaben der Klassiker, namentlich über Heeresstärke und Getreideverbrauch, Inschriften und Inschriftenfragmente u. dergl., und sie sind spärlich genug, aber vielleicht nicht spärlicher, als sie uns heute für einen großen Theil der Erde zu Gebote stehen, für welchen man dennoch versucht, Areal- und Bevölkerungsziffern zu construiren. Beloch behandelt als Erster die ganze hierher gehörende Ueberlieferung nach philologischer und statistischer Methode im Zusammenhange und wendet in mühsamer Rechnung die Regeln und Gesetze, welche für ein wohlbekanntes Gebiet festgestellt worden sind, auf andere unbekannte an. So gelangt er, oft im scharfen Gegensatze zu Autoritäten wie Böckh und Mommsen, zu merkwürdigen Resultaten, welche den kolossalen Bevölkerungsziffern früherer Gelehrten diametral gegenüberstehen. So schlug Justus Lipsius die Bevölkerung des kaiserlichen Rom auf 4 Millionen an, Isaak Vossius gar auf 14 Millionen und noch Riccioli hält eine Bevölkerung von 410 Millionen für das römische Reich unter Augustus für wahrscheinlich. Selbst Montesquieu behauptete, es gäbe zu seiner Zeit auf der Erde nur noch den zehnten Theil der im Alterthum vorhandenen Menschenzahl. Diesen Uebertreibungen trat 1752 David Hume entgegen, der aber von der Aufstellung bestimmter Zahlen absieht; seitdem haben die einschlägigen Fragen wohl manche Förderung im einzelnen erfahren, aber keine umfassende Behandlung, wie sie Beloch bietet. Natürlich ist hier nicht der Ort, seinen Untersuchungen im Detail zu folgen; einige Hinweise müssen genügen. So findet er, daß Athen im Jahre 431 nur 110000 bis 115000, ganz Attika 235000, ganz Griechenland mit Einschluß von Macedonien 3051000 Einwohner (darunter etwa 1 Million Sklaven) gehabt hat. Für Rom ermittelt er auf drei verschiedene Weisen für die ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte, während welcher seine Bevölkerung nur wenig geschwankt hat, eine Zahl von 800000 Seelen, für Sulla's Zeit etwa 400000, und für das ganze römische Reich bei Augustus' Tode ein Areal von 3339500 qkm und eine Bevölkerung von 54 Millionen, wovon 23 Millionen auf Europa (6 Millionen auf das festländische Italien, 1100000 auf die italischen Inseln, 6 Millionen auf Spanien, 1½ Millionen auf die Narbonensis, 3400000 auf die drei Gallien, 2 Millionen auf die Donauländer, 3 Millionen auf die griechische Halbinsel), 19½ Millionen auf Asien und 11½ Millionen auf Afrika entfallen würden.

Asien.

— Am 17. Mai hat sich in Brüssel die Belgisch-persische Eisenbahngesellschaft constituirt und hat dann sofort ihren Delegirten in Teheran beauftragt, die erste der zu erbauenden Strecken zwischen Teheran und dem 10 km entfernten Wallfahrtsorte Schah-Abdul-Azim in Angriff zu nehmen. Am 5. Juni haben die Arbeiten in der That begonnen. Jene kurze Strecke soll nach der Absicht der Gesellschaft das Anfangsglied einer, ganz Persien vom Kaspi-

schen Meere bis zum Persischen Meerbusen durchschneidenden Eisenbahn werden.

— Die in Moskau lebenden sibirischen Kaufleute haben eine Ausstellung von Waaren, welche aus Kamtschatka ausgeführt sind, veranstaltet (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 191). Ueber die leitenden Gründe dabei, sowie über die Lage des russischen Handels in Kamtschatka schreibt man der Zeitung „Sibir", 1887 (Nr. 14 bis 15). Die Ausstellung umfaßt Proben und Muster verschiedener Waaren, sowohl russischer wie fremder, wie solche gegenwärtig in Kamtschatka verkauft werden. Dieselben sind zum Theil in Petropawlowsk in Kamtschatka, zum Theil auf der Kupfer- und Bering-Insel eingekauft. Zweck der Ausstellung ist, die Moskauer Fabrikanten und Händler dafür zu interessiren, daß sie ihre Produkte nach Kamtschatka auf den Markt bringen, daß sie aber auch in Kamtschatka selbst vor allen Rauchwaaren einkaufen sollen. Kamtschatka ist reich an solchen, und Eichhörnchen (Veh), Fuchs, Zobel, Eisfuchs und viele andere Pelzthiere giebt es dort in Menge; daneben kann auch Fischbein eingehandelt werden. Daß der Verkehr mit Kamtschatka jetzt der freiwilligen Flotte übergeben worden ist, wurde schon früher mitgetheilt; es sollen jährlich zwei Reisen gemacht werden, eine nach Wladiwostock und Petropawlowsk, die andere eine Küstenfahrt, um alle Küstenorte zu berühren. Die Fracht beträgt von Moskau bis nach Kamtschatka oder irgend einem Ochotsker Hafen etwa 1 Rubel 60 Kopeken bis 2 Rubel 20 Kopeken (3 Mk. 20 Pfg. bis 4 Mk. 40 Pfg.) für das Pud (16 Kilo), die Versicherungsgebühr etwa 2 Proc. Als Dauer des Transportes können von Moskau bis an die äußersten Punkte Kamtschatkas etwa 70 bis 75 Tage gerechnet werden. Die Beförderung von Waaren hat schon so zugenommen, daß im vorigen Jahre ein Schiff mit voller Ladung von Nikolajewsk und Wladiwostock nach Kamtschatka ging; in diesem Jahre werden zwei Schiffe befrachtet werden.

— Von dem Reisenden Carey (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 222 und 335) sind Briefe aus Leh in Ladak eingegangen, worin er sein zweites Reisejahr in Centralasien beschreibt. Am 30. April 1886 war er von seinem Winterquartier Tschaklik im Süden des Lob-Nor aufgebrochen, um die wenigen Sommermonate zur Erforschung des nördlichen Tibet zu verwenden; er überschritt die aus Prshewalski's Berichten bekannten Gebirge Altyn Tagh und Tschamen (Tschiman) Tagh und gelangte an den Fuß einer hohen Gebirgskette, welche er für den Kwen-lün erklärt; es ist das wohl dieselbe, deren einzelnen Theilen Prshewalski auf seiner letzten Reise die Namen Marco-Polo-, Columbus- und Moskau-Gebirge beigelegt hat (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 27). Hier gelang es seinen Führern nicht, einen Paß zu finden, der so früh im Jahre zugänglich gewesen wäre, und so mußte er durch eine öde und unwegsame Gegend ziemlich weit nach Osten reisen, bis zuletzt ein Weg über das Gebirge gefunden wurde, welcher südlich in das Thal des Ma-tschu, d. h. eines Quellflusses des Jang-tse-kiang, führte. Diesem folgte man, wie es scheint, abwärts, bis man die große Straße, welche den Kuku-Nor und Lhassa verbindet, erreichte; hier zwang Mangel an Proviant und Futter die Expedition, nach Norden zurückzugehen und den Kwen-lün auf Pässen wieder zu überschreiten, die uns bereits aus den Berichten Prshewalski's und des Panditen A . . . k bekannt sind. Carey befand sich nun in Tsaidam, ließ seine Karawane zu ihrer Erholung in Golmo zurück und unternahm selbst eine interessante Rundreise durch die Gegend, während welcher er vielfache Berührungen mit den dort hausenden nomadischen Kalmüken und Mongolen hatte. Dieselben waren friedlich, aber wenig gastfreundlich gesinnt und weigerten sich öfters, Lebensmittel oder Korn gegen Geld herzugeben. Im Herbste machte Carey schließlich noch eine zweite Reise über den Kwen-lün und zog dann quer durch Tsaidam und die Gobi nach Chami und Urumtsi, der am Nordabhange des Tiën-schan gelegenen Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan. Dort nahm ihn der chinesische Statthalter freundlich auf und entließ ihn nach Jarkand, wo er im Anfange des laufenden Jahres eintraf und von wo er am 7. März nach Ladak aufbrach. Die Hauptschwierigkeiten, mit denen er auf seiner kühnen Reise zu kämpfen hatte, waren Schnee, Mangel an Futter und die Widerspenstigkeit seiner Pony-Treiber. Von Tschaklik am Lob-Nor bis zu dem Punkte, wo er im Juli die Lhassa-Straße erreichte, war er 83 Tage unterwegs, ohne daß er während dieser ganzen Zeit einem einzigen Menschen begegnete. Ein großer Theil seiner ausgedehnten Reiseroute führte durch bisher unbekanntes, jungfräuliches Gebiet.

— Wie dem „Neuen Rotterdamer Courant" aus Batavia geschrieben wird, hat auf Ceram Folgendes stattgefunden: Vor etwa acht Monaten befand sich während einer Epidemie, die man fälschlich für Cholera hielt, zu Klein-Keffeng (Ceram Kee) eine junge, von Key stammende Frau, die man für eine Hexe erklärte und der man die Epidemie, welche so viele Opfer forderte, zuschrieb. Die ganze Bevölkerung flüchtete, die der Hexerei beschuldigte Frau natürlich auch, da sie für ihr Leben fürchten mußte. So kam sie, indem sie bei Fluthzeit in den Bäumen Schutz suchte, bei Ebbe sich am Strande entlang bewegte, ohne Nahrung oder irgend welche Erleichterung zu erhalten, zu Ernanan (Regentschaft Kwaos, Insel Groß-Ceram) an. Auch da wurde sie für eine Hexe (swangie) erklärt. Von dem Imam (Priester) und einigen Leuten des Dorfes wurde ein Floß aus Zweigen der Sagopalme verfertigt, die Frau mit langen Stangen auf dasselbe befördert und hierauf das Floß durch ein Boot an einem langen Strick aus Schlepptau genommen und in das offene Meer hinausgeführt, wo man das Tau los machte, damit die Frau durch die Wellen oder durch Hunger ihren Tod fände. Glücklicher Weise befindet sich in der Nähe die ziemlich lebhafte Passage zwischen der kleinen Insel Gesser und Groß-Ceram. Die Frau, die von Kälte und Hunger sehr gelitten hatte, wurde von der Bemannung eines Schiffes bemerkt und aufgenommen. Sie wurde vor den damaligen Posthalter von Waru gebracht, der jedoch erklärte, die Sache nicht verfolgen zu können, da Beweise fehlten. Was muß nun, fragt der Korrespondent, in solchen Fällen, die in jener Gegend ziemlich häufig vorkommen — so wurde die Papua-Frau Abis lebendig begraben, doch die Sache wurde nicht verfolgt, da nach der Ansicht des Vorsitzenden im Landrath zu Banda nur Theilnehmer an der Handlung, aber keine Zeugen derselben anwesend waren — geschehen, da ja so ein Mord straflos bleibt und die Ceramer ermuthigt werden, allerlei Vorwände zu erfinden, um sich ihrer Feinde zu entledigen?

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus Tokio geschrieben, daß die „Canadian Pacific Line", welche im Anschlusse an die canadische Pacific-Eisenbahn die Dominion of Canada mit Ostasien und im Besonderen Victoria auf Vancouver mit Yokohama verbinden soll, am 29. Mai von Yokohama aus ihre Fahrten beginnen wird. Die Dampfer sollen solche ersten Ranges sein (4000 Tonnen mit einer Schnelligkeit von 13 bis 14 Knoten) und in Zwischenräumen von 20 Tagen abgehen. Die neue Linie wird die amerikanische Linie zwischen Tokio und San Francisco zu bedeutender Concurrenz anspornen, und man darf daher hoffen, daß die Zeit von etwa 35 Tagen, welche ein Brief von Japan über San Francisco nach Deutschland bisher brauchte, in Zukunft sich noch um einige Tage verkürzen wird.

Afrika.

— Die Forschungen Collignon's in Südtunesien haben einen überraschenden Reichthum an Feuersteinwerkzeugen ergeben, sowie eine Menge alter Arbeitsstätten. Es ist von großem Interesse, daß die letzteren fast ausschließlich an Stellen liegen, denen es auch heute noch nicht an Wasser fehlt, an ausdauernden Brunnen oder am Abhange von Thälchen, in welchen nur im Sommer das Wasser verschwindet. Es scheint also seit der Steinzeit der Zustand des Landes sich nicht wesentlich geändert zu haben. Die Werkzeuge entsprechen theils dem type chelléen, zum größeren Theile aber dem type mousterien, oder sie sind neolithisch. Mit dem Vorschreiten nach Norden werden sie immer seltener; nördlich und östlich von Sbeïtla und Scherischera wurden keine mehr gefunden. Das Gebiet der megalithischen Monumente bildet einen unregelmäßigen Fleck an der Nordgrenze der Feuersteinzone; die Dolmen bilden vier Hauptgruppen, eine große geschlossene um Ellèz, eine zweite bei Teburfuk, eine dritte bei Sbeïtla, die letzte und bekannteste in der Domäne Enfida. Bei Gafsa finden sich Steinbeile in einem quaternären Konglomerat, das nur durch einen Fluß von ziemlicher Bedeutung gebildet worden sein kann.

— Am 14. Mai haben englische Unternehmer mit der Trockenlegung des Abukir-Sees im Osten von Alexandrien begonnen, und hoffen den größten Theil der Arbeit, durch welche ein Gebiet von 18000 bis 20000 Feddans für den Ackerbau gewonnen werden soll, bis zum Ende dieses Jahres fertig zu stellen. Es werden dadurch nicht allein die gesundheitlichen Verhältnisse von Ramle und selbst von Alexandrien gebessert werden, es ist auch dadurch für mehrere Tausende Arbeiter Beschäftigung auf längere Zeit geschaffen, es werden etwa 4000 Familien neu angesiedelt werden können, und schließlich hofft man auch noch auf bessere Erträge der Eisenbahnlinie Alexandria-Rosette.

— In einem Artikel über die Bewohner der Umgegend von Suakin erwähnt D. A. Cameron, daß die echten Suakiner von den umwohnenden Arabern Hadareb genannt werden; daraus schließt er auf ihre Abstammung von den Bewohnern von Hadramaut in Südarabien, welche Hadrami genannt werden. Es ist das wieder ein Beweis, mit welcher Leichtfertigkeit Conjecturen gemacht und in die Oeffentlichkeit gebracht werden. Genau mit demselben Rechte könnte Herr Cameron auch die nordafrikanischen Mauren zu Kolonisten aus Hadramaut machen, denn Hadár, Hausbewohner, heißt der Stadtaraber überall in arabischen Ländern im Gegensatz zu dem zeltbewohnenden Nomaden, dem Hal bit eschschâr oder Rahhala, dem Umherschweifenden, der bei Suakin nach Cameron mit dem Namen Orban belegt wird.

Ko.

Australien.

— Die Kolonie Südaustralien hatte am 28. December 1886 ein Alter von fünfzig Jahren erreicht. Sie wird es durch eine am 20. Juni 1887 in der Hauptstadt Adelaide zu eröffnende internationale Industrieausstellung feiern. Den Fortschritt der Kolonie in diesem Zeitraume constatiren in Kürze die nachfolgenden statistischen Angaben, welche sich auf den Schluß des Jahres 1886 beziehen. — Südaustralien umfaßt jetzt einen Flächeninhalt von 42 501 deutschen Quadratmeilen. Davon entfallen 17 875 auf die Kolonie im engeren Sinne, also auf den südlichen Theil, und die übrigen auf den nördlichen oder das Northern Territory. In Privatbesitz waren 4 410 617 ha übergegangen und davon 1 114 843 unter Kultur gebracht. Die Hauptfrucht ist Weizen. Es standen darunter 797 200 ha mit einem Ertrage von 10 835 000 Buschel (36,34 Liter). — Die Bevölkerung belief sich auf 318 610. Die City of Adelaide zählte 45 333 Seelen und mit den Vorstädten 57 610. Die Finanzen der Kolonie sind zur Zeit in sehr schlechtem Zustande. Die Einnahmen im Jahre 1886 betrugen 1 975 269 Pfd. St., die Ausgaben erforderten 2 234 395 Pfd. St. Unter Hinzurechnung der Unterbilanzen in den Vorjahren bestand ein Deficit von 1 043 248 Pfd. St. Die Haupteinnahmen flossen aus den Eisenbahnen, den Eingangszöllen, dem Post- und Telegraphenwesen, der Einkommensteuer und dem Verkaufe von Kronland. — Die öffentliche Schuld war auf 19 203 300 Pfd. St. oder 60 Pfd. St. 5 1/2 Sh. (1206 Mark) pro Kopf der Bevölkerung angewachsen und ist jährlich mit 796 224 Pfd. St. zu verzinsen. — Die Einfuhr im Jahre 1886 hatte einen Werth von 4 862 760 Pfd. St., wovon aber im Betrage von 1 666 870 Pfd. St. wieder ausgeführt wurde. Auf Großbritannien und dessen Besitzungen entfielen 4 546 693 Pfd. St. und auf andere Staaten nur 316 067 Pfd. St. (auf Deutschland 43 986 Pfd. St. gegen 38 966 Pfd. St. und 61 727 Pfd. St. in den Vorjahren). Die Ausfuhr ohne die Wiederausfuhr nach Großbritannien und dessen Besitzungen bewerthete 2 616 433 Pfd. St. und nach anderen Staaten 205 705 Pfd. St. (nach Deutschland 4740 Pfd. St. gegen 580 Pfd. St. und 2286 Pfd. St. in den Vorjahren). Zu den wichtigsten Exportartikeln zählten 127 540 Ballen Wolle zu 1 447 971 Pfd. St., Mehl mit 514 476 Pfd. St., Weizen mit 82 134 Pfd. St., Kupfer mit 230 868 Pfd. St., Häute und Felle mit 125 322 Pfd. St., Gold mit 32 535 Pfd. St., Wein mit 23 731 Pfd. St. u. s. w. — Der Viehstapel der Kolonie bestand in 168 420 Pferden, 389 726 Rindern, 6 696 406 Schafen und 163 807 Schweinen. — Die Kolonie besaß 1950 km fertiger Eisenbahnen, deren Bau 8 590 384 Pfd. St. gekostet hatte. Das Telegraphennetz besaß 8603 km Länge. Die Zustände der Kolonie liegen zur Zeit sehr ungünstig. Die schwache Bevölkerung ist nicht im Stande, die gewaltige Schuldenlast zu verzinsen; die Auswanderung steigert sich in bedenklicher Weise; der Grundbesitz sinkt immer mehr im Werthe; Noth und Elend ist allgemein und Bankerott an der Tagesordnung. Der Grund liegt in den niedrigen Preisen der Stapelprodukte (Wolle, Getreide und Kupfer), in den häufigen schlechten Ernten und in der großen Schuldenlast, welche um so schwerer ins Gewicht fällt, als die Hälfte der Staatsschuld für nicht produktive Zwecke verwendet wurde.

Vermischtes.

— O. Hübner's statistische Tafel ist soeben für den Jahrgang 1887 erschienen (50 Pfennig-Ausgabe in Taschenformat, gebunden 1 Mark). Diese ungemein praktische, wegen ihres reichen Inhalts, ihrer Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit allgemein eingebürgerte Tabelle hat wiederum eine sehr bedeutende Umarbeitung erfahren. Sie giebt nach streng amtlichen Mittheilungen über tausenderlei, den ganzen Erdball umfassende Dinge Auskunft. Die Tafel ist daher jedem Zeitungsleser zur Anschaffung sehr zu empfehlen, denn sie bringt die neuesten Zahlen nicht allein über Industrie und Handel, sondern auch über die Heeres-, Bevölkerungs- und Münzverhältnisse rc. aller Länder.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

VI.

Während Prshewalski mit seiner Karawane am Fuße des Berges Bumsa, auf Antwort aus Lhassa wartend, verweilte, hatte er Gelegenheit, sich mit den nomadisirenden Tibetern, welche in nächster Nähe lagerten, bekannt zu machen.

In ihrem äußeren Ansehen haben die Tibeter viel Aehnlichkeit mit ihren Stammesbrüdern, den Tanguten. Tibeter wie Tanguten sind weder den Mongolen, noch den Chinesen ähnlich, am ehesten erinnern sie noch an die russischen Zigeuner; doch macht ihr Gesicht oft den Eindruck, als handele es sich um ein Gemisch aus Mongolen und Zigeunern. Der Wuchs der Männer ist im Allgemeinen ein mittlerer, selten ein hoher, die Brust etwas flach, wie eingefallen, der Körperbau nicht kräftig; die Hautfarbe dunkelgelb, wie heller Kaffee; der Schädel länglich von der Seite zusammengedrückt, so daß das Gesicht vortritt; die Stirn flach; die Nase meistens gerade und fein; die Wangenhöcker wenig vorspringend, das Auge groß, schwarz, nicht schief gestellt und nicht tiefliegend; die Ohren von mittlerer Größe, nicht abstehend, die Lippen mitunter dick. Das Kinn vortretend; die vorderen (Schneide-) Zähne, durch weite Zwischenräume von einander getrennt, ragen mitunter aus der Mundöffnung vor. Der Bartwuchs ist sehr schwach; oft werden die Haare ausgerupft. Die Haupthaare sind schwarz, lang und liegen bündelweise beisammen, wie die Schweifhaare eines Jak. Dieselben werden nie gekämmt und nie geschnitten, sondern fallen in Unordnung auf die Schultern herab; hinten werden sie zu einem Zopf geflochten. Die Lamas scheeren und rasiren den Kopf. Der Zopf wird mit seidenen Fäden umschlungen und mit knöchernen Ringen, rothen Perlen, kupfernen und knöchernen Plättchen verziert. Außerdem tragen die Männer nicht selten im linken Ohrläppchen sehr große silberne Ohrringe und an den Fingern Ringe.

Die Frauen der Tibeter sind klein, schmutzig und im Allgemeinen häßlich, nur hier und da sieht man angenehme Physiognomien. Die Gesichtsfarbe ist heller, die Vorderzähne sind regelmäßiger als bei den Männern. Die Haare werden vorn gescheitelt und seitlich wie hinten in viele kleine Zöpfchen geflochten, welche sowohl auf der Höhe der Schulter, als auch weiter unten an ihren Enden durch zwei breite Querbänder zusammengehalten werden; die Bänder sind je nach der Wohlhabenheit mit Perlen, Steinen, kleinen Schellen, silbernen und kupfernen Plättchen, sogar mit chinesischen Kupfermünzen geschmückt. Von der Mitte des oberen Querbandes fällt hinten ein langes, breites, ebenso verziertes Band oft bis auf den Fußboden herab; auch die Frauen tragen Ringe in den Ohren und an den Fingern.

Die Winterkleidung der Männer wie der Frauen besteht aus einem langen Schafpelz, der bei Wohlhabenden mit Dalemba oder einem rothen Wollstoff überzogen ist. Der Pelz wird durch einen Gürtel so zusammengehalten, daß oberhalb des Gürtels ein Beutel entsteht; der rechte Aermel wird bei den Männern meist herabgelassen und der Arm bleibt oft auch in kalter Jahreszeit entblößt. Hemden und Hosen sind nicht im Gebrauch, statt der Hosen werden Kniestücke aus Schaffell über die Knie gezogen. Die Stiefel sind aus grobem Wollstoff gefertigt und mit grünen und rothen Längsstreifen verziert; die Schäfte reichen bis zum Knie, die Sohlen sind aus Leder. Strümpfe sind unbekannt. Als Kopfbedeckung werden Mützen aus Schaf- und Fuchsfell getragen; oft aber bleibt auch bei strenger Kälte der Kopf unbedeckt.

Die Männer tragen im Gürtel einen Säbel, dessen Klinge sehr schlecht ist, dessen Griff und Scheide aber reich mit Silber, Türkisen und rothen Korallen verziert sind. Außerdem tragen sie im Gürtel eine lange Pfeife, ein Messer und ein Beutelchen mit verschiedenen Kleinigkeiten. Der durch den Gürtel gebildete Sack ihres langen Pelz-Rockes beherbergt eine hölzerne Schale, ein Tabaksbeutelchen u. s. w. — mitunter auch ein Taschentuch, das wirklich gebraucht wird. Die Frauen tragen ebenfalls am Gürtel ein Messer und ein Säckchen mit Kleinigkeiten, mitunter auch Schlüssel und aufgereihte chinesische Kupfermünzen. — Einzelne Männer tragen auf der rechten Schulter viele kleine Fetzen von Zeug oder Tuch, welche mit Türkisen oder Korallen besetzt sind — es sind das Talismane, welche gegen Krankheit und anderes Ungemach schützen sollen; ihre Wirksamkeit erhalten sie von den Lamas.

Die Wohnung der Tibeter ist Sommers wie Winters ein schwarzes Zelt; das Material dazu liefert ein grober, aus Jakhaaren angefertigter Wollenstoff. Die Form des Zeltes ist fast viereckig; die Höhe diejenige eines großen Mannes; der Flächenraum ist verschieden, je nach der Größe der Familie und der Wohlhabenheit des Besitzers. Als Stützen des Zeltes dienen drei hölzerne Pfähle, von denen einer im Mittelpunkte steht, die beiden anderen dagegen an den Seiten des fast flachen Daches. Von der oberen Ecke des Zeltes und von der Mitte jeder Seitenwand gehen Stricke aus, welche an dem Erdboden mittels Pflöcken befestigt sind. Aber fast in der Mitte des Daches ist eine Oeffnung, damit Licht hereindringt und der Rauch einen Ausgang findet. Unter dieser Oeffnung in der Mitte des Zeltraumes ist ein viereckiger Herd aus Lehm erbaut, in welchem Winters stets Argal brennt; hier wird in einem flachen eisernen Kessel Thee und Essen zubereitet. Neben dem Herde sind Schaf- und auch Wolfsfelle ausgebreitet, auf ihnen sitzt man Tags und schläft Nachts. An der einen Fläche der Seitenwände der Zelte sind ringsum Massen von getrocknetem Argal aufgehäuft, mitunter bedeckt mit grobem Wollstoff; auf die so gebildete Unterlage stellt man die Vorräthe an Speisen, Hausgeräth und Geschirr; hier bewahrt man auch die Kleider. Das Geschirr ist sehr



Das Innere eines tibetischen Zeltes.

einfach; es besteht außer einigen Töpfen und Schalen für jedes einzelne Familienglied aus nicht großen hölzernen Gefäßen, in denen saure Milch gehalten wird, ferner aus thönernen Krügen oder aus leeren Jakhörnern, in denen frische Milch aufbewahrt wird. — Um jedes Zelt wird mit Argal ein Raum abgegrenzt, in welchem die Schafe die Nacht verbringen.

Einige Zelte, zehn oder mehr oder weniger, sind zu einem Lager vereinigt. Der Ort wechselt je nach der Jahreszeit und dem Vorrath an Futter für das Vieh. Bei sehr reichlichem Viehbestande muß der Lagerplatz sehr oft gewechselt werden.

Die Hauptnahrung der nomadisirenden Tibeter ist Schaf-, selten Jakfleisch; oft wird dasselbe roh gegessen. Die Ursache dafür liegt wohl darin, daß es im Sommer äußerst schwierig, oft ganz unmöglich ist, den durch Regen völlig durchnäßten Argal in Brand zu bringen. Es ist kein angenehmer Anblick, die Tibeter um den Herd herumsitzen und essen zu sehen. Der Hausvater wirft jedem Familienmitgliede oder auch den anwesenden Gästen ein Stück rohen Fleisches vor, als wären es Hunde. Jeder empfängt sein Antheil, zieht sein Messer heraus und ißt gierig das blutige Fleisch. Außerdem kochen sie sich von Zeit zu Zeit eine Suppe aus zerschlagenen Schaf- oder Jak-Knochen, welche zu diesem Zwecke drei bis vier Monate lang gesammelt worden sind. Man meint, daß der Genuß einer solchen Knochenabkochung der Gesundheit sehr zuträglich sei. Neben dem Fleisch genießen die Tibeter Thee, welchem sie getrockneten Quarkkäse zusetzen; außerdem thun sie zum Thee noch Milch und Butter. Eine besonders beliebte Speise ist der Taryk, das ist gekochte und dann gesäuerte Milch.

Die nomadisirenden Tibeter beschäftigen sich ausschließlich mit der Viehzucht und kennen nichts Anderes; sie züchten Jaks und Schafe, hier und da Pferde und Ziegen; das gewöhnliche Hausrind giebt es hier gar nicht.

Der Jak hat in Tibet seine eigentliche Heimath; hier auf den hochgelegenen Ebenen, welche von Bergen durchzogen werden, findet er alles, was er braucht: Wasser, kühle Luft und weite Weideflächen. Die tibetischen Jaks liefern eine ganz ausgezeichnete Milch, aus welcher vortreffliche Butter, Quark



Tibetisches Lager.

und Taryk hergestellt wird. Ferner versieht er seinen Herrn mit Fleisch, Knochen und grober Wolle und wird schließlich in ganz Tibet als Last- und Reitthier benutzt, wie das Kameel in der Mongolei. Er klettert sehr geschickt, läuft auch gut auf gefrorenem Boden oder über Eis. Seine Haarfarbe ist gewöhnlich schwarz, sehr selten kommen weiße Exemplare oder schwarze mit weißem Schweife vor, welche letzteren in Indien und China sehr geschätzt sind.

Interessant ist, was Prshewalski über den Charakter der Tibeter mittheilt. Unter allen Nomaden Mittelasiens, welche er gesehen, seien die Tibeter in moralischer Beziehung die schlechtesten. Die alle Mongolen in gleicher Weise charakterisirende Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit ist den Bewohnern des nördlichen Tibet völlig fremd; in Bezug auf Schlauheit, Geldgier, Betrügerei und Scheinheiligkeit können sie mit erfahrenen Großstädtern sich messen. Prshewalski überzeugte sich wiederholt in Folge der häufigen Berührung mit den Tibetern davon, daß die Leute völlig gewissenlos, meist Betrüger waren. Hiermit stimmte auch das Urtheil überein, welches die Mongolen selbst über die Tibeter in Lhassa und in ganz Tibet fällten: Ihre Seele ist so schwarz wie Ruß! Einen anderen, namentlich einen Fremden, zu bestehlen oder zu betrügen, gilt in der Residenz des Dalai-Lama fast für ehrenvoll, sagten die Mongolen. Außerdem ist ein sehr charakteristischer Zug der Tibeter, wie aller Nomaden — ihre Faulheit.

Die Tibeter bekennen sich zum Buddhismus und zwar, so weit es sich ermitteln läßt, zum rothen. In Erfüllung ihrer Religionsgebräuche sind sie sehr peinlich und eifrig. Immerfort und überall murmeln sie Gebete, deren Bedeutung sie nicht verstehen; dabei drehen sie in der linken Hand einen kleinen Cylinder, welcher mit Gebeten beschriebene Papierfetzen enthält. Am Halse tragen sie besondere Amulete, kleine Kästchen, welche Idole, verschiedene Reliquien,



Vergiftete Geier.

aufgeschriebene Gebete und Beschwörungsformeln enthalten. Die Lamas haben einen unbegrenzten Einfluß auf das gemeine Volk; ihre Worte sind für die Menge Gesetz.

Die Tibeter sind neugierig und redselig, unterthänig gegenüber Reichen und Mächtigen; im Gespräche mit älteren Personen, vor allem mit Beamten, gebraucht der Tibeter häufig das Wort „laken" als Zeichen der Bejahung. Durchaus anders benimmt er sich aber ihm untergeordneten oder von ihm abhängigen Personen gegenüber. — Loben kann man an ihm nur, daß er im Allgemeinen etwas energischer als der Mongole ist; doch ist er ebenso feig wie der letztere.

In Bezug auf das Familienleben ist ein Zug hervorzuheben, der schon von anderen Reisenden unter den Bewohnern des südlichen Tibets, Butan und Ladak, beobachtet worden ist, nämlich die Vielmännerei (Polyandrie). Zwei, drei, sogar vier Männer haben eine gemeinschaftliche Frau, mit welcher sie ohne Eifersucht und ohne Streit zusammen leben; nur die sehr Wohlhabenden halten sich ihre eigene Frau, bisweilen sogar zwei. Als Grund der sonderbaren Erscheinung wurde angeführt, es geschehe das, um billiger zu leben, weil die Frauen besondere Abgaben zu zahlen hätten. Die Frauen selbst sind sehr leichtfertig, verschenken gern ihre Gunst gegen Geld, sogar mit Wissen der Männer. Hieraus kann für das Familienleben nicht viel Gutes hervorgehen; überdies bringen die unverheiratheten Lamas auch nur allerlei Sittenverderbnisse in das Volk.

Nach der Aussage des bei Prshewalski befindlichen mongolischen Dolmetschers reden diejenigen Tibeter, mit welchen Prshewalski in Berührung kam, dieselbe Sprache, wie das Volk in Lhassa, dagegen sei diese Sprache eine ganz andere, als die der Tanguten am Kuku-Nor.

Von den Sitten sei nur Einiges hier angeführt: Bei gegenseitigen Besuchen wechseln sie keine Karten, sondern sog. Chatak, kleine Tücher oder Handtücher von weißem oder grünlichem Seidenzeug; derselbe Gebrauch ist auch bei

den südlichen Mongolen und den Tanguten zu finden. Bei der Begrüßung und beim Abschied nimmt der Jüngere vor dem Aelteren die Mütze ab, neigt das Haupt und — — zeigt etwas die Zunge. Alle, Männer wie Frauen, rauchen sehr gern, aber trinken keinen Branntwein. Die Trunksucht ist überhaupt ein in Centralasien fast unbekanntes Laster. Jedermann besitzt seine eigene Trinkschale; Speise oder Trank aus einer fremden Schale zu nehmen, gilt als große Sünde.

Die Todten werden nicht begraben, sondern einfach aufs Feld geworfen, den Wölfen, Raben und Geiern zur Beute; nur die Lamas werden bestattet. In Lhassa selbst wird das Schicksal der Todten vom Urtheil der Lamas abhängig gemacht: dieselben bestimmen, ob die Leichname verbrannt oder in den Fluß geworfen, oder eingegraben, oder den Raubthieren vorgeworfen werden sollen. Das Andenken der Todten wird heilig geachtet.

Alle nomadisirenden Tibeter sind in administrativer Beziehung nicht dem Dalai-Lama, sondern dem chinesischen Gouverneur von Sinin untergeordnet. So begreift der Bezirk Sinin das kolossale Gebiet Kuku-Nor, Tzaidam und das nordöstliche Tibet bis an die Grenze der Besitzungen des Dalai-Lama, d. h. bis zur Provinz Ui. Der Bezirk Bumsa befindet sich nur etwa 10 Werst von der tibetisch-chinesischen Grenze. Die Kopfzahl der zu Sinin gehörigen Tibeter beträgt etwa 7000.

Achtzehn Tage hielt sich die Expedition im Bezirke Bumsa auf, stets in der Erwartung einer Antwort aus Lhassa. Die Zeit wurde ausgefüllt mit Ausflügen in die nächste Umgebung, mit Ordnen der Kleidung und des Gepäcks, mit der Jagd auf verschiedene Thiere, insonderheit auf Lämmer- und Schneegeier. Die großen Vögel waren außerordentlich zutraulich; die Lämmergeier setzten sich unmittelbar neben die Küche, oft nur 20 bis 30 Schritte entfernt von den Kosaken, welche mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt waren. Die Schneegeier oder Greife (Gyps himalayensis s. nivicola Sewertzowii) waren etwas vorsichtiger. Es war sehr eigenthümlich zu beobachten, wie die Lämmergeier, diese kolossalen Vögel, welche mit ausgebreiteten Flügeln 10 Fuß (3 m) messen, die Jurte umkreisten und sich ganz nahe niedersetzten; es wurden einige mittels Schüssen erlegt. Den Greifen war schwerer beizukommen, sie konnten weder im Fluge noch sonst geschossen werden; um sie zu erlegen, wurde schließlich Gift angewandt. Es wurden die Eingeweide eines Schafes mit Cyankali bestreut und an den Ort gebracht, wo die Greife zu sitzen pflegten; allein die Vögel schienen Verdacht zu haben. Gegen 30 bis 40 Stück versammelten sich und umkreisten die Beute, ohne sie zu ergreifen. Endlich machte sich ein Vogel daran, sofort folgte die ganze Schaar — aber kaum hatte der letzte sich niedergelassen, so flogen alle wieder auf und davon. Sechs hatten indessen von dem Fleische genossen und das Gift wirkte so schnell, daß sie sofort todt niederstürzten.

Nachdem Prshewalski eine Woche vergeblich gewartet, schickte er, als einst die tibetische Wache gewechselt wurde, einen Kosaken und den Dolmetscher mit der abziehenden, um in **Naptschu**, dem ersten tibetischen Dorfe, Einkäufe zu machen und verschiedene Erkundigungen einzuziehen. Allein man ließ sie nur bis zur Grenze, dann mußten beide umkehren.

Eine Abwechselung brachte die Ankunft einer Handelskarawane, welche auf dem Wege von Lhassa nach Sinin im Bezirke Bumsa Halt machte. Dieselbe bestand aus 200 beladenen Jaks, einigen Kameelen und 22 Menschen. Sie führten Tuch, Räucherkerzen und andere Gegenstände des Kultus, heilige buddhistische Schriften, Arzneimittel, Süßigkeiten, Zucker u. s. w. mit sich. Alle diese Waaren gehen zum Theil über Sinin ins Innere von China, zum Theil in die Mongolei. Von Sinin nach Lhassa werden chinesische Waaren, Seidenzeug und andere Zeugstoffe, allerlei Geschirre, Sättel, eiserne Schalen, Stiefel, Feuerzeuge, Messer, Pfeifen u. a. m. ausgeführt. Die Kosten des Transportes sind sehr gering; denn die Lastthiere, die Jaks, sind sehr genügsam und die zum Transport nöthige Zeit hat, wie für alle Asiaten, nur einen geringen Werth.

Mit der Handelskarawane kehrten auch jene drei Mongolen zurück, welche Prshewalski bereits früher getroffen; zwei von ihnen, welche gut tibetisch redeten, wurden als Dolmetscher und Führer angeworben und erwiesen sich als äußerst nützlich.

Endlich am 30. November langten zwei Beamte aus Lhassa in Begleitung des Chefs von **Naptschu** im russischen Lager an; sie erzählten, daß in Naptschu ein Gesandter, (Gutzaw) **Nomun-Chans**, des Beherrschers von Tibet, nebst Gefolge eingetroffen sei; er könne nicht herkommen, weil er erkrankt sei. Doch hätte er die Weisung **Nomun-Chans** mitgebracht, den Russen nicht zu gestatten, nach Lhassa zu gehen. Auf die Frage Prshewalski's, was der chinesische Resident in Lhassa dazu gesagt hätte, wurde geantwortet, die Tibeter hätten selbst darüber zu entscheiden, sie hätten mit den Chinesen nichts zu thun. Prshewalski ließ den beiden Beamten verkünden, er wünsche selbst den Abgesandten zu sprechen; er verlange, daß man dem chinesischen Residenten Mittheilung mache und er drohe, falls der tibetische Gesandte nicht zu ihm käme, dann ginge er zu ihm nach Naptschu.

Am anderen Tage erschien der Gesandte mit seiner Begleitung; kurz vorher waren in der Nähe des russischen Lagers zwei Zelte aufgeschlagen worden; hier kleideten die Tibeter sich um und dann erst kamen sie zu Prshewalski. Der Gesandte hieß **Tschigmed-Tschoitschor** und war einer der bedeutendsten Würdenträger Tibets, vielleicht einer der vier Gehilfen Nomun-Chans. Bei ihm befanden sich die Oberen dreier bedeutender Klöster und die Vorgesetzten von 13 Aimaks (Bezirken) der Besitzungen des Dalai-Lama.

Der Gesandte selbst war mit einem kostbaren Zobelpelz, dessen Haare nach außen gekehrt waren, gekleidet; seine Begleiter trugen einfache Gewänder. Der Gesandte fragte zunächst, ob die Ankömmlinge Russen oder Engländer seien. Als ihm die Frage beantwortet worden war, sprach er in längerer Rede sich darüber aus, daß Russen noch niemals in Lhassa gewesen seien, daß von Norden her nur Mongolen, Tanguten und Chinesen kämen — schließlich, daß sowohl der Beherrscher von Tibet, Nomun-Chan, als der Dalai-Lama selbst, wie auch das ganze Volk die Russen nicht in Tibet hinein lassen wollten. Alle Einwände und Entgegnungen Prshewalski's waren durchaus vergeblich. Die Tibeter wiederholten nur dasselbe, dabei fügten der Gesandte, wie die Begleiter die Hände auf der Brust zusammen und baten in innigster Weise ganz unterthänigst, Prshewalski solle nicht weiter vordringen. Von irgend welchen Drohungen war keine Rede; ja der Gesandte erbot sich, alle Reisekosten zu decken, sobald die Russen nur umkehrten.

Obgleich Prshewalski sich schon allmählich mit dem Gedanken, unverrichteter Sache umkehren zu müssen, vertraut gemacht hatte, so fiel es ihm schließlich doch schwer, das entscheidende Wort zu sprechen. Das so nahe geglaubte Ziel wurde wieder in weite Ferne gerückt; aber mit Gewalt war gar nichts auszurichten — er mußte sich der Nothwendigkeit fügen und — umkehren.

Er erklärte sich also bereit, zurückzukehren; die Bezahlung der Reisekosten lehnte er ab und erbat sich nur ein Schriftstück mit Auseinandersetzung der Gründe, warum man ihn



Der Gesandte des Dalai-Lama und seine Begleiter.

nicht in die Residenz des Dalai-Lama hineingelassen habe. Der Gesandte bedauerte, ein solches Schriftstück nicht ausliefern zu dürfen, dazu sei er nicht bevollmächtigt. Darauf ließ Prshewalski ihm sagen, sobald man ihm das erbetene Schriftstück ausliefere, wolle er abziehen, wenn nicht, so marschire er sofort nach Lhassa. Nun versprach der Gesandte das Schreiben; zuletzt ließ ihm Prshewalski sagen, er reise nun schon viele Jahre umher, aber so schlechte und ungastliche Leute, wie die Tibeter, habe er nirgends angetroffen; er werde darüber etwas schreiben und die ganze Welt solle es dann erfahren; früher oder später käme der Europäer doch zu ihnen und würde sich den Zugang mit Gewalt erzwingen.

Am anderen Morgen mit Sonnenaufgang erschien der tibetische Gesandte nochmals und überbrachte das betreffende Schreiben; es wurde verlesen, aus dem Tibetischen ins Mongolische und aus dem Mongolischen ins Russische übersetzt, dann vom Gesandten untersiegelt und Prshewalski eingehändigt, welcher nun befahl, das Lager abzubrechen und fortzumarschiren. Er that es mit schwerem Herzen — zum vierten Male mußte er umkehren, ohne sein Ziel, Lhassa, erreicht zu haben; allein es war nicht anders möglich!

Baku.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

III.

[Die Abbildungen nach Photographien.]

Das rohe Erdöl wird, wie schon erwähnt, in Behältern aus Eisenblech gesammelt, ehe es in den Raffinerien von Baku verarbeitet wird; daran ist nicht zu denken, es an Ort und Stelle zu reinigen, wegen der Feuersgefahr. Ist es doch nicht einmal erlaubt, dort eine Cigarette zu rauchen. Gußeiserne Röhren, die halb in der lockeren Erde versenkt sind, dienen dazu, die Flüssigkeit nach den Raffinerien zu leiten, und um ihre Geschwindigkeit zu vergrößern, sind in den Röhren Kolben angebracht, welche durch Druckpumpen in Bewegung gesetzt werden. Der Stoß dieser Kolben gegen das Oel klingt wie das Aufschlagen eines Rammklotzes, und dieses Geräusch pflanzt sich auf der ganzen Länge der Leitung, welche 9 bis 10 km beträgt, fort. An einem der Nobel'schen Reservoirs zählte Boulangier sieben solcher Röhrenleitungen, jede von 15 cm Durchmesser. Die Legung dieser eisernen Röhren, welche den Amerikanern nachgeahmt wurde, fand erst vor kaum 12 Jahren statt und war mit großem Verdruß verknüpft, wenn sie auch andererseits viel einbringt. Vor Anbringung dieser Verbesserung wurde das rohe Erdöl in Fässern auf tatarische Arbas (Wagen) verladen, welche leicht, schmal und so großräderig waren, daß sich unter dem Kasten in der Höhe der Achsen noch ein zweites Faß aufhängen ließ. Diese sonderbaren Wagen waren vortrefflich für jene sandige Gegend und ihre Petroleumschlammlöcher, bewegten sich ohne Unterlaß zwischen den Quellen und dem Meeresufer hin und her und verdienten im jährlichen Durchschnitt wohl 200000 Mk. Die Röhrenleitungen machten diesem Erwerbszweige mit einem Schlage ein Ende, so daß man es leicht begreift, daß die zahlreichen ruinirten Wagenbesitzer sich, besonders durch Beschädigung der Röhren, zu rächen versuchten.



Tatarische Arba.

Die Eisenbahn Baku-Balachani geht noch über den letztgenannten Ort hinaus bis Surachani, von dessen Quellen jetzt nur noch wenige ausgebeutet werden. Eine einzige Röhrenleitung genügt, um das dort gewonnene Petroleum nach den Raffinerien in Baku zu leiten, so daß der Ort eines Besuches nicht werth wäre, befände sich daselbst nicht der Tempel der sogenannten Feueranbeter, ein kleines viereckiges Bauwerk, von einer Kuppel mit einer Anzahl ganz kleiner Schornsteine bedeckt und geschmückt mit Spitzbogen, Zinnen u. s. w., umgeben von einem Hofe, den eine, an den fernen Orient erinnernde Mauer einschließt. Aus allen jenen Schornsteinen leuchtete einst brennendes Gas heraus, und zahlreiche Gläubige verrichteten ihre Andacht vor dem ewigen Feuer. Heute aber bewachen nur zwei elende Parsis den heiligen Ort, denen die Quellenbesitzer der Nachbarschaft aus Erbarmen etwas von ihrem gewonnenen Gase abgeben, und seit mehreren Jahren haben sie keine anderen Pilger zu Gesicht bekommen, als neugierige Europäer. Keiner derselben versäumt es, mit einem Streichholze die Gase, welche aus Erdspalten hervordringen, anzustecken und die Flamme nachher wieder auszublasen, womit er wider Willen ein Sakrileg begeht, indem er das reine Element mit seinem unreinen Athem vermischt.

Wie die Ausbeute und die Lage der ganzen Industrie sich gegenwärtig stellt, zeigt folgende Tabelle:

	Balachani	Sabuntschi
Erschöpfte Brunnen	37	18
Aufgegebene Brunnen	49	11
Angehaltene Brunnen	11	6
Brunnen, die vertieft werden . .	8	9
In Bohrung begriffene Brunnen . .	74	13

	Balachani	Sabuntschi
Projektirte und in Vorbereitung befindliche Brunnen	11	8
In Ausbeutung befindliche Brunnen	99	46
Springbrunnen	4	46
Tägliche Ausbeute in kg	4 700 000	2 500 000 [1])

Am nächsten Tage wurden die Raffinerien der „schwarzen Stadt" besucht; die kleineren daselbst sind in ihrer Einrichtung ziemlich ursprünglich, während die großen, im Besitze der Herren Nobel, Boulfroy, Rothschild u. s. w., den besten amerikanischen Fabriken nicht nachstehen. Das Rohöl, welches Tag und Nacht aus den Röhren sich in ein isolirtes, feuersicheres Gebäude ergießt, wird in einer Reihe von Retorten verschiedenen Hitzegraden (von 15 bis 400° C.) ausgesetzt und verliert darin allmählich seine flüchtigen Elemente; natürlich bedarf es dabei großer Vorsicht. Die zwischen 15 und 180° gewonnenen Produkte bilden die sogenannten Petroleumessenzen (Petroleumäther, Benzin u. s. w.); bei 180 bis 250° gewinnt man die Brennöle, deren Dichtigkeit zwischen 0,800 und 0,820 variirt; bei 250 bis 400° destillirt man das Paraffin, und dann bleiben die „schweren Oele", welche zum Fetten von Maschinen dienen, übrig. Die letzten Retorten endlich enthalten Rückstände, welche auf den russischen Eisenbahnen, Dampfern und selbst in Privathaushaltungen als Brennmaterial Verwendung finden, nicht minder auch in den Raffinerien, so daß also das Petroleum sich durch sich selbst raffinirt. Heutigen Tages werden täglich 8000 cbm Rohöl in den Raffinerien behandelt. Die Arbeit dauert jährlich etwa 200 Tage; die meisten Fabriken feiern nämlich während der fünf Wintermonate.

Der Herstellungspreis des gereinigten Petroleums ist 48 Kopeken (knapp 1 Mark) für 100 kg; die zur Heizung verwendeten Rückstände kommen auf 0,36 Mark für 100 kg, das Maschinenöl auf 7,20 Mark zu stehen. Beachtenswerth



Tempel der Feueranbeter bei Baku.

hierbei ist die große Billigkeit der Rückstände, welche keinen Rauch, dafür aber ebenso viel Hitze erzeugen, wie die dreifache Menge Kohlen. In Rußland ist man deshalb auch damit beschäftigt, diese Rückstände auf den Dampfern zu benutzen, weil sie nicht nur billig sind, sondern dadurch auch bedeutender Raum für Waaren, welchen bisher die Kohlenvorräthe eingenommen haben, gewonnen wird.

Begiebt man sich von den Raffinerien nach der Meeresküste, so lernt man eine andere zweckmäßige Einrichtung der Gebrüder Nobel kennen, die Cisternen-Schiffe. Früher wurde das gereinigte Petroleum in Fässern transportirt, jetzt läßt man es durch Röhren über die hölzernen Molen hinweg unmittelbar in Dampfschiffe laufen, welche 75 m lang und 8,5 m breit sind, vorn und hinten Reservoire und

[1]) Wir fügen einige Daten nach C. Engler (das Erdöl von Baku) hinzu, welche wir Petermann's Mittheilungen 1887, Litteraturbericht Nr. 212, entnehmen. Danach sollen die gesammten kaukasischen Petroleumfelder einen Umfang von etwa 31 000 qkm haben, während die in Ausbeutung begriffene Fläche auf der Halbinsel Apscheron nur etwa 12 qkm umfaßt. Die Produktion betrug in Tonnen (zu 1000 kg):

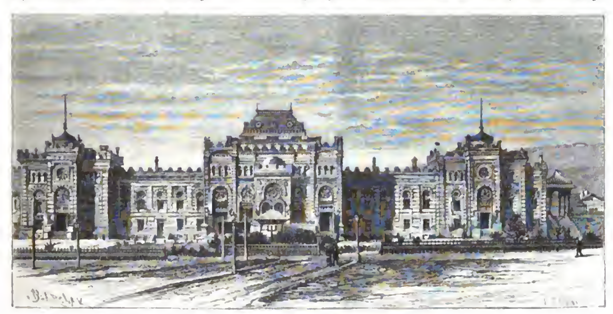
	Rohöl	Raffinirtes Erdöl
1863 bis 1865	23 100	—
1866 bis 1870	93 700	—
1871 bis 1875	283 000	107 100
1876 bis 1880	1 546 000	490 200
1881 bis 1885	4 736 000	1 398 050

Im Vergleiche mit der amerikanischen Produktion (1881 bis 1885: 17 640 000 Tonnen Rohöl) ist die von Baku freilich noch gering; aber schon im Jahre 1885 war erstere nicht mehr ganz doppelt so groß, als die in Baku (29,09 gegen 16,36 Millionen Tonnen). Die Zahl der auf den amerikanischen Oelfeldern erbohrten Quellen betrug 1885 21 950, die der Apscheron-Quellen nur 341; aber die Ergiebigkeit der letzteren soll bedeutend größer sein. Das Bakuer Petroleum ging bis jetzt fast ausschließlich nach Rußland.

Bottiche zur Aufnahme des Oels und in der Mitte die Kessel und ihre mit Rückständen geheizten Maschinen haben. Ein solcher Dampfer kann im Ganzen 225 000 Gallonen fassen und in $4^1/_2$ Stunden gefüllt werden; seine Schnelligkeit beträgt 10 Knoten und bei einer Fahrt von 460 Seemeilen verbraucht er nur 30 Tonnen Heizmaterial. An der Wolgamündung muß der Inhalt freilich in kleinere Schiffe übergepumpt werden, welche das Petroleum bis Tzarizyn, 364 Seemeilen vom Kaspischen Meere entfernt, bringen; dort ist ein Centraldepot von 22 Millionen Liter, aus welchem das ganze europäische Rußland versorgt wird. Da die Wolga aber vier Monate hindurch gefroren ist, so mußten noch andere Reservoire angelegt werden, und zwar 36, deren vor Beginn des Winters gefüllte Bassins zusammen 163 Millionen Liter fassen. Auf den Eisenbahnen wird das Oel in Cisternenwagen transportirt, deren die Gesellschaft Nobel 1500 besitzt. 20 bis 25 Wagen werden in einer Stunde gefüllt, und 60 Petroleumzüge sind beständig auf den russischen Eisenbahnen unterwegs.

Der Export auf der Bahn Baku-Poti resp. Batum ist verschwindend gegenüber demjenigen nach der Wolga. Uebrigens scheint Rußland auch gar nichts daran zu liegen, wenigstens vorläufig, daß dies Produkt, welches es so nöthig braucht, in Masse ausgeführt wird, und außerdem ist der Export zu Schiffe über das Mittelmeer, namentlich zur Sommerszeit, bei der großen Entzündbarkeit des leicht verdampfenden Petroleums ungemein gefährlich. Sind doch schon mehrmals auf der transkaukasischen Bahn in der heißen Jahreszeit ganze Petroleumzüge in Brand gerathen.

Von der Gesammtproduktion an raffinirtem Petroleum werden jährlich etwa $^7/_{10}$ in Rußland verbraucht, während $^3/_{10}$ für die Ausfuhr verfügbar bleiben. Aber wird die augenblickliche Ausbeute auch von Dauer sein und nicht über kurz oder lang, und währte es auch ein paar Jahrhunderte, abnehmen oder ganz aufhören? Eine Actiengesellschaft lebt nicht lange, aber für ein Volk sind ein paar Hundert Jahre wenig. Und selbst die Gesellschaften und einzelnen Industriellen sind über die Zukunft keineswegs



Der Bahnhof von Baku.

beruhigt; auch fehlt es an wissenschaftlichen Daten, um die Frage nach einer etwaigen Erschöpfung der Brunnen beantworten zu können. Nur so viel steht fest, daß man nach jedesmaliger Gewinnung von 160 Millionen Kilogramm die Brunnen um ein Saschen (2,13 m) tiefer machen resp. neue, um so viel tiefere anlegen muß. Aber auch über die Frage, wo man am besten Bohrversuche macht, ist man durchaus im Dunkeln; der Eine ist voller Zuversicht, der Andere sieht schwarz in die Zukunft. Wer Recht hat, das kann nur die Zeit lehren.

Mit Bedauern kehrte Boulangier schließlich der interessanten Stadt den Rücken und ließ sich von M. Thyß nach dem originellen, aber allen Anforderungen eines regen Verkehrs entsprechenden Bahnhofe der transkaspischen Eisenbahn begleiten, um über Tiflis und das Schwarze Meer nach Europa zurückzukehren.

Am Ogowe.

Von Dr. Pauli.

I.

Von Kamerun aus waren Dr. Passavant und ich, um Träger zu engagiren, nach dem Süden gefahren. Doch hörten wir schon in Gabun, daß wir unseren Zweck nicht erreichen würden, weil die südlich vom Aequator wohnenden Küstenstämme in Stanley's Diensten üble Erfahrungen gemacht hatten [1]).

Da wir zur Regenzeit ohne Träger im unbekannten Hinterlande von Kamerun, dem weißen Fleck, doch wenig hätten erreichen können, benutzten wir das uns von Herrn Stein aus Klein-Elobi gemachte Anerbieten, im Juni und Juli 1884 den Unterlauf des Ogowe bis nahe Njole zu befahren.

Brazza, der aufs Neue hinausgegangen ist, als commissaire général de la Republique die französischen Interessen im Ogowe-Congogebiete zu wahren, befand sich damals auf seiner dritten Reise in Aequatorialafrika. Die Ansichten über seine Intentionen waren zu jener Zeit getheilt: denn abgesehen von seinen Forschungen meinte man, er verfolge französische Handelsinteressen, andererseits sprach man von militärischen, resp. politischen Absichten. Wie dem aber auch sein mochte, auffallend blieb, daß zu unserer Zeit der Handel auf dem Oberlaufe des Ogowe außer den Franzosen anderen Weißen verschlossen war, so daß ein deutsches Handelshaus lange Zeit den von ihm auf dem oberen Flusse angekauften oder eingetauschten Gummivorrath nicht in seinen Besitz bringen konnte.

Obgleich nur wenige Breitengrade von Kamerun entfernt, sind doch die Witterungsverhältnisse am Ogowe andere. Für die dortige Gegend hatte eben die große trockene Zeit begonnen, die sich von Mai bis September erstreckt. Besonders das Grün der Büsche und Gräser erschien erheblich gelb, wie auch am 18. Juni Abends, als wir in der Kap-Lopez-Bai vor Anker lagen, zwei große ausgedehnte Brände, die weithin sichtbar waren, den Beweis für die Trockenheit in der Savanne gaben. Oktober bis Mitte März umfaßt die große Regenzeit, die in der Regel im Januar circa drei Wochen lang von der kleinen Trockenzeit unterbrochen ist. März bis Mai wird die kleine Regenzeit genannt. Auffallend soll sein, daß in der kleinen trockenen Zeit der Himmel sehr viel mit Wolken bedeckt ist, ohne daß Niederschläge fallen.

Während unseres Aufenthaltes war es Tags über sehr warm, Nachts leidlich kühl — die von uns gemessene Temperatur-Amplitude war 20,5° C. bis 33,0° C. — so daß wir Nachts hätten schlafen können, wenn nicht die blutsaugenden und stechenden Weibchen der Mosquitos, vor allem aber auch Sandfliegen, deren Stiche erst anderen Tags heftig juckten, uns die Ruhe geraubt hätten. Ich für meine Person litt hier gar sehr unter einem lästigen Hautausschlag, dem sogenannten rothen Hund (prickly head der Engländer, boutons de chaleur der Franzosen, als lichen tropicus in der Medicin bekannt), wie sonst nie wieder während meines nahezu $1\frac{1}{2}$jährigen Aufenthalts in Afrika. Da der Ausschlag näßt und juckt, fühlte ich mich nur wohl im Wasser, was mir zwar Linderung verschaffte, aber das Leiden selbst verschlimmerte. Auch ein anderes Uebel sollten wir noch kennen lernen trotz all unserer Vorsichtsmaßregeln, die Spuren des Sandflohes [1]).

Das etwa 500 Meter hohe Gebirgsland, welches von Kamerun aus südlich in circa 50 km Entfernung parallel der Küste zieht und bisher das Hinterland vom belebenden Elemente abgeschlossen hat, so daß jenes Gebiet, der weiße Fleck, noch immer der Erforschung harrt, wird nur stellenweise von einzelnen barocken, würfel- und pyramidenförmigen Spitzen [2]) überragt, so daß man sie als Gneisgranit ansprechen kann, tritt aber an dem Unterlaufe des Ogowe nach dem Inneren zu zurück. Ist von Kamerun aus der Saum der Bay von Biafra (wie dieser Theil des Meerbusens von Guinea genannt wird, ohne daß man aber selbst mit Hilfe der Eingeborenen von Batta und Batanga [3]) eine Erklärung für diesen Namen beibringen könnte) von tropischem Urwald eingefaßt, so behalten innerhalb der Gezeiten in den vielen Lagunen und Creeks des Ogowe die immergrünen Mangroven auf dem sumpfigen Schlammboden, wie auch bei anderen Mündungen westafrikanischer Flüsse in erster Linie den Vorrang; erst flußaufwärts kommen Pandanus und Raphiapalmen hinzu, deren Erscheinen dafür bürgt, daß man bald mehr festeres Land sehen werde. Da jene Rizophoren mit ihrem weitverzweigten Geflecht und Netzwerk von Wurzeln und Luftwurzeln vorzügliche Landbildner sind, indem sie die festen Bestandtheile des Flußwassers in ihrem Laufe hemmen, so entstehen in kürzester Frist an den verschiedensten Orten Untiefen (Colmatirung).

Dazu kommt noch, daß allein bei Tage der erfahrene Seemann sein Schiff durch das labyrinthische Gewirr der Wasserwege zu führen vermag. Wir mußten daher bei Kap Wézó auf die erst am nächsten Morgen eintretende Fluth warten, konnten aber einerseits den hier häufig vorkommenden, sehr schmackhaften, besonders aber durch Farben-

---

[1]) Nach ihrer Aussage hatten sie zu viel Prügel, zu wenig Bezahlung und zu schlechte Verpflegung erhalten. Beiläufig will ich erwähnen, daß die im November 1884 von Dr. Passavant an der Sklavenküste aus Lagos gewonnenen 80 Träger, zum Theil Haussa, ausdrücklich ausmachten, später nicht zum Congo von uns geführt zu werden, besorgt gemacht durch Mittheilungen der von dort zurückkehrenden Landsleute. Zwei Weiße, die während Passavant's Anwesenheit in Lagos Leute für Stanley zu werben suchten, mußten damals unverrichteter Sache zum Congo zurückkehren.

[1]) Bekanntlich soll 1872 durch die Mannschaft des englischen Schiffes „Thomas Mitchell“ von Südamerika her dieses Insekt nach Afrika verschleppt sein, wenn es nicht, wie Skripitzin meint, schon früher hier heimisch gewesen wäre. Das Weibchen des Sandflohes (Sarcopsylla, Dissoux, Jicker resp. Jigger) bohrt sich selbst durch Stiefel unter die Zehennägel mit dem Kopfe und legt dort seine Eier, die gleich dem Echinococcus in einem Sacke bis zu Erbsengröße wachsen und unbeachtet zu Vereiterungen führen, wie man selbst bei nachlässigen Weißen beobachten kann. In Kamerun habe ich viele Kinder der Schwarzen angetroffen, denen sämmtliche Nägel auf diese Weise weggeeitert waren. Merkt der Neger bald sein Leiden am eigenen Körper, so weiß er es ganz geschickt mit einer Nadelspitze zu beseitigen. Sandflöhe und Sandfliegen sind Thiere von Sandkorn- und Stecknadelkopfgröße.

[2]) Die Namen „der Elephant“, „die Brüste“ bezeichnen sehr gut ihre Form.

[3]) Batanga, wie Kamerun, auch Kollectivname für die Orte Mawihli, Bakoko, Bungaheli.

pracht und eigenartige Zeichnung sich hervorthuenden Papageifisch (Scarus) schätzen lernen, andererseits Jagd machen auf die hier im Brackwasser viel ihr Wesen treibende Seekuh [1]).

Etwa einen Breitengrad dehnt sich südlich vom Aequator das Mündungsdelta des Ogowe aus, der nicht nur zur Zeit des Anschwellens von seiner Hochebene und seinen Flußufern gelben Lehm und Mergel, sowie viele pflanzliche Bestandtheile, besonders Algen, mit sich führt. Unter dem Mikroskop erkennt man in dem trüben, gelben Wasser neben Chlorophyll auch öfters kleine Felstrümmer, Sphärosiderit, von den Katarakten hergetrieben. Denn wie die bei Kamerun mündenden Flüsse und wie der Congo, hat auch der Ogowe als Plateaustrom seine Wasserfälle. Er entspringt von der Binnenseite des westafrikanischen Randgebirges und sein etwa 900 km langer Lauf liegt im Bereiche des Calmengürtels, etwa entsprechend der Länge des Rheins.

Zur Einfahrt in den Ogowe wählten wir den für Fahrzeuge bis zu 3 m Tiefgang zulässigen als Nazaret-River bekannten und zumeist befahrenen Arm. Rechts und links, vorn und hinten scheint man bald in den Mangrovewaldungen verirrt zu sein; nur vereinzelte Wasser- und Sumpfvögel beleben die monotone Landschaft. Aeußerst selten sieht man tief aus dem Dickicht eine Flaggstange mit französischer Tricolore ragen als Zeichen, daß dort einzelne armselige Fischerhütten mit ihren Bewohnern Brazza nicht unbemerkt blieben. Ueberall am Ogowe hat dieser Forscher in den einzelnen Ortschaften, die weiter stromaufwärts, abgesehen von ihrer Namensführung in der Eingeborenensprache, an deutlich kennbaren Pfählen fortlaufende Nummern tragen, die französische Flagge gehißt mit dem Bemerken, daß sein großer Vater ihn gesandt habe, die sich gutwillig unterwerfenden Schwarzen zu schützen.

Erst bei Ngola wird die Scenerie eine andere. Wir mußten an diesem Orte halten, damit der hier stationirte französische Zollbeamte die Passagiere des Schiffes und auch unsere Bescheinigung musterte. Denn damit wir auf dem Ogowe gute gezogene Gewehre mitführen durften, hatten wir in Gabun die Erlaubniß des dortigen Kommandanten Cornut Gentil einzuholen, die uns in liebenswürdigster Weise gewährt wurde.

Es bestand bis dahin nämlich ein Verbot, welches sowohl den Weißen der verschiedenen dort Handel treibenden Nationen, als auch den Schwarzen untersagte, gezogene Gewehre zu besitzen, um nicht erhebliches Blutvergießen bei den öfteren Reibereien zwischen Eingeborenen und Weißen herbeizuführen, sondern das Vorrecht guter Waffen allein der französischen Militärmacht vorzubehalten, die damals auf dem Ogowe der durch seine interessante Abkunft bekannte französische Marineofficier Felix als Kommandant auf dem kleinen Kanonenboote „Basilik“ zur Unterstützung der Brazza'schen Expedition und Aufrechterhaltung der Ordnung unter den rebellischen Negern in den Händen hatte.

Jedoch ein Jahr später, nachdem von den die Ufer bewohnenden Schwarzen ein kleiner deutscher Dampfer energisch attackirt war, so daß der deutsche Kapitän mit mehreren seiner Besatzung verwundet, ein Kru selbst getödtet wurde, ist diese eigenartige Bestimmung für die Weißen aufgehoben worden.

Auch mußten wir auf unserem deutschen Schiffe ebenso wie im Hafen von Gabun die französische Flagge hissen, weil unter anderer als französischer Flagge segeln eine erhebliche Geldstrafe nach sich zieht. Als unserer Weiterfahrt seitens der Douane keine Schwierigkeiten mehr im Wege standen, konnten wir diesen Dampfer nur noch bis zum Kama-Creek benutzen, da das Wasser an jenem Tage erheblich fiel ($^1/_3$ m). Jenes oben erwähnte Kanonenboot „Basilik“ sahen wir bei unserer Auffahrt in der Nähe von Chingagano auf den Grund gekommen, in Folge dessen es erst nach den Mühen einiger Tage wieder flott wurde. Das ist übrigens kein seltenes Vorkommniß, welches aber besonders verhängnißvoll zur trockenen Zeit ist, weil die Wasser mehr und mehr abfließen. Zur Hochwasserzeit, wo das Wasser durch den andauernden Regen 4 m und höher steht, können den Fluß größere Schiffe noch weiter hinauf befahren.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 347. Anm. 2.

Durchschnittlich ist der Ogowe 300 m breit: wo anstehendes Gestein zur Erscheinung tritt, wie in der Nähe der Azzangné-Berge, die sich am Horizont, weit über den Hochwald hinaus, mit ihren vielen Kuppen prächtig ausnehmen, ist der Fluß eingeschnürt; wo er verbreitert ist, haben sich Sandbänke gebildet, in dieser trockenen Zeit der Lieblingsaufenthalt von Pelikanen, Flammingos, grauen Reihern und weißen Störchen. Das schlammige Wasser fließt zwischen den Ufern hin, die bestanden sind von Hochwald, Buschwald und Busch. Des Oefteren treten die Uferwaldlinien zurück, um Gräsern von hohem Wuchs Platz zu machen. Ueber letztere hinweg sieht man dann bis zu einer halben Stunde weit landeinwärts die majestätischen Galeriewälder als Hintergrund, so daß der Landschaft ein ganz eigenartiger Stempel der Abgeschlossenheit aufgedrückt wird. Wald und Busch besteht der Hauptsache nach aus den Vertretern, wie sie am Kamerunberge [1]) angetroffen werden. Nur wird von hier viel eifriger Ebenholz und Gummi durch die Eingeborenen exportirt. Zur Regenzeit fließt hier die rosig weiße Milch aus den in die Kautschukranken gemachten Einschnitten sehr reichlich.

Die blätterreichen Zweige der Bäume selbst und die anmuthig sich rankenden Schlingpflanzen hängen über das Wasser herab, so daß man oft bei der weitverzweigten Dichtigkeit des Laubwerkes dahinter Böschungen oder Gebäude vermuthen könnte, wie an den Geländen und grün bewachsenen Ruinen unseres Rheins. Doch ein leichter Windstoß belehrt uns eines Besseren.

Des Oefteren reißt die Gewalt des Stromes des Urwaldes Riesenbäume mit sich fort, die dann schwer zu beseitigen sind und der Schiffahrt unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, oder unterwühlt die Lehmufer, welche abgerissen als kleine Inselcomplexe den Fluß herabgetrieben werden.

Wo die Ufer von der Savanne aus steil ab zum Wasser fallen, dehnen sich oft weite Papyrosbestände [2]) aus mit grünen, kugelrunden, zarten Büschelkronen auf den graziös wogenden Schaften. Wo immer Papyros auftritt, ist gutes Fahrwasser.

Frische Schüttungen des gelben Lehmufers sind stellenweise die Spuren von Flußpferden, die sich ebenso gern vermöge ihrer Schwere ins Wasser gleiten lassen, als sie vom flachen Ufer hineintapsen. Ueber den Fluß fliegen weißköpfige, dunkelbraune Adler, blaue Schwalben, schwerfällig sich bewegende Eisvögel, ein schwarz und weißgestreifter [3]), sowie der farbenprächtige Königsfischer. Aus dem undurchdringlichen Hochwalde tönen die Stimmen krächzender Riesenhelmvögel, weiß und schwarzer Hornvögel, bunter Kukuke, schlanker Lach- und anderer in allen Farben schillernder Tauben. Nur selten sah man Affen: ihr Geschrei — was uns auch häufig Nachts störte und äußerst unangenehm klingt, so daß wir blinde Schüsse abgaben, sie zu verscheuchen — das Rauschen der Zweige, das Brechen der Sparren nach ihren kühnen Sprüngen gaben Kunde von ihrem wechselnden Aufenthalte.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 347 und 348.
[2]) Vergl. „Globus“, Bd. 49, Nr. 16 das in meinem Artikel „Porto Novo“ über Papyros Gesagte.
[3]) Cerule rudis.

Glücklicher Weise wurden wir gelegentlich eines Streifzuges auf dem Lande eines Chimpansen[1]) habhaft; vom Gorilla erwarben wir Schädel nur durch Kauf von den Schwarzen in dem Gebiete, wo einst du Chaillu und Koppenfels jagten.

Als weitere Vertreter der hiesigen Fauna möchte ich noch aus dem eigenartigen Helldunkel des tropischen Waldes dicke schwarze Giftschlangen und fußlange Skorpione nennen, die jedoch nur, wenn sie gereizt oder aus Unvorsichtigkeit von dem Menschen getreten sind, gefährlich werden. Weder hier, noch bei Kamerun ist mir je ein Fall von Vergiftung durch Schlangen berichtet worden, obwohl unsererseits oft genug danach gefragt wurde. Prachtvoll grün gezeichnete Baumschlangen ringeln sich an dünnen Aesten. Eidechsen und Kröten stellen Insekten und Gewürm nach. Wanzen, Fliegen, Spinnen, Mücken, Schnacken, Gnitzen — letztere Arten den Menschen scheinbar nur zur Plage geschaffen — werden Beute des farbenwechselnden Chamäleons. Von uns in der Gefangenschaft gehaltene Chamäleons zeigten nicht die gleichen Farbentöne so deutlich, ebenso wenig wie die herrlichen sammetfarbenen Schmetterlinge[2]) nur annähernd noch im Tode ein wahres Bild ihrer Pracht geben können, wenn sie im unregelmäßigen Fluge, in den wechselnden Lichteffekten, in den feucht-moderigen Niederungen die Blumen umgaukeln, oder wie der Schildkäfer (Cassida), welcher im Leben in prächtigen Metallfarben schillert, todt aber fade gelb erscheint[3]).

An einzelnen Orten hatten Hunderte von Graupapageien ihren Sitz: es ist ein ohrenzerreißender Lärm, den sie verursachen. Ihre Anzahl ist so groß, da sie im Mai Brutzeit hatten. Nicht so scheu wie diese Thiere sind die immer nahe den Negerortschaften lebenden afrikanischen Sperlinge und Schwalben, sowie die schön gefiederten Singvögel, wie Glanzstaare, Finken, Feuerweber und Paradieswittwen.

Mit viel Glück haben wir erfolgreiche Jagd auf Krokodile gemacht, da dieselben, entgegengesetzt den Beobachtungen anderer Forscher, gar nicht scheu und wachsam waren. In der Mittagssonne konnten wir den auf einem aus dem Flusse hervorragenden Baumstamme oder im Uferschlamme schlafenden Sauriern im Boote sehr nahe kommen und ihnen die tödtliche Kugel senden. Wir haben nie die Beobachtung gemacht, daß Expansionskugeln oder aus dem Vetterligewehre geschossene Munition vom Schuppenkleide abgeschlagen sei. Doch nur ein Schuß durch Schulterblatt und Herz, so daß sie sich völlig überschlugen, brachte sie in unseren Besitz, was stets einen großen Jubel der Neger zur Folge hatte; angeschossen verscharren sie sich im Uferschlamm in gleicher Weise, wie ungeschickt und auf zu weite Entfernung von uns getroffene Flußpferde, von denen wir allein eines habhaft wurden, weshalb wir diese Jagd nur unter den günstigsten Bedingungen getrieben haben.

Wie man erst nach und nach das Auge schärfen lernt, um die plumpen Leiber der Krokodile von dem fast gleichfarbigen Lehmboden oder Baumstämmen zu unterscheiden, so wurden wir auch erst allmählich gewahr, daß, wenn scheinbar kleine zackige Spitzen oder runde Erhabenheiten aus den Fluthen emportauchten, solches die spitzen Ohren und die Rundungen der Mäuler von Flußpferdköpfen sind. Und dennoch entdeckten die Luchsaugen der Kru viel früher als die unserigen den Standort der Thiere. Unser Bemühen, gelegentlich Nachts auf einer Flußinsel zuzubringen, wo häufig die Nächte vorher Flußpferde gesehen wurden, ist uns niemals belohnt worden. Sie waren sehr scheu und vorsichtig. In Heerden bis zu 15 Stück haben wir die Hippopotamen sich tummeln sehen. Besonders frech erschien eines Tages ein alter Bulle, der sich von seiner Heerde absentirt hatte. Alle 4 bis 5 Minuten kam er hoch, schnob, so daß das Wasser weiß schaumig erschien, um dann mit Hinterlassung großer Ringe auf der Wasseroberfläche wieder zu verschwinden. Aus dem Fell, in dem man oft gehacktes Blei oder Eisenstücke antrifft, die von den Schüssen der Schwarzen herrühren, schneidet man Peitschen, die der Weiße als Seele der Nationalökonomie bei den Schwarzen gelten läßt, wie ich es unlängst beschrieb[1]). Das Fleisch schmeckt trocken und zähe, wird aber in größeren Stücken von den Eingeborenen gedörrt und aufbewahrt.

Die an der Flußmündung wohnenden Eingeborenen verfertigen aus den fußlangen Eckzähnen der Dickhäuter Haarpfeile (Itondo), welche ihre Frauen tragen. Man schätzt die aus Hippopotamuszähnen geschnitzten Haarnadeln höher als die aus Elfenbein hergestellten, weil erstere nicht gelb werden. An die lange Spitze setzt sich ein breiterer Schaft an, der durchbrochen ist, auch Ebenholzeinlagen zeigt. Doch ist das Angebot dieser ausgezeichnet geschmackvollen Toilettengegenstände nicht der Anfrage entsprechend, da die schwarzen Industriellen zu faul in der Anfertigung sind. Will ein Weißer einige Itondo erwerben, so stellen sie besonders unverschämte Preise. —

Eine scharfe Trennung der einzelnen Völkerstämme, welche am Ogowe wohnen, ist jetzt noch möglich, wird aber mit der Zeit immer schwerer werden, da ein mächtiges, kriegerisches, afrikanisches Volk von NW her auf der Wanderung und im Drängen nach der Küste zu begriffen ist. Es ist der Stamm der Fan oder Fan-Fan, auch Fam, Mpangue oder Oscheba geheißen. Wie am Ufer des Ogowe selbst ihre Dörfer auf Rufweite von einander entfernt urplötzlich aus der Erde emporzuwachsen scheinen, so trafen wir auch schon südlich von Kamerun bei Batta versprengte Vorläufer der Fan. Ihr Streben ist, direkt mit den Weißen in Handelsverbindungen zu treten, ohne Zwischenhandel mit anderen schwarzen Stämmen zuzulassen: sie wollen sich selbst erfreuen an den von Europäern gebrachten Waaren. Dann gleitet wohl über ihr sonst starres Gesicht ein befriedigtes Lächeln.

Der Name wird hergeleitet von fa = Messer oder fana = Wald. Stets sieht man die erwachsenen Männer mit meistens zwei Messern bewaffnet einhergehen, und ihr Hervorbrechen in großen Schaaren aus den dichten Wäldern Aequatorialafrikas beobachteten wir selbst.

In der Gegend von Nebevolo, auf dem rechten Flußufer gelegen, sind wir vielfach mit diesem Volke in Verkehr getreten, dem man nachsagt, daß es die Anthropophagie übe. Ich kann mich dabei nur auf die Aussagen eines, aus kaufmännischen Interessen hier weilenden Mulatten berufen, der mit dem Häuptling eines Fandorfes in besonders enge Berührung gekommen war und sogar Blutsfreundschaft in der Weise mit ihm getrunken hatte, daß etwas Blut aus einem Ritz am Arme des Schwarzen von den Lippen des Mulatten weggesogen wurde und umgekehrt. Die auf diese Weise gefestigte Freundschaft, die im Beisein vieler Stammesgenossen seitens der Fan noch durch unbedeutendere Cere-

[1]) Von Dr. Passavant dem Baseler Institut gesandt.

[2]) Dem Tübinger Institut gesandt. Außer dem Papilio Antimachus war besonders ein kleiner blauer oder blauweißer Falter interessant durch je zwei lange Schwingen, welche von jedem der beiden hinteren Flügel gleich Fasanenschweifen nach rückwärts abstehen. Letzterer Schmetterling ist für Afrika besonders charakteristisch.

[3]) An der Goldküste zeigte man mir eine todte handlange Eidechse, welche in bunten Farben schillerte. Die Akra sagten, das sei im Leben nicht der Fall, sondern nur im Tode. Ich hielt es nur für eine Leichenerscheinung resp. einen Fäulnißproceß und kann für die Wahrheit der Behauptung nicht einstehen. Die Eidechse wurde von den Goldküstennegern Lisel genannt.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 51, S. 347.

monien, wie Tanz und Sang, bekräftigt ward, konnte eine Versicherung für den Mulatten sein, daß er ungefährdet unter den Fan weilen könne. Jede Beleidigung oder gar Mord des Mulatten würde bitter durch jenen Blutsfreund, den schwarzen Häuptling, gerächt werden. Eine Bestätigung für die Existenz des blutigen Eidschwurs wurde mir durch einen Theilnehmer der Brazza'schen Expedition, Fourchel.

In Bezug auf den Kannibalismus habe ich persönlich als Anhalt nur zwei Punkte. Zunächst sah ich in der Umgebung von Saluma und Gualala, wo damals zwei sehr rauflustige Häuptlinge Jngudemba und Femme hausten, und bei Memedila, wo Gulendame Häuptling war, mehrere kräftige Männer, welche besonders kriegerisch sein sollten, als Halsband auf Fäden gezogene Menschenwirbel tragen, da nach ihrer Meinung solches stark mache. Dieser Umstand entsprach auch ihrer sonstigen Auffassung, daß sie als Fetisch oder Amulett Felle oder Stücke von Thierfellen an einem Riemen über die Schulter trugen, um dadurch hervorragende Eigenschaften jener Thiere, wie Schnelligkeit, Klugheit oder Kraft, zu erwerben. Nur einmal habe ich in der Hütte eines Fan einen Menschenschädel entdecken können. Ob er von einem sonst verspeisten Feinde herrührte? Jedenfalls haben wir weder im Dorfe selbst, noch in größerer Entfernung Beinhäuser angetroffen, doch kann es sein, daß bei ihrem Wanderungstrieb die Bewohner eines Dorfes sich überhaupt derartige Trophäen vom Feinde nicht sammeln wie anderorts, um nicht bei ihrem Vorrücken unnöthigen Ballast mitzuschleppen.

Andererseits machte man uns auf einige Schwarze aufmerksam, welche, nachdem sie gar sehr dem Genuß von Menschenfleisch gehuldigt haben sollten, besonders am Rumpf des Körpers runde, erhabene, rauhe Flecke von der Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstücks zeigten — Mabara von ihnen genannt. Doch möchte ich bei der Kürze der jeweiligen Beobachtung und der sonstigen Unreinlichkeit der Fan eher an den Beginn einer schuppenartigen Flechte [Ringwurm = engl. ringworm (hepes tonsurans) oder Krätze (craw-craw)] denken, auch nicht behaupten, daß die Menschenfresserei unter den Fan unmittelbar ein Ausdruck ihres thierischen Wesens sei, obgleich der erste Eindruck, den ich von ihnen gewann, ein keineswegs günstiger war.

Stieren Blickes, fast diabolisch, wenn die sonst weiße Hornhaut ins Gelbliche schimmert, und offenen Mundes mit spitzgefeilten Zähnen starren uns die Männer an, wie schon erwähnt mit kriegerischem Schmuck und Fellen behangen. Nur wenn wir längere Zeit diese Schwarzen intensiv fixirten, wichen sie mit ihrem Blick oft lachend und achselzuckend uns aus, als ob sie sagen wollten: „Was wollt ihr weißen Fremdlinge unter uns?“ Außerhalb ihres Wohnorts könnte man, abgesehen von ihrer relativen Nacktheit, behaupten, daß sie bis an die Zähne bewaffnet gingen, weil ein europäisches Gewehr — am Lauf in der Hand gehalten, während der Kolben über die Schulter herausragt — mehrere einheimische Speere und Schwerter ihre Ausrüstung vervollständigen.

Unter dem weiblichen Geschlecht scheinen besonders die Dicken und Fetten mit wulstigen Lippen und langen Brüsten ästimirt zu sein.

Die Kinder gehen in der Regel bis zum zehnten Jahr nackend. Einige Fantribus üben an den Knaben die Beschneidung. Die Erwachsenen tragen aus Bast geflochtene Lendenschürzen, welche die Scham nur nothdürftig decken, indem von einer um die Hüften laufenden stärkeren Schnur etwa handbreite, doppelt so lange Zipfel fransenartig herabhängen. Beide Geschlechter schätzen Kettenschmuck aus Perlen oder Ringen sehr. Mit großer Vorliebe durchflechten sie die Haare mit Glasperlen oder ziehen auf die zu Berge stehenden Haarsträhne Perlen auf, wie uns auch besonders ein Mann auffiel, der einen Kinnbart in einzelne Zöpfe ausgezogen und diese mit Perlen bezogen hatte, so daß der Bart durch ein paar Perlenschnüre markirt wurde. Mit nicht wenig Stolz trug er diesen eigenartigen Putz zur Schau, denn nur selten traf man Männer mit Barthaaren an. Die Fan-Negerinnen behalten für gewöhnlich ihre Haare in wüster Unordnung auf dem Kopf. Die Männer rasiren denselben häufig kahl, auch lassen sie gleich der altbayerischen Helmraupe eine einzige centimeterbreite Haartour als Kamm vom Nacken bis zur Stirn laufen oder nur zwei concentrische Haarwülste über jedem der Ohre stehen oder conserviren nur einzelne Büschel auf dem sonst kahlen Schädel. Die Ohrläppchen der Frauen sind oft gespalten und lang gezogen. Am Oberarm und Unterschenkel werden mit Vorliebe vom weiblichen Geschlecht fingerdicke, runde, aber hohle Messingringe getragen, auf deren Glänzen mehr Werth als auf körperliche Sauberkeit gelegt wird; oft sind die Weiber mit rother, gelber und weißer Farbe betüpfelt, die nicht jeden Tag frisch aufgetragen zu werden scheint. Manches Mal habe ich an dem einzelnen Unterschenkel von den Ringen bis zu 12 Stück gezählt. Aber bei beiden Geschlechtern ergreift der Genius der Reinlichkeit entsetzt das Hasenpanier, denn mehr wie einmal haben wir die dortigen Negerinnen zum Flußufer oder an kleinere Bäche ziehen sehen, um mit Sand ihren schweren Schmuck zu bearbeiten, ohne den übrigen Partien des Körpers den gleichen und doch so wünschenswerthen Vorzug angedeihen zu lassen. Es stehen diese Völker Innerafrikas betreffs der Reinlichkeit in auffallendem Gegensatze zu den Küstenbewohnern, wie Kru- und Kamerun-Negern. Elfenbeinringe, respective Elfenbeinmanschetten sahen wir nur vereinzelt, die Männer scheinen diesen kostbaren Artikel lieber in europäische Waaren umzusetzen, als ihre Frauen damit geschmückt zu sehen.

Tragen die Frauen ihre minderjährigen Kinder nicht rittlings auf den Hüften, so sitzen die letzteren in einem aus Bast geflochtenen handbreiten Bandelier, welches über eine Schulter gehängt, einen Querriemen als Stütze für den Rücken des Kindes darbietet. Tatuirungen auf Brust und Arm beobachtet man, doch ist der Umfang der Zeichnungen, welche geschlängelte und gerade Linien, Vierecke mit eingestreuten Flecken und Punkten darstellen, kein sehr großer. Frauen jedoch, deren Brüste reichlicher mit Tatuirungen bedeckt waren, schienen sich für genügend bekleidet zu halten, insofern ihr Lendenschurz in diesem Falle kaum der Erwähnung werth war.

Die Sitte der Sklaverei und Vielweiberei bringt es mit sich, daß das Weib das Lastthier des Mannes ist. Eine Hauptbeschäftigung der Frauen und Kinder ist der Fischfang, zu dem die Männer außerordentlich haltbare Netze aus geklopftem Baumbast (Pisangrinden) herstellen, wie sie auch geschickt Körbe und Matten flechten. Ueberhaupt sahen wir die Männer verhältnißmäßig weniger unthätig, was bei ihrem sonstigen kriegerischen Sinne hervorzuheben ist. So sind sie leidenschaftliche Jäger, bauen sich kleinere, wenn auch plumpe Kanoes und schälen von den Riesenstämmen des Urwaldes die Borke ab, welche in geraden Platten die Seitenwände ihrer Hütten ausmachen.

Die Art zu rudern ist bei den schon längere Zeit am Wasser domicilirenden Fan eine eigenartige. Sie stehen im Kanoe und führen sehr langschaftige Ruder, die an ihrem Ende nur kleintellergroß und etwas oval sind. Bei schärferen Wendungen auf dem Wasser nöthigen sie uns durch ihr Geschick, mit dem sie Balance halten, Bewunderung ab. Die Knaben fordern sich gegenseitig zu Wettfahrten heraus, wobei sich diese Buben sehr couragös benehmen. Doch fahren sie nur an Orten, wo der Fluß

Ausbuchtungen macht, da sonst die Stromgeschwindigkeit eine große ist, die uns gelegentlich beim Baden leider einmal selbst in der unangenehmsten Weise fühlbar wurde. Es tröstete uns aber bei dieser Gelegenheit die ausgelassenste Freude der Eingeborenen, denn abgesehen davon, daß die weiße Farbe unseres ganzen Körpers sie in Erstaunen setzte, erregte die Kunst, daß wir auf dem Rücken schwammen, ihre besondere Verwunderung.

Kürzere Mittheilungen.

Russische Kosaken in Abessinien.

Vor einiger Zeit war ein russischer Kosak Aschinow mit einer Anzahl Genossen in Begleitung eines Herrn A. P. Magnus in Abessinien. Was die eigentliche Veranlassung zu dieser Expedition gewesen, darüber ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Aschinow's Begleiter Magnus hat nun am 16. (28.) Mai d. J. in der ethnographischen Sektion der k. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg über seine Reise und die auf derselben gesammelten Eindrücke berichtet. Einem kurzen Auszug aus seinen Mittheilungen, welche die „Nowoje Wrjema" [1887, 18. (30.) Mai, Nr. 4028] gebracht hat, entnehmen wir Folgendes. Ueber die Motive zur Reise, über seine Beziehungen zum Kosakenführer Aschinow, über die Zahl der Theilnehmer u. s. w. sagt der Auszug nichts, sondern giebt nur eine Beschreibung der Reise. Die russische Karawane hatte sich reichlich mit Waffen, Pulver und allerlei Kirchengeräthen versehen und betrat in Massauah den afrikanischen Boden. Nachdem die Erlaubniß des Herrschers von Abessinien zur Weiterreise eingelaufen war, traten die Russen theils zu Kameele, theils zu Pferde dieselbe an. Die Nachricht von ihrem Kommen verbreitete sich mit großer Schnelligkeit im ganzen Lande: überall wurden sie von den Abessiniern mit großer Freude und vielen Ehrenbezeugungen begrüßt. Unter militärischer Begleitung rückten sie allmählich vor. Die Kosaken, um sich dankbar zu erweisen, beschenkten die abessinischen Beamten mit Waffen, geistlichen Geräthen, Heiligenbildern und Kreuzen. Unter Gesängen und frohen Muthes erreichten die Russen endlich Asmara, den Aufenthaltsort des Vicekönigs Ras-Alula, des Befehlshabers aller abessinischen Truppen und des Chefs der Provinz. Der eigentliche Herrscher, gleichzeitig das geistliche Oberhaupt, der Negus, nennt sich wohl König der Könige des äthiopischen Landes, hat aber in gewisser Beziehung nur nominelle Macht. Als die Kosaken sich Asmara näherten, wurden sie von einer großen Militär-Abtheilung empfangen, mit Willkommenrufen, mit Gesang und Tanz begrüßt. Der Anführer der Heeresabtheilung verneigte sich drei Mal und berührte mit der Hand den Erdboden; er wandte sich zu den Kosaken wie zu lang erwarteten Gästen, zu Glaubensbrüdern. Diese erschienen vor dem Vicekönig; er nahm sie freundlich auf und umarmte sie. Reichliche Geschenke wurden ihnen zu Theil. Etwa zehn Tage verweilten die Kosaken in Asmara, und wurden von Seiten des königlichen Hofes reichlich verpflegt. Dann begaben sie sich zum Negus, welcher sie ebenso freudig empfing wie Ras-Alula. Die Kosaken knüpften schnell freundschaftliche Verbindungen mit dem abessinischen Volke und mit dessen Herrschern an, lebten eine Weile im Gebirge und verbrachten die Zeit, indem sie Löwen und Leoparden jagten.

Magnus beobachtete dabei die Abessinier und sammelte mancherlei Erfahrungen über ihre Lebensweise.

Als Kleidungsstück dient ein großes, weißes, mantelartiges und ärmelloses Tuch, „Schama" genannt. Alle gehen barhäuptig, sogar der Negus und die übrigen Heerführer — sie begründen diese Sitte damit, daß der Heiland einst unbedeckten Hauptes gewandelt sei. Die Männer tragen die „Schama" mit rothen Streifen; die Frauen außerdem lange gestickte Hemden mit Kreuzen auf dem Rücken und der Brust. Die armen Leute gehen übrigens vollkommen nackt oder tragen Felle, auf denen sie Nachts schlafen. Die Frauen lieben es, sich mit wohlriechenden Oelen, Balsam und Moschus einzureiben. Die Männer tragen Ringe an den Armen und an den Beinen zum Schmuck; die Frauen haben Ohrgehänge mit kleinen Kreuzen, tragen Kreuze an der Stirn und den Schläfen, Armbänder an den Armen und Ringe an den Beinen.

Die Haut ist an verschiedenen Stellen tatuirt: Kreuze, Figuren u. s. w. sind dargestellt. Diejenigen, welche in Jerusalem waren, haben auf ihren Händen eine Abbildung des Kreuzes oder der Mutter Gottes.

Die aus Rohr oder aus Bambus errichteten Wohnungen haben eine kegelförmige Gestalt, spielen aber im Allgemeinen keine große Rolle im Leben der Abessinier, weil dieselben fast die ganze Zeit unter freiem Himmel zubringen. Die Wohnungen der Herrscher sind stattlicher, und man bemerkt an ihnen den Einfluß der europäischen Architektur. Die Abessinier sind kriegerisch, wild, rachsüchtig — dabei äußerst abergläubisch; fast alle tragen Waffen, Lanze, Schild aus Nashornhaut und Säbel; sie haben auch viel Remington-Gewehre, welche zum Theil den gefangenen und erschlagenen Aegyptern abgenommen, zum Theil von den Engländern erworben sind. Obgleich das Volk moralisch nicht hoch steht, so werden Sitten und Gebräuche doch sehr streng beobachtet. Man sieht viele Leute, welche für verschiedene Vergehen und Verbrechen verstümmelt worden sind: das Tabakrauchen wird mit dem Abschneiden der Nase und der Zunge bestraft.

Eine sehr hohe Bedeutung hat die Geistlichkeit. Die Geistlichen stehen in großem Ansehen, sind sehr reich und von allen Abgaben befreit. Die religiösen Gebräuche und der Gottesdienst zeigt viel Auffallendes: Beim Gottesdienste sind Trommeln und Schellen in Thätigkeit; die Kirchendiener singen durch die Nase und schlagen mit Stöcken auf den Fußboden. Jeder Geistliche wird von Dienern begleitet, welche einen Sonnenschirm über ihm tragen und mit einer Glocke klingeln; die Vorübergehenden fallen vor ihm auf die Knie. Kirchen und Klöster sind nach derselben Weise erbaut, wie die übrigen Wohnungen, nur sind sie viel geräumiger und mit einem achtspitzigen Kreuze geschmückt. Die Klöster stehen gewöhnlich auf Berggipfeln. Der Negus und das ganze Volk ist den Russen, sowie allen orthodoxen Christen sehr zugethan.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von dem F. von Hellwald'schen Prachtwerke „Frankreich in Wort und Bild“ (s. „Globus“ Bd. 51, S. 143) hat die Verlagsbuchhandlung Schmidt und Günther in Leipzig jetzt eine Textausgabe unter dem Titel „Frankreich. Das Land und seine Leute“ (Preis 6 Mark) veranstaltet. Neu durchgesehen und auf das Sorgfältigste verbessert, wird sie sich hoffentlich recht viele neue Freunde erwerben. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit unverkennbarer Liebe, die Schilderungen sind äußerst lebendig und können nicht verfehlen, das höchste Interesse des Lesers zu erwecken. Hellwald war selbst Officier, und sein Urtheil über die militärischen Einrichtungen verdient hohe Beachtung. Das Werk darf als die gelungenste geographische Arbeit des Verfassers, der Frankreich durchaus kennt, bezeichnet werden.

— Die Permische Gouvernements-Zeitung meldet: Die neu errichteten Schulen, in welchen die Tscheremissen-Kinder mit Russen gemeinsam unterrichtet werden, üben einen sehr wohlthätigen Einfluß. Weder die mohammedanischen Tataren, noch die russischen Sektirer haben jetzt noch den Einfluß auf die Tscheremissen, den sie bisher gehabt haben. Seit 1878 sind die jungen Tscheremissen schon im Stande, ein Examen zu bestehen, um gewisse Vortheile bei der Ableistung der Wehrpflicht zu erreichen. Die Tscheremissen fangen sogar an, auf ihre eigenen Kosten Schulhäuser zu erbauen. Im Dorfe Nishne Potam ist kein Knabe, der nicht die Schule besucht; ja mitunter sieht man auch fast erwachsene Tscheremissen in die Schule gehen; hier und da kommen sogar die Eltern der Knaben zum Unterricht, um zu hören, was der Lehrer erzählt.

— Ein junger finländischer Naturforscher W. Heinrichson ist in Begleitung zweier Gehilfen und eines Photographen für eigene Rechnung nach Nowaja Semlja gereist, um daselbst faunistische und geologische Studien zu machen.

— Der jüngst verstorbene Iwan Semenowitsch Poläkow (Poljakow) wurde 1846 in der Stanitza Tsurnchaitnisk im Bezirke Nertschinsk in Transbaikalien als Sohn eines armen Kosaken und einer Burjätin geboren. Nachdem er in Irkutsk eine Volksschule besucht, trat er als Kosak in die Armee, doch nur für kurze Zeit. Durch Vermittelung P. A. Krapotkin's wurde er vom Militärdienste befreit und 1865 als Lehrer an der Militär-Elementarschule und Aufseher am Gymnasium in Irkutsk angestellt. Hier begann er seine zoologischen Studien. Aber schon 1866 gab er beide Stellungen auf und betheiligte sich als Naturforscher an einer Expedition nach dem Olekma-System, welche gute Resultate, vor allem eine Karte des Olekma-Witimer Gebirgslandes, lieferte; Poläkow selbst sammelte Thiere und Pflanzen in großer Menge. Im nächsten Jahre 1867 brachte er aus dem östlichen Sajanischen Gebirge gleichfalls reiche Beute heim. Bei der Bearbeitung des gesammelten Materials empfand er die Lücken seines Wissens und das Bedürfniß, gründliche Studien zu machen. Deshalb ging er nach St. Petersburg, später nach Charkow, bestand hier endlich das Maturitätsexamen, studirte in St. Petersburg und erhielt dort den Grad eines Kandidaten der Naturwissenschaften. 1871 unternahm er als Mitglied der k. Russischen Geographischen Gesellschaft eine sechsmonatliche Reise an das Ostufer des Onegasees, hauptsächlich in zoo-geographischem Interesse; der Bericht darüber ist unter dem Titel: „Untersuchungen über die Steinzeit im Gouvernement Olonetzk“ und in den Schriften der Geographischen Gesellschaft, Bd. IX, gedruckt. 1873 führte er eine zweite Reise in das Gouvernement Olonetzk aus; das Resultat war die „Physisch-geographische Beschreibung des südöstlichen Theils des Gouvernements Olonetzk“. 1874 untersuchte er die Umgegend der Stadt Ostaschkow mit besonderer Rücksicht auf die Wasser- und Landstraßen und wurde dann als Konservator am zoologischen Museum der Akademie angestellt. Im Jahre 1876 wurde Poläkow von der Akademie der Wissenschaften zu zoologischen und ethnologischen Forschungen an den Ob geschickt; die Resultate veröffentlichte er in „Briefe und Berichte über die Reise in das Ob-Gebiet“ 1877. 1877 reiste er nach Kusnezk (Bezirk Mariinsk), um eine angeblich daselbst gefundene Mammuthleiche zu besichtigen, und besuchte auf der Rückreise das westliche Altai Gebirge, sowie die Seen Achakul und Balkasch. 1878 war Poläkow in Helsingfors und arbeitete daselbst im zoologischen Museum, später unternahm er eine Reise ins Innere des Russischen Reiches, um im Auftrage der Moskauer Anthropologischen Gesellschaft an verschiedenen Stellen Ausgrabungen zu veranstalten. Die Resultate dieser, sowie einiger früheren Reisen sind in den Schriften der Moskauer Gesellschaft für Anthropologie erschienen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1878 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland, Dänemark, Paris und der Schweiz und arbeitete überall in den zoologischen Museen. Im Jahre 1879 bereiste er abermals einige Gegenden von Süd- und Central-Rußland, um vorgeschichtliche Archäologie zu treiben. Die Resultate dieser bis zum Fuße des Ararat ausgedehnten Expedition wurden 1880 in St. Petersburg veröffentlicht. Die letzte größere Reise nach Sachalin trat er 1881 an; er war drei Jahre unterwegs, besuchte Sachalin, Japan und das südliche China und konnte noch einen vorläufigen Bericht über seine Reisen abschließen. Dann aber erkrankte er schwer, suchte im Frühling 1886 auf dem Lande bei Moskau vergeblich Heilung, kehrte nach St. Petersburg zurück und starb daselbst am 5./17. April des laufenden Jahres im Marien-Hospital.

Asien.

— In Samarkand sind für die Beamten Unterrichtskurse in der Landessprache eröffnet worden. Der dortige Generalgouverneur hat diese wichtige und nützliche Angelegenheit Herrn Kahl, einem früheren Zögling der St. Petersburger Universität, der daselbst den Kursus in der Fakultät für orientalische Sprachen beendigt hat, übertragen. Die erste Vorlesung hielt Herr Kahl am 17. März im dortigen Militär-Klub; die Zahl der Zuhörer betrug 60 bis 70. Es werden wöchentlich drei Vorlesungen stattfinden. Gleichzeitig mit diesem Sprach-Unterricht sollen Vorträge über die Geschichte des Islam gehalten werden, um dadurch ein Verständniß für viele Eigenthümlichkeiten im Leben der Eingeborenen bei den russischen Beamten zu erzielen.

— Von dem Leben in Kamtschatka entwirft die Zeitung „Wladiwostock“ kein günstiges Bild. Das Leben der Eingeborenen wie der Russen ist schwer und bedauernswerth. Noch im Jahre 1739 sprach Steller von Kamtschatka wie von einem goldenen Boden, in welchem unberührte Schätze liegen; er lud thätige und aufgeklärte Männer ein, um die Eingeborenen über die Verwendung der Naturschätze zu belehren.

Aber Steller's frommer Wunsch erfüllte sich nicht — Kamtschatka ist im Zustande der Erstarrung geblieben bis auf den heutigen Tag. Auch die allerbescheidensten und beschränktesten Bedürfnisse der Landbewohner können nicht erfüllt werden; die allereinfachsten Bequemlichkeiten des Lebens fehlen. Der größte Theil der Bewohner besteht aus Jägern; der Jagderwerb ist das einzige Mittel, um sich eine Existenz zu schaffen, aber es ist nicht ausreichend. Im Jahre 1885—1886 wurden 4000 Zobel zu 16 Rubel, also im Werth von 64 000 Rubel (128 000 Mark), 1000 Füchse zu 3 Rubel für 3000 Rubel (6000 Mark), 200 Ottern zu 8 Rubel für 1600 Rubel (3200 Mark) und Bären und andere Pelzthiere für 1400 Rubel (2800 Mark) erlegt, demnach im Ganzen für 70 000 Rubel (140 000 Mark). Man zählte etwa 10 000 Einwohner auf der Halbinsel, demnach kommen auf jeden einzelnen etwa 7 Rubel (14 Mk.). Der Jagdbetrieb währt im Ganzen $4\frac{1}{2}$ Monate, vom 15. Oktober bis zum 1. März; die erworbenen Geldsummen sind während dieser Frist auch verbraucht; wovon die Leute während der übrigen Zeit des Jahres leben, ist ein Räthsel. Ueberdies kommt der Jagderwerb allmählich in Verfall, zum Theil, weil die Pelzthiere sich allmählich vermindern, zum Theil, weil von den Pelzwaaren ein hoher Zoll erhoben wird, zum Theil, weil auf den europäischen Märkten die Rauchwaaren sehr im Preise gesunken sind. — Das Land birgt in seinem Inneren reiche mineralische Schätze, welche unberührt daliegen; alljährlich werden 10 000 Renthierfelle, aus denen das schönste Leder bereitet werden könnte, als unbrauchbar fortgeworfen; der Tschawitscha (Oncorhynchus orientalis Pall.), der herrlichste Seefisch der Welt, wird nicht ausgeführt. Man sehnt sich danach, daß die Regierung endlich Maßregeln ergreife, den Handel zu heben und die ökonomische Lage der Eingeborenen zu bessern.

— Ein in Chami lebender russischer Kaufmann N. M. Tjustin hat dem russischen Konsul in Kaschgar mitgetheilt, daß eine von Sava Morosow ausgerüstete Karawane am 26. December 1886 in einer Entfernung von 70 Werst (km) Chami passirt und glücklich Lan-tschön-fu erreicht hat. Der Handel in Chami ist vortheilhaft; er würde noch besser gehen, wenn die chinesischen Behörden nicht so oft dabei hinderlich wären. Die russischen Waaren kommen von Biisk über Kosch-agatsch, den chinesischen Posten Chak, die Stadt Kobdo, durch einen Theil der Wüste Gobi, Suchaita genannt, über San-to-chu, die Stadt Barkul und den Paß Nan-fjän-chu nach Chami.

— Die Sammlung von Mineralien, welche Potanin von seiner Reise heimgebracht hat, ist dem Professor der Geologie an der Petersburger Universität Inostranzew zur Bearbeitung übergeben worden. Die zoologischen und botanischen Sammlungen werden von Mitgliedern der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften bestimmt und untersucht werden, die übrigen ordnet er selbst und wird dann in Irkutsk das Amt eines Geschäftsführers der ostsibirischen Abtheilung der k. Russischen Geographischen Gesellschaft übernehmen.

Australien.

— Am 21. u. 22. April dieses Jahres wurde eine an der Nordwestküste von Westaustralien, in der Ninety-mile Beach in 20° südl. Br. und 119° östl. v. Gr., mit Perlfischerei beschäftigte Flottille von einem der furchtbarsten Orkane überfallen. Sie bestand aus meist nach Sydney gehörigen 20 Schonern und 100 Luggers, und davon wurde über die Hälfte total vernichtet und der Rest stark beschädigt. Von der Besatzung verloren 300 Mann ihr Leben in den Fluthen. Die Zeit der gefährlichen Orkane an der Nordwestküste beginnt im December des Jahres und pflegt sonst gegen Ende März aufzuhören. Während dieser Zeit suchen dann die für Perlfischerei engagirten Schiffe in dem 95 km südwestlich von der Ninety-mile Beach gelegenen Port Headland Schutz.

Inseln des Stillen Oceans.

— Aus Queensland wird Mitte Mai telegraphisch gemeldet: „Die Victory Expedition nach Neu-Guinea erzielte bedeutende Erfolge. Zwei neue große Flüsse wurden entdeckt, welche der Dampfer „Victory" auf mehr als 100 Miles (161 km) hinauffahren konnte. Man stieß auf fünf besondere Stämme der Eingeborenen. Was bisher als Aird-Fluß galt, ist nichts weiter als eine der vielen Mündungen eines der neu entdeckten beiden Flüsse, welcher nunmehr den Namen Douglas erhielt. Der andere große Fluß wurde Jubilee benannt und fließt östlich vom Douglas." Man kannte, fügen wir hinzu, vom Aird bisher nur dessen Mündung, welche in 7° 45' südl. Br. und 144° 15' östl. von Gr. auf der Höhe des Papua-Golfes liegt. Die diesem für Schiffe sehr gefährlichen Golfe anliegende Küste ist noch immer wenig bekannt. Der obige Fluß wurde zu Ehren des Honor. John Douglas, Special Commissioner des englischen Neu-Guinea, Douglas benannt. — Es sollten in Australien drei besondere Expeditionen zur Erforschung des englischen Neu-Guinea in verschiedenen Richtungen ausgerüstet werden; die eine in Queensland, die zweite in Neu-Seeland und die dritte von der Geographischen Gesellschaft in Melbourne.

— Der Stand der englischen Kolonie der Fidschi-Inseln mit einem Flächeninhalt von 378 deutschen Quadratmeilen war Ende 1885 folgender. Die in Parenthese beigefügten Zahlen beziehen sich auf das Vorjahr. Die gesammte Bevölkerung zählte 127 279 (— 1 244). Unter Kultur befanden sich 15 515 ha (+ 1 108) Land. Der Viehstapel bestand aus 650 (+ 40) Pferden, 5 953 (+ 1 353) Rindern, 6 350 (+ 481) Schafen und 50 000 Schweinen. Die Einnahmen ergaben Pfd. St. 76 669 (— 14 854), die Ausgaben betrugen Pfd. St. 92 209 (— 6 259), und im Jahre 1887 resp. Pfd. St. 72 169 und Pfd. St. 73 607. Die öffentliche Schuld belief sich auf Pfd. St. 264 025 (+ 10 000). Der Import bewerthete Pfd. St. 294 585 (— 139 937), der Export Pfd. St. 326 750 (— 18 594). Die wichtigsten Exportartikel bildeten Zucker mit Pfd. St. 211 729 (— 6 495), Kopra mit Pfd. St. 67 077 (— 2 565), Früchte mit Pfd. St. 23 905 (+ 4 195), Mais mit Pfd. St. 3 132 (+ 588) u. s. w. Es liefen 124 Schiffe (— 26), darunter sieben deutsche, mit einem Tonnengehalte von 54 056 (— 9 190) ein und 135 (— 9) mit einem Tonnengehalt von 55 892 (— 8 839) aus.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

VII.

Die ersten Tage des Rückmarsches erschienen den Reisenden ganz besonders langweilig. Lhassa war ihnen unerreichbar gewesen — und nun lagen wieder viele Hunderte von Kilometern schwierigen Weges durch Nordtibet vor ihnen in der Eiseskälte des tiefen Winters! Dabei drohten auf dem Tanta die Jegräer und der Zustand der Karawane war bei weitem nicht mehr befriedigend. Trotz aller Anstrengungen hatten an der Quelle Nier-tschungu nur 10 Pferde gekauft werden können; von den Kameelen waren nur noch 26 Stück brauchbar, und darunter war fast die Hälfte sehr schwach. An Nahrungsmitteln hatte man außer einigen Schafen, sowie etwas Butter, nur 5 Pud (80 kg) Dsamba und 8 kg sehr schlechten Ziegelthees beschaffen können. Schließlich waren die Reisenden durch das Ausbleiben aller Nachrichten aus der Heimath verstimmt worden; sie hatten die an sie gerichteten Briefe von Peking nach Lhassa befördern lassen, aber die tibetischen Gesandten weigerten sich mit Entschiedenheit, für dieselben zu sorgen; sie erklärten, daß, falls der chinesische Resident in Lhassa wirklich Briefe aus Peking erhalten hätte, dieselben wiederum nach Peking zurückgeschickt werden würden. Und so geschah es wirklich.

Als Führer diente der Expedition der schon genannte Mongole aus Tzaidam, Namens Dadai; er war ein Neffe des Mongolen Tschutun-dsamba, welcher bereits 1872 und 1873 Führerdienste geleistet hatte. Dadai kannte den Weg ausgezeichnet; bereits acht Mal hatte er mit Pilgern oder Kaufleuten die Wegstrecke von Tzaidam bis nach Lhassa zurückgelegt. Er erhielt eine Bezahlung von 40 Lan (etwa 240 Mark); außerdem mußte Prshewalski ihm ein Reitpferd liefern und ihn verpflegen.

Dadai war ein vortrefflicher Führer: unter seiner Beihilfe wurden einige Nahrungsmittel und noch vier Reitpferde erworben. Er verrieth den Reisenden auch, daß hinter ihnen etwa in einer Entfernung von einer Tagereise eine Abtheilung von 30 berittenen tibetischen Soldaten folge; dieselben hätten die Verpflichtung, täglich nach Naptschu zu berichten, was die Expedition mache; unterdeß blieben die Gesandten an Ort und Stelle, um abzuwarten, bis Prshewalski den Tanla überschritten hätte.

Der Rückmarsch wurde anfangs auf demselben Wege, wie der Hinmarsch, gemacht, dann aber wurde etwas abgewichen, um den Tanla an einer anderen Stelle zu überschreiten und dadurch den Jegräern aus dem Wege zu gehen. Drei Tage wurde am Flusse Santschu gerastet, dann folgte man dem Flusse Tantschu, allmählich zum Tanla heransteigend. Der Weg ist gut — von den Jegräern war nichts zu sehen; so konnte der Paß des Tanla-Gebirges, auf dessen Höhe sich ein „Obo" befand, in Ruhe überschritten werden. Dabei erzählte der Führer Dadai zwei Legenden, welche an jene Gegend anknüpfen. Die erste lautete:

In alten Zeiten lebte auf jenen Bergen nahe am Paß ein böser Geist, welcher den vorbeiziehenden Karawanen nur Unannehmlichkeiten bereitete. Durch keinerlei Opfer ließ er sich versöhnen. Da legte sich ein tibetischer Heiliger, welcher von Lhassa nach Peking reiste, ins Mittel; er brachte mittels seiner Gebete und Beschwörungen den bösen Teufel so weit, daß dieser sich zum Buddhaglauben bekehrte und in einen guten Geist („Burchan") verwandelte, der nun die Wanderer beschlitzte. Seit der Zeit ist es hier viel sicherer als früher.

Die zweite Sage erzählt: Vor vielen Jahren, als noch alle Buddhaheiligen nach Tibet kamen, machte sich Galdsuabute, der Chan der Chalcha, mit einem Kriegsheere auf den Weg, um den Dalai-Lama zu rauben und ihn in seine

eigenen Besitzungen zu schaffen. Die Tibeter konnten mit offener Gewalt die Mongolen nicht zurückhalten, aber die Heiligen von Tibet bewirkten es, daß ein Steinhagel vom Himmel fiel und den größten Theil des feindlichen Heeres vernichtete; ein Theil wurde von den wilden Jaks zu Grunde gerichtet. Aber Galdsu-abute marschirte mit einem ihm gebliebenen geringen Reste von 16 Mann nach Lhassa, bemächtigte sich eines der vornehmsten Heiligen (des Chubilgon) und schleppte ihn in seine Heimath nach Urga. Seit jener Zeit lebt daselbst der große Kutuchta. Die damals vom Himmel gefallenen Steinmassen aber liegen noch heute am Nordabhange des Tanla am Ursprung des Flusses Temtschu. Später wurde den Reisenden wirklich an einem kleinen von den westlichen Bergen herabkommenden Flüßchen ein Ort gezeigt, wo große Haufen von Steinkugeln von Haselnuß- bis Wallnußgröße lagen; es waren das offenbar Kalkconcremente, welche aus dem Löß ausgewaschen und durch die starken Frühlingswässer weiter getragen worden waren. Die schlauen mongolischen Lamas sammeln ganze Ladungen dieser Steine und bringen sie nach Chalcha, um sie dort zu ihrem Vortheil zu verkaufen.

Beim Herabsteigen vom Tanla-Gebirge verloren die Reisenden einige Kameele und verließen endlich das ungastliche Gebiet, wo die Winterkälte mit allen ihren Schrecken und Gefahren sie begleitet hatte. Sie folgten dem Flusse Mur-ussu bis zum Gebirge Tzagon-obo, woselbst ein Aufenthalt von vier Tagen genommen wurde, weil einer der Kosaken, Garmajew, schwer erkrankt war. Dabei klagte der Führer Dadai stets darüber, daß er unwohl sei; zu reichliche Fleischnahrung schien die Ursache seiner Krankheit zu sein; er litt außerdem durch Ungeziefer, obwohl er täglich massenweise die in seiner Kleidung steckenden Parasiten vernichtete. Auffallend war es, daß weder Prshewalski noch seine Begleiter von Ungeziefer zu leiden hatten, trotzdem daß alle äußerst schmutzige Wäsche trugen, an deren Reinigung gar nicht gedacht werden konnte. Die Mongolen haben übrigens die Ansicht, daß ein Mensch ohne Ungeziefer Gott nicht wohlgefällig sei.

In den Bergen Tzagon-obo wurde fleißig gejagt; insbesondere wurden tibetische Rebhühner (Ullar genannt, Megaloperdix thibetanus) und Kukujamans, und von Prshewalski's eigener Hand ein großer Bär erlegt.



Lager der Karawane am Tanla.

Vom Tzagon-obo-Gebirge aus wurde ein Weg gewählt, der etwas östlicher lag als derjenige, welchen die Expedition auf dem Hinmarsch eingeschlagen hatte; er lief anfangs bis zum Paß über den Kukuschili dem alten fast parallel. Das Dumbure-Gebirge (Paßhöhe 4800 m) wurde glücklich überschritten. Hier schoß der Kosak Kolmykin ein ausgezeichnetes Exemplar des Akkars oder des weißbrustigen Argalis (Ovis Hodgsoni?). Das schöne hier abgebildete Thier kommt im ganzen Gebiete von Nordtibet in großer Menge vor.

Viel hatten die Reisenden und ihre Lastthiere von Schneestürmen zu leiden; im Marco-Polo-Gebirge trat in Folge eines sehr heftigen und andauernden Schneesturmes Futtermangel ein, so daß Kameele und Pferde zwei Tage lang ohne Nahrung blieben. Die Kameele sind an solche Hungertage gewöhnt, die Pferde eigentlich nicht; doch erwies sich hierbei das tibetische Pferd außerordentlich leistungsfähig und sehr genügsam. Einige fraßen sogar bereitwillig Fleisch. Als die Noth am höchsten war, wurden alle 14 Pferde zusammengetrieben und ihnen eine Masse von etwa 30 kg Chulan-Mist vorgeworfen, der unterwegs gesammelt worden war. Die hungrigen Pferde warfen sich mit Begierde darauf und fraßen alles auf — den folgenden Tag mußten sie wieder einen anstrengenden Marsch machen. Das dem Marco-Polo-Gebirge sich anschließende Thal ist durchaus unfruchtbar, am Nordabhange des Gebirges befinden sich weit ausgedehnte Gletscher. Im Juli ist das Thal sehr belebt: Hierher strömen von allen Seiten die weiblichen Orongo-Antilopen zusammen, um ein Junges zu werfen, während die Männchen an den alten Standplätzen zurückbleiben; den Weibchen folgen aber Bären, Wölfe und große Raubvögel, um während der etwa einen Monat andauernden Wurfzeit sich der leichten Beute bemächtigen zu können. Später ziehen die Weibchen mit ihren Jungen wieder zurück an die heimischen Plätze. Was die Antilopen zu dieser Wanderung veranlaßt, ist unbekannt. — Der Führer erzählte eine Lokalsage, welcher zufolge alle in Tibet befindlichen Orongo-Antilopen eine Hochzeitsgabe der Tochter eines Geistes seien, der im Gebirge Amne-matschin am Ursprung des Gelben Flusses haust. Die nun verheirathete Tochter lebt jetzt auf dem Berge Baldyn-dordsh; am Fuße dieses Gebirges versammeln sich alljährlich alle Orongo-Antilopen zur Musterung.

Im Flußthale des Naidschin-gol begegneten der Karawane endlich Mongolen, denen Nahrungsmittel und Lastthiere abgekauft werden konnten. Die Zahl der Kameele war auf 17 zusammengeschmolzen; die Lasten wurden auf Jaks vertheilt. Das Gebirge, ein westlicher Ausläufer des Burchan-Budda, wurde im Paß Kukutom überschritten und nun befand sich die Expedition abermals in der weiten Tzaidam-Ebene. Der Weg wendete sich nach Osten; am 31. Januar 1880 wurde die Festung (Chyrma) Dsun-fasak erreicht. Von 37 Kameelen, mit welchen die Karawane von hier abgezogen war, kehrten nur 13 zurück, die übrigen waren den Reisestrapazen, und besonders dem Futtermangel erlegen. Die Reisenden selbst waren ermattet und abgezehrt. In Dsun-fasak wurde deshalb gerastet, um mit



Weißbrüstiger Argali (Ovis Hodgsoni?).

frischen Kräften auf schon bekanntem Wege den Marsch zum Kuku-Nor beginnen zu können.

Alles in Dsun-fasak zurückgelassene Gepäck, alles Silber wurde den Reisenden zurückgeliefert, aber auch — ihre Briefe. Als Prschewalski auf der Heimreise Dsun-fasak passirte, übergab er dem Fürsten daselbst Briefe, welche über



Ein Obo auf dem Tanla-Paß.

Sinin nach Peking zur Weiterbeförderung nach Rußland geschickt werden sollten. Bis Sinin kamen dieselben, der dortige Gouverneur (Amban) beförderte sie aber nicht weiter, sondern schickte sie nach Dsun-fasak zurück, wo man sie der Expedition wieder einhändigte. Der Weitermarsch der Karawane zum Kuku-Nor durch den östlichen Theil von Tzaidam bewegte sich auf derselben Route, welche Prschewalski bereits in den Jahren 1872 und 1873 genommen hatte. Ueber den Fluß Bajan-gol hinüber am Sumpfe Irgitzyk vorbei wanderten die Reisenden durch das Kuku-Nor-Gebirge, woselbst der lange nicht genossene Anblick von Bäumen sie hoch erfreute, und gelangten glücklich an den Kuku-Nor.

Dieser, der Blaue See, spielte einst in der Geschichte vieler Nomaden in Centralasien eine bedeutende Rolle. Er liegt hart an der Grenze, wo chinesisches Kulturleben und mongolisches Nomadenthum, wo Mongolen, Chinesen und

Tanguten zusammenstoßen, auf dem Wege von China nach Tibet; an ihm befinden sich ausgezeichnete Weideplätze, welche die Nomaden stets anlocken; so war der See mit seiner Umgebung seit Alters her ein Schauplatz für Ueberfälle, Eroberungen und Räubereien, — den guten Bissen wollte Jeder haben. Das Resultat war einerseits ein stetes Wachsen der Nomadenbevölkerung an den Seeufern, andererseits das stete Bestreben Chinas, jene Nomaden sich zu unterwerfen. Das gelang den Chinesen schließlich am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Kansi, eines Zeitgenossen Peter's des Großen. Für die Ureinwohner dieser Gegend kann man die Tanguten halten, welche unter dem Namen Fan oder Sifan bekannt sind; aber als die herrschende Bevölkerung gelten die Mongolen, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Anführung Guschi-chans hierher kamen und das Land sich unterwarfen. Jene Mongolen gehörten zum Stamme der Choschoten; zu ihnen stießen später ihre Stammesgenossen, die Torgouten, Choiten, Tschorossin und einige Chalcha-Mongolen. Alle insgesammt waren in 29 Choschune (Fahnen) getheilt; ihre Fürsten wurden als erbliche bestätigt. Aber trotzdem wurde es am Kuku-Nor nicht ruhig. Zuerst erhob sich ein gewisser Lobzsan-Danzsin, welcher aber bald unterdrückt wurde. Dann fielen die Dshungaren ein und abermals gab es neue Unordnung. Jetzt wurden die Ueberfälle der Tanguten immer häufiger, weil sie nicht davon lassen konnten, den Kuku-Nor als ihren Besitz anzusehen. Eine Bande von Tanguten vernichtete zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts fast alle Mongolen. Endlich ergriff die chinesische Regierung energische Maßregeln zur Beruhigung des Landes: die Räuberhorden wurden auseinandergesprengt, und alle Tanguten an das Südufer des Oberlaufes des Hwangho übergesiedelt. Zeitweilig herrschte nun Ruhe am Kuku-Nor. Aber der Dshungaren-Aufstand brachte den dortigen Mongolen neues Leid. Abwechselnd fielen die Sininschen Dshungaren und die Tanguten über sie her. Dabei hat das tangutische Element in den letzten Jahren entschieden am Kuku-Nor ein gewisses Uebergewicht über die Mongolen gewonnen.

Von den Tanguten, welche bei den Mongolen Chara-tanguten heißen, wird später Näheres berichtet werden; hier nur die Bemerkung, daß sie durch ihre eigenen „Aeltesten" regiert werden und die chinesische Oberhoheit nur in geringem Maße anerkennen.

Nach kurzem zweitägigem Aufenthalte am Seeufer wurde der Marsch nach Sinin fortgesetzt, der Fluß Aragol überschritten und bald war die kleine Stadt Donkyr erreicht, von wo eine Eskorte von 15 chinesischen Soldaten die Karawane nach Sinin, dem Sitze des chinesischen Gouverneurs, geleitete; kurz vor der Stadt bezog die Karawane ein Lager. Der chinesische Beamte in Sinin machte anfangs viele Schwierigkeiten, endlich aber ließ er sich bewegen, die Weiterreise zum Oberlaufe des Gelben Flusses zu gestatten.

Die Umgebung von Sinin ist hügelig und bergig; die Stadt selbst, sowie die Ebene, ist sehr dicht bewohnt von Angehörigen folgender Stämme: Chinesen, Dunganen, Tanguten, Dalden, Mongolen und Kirgisen.

Die Chinesen sind das herrschende Element; ihre Zahl wird seit der Niederwerfung der Dshungaren und in Folge des Zuzugs aus dem Inneren Chinas immer größer. Ihrem Berufe nach sind sie hier Ackerbauer und unterscheiden sich gar nicht von ihren Stammesgenossen; doch giebt es auch viele chinesische Kaufleute in Sinin und anderen Städten der Provinz Gansu.



Orongo-Antilopen.

Die Dunganen nehmen der Zahl nach die zweite Stelle in der Sininschen Bevölkerung ein: es sind zum Mohammedanismus bekehrte Chinesen, die von den eigentlichen Chinesen mit dem Namen Choi-choi bezeichnet werden. Die siegreichen Chinesen richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, aber ungeachtet dessen ist ihre Zahl recht groß; man rechnet in Sinin und Umgebung gegen 50000 bis 60000 Familien, etwa 250000 bis 300000 Individuen beiderlei Geschlechtes. Die Dunganen gehören zur Sekte der Schiiten; in ihrem Aeußeren gleichen sie den Chinesen keineswegs, sondern erinnern eher an die russischen Tataren. Sie selbst erzählen auch, daß sie vor 400 Jahren aus der Umgebung Samarkands unter der Leitung eines Imam Rabbane hierher nach Sinin gekommen seien. Sie halten an ihrer Religion sehr fest und beharren in ihrem Hasse gegen die Chinesen, doch sonst sind sie den Chinesen ganz gleich. Sie haben genau dieselbe Kleidung wie die Chinesen, nur tragen sie ein kleines Käppchen (eine Calotte); sie rasiren das Haupt und lassen am Hinterhaupte einen Zopf stehen. Ebenso sind ihre Weiber in ihren Kleidern und Haartracht von den Chinesinnen durchaus nicht zu unterscheiden. Alle Dunganen sprechen jetzt chinesisch; beim Gottesdienste bedienen sie sich aber der arabischen Sprache. Sie bereiten sich ihre Speise ganz wie die Chinesen, nur das Schweinefleisch verschmähen sie. Ihrem Charakter nach sind sie etwas energischer als die Chinesen, dabei sehr fleißige und gute Ackerbauer; dann haben sie auch große Neigung zum kaufmännischen Geschäfte und verstehen es gut, Geld zu verdienen.

Die Zahl der in der Nähe von Sinin lebenden Kirgisen ist nicht sehr groß; sie leben nomadisirend nahe bei der Stadt, in der Umgebung von Donkyr und zum Theil am Kuku-Nor. Ihre Muttersprache haben sie fast ganz vergessen; nur einige wenige Greise kennen sie noch, die Jugend

nicht mehr; dieselbe spricht nur mongolisch, tangutisch oder chinesisch. In ihrer Kleidung tragen sie sich wie die Dunganen. Sie sind ihrem Typus nach ohne Weiteres als Kirgisen zu erkennen; ihren mohammedanischen Glauben halten sie fest. Sie erzählen, daß sie 500 Familien stark unter der Anführung eines Taidshi-achun vor etwa 200 Jahren nach China eingewandert seien; der größere Theil zog in das Gebiet Alaschan, der kleinere blieb in der Umgebung von Sinin. Während des letzten Dunganen-Aufstandes wollten die Kirgisen nach Samarkand zurückziehen, aber weil ihnen dazu die materiellen Mittel fehlten, mußten sie in China bleiben.

Die Tanguten, von den Chinesen Si-fan genannt, bewohnen in beträchtlicher Menge sowohl die Umgegend von Sinin, als auch einige Orte der Provinz Gansu. Sie werden von den Chinesen unterschieden in Bei-fan, d. h. gelbe, und Chei-fan, d. h. schwarze Tanguten. Die gelben, welche ihren Namen wahrscheinlich nach der gelben Tracht der Lamas haben, sind den Mongolen schlechthin als Tanguten bekannt; sie wohnen in der Ebene von Sinin und in den Gebirgen, welche sich zu beiden Seiten des Flusses Tetunggol hinziehen. Ein Theil dieser Tanguten ist seßhaft und lebt bei Sinin in chinesischen Häusern (Fansen) mitten unter Dalden und Chinesen und beschäftigt sich mit Ackerbau. Die anderen in den Bergen am Tetung lebenden treiben keinen Ackerbau, bauen sich hölzerne Hütten und halten nur Vieh. Wieder andere Tanguten ziehen nomadisirend in den Bergen umher und bewohnen schwarze Zelte.



Chara-Tanguten am Kuku-Nor.

Die eigentlichen schwarzen Tanguten oder mongolischen Charatanguten, welche sich in ihrem Aeußeren von allen ihren Stammesgenossen unterscheiden, bewohnen das Gebiet des Oberlaufes des Gelben Flusses und theilweise die Gegend am Kuku-Nor. Sie zerfallen in viele Geschlechter und erkennen zum Theil die chinesische Oberhoheit nicht an. Von diesen schwarzen Tanguten wird später noch mehr die Rede sein. Der kleinere Theil der Charatanguten sitzt an den Ufern des Gelben Flusses südlich und südwestlich von Sinin und beschäftigt sich mit Ackerbau; der größere Theil nomadisirt. Außerdem leben im Bezirke Che-tschen, südöstlich von Sinin, jenseits des Hwangho, die Salyr-Tanguten, welche Mohammedaner sind. Sie machten während des Aufstandes mit den Dunganen gemeinsame Sache gegen die Chinesen, sind aber jetzt, wie es scheint, ruhig und der chinesischen Macht unterthänig.

Nicht weit von Sinin im Norden lebt das kleine, aber interessante Völkchen der Dalden oder Dolden, von den Tanguten Karlun, von den Chinesen Tun-shen genannt. Das Gebiet, welches sie inne haben, fängt am Abhange der Tetung-Berge in der Nähe der Städte Ujam-bu und Nubaischinta an. Sie leben theils in diesen beiden Städten, theils in Dörfern gemischt unter Chinesen und Tanguten und treiben Ackerbau; ihre Zahl mit Sicherheit zu erfahren, war unmöglich; Prshewalski schätzt sie auf etwa 10 000 Individuen beiderlei Geschlechts.

Die Männer der Dalden gleichen in ihrem Aeußeren den Chinesen und zum Theil den Mongolen; sie tragen chinesische Kleidung, rasiren sich den Schädel und lassen nur am Hinterkopfe einen Zopf stehen. Die Frauen dagegen unterscheiden sich gänzlich von den Chinesinnen und erinnern am ehesten an russische Bäuerinnen, sowohl in ihren Ge-



Männer und Frauen der Dalden.

sichtszügen, als in ihrer Kleidertracht und ihrem eigenthümlichen Kopfputz. Letzterer besteht aus einer großen, dem russischen Kokoschnik ähnlichen Kappe, welche aber vorn mit Fransen versehen ist, welche die Stirn fast vollständig bedecken. Hinten sind die Kappen durch einen breiten Streifen blauen Zeuges (Dalemba) bedeckt, welches bis zum Gürtel herabreicht. Ferner wird oben an der Kappe ein dicker, aus rothen, baumwollenen Fäden zusammengeflochtener Strang befestigt, welcher rechts und links zum Halse herabfällt, dabei aber durch zwei große, zwei bis drei Zoll im Durchmesser haltende Ringe hindurchgeht. Diese aus Kupfer bestehenden Ringe werden wie Ohrringe getragen, sind aber nicht in die Ohrläppchen eingehängt, sondern werden durch Bänder am Kopfe befestigt. Die rothen Schnürchen am Halse sind mit falschen Korallen verziert; überdies wird ein großer eiserner Ring, der mit rothem Stoffe überzogen und mit knöchernen und thönernen Plättchen behängt ist, um den Hals getragen.

Die Haare am Kopfe einer Daldenfrau werden in der Mitte gescheitelt und durch ein Band gehalten; die seitlich herabfallenden Haare werden hinten auf ein kleines Hölzchen gebunden, so daß eine Art Chignon entsteht. Sehr selten wird eine Frisur wie die der Tangutenfrauen gemacht, d. h. die Haare werden in der Mitte gescheitelt und seitlich zu einer Unzahl kleiner Zöpfchen zusammengeflochten, deren Enden, an ein Stück Zeug genäht, vorn auf die Brust herabhängen. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem dunkelblauen Dalembagewand ohne Aermel, einem Hemde mit bunten Aermeln, dunkelblauen Dalembahosen und chinesischen Schuhen. Das Obergewand wird durch einen Dalembagürtel mit bunten Enden zusammengehalten.

Die Männer sind von mittlerer Größe, die Frauen meistens klein. Die Sprache der Dalden besteht aus einem Gemisch von mongolischen, tangutischen und chinesischen Worten mit ihrer eigenen ursprünglichen Muttersprache. Die Dalden bekennen sich zum Buddhismus und werden von Mongolen und Chinesen wegen ihrer Arbeitsamkeit und ihren geistigen Fähigkeiten sehr geschätzt. Ueber ihre Abstammung wissen sie selbst nichts, auch die Chinesen konnten oder wollten nichts darüber mittheilen. Bei den Ordos-Mongolen hat sich dagegen die Tradition erhalten, daß die Dalden ein den Mongolen stammverwandtes Volk seien, das nur zufällig an den jetzigen Wohnort gekommen sei. Die Sage lautet: Als Tschingis-Chan in Ordos verweilte, besaß er ein ausgezeichnetes Roß, mit welchem er in einem Tage bis zum Kuku-Nor reiten konnte. Einst nahm er einen seiner Helden und eine Kriegerschaar mit sich auf die Jagd; auf der Rückkehr verirrten sich die Krieger und blieben bei Sinin. Von ihnen aber stammen die Dalden, welche von den Ordos-Mongolen den Namen der weißen Mongolen (Tzagan-Mongol) erhalten haben. Daß das Volk der Dalden ein von Westen oder Norden nach Sinin verzogener Stamm ist, scheint richtig zu sein — woher sie stammen, haben die Dalden längst vergessen. Der Typus der Frauen scheint dafür zu sprechen, daß das Volk eher der arischen, als der mongolischen Rasse angehört hat.

Schließlich leben bei Sinin **Mongolen**, welche wahrscheinlich vom Kuku-Nor hierher übergesiedelt sind. Ihre Zahl ist nicht bedeutend; sie wohnen im Norden von Sinin bei den Klöstern Altyn und Tscheibsen und führen ein halb nomadisirendes Leben.

Nachdem Prshewalski in Sinin mit dem daselbst residirenden Gouverneur sich abgefunden hatte, traf er die nöthigen Reisevorbereitungen, um sobald als möglich in die Berge am Gelben Flusse abzumarschiren.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Am Ogowe.

Von Dr. Pauli.

II.

(Schluß.)

Die **Dörfer** am Ogowe nahe der Meeresküste werden rechterseits von den Mpongue-völkern, besonders den Orungu, linkerseits vom Kama-, Galloa- und Akellestamm bewohnt. Diese Ortschaften liegen unmittelbar nahe dem Flußufer, so daß die Hütten der Eingeborenen — trotz der sie schützenden riesengroßen, hellgrünen, saftigen Blätter der Bananen und Pisangs, welche hier vor Winden durch den umgebenden Wald mehr geschützt und daher weniger eingerissen sind — doch leicht vom Flusse aus erkannt werden. Jedoch weiter stromaufwärts heben sich malerischer die **Fandörfer** am Ogowe hervor, weil sie mit Vorliebe auf bewaldeten und zerklüfteten Hügeln an Stellen aufgebaut sind, wo man den Fluß zu übersehen vermag. Besonders die Gegend bei **Redevolo** ist ungemein reizvoll. Hier liegen auf beiden Ufern die aufsteigenden Ortschaften einander gegenüber. Ich wurde in gewisser Weise an die Lage von Andreasberg im Harz erinnert.

Zu unserer Zeit sahen wir mehrfach Dörfer entstehen. Eine Anzahl großer Bäume war gefällt, das Unterholz abgehackt, verdorrt und verbrannt, einzelne Rüstern noch im Glimmen und Rauchen begriffen. Viel abgeholztes Gestrüpp hatte man in den Fluß gewälzt in der Erwartung, daß später die Fluthen des Hochwassers dasselbe fortspülen würden. Augenblicklich konnten an diesem Orte nur mühsam die stromaufwärts kommenden Kanoes sich dazwischen durch bewegen, da menschliche Kräfte nur nahe am Ufer, nicht aber mitten im Strome gegen das Wasser ankommen können.

Man kann bei den berganliegenden Ortschaften der Fan deutlich eine gerade Straße unterscheiden; abseits liegende Hütten sind erst von Nachzüglern angelegt worden.

Die **Hütten** sind im Viereck gebaut. Vier in die Erde gesetzte dicke Pfähle bilden das Grundgerüst und tragen das überhängende Dach. Dieses letztere wird in der Regel aus über einander gelegten Palmwedeln und langen Gräsern hergestellt; wenigstens bemerkt man nur äußerst selten geflochtenes Dachwerk, wie in Kamerun. Sobald sich eine Lücke zeigt, werden neue Zweige zur Aushilfe gelegt, so daß schließlich eine ziemliche Dicke durch die bedeckende Schicht ausgemacht wird. Damit nun nicht vom Winde das Dach, welches bei der Leichtigkeit des Materials dieser Gefahr ausgesetzt ist, fortgeführt wird, sind lange, schwere Stämme in bunter Anordnung darüber gelegt. Eine gewisse Kunstfertigkeit legen die Fan bei dem Bau der Seitenwände ihrer Hütten an den

Tag, die, wie ich oben erwähnte, aus der borkigen Rinde großer Waldbäume construirt sind. Diese oft mannshohen und meterbreiten Stücke werden nämlich abwechselnd mit der rauhen oder der inneren glatten Seite nach außen gestellt und befestigt. Dabei sind die glatten Seiten künstlich mit dem Messer schraffirt, oder zwei eingekerbte Diagonalen gezogen, oder überhaupt schräge Linien, so daß Oblonge entstehen. Eine Thür, welche nur schwer sich in dem als Angel dienenden Bast oder Rotang dreht, führt in die Hütte und ist die einzige Ventilation, denn Fenster oder deren Stelle vertretende Klappen kennen die Fan nicht. Aus der Hütte, welche, abgesehen von einer primitiven Bettlade für den Herrn des Hauses, ein paar Kisten, einem europäischen Koffer, aufgespeichertem Ebenholz, Elfenbein, Gummi und Palmöl in Flaschenkürbissen oder flachen großen Holzschalen, nichts Nennenswerthes enthält, dringt ständig dicker Qualm. Denn losgebrochene Stücke von Termitenbauten sind außer Holz ihr beliebtes Brennmaterial, welches sich sehr lange glimmend erhält. Die Einfuhr von Zündhölzern scheint hier noch eine geringe zu sein. Ich habe des Oefteren erst nach langem Hin- und Herpalavriren irgend eine Negerin aus dem Nachbarhause mit einer glühenden Kohle herankommen sehen, woraus ich schloß, wie hoch die betreffende es anzuschlagen habe, daß ihr Feuer geschenkt sei; andererseits scheinen die Fan nur wenig mittheilsam unter einander zu sein, wie man es sonst gelegentlich beobachten kann bei den Kru von der Pfefferküste, welche beim Essen und Trinken sich gegenseitig gern aushelfen.

Beim Betreten der Hütte, was uns nicht immer gestattet, oft geradezu versagt wurde, müssen wir uns bücken, um nicht das weit übergreifende Dach zu streifen. Ueberfällt, wie es wohl vorgekommen war, eine Dorfschaft die andere, so schleicht man sich Nachts in den zu plündernden Ort, bohrt in die Seitenwände heimlicher Weise Löcher und schießt nun munter darauf los, um auf gut Glück die Insassen zu tödten. Am Ogowe sollen besonders in Birmingham gefertigte Steinschloßgewehre als Exportartikel viel begehrt sein. Stellenweise trifft man noch auf Pisang- und Bananenbestände zwischen frisch aufstrebendem dichtem Unterholz, ein Beweis, daß hier noch vor Kurzem ein Dorf gestanden hat, weil Musaceen nur ein Naturgewächs sind. Die Bewohner sind getödtet oder als Sklaven fortgeführt, das Vieh, europäische Waaren, sowie Landesprodukte erbeutet, die Hütten verbrannt.

Ich erinnere zum Schluß noch an ein Spiel der dortigen Fankinder. Den armdicken, rundlichen, weichen Schaft der Musa paradisiaca oder sapientum, der mit seinen Früchten den Bewohnern der Tropenländer unsere Kartoffel ersetzt — denn diese entarten, wie ich an verschiedenen afrikanischen Plätzen beobachtet habe, zu großen wässerigen süßen Knollen — schneiden sie in zolldicke Scheiben. Eine Partei rollt dieselben über einen freien Platz zu dem Gegenüber; in der Mitte stehen Buben mit federkieldicken, einen halben Meter langen spitzen Stöckchen bewaffnet und suchen damit die rollenden weichen Scheiben zu treffen, so daß sie umfallen, was stets einen großen Jubel der kleinen schwarzen Schaar zur Folge hat. Wie unsere Kinder mit Holzpferden und Wagen spielen, schneiden sich die dortigen aus Holzstücken kleine Schiffe, die sie auf dem Lande an Ranken über den Grund hinziehen oder auf dem Wasser schwimmen lassen. Ebenso oft treiben sie sich aber auch mit den dortigen Hausthieren, Hunden, Ziegen, Schafen, Schweinen, Enten und Hühnern, umher; derartige Thiere zu quälen, verstehen sie leider sehr gut. Allein sie sehen nichts Besseres von den Erwachsenen, die dem Federvieh, abgesehen davon, daß man ihm die Flügel stutzt, die Zehen oder den Lauf abschlagen, damit solches nur humpelnd und langsam sich fortbewegen und sich nicht leicht im nahen Walde verlaufen kann. Bei Kamerun bindet man den Hühnern zu diesem Zweck schwere Klötze an.

Ueber Lambarene, eine Etappenstation, von Brazza's dritter Expedition herrührend, und den Ngunie, den größten Nebenfluß des Ogowe, sind bislang die Fan noch nicht nach dem Süden und Südosten vorgedrungen, weshalb sich hier der Strom der Akelle noch völlig rein erhalten hat.

Bis hierher sind auch von Gabun aus die frères de la congrégation du St. Esprit et du St. Coeur de Marie gegangen, welche mit viel Eifer und nicht ohne Geschick den Negern das praktische Christenthum zu bringen sich bemühen, indem sie kranken Schwarzen Hilfe leisten, ihnen Unterricht im Handwerk und Ackerbau ertheilen und sie nur gelegentlich im Gegensatz zu der auch hier ansässigen amerikanischen Baptistenmission zu beten und zu singen anhalten. Gleichfalls gehen von Gabun aus Nonnen von der unbefleckten Empfängniß von Castres in die Wildniß, um den Schwarzen in werkthätiger Liebe beizustehen. Allerdings accommodiren sich die Mitglieder der Jesuitenmission mehr als nach einer Richtung hin den dortigen Verhältnissen. Im unbequemen Kanoe sahen wir eines Tages einen ihrer Genossen, der mehrere Monate dort gewirkt hatte, seine Rückreise zur Küste antreten.

Von Lambarene erwähne ich noch, daß man etwa faustlange und zollbreite, stellenweise sogar größere, knorpelige, aber noch grünlich aussehende Sägen zeigte, die von hier gefangenen Sägefischen herrühren sollten. Mehrere Weiße behaupteten dieses mit apodictischer Sicherheit; doch möchte diese Angabe wohl mit Vorsicht aufzunehmen sein, da hier gerade von derselben Seite gleichzeitig die Aeußerung gethan wurde, wenn man ein halbes Jahr in Afrika sei und verstehe nicht kühn zu combiniren, so solle man nur nach Hause gehen.

Im Gebiete der Akelle liegt auch der romantische, sagenreiche Jonanga-See, rings von Berg und Wald umschlossen, mit drei Ausflüssen in den Ogowe. Sein ruhiges klares Wasser, aus dem einzelne Klippen vorragen, seine Abgeschlossenheit, in welcher mit aufgehendem und sinkendem Tagesgestirne sich die hier vorkommenden Thiere ein Rendezvous geben, wie 14° nördlicher am Tschadsee, haben die dortigen Schwarzen zu einem gewissen Naturalismus geführt, so daß sie ihn als heilig verehren.

Auch das kleinste Dorf in unserem Vaterlande möchte eine Post, einen Telegraphen, eine Eisenbahn besitzen, um aller Vortheile der Kultur möglichst schnell theilhaftig zu werden. In gleicher Weise geht der Ehrgeiz der Schwarzen am Ogowe dahin, eine Faktorei zu besitzen, d. h. ein Waarendepôt seitens des weißen Händlers. Gewöhnlich setzt der europäische Kaufmann an einem solchen Orte einen sogenannten christlichen Neger ein, zu dem er ein gewisses Vertrauen hat, das indessen, da ein solcher Schwarzer meistens zu sehr auf seinen Gewinn erpicht ist, nicht zu weit gehen darf. Jedoch kann der Weiße nicht immer dem Wunsche der Eingeborenen am Ogowe willfahren; einerseits ist die Ausfuhr an Landesprodukten aus dem Orte zu gering, andererseits giebt das Ansehen des Dorfältesten oder Häuptlings, mit Vorliebe König genannt, nicht genügend Sicherheit für ein solches Risiko. Denn es kommt auch vor, daß ein von dem Weißen eingesetzter schwarzer Faktorist nächtlicher Weile in seinem Magazine überfallen, bestohlen oder gar ausgeräubert wird, er selbst aber froh sein kann, wenn er das Leben rettet. Als nun Herr Stein auf unserer Reise an einem Orte, der sich durch Ebenholzlieferungen auszeichnete, dem Wunsche der Eingeborenen nachkam und

einen Corisco-Neger als Händler mit den nöthigen Waaren zum Austausch einsetzte, war des Jubels Tags über und in der kommenden Nacht kein Ende; Johlen, Lärmen, Schreien, gar laute Gewehrsalven (die für die nicht gerade sehr soliden Gewehre zu viel Pulver enthielten, so daß uns, die wir am Orte nächtigten, aus diesem Grunde öfters für unsere Existenz bangen mußte) dauerten bei übermäßigem Gelage von Rum die ganze mondscheinhelle Nacht hindurch.

Leider war zu unserer Zeit ein westlich vom Jonanga-See regierender Häuptling Rengua gestorben. Weiße Kaufleute hatten in gutem Einvernehmen mit ihm gestanden, Reisende hatte er in ihrem Fortkommen unterstützt und ihnen Freundschaftsdienste erwiesen. Nach dem Berichte eines glaubwürdigen amerikanischen Missionars Menkel lebte in diesem Gebiete ein zweiter Negerfürst Renoki, der, um geistig besser zu sehen und seine Untergebenen berathen zu können, sich beide Augen mit siedendem Wasser blind machen ließ. Ein solcher Neger wird uns mehr Achtung abnöthigen, als ein anderer Häuptling im Mündungsgebiete des Ogowe, der seine Hüften mit buntem Firlefanz umhangen hatte, darüber einen schwarzen Rock und auf dem Kopfe einen Cylinder trug. Beim Gehen wurden die Knie sichtbar, bis wohin Strümpfe reichten. Da die Füße in Schuhen mit Hacken steckten, ging er nur schwerfällig. Denn erst in letzter Zeit schien er, der sonst barfuß lief, sich in der Weise europäisirt zu haben. An den Fingern saßen viele silberne Ringe; in der linken Hand trug er einen langen Spazierstock, dessen blanker Knopf durch umgewickelte Lappen verdeckt war.

Doch nochmals zurück in das Gebiet der Akelle oberhalb des Ngunie! Hier befand sich ein Handelsplatz Nbomi auf dem linken Ogowe-Ufer, dessen Charakterisirung uns einen Einblick in das Leben vom Stamme der Akelle giebt. Sie sind wesentlich von den Fan verschieden. Ihre Häuser sind besser gebaut, die Wohnungen und sie selbst reinlicher. Außer einer Thür haben die Hütten Fensterklappen. Die Gesichter der Männer sind milder und intelligenter als die der Fan, die der Weiber sympathischer. Haarputz und Toilette mit europäischen Lendentüchern erinnern an die Küstenneger. Das weibliche Geschlecht schien mehr Achtung zu genießen und nicht so sehr zu Sklavinnen bestimmt zu sein. So hatte sich eine Schaar Männer um eine Gruppe von vier jungen Mädchen gesammelt, die an einem primitiven Tische auf leeren Ginkisten saßen, Pfeifen rauchten und — mit französischen Karten spielten. Angeblich sollten sie drei Variationen des Kartenspiels kennen. Dasjenige, was wir beobachteten, kam unserem einfachsten Spiele gleich, in dem derjenige Sieger resp. Gewinner des Stiches ist, dessen Karten die meisten Augen oder den höchsten Werth aufweisen. Drollig war es für uns zu beobachten, wie weibliche Schalkheit und Gewinnsucht sie mehr als ihre eigenen Karten ansehen ließen, ein Umstand, der von den Gegnerinnen ernst gerügt wurde. Ob eine der Spielerinnen, welche ledergelb war, ohne jedoch Mulattin zu sein, einstmals im Verkehr mit Europäern das Spiel erlernt hatte, weiß ich nicht. Wir mußten nämlich etwas Derartiges vermuthen, weil sie auf der Innenseite des rechten Unterarmes bis auf einen Buchstaben, welcher das kleine lateinische b repräsentirte, mit großen lateinischen Lettern das Wort WAEb eintatuirt hatte neben anderen blauen Tatuirungen von Arabesken auf Oberarm und Rumpf. Auf französische, englische und portugiesische Anrede reagirte sie nicht, womit unser Latein zu Ende war. Den Eindruck großer mädchenhafter Schüchternheit machte sie keineswegs.

Aeltere Männer und Frauen rauchten aus einem zwei Faust großen Pfeifenkopfe — wie wir ein Exemplar dort aus getrocknetem Mergel schneiden und aushöhlen sahen — in der Weise, daß derselbe mit einer nahezu zwei Meter langen Weinpalmenrippe, welche gleich spanischem Rohr porös ist, in Verbindung gebracht war, durch dieses wurde der Rauch eingesogen. Dabei sah man, wie Jeder hinzuging und mehrere tiefe Inspirationen machte, um dann einem Nachfolger Platz zu machen, sich selbst aber meist in hockender Stellung im Kreise zur Beobachtung der mit großer Würde dem Genusse des Rauchens obliegenden Person hinzusetzen. Der Pfeifenkopf selbst war in den Boden eingescharrt. Unter einem spitzen Winkel stand das dicke Rohr davon ab, welches die Raucher oder Raucherinnen zwang, den Mund gehörig weit aufzureißen.

Außer einem rothen Pulver aus Rothholz, das sie mit Wasser zu einem Brei anrührten, bereiteten alte Negermütter eine gelbe Schmiere, beides, um die Gesichter damit zu bemalen, oder auch, wie man uns sagte, sie im trockenen Zustande als Medicin zu verwenden. Andere bereiteten Odika, eine pflaumenartige Frucht, zu einer Paste von Billardkugelgröße oder noch voluminöseren Inhaltes. Diese Masse wird getrocknet, um später mit Oel und rothem Pfeffer besonders Fischspeisen zugesetzt zu werden. Ein solches Gericht sieht nicht sehr ästhetisch aus, zumal wenn es in grünlich blauen Blättern, mit Bast umwickelt, so daß das gelbe Oel davon abträufelt, wenig elegant von einer älteren Negerin servirt wird. Allein die Speise schmeckt sehr aromatisch und angenehm; der Geschmack erinnert unter anderen entfernt an Cacao.

Aus einer Jagdbeute erzielten wir noch ein anderes eigenartiges Gericht. Von ganz jungen Krokodilen, welche jedoch nicht länger als ein halbes Meter sein dürfen, kocht man Schwanz und Füße zu einem Stew, das Kalb- und Hühnerfleisch nicht unähnlich schmeckt. Die übrigen Theile sowie das Fleisch von älteren Krokodilen schmecken unangenehm terpentinartig und thranig, wurden aber doch von unseren Kru verspeist. Beide Gerichte — wie überhaupt die der Eingeborenen, wohin ich vor allen das mit Palmöl, Palmkernen, rothem Pfeffer, Salz und Yams zubereitete Fleisch der Hausthiere rechne, das palm-oil-shop — mundeten mir auf die Dauer besser, als die meist nüchtern bleibenden Konserven, was aber wohl zum Theil daran liegt, daß unser schwarzer Koch sie nicht mit der nöthigen Sorgfalt behandelte.

Die hiesigen Kanoes waren zwar aus einem Stück geschnitten, aber liefen hinten in einen Kiel aus, woran ein selbständiges Steuer saß.

Als wir das Dorf durchgingen, wo es viele Hausthiere gab, kamen wir am Ende des Ortes durch ein Gemeindehaus, von welchem nach beiden Seiten hin eine Einfriedigung um ganz Nbomi auslief. Etwa 100 m weiter in ebenem Terrain kamen wir zwischen Yams-, Maniok-, Coco-, süßen Kartoffel-, Bohnen- und Erbsenpflanzungen hindurch auf schmalem Pfade zu einem neuen Gemeindehause, von welchem aus gleichfalls nach beiden Seiten eine Umzäunung auslief und einen anderen Ort umgab. Die Vegetation bringt es mit sich, daß frisch eingesteckte Stöcke meistentheils Wurzel schlagen und so eine lebende Einfriedigung bilden, welche ursprünglich nur ein Zaun sein sollte. Das Innere der Gemeindehäuser, welche äußerlich (wie die Juju-Häuser in Bakundu nordöstlich vom Kamerungebirge oval, aus Lehm gebaut, mit festem hohem Dach versehen) nicht besonders auffallen, enthalten innerhalb von Vergatterungen seitlich vom Durchgange Speere, Messer, Kopfschmuck, Trommeln und einige Schädel. Für Nbomi war das Gemeindehaus der einzige Durchgang nach dem Hinterorte, der seinerseits wieder sein Gemeindehaus von dieser Seite als alleinige Passage hatte. Zu Palavern sammelt man sich um dieses Haus, da sein Inneres kaum für mehr als 20 Männer Gelaß bieten würde.

Der Sohn des Oberſten aus dem Unterorte von Nbomi ſchenkte uns eine Ziege, angeblich aus Freude, daß wir Weißen gekommen ſeien, ſeines Vaters bedeutenden Ort anzuſehen, im Stillen aber hoffend und erwartend, daß wir ihm ein mehr als gleichwerthiges Gegengeſchenk machen ſollten. Uebrigens mochte dieſer Ort etwa 200 Einwohner haben und wurde uns vom Häuptlingsſohne natürlich weit über Nbomi hervorgehoben.

Bei dem Verladen des Gummis war die Art des Zählens ſeitens der Atelles merkwürdig. Das Gummi, welches aus den Schnitten der armdicken Ranken der wilden Apocynaceen in zähen, verſchiedenen, bis klein kindskopfgroßen, unregelmäßig runden oder länglichen Ballen fließt, iſt urſprünglich roſig-milchig, wird dann grau und erſt ſpäter, wenn es in Gruben aufbewahrt wird, dunkelt es noch nach. Man könnte mit einem friſchen Stück ſofort radiren. Das Gummi wird hier nun nach Stückzahl verkauft, indem man eine große und eine kleine Kollektion von vornherein geſtattet. Nachdem nun der Atelleneger 10 Stück aus der Grube in einen Korb geworfen hat, bricht er einen Span Holz ab und legt ihn abſeits, was ſich nach jeden weiteren 10 Gummiballen wiederholt. Schließlich wurden dieſe Holzſtäbchen, die jedes eine Dekade repräſentirt, auch wieder abgezählt, indem jedesmal eines bei Seite gelegt wird. Der Neger weiß ganz genau, wie viel Nullen er nach unſeren Begriffen hinter die bleibende Anzahl Holzſtäbchen zu ſetzen hat, um zu ſeinem Verdienſt zu kommen.

Nachdem alles Gummi aus der Grube genommen war, wurden vom Verkäufer vom letzten Korbe ein paar Stück zurückgenommen und in die Grube zurückgeworfen, „damit das Glück nicht fortgehe“, entſprechend unſerem Heckpfennig!

In gleicher Weiſe ſahen wir an vielen Orten von den Eingeborenen Scheithaufen von 100 Stück Klafterholz aufſpeichern, welches ſie an die vorüberfahrenden Dampfer des franzöſiſchen Gouvernements, oder die engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Faktoreien verkaufen. Oft befand ſich als Heizmaterial geſchlagenes Rothholz (Camwood) an ſolchen Orten auf Lager, deſſen Einfuhr nach Europa ſich gegenüber von Cochenille, Fernambukholz oder der billigen Herſtellung von Anilinfarben nicht mehr rentirt.

In lebhafter Erinnerung iſt mir Nbomi auch noch, da ich hier (am 4. Juli) zum erſten Male das eigenartige Schauſpiel der Nachdämmerung genoß. Bekanntlich folgen am Aequator Tag und Nacht raſch auf einander, eine eigentliche Dämmerung giebt es nicht nach dem Sinken des Tagesgeſtirns. Wir beobachteten damals unſere niedrigſte Temperatur (20,5° C.), in Folge deſſen uns der Abend empfindlich kalt erſchien. Es erfolgten bei reiner klarer Luft reichlich feuchte Niederſchläge.

Die Nachdämmerung beſteht nun darin, daß etwa 15 bis 30 Minuten nach eingetretener Dunkelheit noch einmal der Himmel im ganzen Weſten aufleuchtet. Ich habe auch ſpäter in Kamerun bei abgekühlter Luft und vielem Niederſchlag von Waſſerdünſten dieſes prachtvolle Phänomen geſehen, das bis zu einer halben Stunde andauert, ſchnell erliſcht und dem Schatten der Nacht weicht.

Kapitän Jacobſen's Beſuch bei den Koreanern.

Von Gymnaſiallehrer Otto Geneſt.

I.

In den erſten Tagen des März 1885 fuhr Jacobſen von Chabarowka aus den Uſſuri aufwärts, welcher noch immer völlig mit ſtarkem Eiſe bedeckt war, verließ denſelben dann am 6. März und bog in das Thal ſeines linken Nebenfluſſes Sungatſcha ein, welcher aus dem Chanka-See auf deſſen Oſtſeite hervorſtrömt. Indem er dann dem Oſtufer dieſes großen Waſſerbeckens folgte und den von Süden her ihm zuſtrömenden Lefn überſchritt, gelangte er nach der Endſtation der Amur-Uſſuri-Dampferlinie, Kamennyi Rybolow, d. h. der ſteinerne Fiſcher, ſo genannt von einem großen, früher aufrecht ſtehenden, jetzt aber umgeſtürzten Steine, welcher die Geſtalt eines Fiſchers haben ſollte. Dieſer Ort liegt an der Südweſtecke des Chanka-Sees und iſt zugleich eine Station an der großen Straße, welche von der mandſchuriſchen Stadt San-ſing am Sungari zuerſt in ſüdöſtlicher und dann in faſt ſüdlicher Richtung nach Wladiwoſtók an der Bai Peters des Großen führt. Indem Jacobſen dieſer Straße nach Süden folgte, gelangte er am Abend des 7. März in die ruſſiſche Niederlaſſung Nikolskoi in der Nähe des Fluſſes Suifun, welcher ſich unfern von Wladiwoſtók in das Japaniſche Meer ergießt. In der Umgebung dieſer Anſiedlung, etwa 25 bis 30 km von ihr entfernt, liegt eine Anzahl von koreaniſchen Dörfern auf ruſſiſchem Gebiete. Ihnen beſchloß der Reiſende einen Beſuch abzuſtatten, um auch hier eine Sammlung völkerkundlicher Gegenſtände zu veranſtalten. Bei dieſem Ausfluge, der vom 9. bis 11. März ſtattfand und von gutem Erfolge gekrönt war, diente Jacobſen ein koreaniſcher Dolmetſcher als Führer, der vielleicht damals der einzige Angehörige ſeines Volkes war und wahrſcheinlich auch heute noch iſt, welcher Europa geſehen hat; er war mit einer deutſchen Familie in der Schweiz geweſen und zeichnete ſich durch Intelligenz und ein wirklich feines Benehmen aus. Nachdem Jacobſen von dieſer Expedition, welche ihn in die Dörfer Korſakowski und Kronowski führte, nach Nikolskoi zurückgekehrt war, reiſte er am 12. März nach Wladiwoſtók und von hier nach dem ſüdweſtlich davon gelegenen Poſſiet-Buſen, in deſſen Nähe er am 18. März ein ebenfalls auf ruſſiſchem Gebiete gelegenes Koreanendorf Namens Jenſiſke beſuchte. Gern hätte er die nahe gelegene koreaniſche Grenze überſchritten, doch verzichtete er auf die Ausführung dieſer Abſicht, als ihm von Kennern der Gegend erklärt wurde, daß er dort nicht viel Erfolg für ſeine Zwecke zu erwarten habe, da die Dörfer auf koreaniſchem Gebiete viel armſeliger wären als die auf ruſſiſchem. Zum dritten und vierten Male trat er dann auf koreaniſchem Boden ſelbſt mit dem merkwürdigen Volke in Verkehr, indem er auf der Reiſe von Wladiwoſtók nach Nagaſaki am 22. April in dem Hafen Gen-ſan an der Broughton-Bai und am 24. in Fu-ſan an der Korea-Straße an Land ging [1]). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß

[1]) Beide Orte ſind bekanntlich japaniſche Vertragshäfen; erſterer ſeit Mai 1880, letzterer ſeit Anfang 1877 geöffnet. Siehe Petermann's Mittheilungen, Bd. 26, 1880, S. 235, 317, 366 ff. Uebrigens ſcheinen auch die Ruſſen zur Zeit von Jacobſen's Anweſenheit mit Erfolg in Korea eingegriffen zu haben; wenigſtens traf er in Gen-ſan mit einem ruſſiſchen

dieser im Ganzen nur sechstägige Verkehr mit den Koreanern nicht ausreicht, um das Material zu einem einigermaßen abgerundeten Bilde von dem Charakter, dem Leben und Treiben des Volkes zu geben; trotzdem aber glaube ich, daß bei dem Dunkel, welches noch immer über dieser Station liegt, jeder Beitrag erwünscht ist, der dazu dienen kann, auf diesem Felde mehr Licht zu verbreiten. Von diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Ausführungen zu betrachten, welche ältere Nachrichten theils bestätigen, theils ergänzen, hier und da aber auch mit ihnen im Widerspruche stehen.

Ehe ich zu dem eigentlichen Gegenstande meiner Ausführungen übergehe, sei es mir gestattet, mit wenigen Worten das Land zu charakterisiren, welches Jacobsen zwischen dem Chanka-See und dem Japanischen Meere bereiste. Die Umgebung des Sees ist nach Osten und Süden durchaus flach; während aber in ersterer Richtung das Land ziemlich unfruchtbar ist und darum fast gar keine russischen Ansiedlungen aufweist, besitzt der Boden auf der Südseite eine hohe Ertragsfähigkeit und ist daher in den letzten Jahren von zahlreichen russischen Auswanderern besiedelt worden. Dieselben erhalten während des ersten Jahres ihres dortigen Aufenthaltes von Seiten der Regierung eine Unterstützung durch Geld, Vieh und Sämereien, werden aber nachher sich selbst überlassen. Da der Boden fast durchweg für den Anbau der europäischen Getreidesorten und Gemüse wohl geeignet ist, so erfreuen sich diese russischen Niederlassungen eines gewissen Wohlstandes, und dasselbe gilt von den ebendort angesiedelten Koreanern. Eigenthümlicher Weise giebt es südlich vom Chanka-See wenig Wald, während das Ussurithal nördlich des Sees fast überall einen herrlichen Baumwuchs aufweist. Wahrscheinlich hat das seinen Grund darin, daß die früher in diesen Gegenden nomadisirenden Mandschu und Koreaner durch ihre Unvorsichtigkeit viele Gras- und Waldbrände verursacht und damit den Boden für den Waldwuchs verdorben haben. Je mehr man sich der Küste nähert, desto unebener wird das Land und desto schlechter werden auch die Wege, so daß man in der Gegend zwischen Wladiwostók und Possiet es kaum mehr wagen kann, im Wagen zu reisen, sondern fast stets reitet. Dabei ist aber zu beachten, daß im Hintergrunde der Bai Peters des Großen sich eine tiefe Senkung zwischen die südlichen Ausläufer der Suhota Alin und die koreanische Küstenkette einschiebt, welche die beste Straße vom Japanischen Meere in das Innere gewährt. Das Klima des von Jacobsen durchreisten Landstriches ist nicht überall ein gleiches. An dem Ausflusse des Sungatscha aus dem Chanka-See überraschte den Reisenden am Nachmittage des 6. März ein heftiger Schneesturm bei beträchtlicher Kälte, während am Südwestende des Sees kaum noch so viel Schnee vorhanden war, daß man mit einem Schlitten vorwärts kommen konnte, und alles schon den nahenden Frühling verkündete. Mit der Zunahme der Bodenerhebung wächst nach der Küste zu auch die Ungunst der Temperaturverhältnisse, die am Strande selbst am allerschlimmsten ist. So bleibt der Hafen von Wladiwostók etwa bis Mitte April vom Eise geschlossen, und wenn auch der von Possiet etwas früher aufzugehen pflegt, so war doch auch hier noch im letzten Drittel des März die Eisbedeckung des Meeres und der Küstenbäche so stark, daß man sie wohlgemuth mit Wagen und Pferden überschreiten konnte. Die Thierwelt ist besonders in der gebirgigen Küstengegend sehr zahlreich. Tiger, Panther und Leoparden sind häufig, ebenso Rothwild und Fasanen [1]). Seeadler sah Jacobsen im Possiet-Busen in ganzen Schaaren auf dem Eise sitzen und an offenen Stellen auf emportauchende Fische warten, die sowohl im Meere wie in den Flüssen in großen Mengen vorhanden sind. Die Bevölkerung dieses Landstriches besteht aus russischen Einwanderern, Mandschu und Koreanern, welche von der russischen Regierung eifrig herangezogen werden. Die Einwanderung derselben in die Küstenprovinz muß jährlich Tausende betragen, denn Jacobsen begegnete in der kurzen Zeit, welche er dort zubrachte, zahlreichen Zügen derselben, welche auf Ochsenwagen ihr Hab und Gut mit sich führten, sich also jedenfalls auf einen bleibenden Aufenthalt auf russischem Boden einrichteten. Besonders strömen sie nach Wladiwostók, wo sie im verkehrreichen Sommer als Arbeiter sehr gern gesehen sind. Auffallend war es dem Reisenden, daß sich unter den ihm begegnenden koreanischen Auswanderern nur sehr wenige Frauen befanden. Diese starke Auswanderung sowie die Bemerkung Jacobsen's, daß er die ganze Ostküste von Korea, an deren Saum er vorbeifuhr, sehr dicht bevölkert fand, lassen vielleicht den Schluß zu, daß die Halbinsel noch dichter bevölkert ist, als gewöhnlich angenommen wird [2]).

Im Folgenden will ich zunächst versuchen, auf Grund von Jacobsen's Mittheilungen ein Bild von dem Charakter der Koreaner zu entwerfen. Nicht nur auf russischem Gebiete, sondern auch in Gen-san und Fu-san zeigten sie sich dem Fremden gegenüber zur Offenheit und Vertraulichkeit geneigt. Während am Amur der Eintritt des Reisenden in ein Dorf oder ein Haus häufig nur unter Protest der Bewohner hatte erfolgen können, kam man ihm hier sehr freundlich entgegen und erlaubte ihm mit Ausnahme der Frauengemächer alle Räume des Hauses zu besichtigen. Stets war er von einer Schaar von Dorfbewohnern umgeben [3]), welche sich in lebhaftester Weise ihre Bemerkungen über ihn mittheilten, und in Gen-san umdrängte ihn das Volk, ohne doch zudringlich zu werden, so dicht, daß ein ihm zum Schutze mitgegebener Soldat mehrmals mit dem Schafte seiner Lanze Platz schaffen mußte. Auch auf dem Dampfer, mit welchem er von Gen-san nach Fu-san fuhr, befanden sich eine Anzahl von Koreanern, welche ihm auf seine Einladung ohne Scheu in seine Kabine folgten und die Bedeutung der gesammelten Gegenstände erklärten, während die Amurbewohner zu letzterem Dienste stets nur nach langer Weigerung bereit waren. Der beste Beweis aber dafür, wie wenig mißtrauisch sie sind, liegt darin, daß sie alle ihre Habseligkeiten bereitwillig verkauften, wenn sie nur einen guten Preis erhielten, während dagegen die Amurvölker sowie die Burjäten und Altaikalmüken nur mit der größten Mühe dazu bewogen werden konnten. Allerdings sind sie stets darauf bedacht, möglichst hohe Preise im Handel mit Fremden zu erzielen, aber trotzdem darf man sie nicht unehrlich nennen, denn sie nannten dem Reisenden häufig den Preis, welchen sie selbst für die Waaren gezahlt hatten, und die Summe, welche sie an ihnen verdienen wollten. Auch

Baron zusammen, der von der Hauptstadt Seul aus das Land behufs einer Untersuchung durchkreuzt hatte. Nicht bloß Jacobsen, sondern auch andere in Gen-san anwesende Europäer hielten ihn für einen Agenten der russischen Regierung.

[1]) Diese werden fast nie geschossen, sondern in Schlingen gefangen und sind daher sehr wenig scheu.

[2]) Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde, Jahrg. VII, Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen S. 32) geben die Größe der Halbinsel auf 236 784 qkm, die Bevölkerung auf 8 500 000 Einwohner an, so daß die Bevölkerungsdichte sich auf 35,9, d. h. etwa gleich der Pyrenäischen Halbinsel stellen würde.

[3]) Nur die Frauen waren scheu und wichen ihm aus, wo sie ihm begegneten. So ging einmal eine Koreanerin, welche er auf dem Wege antraf, weit von der Straße ab, obgleich das Land neben derselben mit tiefem Schnee bedeckt war, und wandte das Gesicht so lange ab, bis sie glaubte, von ihm nicht mehr gesehen zu werden.

darin bewiesen sie ihre Ehrlichkeit, daß sie sich nicht abgeneigt zeigten, Jacobsen Waaren im Werthe von 50 Rubeln auf Kredit zu überlassen, da ihm das Kleingeld ausgegangen war und sich Niemand fand, der ihm seine Hundertrubelscheine hätte wechseln können [1]). Auch von großer Gutmüthigkeit erwiesen sich die Koreaner dort, wo Jacobsen Gelegenheit hatte, mit ihnen zu verkehren. Obgleich es verboten ist, ein koreanisches Haus zu betreten, dessen Herr abwesend ist, that der Reisende dies doch mehrmals, ohne je zurechtgewiesen oder beleidigt zu werden. Die Stöße, welche der ihn begleitende Soldat in Gen-san austheilte, nahm das Volk ruhig hin, obgleich sie durchaus nicht sanft ausfielen; es grollte darüber weder dem Kriegsknechte noch ihm, der doch die indirekte Ursache dieser Mißhandlungen war, sondern setzte sich mit irgend einer witzigen Bemerkung darüber hinweg. Auch die Dolmetscher, welche den Reisenden begleiteten, waren nicht dazu zu bewegen, für die ihm geleisteten Dienste Bezahlung zu nehmen, während sonst die Koreaner, wie schon gesagt, den Werth des Geldes wohl zu schätzen wissen. Weiterhin sind sie sehr gastfrei, wenigstens gilt das für die auf russischem Gebiete wohnenden. Sie waren stets bemüht, dem Reisenden das Beste, was sie besaßen, vorzusetzen und konnten nie bewogen werden, dafür Bezahlung anzunehmen. Die Speisen waren appetitlich zubereitet, wie sich denn überhaupt die Koreaner, mit welchen Jacobsen in Berührung kam, durch Reinlichkeit auszeichneten und sich in dieser Beziehung höchst vortheilhaft von den Chinesen und den vorher besuchten Amurvölkern, aber auch den Russen unterschieden, in deren Mitte sie wohnten. Auch machten sie auf den Reisenden den Eindruck, als ob sie in geschlechtlichen Dingen viel strengere Grundsätze hätten als die benachbarten Völker, und dieser Eindruck wurde dadurch bekräftigt, daß ihm Kenner des Volkes mittheilten, daß die Ehen zwar sehr früh geschlossen würden, aber die eheliche Treue nie verletzt zu werden pflege [2]). Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Nordkoreaner von den Russen in Wladiwostók und anderen Orten der Küstenprovinz als Arbeiter sehr gesucht werden, weil sie fleißig, ausdauernd und genügsam sind und auch über bedeutende Körperkräfte verfügen, die sie namentlich zu Lastträgern tauglich machen.

Fasse ich das Gesagte noch einmal zusammen, so ergeben sich eine ganze Anzahl von guten Eigenschaften, die man den Koreanern auf Grund von Jacobsen's Erfahrungen zuschreiben kann. Sie sind offen und ohne Mißtrauen gegen Fremde, auf ihren Vortheil bedacht, ohne jedoch unehrlich zu werden, gutmüthig und gastfrei, reinlich, sittenstreng und arbeitsam. Es ist charakteristisch, daß der Reisende in seinem Tagebuche auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit findet, etwas zu erzählen, das geeignet wäre, auf die Koreaner ein schlechtes Licht zu werfen. Natürlich fehlt es aber nach den Berichten anderer Reisenden dem Charakter des Volkes nicht an Schattenseiten. Es wird den Koreanern starke Neigung zum Trunk und zum Uebermaß im Essen vorgeworfen; auch beschuldigt man sie der Feigheit und der Grausamkeit, doch glaube ich, daß die letztere Anklage mehr die grenzenlos despotische frühere Regierung trifft als das Volk. Der schwerste Fehler des Volkes liegt, wie mir scheint, in der großen Geringschätzung, mit welcher man dem weiblichen Geschlechte begegnet, welche sich außer in der starren Absperrung der Frauen von dem Verkehr mit der Außenwelt auch in der Vielweiberei zeigt, die zwar nicht häufig geübt wird, aber doch durchaus gestattet ist. Damit hängt auch zusammen, daß die koreanischen Kinder fast ohne Zucht aufwachsen, da die Mutter eine solche nicht üben darf und der Mann sie nicht üben will, und es ist sehr zu bewundern, daß unter solchen Verhältnissen noch derartige Charaktereigenschaften sich entwickeln können, wie sie vorher namhaft gemacht sind.

Ueber ihre Sitten und Gebräuche sowie über ihre religiöse Stellung hat Jacobsen bei der Kürze seines Aufenthaltes leider keine belangreichen Nachrichten sammeln können. Nur eins will ich hier erwähnen. Es ist ihm gelungen, eine Trommel zu erstehen, welche nach der Aussage des Verkäufers von den Priestern bei Krankenheilungen benutzt werden soll, sonst aber auch zur Begleitung des Gesanges bei Gelagen dient. Auf den ersten Blick scheinen diese beiden Bestimmungen des Instrumentes einander auszuschließen: wenn man aber bedenkt, daß sich größere Gelage meist an die Opfer anschließen und dadurch gewissermaßen einen religiösen Charakter erhalten, so erscheint die Jacobsen gewordene Mittheilung schon glaubhafter. Wir haben es hier auf jeden Fall mit einem Ueberbleibsel des auch früher bei den Koreanern oder den vor ihnen in der Halbinsel befindlichen Ureinwohnern herrschend gewesenen Schamanismus zu thun, der wenigstens äußerlich jetzt durch die Religion des Buddha und die Lehre des Konfucius verdrängt ist. Uebrigens macht sich der Einfluß Chinas bei den auf russischem Gebiete wohnenden Koreanern nicht bloß in religiöser Beziehung geltend, er zeigt sich auch in vielen Stoffen und Geräthen, die entschieden chinesischen Ursprungs sind, wenn auch ihre Besitzer behaupten, sie selbst gefertigt zu haben. Dagegen scheint die russische Kultur bisher ganz spurlos an ihnen vorübergegangen zu sein.

In dem äußeren Habitus konstatirt Jacobsen einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen den Chinesen und Amurvölkern einerseits und den Koreanern andererseits. Er bezeichnet die letzteren als im Allgemeinen hoch gewachsene und kräftige Leute mit gewandten Bewegungen und vergleicht sie in letzterer Beziehung mit den Japanesen. Im Süden des Landes schienen ihm die Leute kleiner zu sein als die auf russischem Gebiete angesiedelten, immerhin aber zeigten sie sowohl im Körperbau als auch in den Gesichtszügen eine beträchtliche Verschiedenheit von den Chinesen. Der Ausdruck der Gesichter entspricht im Allgemeinen dem offenen Charakter des Volkes; die verhältnißmäßig hohe geistige Bildung, welche den Koreanern eigen ist, spiegelt sich auch in ihren Zügen wieder, welche nicht selten an die von Angehörigen der mittelländischen Rasse erinnern. Ein besonders charakteristischer Unterschied zwischen Chinesen und Koreanern besteht darin, daß letzteren nicht bloß viel früher der Bart sproßt, sondern daß er sich auch viel kräftiger, namentlich viel länger entwickelt als bei jenen. Auch die Frauen der Koreaner haben viel angenehmere Züge als die Chinesinnen; in Fu-san sah Jacobsen auf der Straße eine Anzahl von Frauen, welche an Lieblichkeit den japanischen Schönheiten nichts nachgaben, vor ihnen aber noch das voraus hatten, daß sie sich nicht die Zähne schwarz gefärbt hatten, wie das in Japan die verheiratheten Frauen zu thun pflegen.

Die Koreaner sind vorwiegend Viehzüchter und Ackerbauer, während der Handel trotz der wahrscheinlich großen Zahl einheimischer Produkte infolge der bisherigen Abgeschlossenheit der Halbinsel nach außen und der Unwegsamkeit des inneren Landes noch wenig entwickelt ist. Da-

[1]) Freiherr v. Richthofen (Zeitschr. für Erdk., Berlin 1870, S. 324) berichtet im Gegensatze zu dem im Texte Gesagten, daß die an dem Thore von Korea mit den Chinesen verkehrenden Einwohner der Halbinsel nichts auf Kredit verkaufen, dagegen alles auf Kredit von jenen entnehmen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieses Verfahren dem Charakter der chinesischen Händler seinen Ursprung verdankt oder nicht.

[2]) Jacobsen begegnete in Gen-san einem Knaben in dem üblichen Bräutigamsanzuge — weißer Hut, rothes Wams mit grünem Ueberwurf und weiße Beinkleider — der nicht älter als acht Jahre war. Natürlich tritt das Zusammenleben der Verheiratheten erst mit Beginn der Geschlechtsreife ein.

gegen ist die Fischerei an den Küsten in hohem Grade lohnend. Unter den in Korea gezüchteten Thieren nimmt das Rind die erste Stelle ein. Es ist zwar nicht sehr groß, aber außerordentlich kräftig und sehr gut zur Mast geeignet. Man genießt sein Fleisch und seine Milch, benutzt es aber auch als Zug- und Reitthier. Leider ist es sehr scheu und kann vor allem den Anblick fremder Pferde nicht vertragen, durch den es, wenn es der Leiter an Aufmerksamkeit fehlen läßt, leicht zum Durchgehen bewogen wird. Jacobsen erlebte es selbst, daß fast ein ganzer Zug von koreanischen Auswanderern, der ihm begegnete, auf diese Weise aus der Ordnung gebracht wurde; die meisten der Reiter wurden in den Schmutz der Landstraße geschleudert. Neben dem Rinde spielt das Pferd eine untergeordnete Rolle; dagegen werden überall im Lande zahlreiche, meistens schwarze Schweine gehalten. Ihr Fleisch genießt man besonders gern zu einem Gericht, das den italienischen Maccaroni ähnlich ist. Hunde werden ebenfalls in allen Dörfern in Menge gefunden. Sie gleichen den Eskimohunden an Größe und Gestalt und sind außerordentlich bissig. Ihr Fleisch wird mit vielem Vergnügen verzehrt. Schafe züchtet man fast gar nicht: Jacobsen erwähnt nicht, daß er auch nur ein einziges in einem der von ihm besuchten koreanischen Orte gesehen hätte. Federvieh hingegen findet man überall in Menge, und die Eier desselben bilden ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmeren Klassen.

Trotzdem die Halbinsel sehr gebirgig ist, hat sie doch, besonders in den Thälern, fruchtbaren Boden, und die Feldmarken der auf russischem Gebiete gelegenen koreanischen Dörfer zeichnen sich durch bedeutende Ertragsfähigkeit aus. Das wichtigste Erzeugniß ist im Süden und in den mittleren Landschaften der Reis, den man sogar nach Japan ausführt, während im Norden unsere Getreidearten und mehrere Gemüse, besonders Hülsenfrüchte, ausgezeichnet gedeihen. Die Bewohner der koreanischen Dörfer bei Wladiwostók und Possiet versorgen zum Beispiel diese beiden und noch andere Städte mit Ackerfrüchten fast vollständig und behalten doch noch immer genug für den eigenen Bedarf übrig. Zur Auflockerung des Bodens verwendet man Hacke und Pflug. Erstere besteht aus einer spatenförmigen Klinge und einem nur 50 cm langen Stiel, so daß der sie benutzende Arbeiter eine sehr gebückte Stellung einnehmen muß. Die Pflüge bestehen oft nur aus Holz ohne Eisenbeschlag. Sie sind in der Konstruktion von den unseren ganz abweichend. Das Hauptstück derselben bildet eine im stumpfen Winkel gebogene Stange, welche am unteren Ende in eine sich allmählich zuspitzende Pflugschar ausläuft, am oberen Ende aber ihren Abschluß in einem Querholze findet, das als Handgriff für den Lenker des Pfluges dient. Die Pflugschar ist der Breite nach von zwei Stäben durchbohrt, an deren Enden parallel mit den Seiten der Pflugschar laufende und nach der Spitze derselben hin konvergirende Stäbe befestigt sind, die dazu dienen sollen, das Zurückfallen der aufgewühlten Erde in die Furche zu verhindern. Ob mit der Hand oder mit Ochsen gepflügt wird, weiß ich nicht anzugeben; nach der Bauart des Pfluges scheint mir das erstere wahrscheinlicher. Höchst eigenthümlich sind die von den Koreanern benutzten Harken. Sie bestehen aus einer Anzahl — das mitgebrachte Exemplar aus 10 — etwa 90 cm langen, an der Spitze hakenförmig gekrümmten und zugespitzten Wurzeln, welche durch Trocknen ihre Elasticität verloren haben. Sie sind so zusammengelegt, daß sie einander in der Mitte ihrer Länge kreuzen. Um ihnen die nöthige Festigkeit des Zusammenhaltes zu geben, sind sie an dieser Stelle mit einem in der Längsrichtung der Stäbe verlaufenden Bastbande verknüpft, und ein gleiches Band umschlingt sie in der Querrichtung dicht vor ihrer hakenförmigen Biegung. Die freien Enden der Stäbe sind durch eine nochmalige Krümmung einander derartig genähert, daß man sie mit einer Hand umfassen kann. Ein eigenthümliches Instrument benutzen die Koreaner zum Säen des Kornes und der Hirse. Eine etwa $1^1/_2$ cm im Durchmesser haltende ziemlich lange Holzröhre wird durch einen Kürbis gesteckt, welcher an einer Seite offen ist, um die Saat in sich aufzunehmen. Ist dieselbe hineingeschüttet, so wird die Oeffnung mit einem Strohpfropfen oder einem Tuche fest verschlossen. Am unteren Ende der Holzröhre befindet sich ein längliches Loch, ähnlich dem einer Orgelpfeife. Indem nun der Säende dieses Ende nach unten kehrt, fällt der Samen in die Ackerfurche hinab. Geht dies zu schnell, so stopft man etwas Stroh in das Loch.

Die Lasten werden entweder auf Wagen und Schlitten oder auf dem Rücken der Menschen fortgeschafft. In letzterem Falle wird ein Trageholz verwandt, welches große Aehnlichkeit mit den in Norddeutschland gebräuchlichen Wassertragen hat, doch wird dasselbe nicht einfach über die Schultern gelegt, sondern die beiden Hebel sind an einem starken Brette befestigt, welches nach Art eines Tragkorbes oder Tornisters auf den Rücken geschnallt wird. Ob es richtig ist, was einige Schriftsteller berichten, daß es im Inneren der Koreanischen Halbinsel wegen der Unebenheit des Terrains keine Wagen gebe, bedarf wohl noch einer eingehenderen Untersuchung; bei den Koreanern auf russischem Gebiete waren sie in jedem Gehöfte vorhanden. Sie ruhen auf zwei Rädern, die ziemlich groß und häufig aus verschiedenen Holzarten zusammengesetzt sind, je nachdem der Wagenbauer bei dem in jener Gegend herrschenden Holzmangel das Material hat erhalten können. An dem Wagen selbst ist das Holz nach Möglichkeit gespart. Die Leitern sind mit Bast durchflochten, der Boden aber besteht nur aus drei starken Latten, welche über der Axe liegen und vorn und hinten von einem Querbalken getragen werden, die auch den Leitern als Stütze dienen. Die Scheerendeichsel des stets einspännigen Karrens ist vorn durch eine Querstange geschlossen, so daß sie den Zugthieren von oben herab über den Kopf heruntergezogen werden muß. Das Geschirr gleicht ungefähr dem unseren; die Zugochsen tragen aber alle Nasenringe. Die Schlitten, welche den bei uns auf dem Lande üblichen gleichen, dienen besonders zur Herbeischaffung des Holzes aus dem Gebirge.

Die Mazamorra in Bolivien.

Von Chr. Nusser.

Die geologische Beschaffenheit der in Bolivien zwischen den West- und Ostcordilleren der Anden auf Hunderte von Stunden sich erstreckenden Hochebene ist öfters an besonders ausgesetzten Punkten, d. h. da, wo tiefe Rinnsale die Hochebene durchschneiden, Ursache von Terrainveränderungen, welche in eigenthümlicher Gestalt auftreten. In ihren Wirkungen sind diese Erscheinungen den Bergstürzen ähnlich, die in jüngster Zeit in den schweizerischen Gebirgen Verheerungen angerichtet haben, in ihrer Form weichen sie von jenen aber ganz bedeutend ab.

Wenn man z. B. den ungeheuren Einschnitt untersucht, durch welchen sich unter 16° südlicher Breite die Quellen des La Paz-Flusses winden, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Hochebene durch eine Anschwemmung von Sand, Thon und Kieseln entstanden ist, in welche große, oft viele Centner schwere Rollsteine eines sehr glimmerreichen Granits eingebettet sind. Dieses Alluvium, welches an dem erwähnten Punkte wohl eine Mächtigkeit von 1500 Fuß hat und wahrscheinlich auf einer Unterlage von metamorphischen Gesteinsarten ruht, ist unstreitig von den Fluthen zwischen den die Gebirgsketten bildenden plutonischen Formationen abgelagert worden. Da Schichtung gar nicht vorhanden oder nur schwach angedeutet ist, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß die Ablagerung sich beinahe ohne Unterbrechung vollzogen hat. Das Gefüge dieses Alluvialbodens ist übrigens sehr schwach und der Regen durchnagt ihn fortwährend an abschüssigen Stellen. An vielen Punkten sind daher die oberen Partien der Einschnitte auf die sonderbarste Weise zerklüftet und zeigen unzählige Aushöhlungen oder Vorsprünge, letztere oft in Form von riesigen Stalaktiten.

Bemerkenswerth ist, daß ausgedehnte Nester von reinem oder mit feinem Sand gemischtem Thon, und zwar mehr in den unteren Lagen, zwischen hineingeschoben sind, die von einer Menge von Blasen und Hohlräumen durchzogen werden. Werden diese Nester zufälliger Weise bloßgelegt, so entsteht durch die Abspülungen der atmosphärischen Niederschläge ein Terrain, das den Anblick größerer oder kleinerer Kessel bietet. Diese Formation ist im Gegensatz zu dem sehr lockeren Alluvium wasserdicht, und das sich in ihr ansammelnde Wasser verschwindet, wenn es offen zu Tage steht, nur durch Verdunstung.

Es ist möglich, daß von derartigen, zwischen dem lockeren Alluvium steckenden Wasserbehältern die Naturereignisse herrühren, von welchen oben die Rede war.

Hat sich in den Bergabhängen in Folge innerer Brüche oder Durchwaschungen oder einer sonst durch die Natur herbeigeführten Hemmung der Ablauf und die gewöhnliche Sickerung der atmosphärischen Wasser gestaut und das Terrain vollgesogen, so entsteht an dem schwächsten Punkte eine Bewegung, ein langsamer Rutsch der aufgequollenen Erdmassen, und diese letzteren sind es, die man eine Mazamorra (Brei) nennt. Selten stürzen die aus dem Gleichgewicht gekommenen Berglehnen mit Heftigkeit zu Thal, aber unaufhaltsam schieben sie sich unter dem Gewicht der nachrückenden Abbröckelungen vorwärts, bis endlich der von oben kommende Druck nachläßt. Wenn die Mazamorra also zufälliger Weise bei einem Dorfe oder Landgute hervorbricht, können sich die Leute, je nach der Ausdehnung der durchweichten Strecke, wohl sagen, daß sie innerhalb einer gewissen Zeit, die manchmal ein paar Jahre betragen kann, ihres Grundbesitzes beraubt sein werden. In der Thalschlucht von Mecapaca umfluthete die Mazamorra die Kirche, so daß man durch die Fenster ins Innere gelangen konnte, und von einem prächtigen, viel Wein producirenden Landgute fraß sie mehr als die Hälfte.

Einer Katastrophe dieser Art, die aber urplötzlich hereinbrach und manches Menschenleben kostete, wohnte ich im Jahr 1873 in La Paz bei.

An der südöstlichen Seite der Stadt dehnen sich in ansteigender Richtung weithin die Felder und Behausungen der Indianer bis an den Fuß des mindestens tausend Fuß hohen Abhanges der alluvialen Hochebene aus. Am 31. August Morgens konnte man trotz der großen Entfernung mit bloßem Auge einen ungeheuren, durch seine helle Farbe von der übrigen Bergwand abstehenden Fleck unterscheiden, der auf einen dort stattgefundenen Absturz hindeutete. Ohne das geringste Geräusch war um 3 Uhr Morgens eine Tausende von Tonnen haltende, im Rutschen zerbröckelnde Erdmasse herabgeglitten und hatte zwei Indianeransiedelungen, Llojeta und Tembladerani, zerstört. Fünf Hütten mit den aus achtundzwanzig Gliedern bestehenden Familien verschwanden mit sammt dem bei den Wohnungen eingefriedigten Vieh spurlos unter dem von der Wand sich ablösenden Geröll, das, selbst unterminirt, die Mazamorra, welche sich wahrscheinlich schon seit lange unter den Indianerhöfen gebildet hatte, auf vier Kilometer Erstreckung zum Ausbruch und Aufquellen brachte; denn von der Absturzstelle senkt sich das Terrain längs der Wand hin in einer sehr flachen Rinne noch etwa um weitere 300 Fuß ab, bis in die Nähe tiefer, zerrissener Nebenschluchten des La Paz-Flusses.

Nicht weit von den Ansiedelungen waren seit undenklichen Zeiten Teiche, welche in der Regenzeit von den von der Bergwand herabschießenden Wassern gespeist wurden und im Sommer zur Bewässerung der niedriger gelegenen Aecker dienten; sie waren verschwunden bis auf zwei, welche oberhalb der Unglücksstätte angelegt waren, und für deren Entwässerung sofort gesorgt werden mußte, um einer viel größeren Kalamität vorzubeugen, da auf einem weiten Umkreise das unterirdische Fundament ins Wanken gekommen zu sein schien.

Es ist erklärlich, daß die Bestürzung allgemein war, denn man befürchtete den Ruin der größeren Hälfte der auf der rechten Flußseite gelegenen, mit Kulturen und Indianerhütten bedeckten Ländereien. Diese Furcht war für ängstliche Gemüther wohl gerechtfertigt, wenn man sich dem Schauplatz der Katastrophe näherte. Schon von weitem, auf eine Distanz von $1\frac{1}{2}$ Kilometern, stieß man auf lange, tiefe, oft einen Fuß aus einander klaffende Erdspalten, die in einen Halbkreis ausstrahlten, dessen Mittelpunkt die einstigen neben einander liegenden Dörfer Llojeta und Tembladerani waren. Oefters aber noch waren die Risse geschlossen, das heißt, die eine Hälfte des geborstenen Bodens hatte sich um einen oder zwei Fuß gesenkt, so daß treppenartige Absätze entstanden, die so scharfkantig waren, wie wenn sie mit einem Messer getrennt worden wären. Es war ein wunderlicher Anblick, bepflanzte Felder zu

sehen, welche durch Senkung in drei oder vier Streifen von verschiedener Höhenlage getheilt worden waren. War es schon unheimlich, über diesen noch keineswegs zur Ruhe gekommenen Boden zu schreiten — obwohl die Neugierde viele Besucher aus der Stadt herbeiführte — so war es noch weniger räthlich, sich dem Rande der eigentlichen Mazamorra zu nähern, denn einerseits konnte ein unvorhergesehenes Weiterfressen der Mazamorra stattfinden, andererseits rieselte das Geröll ununterbrochen von der Bergseite herab. Hart neben diesem letzteren Punkte, ein wenig oberhalb desselben, standen noch einige Indianerhütten, deren Insassen, wie man von weitem wahrnehmen konnte, unruhig ein- und ausgingen, unschlüssig, ob sie den Platz räumen sollten oder nicht, während ein Geistlicher mit mehr Unerschrockenheit als Klugheit sich davor postirt hatte und, Weihwedel und Rauchpfanne schwingend, das Unheil durch das Salve und den Rosaris zu beschwören suchte. Leider mußte dem Pfarrer in der Presse zu Gemüthe geführt werden, daß es seines Amtes nicht sei, die unwissenden Indianer durch unsinnige Behauptungen, wie z. B. die Gringos (Ausländer) seien an dem Unglücke Schuld und dergleichen Albernheiten mehr, zu fanatisiren.

Außer den fünf spurlos verschwundenen Hütten fielen noch fünfzig andere zusammen, deren Insassen sich aber retten konnten, weil der Absturz nicht bis zu ihnen reichte. Dagegen war der größte Theil ihrer Felder vernichtet, d. h. für viele Jahre hinaus war die Mazamorra, in welche sich die Ackerkrume hinein verloren hatte, nicht anbaufähig. Längs der Bergwand nämlich zog sich, wie früher erwähnt, eine Rinne oder Einsenkung hin, die aber so unbedeutend angedeutet war, daß man von Thalbildung nicht sprechen konnte. In dieser Einsenkung, die 4 km von Tembladerani in einem tiefen Kessel endet, lagen die Kulturen, die nun in einen mit Wasser gesättigten Mergel umgewandelt waren.

Jener Kessel selbst machte aber auf den Beschauer einen beängstigenden Eindruck, denn hier offenbarte sich die unberechenbare, unglaubliche Gewalt der Naturkräfte in ungeahntester Weise. Eine der ihn umgebenden Anhöhen ist mit einer niedlichen Kapelle gekrönt, von der aus man einen herrlichen Ausblick auf die hier sich kreuzenden Hochthäler und den Illimani hat. Von der Kapelle führte ein steiler Pfad in den mit gelbblühenden Sträuchern bewachsenen Kessel hinab, um sich ebenso steil an der gegenüberliegenden Anhöhe hinaufzuwinden. Zur gleichen Stunde, zu welcher die beiden Ansiedelungen zerstört wurden, füllte sich dieser ungeheure Raum zur Hälfte mit Mazamorra, die aber nicht zugeflossen, sondern nur das Ergebniß des 4 km davon entfernten Druckes der Geröllablösung war. Die ganze Vegetation, die, so ärmlich sie auch war, in dieser geschützten Vertiefung den steinigen, harten Alluvialboden schmückte, war verschwunden.

Unter dem Boden des Kessels mußte das Alluvium von den keinen Abfluß mehr findenden Wassern erweicht und nun in die Höhe gehoben worden sein. Mit einem Worte, es sah aus, als ob ein Teig durch die Hefe zum Aufgehen gebracht worden wäre. Nach einem Vierteljahre war die Oberfläche wieder trocken und es führte ein neuer, nunmehr sehr abgekürzter Pfad über die erhärtete Masse. Während 20 Tagen dauerte an verschiedenen Punkten das Aufquellen (la ebullicion) der Erde, und es bildeten sich selbst kleine Teiche. — In den dreißiger Jahren löste sich die Hälfte eines am Nordrande der Stadt gelegenen Alluvial-Kegels von der anderen ab und glitt zum Schrecken der Einwohner während einiger Zeit langsam dem dortigen Stadtviertel zu, kam aber glücklicher Weise noch rechtzeitig zum Stillstand. Auch schon von früheren Zeiten her existiren Ueberlieferungen über Ortschaften, die durch Mazamorras zerstört worden sind. Im Jahre 1600 verschwand z. B. das Dorf Achocalla unter den gleichen Umständen wie Llojeta und Tembladerani, mit welchen es damals in der gleichen Höhe gelegen war. Später entstand wieder eine Ortschaft an derselben Stelle, aber bedeutend unter dem Niveau der beiden genannten Orte. 33 Jahre vorher hatte sich ein ähnlicher Fall ereignet. Ein altes Manuskript berichtet darüber: „Im Jahre 1567 existirte auf die Entfernung von einer Legua von Chuquiapo (heute La Paz) ein Anco-anco genanntes Indianerdorf, in welchem die Sittenverderbniß allgemein war; in dem gleichen Jahre strafte es Gott wie die verruchten Städte (Sodom und Gomorra), denn die Erde verschlang es und seine Stelle war nun von einem sumpfigen Teiche bedeckt.“ Es ist wohl möglich, daß das alte Ancoanco mit Tembladerani identisch ist, welches seit jener Zeit diese Bezeichnung getragen zu haben scheint, denn Tembladerani stammt unstreitig aus dem Spanischen und mag mit „die Stelle, die zittert“ übersetzt werden. Llojeta ist hingegen ein echtes Aymara-Wort, welches „Zusammengestürzter Ort“ bedeutet.

Im vorliegenden Falle war der Gürtel, der die Mazamorra umschloß, noch zu stark, um durchbrochen zu werden; das bleibt aller Wahrscheinlichkeit nach späteren Zeiten vorbehalten.

Die Indianer haben für alle diese Vorkommnisse, Erdbeben u. s. w. nur eine Erklärung: „Die heilige Jungfrau steht auf einer Schlange. Wenn die Schlange ihren Schwanz bewegt, so zittert die Erde.“ Die nächste Wirkung, welche die Katastrophe auf die davon betroffenen Indianer hervorbrachte, war, daß sie sich in einen Zustand fortwährender Betrunkenheit versetzten und weder zur Vernehmung noch zum geordneten Empfang der für sie eingegangenen milden Spenden herbeigezogen werden konnten. Man möchte beinahe glauben, diese Rasse sei zu ewiger Knechtschaft und Unwissenheit verdammt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Capus und Bonvalot, die französischen Reisenden, welche das kühne Wagstück unternommen haben, im Winter das Pamir-Plateau zu überschreiten (vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 271), sollen unterwegs zweimal angefallen und ausgeplündert worden und ohne Mittel in Tschitral angelangt sein. Die englische Regierung hat ihnen Hilfe gesendet.

Afrika.

— Ueber die ehelichen Verhältnisse in Kamerun erzählt Dr. M. Buchner in seinem „Kamerun“ (S. 31 ff.) wie folgt. „Je nach dem Reichthum des Mannes richtet sich die Anzahl der Frauen, die er besitzt. King Bell soll, soviel ich weiß, deren 80 haben, doch dürfte die gewöhnliche Ziffer sich zwischen 2 und 8 bewegen. Die Weiber sind das Kapital des Mannes, und die Kinder, die er aus ihnen zu erzielen hofft, sind seine Zinsen. Unfruchtbare werden daher

ihrem früheren Eigner, sei das der Vater oder ein ehelicher Vorgänger, gegen Erstattung des Kaufpreises zurückgegeben. Denn alle, auch die vornehmsten Gattinnen, werden gekauft. Um das zarter auszudrücken, könnte man vielleicht meinen: „Der Bräutigam bringt seine Braut durch eine Morgengabe, die er der Familie entrichtet, in seinen Besitz." Daß dabei vorher schmählich geschachert wurde, braucht ja der Feinfühlige nicht zu wissen. In Weibern werden auch alle größeren Zahlungen, von einem Palaver auferlegte Strafen z. B., geleistet, wobei je nach dem Stande erhebliche Werthunterschiede in Betracht kommen. Eine Häuptlingstochter kann bis zu 6000 Bars (nominell 6000 Schilling) kosten, eine gewöhnliche Freie bis zu 2000, Sklavinnen bis zu 800 Bars. — Will ein Häuptlingssohn eine ebenbürtige Frau nehmen, so kauft er sich von einem befreundeten Häuptling eine Vollbluttochter. Der Preis, den ein solches Verheirathungsgeschäft dem Vater einbringt, dient dann gewöhnlich dazu, dem auf die verkaufte Tochter folgenden Sohn ein standesgemäßes Ehegespons zu erwerben. In Kamerun ist es also von Vortheil, Töchter und Schwestern zu haben. Im schlimmsten Fall, bei einer ideal gleichmäßigen Gruppirung der Geschlechter in beiden Familien, müssen sich Ein- und Ausgaben schließlich decken, aber die Väter behalten dann doch noch die angenehme Erinnerung an das schöne Schachervergnügen oder vielleicht das noch süßere Bewußtsein einer gelungenen Uebervortheilung. Es scheint, daß allmählich die Unsitte eingerissen ist, für das gekaufte Weib immer nur die Hälfte anzuzahlen und die andere Hälfte auf unbestimmte Zeit schuldig zu bleiben. Eine Menge Klagen und Streitigkeiten entsprangen aus dieser Ursache. Zwar bestand ein Gesetz, daß jedes Frauenzimmer der „Half- and Half"-Klasse (Sprößlinge von Freien und Sklavinnen) 800 Bars kosten und nicht eher an den Bewerber ausgehändigt werden sollte, als bis der ganze Preis erlegt sei. Aber kein Mensch kehrte sich daran. Die Mädchen werden nicht selten lange vor Eintritt der Reife vergeben, ohne deshalb sogleich zu ihrem zukünftigen Gatten zu ziehen. Manchmal aber ist dieser mißtrauisch und nimmt seine Errungenschaft, die ihm sonst etwa wieder entgehen könnte, so bald als möglich in Beschlag. Eine Frau aus allererster Familie wird natürlich höher gehalten, als andere Weiber geringerer Abkunft. Sie hat ihre eigenen Dienerinnen, braucht nicht zu arbeiten und ist niemals von der Gefahr bedroht, veräußert zu werden, es müßte denn sein, daß ihr Mann in einem Kriege vernichtet würde. Aber auch die Stellung der Weiber im Allgemeinen, die der Sklavin mitgerechnet, ist trotz des Gekauftseins und trotzdem, daß ihnen die ganze, übrigens nicht sehr bedeutende Feld- und Hausarbeit obliegt, durchaus keine so gedrückte und niedrige, wie man denken möchte, und es wohnt hier in diesen uns so sehr befremdenden Verhältnissen viel mehr wahres Menschenglück als in Europa. Wenn auch die Sklavin dutzendmal ihren Herrn wechselt, es macht ihr das bei ihrer glücklichen, heiteren Gemüthsart viel weniger Kummer als unseren Dienstmädchen das Antreten einer neuen Stelle. Die Negerin läßt sich nicht so leicht zum willenlosen Werkzeug niederbeugen, dazu hat sie einen viel zu selbständigen, der Opposition geneigten Sinn. Auch die Weiber ganzer Dorfschaften thun sich gelegentlich zusammen, um zu striken. So sollen vor etwa 20 Jahren die sämmtlichen Dualla-Weiber eines schönen Tages ausgezogen sein und sich irgendwo im Freien ein Separatdorf gebaut haben, um ihren Männern eine Vergrößerung des ihnen bis dorthin nur sehr dürftig zugemessenen Hüftentuches abzutrotzen, und der Erfolg soll glänzend gewesen sein. Die Negerin ist überhaupt ein stark veranlagtes, gern resolut auftretendes Wesen. Gynokration ist in Afrika ziemlich häufig, und oft genug findet man auf Handelsstationen Weiber postirt, die Interessen ihrer Gatten wahrzunehmen und zu vertreten. — Eine eigentliche freie Prostitution existirt nicht, da es ja keine Frauenzimmer giebt, die nicht in festen Händen wären. Dieselbe wird dadurch ersetzt, daß die Männer ihre Weiber an die Europäer als Concubinen vermiethen. Aus solchen unsauberen Verhältnissen entspringen nicht selten Situationen von einer Gemeinheit, die jeder Beschreibung spottet."

— G. A. Krause, welcher von Akra an der Goldküste nach Timbuctu aufgebrochen war (vgl. „Globus", Bd. 51, S. 110), hat einen nicht unbedeutenden Erfolg erzielt, indem er quer durch eines der unbekanntesten Gebiete Afrikas, nämlich das vom Niger in weitem Halbkreise umflossene Land, wirklich bis in die Nähe von Timbuctu vorgedrungen ist. Zuerst erreichte er das einst berühmte Königreich Mossi, wohin die Portugiesen im 16. Jahrhundert eine Gesandtschaft schickten, die aber ihr Ziel nicht erreichte. Am 26. Oktober 1886 verließ Krause Wago-dugu (Woghodogho unserer Karten), die Hauptstadt von Mossi und gelangte im November nach Banban im Reiche Massina, dessen König er in seiner Hauptstadt Bandschagara aufsuchte. Aber er erhielt den Befehl, zurückzukehren und mußte etwa 250 km vor Timbuctu umkehren. Am 24. April 1887 befand er sich in der Handelsstadt Salaga, wohin er über Mossi und durch das nördliche Asante gelangt war, und wollte von dort nach Togo-Land reisen.

— In Folge eines Streites zwischen Frankreich und dem Sultan von Badibu (am nördlichen Ufer des Gambia-Flusses, 44 km oberhalb von dessen Mündung bei der englischen Stadt Bathurst) ist in Badibu die französische Flagge gehißt worden. Frankreichs Grenzen sind dadurch um einen halben Breitengrad nach Süden vorgeschoben worden. Frankreich unterhandelt gleichzeitig mit Großbritannien über die Abgrenzung des beiderseitigen Einflusses in jenen Gegenden, wie es früher mit Portugal unterhandelt und dieselben festgestellt hat.

— Der vom Oberstlieutenant Galliéni geleitete Feldzug des letzten Winters hat dem französischen Senegalgebiet, für welches schon der Name „Sudan français" vorgeschlagen wird, einen gewaltigen Zuwachs gebracht. Man hatte es mit drei Gegnern zu thun, dem Marabut Mahmadu Lamin am oberen Senegal, dem Sultan Ahmadu von Segu Sikoro am Niger und mit dessen Nebenbuhler Samory am linken Ufer des oberen Niger, und gegen alle drei war man glücklich. Mahmadu Lamin wurde verjagt und trat auf englisches Gebiet über, die beiden anderen erkannten die französische Oberherrschaft an, welche nun gegen Südwesten vom Senegal bis an den Gambia, zwischen 9° und 11° n. Br. bis an das Meer und weiter südlich bis an die englische Kolonie Sierra Leone und die Republik Liberia heranreicht und außerdem auf dem rechten Ufer des Niger noch einen Theil des Landes Segu umfaßt. — Auf dem Niger schwimmen jetzt schon zwei Kanonenboote, der „Niger", der zu Anfang Juni Kabara, den Hafen von Timbuctu, besuchen wollte und der an Ort und Stelle aus afrikanischem Holze erbaute „Mage".

— Der im Auftrage des französischen auswärtigen Ministeriums reisende Camille Douls (s. „Globus", Bd. 51, S. 255), welcher bei Kap Bojador landete und, wie es scheint, von da nach Timbuctu wandern wollte, wurde sehr bald von den Eingeborenen geplündert und mußte umkehren. Eine Karawane brachte ihn über Tenduf nach Ogilmim, von wo er nach Marakesch geschafft und ins Gefängniß geworfen wurde, aus welchem ihn erst die Dazwischenkunft des englischen Ministerresidenten befreite.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XIII.[1])

Wir hatten die Reisenden verlassen, als sie die Ruinenstätte Kasserin verließen, um in nordwestlicher Richtung über die Berge hinweg diejenige von Haïdra zu erreichen. Eine Stunde nach dem Ausbruche überschritten sie das Wed el-Hathob und rasteten kurze Zeit bei der Kubba des Sidi-bu-el-Aaba, gleichfalls einer Stelle, wie Kasserin, wo der Kaïd der Fraischisch gern seine Smalah aufschlägt, wenn ihn Mangel an Weideplätzen und Ueberfluß an Flöhen in den Zelten von seinem bisher eingenommenen Standorte vertreibt. In Bu-el-Aaba hat er sich sogar einige Häuser bauen lassen, die aber schon wieder verfallen sind, und eine Art oben offenen Bades, das niemals vollendet wurde. Diese Nomaden des inneren Tunesien sind eben so wenig an Häuser gewöhnt, daß, wenn sie aus Laune oder Eitelkeit sich ein solches errichten lassen, dasselbe meist gar nicht fertig oder so oberflächlich gebaut wird, daß es bei der ersten Gelegenheit wieder zusammenstürzt.

Jenseits Bu-el-Aaba gelangt man, dem Wed el-Hathob aufwärts folgend, in eine ausgedehnte Ebene, Bahirt Fussana genannt, zu deren Durchkreuzung die Reisenden einen vollen Tag gebrauchten; nach den zahlreichen Dorfruinen, welche sie trägt, muß sie einst sehr gut angebaut gewesen sein. Die Namen auf den Leichensteinen dieser Orte sind in der Mehrzahl römisch, in der Minderzahl einheimisch, woraus sich die Herkunft der hier einst angesiedelten Bauern klar ergiebt. Aehnlich stand es übrigens im ganzen römischen Afrika, wo das phönikische und libysche Element vor den römischen Eroberern und Kolonisatoren in die Gebirge zurückwich. Alle diese Dörfer, Henschir el-Gallal, Henschir Ktöf u. s. w. besitzen zahlreiche Reste von Oel- und Weinkeltern, und wo sich solche finden, kann man sicher sein, daß man den Wiederaubau von Oelbäumen und Reben mit Erfolg versuchen kann. Ebenso geben die Stauwerke und Dämme, welche man vielfach noch in Ruinen antrifft, einen Hinweis darauf, wie und wo man am besten durch Ansammeln von Wassern und Anlage von Berieselungsgräben der Landwirthschaft zu Hilfe kommen kann. Die Dörfer in der Fussana-Ebene, welche die Reisenden berührten, liegen z. B. vom Wed el-Hathob ziemlich weit entfernt, aber ihre Felder wurden durch die Bäche, welche von den Bergen im Norden (Dschebel Bireno) herunterkommen, getränkt; im Wed Gergur z. B. wurde dicht unterhalb der Berge das Wasser durch einen 2½ m dicken Damm aufgestaut und durch jetzt nicht mehr vorhandene Leitungen über die tiefer gelegenen Felder vertheilt. Daß in dieser Ebene in alten Zeiten reges Leben und ein gewisser Wohlstand geherrscht haben muß, das beweisen außer den Dorfruinen die Wein- und Oelpressen, sculptirte Gesimse, Kapitäle aus christlicher Zeit und zahlreiche steinerne Sarkophage, die herumliegen.

Die Nacht brachten die Reisenden in einem gastfreundlichen Duar beim Henschir (Ruinenstätte) Zuaïruhu am Nordrande der Ebene zu; dicht vor sich hatten sie dort die bewaldeten Berge, welche sie zu überschreiten hatten, um auf dem kürzesten Wege Haïdra zu erreichen. Die Landschaft wird von da ab eine vollständig andere; statt der kahlen, schattenlosen Ebenen bergiges Terrain, zum Theil bedeckt mit hohen Bäumen, dichtem Buschholz oder Gestrüpp, in welchem noch ab und zu Löwen und Panther vorkommen. Dieselben waren einst so zahlreich, daß die Beys von Tunis

[1]) Fortsetzung von Band 51, S. 36.

dem dort hausenden Stamme der Uled-Sidi-bu-Ghanem die Steuern erließen unter der Bedingung, daß er sich von Löwenfleisch nähre; die Felle der erlegten Bestien mußten sie dem Bey abliefern. Sie haben denn auch gründlich mit denselben aufgeräumt, so daß nur wenige oder gar keine Exemplare noch vorhanden sein mögen; doch da das Waldgebiet bis an die algerische Grenze reicht, so kann aus der Provinz Constantine, wo die Zahl der reißenden Thiere immerhin noch beträchtlicher ist, wohl hin und wieder eines übertreten. Um so zahlreicher sind Hasen und Rebhühner,



Auf dem Wege nach Haïdra. (Nach einer Skizze Saladin's.)

von denen eine ziemliche Anzahl erlegt wurde; auch sonst war der Ritt zwischen den Felsen und Bäumen hin unterhaltend genug, nur daß der bedeckte Himmel nichts Gutes versprach. Und in der That, als am Abend die Zelte kaum aufgeschlagen waren, begann es zu schneen, erst unmerklich, dann aber immer stärker und stärker, so daß es unmöglich



Gesammtansicht von Haïdra, von Osten aus gesehen. (Zeichnung nach der Natur von H. Saladin.)

war, das Abendessen im Freien zu nehmen. Die Pferde wurden, so gut es ging, unter den dichtesten Fichten untergebracht, und die Leute, welche in ihren kleinen Zelten zu erfrieren fürchteten, zogen es vor, die Nacht bei einem großen Feuer wachend zu verbringen und sich mit den wunderbarsten Geschichten gegenseitig anzulügen. Sie waren trotzdem am nächsten Morgen so durchfroren, daß sie sich gern über das Verbot des Propheten hinwegsetzten und durch eine Branntweinspende erwärmen ließen.

Noch ein Tagesritt über Berge und Hügel und durch



Triumphbogen des Septimus Severus in Haidra. (Zeichnung nach der Natur von H. Saladin.)

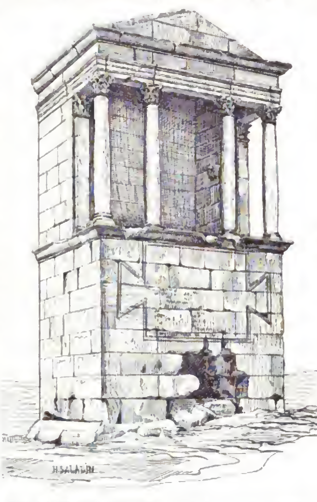
Wald, und Haïdra war erreicht, das antike Ammaedara, an der großen Straße von Carthago nach Theveste (Tebessa) und Lambäsis (Lambèse) und unweit der heutigen Grenze zwischen Tunesien und Algerien, schon im Flußgebiete des Medscherda gelegen. Zuerst erblickten sie die byzantinische Citadelle, deren dicke und zum großen Theil noch aufrecht stehende Mauern sich zu dem im Süden der Ruinenstätte vorbeiziehenden Wed hinabziehen, dann nach Ueberschreitung desselben ringsum Reste des Alterthums und moderne arabische Häuser, in deren einem, das während des letzten Krieges theilweise niedergebrannt war, oder vielmehr in dessen Hofe sie sich einrichteten. In dem einzigen, mit einer Decke versehenen Zimmer desselben wohnte nämlich der Vorsteher des Zollpostens, welchen der Bey hier an dem Hauptverbindungswege zwischen Tebessa und dem nördlichen Tunesien errichtet hatte. Die Erhebung des Zolles von Waaren aller Art geht im Allgemeinen viel ruhiger und friedlicher von statten als in Europa; überdies trägt der Einnehmer, dem nur ein Schreiber und ein Diener beigegeben ist, als Zeichen seiner Würde einen langen Stock, den er gegebenen Falles wohl auch zum Dreinschlagen benutzen würde. Vor dem Hause sind einige Zelte von Arabern aufgeschlagen; dieselben sollen den Einnehmer beschützen und etwaige Defraudanten am Entkommen verhindern.



Grabstein aus der Nekropole von Haidra. (Zeichnung von H. Saladin nach der Natur.)

Haïdra war früher sehr unsicher, so daß die Vorgänger von Cagnat und Saladin immer nur wenige Stunden dort verweilt haben. So besuchte Léon Renier auf seiner großen archäologischen Reise durch Algerien 1852 mit zahlreicher Geleitsmannschaft von Tebessa aus die Stätte; aber kaum hatte man Abends die Feuer ausgelöscht, als von jenseits des Wadi ein Schuß abgegeben wurde und eine Kugel in die Zeltstange schlug, so daß man die Nacht hindurch scharfe Wache halten mußte. Zehn Jahre später wagte Guérin nicht, die Nacht über dort zuzubringen, sondern durfte die Ruinen nur bei Tage, in Begleitung von fünf wohlbewaffneten und berittenen Scheichs, besuchen. Jetzt ist aber Alles so ruhig, daß unsere Reisenden den prächtigen Ruinen wenigstens eine volle Woche zu widmen im Sinne hatten.

Ammaedara wird in der Geschichte wenig genannt; aus seinen Inschriften aber erfahren wir, daß dort in der Epoche der Flavier, vielleicht durch Vespasian, eine Kolonie errichtet wurde. Unweit der Stadt, halbwegs nach Tebessa hin, wurde im Jahre 398 der Tyrann Gildon von Mascazil, dem General des Kaisers Honorius, besiegt. Justinian endlich machte nach der Angabe des Prokop die Stadt zu einer der festesten in Afrika, und das wird durch die noch vorhandenen Ruinen der Citadelle, die zu den größten und imposantesten des Landes gehören, vollauf bestätigt. Von welcher Seite man sich ihnen auch nähern mag, stets ist man von dem Anblicke überrascht. Kommt man von Süden, so übersieht man schon von weitem die ganze, an einem Hügel sich hinaufziehende Stadt, rechts den Triumphbogen und geradeaus die halb zerfallenen, gelblichen Burgmauern; nähert man sich von Tebessa aus, so fällt der Blick zuerst auf eine gewaltige Säule, die fast an einen Fabrikschornstein erinnert; erst beim Näherkommen erkennt man, daß es die letzte, über 10 m hohe Säule eines zusammengestürzten Tempels ist. Von Osten dagegen gesehen zeigt sich in der Mitte der Triumphbogen, zur Linken ein schönes Mausoleum und dahinter Mauertrümmer von jeglicher Form und Gestalt. Folgt man diesem von Carthago herkommenden Wege weiter bis zu den Ruinen selbst, so bewegt man sich auf einer mit großen Platten gepflasterten Straße, die schon anderthalb Jahrtausende besteht; dieselbe führt geradeswegs zu dem Hause, in welchem die Reisenden wohnten.



Römisches Mausoleum in Haidra. (Zeichnung von H. Saladin nach der Natur.)

Die Stadt wird in westöstlicher Richtung von einem Flusse, dem alten Ardalio, durchströmt, der stets von einer starken Quelle gespeist wird und stellenweise hübsche Kaskaden bildet; in den Felslöchern unterhalb derselben halten sich zahlreiche, leicht zu fangende Barben auf, deren schwerste ein halbes Pfund wiegen. Im Medscherda giebt es zwar zehnmal schwerere, aber leider schmecken sie nach dem schlammigen Grunde des Stromes. Die Citadelle, wie gesagt, ein Werk

Justinian's, bildet ein mächtiges, unregelmäßiges Viereck von etwa 200 zu 110 m Seitenlänge; im Osten und Westen sind die Umfassungsmauern auf ganze Strecken hin eingestürzt, im Norden sind sie vor etwa 20 Jahren von der tunesischen Regierung, welche sich hier ein Bollwerk gegen die Einfälle algerischer Stämme schaffen wollte, wieder aufgerichtet worden. Doch blieb das Werk unvollendet liegen. Tritt man von der Flußseite her durch ein noch vollständig erhaltenes Thor ein, so gelangt man über mächtige Haufen von Bausteinen zu einer verfallenen Treppe, welche auf den Mauerrundgang hinaufführte, der noch jetzt stellenweise erhalten ist. Weiter stößt man auf die Apsis einer kleinen Kirche, vor welcher zwei schöne Cipolinsäulen stehen, deren eine noch ihr Kapitäl aus weißem Marmor trägt; die Apsis war mit sieben runden Nischen geschmückt, die von Säulchen mit Kapitälen getragen wurden. Zwei Oberschwellen der mittelsten Nische, welche am Boden liegen, tragen noch die Worte: Gloria in excelsis Deo in terra pax hominibus bonae voluntatis. Manche der Architekturstücke zeigen deutlich, daß sie älteren heidnischen Bauten entlehnt sind, die wohl in den Vandalenkriegen zu Grunde gegangen waren. Sonst bietet das Innere der Burg, von einer noch erhaltenen Cisterne abgesehen, deren es indessen mehrere gegeben haben muß, wenig mehr als wirre Steinhaufen. Natürlich aber verwandten beide Reisenden, der Archäologe wie der Architekt, einen großen Theil der Zeit, welche sie in Haïdra zubrachten, auf diese, der Zeit ihrer Erbauung nach genau bekannte Burg, maßen, zeichneten, klatschten lateinische Inschriften ab, welche in die Mauern verbaut waren u. s. w.

Aus der römischen Kaiserzeit rühren verschiedene Denkmäler her, der schon erwähnte und ein zweiter verfallener Triumphbogen, ein fast bis zur Unkenntlichkeit entstelltes Theater, ein sechsfensteriges Gebäude, das im Inneren mit zahlreichen Säulen von buntem Marmor geschmückt war, und zuletzt mehrere Mausoleen. Der Triumphbogen von Haïdra ist einer der schönsten, welche in Tunesien noch existiren. Der Inschrift zufolge wurde er unter Septimius Severus errichtet. Die innere Höhe des Bogens beträgt 5,75 m, die Tiefe etwa 6,37 m; auf beiden Seiten springen zwei Vorbaue, deren jeder aus zwei korinthischen Säulen mit vollständigem Getäfel besteht, vor dem eigentlichen Bogen vor. In byzantinischer Zeit hatte man das Denkmal in eine kleine Befestigung verwandelt und es in vier Mauern eingeschlossen, welche glücklicher Weise jetzt zum größten Theil eingestürzt sind und die Umgebung des Bogens, sowie die Thoröffnung hoch mit ihren Trümmern bedecken.

Mausoleen oder deren Reste finden sich fast nach allen Richtungen, denn nach antikem Gebrauche zogen sich die Begräbnißplätze von Ammaedara längs der großen Straßen hin, also in der Richtung nach dem heutigen Tunis, Tebessa, Kef und Gafsa. Manche Grabmäler sind noch an Ort und Stelle, und man brauchte nur 2 m tief zu graben, um das Grab selbst noch unverletzt zu finden; andere wurden bei dem Baue der Befestigungswerke und sonstigen Gebäude verwendet, wie denn eine Basilika nahe dem großen Triumphbogen fast ausschließlich aus Grabsteinen errichtet ist. Die Gräber sind von zweierlei Art; die einen bestehen aus großen, sechseckigen Cippen (Halbsäulen), welche unten und oben mit Gesimsen verziert sind und an den Seiten Grabschriften nebst Blumengewinden oder Basreliefs tragen; diese weichen von den sonst im römischen Alterthum üblichen Grabcippen fast gar nicht ab. Die andere Art dagegen ist für das römische Afrika charakteristisch; es sind Halbcylinder, welche auf der Durchschnittsfläche oder auf einem Parallelepipedon von demselben Durchschnitte ruhen; in der Anbringung der Inschriften und Leichensteinattribute herrscht dagegen die größte Verschiedenheit. Oft sind über dem Halbcylinder noch kleine Altäre angebracht, deren Vorderseite allein mit einem Relief versehen ist; manchmal nehmen drei oder vier solcher Altäre, jeder mit einer Grabschrift geschmückt, die ganze eine Seite des Denkmals ein. Andere Denkmäler sind mit mehr oder weniger sorgfältig ausgeführten Basreliefs bedeckt, wie solches unsere Abbildung zeigt. Die Leichen selbst wurden, wie die Reisenden sich überzeugten, in Leintücher und Binden gehüllt und in ein mit Kalk gefülltes Grab gelegt, letzteres mit Erde zugeschüttet und darauf der Grabstein gesetzt. Von Sarkophagen fanden sich nur die kurz und klein geschlagenen Trümmer eines prächtigen Exemplars von weißem Marmor, darunter Füße, Hände und Gewandfalten von ziemlich guter Arbeit; Grabstelen sind in den Ruinen östlich der Citadelle erhalten, aber es geschieht nichts, sie und ähnliche werthvolle Reste vor dem Vandalismus der Eingeborenen zu schützen, während es doch so leicht wäre, dieselben in einem der besser erhaltenen Gebäude zu einem kleinen Museum zu vereinigen.

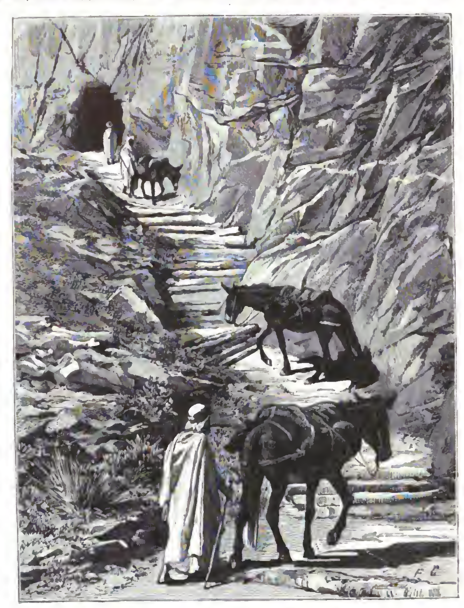
Endlich giebt es noch Mausoleen, darunter besonders zwei schöne, ein sechseckiges und eines in Form eines Tempels, dessen Abbildung wir geben. Schätzesuchende Araber haben in den Unterbau, welcher die eigentliche Grabkammer bildete, ein Loch gebrochen, während er ursprünglich wohl unzugänglich war. Die Bildsäulen, welche ohne Zweifel die darüber befindliche Cella enthielt, sind verschwunden; eine große, wenigstens zum Theil in Hexametern abgefaßte Inschrift, die auf dem Unterbau angebracht war, ist jetzt fast vollständig verwischt. In diesen Mausoleen, wie in den Thürmen der Citadelle nisten Schaaren wilder Tauben, welche sich Tags über am Flusse und in den Gerstenfeldern der Umgegend aufhalten und für gewöhnlich von Niemandem in ihren Schlupfwinkeln gestört werden.

Die christliche Kunst ist in Haïdra durch mehrere Kirchen vertreten, wovon zwei, diejenige in der Burg und die Basilika neben dem Triumphbogen, schon erwähnt wurden; vier andere liegen nördlich von der Burg. Eine derselben, an welche ein Kloster anstieß, scheint von den Arabern nach der Eroberung zu einem Pferdestalle umgewandelt worden zu sein. Bei einer anderen besteht das Pflaster des Fußbodens fast ganz aus Grabsteinen, darunter einige interessante; einer derselben, welcher vom 14. Jahre des Vandalenkönigs Thrasamund datirt ist und also etwa aus dem Anfange des 6. Jahrhunderts herrührt, gestattet einen Schluß auf das Alter des Bauwerks.

Ehe die Reisenden ihren ziemlich ausgedehnten Besuch der Ruinen von Haïdra abgeschlossen, statteten sie noch dem Berge Kalaa es-Senân, von welchem man ihnen eine verlockende Schilderung entworfen hatte, einen Besuch ab.

In Begleitung ihres Dieners Mohammed und eines eingeborenen Führers ritten sie zunächst $2^1/_2$ Stunden lang in nördlicher und nordnordwestlicher Richtung auf einem schmalen und schwierigen Pfade durch ein dicht mit Thuyas und Fichten bestandenes Gebiet und erreichten dann Aïn Saffaf, die Pappelquelle, von wo aus sie in einer Entfernung von etwa 12 km jenseit einer Aufeinanderfolge niedriger Hügel zuerst die fast horizontal abgeschnittene, tischförmige Masse des 1452 m hohen Kalaa es-Senân, die sich gelb von dem tiefblauen Himmel abhob, erblickten. Sie erreichten den Fuß des Berges über eine, im Südosten desselben befindliche, ansteigende Ebene, über welche sich mindestens 50 m hoch eine senkrechte Felswand erhob, welche man auf einem steilen, steinigen Wege umgehen muß. An der Ostseite waren Gräber im Felsen ausgehöhlt, kleine viereckige Kammern von $3^1/_2$ m Seitenlänge, wie sie sich im nördlichen Tunesien in Menge finden, und die vorrömischen numidischen Ursprunges sein sollen. Endlich erreichte man die ostnordöstliche Seite des Berges, ließ die Pferde

unter Aufsicht eines Eingeborenen zurück und begann den Aufstieg, zuerst auf einer roh in den Felsen gehauenen Treppe, welche bis zu einem, mit einem Holzdache überdeckten Absatze führt. Dort ändert sie ihre Richtung und wird schwieriger; oben erhebt sich ein viereckiger Thurm, von welchem Kinder neugierig herabschauen. Frauen aus den Duars der Ebene in ihren schönsten, grellen, buntgeblümten Kleidern kommen von oben herab; denn es ist Freitag und man hat die Moschee besucht. Auch Esel und Maulthiere begegnen den Reisenden, welche Mühe haben, sich auf der engen Treppe bei ihnen vorbei zu drücken. Zuletzt hören die Stufen auf und man klimmt über sehr ausgetretene Felsplatten zum Gipfel, dessen Zugang durch eine Nachts verschlossene Thür gebildet wird. Dort wurden die Reisenden von dem Scheich und den vornehmsten Einwohnern des Dorfes freundlich empfangen; aber von den Wunderdingen, welche da oben vorhanden sein sollten, war nichts zu sehen, statt der Ruinen von angeblichen Palästen



Aufstieg zur Kalaa es-Senán. (Nach einer Skizze Cagnat's.)

und Prachtgebäuden verfallene Hütten, Schmutz und Unrath, statt einer schönen Moschee eine elende Zauïa des Sidi Abd-el-Daud, unregelmäßig aus kleinen Steinen aufgeführt. Jenseits des Dorfes dehnt sich ein weites, vegetationsloses Felsplateau aus, in welches etwa zehn viereckige große Bassins von 3 bis 4 m Breite und 50 (?) m Tiefe eingegraben sind, die allem Anschein nach weder arabischen, noch römischen Ursprunges sind. Offenbar hat dieses schwer zugängliche Adlernest zu allen Zeiten Leuten von unabhängigem Sinn oder bösem Gewissen als Zufluchtsort gedient; das beweisen unter anderem eine punische Stele und eine römische Grabschrift, welche die Reisenden in dem Dorfe fanden.

Prachtvoll ist der Blick von dem Rande des Felsens gegen West auf die Berge der Provinz Constantine, gegen Norden und Osten über die Ebenen und Höhen von Tunesien und ganz fern am Horizont auf den hohen Hügel, der die Stadt Kef trägt. Bei dem schönen Lichte der afrika-

nischen Sonne waren selbst die kleinsten Terrainwellen deutlich zu erkennen.

Erst spät nach Sonnenuntergang trafen die Reisenden wieder in ihrem Lager ein und brachten dann diesen letzten Abend ihres Aufenthaltes in Haldra bei dem Zollbeamten zu, der ihnen zu Ehren eine Anzahl Gerichte nach seinem Geschmacke, d. h. Hammelfleisch mit Oel in allen möglichen Gestalten, hatte zubereiten lassen. Aber der durch den weiten Ritt erzeugte Hunger war die beste Würze des Mahles.

Kapitän Jacobsen's Besuch bei den Koreanern.

Von Gymnasiallehrer Otto Genest.

II.

Die Dörfer der Koreaner unterscheiden sich von denen der Russen, mit welchen sie in der Gegend von Nikolskoi und Possiet zusammen wohnen, gleich auf den ersten Blick dadurch, daß die einzelnen Gehöfte nicht zu Straßen vereinigt sind, sondern abgesondert von einander daliegen, ohne daß irgend eine Regelmäßigkeit in ihrer gegenseitigen Lage zu bemerken wäre[1]). Die koreanischen Dörfer erinnern in dieser Beziehung lebhaft an die mancher niederdeutscher Gegenden. Jedes einzelne Gehöft ist mit einem dichten Gehege von Weidengeflecht umgeben, das rund herum läuft und eine Höhe von etwas mehr als 2 m hat. Gestützt wird dieses Gehege durch starke in den Boden eingerammte Pfähle, die ihm eine bedeutende Festigkeit verleihen. Wenn man ein solches Gehege aus der Ferne betrachtet, so gewährt es den Anblick eines umgekehrten Fischkorbes ohne Boden.

Auf der einen Seite des Zaunes befindet sich eine ziemlich breite Thorfahrt, welche auf den Hof führt. Dieser ist fast vollständig von Gebäuden umgeben. Gerade dem Eingange gegenüber liegt das Wohnhaus, je nach der Wohlhabenheit des Besitzers ein mehr oder weniger großer Bau. Es ist wie alle übrigen Gebäude aus Lehmziegeln erbaut, welche an der Sonne getrocknet werden, und weiß getüncht. Uebrigens besitzen die koreanischen Wohnhäuser stets nur ein Stockwerk und sind ebenso wie die übrigen Gebäude mit Stroh oder Ziegeln gedeckt. Wenn man in die Thür eintritt, so gelangt man zunächst in einen weiten Vorraum, der fast die Hälfte des ganzen Hauses einnimmt und als Küche benutzt wird. Rechts von diesem Raume befindet sich ein kleineres, mit einem besonderen Eingange vom Hofe her versehenes Gelaß, in welchem die zum Reiten und Fahren benutzten Ochsen ihren Platz finden. An der Wand zwischen diesem Raume und der Küche sind die Krippen befestigt, welche aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen. Hinter dem Ochsenstalle liegt ein zweiter kleiner Raum, welcher gewissermaßen als Speisekammer dient, denn in ihm werden außer den Hand- und Fußmühlen, die zum Zerstampfen der Maiskörner dienen, auch Speisen in irdenen Töpfen aufbewahrt. Beinahe die Hälfte der Küche ist von einem mächtigen Ofen eingenommen, der etwa 1 m über den Erdboden emporragt und dessen Oberfläche den beliebtesten Aufenthalt der Hausbewohner bildet. Man steigt auf einer an der Vorderseite des Ofens angebrachten kleinen Treppe hinauf, muß aber, ehe man die Plattform betritt, die Schuhe ausziehen, um die Matten, welche dort ausgebreitet sind und als Lagerstätte dienen, nicht zu beschmutzen. In der Frontseite des Ofens befinden sich gewöhnlich zwei Oeffnungen zur Aufnahme des Brennholzes; man gelangt zu ihnen durch ein paar stark vertiefte Gänge. Ueber derjenigen Feuerungsöffnung, welche der Hausthür am fernsten liegt, sind zwei eiserne Kessel von chinesischer Arbeit in den Ofen eingelassen, welche zur Zubereitung der Speisen dienen. Selbst für den Fall, daß in kleineren Häusern nur eine Feuerungsöffnung vorhanden ist, sind doch diese Kessel stets paarweise zu finden. Die Größe des koreanischen Ofens hat wohl vor allen Dingen darin ihren Grund, daß durch denselben nicht nur die Küche, sondern das ganze Haus erwärmt werden soll. Man erreicht dies, indem man von dem Ofen aus Holzröhren in alle Zimmer leitet, durch welche die Wärme fortgepflanzt wird. Damit diese Röhren nicht gesehen werden und auch den Platz in den Wohnräumen nicht verengen, werden sie unter den Fußboden der Zimmer gelegt, der dieselbe Höhenlage hat, wie die Plattform des Ofens. Durch ein anderes Rohr wird, wie in den Häusern der Chinesen und Amurvölker, der Rauch bis an die eine schmale Wand des Hauses geleitet, wo er durch einen etwa $1\frac{1}{2}$ m hohen ausgehöhlten Baumstamm, welcher als Schornstein dient, ins Freie geführt wird. Die Plattform des Ofens dient übrigens auch als Standort irdener und metallener Gefäße sowie der kleinen Eßtischchen, welche später noch Erwähnung finden werden.

Die zweite Hälfte des Hauses wird von vier Zimmern eingenommen, welche durch ziemlich starke Wände von einander getrennt sind und als Arbeits- und Schlafgemächer dienen. Die Fußböden derselben, welche ungedielt sind, werden mit dicken Matten belegt, und die Fensteröffnungen sind mit chinesischem Papier überzogen[1]). Rings um diese Zimmer ziehen sich an den Wänden hohe Bänke entlang, welche je nach der Wohlhabenheit des Hausbesitzers mit einer größeren oder geringeren Menge von oft recht kunstvoll gearbeiteten Kisten und Kasten besetzt sind. In diesen Behältern ist ebenso wie bei den Burjäten der Vorrath an Kleidungsstücken und der übrige werthvolle Besitz der Familie aufgestapelt. Eins dieser vier Gemächer gehört dem Hausherrn besonders und dient neben anderen Zwecken auch zur Aufbewahrung der Hutschachteln, in welchen die zahlreichen und mannigfachen Kopfbedeckungen untergebracht sind, die von den Koreanern gebraucht werden und später noch zur Besprechung kommen. Ein anderes Zimmer, und zwar dasjenige, welches von der Thür am weitesten entfernt ist, dient zum Aufenthaltsort für die im Hause vorhandenen jungen Mädchen, wenn Fremde das Gehöft besuchen, denn die Koreaner lieben es nicht, ihre jungen Mädchen den Blicken nicht zum Hause gehöriger Leute auszusetzen.

Links von dem Wohnhause — wenn man nämlich auf letzteres blickt — steht ein kleineres Gebäude, in welchem

[1]) Im südlichen Theile der koreanischen Ostküste jedoch finden sich auch zusammenhängende Dörfer mit durchgehenden Straßen; es fehlen dort auch die umgebenden Gehege. Uebrigens sind die Häuser der auf russischem Boden wohnenden Koreaner bedeutend größer als die an der Ostküste vorhandenen.

[1]) Glas ist in Korea ganz unbekannt.

die Getreidemühle des Gehöftes aufgestellt ist. Dieselbe ist in Nordkorea meist von mandschurischer Arbeit und zeigt eine sehr einfache Konstruktion. Sie besteht nämlich aus zwei Steinen, von denen der untere, horizontal liegende feststeht, während sich der obere auf ihm um eine Welle dreht. Die Drehung wird wie bei den in meiner niederdeutschen Heimath noch viel gebräuchlichen Oelmühlen durch ein Pferd bewerkstelligt, das an einer mit dem oberen Steine zusammenhängenden horizontalen Stange befestigt ist und mit verbundenen Augen die Maschine umkreist. Dem Wohnhause gegenüber steht ein Stall, in welchem alles Vieh außer den Ochsen untergebracht wird. Zugleich wird derselbe, soweit er von dem Vieh nicht in Anspruch genommen wird, als Aufbewahrungsort für Heu und andere Produkte des Landes benutzt. Die vierte Seite des Hofes endlich wird durch ein kleineres Vorrathshaus begrenzt, in welchem das eingeerntete Korn, Ackergeräthe, Fischnetze und viele andere Dinge aufbewahrt werden, während der große viereckige Hofraum mit Wagen, Schlitten und dergleichen angefüllt zu sein pflegt. Uebrigens findet man in Nordkorea in der rechten Ecke jedes Gehöftes zwischen Vorrathshaus und Thoreinfahrt einen mächtigen, kegelförmigen Haufen gespaltenen Brennholzes, der auf den Höfen in den südlicheren Gegenden der Ostküste nicht vorhanden ist.

Wenn ein Fremder den Hof betritt, so hat er zunächst zu fragen, ob der Hausherr zugegen ist. Ist dies nicht der Fall, so hat der Besucher den Hof wieder zu verlassen, denn es gilt den Koreanern als unanständig, das Haus ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Besitzers zu betreten. Ist der Hausherr aber in seiner Wohnung und ertheilt er die Erlaubniß, dieselbe zu betreten, so geht der Besucher nicht durch die in den Vorraum führende Thür, sondern durch eins der Fenster, welche sich nach außen öffnen. Deshalb liegt auch vor jedem dieser Fenster ein großer Holzklotz, der als Stufe dient; ebenso gelangt man mit Hilfe eines solchen Klotzes in die Hausthür. Da die Fenster nur etwa 160 cm hoch und 1 m breit sind, so ist der Weg durch sie etwas unbequem, aber er hat den Vortheil, daß er den Besucher sogleich in eins der Wohnzimmer führt.

Die Kleidung der koreanischen Männer besteht meistens aus weißen Stoffen, wenn auch Ueberjacken aus blauer, grüner und violetter Seide bei vornehmeren Männern und an Festtagen auch bei ärmeren vorkommen, während dagegen, wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, die Benutzung rother Stoffe für die Männerkleidung verboten sein soll [1]). Ein Hemde ist weder bei Männern noch bei Frauen gebräuchlich, vielmehr tragen jene an Stelle eines solchen im Sommer eine dünne, mit langen Aermeln versehene Unterjacke aus weißem Zeuge [2]), welche an ihrem unteren Ende um die Hüften herum durch Bindebänder geschlossen wird. Diese Jacken sind jedoch fast nur bei den wohlhabenderen Klassen im Gebrauch, während die Arbeiter allerdings ganz gleich geformte, aber aus sehr grobem, grauem Drell bestehende Unterkleider tragen. Da diese Dreljacken durch den bei der Arbeit sich entwickelnden Schweiß leicht an dem Körper festkleben, so pflegen die Koreaner unter denselben ein hemdartiges Unterkleid aus Wurzel- oder Bambugeflecht mit sehr weiten Maschen zu tragen, das nach Art der von den mittelalterlichen Herolden getragenen Ueberwürfe ohne Aermel ist und in der Mitte ein Loch hat, durch welches man den Kopf steckt. Es bedeckt auf diese Weise nur Brust und Rücken und bleibt an den Seiten des Körpers ohne Verschluß. Ueber die Unterjacken werden Oberkleider gezogen, die, wie schon erwähnt, aus bunter Seide oder auch aus weißem Stoffe bestehen und sehr weite Aermel haben. Bisweilen zeigen sie eine sehr eigenthümliche Form. Sie gleichen nämlich in ihrem oberen Theile vollständig den Unterjacken und werden um den Hals herum mit Bändern befestigt. Oberhalb der Hüftengegend aber theilen sie sich in drei Theile, von denen einer über den Rücken, die beiden anderen an den Seiten nach Art der Frackschöße herabhängen. Um die Hüften wird dieses flatternde Gewand durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten, der oft nur aus einer mit an den Enden herunterhängenden Quasten versehenen dünnen Schnur besteht. Daran schließen sich weiße Beinkleider entweder aus demselben leichten Stoffe, der zu den Unter- und Ueberkleidern für den Oberkörper benutzt wird, oder aus Drell an. Dieselben reichen bis zur Mitte der Brust herauf und sind außerordentlich weit; die von Jacobsen mitgebrachten und im Museum in Berlin aufbewahrten messen am unteren Rande 70 cm und an den Oberschenkeln sogar einen Meter an Umfang für jedes Bein. Die Füße sind mit sehr plump geformten Strümpfen von ebenfalls weißer Farbe bekleidet, die sehr dick gefüttert sind und nur wenig über die Knöchel hinaufreichen. Die Schuhe sind in den mannigfaltigsten Formen vertreten. So sind für den Winter starke Holzschuhe im Gebrauch, deren Spitzen stark nach oben gebogen sind und deren Sohlen auf zwei hohen Stöckeln ruhen. Da letztere fast vollständig unter der hinteren Hälfte des Fußes liegen, so erschweren sie jedem Ungeübten das Gehen ganz außerordentlich. Ferner trägt man im Winter starke Schuhe aus Rindleder, die zwar im Uebrigen den bei uns gebräuchlichen gleichen, aber wie die Holzschuhe nach oben gebogene Spitzen haben. Ihre dicken Sohlen sind mit zahlreichen starken Eisennägeln beschlagen, welche ihnen ein ziemlich bedeutendes Gewicht verleihen. So lange diese Schuhe nicht angezogen werden, steckt man in sie Leisten hinein, um zu verhindern, daß sie ihre Form verlieren. Diese Leisten bestehen nicht wie die unserigen aus Holz, sondern aus einem dicken Schilfstengel, der in Gestalt eines menschlichen Fußes gebogen, mit dickem Bast umwickelt, und dann getrocknet ist. Bei größeren Wanderungen im Winter, besonders aber bei der Besteigung der Berge zum Zwecke der Versorgung mit dem nöthigen Holze, begnügt man sich nicht mit diesen ledernen Schuhen, sondern trägt noch ziemlich hohe dreizackige Eissporen, welche mit starken Lederriemen an den Füßen befestigt werden. Im Sommer ist die Fußbekleidung bei weitem leichter. Da tragen alle Männer ohne Unterschied des Standes pantoffelartige Schuhe aus Bindfaden oder Bast. Die Kappe dieser Schuhe besteht aus einem runden und dünnen Hölzstäbchen, welches sich von einer Seite der Sohle bis zur anderen um den Hacken herumzieht und auf demselben ruht. Um ein Heruntersinken dieses Stäbchens zu verhindern, wird es durch ein zweites am Ende des Schuhes vertikal stehendes gestützt, so daß also der Hacken des Fußes im Großen und Ganzen von dem Schuh unbedeckt bleibt. Da das Oberleder — wenn von demselben hier überhaupt gesprochen werden kann — so kurz ist, daß es kaum die Zehen bedeckt, so ist es nothwendig, die Schuhe über dem Spann mit Bändern zu befestigen, damit sie namentlich beim Reiten nicht vom Fuße heruntergleiten. — Der Kopf wird mit Mützen und Hüten bedeckt, deren Stoff und Form nicht nur nach der Jahreszeit, sondern auch nach den persönlichen Verhältnissen des Besitzers einem Wechsel

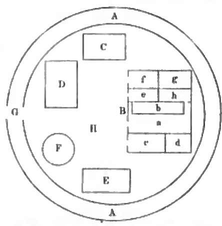
[1]) Den Grund für dieses Verbot konnte Jacobsen nicht erfahren. Die verschiedene Farbe der Oberkleider soll übrigens auch ihre Bedeutung für die Unterscheidung der Stände haben, wie wir das später noch bei einem anderen Kleidungsstücke erfahren werden, doch sind die Mittheilungen, welche über diesen Gegenstand gemacht wurden, zu unbestimmt, als daß sie hier eingehender erwähnt werden könnten.

[2]) Das Zeug wird von den Koreanern selbst hergestellt und ähnelt an Feinheit und Durchsichtigkeit am meisten der Barége.

unterworfen sind. Gewöhnlich tragen die Männer einen Kopfring aus Bast, über diesem eine fezartige schwarze Mütze aus Pferdehaar und über dieser wieder einen breitrandigen Hut aus Stroh, Bast oder dünnen Holzstäbchen, der mit langen Bändern oder Perlenschnüren unter dem Kinn befestigt wird. Diese Hüte erscheinen meist in der dachförmigen Gestalt, wie sie bei den Chinesen üblich ist, doch kommt auch die europäische Form nicht selten vor. Bei regnerischem Wetter schützt man die Hüte durch einen Ueberzug von Oelpapier, der der Form jener vollständig angepaßt ist. Bei dieser Gelegenheit sei gleich erwähnt, daß das Oelpapier auch sonst bei den Koreanern eine wichtige Rolle spielt. So fertigen sie aus ihm ihre Regenmäntel, die allerdings in hohem Grade primitiv sind. Sie bestehen nämlich nur aus einem rechteckigen Stück von etwa 2 m Länge und 1,5 m Breite, das um die Schultern geschlagen und mit der Hand über der Brust zusammengehalten wird. Merkwürdiger Weise sind die Mäntel vollständig mit Schriftzeichen bedeckt, und dasselbe gilt von den aus Oelpapier hergestellten koreanischen Reisenecessärs und Tabaksbeuteln. Im Winter werden die Hüte durch sehr große, gefütterte Mützen von eigenthümlicher Form ersetzt. Dieselben ähneln am meisten einer Kapuze, deren hintere Seite Kopf und Genick umhüllt und ziemlich tief auf den Rücken herabfällt. Ihr unterer Rand legt sich kragenförmig um die Schultern und den Hals und wird vorn zugebunden. Für das Gesicht ist ein Ausschnitt vorhanden, dagegen ist die Stirn mit einem schmalen Streifen bedeckt, welcher jedoch kurz über ihr aufhört, so daß die Mütze auf dem Scheitel offen ist. Im Allgemeinen bestehen diese Kopfbedeckungen aus weißem Leinenzeuge mit dicker Fütterung; vornehmere Männer aber benutzen auch andere Farben und Stoffe und pflegen den unteren Rand der Mütze mit kostbarem Pelz zu verbrämen.

Oben wurde schon angedeutet, daß gewisse persönliche Verhältnisse der Koreaner sich durch die von ihnen getragene Kopfbedeckung documentiren. So zeichnen sich die Soldaten, die Lehrer, die Kutscher und manche andere Stände durch besondere Formen von Hüten und Mützen aus; so wird aber auch die Trauer um verstorbene Familienglieder durch die wechselnde Gestalt der Kopfbedeckungen ausgedrückt. Am auffallendsten durch Größe und Form sind die Hüte, welche während der angeblich zweijährigen Trauerzeit um den Tod des Vaters getragen werden. Sie haben einen Durchmesser von mehr als 60 cm und gleichen den chinesischen Hüten bis auf den unteren Rand, welcher nicht rund ist, sondern vier halbkreisförmige Ausbuchtungen zeigt. Damit der ziemlich hohe Hut nicht zu tief in das Gesicht hinabsinkt, ist in seinem Inneren ein Gestell von dünnen Stäben und ein Ring aus Bast befestigt, welcher fest auf dem Kopfe liegt. Ein ähnlicher, aber weit kleinerer Hut von weißer Farbe wird bei der Trauer um die Mutter getragen, doch konnte Jakobsen nicht mit Sicherheit erfahren, wie lange diese Verpflichtung dauert. Dieselbe Unsicherheit ist vorhanden in Bezug auf die Trauerzeit bei dem Tode eines Oheims oder Bruders oder auch einer Schwester, wenn sie noch unverheirathet ist, denn auch hier schwankten die Angaben der Koreaner sehr. Die Kopfbedeckung ist während dieser Zeit eine fezartige Mütze von grauweißer Leinwand [1]).

Während unverheirathete Männer das Haar in der Mitte scheiteln und am Hinterkopfe in einen Zopf zusammenflechten, rasiren die verheiratheten die Mitte des Kopfes und wickeln den Zopf auf dieser kahlen Stelle zusammen, indem sie ihn gleichzeitig mit Nadeln aus Silber und Knochen befestigen. Um auch das Stirnhaar nach der Mitte des Kopfes zu drängen, werden Stirnbänder von schwarzem Pferdehaar angelegt, welche ihren Zweck so vollständig erfüllen, daß kein Haar über sie in das Gesicht hinabhängt. An diesem Stirnbande pflegen vornehme Männer ein halbmondförmiges Stück Bernstein zu tragen, das vielleicht die Bedeutung eines Amulets hat. An dem Gürtel werden mancherlei Geräthe befestigt. So ein aus Holz oft recht kunstvoll geschnitzter röhrenförmiger Behälter für Ohrlöffel, Zahnstocher u. s. w., ferner in einem Futteral ein Messer mit Eßstäbchen, welche bei wohlhabenderen Männern häufig aus Silber hergestellt sind, die Pfeife und der Tabaksbeutel.



Grundriß eines koreanischen Gehöftes.

A A Gehege. B Wohnhaus. a Vorraum und Küche. b Ofen. c Ochsenstall. d Speisekammer. e Zimmer des Hausherrn. f und h Schlafgemächer. g Frauengemach. C Mühlengebäude. D Viehstall. E Vorrathshaus. F Holzstoß. G Thoreinfahrt. H Hofraum.

Weiterhin trägt jeder Koreaner am Gürtel einen seidenen Geldbeutel, und wenn er auf Reisen ist, so steckt er ein ganz flaches hölzernes Trinkschälchen hinein. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß im Sommer weiße Manschetten aus Pferdehaar gebräuchlich sind, sowie daß nur die Männer Fächer tragen, die in den mannigfaltigsten Formen erscheinen und häufig stark parfümirt sind. Brillen mit plumpen Horngestellen sind besonders bei den koreanischen Gelehrten häufig anzutreffen; doch spricht Jacobsen die Meinung aus, daß sie chinesisches Fabrikat sind [2]). Fingerringe nahm Jacobsen bei Männern gar nicht wahr.

Die Kleidung der Frauen besteht zunächst aus einer weißen, braunen oder blauen Jacke, welche vorn so kurz ist, daß sie den Busen unbedeckt läßt, der überhaupt von den koreanischen Frauen im Allgemeinen nicht mit einer Hülle versehen zu werden pflegt. Der Reisende bemerkt ausdrücklich, daß die Brüste der Koreanerinnen meist recht voll und wohlgebildet sind und selbst bei älteren Frauen selten schlaff herunterhängen, wie das bei den Gilden, Giljaken und anderen Völkern Ostsibiriens die Regel ist. Wenn Fremde zu Besuch kommen, so wird unterhalb der Brüste eine gefütterte Binde von weißem Zeuge, die etwa 1 m lang und 25 cm breit ist, um den Leib gelegt, um den Unterleib und die untere Brust zu schützen, doch ist auch sie nicht im Stande, den Busen ganz zu verbergen. Die Beine sind mit doppelten Hosen bekleidet, von denen die unteren etwa

[1]) In Beziehung auf die Trauerzeit für den Vater waren Jacobsen's Berichterstatter ziemlich einig; die Angaben über die Trauer bei dem Tode der Mutter schwankten zwischen 14 und 3 Monaten, die für den dritten Fall zwischen 6 und 3. Da nicht anzunehmen ist, daß die Koreaner über diese Dinge selbst im Ungewissen waren, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie dem Reisenden die Wahrheit nicht sagen wollten; vielleicht geschah das aus religiösen Gründen.

[2]) Jacobsen erwähnt auch, daß in Korea Brillen aus „Edelstein“ getragen würden, und daß er selbst derartige gesehen habe. Ich kann mir den Ausdruck des Reisenden nicht recht erklären; vielleicht meint er Bergkrystall.

bis an die Hälfte der Wade reicht und wie ein Unterrock geformt iſt. Erſt ganz nahe am unteren Rande theilt ſie ſich durch eine Abnaht in zwei etwa 1½ m weite Beinlinge; auch iſt ſie dadurch von den Beinkleidern unſerer Frauen verſchieden, daß ſie keinen Schlitz hat. Das Zeug zu dieſem Kleidungsſtücke iſt je nach dem Wohlſtande der Beſitzerin von größerem oder geringerem Werthe und je nach der Jahreszeit ſtärker oder dünner. Ueber dieſe Unterhoſe ziehen die koreaniſchen Frauen eine zweite von weißem Zeuge, welche bis an die Knöchel reicht und hier ganz eng anſchließt, im Uebrigen aber den in Europa gebräuchlichen Frauenhoſen gleicht. Die Beinkleider nun werden wiederum bedeckt durch einen etwa 1 m langen weißen Rock, welcher um die Hüften mit Bändern befeſtigt wird. Derſelbe iſt wie eine Schürze hinten offen, aber von einer derartigen Weite, daß die Enden ſo weit über einander greifen, daß das Sichtbarwerden der darunter liegenden Kleidungsſtücke ſelbſt bei ſtarkem Winde nicht möglich iſt. Die Strümpfe der Frauen gleichen vollkommen den bei den Männern gebräuchlichen, und daſſelbe gilt auch von den Schuhen, die ſich nur durch zierlichere Arbeit und buntfarbigen Zeug- und Lederbeſatz von denen jener unterſcheiden.

Die Haare werden in zwei Zöpfe geflochten und, wenn ſie ſchwach ſind, durch falſche erſetzt. Beide werden vom Genick aus, wo man auch die falſchen zu befeſtigen pflegt, oberhalb der Ohren nach vorn gelegt und auf dem Vorderkopfe in eine Roſette zuſammengeſteckt, welche im Allgemeinen den einzigen Kopfſchmuck der Koreanerinnen bildet. Denn nur die Bräute pflegen an ihrem Hochzeitstage einen etwa 65 cm langen und 20 cm breiten Streifen aus ſchwarzem, dünnem Zeuge, der in einfachſter Weiſe mit weißen Perlen benäht iſt, vermittels einer Hornnadel in den Haaren zu befeſtigen, ſo daß derſelbe auf dem Rücken herunterhängt. Uebrigens kommt bei derſelben Gelegenheit auch noch ein anderer Kopfſchmuck zum Gebrauch, der aus einem kleinen weißen Zeugkiſſen beſteht. Daſſelbe iſt ebenfalls mit weißen Perlen benäht und trägt in der Mitte ein kleines viereckiges Holzſtückchen, welches roth gefärbt iſt. Mit ähnlichen Kopfbedeckungen ſind auch die kleinen Kinder verſehen, doch weichen ſie von den vorher genannten dadurch ab, daß ſie noch an den Seiten eine Reihe von bunten Zeugſtreifen tragen, welche längs der Backen herabhängen. Damit dieſe Streifen nicht zu ſehr flattern und namentlich nicht die Augen verletzen, werden ſie durch querlaufende Bänder, die man darüber näht, feſtgehalten. Der ganze Schmuck gewährt einen mehr wunderlichen als ſchönen Anblick[1]).

Da jeder Koreaner Soldat iſt, ſo ſind ſie auch alle mit Waffen verſehen. Jacobſen ſah bei ihnen neben alten Gewehren und ziemlich plumpen Lanzen beſonders Bogen und Pfeile. Die erſteren, welche keine bedeutende Länge haben, beſtehen aus Horn und ſind mit Baſt umwickelt; als Sehnen dienen entweder Darmſaiten oder Stricke. Dort, wo der Pfeil aufliegt, zeigt ſich der Bogen beträchtlich verdickt, wohl um feſter in der Hand des Schießenden zu ruhen. Die Pfeile beſtehen aus Holz und Rohr mit angelartiger Spitze. Sie werden in röhrenförmigen Köchern aufbewahrt, welche nach dem fein polirten Holze, aus welchem ſie beſtehen, und nach dem ziemlich kunſtvollen Metallbeſchlage, mit welchem ſie verziert ſind, zu urtheilen, chineſiſches Fabrikat zu ſein ſcheinen. Köcher und Bogen pflegt man in Ueberzüge aus ſtarkem Leinenzeug zu ſtecken, um ſie vor ſchädlichen Witterungseinflüſſen zu ſchützen.

In der Korbflechterei ſind die Koreaner außerordentlich geſchickt. Als Material dazu dient ihnen Baſt und die Rinde des Bambu, die in feine Streifen geſchnitten wird. Den Produkten ihrer Kunſt geben ſie die mannigfaltigſten Formen. Bald ſind die Körbe viereckig, bald rund; bald ſind ſie mit Deckeln verſehen, bald oben offen; bald ſind ſie nicht ohne Geſchmack bunt bemalt oder mit nach japaniſcher Art lackirtem Papier überzogen, bald haben ſie ihre Naturfarbe behalten; immer aber legen ſie Zeugniß von der nicht gewöhnlichen Fertigkeit und dem Schönheitsſinn ihrer Schöpfer oder Schöpferinnen ab. Daſſelbe darf man behaupten von den in den mannigfaltigſten Formen erſcheinenden muldenartigen Holzſchalen, welche ſie zum Aufbewahren und Auftragen der Speiſen oder auch als Trinkgefäße benutzen, und ferner auch von den bemalten Holzkiſten, welche ihnen, wie oben bemerkt, zur Aufbewahrung ihrer Habſeligkeiten dienen.

Die Speiſen werden in größeren Quantitäten für den ganzen Haushalt in den großen Keſſeln des Ofens zubereitet; für die Zubereitung kleinerer Portionen benutzen ſie einen tragbaren Herd eigenthümlicher Art. Derſelbe beſteht aus einem mächtigen irdenen Topfe mit Zuglöchern an den Seiten, der mit Kohlen gefüllt und dann an der Oberfläche mit einem Deckel geſchloſſen wird. Auf dieſes Gefäß, das ſich ſehr ſchnell erwärmt, werden dann in kleineren Metallſchalen die Speiſen geſtellt und zum langſamen Kochen gebracht. Eigenthümlich iſt es, daß jede einzelne Perſon ihr Mahl an einem beſonderen kleinen Tiſchchen einnimmt. Dieſe Tiſchchen ſind etwa 30 cm hoch und beſtehen aus einer runden, oft recht hübſch verzierten Platte, welche auf vier kunſtvoll geſchnitzten Füßen ruht. Zu jedem dieſer Tiſche, an denen ſich die Eſſenden auf den Boden niederkauern, gehören ſieben bis acht flache Metallſchüſſeln, welche ſo gearbeitet ſind, daß eine immer in die andere nächſt größere hineinpaßt. Jede derſelben hat einen Deckel, um die Speiſen warm zu halten. Man ißt entweder nach chineſiſcher Manier mit Eßſtäbchen, welche, wie oben bemerkt, jeder Mann in einem Behälter am Gürtel trägt, oder auch mit Löffeln. Die Hauptnahrung bildet der Reis; die bei den von Jacobſen beſuchten Koreanern in der Gegend von Nikolskoe beliebteſte Speiſe war jedoch eine aus vegetabiliſchen Stoffen bereitete Suppe, die gar nicht übel ſchmeckte und, wie es ihm ſchien, in ganz beſonderem Maße als ein Gericht angeſehen wurde, das man ſeinen Gäſten vorſetzen dürfe; wenigſtens wurde es öfters angeboten. Auch ein ſtark gewürzter Fiſchſalat mit pikanter Sauce ſpielte bei ſeinen Wirthen eine bedeutende Rolle; ärmere Leute begnügen ſich meiſtens mit Hirſe und Eiern anſtatt des Fleiſches.

Von weiterem Hausrath der Koreaner führe ich hier noch Folgendes an. In jedem Hauſe findet man Staubbeſen aus Faſanenfedern und ein röhrenförmiges Geſtell zur Aufnahme der Schreibpinſel. Zu dieſem gehört als weiteres Schreibgeräth ein rechteckiger, oben etwas eingetiefter Stein und ein kleines Töpfchen. Auf dem erſteren wird die Tuſche zerrieben, welche man zum Schreiben verwendet, nachdem man in die Vertiefung aus dem Töpfchen etwas Waſſer gegoſſen hat. die Schreibkunſt iſt übrigens ebenſo wie das Leſen faſt allen Koreanern völlig geläufig; die Volksbildung ſteht auf einem viel höheren Standpunkte als in einigen europäiſchen Staaten[1]). Beim Rechnen bedienen ſich die Koreaner einer Anzahl von kleinen Stäben, welche in beſtimmte Figuren zuſammengelegt werden, die dann Zahlen bedeuten. Eigenthümlich iſt ein Geräth, welches die Koreanerinnen zum Plätten der Kleider gebrauchen. Daſſelbe hat eine Länge von etwa 40 cm und beſteht aus einem hippenartig gekrümmten Stück Eiſen, das in einen Hohlgriff

[1]) Die koreaniſchen Frauen ſcheinen nicht ſehr auf den Putz bedacht zu ſein; die einzigen Schmuckgegenſtände, welche Jacobſen bei ihnen ſah, waren Fingerringe, deren jede Koreanerin zwei trug.

[1]) Die vornehmeren Koreaner beherrſchen übrigens faſt ſämmtlich auch die chineſiſche Sprache.

eingelassen ist. Die Außenseite des eisernen Bogens wird in glühenden Kohlen erhitzt und dann nach Art unserer Plätten benutzt.

Das Möblement der koreanischen Wohnungen ist sehr ärmlich. Tische existiren nur in der Form der Eßtischchen, Stühle fehlen gänzlich, da man sich auf den mit Matten bedeckten Fußboden meist in hockender Stellung niederläßt; ja selbst eigentliche Betten scheinen nicht vorhanden zu sein. Soweit Jacobsen in dieser Beziehung sich unterrichten konnte, schläft man auf häufig recht kunstvoll gefertigten Matten, die auf den Fußboden gebreitet werden, und benutzt als Decken Filzteppiche, die aber vielleicht nicht eigenes Fabrikat sind. Hier will ich noch ein bettschirmartiges Gestell erwähnen, welches nach Jacobsen's Berichte in jedem wohlhabenden Hause vorhanden ist und sich durch recht geschmackvolle Malerei auszeichnet, nach den Andeutungen des Reisenden aber eine Bedeutung im Kultus zu haben scheint. Dieser Schirm wird halbkreisförmig aufgestellt und zwar je nach der betreffenden Gelegenheit so, daß einmal die eine Seite desselben den inneren Bogen des Halbkreises bildet, im zweiten Falle die andere. Er kommt zur Verwendung, wenn die junge koreanische Hausfrau am Tage nach ihrer Hochzeit von älteren Frauen ihrer Bekanntschaft besucht und in aller Form in den Kreis der Frauen aufgenommen wird. Dann nimmt die Gesellschaft, welche außer der jungen Ehefrau nur fünf Personen zählen darf, innerhalb des Bogens Platz, der in diesem Falle seine Bilder freundlichen Inhalts ihnen zukehrt, womit vielleicht den guten Wünschen für die neue Ehe Ausdruck gegeben werden soll. Die andere Seite des Schirmes kommt zur Geltung, wenn Vater oder Mutter gestorben sind. Die Leichen werden dann drei bis vier Tage in den durch den Schirm gebildeten Halbkreis gestellt, welcher auch nach ihrer Entfernung noch längere Zeit — vermuthlich während der oben schon angegebenen Trauermonate — als Aufenthaltsort der Verstorbenen angesehen wird. Das geht aus dem Umstande hervor, daß die Hinterbliebenen dorthin die Kleider der Todten bringen und täglich Tabak, Pfeifen, Speisen und Getränke dort aufstellen.

Die Erleuchtung des koreanischen Hauses wird durch Oellampen und Kerzen bewerkstelligt. Erstere, den antiken in der Form ähnlich, haben ihren Platz besonders in dem großen Vorraum des Hauses und stehen dort auf einfachen Holzgestellen. Die Kerzen sind nicht wie die unseren vertikal gestellt, sondern horizontal. Sie bestehen aus einem dünnen Holzstabe, der mit Werg umwickelt ist. Um denselben an dem Holze festzuhalten und wohl auch um sein zu schnelles Verbrennen zu hindern, wird er mit einem Teige aus Hirse belegt. Bei dem Scheine dieser primitiven Beleuchtung spielen die koreanischen Männer nach gethaner Arbeit am Abend Domino oder Karte — diese sind aus Oelpapier hergestellt — oder unterhalten sich mit Brettspielen und Rauchen, bis sie zum Theil in den Schlafzimmern, zum Theil auf dem großen Ofen ihr Lager aufsuchen.

Die Lückenhaftigkeit der vorstehenden Mittheilungen, welche Niemand deutlicher empfindet als der Verfasser selbst, wird in Jedem, der ein lebhaftes Interesse für völkerkundliche Fragen besitzt, den Wunsch rege machen, daß es bald gelingen möge, Korea, das noch immer „ein verschlossenes Land“ ist, dem Verkehr der europäischen Völker und damit der Wissenschaft zu öffnen, für welche hier noch ein weites Feld der Forschung bereit ist.

Die Kolonisationsversuche in Madagascar.

Von Dr. C. Keller.

I.

Die ostafrikanischen Gebiete, welche lange Zeit hindurch in Europa wenig beachtet wurden, dafür aber seit alter Zeit die Aufmerksamkeit der Araber in hohem Maße in Anspruch nahmen, treten in der Gegenwart in den Vordergrund der kolonialen Interessen Europas. Auf dem Festlande hat Deutschland begonnen, sich in größere Unternehmungen einzulassen, auf der ostafrikanischen Inselwelt, insbesondere in Madagascar, hat Frankreich einen erneuten Kolonialanlauf genommen. Das alte Europa, dessen Gewand vielfach zu eng geworden, versucht sich hier auszudehnen, sich hier neue Absatzgebiete zu verschaffen und günstige Produktionsgebiete zu erwerben.

Betrachten wir die Seite ganz nüchtern, ohne Schwärmerei, aber auch ohne unmotivirten Pessimismus, so werden Schwierigkeiten und zeitweise Enttäuschungen nicht ausbleiben — eine Kolonie wird nicht von heute auf morgen geschaffen, mag man eine Ackerbaukolonie oder eine bloße Handelskolonie im Auge haben. Geschick und Ausdauer, vor allen Dingen auch materielle Opfer sind unerläßlich; eine Kolonie muß oft auch ihre Kinderkrankheiten durchmachen, bis sie erstarken kann. Dennoch steht für mich fest, daß die ostafrikanischen Gebiete einen Aufschwung nehmen müssen. Dies wird namentlich auch von dem noch so wenig bekannten Inselland Madagascar gelten, über welches wir in Europa noch sehr ungenaue Vorstellungen besitzen. Wer das Land aus eigener Anschauung kennt, wird kaum begreifen, warum dieses werthvolle Besitzthum bisher noch so wenig gewürdigt wurde, obschon bereits gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts seine Kolonisation ernstlich in Angriff genommen und seither die Versuche immer wieder erneuert wurden. Nur die Geschichte giebt uns hierüber einen richtigen Aufschluß, und wenn man dieselbe durchgeht, so ist sie höchst lehrreich. Sie hat gerade in der Gegenwart ein erhöhtes Interesse, nicht weil die Kolonisationsversuche in Madagascar immer mustergültig waren, sondern weil sie im Gegentheil zeigen, wie schwer sich die Mißgriffe und Fehler bei der Kolonisation rächen können.

Es war im 15. und 16. Jahrhundert, als die seefahrenden Nationen Europas ihre Unternehmungen in den indischen Gewässern anbahnten. Vasco de Gama hatte die Südspitze von Afrika erreicht und den Seeweg nach Indien gefunden. Da konnte die große im Südosten Afrikas gelegene Insel nicht mehr lange verborgen bleiben. Zwar hatte man schon durch Marco Polo Kunde von derselben erlangt und die arabischen Handelsschiffe hatten schon längst deren Küsten besucht, aber die eigentliche Entdeckung erfolgte erst 1506 durch die Portugiesen. Trotz der glänzenden Schilderungen, welche die Seefahrer von Madagascar entwarfen, begnügten sich dieselben, sie San Lorenço zu taufen; Kolonien legten sie nicht an. Die Welt war damals noch

nicht vertheilt, man griff nur nach den besten Bissen, es entstanden damals noch keine Händel wegen ein paar Inselchen, der Papst hatte noch nicht als Schiedsrichter wegen einem liliputanischen Archipelchen zu fungiren — und so gab man Madagascar den Holländern preis, welche sich indessen nur vorübergehend ansiedelten, so daß mit Beginn des 17. Jahrhunderts die Insel bereits verlassen war. Sie blieb es bis zum Jahre 1642. Unter der Herrschaft Ludwig's XIII. richteten die Franzosen ihre Blicke auf dieselbe.

Das System der Kolonisation war damals ein anderes als heute, wo die Regierungen von Anfang an einen gewissen Verwaltungsapparat einsetzen und entweder eine militärische oder eine bürgerliche Einrichtung herstellen. Man überließ damals die Kolonisation mehr der Initiative privater Gesellschaften, welche Ländereien für kürzere oder längere Dauer zugesichert erhielten und auf eigene Rechnung und Gefahr Kolonien gründen und nach Belieben Vortheile aus ihren Unternehmungen ziehen konnten. So bildete sich denn unter Kapitän Rigault eine französische Gesellschaft, welcher der Kardinal Richelieu das Recht verlieh, für 10 Jahre ausschließlich die Reichthümer der Insel auszubeuten unter der Bedingung, von derselben im Namen des Königs Besitz zu ergreifen.

Die Leitung des Unternehmens wurde einem Agenten, einem gewissen Pronis, übertragen, welcher mit 12 Franzosen im März die französische Küste verließ und im September in Madagascar ankam. Er setzte sich im Süden der Insel, in Mangafia, fest und erhielt bald nachher noch 70 weitere Kolonisten. Man ging alsdann an die Erbauung des Fort Dauphin.

Der große Nachtheil, den eine private Gesellschaft bei einer Kolonialunternehmung hat, beruht in dem Umstande, daß so zu sagen alle Gewalt in den Händen eines Agenten ruhen muß, und die Auswahl eines solchen nicht immer mit der Umsicht geschehen kann, wie es einem staatlichen Verbande möglich ist. Gerade für den Anfang ist große Umsicht, Energie, aber auch humanes Wesen gegen Angehörige wie Eingeborene unerläßlich. Die Gesellschaft Rigault hatte in der Wahl ihres Agenten entschieden kein Glück. Pronis war ein Taugenichts und roher Mensch zugleich. Schon nach kurzer Zeit ging in dem Fort Dauphin alles darunter und darüber. Die Kolonisten litten Mangel und die Eingeborenen nahmen eine drohende Haltung an. Der Madagasse ist von Natur ein gutmüthiger Mensch, verlangt aber vor allen Dingen eine gerechte und schonende Behandlung. Welche unerhörte Treulosigkeit aber Pronis gegenüber den Eingeborenen beging, beweist folgender Vorfall: Eines Tages kam der Gouverneur von Mauritius, Vandermester, nach Madagascar hinüber und verlangte von Pronis eine Anzahl Sklaven für die damals holländische Besitzung. Der herzlose Agent ließ einfach die Madagassen, welche im Fort Dauphin arbeiteten oder Lebensmittel brachten, aufgreifen und lud nachher die Eingeborenen der Umgebung in das Fort ein unter dem Vorwande, er wolle ihnen Geschenke an Fleisch verabreichen, sperrte sie dann ein und ließ sie auf das holländische Schiff bringen. Daß dieser Vorfall die Eingeborenen aufs Tiefste empören mußte, liegt auf der Hand. Die Aufführung des Agenten war derart, daß seine eigenen Leute revoltirten, ihn gefangen nahmen und in Fesseln schlugen. Erst dem Kapitän eines später ankommenden Schiffes gelang es, ihn wieder zu befreien.

Unterdessen hatte man in Frankreich Kunde über den Gang der Dinge in Madagascar erhalten und 1648 sandte die Gesellschaft Flacourt ab, um den bisherigen Agenten zu ersetzen. Flacourt war ohne Zweifel eine wackere Natur und ein Mann von tüchtiger Bildung. Das von ihm hinterlassene Werk über seine Erfahrungen in Madagascar im Jahre 1661 veröffentlicht, gehört heute noch mit zu dem Besten, was über jenes Land geschrieben wurde, und verräth eine ungewöhnliche Gabe der Beobachtung. Er scheint aber mehr Theoretiker als Praktiker gewesen zu sein und verstand es nicht, die Eingeborenen zu gewinnen. Er ging von dem Grundsatz aus, daß eine militärische Disciplin und eine unerbittliche Strenge gegenüber den Eingeborenen am sichersten zum Ziele führe. Allein dieser Grundsatz wird bei allen primitiven Völkern nur abstoßen, und geht man seine Berichte durch, so kehren die fortwährenden Klagen über die Unzuverlässigkeit der Madagassen immer und immer wieder; er schildert seine fortwährenden Kämpfe und Kriege und läßt in zwei Jahren 50 Dörfer zerstören. Also immer noch permanenter Kriegszustand. So waren die 10 Jahre der Concession abgelaufen, die Gesellschaft Rigault hatte kein greifbares Resultat erlangt und die Eingeborenen verwünschten die Weißen.

In Frankreich hatte dies derart verstimmt, daß der bisherigen Gesellschaft keine neue Concession gegeben wurde; es bildete sich eine andere. Sie betraute einen gewissen Champmorgon mit der Leitung des Unternehmens in Madagascar und dieser trat anfänglich mit dem richtigen Takte auf, schloß mit den angesehensten Häuptlingen der Umgebung Friedens- und Freundschaftsverträge, bei welchen ein seit Jahren im Lande ansässiger Franzose, Namens Lacase, gute Dienste leistete.

Unglücklicher Weise tauchte später die Idee auf, eine möglichst schnelle Christianisirung, welche auch Flacourt in seinem Reiseberichte empfahl, vorzunehmen. Es erschien der Pater Etienne, ein Lazarist und fanatischer Kopf, welcher die Bekehrungsversuche ebenso naiv wie temperamentsvoll betrieb. Er hatte es zunächst auf den einflußreichen Häuptling Dian-Manong abgesehen, reiste in sein Dorf, drang in sein Haus ein, stellte ihm Himmel und Hölle vor, warf seine Götzenbilder gleich altem Plunder ins Feuer und wollte ihn taufen. Man braucht nicht Madagasse zu sein, um zu begreifen, daß eine solche Hintansetzung aller Rücksichten auf das Hausrecht damit endigte, daß der Diener der Kirche etwas unsanft an die Luft gesetzt wurde. Der Häuptling gerieth derart in Wuth, daß er den Pater auf seinem Heimwege angriff und erwürgte. Die unerquicklichsten kriegerischen Ereignisse waren die unmittelbarsten Folgen dieses Zwischenfalles, blutige Scenen folgten, die Kolonisten hatten Unglück und wurden im Fort Dauphin eingeschlossen.

Trotzdem schien Madagascar auf einen Schlag einer großen Zukunft entgegen gehen zu sollen. Unter dem Minister Colbert bildete sich 1664 eine große ostindische Kompagnie mit einem Kapital von 15 Millionen Franken, für die damalige Zeit eine ganz hübsche Summe. Diese große ostindische Kompagnie sollte im großen Stile vorgehen und gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe treffen. Sie sollte in Indien und China große Handelsoperationen ausführen und gleichzeitig Madagascar kolonisiren. Die Insel lag ja auf halbem Wege nach Indien, sie konnte zur Verproviantirung der Schiffe dienen, es ließen sich großartige Handelsdepots auf derselben anlegen und nebenbei versprachen die natürlichen Hilfsquellen des Landes reichen Gewinn. Als Sitz der administrativen Vertretung war Fort Dauphin ausersehen. Man fand sich mit der bisherigen Madagascar-Kompagnie ab. Zwar kam der Vorfall mit dem Pater Etienne etwas ungelegen, aber die Beziehungen mit den Eingeborenen ließen sich ja mit einigem Geschick wieder in das richtige Geleise bringen.

Schon 1665 ging die Vorhut der großen ostindischen Expedition nach Madagascar ab, die Verwaltungsbeamten

richteten sich in Fort Dauphin ein und nahmen mit richtigem Takt die Beziehungen zu dem erzürnten Dian-Manong wieder auf. Er sowohl als zahlreiche andere eingeborene Fürsten ließen sich für diesmal noch besänftigen, glaubten an die Ehrlichkeit der Weißen und leisteten den Eid der Treue. Die friedliche Eroberung von Madagascar war auf besten Wegen, die Hauptexpedition mit dem Generalgouverneur war eingetroffen. Alles war dazu angethan, eine sichere Etappe nach Indien zu begründen, aus Madagascar eine blühende Kolonie zu schaffen, und niemals vereinigten sich so viele günstige Umstände zu einem gemeinsamen Ziele. Hätte man dieses Ziel verfolgt, so hätte Frankreich einen reichen Gewinn gezogen und die späteren Verlegenheiten wären ihm erspart geblieben.

Unglücklicher Weise machte sich im Schooße der ostindischen Gesellschaft immer mehr die Anschauung geltend, man solle das Kolonisationsprojekt in Madagascar fallen lassen und sich auf rein commercielle Unternehmungen in dem reichen Indien einlassen, damit keine Zersplitterung der Kräfte erfolge. Die Regierung trat darauf ein und begnügte sich, den Admiral La Haye als Kommandanten nach dem Fort Dauphin zu schicken, um die französischen Interessen zu überwachen. Dieser verfuhr als Soldat, behandelte die Leute mit rücksichtsloser Strenge und verwickelte sich in neue Händel mit der eingeborenen Bevölkerung. Unter der letzteren entstand eine derartige Gährung, daß der Kommandant mit Rücksicht auf seine Sicherheit zur Abreise genöthigt wurde. Die zurückgebliebenen Unterbeamten suchten friedliche Unterhandlungen anzubahnen, allein die Eingeborenen erklärten, daß sie fortwährend zum Besten gehalten worden, und schlugen jede Versöhnung aus. Sie belagerten das Fort Dauphin, stürmten 1672 die Festung und erwürgten sämmtliche Europäer. So hatten also die Fehler in der Behandlung des eingeborenen Elementes, die Mißgriffe in der Verwaltung und die Unklarheit in den zu verfolgenden Zielen ein vollständiges Fiasko herbeigeführt. Die Kolonisationsversuche waren nach der kurzen Periode von 30 Jahren gescheitert und damit auch für lange Zeit unmöglich gemacht.

Indessen ganz ohne Früchte blieben diese Bestrebungen nicht, wenn sie auch ein jähes und klägliches Ende nahmen. Die Aufmerksamkeit war einmal auf jene Meeresgebiete gerichtet worden und sowohl Pronis als Flacourt hatten bereits die Ostküste, dann auch die benachbarten Mascareneninseln gelegentlich besucht. Als unter der Gesellschaft Rigault eine Meuterei ausbrach, wurde ein Dutzend der Empörer nach dem benachbarten Mascarenhas, der späteren Insel Bourbon oder dem heutigen Réunion, in die Verbannung geschickt. Die heruntergekommenen Kolonisten fanden ein fruchtbares Land mit herrlichem Klima vor, in welchem sie sich bald erholten. Später kamen neue Elemente und siedelten sich zunächst an der Westküste an. Nachdem die Holländer ihre Niederlassungen auf der Insel Mauritius aufgegeben hatten, nahmen die Franzosen von derselben Besitz und die beiden Inseln wurden nach und nach zu aufblühenden Kolonien.

Mit dem verlassenen Madagascar, in welchem sich nur vereinzelte Abenteurer ab und zu gehalten hatten, wurde auf dem Wege des Tauschverkehres wieder Fühlung gewonnen. Mit der Zunahme der Bevölkerung von Bourbon und Mauritius mit den immer ausgedehnteren Pflanzungen mußte der Bedarf an Fleisch von außen bezogen werden, da diese Inseln verhältnißmäßig wenig Weideland besitzen, und Madagascar mit seinen reichen Viehheerden war die natürliche Bezugsquelle. Es entwickelte sich jener Verkehr mit der Ostküste, wie er heute noch von den kreolischen Händlern geübt wird. Damit fand allerdings auch der Alkohol in verderblicher Weise seinen Weg nach Madagascar und, wenn man die Berichte von Flacourt liest, welcher sich über das Volk der Betsimisaraka außergewöhnlich günstig ausspricht, so sieht man nur zu deutlich, wie furchtbar rasch dieses Volk durch ihn heruntergekommen sein muß. Daß der Handel ziemlich schwunghaft betrieben wurde, geht daraus hervor, daß durch königlichen Erlaß im vorigen Jahrhundert den Kreolen wiederholt in Erinnerung gebracht wurde, daß die Regierung sich ausdrücklich die Handelsrechte an der Küste von Madagascar wahre.

Ein Jahrhundert war bereits über die traurige Katastrophe von Fort Dauphin hinweggegangen, als Frankreich wiederum daran dachte, sich auf Madagascar in neue Kolonialunternehmungen einzulassen. Hatten die Versuche der Periode von 1642 bis 1672 nach anfänglichen Mißgriffen schließlich einen ernsthaften Charakter angenommen, so wurde in der neuen Periode ein anderer Weg betreten, welcher vom eigentlichen Schwindel verzweifelt wenig abwich — es begann die Aera Beniowsky. Dieser Name ist heute noch nicht vergessen, und man weiß, daß Graf Beniowsky eine der merkwürdigsten und abenteuerlichsten Figuren im vorigen Jahrhundert war. Maßlos eitel und aufgeblasen, von der Sucht besessen, stets von sich reden zu machen, war dieser Mann andererseits wieder von einer erstaunlichen Gewandtheit im Verkehr nicht nur mit hohen und höchsten Personen, sondern beherrschte durch sein fascinirendes Wesen auch primitive Menschen mit derselben Leichtigkeit. Er ist ein seltsames Gemisch von Genie und Aventurier. Er hat heute noch seine Vertheidiger, wenn auch nüchterne Naturen oft schonungslos über ihn urtheilen mußten.

Beniowsky, erst in Ungarn lebend, verwickelte sich in eine russische Verschwörung und wurde nach Kamtschatka verbannt. Seine Intelligenz und seine weltmännische Bildung verschafften ihm dort ein erträgliches Loos, er wußte sich beim Gouverneur einzuschmeicheln, erhielt dessen älteste Tochter zur Frau und benutzte dieses außerordentliche Zutrauen, um einen Fluchtversuch zu bewerkstelligen. Er bemächtigte sich eines Schiffes und brannte mit seinen Gefährten durch. Ohne nautische Kenntnisse zu besitzen, gelangte er in die chinesischen Gewässer; der Kapitän eines französischen Handelsschiffes nahm ihn an Bord, war aber froh, als er die Gesellschaft auf den Mascarenen los wurde. In der Kolonie trat er anmaßend auf und reiste bald nach Frankreich, wohin ihm sein Ruf vorausgegangen war. In Paris, wo man eine pikante Persönlichkeit immer mit Sympathie aufnahm, wußte er sich zum Tagesgötzen zu machen und hatte vielfach Beziehungen zu gouvernementalen Kreisen.

Er heckte nichts Geringeres aus, als die Idee der Kolonisation von Madagascar und er erhielt in der That die officielle Mission, dieses Unternehmen in Ausführung zu bringen. Man versprach ihm 300 Mann Truppen mitzugeben und ihm Jahr für Jahr 120 Kolonisten, ferner Waffen, Munition und Waaren zum Tauschverkehre zu schicken. Er bereitete sich zur Abreise vor und wenige Stunden vor derselben übergab man ihm ein Schriftstück zur Legitimation gegenüber dem Gouverneur von Mauritius und Bourbon. Vorsichtiger Weise war darin die bisher verschwiegene Klausel enthalten, daß die nöthigen Mittel von der Administration dieser Inseln gebilligt werden müssen. Da der Graf gegen diese Klausel Einsprache erhob, beruhigte man ihn mit der Versicherung, der Gouverneur werde durch eine besondere Verfügung angewiesen, die Bestrebungen Beniowsky's zu unterstützen. Sei es aber, daß man im Ministerium dem Landfrieden nicht traute, sei es, daß die Sache vergessen wurde — diese Verfügung ging niemals nach Mauritius.

Am 22. September 1773 landete Beniowsky in Mauritius. Da seine Persönlichkeit dort bereits nicht mehr ganz unbekannt war, bereitete man ihm keineswegs einen glänzenden Empfang. Der Gouverneur Ternay erklärte, er sei ohne Instruktionen von Paris und zog den Grafen mit ausweichenden Bescheiden hin. Die Anhänger von Beniowsky haben dieses Verhalten als kleinlichen Neid ausgelegt. Allein wer die Verhältnisse in Bourbon und Mauritius näher kennt, muß sofort gestehen, daß es den Kolonisten dieser Insel, welche heute noch vielfach von Madagascar abhängig sind, durchaus nicht gleichgültig sein konnte, was auf dieser großen Insel unternommen wurde. Angenommen, eine europäische Kolonie in Madagascar hätte Erfolge erlangt, sich aber der Verwaltung von Bourbon und Mauritius unfreundlich gegenüber gestellt, so wäre es ihr möglich geworden, die bereits bestehenden Kreolen-Kolonien zu lähmen oder gar zu ruiniren. Es hätte ein Gouverneur von Madagascar ganz einfach die Viehausfuhr, die Ausfuhr von Arbeitern und den Eintritt kreolischer Händler verbieten können. Es war daher ganz natürlich, daß die Administration, die Händler und die Pflanzer mit aller Macht gegen ein unabhängiges Vorgehen von Beniowsky, dessen Geriebenheit zu fürchten war, zu stemmen begannen.

Dessenungeachtet ging derselbe nach Madagascar und setzte sich 1774 in der großen Bucht von Antongil fest und gründete dort an einer möglichst ungesunden Stelle die Niederlassung Louisbourg; aber die Fieber machten seine Leute alsbald krank. Im Verkehr mit den Eingeborenen von einer nicht gewöhnlichen Gewandtheit, wußte er mit den übrigens sehr gutmüthigen Küstenstämmen sich in gutes Einvernehmen zu setzen, die Sakalaven jedoch, damals die Beherrscher der Insel, nahmen eine feindselige Haltung an und bedrohten die Unternehmung, wobei das Glück Beniowsky günstig war. Nach den Schilderungen eines Augenzeugen muß es damals an der Antongilbai originell genug ausgesehen haben. Die Stadt Louisbourg muß sich bei näherer Betrachtung auf eine sehr bescheidene Anlage einiger Bauten beschränkt haben; die Kolonisten sahen elend und zerlumpt aus; Beniowsky war umgeben von einer Schaar phantastisch herausgeputzter Soldaten; der Geschäftsgang soll bei der Kontrole sehr zu wünschen übrig gelassen haben; die Verwaltung von Mauritius behauptete, die Mittel würden verschlendert; Beniowsky seinerseits behauptete, seine Angestellten hätten ihn betrogen. Wer Recht hat, soll unentschieden gelassen werden; so viel ist aber sicher, daß das ganze Unternehmen auf unsolider Basis beruhte und daher vom Mutterlande aus auch nicht mehr unterstützt wurde. Die Komödie war zu Ende und man verabschiedete den Grafen mit dem wohlfeilen Ehrensäbel, den man für solche Fälle in Bereitschaft hat.

Einem Phantasten wie Beniowsky mußte aber dieses Ende eines Abenteuers zu prosaisch vorkommen. Er wandte sich an die Eingeborenen; eine alte Madagassin, die den Namen Susanne erhalten, wurde gewonnen; sie mußte den Eingeborenen die Idee beibringen, daß Beniowsky von einer alten fürstlichen Madagassenfamilie abstamme; es wurde eine große Volksversammlung, ein madagassischer Kabar, veranstaltet und Beniowsky zum Könige ausgerufen. Man hat daraus folgern wollen, daß er damit ein eminentes Meisterstück vollführte und in seltenem Grade die Gunst der Eingeborenen erwarb. Aber man vergißt, daß das weiße Blut in Madagascar von jeher in großem Ansehen stand; in ähnlicher Weise hat früher ein französischer Korporal ein Königreich begründet und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Mulatte König von Tamatave. Diese Leistung ist also keineswegs staunenswerth.

Im Jahre 1776 reiste der Graf nach Frankreich, um sein Königreich gleichsam auf dem Präsentirteller zu überreichen. Aber in Paris hatte man längst einem anderen Tagesgötzen zugejubelt und das Ministerium in Paris blieb kühl. Nach diesem Mißerfolge wandte er sich nach Oesterreich und England, um sein Königreich anzubieten, aber ohne Erfolg. Es ist kaum begreiflich, daß die Vertheidiger des Aventuriers, welche heute noch voll Bewunderung für Beniowsky's Thaten sind, niemals eingesehen haben, daß in diesem Schritte eine Rechtsverletzung der allergröbsten Art vorlag. Beniowsky hatte kein Königreich in Madagascar an eine fremde Regierung zu verschenken; es konnte ihm so wenig als den Ministern, mit denen er unterhandelte, unbekannt sein, daß Frankreich sofort gegen einen derartigen Eingriff in herkömmliche Rechte Protest erheben werde. Der Graf wandte sich schließlich nach Amerika und kehrte 1784 nach Madagascar zurück, wo seine Haltung gegenüber der Verwaltung in Mauritius eine feindselige wurde. Die Kreolen verlangten energische Maßregeln; man schickte eine kleinere Truppenabtheilung nach der Antongilbai — eine Kugel machte dem edlen Grafen ein Ende. Damit hatte die zweite Kolonisationsära, welche schon bei ihrem Beginne den Stempel des Schwindels an ihrer Stirne trug, ihren regelrechten Abschluß gefunden.

Ganz vergessen blieb Madagascar jedoch nicht. In der Folge kamen zahlreiche Kreolen von den Mascarenen herüber und begründeten an der Küste Handelsniederlassungen und Pflanzungen. Dieselben blühten derart auf, daß eine besondere Agentur errichtet werden mußte, welche der Verwaltung von Mauritius unterstellt war.

Das Aufblühen von San Diego in Süd-Californien.

Unter den Städten Süd-Californiens hat San Diego, wie die dort erscheinende „Süd-California Deutsche Zeitung“ schreibt, während der letzten zwei Jahre einen wunderbaren Aufschwung genommen. Die Bevölkerung der Stadt, welche sich im Jahre 1870 auf 2300, in 1880 auf 2600, im April 1886 auf 6300 Seelen belief, beträgt jetzt nach der im März dieses Jahres abgehaltenen Zählung über 11 300.

San Diego liegt an der Bai gleichen Namens, in der südwestlichen Ecke von Californien, unter 32° nördlicher Breite und 117° westlicher Länge, 480 englische Meilen südlich von San Francisco und 15 Meilen nördlich von der mexicanischen Grenze. Der Hafen resp. die Bai von San Diego ist circa 14 Meilen lang (25 Quadratmeilen Flächeninhalt) und variirt in der Breite von einer Meile vor der Stadt bis zu $2^1/_2$ Meilen gegenüber National City, der 4 Meilen weiter südlich liegenden und an das Stadtgebiet von San Diego fast angrenzenden Schwesterstadt.

Die Bai wird durch eine Landzunge gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt; die Einfahrt in dieselbe liegt zwischen dieser Landzunge und einem hohen Vorgebirge und ist den größten Seeschiffen zugänglich, weil selbst zur Ebbezeit die Tiefe des Wassers noch 23 Fuß auf der Barre beträgt. Da das Wetter fast stets klar ist und das Meer vor der Einfahrt nur einen sehr geringen Wogenschlag hat, so ist das Einlaufen in den Hafen ein ganz gefahrloses. Die Bai hat überall sicheren Ankergrund, keine verborgenen

Klippen und ist einer der wenigen natürlichen Häfen an dieser Küste. Schiffe liegen darin vor allen Stürmen vollständig geschützt, und selbst der kleinste Kahn kann beim heftigsten Sturme ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren.

An der langgestreckten Küste von San Francisco bis Acapulco in Mexico giebt es außer dem vorzüglichen Hafen von San Diego keinen zweiten von nur irgend welcher praktischen Bedeutung, und nächst der Metropole am Goldenen Thore ist diese Stadt durch ihre äußerst günstige Lage unzweifelhaft dazu berufen, die zweitgrößte Handelsstadt an der Küste des Stillen Meeres zu werden.

Warum nun San Diego nicht schon früher zu seinem ihm gebührenden Range in der Reihe der Städte gelangte, hat seinen Grund darin, daß es bis vor wenigen Jahren ganz vom Verkehre abgeschlossen war und erst seit ganz kurzer Zeit durch eine direkte Ueberlandbahn mit dem Osten verbunden worden ist. Zwar beabsichtigte man schon zu verschiedenen und viel früheren Zeiten, Eisenbahnen dorthin zu erbauen, wie die „Memphis-El Paso- und Pacific-Bahn". Nachdem diese vor mehr denn 20 Jahren zu Grabe getragen, folgte ihr die „Texas und Pacific", von deren Fertigstellung San Diego Großes erhoffte, und welche sie daher durch bedeutende Landschenkungen unterstützte; aber außer dem Erbauen einiger Meilen Erddämme und Nivelliren nach Fort Yuma wurde am Pacific-Ende nichts weiter gethan. Diesem Projekte folgte das der „Atlantic und Pacific", welche von St. Louis aus nach San Diego und auch nach San Francisco eine direkte Verbindung herstellen wollte, welcher aber bald das Geld zum Bauen ausging. Endlich erschien der Retter in der Noth! Die „Atchison-, Topeka- und Santa Fe", deren Eisenbahnnetz schon von Missouri über Kansas und Colorado bis nach New Mexico reichte, beschloß ihren Endpunkt bis an das Stille Meer vorzuschieben, und erkor San Diego als ihren Port. Bei Ausführung dieses Vorhabens wurden der Gesellschaft jedoch viele Hindernisse in den Weg gelegt, so daß es erst im November 1885 gelang, San Diego direkt mit dem Osten zu verbinden. Im Jahre 1881 war es dieser Gesellschaft nun gelungen, eine 126 Meilen lange Linie unter dem Namen „California Southern" von Colton, an der von San Francisco nach New Orleans führenden Southern Pacific-Bahn, bis San Diego zu erbauen.

Bis zu der Zeit war die Stadt von allem Verkehr fast ganz abgeschlossen und stand auf dem Landwege nur durch elende Stagekutschen mit Santa Ana, auf der Route nach Los Angeles, in Verbindung, während zu Wasser es sich wegen Mangel an Transit-Handel für die großen, zwischen San Francisco und Central-Amerika laufenden Dampfschiffe nicht lohnte, in San Diego einzulaufen. Deshalb beschränkte sich der Seeverkehr nur auf die Dampfer der süd-californischen Küstenlinie, welche den Verkehr mit der Außenwelt herstellte.

Heute steht aber San Diego zu Lande mit Kansas City (Missouri) und Los Angeles durch zwei tägliche Züge in Verbindung. Verschiedene neue Bahnen sind zur Zeit im Bau begriffen, nämlich von Santa Ana nach San Diego sowohl durch die Atchison-, Topeka- und Sante Fe, als auch die Southern Pacific, ferner die „San Diego Central". In Kürze wird auch eine 150 Meilen lange Bahn von Puente, einer Station in der Nähe von Colton, über South Riverside, Niagara und Elsinore nach San Diego erbaut, welche die „Los Angeles-, Niagara- und San Diego-Eisenbahn" genannt wird, sowie noch vor dem Herbst mit dem Bau einer Bahn von San Diego über Ensenada nach der Bai von San Quentin (Mexico) begonnen werden soll.

Zur See hat San Diego alle vier Tage per Dampfer der Pacific-Küsten-Dampfer-Linie Verbindung mit San Francisco, sowie zweitägig mit Ensenada in Mexico; ferner werden in Kürze eine Dampferlinie nach den Häfen in Central-Amerika ihre Fahrten beginnen und wahrscheinlich die großen Dampfer der Panama-San-Francisco-Linie dort einlaufen.

Die Bai von San Diego liegt der Westküste von Mexico, Central- und Süd-Amerika 500 englische Meilen näher als San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln haben eine kürzere Entfernung von 300 Meilen, und China und Japan von 100 Meilen. Die Ueberland-Entfernung nach New York ist fast 500 Meilen kürzer als dorthin von San Francisco, welches jetzt allen Handel mit diesen überseeischen Ländern von der Pacific-Küste aus betreibt. Die Atchison-Gesellschaft, welche sehr reich und eine der bedeutendsten Eisenbahn-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten ist, wird gewiß versuchen, wenigstens einen Theil des Handels mit besagten Ländern dorthin zu leiten, denn es ist kaum anzunehmen, das diese Gesellschaft aus anderen Gründen San Diego als den westlichen Ausgangshafen ihrer Transkontinental-Linie auserwählt hat.

Während nun San Diego bis vor wenigen Jahren ein fast verschollener Platz war, hat sich das Bild desselben im Lauf des letzten Jahres gewaltig verändert. Mit der Fertigstellung der Ueberlandbahn war diese Stadt erst im Stande, ihr Haupt-Produkt, nämlich ihr Klima, in den Markt zu bringen, denn es giebt auf dem weiten nordamerikanischen Kontinente keine andere Stadt, wo dasselbe das ganze Jahr hindurch so vorzüglich wie dort ist. Dieses wunderschöne Klima ist das eigentliche Großkapital von San Diego und hat im letzten Sommer und Winter Tausende aus den östlichen Unionsstaaten dorthin gelockt, um sich vor großer Hitze und Schneestürmen zu flüchten. In sanitärer Beziehung wird San Diego von keiner Stadt auf dem Erdenrunde übertroffen, weshalb Tausende dorthin strömen, theils um dauernd dort zu leben, theils um Genesung zu suchen.

Folgende Zahlen geben die Durchschnittstemperatur von San Diego für jeden Monat im Jahre und zwar für die wärmste Tageszeit, d. i. um 5 Minuten vor 2 Uhr des Nachmittags, von der „United States Signal Service" in der Stadt angegeben: im Januar 64°, Februar 59°, März 62°, April 63°, Mai 65°, Juni 57°, Juli 74°, August 74°, September 70°, Oktober 68°, November 66°, December 60° Fahrenheit. Die mittlere Temperatur für die Frühlingsmonate beträgt 60°, für den Sommer 68°, für den Herbst 63° und für den Winter 54° Fahrenheit.

Der Regenfall in San Diego beträgt durchschnittlich 10 Zoll im Jahre. Der geringste, den man für ein Jahr verzeichnet hat, betrug $2^3/_8$ Zoll und der höchste 17 Zoll. Daraus ergiebt sich, daß die Stadt eine gesunde und trockene Atmosphäre hat. Man hat keinen plötzlichen Temperaturwechsel; dieselben Kleider genügen für Sommer wie Winter, und die Abende im Freien bieten den höchsten Genuß.

Als Kurort steht San Diego ohne Gleichen da, und wenn es schwächlichen und kränklichen Naturen nicht gelingt, unter diesem sonnigen, ewig blauen Himmel und bei den erfrischenden Seewinden zu gesunden, dann dürfte die Welt für sie verschlossen sein. Die Bai und der nahe Meeresstrand bieten den besten Badegrund von reinstem Sande, die Temperatur des Seewassers ist fast stets dieselbe wie die der Luft, und deshalb beinahe das ganze Jahr hindurch zum Baden zu benutzen.

Während vor wenigen Jahren die Bevölkerung der Stadt sich noch hauptsächlich aus dem spanisch-mexikanischen Elemente rekrutirte und einen dem entsprechenden Charakter trug, ist heute dieser Typus schon ganz in den Hintergrund getreten. In erster Linie stehen heute die Amerikaner oben an, denen sich die Deutschen und Irländer zunächst anreihen.

Das Stadtgebiet von San Diego nimmt einen Flächen-

raum von 43 000 Acres ein, wovon 1 400 Acres, inmitten der Stadtgrenzen, für einen öffentlichen Park reservirt sind. Vermöge seiner günstigen Lage auf einem sich gegen den Hafen sanft abhebenden wellenförmigen Terrain genießt man von den meisten Punkten aus nicht nur eine prachtvolle Aussicht auf die reizend gelegene Bai und die das Westufer derselben bildende Landzunge, welche die Scheidewand vom Stillen Ocean herstellt, sondern auch noch darüber hinweg, auf das Meer selbst und die dasselbe begrenzenden Höhenzüge und Gebirgsketten, wie auch der auf Point Loma am Eingange zur Bai errichtete Leuchtthurm (450 Fuß hoch und der zweithöchste auf der Erde) eine große Anziehungskraft ausübt.

Die Auslegung der Stadt ist quadratmäßig rechtwinkelig mit Straßen von 80 bis 100 Fuß Breite, wovon die im Geschäftstheile von Norden nach Süden laufenden numerirt und die dieselben kreuzenden alphabetisch geordnet sind. Der Plan der Auslegung der Stadt ist für die Aufnahme von wenigstens einer halben Million Menschen berechnet und umfaßt einen Raum von 10 englischen Quadratmeilen.

Was an städtischen Einrichtungen zum Nutzen, Gedeihen und zur Annehmlichkeit der Bewohner gethan werden konnte, wurde nicht unterlassen, und haben dieselben mit dem Wachsthume der Stadt gleichen Schritt gehalten. Die Stadt besitzt eine freie Bibliothek, organisirte Feuerwehr, Gas- und elektrische Beleuchtung, ausgedehnte Telephonverbindungen, eine gute Wasserleitung und wird in Kürze mit dem Bau der Kanalisation (Sewers) begonnen werden, wofür 400 000 Dollar verausgabt werden sollen. Wenn man des Abends die Hauptgeschäftsgegend, die Fünfte Straße, durchwandert und das Leben und Treiben in derselben beobachtet, dann kommt man in die Versuchung, zu glauben, man befinde sich in einer der Hauptgeschäftsstraßen einer Stadt von mindestens der dreifachen Bevölkerung, wie sie San Diego zu verzeichnen hat. Die Stadt hat gute Volksschulen, sowie höhere Bildungsanstalten; zwei Theater, verschiedene Fabriken und viele Hotels, wovon einige eine Zierde der Stadt sind.

An Verkehrsmitteln ist kein Mangel, denn außer den verschiedenen Pferdebahnen wird zur Zeit an der Vollendung einer Dampfstraßenbahn mit voller Kraft gearbeitet, welche National City und Otay mit San Diego verbinden wird. Mit dem Bau von zwei elektrischen Bahnen wird in Kürze begonnen werden, sowie auch eines „Dry Docks“ und „Marine Railway“ (Trockendocks) und großen Central-Bahnhofgebäudes. Die Bundesregierung hat San Diego zum Hafenplatz für den Eingang von zollpflichtigen Waaren bestimmt und demgemäß ein Zollamt hier errichtet.

Unter den verschiedenen religiösen Gemeinden befinden sich auch eine deutsche Methodisten- und eine evangelisch-reformirte Gemeinde. Logen und Vereine sind zahlreich vertreten und steht unter den letzteren als Repräsentant des Deutschthums der San Diego-Turnverein oben an.

Folgende Zeitungen erscheinen dort: „San Diego Union“ und „The Bee“, sowie seit Kurzem „The Daily News“ (Morgenblätter), „The Daily Sun“ und „The Daily San Diegan“ (Abendblätter), „Golden Era Magazine“ und „Semi Tropic Planter“ (monatlich), sowie die „Süd-California Deutsche Zeitung“ (wöchentlich).

Die Zukunft der Stadt ist eine glänzende und wird sich die Einwohnerzahl jedenfalls von Jahr zu Jahr verdoppeln. San Diego wird ohne Zweifel eine Großstadt und bedeutender Mittelpunkt des Handels werden. Die Bai und der an der östlichen Grenze des Countys entlang laufende und für Dampfer fahrbare Colorado-Fluß, sowie die verschiedenen Eisenbahnen bieten der Stadt ausgezeichnete Transportwege zu Wasser und zu Lande. Das County enthält 15 000 Quadratmeilen Land, welches zum Anbau von Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Gemüse, Orangen, Citronen, Oliven, Wein, Rosinen, Birnen, Pflaumen, Aepfeln, Kirschen, Wallnüssen, allen Arten Beeren u. s. w., sowie für Schaf- und Bienenzucht ausgezeichnet ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie langsam sich der Orient verändert, wie fest er an mancher alten Sitte hält, dafür finden wir in Guthe's „Palästina in Wort und Bild“ einige interessante Beispiele, zunächst in einem Hochzeitsbrauche der lateinischen Christen in Sidon (Bd. II, S. 66). Die Braut wird von allen geladenen Männern und Frauen zu dem Hause des Bräutigams geleitet, und in den Straßen, die der Zug berührt, sprengt man als freundliche Begrüßung Orangenwasser auf die Theilnehmer. Aber nur zögernd darf sich die Braut ihrer zukünftigen Wohnung nähern; mehr als einmal setzt sie den Fuß, wenn sie zwei Schritte vorwärts gethan hat, wieder zurück und stößt dabei einen lauten Seufzer aus, als ob sie das nahe Ziel nicht herbei wünsche, sondern fürchte. Sobald sie die Thür des Hauses erreicht hat, klebt sie eine Hand voll Teig und einen Granatapfel darüber. Jeder übt gewissenhaft diesen Brauch, aber Niemand vermag ihn zu deuten. Uns ist die Verwendung der Granate sofort verständlich: dieser Apfel, das Symbol der Fruchtbarkeit, war der lebengebenden Astarte heilig. — Aehnliches hat sich im Libanon erhalten (I, S. 504; II, S. 24). Etwa eine Stunde vom Dorfe Radschar am südlichen Abhange des Hermon stehen nahe bei einander vier oder fünf große Bäume, die von den nusairischen Einwohnern „Schadscharat el Aschara“ oder „Bäume der Aschara“, d. h. der semitischen Göttin und Genossin des Baal, genannt werden und zu der Gattung der in Syrien nur selten vorkommenden Acacia albida gehören. Auch die Muslimen halten diese Bäume heilig. Daß unter Aschara wirklich eine Göttin zu verstehen ist, beweist eine andere Aussage der Einwohner von Radschar, wonach jene Bäume „lis-Sitt il-Kebiri“, „der großen Frau“, gehören. Eine zweite Gruppe solcher Bäume findet sich in der Nähe des auf Befehl des Kaisers Konstantin zerstörten Venustempels beim Dorfe Afka, an dessen Stelle ursprünglich ein Heiligthum der phönikischen Astarte gestanden hatte. Diese „Sitt el-Kebiri“ oder „große Frau“ findet man überall im Libanon wieder. Die Einwohner, selbst Christen, weihen ihr noch Gelübde und hängen als deren Zeichen Tücher, Lappen und Lampen an den Bäumen auf, die ihr geheiligt sind. Das sind Reste des alten Dienstes der weiblichen Göttin, die neben dem Baal angebetet und unter verschiedenen Namen (bei den Phöniciern Astarte, Baalat oder Baaltis, im südlichen Kanaan Aschera) bei den Völkern Syriens verehrt wurde.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XIV.

Am nächsten Morgen wurden alle Sachen zusammengepackt, was kein kleines Geschäft war, und dann verließen die Reisenden Haïdra, um auf der alten Römerstraße, welche einst Carthago mit Theveste verband, sich nach Kef zu begeben. Bald begegneten sie einem ganzen Zuge von Fuhrleuten, vor denen zwei Europäer ritten, Ingenieure, welche zwischen Tebessa und Gafsa in Hinsicht auf zukünftig zu erbauende Eisenbahnen Terrainstudien machten. Weiterhin trafen sie auf einen alten Mann, der eine hellgelbe Gandura (ärmelloses Hemd) und in der Hand einen großen Rohrstock trug und auf einem Maulthiere ritt; hinter ihm ein Diener, der mit den Beinen seinem Esel gemächlich an die Flanken trommelte. Von ihnen erfuhr man, daß der Steueraufseher von Haïdra nach einem anderen, nicht so weit von Tunis entfernten Posten versetzt worden war, wonach er schon längst sehnliches Verlangen trug, und daß der Greis in der Gandura sein Nachfolger sei.



Der Zollbeamte von Haïdra. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Zu beiden Seiten der Straße liegen meist zerbrochene

Meilensteine, mitunter drei bis vier an derselben Stelle, von denen einer die Zeit der Erbauung der Römerstraße, die anderen die der jedesmaligen Ausbesserung angaben. Es sind große, bis 3 m hohe Cylinder, die nicht in die Erde selbst, sondern in steinerne am Boden befestigte Rahmen eingelassen waren und jetzt meist umgestürzt sind, wodurch es öfters unmöglich gemacht ist, ihre Inschriften zu lesen; denn es fehlte den Reisenden an Werkzeugen, um die schweren Steine umzudrehen.

Etwa nach einer Stunde Reitens gelangte man auf eine mit buschigem Grase bedeckte Ebene, auf welcher die Hunde alle Augenblicke ein Stück Wild ansjagten. Die Reisenden, welche ringsum keine Ruinen erblickten, die ihre Thätigkeit hätten in Anspruch nehmen können, gingen also der Jagd nach; kaum aber war der Erste abgestiegen und gab den ersten Schuß ab, als sein Pferd im Galopp davonjagte. Zwei Diener eilten ihm nach, aber alle verschwanden bald hinter den nächsten Anhöhen. Als man nun überlegte, was zu thun sei, stellte es sich heraus, daß das entlaufene Thier von einem Bewohner des Fleckens Thala, der etwa 20 km östlich von Haïdra liegt, gekauft war, daß es die Richtung nach dieser seiner alten Heimath eingeschlagen habe, und daß es darum das Beste sei, ihm zu folgen und die nächste Nacht in Thala Station zu machen. Man überschritt also zuerst den Wed Haïdra, dann eine Reihe niedriger Wellenhügel, die Gerstenfelder trugen, und erreichte bald das Ziel, wo sich das ganz mit Schweiß und Schaum bedeckte Pferd und seine beiden Verfolger richtig vorfanden.



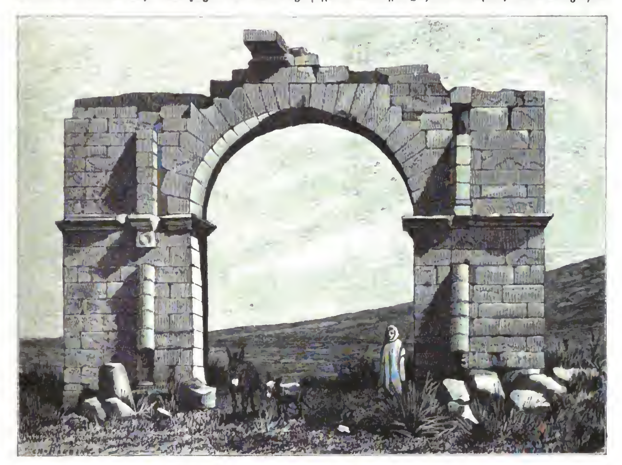
Theater in Medeïna. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Thala (1017 m) ist eine antike Ortslage, welche ihren Namen unverändert aus dem Alterthum in die Jetztzeit hinübergerettet hat; doch ist es nicht jene Stadt, in welcher Jugurtha der Erzählung Sallust's zufolge seine Schätze aufbewahrte, und welche weiter im Süden des Landes zu suchen ist. Dieses Thala spielt vielmehr eine Rolle unter Kaiser Tiberius; die Römer hatten dort einen Militärposten errichtet und kämpften hier gegen den Rebellen Tacfarinas, jenen großen Feind der Römerherrschaft im damaligen Afrika. Die ziemlich niedrigen und wie stets verfallenen Häuser des heutigen Ortes stehen zu beiden Seiten einer gepflasterten Straße, welche sich im Grunde eines kleinen, vom Dschebel Schar herabkommenden Thales hinzieht. Kaum zwei oder drei sind besser gebaut als die übrigen, und selbst das des Kaïd, in welchem die Reisenden übernachteten, war schlecht im Stande gehalten und starrte von Schmutz. Die alte Stadt war viel größer, als die jetzige, denn ihre Ruinen umgaben letztere von allen Seiten, und mit Wasser war sie vortrefflich versehen: die Quelle mitten in Thala ist eine der schönsten in ganz Tunesien und trotz der grenzenlosen Vernachlässigung und Verunreinigung durch die Araber noch immer von bemerkenswerther Klarheit. Der Suk oder Bazar des Ortes, welcher die beiden Hauptstraßen einnimmt, genießt eines gewissen Rufes und ist auch verhältnißmäßig gut versehen; die Reisenden konnten dort Kaffee, Zucker, Datteln, getrocknete Trauben und selbst einen Spiegel einkaufen.

Der Weg, welcher von dort nach Medeïna führt, ist ziemlich einförmig; zuerst passirt man ein großes Gebüsch von Feigenbäumen, in dessen Mitte sich einst der Bordsch

des Kaïd-el-Arbi erhob, der aber heute schon viel mehr verfallen ist, als die umliegenden Römerbauten. Dann steigt man in eine weite, angebaute Ebene hinab, welche sich bis an den Fuß des 1268 m hohen Dschebel Bu-Hauesch, des „Vaters der Schlangen“, ausdehnt, umgeht denselben an seiner Westseite, wo das Land unangebaut und fast vegetationslos ist, und erreicht endlich das ziemlich fruchtbare Thal des Wed-el-Halluf, wo man die Nacht lagerte. Am nächsten Morgen ging es, soweit es die Gestaltung des Bodens erlaubte, in gerader Linie weiter nach Norden, resp. Nordosten vorbei am 1070 m hohen Kef Gurraïa; die Marabuts von Sidi-Barsata, die fast den Einsturz drohen, blieben etwas zur Linken, dann zeigte sich etwa 2 km vor den Ruinen von Medeïna auf einem Hügel links vom Wege ein einzelner Dolmen, wie sie auch in der Umgegend von Thala, besonders aber im Centrum der Regentschaft, zwischen Medeïna und Keruan, vorkommen, einem bergigen Gebiete, wo das eingeborene Element festen Fuß behalten, den Eindringlingen widerstehen und selbst nach der Eroberung seine Ueberlieferungen bewahren konnte.

Medeïna ist das antike Althiburus, von welchem die Geschichte absolut nichts zu melden weiß; auch die dort gefundenen Inschriften sind in dieser Hinsicht inhaltsleer. Die interessanteste unter denselben ist eine dem Baal geweihte, punische, welche in einem arabischen Hause an einer schwer zugänglichen Stelle eingemauert war, von dem verstorbenen Straßburger Professor Willmanns aufgefunden und später von dessen Führer Malaspina, einem wenig ehrenwerthen und jetzt ganz heruntergekommenen Italiener, an die Antikensammlung des Louvre verkauft wurde.



Triumphbogen in Medeïna. (Zeichnung H. Saladin's nach der Natur.)

Die Ruinen von Althiburus liegen in einem ziemlich engen Thale am Zusammenflusse zweier Bäche, welche den Wed Medeïna bilden; dieser, durch zahlreiche kleine Zuflüsse verstärkt, fällt in den Wed Melleg. In Folge der guten Bewässerung ist der Boden dort sehr fruchtbar und es giebt dort schöne Gärten; der ganze Thalgrund und selbst die Abhänge der umgebenden Hügel sind mit üppigen Gerstenfeldern bedeckt, auf denen das Auge im Frühjahr mit Vergnügen weilt. Leider sind die dortigen Einwohner wenig gastfreundlich, diebisch und selbst gegen ihren Kaïd ungehorsam, so daß der Civilcontroleur in Kef, M. Roy, scharfe Saiten gegen sie hat aufziehen müssen, um sie etwas zur Vernunft zu bringen.

Der größte Theil der Ruinen liegt auf dem rechten Ufer des Wed Medeïna; die bedeutendste gehört einem Theater an, welches etwa 60 m im Durchmesser mißt; die Scene ist etwa 35 m breit und 10 m tief. Leider ist das ganze Bauwerk fast bis zur Höhe der Arkaden des Erdgeschosses mit Erde und Schutt überdeckt; einige der am wenigsten verschütteten haben die Araber an der einen Seite mit Aesten geschlossen und benutzen sie als Viehställe. Aber da sie sich nicht die Mühe nehmen, den Mist herauszuräumen, so werden die Räume in wenigen Jahren vollkommen verstopft und ausgefüllt sein. Das obere Stockwerk des Theaters ist zu zwei Dritteln schon herabgestürzt, aber im Inneren sind noch einige der Stufen an ihrer Stelle — kurz das Gebäude ist so weit erhalten, daß man sich leicht eine Vorstellung davon machen kann, wie es

einst ausgesehen haben muß. Leider ist es viel schwieriger, sich von den dort aufgeführten Lustspielen und Tragödien einen Begriff zu machen; diese ganze dramatische Litteratur der Provinz ist für immer verloren.

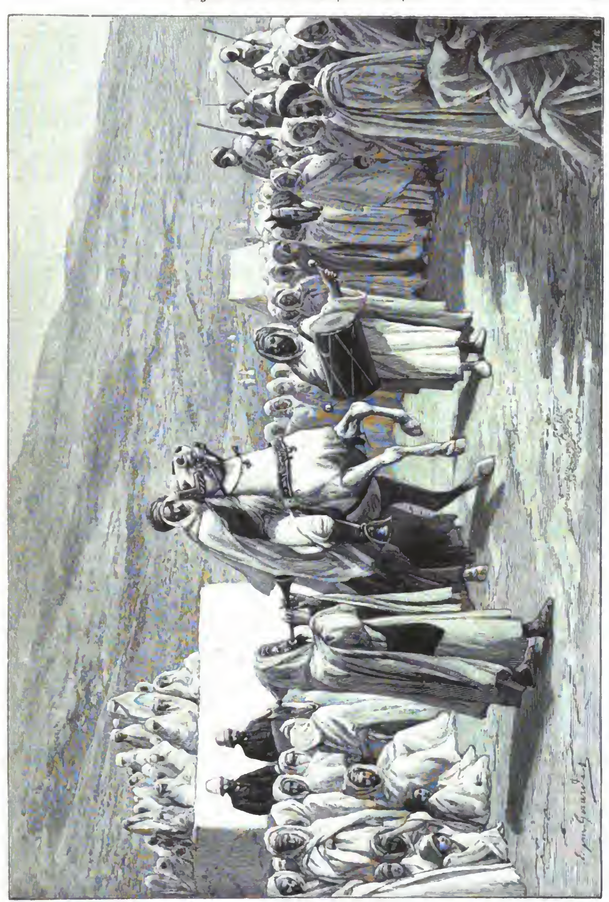
Unweit des Theaters liegt der Tempel, dessen Porticus von vier korinthischen Säulen ebenso wie die hintere Cella-Mauer vollständig zusammengestürzt ist, während die Thür noch ziemlich gut erhalten ist. Der aus später Zeit herrührende Triumphbogen ist von ziemlich roher Bauart, bietet aber ein hübsches Bild dar am Eingange zu den Ruinen. Auf dem Hügel im Westen der Stadt steht ein kleines Denkmal in Tempelform mit einer kleinen viereckigen Apsis und einer jetzt verschwundenen Säulenhalle, welches die Araber Ksar Ben Annun nennen; man hält es gewöhnlich für ein Mausoleum, doch ist es wahrscheinlich ein wirkliches Tempelchen, denn vor der Thür liegt noch jetzt ein gewaltiges Fußgestell, welches eine Weihung an den Silvanus trägt und nicht dorthin verschleppt sein kann. Die Reisenden waren in guter Gesellschaft da hinaufgestiegen: Si Chader, der Kaïd der Wartan, die südöstlich von Medeïna sitzen, hatte von ihrer Ankunft gehört und war, um M. Roy, der sie warm empfohlen hatte, eine Freude zu bereiten, mit einer Anzahl gut berittener Scheichs zu ihrer Begrüßung herbeigekommen. Er hatte sein Zelt neben dem ihrigen aufschlagen lassen und begleitete sie nun, damit sie nicht ihre Arbeiten zu unterbrechen brauchten, durch die Ruinen, so schwer es ihm auch fiel, in seinen dünnen, rothledernen Stiefeln durch die Felder und über Felsen und Trümmer sich durchzuarbeiten. Ueber seine Untergebenen führte er heftige Klage und bat die Reisenden, allen ihnen begegnenden bürgerlichen und militärischen Beamten gegenüber ihn rühmend zu erwähnen; dann zog er sich zurück, um die Fremden ihre Tagesarbeit vollenden zu lassen, indem er ihnen versprach, sie am nächsten Tage nach den Dörfern



Araber bringen den Reisenden Kuskus. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Ksur und Ebba zu begleiten. Bald darauf erschienen gravitätisch einige Araber im Lager, und Chader, bescheiden die Augen niederschlagend, erklärte, daß es seine Diener seien, welche die Abendmahlzeit brächten. In seinen langen Burnus gehüllt, hielt jeder der Leute in der einen Hand eine Schüssel, in welcher, reichlich mit verschiedenen Gewürzen und Oel übergossen, Stückchen Hühnerfleisch, Hammelrippchen und allerlei Gemüse schwammen; zuletzt erschien der übliche Kuskus. Wie diese Gestalten so in der Dämmerung voll Würde und edlen Anstandes dahinschritten, hätte man sie für fremde Gesandte, die kostbare Geschenke überbringen, halten können.

Am nächsten Morgen wurden die Reisenden schon bei Tagesanbruch durch Tamburin und Oboe geweckt, die vom Zelte des Kaïd herübertönten, der zu Ehren der Reisenden ein Fest veranstalten wollte. Rings herum standen die Pferde des Kaïd und der Scheichs, mit bunten Schabracken geschmückt, die Kopf, Rücken und Kruppe bedeckten und auf beiden Seiten bis zur halben Höhe der Beine herabreichten. Dieselben erinnern an den Pferdeschmuck des Mittelalters, sind von Seide, halb grün, halb roth oder halb gelb, halb blau und tragen an den Zipfeln kleine Schellen. Das Zaumzeug ist mit Gold gestickt und nimmt sich trotz seiner Abgenutztheit schön aus. Natürlich ist das Pferd des Kaïd besser im Stande und reicher angeschirrt, als die übrigen. Als die Reisenden erschienen, bestieg letzterer sein Thier und schickte sich mit demselben zu einem durchaus charakteristischen Tanze an. Zwei Araber traten vor ihn hin und spielten auf Oboe und Tamburin einen einförmigen Rythmus, aus ein paar mehrfach wiederholten Tönen bestehend, auf welche jedesmal als Abschluß zwei Tamburinschläge folgten. In dem Augenblicke, als die Melodie, wenn man das Geräusch so nennen darf, begann, hob der Kaïd sein Pferd am Zügel auf, so daß es sich leicht auf die Hinterbeine stellte, dann sich auf die Vorderfüße fallen ließ, wieder bäumte und so fort, bis Musiker, Reiter und



Reitertanz in Medenina. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Pferd müde waren, was bei dem immer schneller werdenden Tempo der Musik nicht lange auf sich warten ließ, so daß das Thier kaum Zeit behielt, mit den Vorderfüßen den Erdboden zu berühren.

Als auch die Scheichs in gleicher Weise ihre Künste gezeigt hatten, wurde von Medeïna nach dem 9 km in östlicher Richtung entfernten Ksur aufgebrochen: voran auf Eseln die Musikanten, dann die Reisenden, deren Thiere durch den ungewohnten Lärm aufgeregt waren und nicht mehr den für Archäologen geziemenden langsamen Schritt inne halten wollten, dann der Kaid mit seinem Gefolge, das nicht müde wurde, seine Reiterkünste im Jagen, Springen über Gebüsche und Gräben und in beliebtem Fantasia-Reiten mit dem dazu gehörigen Flintengeknalle zu zeigen.

Ksur ist ein kleines Dorf am Südrande der weiten Ebene Bled Zuarin, mit schlechten Häusern, aber fruchtbaren Gärten, welche dem Ganzen doch ein freundliches Ansehen verleihen. Allwöchentlich findet dort ein großer Suk (Markt), einer der bedeutendsten in der ganzen Regentschaft, statt, zu welchem alle Araber der Umgegend zusammenströmen; der Pächter der von den Marktbesuchern zu erhebenden Steuern zahlt dem Schatze dafür jährlich 25 000 Piaster oder ungefähr 12 400 Mark.

Beim Suchen nach Antiquitäten stießen die Reisenden hier auf Reste der vorrömischen Zeit: in dem Boden ausgehöhlte Grotten, welche jetzt mit Mist fast vollgestopft sind, ein ionisches Pilasterkapitäl, welches noch Spuren rother Bemalung aufweist und einer ganz eigenen Kunstrichtung angehört, und schließlich auf lybische Inschriften, welche in die Häuser vermauert waren.

Saladin benutzte hier die Gelegenheit, von der Tracht einer arabischen Frau eine Aquarelle zu entwerfen; auf Befehl des Kaid hatte sie ihren ohnehin durchsichtigen Schleier entfernt, so daß es den Reisenden möglich war, ihren Kopfputz und ihr Feiertagsgewand genau im Einzelnen zu mustern. Das braune, schwarz und weiß gestreifte Obergewand ließ den oberen Theil des Untergewandes sehen, eines langen, halb gelben, halb rothen Hemdes, dessen Halsausschnitt mit Stickereien und Goldborten bedeckt war. Die in Zöpfe geflochtenen Haare hängen zu beiden Seiten des Gesichtes ziemlich weit herab, und eine kegelförmige Mütze von gesticktem Sammet sitzt auf dem Haupte, festgehalten von einer Art Turban, der aus einem Tuche von roth-grün-gelber Seide besteht. Eine Reihe von Goldstücken dient als Stirnband, Ohrringe und Ketten, an denen handförmige Zierrathe, sogenannte Fatma-Hände, hängen, rahmen das Gesicht ein, und der Haupt und Schultern bedeckende Schleier ist von Goldbrochen, die durch eben solche Ketten verbunden werden, an dem Obergewande befestigt. Diese Tracht ist in der That kleidsam und zierlich und steht einem hübschen Gesichte ganz vortrefflich.

Um 2 Uhr brachen die Reisenden nach dem nächsten Dorfe Ebba auf, welches ebenso weit (9 km) in nordwestlicher Richtung von Ksur entfernt ist, als dieses in östlicher von Medeïna; die gerade Entfernung Ebbas von letzterem dagegen kaum 6 km in nördlicher Richtung. Heute ist Ebba sehr herabgekommen und menschenleer, aber das muß früher anders gewesen sein, da arabische Schriftsteller, wie el Bekri und Ibn Haukal, rühmend von ihm sprechen. Aber der Safran und die Datteln, welche nach ihrer Angabe dort in Fülle gedeihen sollen, sind verschwunden, ebenso die Lehmmauer, von welcher es einst umgeben war, und ob die Lebensmittel dort noch immer besonders billig sind, konnten die Reisenden nicht feststellen, da in dem Flecken kein einziger Laden vorhanden war. Nur die Quelle, welche Ibn Haukal erwähnt, sprudelt noch reichlich in ein aus antiken Bautrümmern errichtetes Becken, das aber nach der leidigen Gewohnheit des Landes arg verunreinigt ist. Der Araber, dem seine Religion Reinlichkeit zur Pflicht macht, findet nichts Anstößiges darin, dicht neben einer Stelle, wo eben Frauen Wäsche gereinigt oder Glaubensgenossen ihre Abwaschungen verrichtet haben, selbst zu trinken oder sein Pferd saufen zu lassen. Alle Vorstellungen gegen solche Unsitte haben bisher nichts gefruchtet; vielleicht daß der wachsende französische Einfluß darin etwas Wandel schafft.



Araberin von Ksur.
(Nach einer Aquarelle Saladin's.)

Von alten Bauwerken hat sich in Ebba so gut wie nichts erhalten, nur einzelne Architekturstücke, darunter ein Thürsturz, der zwischen zwei Halbmonden eine strahlende Sonnenscheibe, beides phönikische Embleme, aber außerdem noch zwei Lotusblumen, d. h. ein ägyptisches Motiv, zeigt; letzteres kehrte auch auf einem Gesimstrümmer in den Ruinen der alten Stadt wieder. Es ist das ein Beweis mehr für den Einfluß, welchen Aegypten auf die phönikische Kunst ausgeübt hat.

Im Gespräche mit dem Kaid erfuhren die Gelehrten hier, daß man von Ebba aus über das französische Lager bei Suk el-Dschema leicht das etwa 50 km nordöstlich gelegene Dorf Dschama, die Stätte des antiken Zama, wo sich Carthagos Geschick erfüllte, besuchen könnte, und so beschlossen sie sofort, den größten Theil ihres Gepäcks in Ebba unter der Obhut des Kaid zurückzulassen, jene historisch so merkwürdige und erst in jüngster Zeit aufgefundene und identificirte Stätte zu besuchen und nach einigen Tagen zurückzukehren.

Ihr Weg führte sie zunächst wieder nach Ksur zurück, wo gerade Markttag war und lebhaftes Treiben herrschte, und trat dann in die Berge, welche, je weiter man kam, desto höher wurden. Der Pflanzenwuchs, den sie tragen, ist nicht gerade üppig, aber trotzdem ist die Gegend nicht so kahl und öde, wie so häufig tunesische Landschaften. Fichten, Wachholder und andere harzige Pflanzen faßten den Weg zu beiden Seiten ein und verbreiteten in der heißen Sonne aromatischen Duft. Die Duars, bei welchen man ab und zu vorbei kam, lagen wie ausgestorben da; denn die Männer befanden sich sämmtlich auf dem Markte und die Weiber hielten sich versteckt, bis die Reisenden vorbeigeritten waren; dann aber vermochten sie nie ihrer Neugierde zu widerstehen und guckten ihnen schwatzend nach. Etwa halbwegs stießen sie auf ein großes Mausoleum von 8 m Seitenlänge, das mit korinthischen Pilastern verziert war und eine rechteckige Apsis besaß; innen enthielt es drei Nischen zur Aufnahme von Statuen. Die Ortschaft, zu der es gehörte,

lag dicht dabei auf einem Paß. Nach zwei Stunden erreichten sie über ansteigende Terrassen den Fuß des Berges Kalaa es-Suk (1275 m), wo das Lager Suk el-Dschema sich befindet. Mit Kalaa, welches eigentlich „Festung" bedeutet, werden hier gewisse Berge bezeichnet, welche, wie die Sandsteinmassive der Sächsischen Schweiz, oben eine tafelförmige Fläche und senkrecht abstürzende Seitenwände haben und oft bedeutende Höhe erreichen. Den Zunamen es-Suk aber führt der in Rede stehende Berg, weil an seinem Fuße Freitags ein Markt abgehalten wird.

Die Kolonisationsversuche in Madagascar.

Von Dr. C. Keller.

II. (Schluß.)

Mit Beginn dieses Jahrhunderts kam jedoch ein Moment hinzu, das bis in die Gegenwart alle ernsten Unternehmungen auf der großen Insel lahm gelegt hat, indem England in den Gang der Dinge einzugreifen begann. Ueber die Kolonialpolitik Englands kann Niemand im Unklaren sein, welcher die Geschichte eingehender betrachtet. England hat zweifellos eine hohe Begabung in kolonisatorischer Hinsicht an den Tag gelegt. Dieses Faktum zu leugnen, hieße eine Unwahrheit aussprechen. Allein in der Wahl der Mittel, seine Herrschaft in außereuropäischen Gebieten zu sichern, war England niemals wählerisch und schreckte unter Umständen vor der rohesten Gewalt nicht zurück. Auf verwandte Bestrebungen anderer Nationen war es stets eifersüchtig und die Annahme ist nicht zu gewagt, daß auch Deutschland, welches in die Reihe der Kolonialmächte einzutreten begann, gelegentlich noch recht unliebsame Erfahrungen mit seinem englischen Nachbar machen wird. Dieselbe Rolle wurde früher und auch heute noch Frankreich gegenüber gespielt.

Die wichtige Etappe nach Indien, welche auf den Mascarenen erlangt wurde, war England ein Dorn im Auge. Im Jahre 1810 nahm es bekanntlich mit Gewalt die schöne Kolonie Mauritius mit Beschlag und der erste englische Gouverneur dieser Insel, Sir Robert Farquhar, erkannte mit großem Scharfblick die geeigneten Wege, welche den französischen Einfluß im ostafrikanischen Archipel am sichersten vernichten mußten. Seine Taktik war entschieden eine großartig angelegte. Erst versuchte er die Gewalt und ließ einige Punkte Madagascars einfach militärisch besetzen, indem er sich auf den vielleicht etwas unklaren Artikel 8 des Pariser Vertrages von 1815 stützte, wonach Frankreich Mauritius mit einigen zugehörigen Gebieten an England abtreten mußte. Spätere Auseinandersetzungen beider Kabinete ergaben, daß Madagascar nicht unter den abzutretenden Gebieten verstanden sein konnte, also mußte ein Umweg eingeschlagen werden, um Einfluß in Madagascar zu erlangen, und damit beginnt eine Kette trauriger, zum Theil blutiger Ereignisse, welche als letzte Ursache immer die Rivalität zwischen Frankreich und England im Hintergrunde erkennen lassen.

Ungefähr zu gleicher Zeit, da England sich in Mauritius festgesetzt hatte, erfolgten in Madagascar unter den eingeborenen Stämmen starke politische Umwälzungen. Ein Malayenstamm im Inneren von Madagascar begann immer mehr an Macht zu gewinnen. Es waren dies die Howa, von denen man früher kaum eine dürftige Kenntniß hatte. Spät in Madagascar von Osten her eingewandert und vielfach verfolgt, hatten sie sich auf die Hochplateaux von Central-Madagascar geflüchtet; ihre Intelligenz und Energie verschaffte ihnen nach und nach ein Uebergewicht über die übrigen Madagassenvölker, welche seit langer Zeit von Afrika herüber gekommen waren. Anfänglich zersplittert, bildeten sie mit Beginn dieses Jahrhunderts ein geeinigtes Volk mit dem begabten Fürsten Radama I. an der Spitze.

Sir Robert Farquhar faßte den großartig angelegten Plan, diesen Fürsten mit seinem Volke gegen die französischen Bestrebungen auszuspielen und den englischen Einfluß auf diesem Umwege zur Geltung zu bringen. Unter der harmlosen Form einer wissenschaftlichen Expedition wurde eine Abordnung an den Howafürsten geschickt, um auf ihn einzuwirken. Mit Unterstützung der Engländer sollte er König von ganz Madagascar werden; Geschenke und Versprechungen waren dazu angethan, den eingeborenen Fürsten zu blenden. Es wurden mit ihm wiederholt Freundschaftsverträge abgeschlossen, ohne daß man in Frankreich unterrichtet war. Den Engländern wurden gewisse Vortheile eingeräumt. Der gewandte Agent Hastie war am Hofe Radama's die Seele einer Reihe von Reformbestrebungen und Neuschöpfungen. Hastie gewann Einfluß auf die Leitung der inneren Angelegenheiten im Howareiche, er schuf eine Armee nach europäischem Muster, Waffen und Munition wurden von England importirt. In Frankreich hatte man in unglaublicher Sorglosigkeit keine Idee von diesen Vorgängen erlangt.

Der Howafürst begann nun mit seiner Armee Eroberungen auszuführen, seine Herrschaft über das Howagebiet hinaus auszudehnen. Die Howa erschienen an der Ostküste, ihre Armee wurde geleitet von Hastie, dem allmächtigen Rathgeber Radama's. Die Franzosen wurden von den Punkten, welche sie an der Küste besaßen, einfach verjagt. Sogar ihre Besitzung auf der Insel St. Marie wurde bedroht. Der Plan Farquhar's war also vollkommen gelungen; was er nicht mit Hilfe englischer Kriegsschiffe wagen durfte, hatte er, welcher natürlich im Einverständniß mit dem Ministerium handelte, mit Zuhilfenahme der mächtig gewordenen Howas gewonnen, der französische Einfluß an der Küste Madagascars war so gut wie vernichtet. Frankreich war also in einem kurzen Zeitraume faktisch durch englischen Einfluß rechtlos und besitzlos auf der Insel geworden. Hätte es früher seine Rechte dadurch geltend gemacht, daß es einige größere Gebiete auf solider Basis kolonisirt hätte, so wären ihm alle folgenden Verlegenheiten wahrscheinlich erspart geblieben. So aber hatte es sich durch seine Unachtsamkeit in England einen Gegner groß gezogen, der sich geschickt hinter die Howa zu verstecken verstand. Direkt konnte es daher seinem Rivalen gar nicht beikommen, sondern mußte auf den gleichen Umwegen die Eingeborenen zu gewinnen suchen oder mit Anwendung von Waffengewalt den Einfluß der Howa zu brechen suchen.

Der erstere Weg ist nicht die starke Seite des Franzosen, er besitzt hierfür selten die nothwendige Zähigkeit, und es wurden bald militärische Actionen nothwendig, da

die Besitzung St. Marie im höchsten Grade gefährdet wurde. Die Howa verhinderten von der neu eroberten Küste aus die Ausfuhr von Lebensmitteln und untersagten die Auswanderung von eingeborenen Arbeitskräften. Um die hartbedrängte Besitzung nicht räumen zu müssen, erschien 1829 der Admiral Gourbeyre in den Gewässern von Madagascar, besetzte an der Ostküste den kleinen Ort Tintingue, beschoß die Hafenstadt Tamatave und ließ seine Truppen in dem etwas weiter im Norden gelegenen Foulpointe landen. Die Howatruppen, welche sich in der Nähe verschanzt hatten, brachten den Franzosen jedoch eine empfindliche Schlappe bei, welche auf die Eingeborenen naturgemäß einen großen Eindruck machen mußte. Es wurden vom Mutterlande Verstärkungen verlangt, inzwischen brach aber die Revolution von 1830 aus. Madagascar lag zu weit weg, als daß man sich in ernstere Unternehmungen eingelassen hätte. Es wurde zunächst völlig verlassen. Daß das Selbstgefühl der Howa dadurch mächtig gehoben wurde, daß eine europäische Macht von der Küste verjagt war, mußte die rege Phantasie dieses primitiven Volkes gewaltig gefangen nehmen.

Inzwischen bereiteten sich im Howareiche gewaltige Umwälzungen vor. Radama war todt und schon seit 1828 hatte die energische und rücksichtslose Königin Ranavalo den Thron bestiegen. Die Engländer hatten das Land vorwärts gebracht, die von Hastie geschaffene Armee hatte sich unerwartet gut bewährt, die Mission hatte sich stark auszubreiten vermocht — aber die Howa begannen bald genug einzusehen, daß die Thätigkeit der Engländer keine ganz uneigennützige war, ihre Macht wurde beunruhigend. Schon Radama zeigte ihnen gegenüber oft genug sein Mißtrauen — als der beinahe allmächtige Hastie auf die Herstellung einer fahrbaren Straße von der Küste nach der Hauptstadt drang, versagte dies der eingeborene Fürst rundweg und erklärte, er wolle den Engländern nicht den Weg ins Innere bahnen. Es folgten unter Ranavalo eine Reihe von Maßregeln gegen die europäischen Elemente und mit der Vertreibung der Franzosen verschärften sich dieselben immer mehr. Die Howa hatten sich als Werkzeug gegen den französischen Einfluß gebrauchen lassen, aber es geschah dies mit der reservatio mentalis, sich bei passender Gelegenheit der Engländer auch gründlich zu entledigen.

Im Jahre 1845 erließ die Howaregierung ein Gesetz, wonach die Europäer im Lande den Eingeborenen völlig gleich gestellt wurden, d. h. Frohndienste zu leisten hatten, unter Umständen als Sklaven verkauft werden konnten, sich in gerichtlichen Fällen der in Madagascar üblichen Giftprobe zu unterziehen hatten und in commerciellen Dingen vollkommen vom Willen der Regierung abhingen. Das war natürlich nur eine Form, sämmtliche Europäer aus dem Lande zu schicken, denn solchen drakonischen Bestimmungen konnte sich Niemand unterziehen. Um den angethanen Schimpf zu rächen, wurde Tamatave, welches als Küstenstadt den Schlüssel zu Madagascar bildet, von englischen und französischen Kriegsschiffen bombardirt und niedergebrannt. Aber die versuchte Besetzung dieses Platzes verlief unglücklich und nur mit Mühe vermochten sich die Soldaten auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Der Rückschlag folgte auf dem Fuße nach.

Im Inneren entstanden die berüchtigten Niedermetzelungen der zum Christenthume übergetretenen Eingeborenen und nach außen war das Land so gut wie hermetisch abgeschlossen; England, welches die Howa groß zog, hatte mit einem Faktor nicht gerechnet — mit der Energie und Klugheit der Howa, welche in der Verfolgung ihrer Ziele vor barbarischer Grausamkeit nicht zurückschreckten. Aber die europäischen Interessen blieben für lange Zeit hinaus schwer geschädigt. Die Kulturanläufe, welche die Insel unter englischem Einflusse genommen, erlitten einen verhängnißvollen Rückschlag und machten der rohesten Barbarei Platz.

Inzwischen hatte Frankreich einen Weg eingeschlagen, welcher unter obwaltenden Verhältnissen der einzig richtige war. Es begann mit den Sakalaven der Westküste bessere Fühlung zu gewinnen. Das Sakalavenvolk ist noch viel zu wenig bekannt; man sagt ihm wenig Gutes nach. Allein die über dasselbe bekannt gewordenen Urtheile sind nicht immer zuverlässig. Wenigstens die Nordsakalaven haben neben Schwächen, welche der ganzen Negerrasse eigenthümlich sind, wiederum eine Reihe guter Eigenschaften. Einige Stämme sind als Krieger tapfer, sie sind tüchtige Reisbauer und Viehzüchter. Ihre Abneigung gegen die Howabevölkerung ist die denkbar größte — eine richtige Politik mußte dazu kommen, die Sakalavenstämme, welche ohnehin stark bedrängt wurden, gegen den herrschenden Stamm der Howa auszuspielen. Die Bourbonesen drängten zu einer Action und Admiral Hell schickte daher 1839 das Kriegsschiff „Colibri" unter dem Befehl des Kapitäns Passot nach den Gewässern von Westmadagascar, um die Gesinnung der dortigen Stämme zu erforschen. Die Sakalaven waren gerade damals in Noth, da die Howa bis nach dem Norden der Insel vorgedrungen waren. Sie hatten sich unter der Anführung der Königin Tschomeku in großer Zahl nach der Insel Nossi-Be geflüchtet und den Sultan von Zanzibar um Schutz angegangen. Derselbe sagte seine Hilfe zu, ließ jedoch die Sakalaven im Stiche. Die Franzosen erschienen als die Befreier und schon 1840 wurden die Inseln Nossi-Be und Nossi-Cumba an Frankreich abgetreten. Die Königin wurde mit einer Pension von 1200 Franken abgefunden, starb aber schon 1843. Nachher folgte die Erwerbung der Komoreninsel Mayotte, deren Bevölkerung zum großen Theil aus Sakalavenelementen besteht, auch größere Gebiete der Westküste von Madagascar kamen unter Frankreichs Schutzherrschaft, obschon diese eigentlich nur eine nominelle war.

Mit Beginn der fünfziger Jahre begannen die Howa dem europäischen Elemente gegenüber wieder eine freundlichere Haltung anzunehmen. Einige Franzosen, insbesondere der unternehmende Laborde, erlangten am Hofe in Antananarivo einen großen Einfluß und gründeten eine Reihe von industriellen Etablissements in der Centralprovinz. Diese Thatsache ist in Anbetracht des mißtrauischen Charakters der Königin und ihrer Umgebung bemerkenswerth und beweist, mit welcher Gewandtheit diese Unternehmungen in die Hand genommen wurden. Sie wird theilweise auch erklärt durch die Habsucht der Herrscherin, welcher stets ein bestimmter Gewinnantheil dieser Schöpfungen eingehändigt wurde. Zu jener Zeit war Frankreich auf dem besten Wege, wieder Einfluß auf der Insel zu gewinnen, wenn nicht ein gewisser Lambert das Spiel gänzlich verdorben hätte.

Die Königin war bereits alt und der Prinz Rakoto hatte baldige Anwartschaft auf die Regentschaft. Nach allen Schilderungen, die wir von Augenzeugen besitzen, war dieser Prinz eine höchst sympathische Erscheinung, voll kühner Pläne und von dem besten Willen beseelt, sein Reich der europäischen Civilisation entgegen zu führen. Aber die sprichwörtliche Klugheit seines Stammes fehlte ihm. Für die beiden Franzosen Laborde und Lambert besaß er eine unbegrenzte Verehrung. Der Prinz wurde für einen von Lambert ausgeheckten Plan gewonnen, welcher darin bestand, Madagascar förmlich unter französisches Protektorat zu stellen und einer großen europäischen Gesellschaft die agricole, industrielle und commercielle Ausbeutung zu überlassen. Mit dieser Zusage reiste Lambert nach

Paris, wo er sogar von Napoleon III. mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Da dieser jedoch aus politischen Gründen England in möglichst guter Laune erhalten wollte und durch einseitiges Vorgehen die Empfindlichkeit des Londoner Kabinets wachzurufen fürchtete, hielt Napoleon es für das Rathsamste, die zu gründende Madagascar-Gesellschaft, gleichsam eine neue Auflage jener verkrachten „Compagnie Rigault“, zwar zu unterstützen, aber zur Hälfte aus Engländern, zur Hälfte aus Franzosen zusammen setzen zu lassen. Sollte man sich mit diesem Vorschlage in London einverstanden erklären, so würde er das Protektorat übernehmen.

Ausgerüstet mit jener fabelhaften Naivität, welche gleichsam zur Signatur des Abenteurerthums gehört, verfügte sich Lambert nach London, um sein Projekt dem Minister des „Foreign Office“ zu unterbreiten. In der Meinung, daß von Widerstand gar keine Rede sein könne, kramte er alle seine Geheimnisse, seine vertraulichen Abmachungen mit dem Prinzen Rakoto, die Idee des französischen Protektorates und der großen Madagascar-Gesellschaft vor Lord Clarendon aus. Hätte er nur einmal sich bemüht, die Rolle Englands unter Radama I. sich erklären zu lassen, so hätte er selbst sich die Antwort geben können, ohne nach London zu reisen. Aber dieser Beniowsky Nr. II hatte eben nicht die Geriebenheit seines Vorbildes. Den Engländern war auffallender Weise die erneute Thätigkeit der Franzosen in Madagascar entgangen; mehr Glück konnte das Ministerium unmöglich haben, als daß die natürlichen Rivalen im Foreign Office erschienen, um ihre Geheimnisse auszuplaudern. Lord Clarendon wußte sofort, was er zu thun hatte. Er beauftragte unmittelbar nach dem seltsamen Besuch den einflußreichen Methodistengeistlichen William Ellis mit einer Mission nach Madagascar. Ueber diese Episode und deren Folgen besitzen wir bekanntlich von Ida Pfeiffer eine sehr lebendige Darstellung.

Ellis enthüllte der Königin die Abmachungen und am Hofe in Antananarivo entstand eine außerordentliche Verwirrung. Den Schluß des ganzen Abenteuers konnte man bei der bekannten Rücksichtslosigkeit der Herrscherin voraussehen. Die Europäer wurden ausgewiesen, die zum Christenthum übergetretenen Eingeborenen massenhaft ermordet. Zum Glück starb die Königin schon 1861 und der Prinz Rakoto gelangte als Radama II. zur Herrschaft. Seine Verehrung für die beiden Franzosen Laborde und Lambert hatte die Krisen überdauert, er rief seine alten Freunde sofort ins Land zurück. Nie war die Gelegenheit günstiger als jetzt, um den französischen Einfluß zu befestigen; hätte man einen ernsthaften und besonnenen Charakter wie Laborde als alleinigen Leiter der Angelegenheiten gehabt, so wären die Kulturfortschritte auf der Insel wohl gesichert gewesen. Aber der geschäftige Lambert mußte die Sache neuerdings verpfuschen. Er war einfacher Intriguant ohne tieferen Gehalt und seine Kopflosigkeit und Dummheit, welche bereits Schaden genug gestiftet, stürzte bald genug den wackeren und hoffnungsvollen Prinzen Rakoto ins jähe Verderben. Man hatte dem unerfahrenen Herrscher mit allen möglichen und unmöglichen Reformplänen den Kopf voll gemacht. Er gewährte die Concession für eine französische Madagascar-Gesellschaft, er schaffte in seinem Reiche die Frohndienste ab, die Douane wurde aufgehoben, die Priester durften ungehindert ihr Bekehrungswerk ausüben, Straßen und Kanäle sollten im Lande erstellt werden u. s. w.

Aber die Engländer ließen es diesmal an Wachsamkeit nicht fehlen. Kaum hatte man von dem Wechsel der Dinge Kunde erhalten, so erschien der geriebene Reverend William Ellis wieder auf der Bildfläche, um auf die madagassische Politik den allergrößten Einfluß zu gewinnen. Der conservative Howaadel war im höchsten Grade unzufrieden mit den Neuerungen, da er namentlich auch in ökonomischer Beziehung eine empfindliche Einbuße zu erleiden hatte. Ellis verband sich mit allen unzufriedenen Elementen und wurde ihr geistiges Oberhaupt. Im Mai 1863 brach die offene Empörung aus, der junge Herrscher wurde in seinem Palaste gefangen, man verlangte, daß er die Concessionen an die Franzosen zurücknehme und seine Freunde vernichte. Radama II. blieb Ehrenmann und wollte seine Freunde nicht preisgeben. Damit war sein Schicksal besiegelt, er wurde in seinem Palaste erwürgt. Es ist notorisch, daß in jenen Wirren stündlich die Parole bei einem Diener des Evangeliums, bei einem Apostel des Friedens und Glaubens, bei dem schon genannten Reverend Ellis eingeholt wurde. Indirekt hat derselbe auch den Untergang des hoffnungsvollen, aber unklugen Prinzen Rakoto verschuldet.

England hatte damit sein nächstes Ziel erreicht. Der Einfluß der alten Howapartei war wieder hergestellt und die tonangebende Familie Reniharo, aus welcher bis auf den heutigen Tag die allmächtigen Premierminister entnommen worden sind, beherrschte wieder die madagassische Politik. Die Thatsache, daß der Audienzsaal dieses Premierministers mit kostbaren Geschenken englischer Geistlichen über und über gefüllt ist, bildet wohl einen deutlichen Hinweis, welche europäische Nation am meisten Einfluß am königlichen Hofe hatte, zumal die ersten Minister stets die gerade herrschenden Königinnen zur Frau nahmen. Die Abmachungen mit Frankreich wurden einfach aufgehoben, die concessionirte Madagascar-Gesellschaft mit einer unbedeutenden Summe abgefunden. Die englischen Missionare gewannen den günstigsten Boden und, was die Hauptsache war, der nicht unbeträchtliche Handel gelangte vorwiegend in englische Hände. Frankreich that nichts, um seine Scharte auszuwetzen, der deutsch-französische Krieg stand vor der Thür, die Howa interessirten sich im höchsten Grade für die in Europa stattfindenden Ereignisse und die Katastrophe von 1870 gelangte bald genug zu ihrer Kenntniß — Deutschland hatte indirekt das Prestige der Franzosen in Madagascar so gut wie vernichtet.

Es blieb noch ein letzter Schritt zu thun übrig, welcher denn auch nicht zu lange auf sich warten ließ. Frankreich hatte noch Beziehungen mit den Stämmen der Westküste und gewisse Anrechte auf einige Gebiete der Sakalaven, der natürlichen Feinde der Howa. Auch diese Beziehungen durften nicht fortbestehen. In den siebenziger Jahren erschienen, natürlich in ganz harmlosem Gewande, englische Emissäre im Gebiete der Sakalaven, um die Bevölkerung zu sondiren. Einzelne angesehene Häuptlinge wurden in die Howaresidenz eingeladen, um der Königin ihre Aufwartung zu machen. Man behandelte dieselben mit Auszeichnung, und sie kehrten später in Begleitung von Howaofficieren an die Küste zurück. Letztere pflanzten einfach die Howaflagge in den französischen Schutzgebieten auf, ja sie wagten sich sogar auf die benachbarten Inseln Nossi Foly und Nossi Mitsiu hinüber.

Dazu kam noch ein Fall, welcher recht deutlich illustrirte, bis zu welchem Grade die französischen Ansprüche vernichtet wurden, ein Fall, welcher vielleicht am meisten zur gewaltsamen Lösung des beginnenden Konfliktes beigetragen hat. Der früher genannte Konsul Laborde hatte sich auf Madagascar in große industrielle Unternehmungen eingelassen. Er hatte auf rechtlichem Wege in der Nähe der Hauptstadt ausgedehnte Ländereien erworben, welche bei mäßiger Schätzung den Werth einer Million Franken überstiegen. Er starb im Jahre 1878 und setzte testamentarisch seine beiden Neffen, Eduard Laborde und Campan, zu Erben seiner Hinterlassenschaft ein. Als die Erben im Begriffe waren, auf

dieser Besitzung ein Haus zu erbauen, erklärte der Howaminister, daß der Bau zu unterbleiben habe. Proteste halfen nichts und Campan mußte sich im Interesse seiner Sicherheit sogar nach Réunion flüchten. Die Erben brauchten Geld und wollten die Besitzung veräußern. Sie gingen sogar auf 300 000 Franken herab. Der Premierminister verlangte Einsicht in die Rechtstitel. Man schickte ihm beglaubigte Kopien ein, allein die Howaregierung wollte erst in eine Ablösung dieser Laborde'schen Besitzungen eintreten, wenn man ihr die Originaltitel einsende, stützte sich übrigens auf einen Artikel des madagassischen Gesetzes, wonach Fremde kein Landeigenthum besitzen können. Das war deutlich genug.

Frankreich mußte die Rechte seiner Angehörigen schützen, da wiederholte und offene Vertragsverletzungen begangen worden waren und die Howaregierung erklärte, sie werde nur mit Gewalt zur Anerkennung der erhobenen Reclamationen gebracht werden. Admiral Pierre wurde nach den madagassischen Gewässern entsendet und bombardirte die beiden Küstenstädte Majunga und Tamatave im Jahre 1883. Die Howaregierung antwortete durch Vertreibung sämmtlicher Franzosen. Die Howaarmee wurde unter die Waffen gerufen, und an ihre Spitze trat der englische Oberst Willoughby. Die Herren Howageneräle mit ihren Dreimastern und Theaterfräcken bildeten in der Umgebung des englischen Generalissimus einen buntscheckigen und phantastisch herausgeputzten Generalstab. Der englische Dampfer „Normandy" hatte vollauf zu thun, um Kanonen, Gewehre und Munition vom Kap her nach der madagassischen Küste zu führen. Die Howaforts wurden armirt. Große Kriegsthaten hat dieser Feldzug nicht zu verzeichnen. Frankreich war in Tonkin zu sehr engagirt, als daß es in Madagascar eine kräftige Action hätte entfalten können. Es beschränkte sich vorwiegend darauf, die Küste zu blockiren und die Howa zu ermüden. Das einzige größere Treffen bei Farafate in der Nähe von Tamatave war ungeschickt geleitet und endigte mit einer Schlappe für die Franzosen.

Indessen begannen die Howa nach und nach einzusehen, daß die Engländer sie in eine unangenehme Situation verwickelt hatten, und von dieser Nation keineswegs alles Heil zu erwarten sei. Die bisherige Königin starb und die junge Ranavalo III. übernahm die Regierung, gleichzeitig auch den Premierminister als Gatten. Sie neigte zum Frieden und schloß Ende 1885 einen neuen Vertrag mit Frankreich ab, versammelte im Februar 1886 die Unterthanen zu einer großen Volksversammlung, einem allgemeinen Kabar, in welchem dem Volke eingeschärft wurde, die Fremden gut zu behandeln und die Franzosen als Verwandte zu betrachten. Der Howageneralissimus Willoughby reiste ab; in den Herzen der Madagassen hat er sich nicht gerade einen Ehrenplatz erobert, dagegen hat er ein recht gutes Geschäft gemacht. Der Vertrag vom 17. December 1885 hat den Franzosen im Grunde mehr eingebracht, als sie auf Grund ihrer Waffenerfolge in Madagascar erwarten konnten. Sie dürfen, wie der damalige Ministerpräsident Freycinet vor der Kammer mit Recht hervorhob, vollauf zufrieden sein.

Ist in dem Vertrage das französische Protektorat über Madagascar auch nicht formell festgestellt, so ist doch das faktische Verhältniß von einem solchen sehr wenig entfernt. Ein Generalresident in der Hauptstadt überwacht die Leitung der auswärtigen Beziehungen; ohne seine Einwilligung darf die Howaregierung keinerlei Verbindlichkeiten nach außen eingehen, dagegen ist sie in ihren inneren Angelegenheiten frei. Ländereien können von Fremden zwar nicht als Eigenthum erworben werden, aber für eine genügend lange Zeitdauer, wie sie für größere agrikole und industrielle Unternehmungen wünschbar sein muß, gemiethet werden. Durch vollständige Abtretung der sicheren Bai von Diego Suarez hat Frankreich einen genügenden militärischen Stützpunkt gewonnen.

Auf alle Fälle ist der europäische Einfluß nunmehr genügend consolidirt, um das Land endlich der Kultur zu öffnen. Raum ist noch für Millionen vorhanden, ohne daß der Eingeborene beeinträchtigt wird. Der herrschende Stamm der Howa, geistig geweckt und arbeitsam, ist europäischer Kultur in hohem Grade zugänglich und nimmt sie ohne Schaden auf. Die natürlichen Hilfsquellen des Landes sind bedeutend, der Verkehr ist nicht unbeträchtlich. Da nunmehr regelmäßige Dampferverbindungen errichtet sind und in Bälde auch im Inneren der Insel bessere Verkehrswege errichtet werden dürften, hat der Handelsverkehr eine bessere Zukunft. Nach den vielen fruchtlosen Versuchen, nach den zahllosen Intriguen, welche die Europäer zu ihrem eigenen Schaden im Lande angezettelt haben, dürfte endlich die Zeit des Abenteuerthums vorbei sein und sich die Blicke ernsthafter Unternehmungen auf dieses ostafrikanische Gebiet werfen.

Polyandrie und Polygamie.

Von Dr. Emil Jung.

I.

Die Vielmännerei, so spärlich sie heute auch auf der Erde verbreitet erscheint, ist doch eine Sitte, welche bei vielen Völkern früher sich vorfand. Cäsar[1]) berichtet von den alten Briten, daß zehn oder zwölf ein Weib in Gemeinschaft besaßen, besonders Brüder mit Brüdern und Väter mit ihren Söhnen, und wenn aus solchen Vereinigungen Kinder hervorgingen, so sah man sie als die Nachkommen derjenigen an, welche zuerst mit der Frau in eheliche Gemeinschaft traten. Dio Cassius sagt von den Schotten dasselbe; er läßt zugleich eine britische Frau in Vertheidigung ihrer Landsmänninnen einer Römerin erwidern, daß sie offen mit Ihresgleichen das thäten, was die Römerinnen im Geheimen mit unter ihnen Stehenden. Die Richtigkeit dieser Angaben ist von englischen Schriftstellern der Jetztzeit bestritten worden, insbesondere von Vaughan[1]), der sich auf das Zeugniß des Pomponius Mela beruft, wonach die britischen Frauen in hohem Ansehen standen, ferner an die Thatsache erinnert, daß Frauen (Boadicea, Cartismandua) in Ermangelung männlicher Erben den Thron besteigen konnten, und darauf aufmerksam macht, daß sowohl Diodorus als Strabo nichts über diese Sitte sagen. Indeß ist Vaughan im Irrthum, wenn er meint, daß durch das Zusammenleben

[1]) Cäsar de Bello Gallico, lib. V, cap. 14.

[1]) Vaughan, Revolutions in English History, p. 97 ff.

einer Frau mit mehreren Männern dieselbe nothwendig an Achtung einbüßen mußte. Gerade im Gegentheil schätzten die Weiber von Atropatia, dem jetzigen Aserbeidschan, ehe der Islam dort Eingang fand, die ‚Höhe ihrer socialen Stellung nach der Zahl von Männern, deren sie sich rühmen durften [1]).

In dem indischen Heldengedicht Mahabharata wird erzählt, wie Ardschuna, der dritte von fünf Pandava-Prinzen, bei einem Wettschießen mit Bogen am Hof von Drona als Siegespreis des Königs Tochter Draupadi zum Weibe erhielt, und daß diese damit zugleich die Frau aller anderen vier Brüder wurde. Als der König Drupada, der Vater Draupadi's, seine Unzufriedenheit darüber aussprach, hielt ihm Judischthra, der älteste der Brüder, entgegen, daß Dschatila aus der Familie Gautamas, eine vortreffliche Frau, mit sieben Heiligen zusammengelebt habe, und daß Warkschi, die Tochter eines Muni (d. i. eines heiligen Gelehrten) mit zehn Männern verheirathet gewesen sei, sämmtlich Pradscheta, d. i. Männern, deren Seelen durch Büßungen geläutert wurden. Hier war also die Polyandrie eine von der Sitte durchaus gebilligte Institution, wie sie das in manchen Theilen Indiens und seiner Nachbarländer, im hohen Norden Asiens, in Amerika, Afrika und Australien anerkannter Maßen auch heute noch ist.

Auf Nukahiwa, einer der Markesasinseln, wo es mehr Männer als Frauen gab, war Polyandrie nicht selten und namentlich vornehme Frauen hatten zwei Männer, deren einem sie schon in früher Jugend vermählt wurden; beide nahm dann ein reiferer Liebhaber ins Haus. Die Männer lebten ohne Eifersucht in voller Eintracht neben einander [2]). Auch auf Neuseeland soll nach Mac Lennan, der zum Beleg eine von Sir George Grey erzählte Legende citirt, Polyandrie bestanden haben. Danach sollen zwei Brüder, Namens Ihuatamai und Ihuwareware, die durch die Meeresbrandung an den Strand von Wairarawa gespülte Hinauri gefunden, sie mit Freuden angeschaut und mitsammen zum Weibe genommen haben. Indessen scheint dieser vereinzelte Fall, wie Sir John Lubbock [3]) hervorhebt, mehr auf eine Gemeinschaftsehe als auf eine Polyandrie zu passen, besonders wenn man die Schlußworte der Sage näher erwägt. Auch sprechen andere Sagen der Neuseeländer ganz entschieden dagegen. Für den Australkontinent ist die Polyandrie für die Eingeborenen am unteren Murray von Angas, für die an der Moretonbai von Lang, für die bei Port Lincoln von Wilhelmi nachgewiesen worden; ich selbst habe sie während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Inneraustralien weder am Murray, Murrumbidschi oder Darling, noch am Cooper und im Seendistrikte mit Sicherheit finden können. Eine Art beginnender Vielmännerei bestand auf Hawai durch Zufügung eines Cicisbeo, Punula genannt, zum Manne; die Ehe führte hier den Namen Hao, Versuch [4]). In Melanesien werden Anklänge an Polyandrie zu einer gar nicht seltenen Erscheinung. So ist es auf den Neuen Hebriden bei der Wittwenschaft eine Art Uebereinkommen, daß zwei Wittwer mit einer Wittwe leben; sie gehört beiden, ebenso die Kinder [5]).

In Südafrika soll die Polyandrie nach G. Fritsch [6]) bei den Herero aus Armuth bisweilen vorkommen, wogegen nach Büttner eine gewisse Gemeinsamkeit der Frauen herrscht, nicht zwischen allen Stammesgliedern, sondern nur zwischen Angehörigen gewisser durch einen engen Bund geschlossenen Gemeinschaften, der Oma-Pange. „Möglicher Weise“, sagt Büttner, „betrachten sich die auf gleicher gesellschaftlicher Stufe Stehenden schon von Natur als Oma-Panga“ [1]).

In Westafrika tritt die Vielmännerei in anderer loserer Form bei reichen und vornehmen Frauen auf. So leben nach Monrad [2]) in Akra reiche Mädchen mit wem sie wollen, ohne daß ihre Unbeständigkeit Anstoß giebt. Die Königin Zinga von Congo, welche um 1640 lebte, soll sich viele Männer gehalten und diesen gestattet haben, sich zugleich wieder zu verheirathen, jedoch unter der Bedingung, daß die Kinder aus diesen Ehen umgebracht würden. Eine zwar nicht simultane, vielmehr successive Vielmännerei herrscht noch heute in Congo und Loango, wo sich Weiber aus fürstlichem Geblüt den Mann wählen, mit dem sie leben wollen, und den sie nach Willkür wieder verstoßen und durch einen anderen ersetzen.

In Amerika kommt Vielmännerei vereinzelt vor. Bei den Eskimo, die sonst Polygamisten sind, haben zuweilen aus Armuth zwei Männer ein Weib zusammen, und bei den Konjagen, Koloschen und Aleuten pflegte die Frau früher einen Nebenmann zu haben, der zu mancherlei Diensten verpflichtet war und in Abwesenheit des Mannes diesen vertrat [3]). Sonst werden von Mac Lennan noch die Eingeborenen vom Orinoco als Polyandristen aufgeführt und Lubbock fügt der von jenem gegebenen Liste noch einige irokesische Stämme hinzu [4]).

Die weiteste Verbreitung hat die Polyandrie ohne Zweifel in Asien gefunden, sie ist in manchen Gegenden eine vollkommen geregelte, obschon dies wohl nur ausnahmsweise der Fall ist und wohl nur da, wo bei ursprünglich herrschender Monogamie ein großer Mangel an Frauen herrscht.

Nach Tennant [5]) herrschte im ganzen Inneren von Ceylon Polyandrie, vornehmlich bei den wohlhabenderen Klassen, bis dieser Sitte 1860 durch den derzeitigen Gouverneur, Sir Henry Ward, ein Ende gesetzt wurde. Häufig hatte eine Frau drei bis vier Ehemänner und bisweilen sogar sieben. Nach Valentya hatte der König von Kotta, Wijaio Bahu VII., in dessen Regierung die Erbauung des ersten portugiesischen Forts zu Colombo fiel, mit seinem Bruder eine Frau gemeinsam, aber der Einfluß der Portugiesen und Holländer genügte, um in dem Küstenstrich wenigstens die Bewohner zum Aufgeben dieser Sitte zu bestimmen. Ein alter Häuptling, welcher vor der Eroberung von Kandy durch die Engländer unter drei Königen nach einander gelebt hatte, theilte Sir J. Tennant mit, daß die Sitte der Vielmännerei aus der Feudalzeit stamme, wo der Zwang zu persönlichen Dienstleistungen bei dem Könige und den Großen des Landes die verheiratheten Männer zu häufiger langer Abwesenheit nöthigte und ohne diese Einrichtung die Felder unbebaut geblieben wären. In neuerer Zeit hat man die Sitte damit entschuldigt, daß so die zu große Zertheilung des Grundbesitzes verhindert werde. In der Regel waren die gemeinschaftlichen Ehemänner Glieder derselben Familie, gewöhnlich Brüder.

Gegenwärtig kommt Polyandrie in Ceylon nur noch bei den singhalesischen Kandyan vor, einer kräftigen Rasse, welche im gebirgigen Inneren der Insel wohnt und bis in die jüngste Zeit sich nie mit der Bevölkerung der Ebenen vermischte. Hier besitzen alle Brüder einer Familie eine Frau gemeinschaftlich, aber nur der älteste derselben wird von den Kindern Vater genannt. Doch kann der Mann auch einen

[1]) Porter's Travels, cap. 1, p. 143.
[2]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 6, S. 128.
[3]) Lubbock, Entstehung der Civilisation, S. 117.
[4]) Ratzel, Völkerkunde, Bd. 2, S. 188.
[5]) Derselbe, Bd. 2, S. 276.
[6]) Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 227.

[1]) Ratzel, Völkerkunde, Bd. 1, S. 343.
[2]) Monrad bei Waitz, Bd. 2, S. 108.
[3]) Waitz, Anthropologie, Bd. 3, S. 308, 313 und 314.
[4]) Lubbock, S. 116.
[5]) Sir J. T. Tennant, Ceylon.

anderen, nicht mit ihm verwandten, an seinen ehelichen Rechten theilnehmen lassen; in der That kann der erste Ehemann seiner Frau so viele zuführen, als diese als Ehemänner anzunehmen geneigt ist.

In Südindien herrscht Polyandrie im Tributärstaat Travancore und in den beiden Provinzen Malabar und Kanara der Präsidentschaft Madras, und zwar allein bei den Stämmen, welche das Neffenerbrecht haben, das hier Marumakayatam heißt, und wohl gerade als eine nothwendige Folge der Polyandrie bezeichnet werden muß. Die Hindukasten, bei welchen hier Vielmännerei herrschte, waren die Nair, die Tiyer in Nordmalabar und ein Zweig der Sklavenstämme, die Kallady. Die fünf Handwerkerklassen Malabars, die Zimmerleute (Ascharie), Gerber (Tol Kollen), Gelbgießer (Muschali), Goldschmiede (Tattan) und Grobschmiede (Verunkollan) sind polyandrisch; heirathet der älteste Bruder, so wird seine Frau zugleich die seiner jüngeren Brüder; will aber einer von diesen eine Frau für sich haben, so ist ihm dies gestattet und er mag einen eigenen Hausstand bilden, doch können etwaige noch jüngere Brüder als er selber in sein Haus ziehen und ihre Rechte an seiner Frau beanspruchen. Von diesen Kasten, Kummalarkasten genannt, sollen die Iduver, Juver oder Tiyer, die Toddybereiter, eine sehr niedrige Kaste, welche ursprünglich aus Ceylon stammt, nach einem Aufsatz des Distriktsrichters Kukel Kelu, eines Nairs, im Journal der Madras Literary Society[1]), diese Sitte angenommen haben. Auch bei ihnen sind die gemeinsamen Gatten immer Brüder, nur in den Taluks Nidunganad, Kutlanad, Tschaugad, theilweise in Wettutsnad und an einigen benachbarten Orten von Südmalabar finden wir bei den Nair die Sitte, daß zwei oder drei Männer, die nicht Brüder, auch überhaupt nicht verwandt sind, eine Frau gemeinschaftlich besitzen. Indessen verschwindet die Sitte der Polyandrie hier doch mehr und mehr.

In Kurg herrschte früher ganz allgemein eine Sitte, die weniger Polyandrie als vielmehr Weiberkommunismus genannt werden muß, indem die Frauen der Brüder einer Familie Gemeingut innerhalb der Familie waren. Die Kurgs begründen diese Sitte mit der oben angeführten Erzählung von der Prinzessin Draupadi und ihren fünf Männern. Die Familienverhältnisse waren infolge dieser Sitte in Kurg höchst traurig und Zwistigkeiten, nicht selten mit tödtlichem Ausgange, waren in den großen, zuweilen 70 bis 80 Seelen aus drei Generationen enthaltenden Familien an der Tagesordnung. Gegenwärtig ist die Polyandrie in Kurg nicht mehr wie früher eine nationale Institution, kommt aber vereinzelt immer noch vor[2]).

Ueber die Toda haben wir von Metz[3]) eingehende Nachrichten. Die Frau gehört den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich; die Kinder werden nach der Reihenfolge ihrer Geburt den Brüdern vom ältesten abwärts zugeschrieben. Daher herrscht wenig Sympathie zwischen Vater und Kind. Von den Mädchen, die geboren werden, wird nur eins am Leben gelassen. Die Frau wird gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes gekauft. Die Hochzeitsfeierlichkeit besteht darin, daß man die Braut in das Haus ihrer zukünftigen Ehemänner bringt, wo sie sich niederbeugt, damit jene der Reihe nach ihr zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf den Kopf setzen. Dann macht sie sich auf, Wasser zum Kochen zu holen und tritt damit in die Rechte und Pflichten der Hausfrau ein. Seitdem die Engländer den Kindesmord untersagt haben, bekennen sich die Toda allmählich zur Monogamie. Mantegazza kannte auch einige unter ihnen, welche der Polygamie huldigten[1]).

Bei den dravidischen Stämmen, welche die Nilgiriberge in Südindien bewohnen, war die Polyandrie, sowie der Mädchenmord ganz allgemein verbreitet; heute ist die letztere Sitte durch die Anstrengungen der englischen Regierung so ziemlich ganz unterdrückt worden und als polyandrisch werden nur noch die Toda und die Kurumba bezeichnet. Es sind hier wieder Brüder, welche eine gemeinsame Ehe schließen. Der Frau ist übrigens die größte Freiheit in Bezug auf ihren Verkehr mit anderen Männern gestattet, von Eifersucht findet man hier keine Spur. Auch bei den weit über die vorderindische Halbinsel verstreuten tiefstehenden Tschamar, den Lederarbeitern, sowie bei einigen anderen Pariahkasten ist Vielmännerei noch immer, wenn auch nicht allgemein, im Schwange.

Weit allgemeiner ist die Vielmännerei im nördlichen Indien. In Sirmore, einem Tributärstaat des Pandschab im Himalaya, thun sich mehrere Brüder zusammen, um eine Frau zu kaufen, die dann Gemeingut wird. Von diesen Gatten sind in der Regel mehrere abwesend, um verschiedenen Erwerbszweigen nachzugehen; der älteste bleibt gewöhnlich daheim. Die Kinder sind hier nicht des Aeltesten ausschließliches Eigenthum, vielmehr fallen sie den einzelnen der Reihe nach zu. Das erstgeborene Kind gehört dem Aeltesten, das zweite dem Nächstalten u. s. w.

Bei den Sikh, sagt Masson[2]), war es nichts Ungewöhnliches, daß sämmtliche Brüder einer Familie eine Frau gemeinschaftlich hatten, und er erzählt, daß eingeborene Soldaten der britisch-indischen Armee um Urlaub einkamen, weil ihre Brüder eine Reise gemacht hätten und ihre Frau allein sei. Die englische Armeeverwaltung erkannte eine solche Forderung immer als vollkommen berechtigt an.

Oberst Dalton schreibt[3]), daß die Padam oder Bor Abor in Assam Polyandristen sind, und daß es nichts Ungewöhnliches für eine Abor-Frau ist, mit zwei Brüdern als Ehemännern zusammen zu leben. Ebenso sagt er, daß bei den den Abor verwandten Miri und Daphla zwei Brüder sich vereinigen, um eine Frau zu kaufen. Dagegen sehe ich im Report on the Census of Assam for 1881 in dem Kapitel Castes and Tribes par. 158, daß diese Stämme eine derartige Insinuation mit Abscheu zurückwiesen und behaupteten, daß auf ein solches Verhältniß Todesstrafe gesetzt sei. Im Journal of the Asiatic-Society of Bengal IX, p. 834 finden wir aber die Angabe, daß Vielmännerei sowohl in Sylhet als in Katschar, zwei von vielen verschiedenen Stämmen bewohnten Distrikten Assams, vorkomme.

Daß diese Sitte in mehreren Thälern des Himalaya, in Kaschmir und in Tibet, wie vor Jahrhunderten, so auch noch heute im Schwange ist, wird von allen Reisenden behauptet, die dorthin vorgedrungen sind. Lieutenant Samuel Turner, der 1783 als Gesandter nach Tibet ging und nach seiner Rückkehr in England einen Reisebericht veröffentlichte unter dem Titel: Embassy to the Court of the Teshu Lama in Tibet, containing a narrative of a journey through Bhutan and part of Tibet (London 1800), erzählt, daß die Frauen von Tibet mit ihren drei oder vier Ehemännern ebenso eifersüchtig wären, wie ein mohammedanischer Polygamist es auf seine Weiber ist. Er sah eine Frau, welche fünf Gatten hatte, alle Brüder, von denen aber der eigentliche Ehemann der älteste war. Bei den

[1]) Madras Literary Society Journal cf. 1850, p. 52—54.
[2]) Hunter, Imperial Gazetteer 1885, vol. IV, p. 35.
[3]) Metz, die Stämme der Nilgiris, S. 46.

[1]) Mantegazza, Indien, S. 120.
[2]) Masson, Journeys in Baluchistan, Afghanistan and the Panjab, vol. III, p. 87 ff.
[3]) Dalton, Ethnology of Bengal, p. 33.

Bhuia von Sikkim ist die Polyandrie eine sociale Einrichtung, die aber leicht in freie Liebe ausartet [1]).

A. Cunningham, der, wie sein älterer Bruder sehr werthvolle Beiträge zur Geographie und Ethnologie Nordindiens und des Himalayagebietes geliefert hat, sagt, daß bei den Bhoti von Ladakh Polyandrie auf Brüder beschränkt ist. Jede Familie von Brüdern hat nur eine gemeinschaftliche Frau. In der Regel sind es zwei, aber auch vier und fünf Brüder, die so zusammen leben. Indessen gilt dies nur von den ärmeren Klassen, die Reichen sind, wie im Orient überhaupt, gewöhnlich Polygamisten und haben, je nach ihren Verhältnissen, zwei oder mehr Frauen [2]). Er fügt hinzu, daß diese allgemeine Polyandrie das Haupthinderniß einer stärkeren Volksvermehrung ist, erklärt aber, daß diese unser Sittlichkeitsgefühl beleidigende Maßregel durch die beschränkten Productionsverhältnisse des armen Landes geboten sei. Daß dies richtig ist, beweist die sofortige Errichtung besonderer Hausstände selbst im lamaïtischen Tibet, sobald sich die Erwerbsverhältnisse durch den Aufschwung von Handel und Verkehr irgendwie günstiger stellen. Auch das Vordringen des Islam macht der Vielmännerwirthschaft mehr und mehr ein Ende [3]).

Schließlich sei einer hübschen Anekdote gedacht, die uns der schon erwähnte Dalton in seinem werthvollen Werke Descriptive Ethnology of Bengal, Seite 36, giebt. Ein sehr niedliches Dolphamädchen kam einst zur Station Lackimpur, warf sich Oberst Dalton zu Füßen und flehte ihn in poetischen Ausdrücken um seinen Schutz an. Ihr Vater habe sie einem Manne zugesagt, erzählte sie, dem sie keine Neigung zuwenden könne, und daher sei sie mit ihrem Geliebten entflohen. Dies klang interessant und romantisch. Der Oberst Dalton ließ die Sache untersuchen und der Hauch der Romantik entfloh. Sie war mit zwei jungen Männern auf und davon gegangen!

In seinem Werke Hunting in the Himalaya bemerkt Dunlop, daß wo immer Polyandrie auftritt, sich auch ein außerordentlich starker Unterschied in dem Verhältniß der Geschlechter geltend mache. So fand er in einem solchen Dorfe auf mehr als 400 Knaben nur 120 Mädchen. Er glaubt auch, daß der Verdacht des Mädchenmordes hier nicht aufkommen könne, da eine Frau mit schwerem Gelde von ihren Eltern erkauft werden müsse. Und er bringt zugleich Garhwal zum Vergleich, wo Polygamie herrscht, und ein starker Ueberschuß von Mädchen vorhanden ist. Der hier wie auch von anderer Seite schon oft ausgesprochene Satz, daß bei Polygamie die weiblichen, bei Polyandrie die männlichen Geburten vorwalten sollen und die Natur sich gleichsam den örtlich herrschenden ehelichen Satzungen anbequeme, ist aber bereits von Oskar Peschel überzeugend widerlegt worden [1]).

Irrthümlich hat man bisweilen die Polyandrie verwechselt mit der Gemeinschaftsehe, dem Hetärismus, wobei die Frauen einer Horde Gemeingut aller Männer sind und ein eheliches Zusammenleben gar nicht existirt. Ein solcher Zustand soll früher bei vielen Völkern geherrscht haben, in China bis zu Buddha's, in Griechenland bis zu Kekrops' Zeiten. Nach Herodot kannten weder die Massageten noch die äthiopischen Ausen eine Einzelehe. Strabo bestätigt Herodot's Angabe hinsichtlich der Massageten und stellt wie Solinus die nämliche Behauptung von den Garamanten, einem anderen äthiopischen Stamme, auf. In Kalifornien vereinigten sich nach Baegert beide Geschlechter ohne jede Förmlichkeiten, auch fehlte den Bewohnern in ihrem Vocabularium das Wort „Heirathen“. Garcilasso de la Vega versichert, daß bei einigen peruanischen Stämmen vor der Zeit der Inca kein Mann eine ihm allein gehörende Frau besessen habe. Bei den Andamanen traf jedes Weib, welches irgend einem Stammesgenossen die ehelichen Rechte vorzuenthalten suchte, eine harte Strafe. Von den Eingeborenen der Königin-Charlotte-Inseln wird behauptet, daß ihnen ursprünglich die Satzungen der Ehe völlig fremd waren und daß die Frauen fast sämmtliche Männer ihres Stammes als Gatten betrachteten, dabei aber gegen alle Fremde sich äußerst zurückhaltend benahmen. Lubbock [2]), der diese und andere Angaben verschiedener Schriftsteller anführt, glaubt, daß wir allen Grund zu der Annahme haben, daß die niedrigsten Rassen in einem ehelosen Zustande lebten; wogegen Peschel die Annahme eheloser Vorzeiten des Menschengeschlechts als häßlich und unglaubwürdig bezeichnet, indem wir schon bei Thieren eine strenge Paarung finden, nämlich bei Affen, bei Raubthieren, Hufthieren, Wiederkäuern, bei Sing-, Hühner- und Raubvögeln.

[1]) Mantegazza, Indien, S. 193 nach Hooker, Himalayan Journals.
[2]) Balfour's Cyclopaedia, vol. III, p. 245.
[3]) Vergl. Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces II, p. 321.

[1]) O. Peschel, Völkerkunde, S. 231.
[2]) Die Entstehung der Civilisation, S. 17.

Kürzere Mittheilungen.

Prof. Heim's Gutachten über die Katastrophe in Zug.

Gegenüber den vielfachen phantastischen Vorstellungen über die Ursachen der Katastrophe vom 5. Juli am Zuger See veröffentlicht der wohlbekannte Kenner derartiger Erscheinungen, Prof. Alb. Heim, in der „N. Züricher Ztg.“ ein einem weiteren Leserkreise bestimmtes Gutachten, dem wir Folgendes entnehmen. Hiernach erstreckte sich der Zuger See in längst verflossenen Zeiten weiter gegen Norden, wohl bis in die Gegend von Baar und wurde allmählich zurückgedrängt durch die Schuttablagerungen zahlreicher Bäche, sowie derjenigen der Lorze. Die Altstadt Zug liegt auf dem gröberen Bachschutt, die Vorstadt, das Bahnhofsgebiet und die ganze Fläche bis zu der Moräne von Cham werden durch das Lorze-Delta gebildet. Bei Legung des Röhrennetzes für die Wasserleitung und bei anderen Gelegenheiten beobachtete man im Gebiet der äußeren Vorstadt stets unter 1/2 bis 1 Meter Humusboden feinen Sand, dann in 2 bis 6 Meter unter der Oberfläche Seeschlamm, Seekreide mit Resten von Pfahlbaupfählen und Pfahlbaufundschichten. Das Gleiche läßt sich am jüngsten Abrißrand vom 5. Juli beobachten. Gegen den inneren und nördlichen Theil der Vorstadt wird der feine Sand gröber und geht in Kies über, der weiche Seeschlamm liegt tiefer oder fehlt gänzlich. In noch größerer Tiefe folgt festerer Seeschlamm, vielleicht oftmals unterbrochen von eingelagertem Sand oder Kies. Dieser in seiner Zusammensetzung wechselnde Schuttboden mag wohl bis 60 Meter Tiefe reichen. Wirklicher Fels mag erst tiefer folgen oder an den Gehängen des Zuger Berges im Hintergrunde der Altstadt anzutreffen sein. Bezüglich der Ursachen der Katastrophe vom 5. Juli ist nun noch Folgen-

des vorauszuschicken. Sämmtliche Seen lagern bekanntlich stets einen feinen Schlamm an ihrem Boden ab, theils durch die Zuführungen seitens der Bäche, theils aber auch durch den Kalkniederschlag des Seewassers selbst, wie durch die im See lebenden und absterbenden Organismen. Diese „Seekreide" wird nun überlagert durch den Schuttkegel eines in den See mündenden Baches oder Flusses, wodurch der Seeschlamm zusammengepreßt und theilweise befestigt wird; theilweise aber weicht er der auf ihn drückenden Last aus und wird ausgequetscht und zwar ruckweise, wobei der ausgepreßte Seeschlamm über das Gehänge am Seegrunde abfließt und an flachen Stellen desselben sich anhäuft. Manchmal bleiben weiche Seeschlammmassen lange Zeit gefangen, tragen auch größere Lasten, dann aber genügt eine geringe Störung des Gleichgewichts, um eine Katastrophe herbeizuführen. Derartige Abrutschungen sind vielfach, selbst am Zuger See, beobachtet worden, wo 1435 ein Theil der Altstadt und 1591 ein Theil der Vorstadt versank. Bereits im Frühsommer 1884 wurden bei Gelegenheit der neuen Quaibauten Risse in den anliegenden Gebäuden bemerkt und Fachleute, unter denen sich auch Professor Heim befand, mit einer Untersuchung des Untergrundes betraut. Dieselben bezeichneten schon damals die Lage als äußerst gefährlich, da aber die Bauten schon zu weit gediehen waren, so konnte man nur ein äußerst vorsichtiges Weiterbauen, veränderte Fundation der Quaimauern zwecks geringerer Belastung des Bodens und Ableitung des landeinwärts angestauten Grundwassers anrathen. Eine direkte Schuld ist aber den Quaibauten nicht ohne Weiteres zuzumessen, denn gerade an den vollendeten Stellen hat keine Abrutschung stattgefunden, sondern nur an den begonnenen Stellen, an denen gepfählt und neu angeschüttet war. An Rissen in den Gebäuden hatte es auch nie gefehlt und waren solche Risse nicht nur Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte lang unverändert geblieben, so daß es schwierig war, zu unterscheiden, ob diese Risse nur eine Folge des festen und normalen Zusammensitzens des Ausfüllungsmaterials oder von tieferen gefährlichen Bewegungen abhängig waren. Der Absturz am 5. Juli erfolgte vertical derart, daß sich das betroffene Gebiet um 7 bis 8 Meter senkte, während der unten ausgequetschte Seeschlamm schon in 250 Meter Entfernung vom Ufer eine Erhöhung des Bodens gegen früher bewirkte. Daß wirklich eine Seewärtsbewegung des Schlammes stattfand, zeigten die in demselben steckenden Pfähle des Quai, welche mit dem Schlamm in den See hinausrutschten und erst in 100 bis 300 Meter Entfernung vom Ufer frei wurden und an die Oberfläche emporschossen. Neben dieser durch Menschenhand nicht zu vermeidenden Ursache, nämlich dem Auspressen des Seeschlammes durch die belastenden Oberschichten, kommen natürlich noch weitere veranlassende Momente in Betracht. Durch Arbeiten, wie Kanalisation, Wasserleitung ꝛc. wurde der feste Zusammenhang der oberen Schichten vielfach gelockert und die Abtrennung einzelner Theile befördert. Dazu kam weiter, daß, wie schon in den Vorjahren, der Seespiegel tiefer stand als das vom Lande drängende Grundwasser, so daß ein Ueberdruck von der Landseite entstand, der gerade Ende Juni und Anfang Juli relativ hoch war. Nur durch die Erschütterung bei der Pfählung und durch allmähliche Mehrbelastung des Bodens mag die Quaianlage nicht ohne Wirkung geblieben sein. Jedoch ist hervorzuheben, daß bereits seit 1880 alles gethan wurde, das Niveau des Seespiegels mit dem des Grundwassers durch tief gelegte Drainage in Uebereinstimmung zu bringen. Vom 6. Juli Morgens hat sich noch keine Fuge wieder gerührt. Was aber kommen wird, da der Seeschlamm sich noch weiter landeinwärts erstreckt, ist nicht vorauszusehen, möglich ist nur, daß vielleicht der jüngste Einsturz und die Quaianlage den rückliegenden Seeschlammm gefangen hält und konsolidirt, jedoch ist dies eben nur möglich, nicht sicher.

Expedition nach Neu-Guinea.

Die unter ihrem Vorstande, dem Baron Ferdinand von Müller, sehr rührige „Royal Geographical Society" in Melbourne hat von Neuem die Aussendung einer Expedition nach Neu-Guinea beschlossen. Es handelt sich dies Mal um die Erforschung des hohen Tafellandes, welches sich zwischen Hood Bay in 10° 7′ südl. Br. und 147° 45′ östl. v. Gr. und Dyke Acland Bay in 8° 58′ südl. Br. und 148° 31′ östl. v. Gr. ausbreitet und bis 14 000 engl. Fuß (4267 m) ansteigt. Es soll vor Allem untersucht und festgestellt werden, ob das Klima dieses Hochlandes gesund genug ist, um eine permanente Ansiedlung von Europäern zu gestatten. Die Leitung der Expedition ist dem Mr. W. R. Cuthbertson übertragen worden, während Mr. W. Sayer aus Queensland als Botaniker, Zoologe und Sammler engagirt ist. Mr. Cuthbertson ist Feldmesser und mit Neu-Guinea nicht unbekannt. Er legte um Mitte vorigen Jahres, im Auftrage des Oberkommissairs Mr. John Douglas, in der unmittelbaren Nähe von Port Moresby zwei nur eine englische Meile von einander entfernte Plätze zu Städten, genannt Granville East und Granville West, welche für europäische Ansiedlung bestimmt sind, an, sowie eine 16 km lange Landstraße von Port Moresby nach dem Laloki-Flusse und einen Kirchhof, auf welchem, aus Gesundheitsrücksichten, die Eingeborenen in Zukunft ihre Todten beerdigen sollen. Mr. Cuthbertson wird, außer von Mr. Sayer, nur noch von einem Europäer, welcher die Motu Motu-Sprache der Eingeborenen kennt und als Dolmetscher dienen soll, begleitet sein. Dieser wird erst in Port Moresby engagirt werden. Gelangt die Expedition in einen Distrikt, wo die Motu Motu-Sprache nicht mehr geläufig ist, so muß ein neuer Interpreter gewonnen werden, welcher sich mit den Häuptlingen über die Bedingungen wegen Durchzugs durch ihr Gebiet verständigen kann. Es ist unter den Eingeborenen von Neu-Guinea allgemeiner Gebrauch, daß ein Fremder, welcher sich ihrem Gebiete in friedlicher Absicht nähert, an der Stelle, wo er es betreten will, einen Speer und einen Schild niederlegt. Geschieht dies nicht, so bedeutet das Feindschaft und Fehde. Mr. Cuthbertson hat in der ersten Juni-Woche Melbourne verlassen und hoffte am 28. Juni Thursday Island, die bekannte, nur 130 km von der Küste Neu-Guineas entfernte Hauptinsel in der Torresstraße, und am 2. Juli Port Moresby, an der gegenüberliegenden Südostküste von Neu-Guinea, zu erreichen. Nachdem hier ein Dolmetscher gefunden und 40 Eingeborene als Packträger und für andere Dienste gedungen worden, wird Mr. Cuthbertson seine Reise ohne Verzug antreten. Die Gesammtkosten der Expedition glaubt man mit den 1000 Pfd. St., welche die Regierung der Kolonie Victoria der Geographischen Gesellschaft in Melbourne vor einiger Zeit für wissenschaftliche Zwecke überwies, decken zu können. Man hat dies Mal von Mr. Henry Ogg Forbes als Leiter Abstand genommen, weil man mit dem langsamen Fortschreiten der im vorigen Jahre von ihm geleiteten Expedition, welche zuletzt resultatlos verlief, unzufrieden war. (Vgl. Globus, Bd. 50, S. 160.) Greffrath.

Einiges über die Galtschas.

Ueber die unter dem Namen Galtschas bekannten Bergbewohner in Kohestan giebt Ujfalvy in den Bulletins der Pariser „Société d'Anthropologie" einen eingehenden Bericht, der sich wenigstens theilweise auf eigene Beobachtungen und Messungen stützt; er ist gleichzeitig eine Probe aus seinem im Drucke begriffenen Werke „les Aryens au nord et au sud de l'Hindou Kouch". Die Existenz der Galtschas

ist neuerdings überhaupt bestritten worden; noch mehr ihre Brachycephalie. Ujfalvy führt zunächst ein reichliches litterarisches Beweismaterial für die Existenz der Galtschas überhaupt ins Feld, der Name ist nach der gewöhnlichen Angabe von ihrer Fußbekleidung abgeleitet; er findet sich als Galcia schon 1603 in dem Reiseberichte des portugiesischen Jesuiten de Goës, aber unter dem Namen werden zwei ganz verschiedene Völkerstämme zusammengeworfen. Die echten Galtschas sprechen einen Pamir-Dialekt, aber man nennt auch Bergstämme so, welche zweifellos persischen Stammes sind, Tadschiks, welche in die Berge gedrängt worden sind. Ihre Sprache ist ein von türkischen und arabischen Beimengungen freies Persisch, sie sind also schon in ihre heutigen Sitze an den Quellflüssen des Serafschan gedrängt worden vor den Einbrüchen der Türken. Seitdem wohnen sie dort als Ackerbauer und Hirten, in halb in die Erde versenkten Häusern aus Stein und Cypressenholz, deren Dächer gegen die Stürme des Hochgebirges mit Steinblöcken beschwert sind. Ihre Felder bewässern sie mit Hilfe von Wasserleitungen, die in schwindelnder Höhe an den Bergwänden hinziehen; sie bauen Weizen, Gerste, Hirse, Flachs und Bohnen, und um ihre Wohnungen pflanzen sie Aprikosen- und Maulbeerbäume, welche eine wichtige Rolle für die Ernährung spielen. Auch Kirschen- und Nußbäume sind häufig und tragen trotz der langen strengen Winter reichlich. Die Grundlage der Ernährung bildet übrigens die Milch in den verschiedensten Formen; das Lieblingsgetränk ist saure Milch (aïran), das Nationalgericht bumoch, eine Art Suppe aus Dickmilch mit Mehlklößen. Der Ackerbau drängt sich auf die Monate Juni bis September zusammen. Von Wichtigkeit ist für sie auch das Erträgniß der Jagd, deren Gegenstand hauptsächlich eine Wildziege bildet.

Die Galtschas sind ziemlich hoch gewachsen, mit weißer, aber von der Sonne gebräunter Haut, stark behaart, mit schwarzem oder kastanienbraunem Haupthaar, nur die Fan sind häufig blond und selbst auch roth, die Augen sind braun oder blau, die Nase lang, leicht gebogen, meist schön geformt, die Lippen fein, die Zähne klein, aber meist vom Essen der getrockneten Früchte angegriffen, die Stirn hoch, etwas zurückliegend, die Augenbrauen stark vorgewölbt, der Raum zwischen den Augen nur klein. Das Hinterhaupt zeigt eine ganz eigenthümliche charakteristische Abflachung. Sie zerfallen in fünf Stämme: Maghian, Kschtut, Falgar, Matscha und Fan; die häufig auch hierher gerechneten Jignöb reden eine ganz andere Sprache. Jeder Stamm wohnt in einzelnen Dörfern, deren jedes seinen Vorsteher hat, aber sich ganz demokratisch regiert; in früheren Zeiten hatte auch jeder Stamm seinen Fürsten, der sich allerdings der Oberhoheit von Buchara, Chokand oder Karategin fügen mußte, da diese Staaten ihm jeder Zeit die Lebensmittelzufuhr abschneiden konnten, aber doch eine ziemliche Macht besaß. Die heutigen Galtschas sind nur die verkommenen Reste eines einst mächtigen Volkes.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Grandhomme, Der Kreis Höchst a. M. in gesundheitlicher und gesundheitspolizeilicher Beziehung einschließlich einer geschichtlichen und geologischen Beschreibung desselben (Frankfurt 1887. 8°. 193 S.), ist ein dankenswerther Beitrag zur Lokalforschung, welcher sich zwar wesentlich mit den hygienischen Verhältnissen des betreffenden Kreises beschäftigt, aber auch ein vollständiges Bild der gegenwärtigen Zustände bietet und auch die Bodenbeschaffenheit ziemlich eingehend berücksichtigt. Aehnliche Monographien wären für alle deutschen Kreise zu wünschen; sie würden für spätere Zeiten eine werthvolle Grundlage für das vergleichende Studium der Entwickelung der einzelnen Gaue Deutschlands bieten. Ko.

— Die Russische Regierung hat jüngst beschlossen, an den Universitäten des Reiches Lehrstühle für Geographie einzurichten. Die erste Professur wird im Herbst dieses Jahres die Universität zu St. Petersburg erhalten.

Asien.

— Ueber das Erdbeben, welches am 9. Juni die Stadt Wjernoje in der Provinz Semirjetschensk (Sibirien) heimsuchte, liegen Nachrichten vor, aus denen Folgendes hervorgeht. Das Erdbeben erstreckte sich auf einen Umkreis von etwa 1000 km und trat am stärksten in Wjernoje auf, das sammt den dabei liegenden zahlreichen Kosakendörfern gänzlich vernichtet wurde. Gegen 800 Leichen hat man aus den Trümmern entfernt und zahlreiche Risse und Spalten der Oberfläche deuten auf die Erregtheit des Inneren. Die Katastrophe brach, indem mehrere Stöße in kurzen Intervallen einander folgten, um 4 U. 35 M. (Ortszeit von Wjernoje) herein. Da in Taschkent um 4 U. 18 M. (Ortszeit von Taschkent) an demselben Morgen eine flache Erdbebenwelle verspürt wurde, durch welche aufgehängte Gegenstände in Bewegung geriethen, so ergiebt sich unter Berücksichtigung der Entfernung beider Orte und der Zeitdifferenz, daß die Welle in der kurzen Zeit von 13½ Minuten eine Strecke von 400 Meilen (miles) und zwar in diagonaler Richtung die ganze Westhälfte des Thian-Schan durchlief. Das Merkwürdigste und nahezu ein Räthsel für die Wissenschaft ist das Auftreten des Erdbebens gerade in diesem Gebiete, denn alle wissenschaftlichen Theorien stimmen, wenn auch abweichend im Einzelnen, im Allgemeinen doch darin überein, daß die Nähe des Meeres eine hervorragende Rolle bei den Erdbebenerscheinungen spielt. Alle Erdbeben finden gewöhnlich in gebirgigen Gegenden in der Nähe des Meeres statt. Gebirgig ist nun allerdings das Gebiet um Wjernoje, aber das Meer fehlt, da man doch den kleinen Issyk-Kul im Süden oder den größeren, aber weiter entfernten Balchasch-See im Norden nicht für dies Erdbeben verantwortlich machen kann. Möglich kann jedoch sein, daß von dem Meere, welches im Tertiärzeitalter das nördliche Eismeer mit dem Kaspischen Meere verband und die sibirische Tiefebene überfluthete, Wassermassen durch Infiltration in das Erdinnere gelangt sind und hier unterirdische Wasserbassins gebildet haben, so daß sich dieses Erdbeben etwa durch Einstürze, die in diesen Hohlräumen stattgefunden haben, erklären ließe. Zur genauen Erforschung der Ursachen dieses Erdbebens, dessen Dauer noch nicht aufzuhören scheint, indem am 20. Juni durch einen erneuten Stoß von 10 Sekunden Dauer die wenigen Reste von Wjernoje noch größtentheils zerstört wurden, hat die Russische Gesellschaft für Geographie eine Specialexpedition an Ort und Stelle entsandt, an deren Spitze Muschketow steht.

— Wie der „Allgem. Ztg.“ aus Leipzig berichtet wird, beabsichtigt der durch seine Reisen namentlich auf den Sandwich-Inseln und in Australien bekannte, aus Livland stammende Graf Anrep-Elmpt demnächst eine größere Reise nach dem noch gänzlich unerforschten Hochplateau von Annam zu unternehmen. Seine Aufmerksamkeit will der genannte Reisende hauptsächlich auf die ethnographischen Verhältnisse des Landes richten und hierauf einen Zeitraum von zwei

Jahren verwenden, um dann durch Siam und Tibet die Rückreise anzutreten. Ganz besonders wird es sich Graf Anrep angelegen sein lassen, Sammlungen ethnographischer Gegenstände anzulegen, welche unsere Kenntnisse der Völkerschaften jener Gebiete wesentlich bereichern würden.

Afrika.

— Wie dem „Mouvem. Géographique“ aus sicherer Quelle aus Kairo berichtet wird, sind daselbst Nachrichten eingelaufen, laut welchen Lupton-Bey und Slatin-Bey, die ehemaligen Gouverneure der Provinzen Bahr-el-Gazal und Darfur, noch am Leben sind und sich in Gefangenschaft in Chartum oder Omdurman befinden. Ist schon dies eine glückliche Nachricht, die beiden verdienten Forscher am Leben zu wissen, so lebt hiermit auch die Hoffnung auf, Mittel ausfindig zu machen, um sie ganz zu befreien, obwohl die Aussichten hierzu nicht gerade glänzende sind. Denn wenn es schon schwierig ist, vom Congo aus nach Wadelai vorzudringen und Emin-Pascha sowie Casati zu befreien, so ist es doch noch etwas gewagter, den Nil hinauf zu fahren und mit den sudanesischen Rebellen zu verhandeln oder etwa gar um die Befreiung der beiden Gefangenen zu kämpfen. Hoffen wir nur, daß sich Mittel finden lassen, diese beiden Männer der Freiheit und der Civilisation wieder zu geben.

— Wie „Le Mouvement Géographique“ berichtet, ist jüngst durch den Kapitän Van Gèle der Lopori, dessen Mündung in den Lulongo Grenfell und von Francois bei der Erforschung des letzteren (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 78) nur flüchtig studiren konnten, mit dem Dampfer „Henry Reed“ befahren worden. An der Mündung hatte hiernach der Lopori eine Breite von 500 m und eine Tiefe von $2^1/_2$ m, auch war seine Befahrung an dieser Stelle wegen vieler Sandbänke schwierig, und die Ufer wegen ihrer Flachheit sowie ihrer Steilheit an den Stellen, wo auf der linken Seite eine Hügelreihe an den Strom tritt, wenig bevölkert. Fischereianlagen, versteckte Kähne, zahlreiche Wege vom Flusse in das Innere sowie die Marktplätze, an denen sich die Bewohner beider Ufer treffen, sind jedoch Zeugnisse genug, daß das Innere dichter bewohnt ist. Die Kriegstrommel, welche die Ankunft eines Fremden oder Feindes auf dem Flusse meldete, wurde während der ganzen Fahrt gehört. Nach einer Fahrt von sechs Tagen begannen sich häufiger Dörfer zu zeigen, deren Bewohner jedoch jede Landung verhinderten, auch war in diesem Theile der Flußlauf sehr gewunden und das Fahrwasser durch abgestorbene Baumstämme verengt. Ungefähr bis zum Meridian von Upoto behält der Lopori seine Richtung aus NO bei, findet aber hier, wo er sich dem linken Congo Ufer bis auf einen Tagemarsch genähert hat, auf seinem rechten Ufer eine Hügelreihe, die ihn plötzlich seine Richtung zu ändern nöthigt. Van Gèle befuhr ihn noch ein Stück bis zum Dorfe Ikengo, woselbst der Fluß noch eine Breite von 60 m, eine Tiefe von $3^1/_2$ m und eine mittlere Sekundengeschwindigkeit von $^3/_4$ m besaß. Die Dörfer auf dem linken Ufer gehörten dem Stamme der Ngonzi an. Interessant ist auch hier wieder der Parallelismus des Congo mit seinen Hauptzuflüssen, der zur Genüge die schon früher ausgesprochene Vermuthung von der Abwesenheit links- und rechtsseitiger Nebenflüsse in diesem Theile seines Laufes erklärt. Elephantenheerden zeigten sich vielfach während der Fahrt, auch schlugen die Häuptlinge der am Lulongo wohnenden Stämme, mit denen Van Gèle bei seiner Rückfahrt Tauschhandel zu treiben in der Lage war, demselben vor, Handelsstationen bei ihnen einzurichten (!).

Australien.

— Der russische Reisende N. Mikloucho Maclay ist wieder in Sydney eingetroffen, um seine dort gelassene Frau und Kinder abzuholen, ist aber am 24. Mai mit demselben Dampfer, dem Bremer Reichsdampfer „Neckar“, mit Familie nach Europa zurückgekehrt. Die rheumatischen Leiden, welche er sich auf seinen Forschungsreisen in Neu-Guinea und in der Südsee zugezogen, gestatten ihm den Aufenthalt im nördlichen Europa nicht mehr. Er beabsichtigt ungefähr zwei Jahre in Italien zu verleben, will in dieser Zeit ein größeres Werk über seine Reisen in russischer und englischer Sprache herausgeben und dann mit seiner ganzen Familie nach Australien (Sydney) für immer zurückkehren. Weitere Forschungsreisen gedenkt er nicht wieder zu unternehmen.

Vermischtes.

— C. S. Devas, Studien über das Familienleben. Ein Beitrag zur Gesellschaftswissenschaft. (Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Paul Maria Baumgarten, Jur. utr. Dr. Paderborn und Münster, Schöningh, 1887, 8°, 256 S.)

Wir haben es hier mit einem interessanten Seitenstück zu Schneider's in demselben Verlage erschienenen Naturvölkern (vgl. „Globus“ Bd. 50, S. 112) zu thun, dem Versuche, nachzuweisen, daß nur das Christenthum resp. die von ihm eingeführte Art der Ehe mit ihrer Einheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit, also richtiger nur die katholische Ehe, eine Familie im wahren Sinne schaffen könne. Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen, welche die vorchristliche, die christliche und die nachchristliche Familie schildern; letztere Abtheilung umfaßt nicht nur die mohammedanische Familie, sondern der Autor erkennt an, daß die civilisirteren Völker mit ganz geringen Ausnahmen heute kein christliches Familienleben mehr haben, am wenigsten natürlich in dem doch so gut kirchlichen Amerika, wo allerdings die Schule der Kirche völlig entzogen ist, aber auch in Frankreich und selbst in dem frommen England; den englischen Arbeiter auf dem Lande sowohl wie in den Städten und den kleineren Handwerker rechnet Devas ganz entschieden zu den Nach-Christen und stellt sie tief unter die Iren. Das Kapitel über die christliche Praxis nimmt nur 10 Seiten ein; es scheint dem Verfasser schwer gehalten zu haben, passende Beispiele aufzufinden. Auch die Verherrlichung des Cölibates, welches dem Laien ein erhebendes Beispiel von Enthaltsamkeit giebt (!), und ihm beweist, daß er sich mit einer Frau begnügen kann, wird wohl nur in ganz frommen Kreisen einen überzeugenden Eindruck machen. Durch das ganze Buch zieht eben das Bestreben, das uns auch in Schneider's Naturvöllern entgegentritt, alle Lichtseiten der Civilisation dem Christenthum zuzuschreiben, alle Schattenseiten dem Abfall von ihm. — Sehen wir aber von dieser Tendenz ab, so müssen wir anerkennen, daß das Buch des Oxforder Professors einen reichen Schatz von geschickt gruppirten Thatsachen beibringt, die auch für den Gegner seiner Richtung beherzigenswerth sind, und daß es in anziehender und anregender Weise geschrieben ist. Auch die Uebersetzung ist recht gut und die Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre. Ko.

Berichtigungen:

S. 56, Sp. 1, Zeile 26 von unten lies Kulturgewächs statt Naturgewächs.

S. 56, Sp. 2, Zeile 9 von oben lies Stamm statt Strom.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XV.

Das Lager von Suk el-Tschema ist eines der gesundesten und bestgelegenen in der ganzen Regentschaft und, obwohl auf einem Berge gelegen, doch gegen die heftigen Winde geschützt. Die Temperatur ist stets, selbst im Sommer, niedrig, im Winter sogar zu kalt, denn es fällt oft reichlich Schnee. Krankheiten sind deshalb selten und Epidemien treten weniger heftig auf, als in anderen tunesischen Garnisonen. Außerdem besitzt es eine prächtige Quelle, welche zur römischen Zeit durch einen noch ziemlich gut erhaltenen Aquadukt von 5 bis 6 km Länge nach der nahen Stadt Mactar, deren Trümmer den alten Namen in der Form bis heute bewahrt haben, geleitet wurde. Diesen Ruinen galt der nächste Ritt unserer Reisenden. Kurz ehe sie dieselben durch einen der beiden vorhandenen Triumphbogen erreichten, stießen sie auf ein Oelbaumwäldchen, in welchem einige kleine, mit Aesten bedeckte Lehmhäuser standen. In diesem Theile des Landes ist die Bevölkerung nämlich nur halbnomadisch und flüchtet sich zur Winterszeit in solche Hütten, welche immerhin wärmer sind, als die Zelte aus Ziegen- und Kameelshaaren. Kommt der Frühling, so muß das reichlich vorhandene Vieh gehütet werden; man schlägt also sein Zelt auf einer Hochebene oder in irgend einem Thale der Nachbarschaft auf und bleibt dort so lange, bis das Vieh kein Futter mehr findet, um dann weiter zu ziehen und erst im Herbst Zuflucht in den Lehmhütten zu suchen. Sobald man diesen Oelbaumhain hinter sich hat, bemerkt man den schon erwähnten einen Triumphbogen, dessen Fundamente durch den vorbeifließenden Bach und die Regengüsse bloßgelegt sind. Es ist ein großer, mit vier Pilastern geschmückter Bogen; die zu je zwei und zwei angeordneten Pilaster tragen ein korinthisches Getäfel, und zwischen ihnen befinden sich halbrunde flache Nischen. Die vor ihnen frei stehenden Säulen sind jetzt verschwunden. Weiterhin stößt man auf ein, aus antiken Steinen errichtetes Heiligengrab, dem Sidi Amor geweiht; solcher Kubbas giebt es in und bei den Ruinen drei, welche das Grab eines Vaters und seiner beiden Söhne, Sidi Ali ben-Ahmar, Sidi Amor und Sidi Amru, umschließen. Alle drei stehen bei dem Stamme der Uled Ajar in so hohem Ansehen, daß man ihnen je ein Grabmal errichtete, anstatt, wie arme oder geizige Stämme thun, alle drei in einem zu vereinigen. Neben Sidi Amru liegt das Amphitheater, das durch seine Kleinheit gegenüber denen viel unbedeutenderer Städte auffällt und außerdem schlecht erhalten ist.

Unweit davon erhebt sich zur Linken das weithin sichtbare Mausoleum der Julier, welches über der Thür einen Opferzug in Basrelief von guter Erhaltung, aber fast barbarischer Arbeit trägt. Auf dem oberen Theile des Denkmals ist eine lange Inschrift in Versen eingegraben, die zum Theil sich noch an der ursprünglichen Stelle befindet; sie singt das Lob des im Alter von 22 Jahren gestorbenen Gaius Julius Proculus Fortunatianus, seiner Mutter Pallia Saturnina und einer dritten, weiblichen Person, deren Namen verschwunden ist. Im Inneren befinden sich sechs Nischen, welche einst die Aschenurnen jener drei Personen, dann des Vaters Marcus Julius Maximus und zweier weiterer Individuen enthielten.

Am anderen Ende der Ruinen liegt ein ähnliches, aber viel besser erhaltenes Mausoleum, dessen pyramidenförmiger First noch aufrecht steht. Sieben korinthische Pilaster mit schönem Getäfel umgeben die Kammer des unteren Stockwerkes, über der verkröpften Thür ist eben-

falls eine Opferscene in Basrelief angebracht, und den Oberstock bildet eine Cella, in welcher die Bildsäule des Verstorbenen stand; dieselbe ist ebenso verschwunden, wie die beiden davor stehenden korinthischen Säulen. Das Ganze entbehrt der Zierlichkeit keineswegs. Auffallend aber ist, daß das Denkmal nie eine andere Inschrift getragen hat, als die drei Buchstaben D M S (Diis Manibus sacrum).

Ein zweiter Triumphbogen oder, wenn man will, ein Denkmalartiges Thor, der Inschrift zufolge unter Trajan erbaut, bildet den Zugang zu dem Marktplatze der Stadt; mächtig erhebt sich seine fast unverletzte Façade über die umliegenden Ruinen. Im Gegensatz zu fast allen übrigen Triumphbögen im römischen Afrika besteht sie aus einem massiven rechtwinkeligen Mauerwerk, das auf jeder Langseite mit zwei korinthischen Säulen, einer nahe jeder der vier Ecken, und eben solchem Gesims geschmückt war. Der Durchgangsbogen, 3,90 m hoch, ragt nicht bis zur Mitte der Höhe des ganzen Bauwerks auf; auch er hat zwei korinthische Säulen mit Gesims und Giebel. Einen ganz ähnlichen Bogen aus späterer Zeit haben Cagnat und Saladin in Bordsch Abd-el-Melek gefunden.

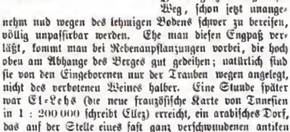


Pyramidenförmiges Grabmal in Makter.
(Nach einer Photographie.)

Unweit davon liegen die Reste eines aus großen Blöcken gewölbten Gebäudes, das zuerst offenbar zu Bädern eingerichtet und in byzantinischer Zeit zum Mittelpunkt einer Befestigung gemacht worden war; Theile heidnischer Gebäude fanden dabei ebenso Verwendung, wie christliche Grabsteine. Schließlich ist noch ein der Diana und dem Apollo geweihter Tempel zu nennen, der neben der Wasserleitung liegt; die Hinterwand seiner Cella ist eingestürzt, und die Säulen ragen noch 2 bis 3 m über dem Boden empor. Gut geleitete Ausgrabungen haben die Basis der Säulen, welche den Tempel umgaben, bloßgelegt; es wäre nicht schwer, ihn ganz auszugraben. In der Cella finden sich rechts vom Eingange die Tempelvorschriften in den Stein gegraben.

Unter Führung einiger Officiere des Lagers von Suk el-Dschema hatten die Reisenden die Ruinen bald durchwandert und die wichtigeren Inschriften abgeschrieben, nahmen dann unter Oelbäumen ein Frühstück ein, dessen größte Würze in der lebhaften Unterhaltung mit gebildeten Landsleuten bestand, und besichtigten, nachdem die größte Hitze vorüber war, die in der Nähe befindlichen Dolmen und die Nekropole von Mactar, deren Grabschriften zum überwiegenden Theile in lateinischen Lettern abgefaßt sind; nur wenige haben libysche Aufschriften. Eine der merkwürdigsten Inschriften, in welcher ein zu Ehren und Wohlstand aufgestiegener einfacher Landmann seinen glücklichen Lebenslauf erzählt, und zu welcher die Cursivschrift jener Zeit benutzt ist, befindet sich jetzt im Museum des Louvre.

Am nächsten Morgen setzten die Reisenden ihren Weg nach Zama fort und zwar in nördlicher Richtung über ziemlich schwieriges und mit Gestrüpp bedecktes Terrain; man begreift hier leicht, wie diese schwer zugängliche Gegend zu jeder Zeit, und zuletzt noch bei der französischen Besetzung des Landes, der Zufluchtsort von Rebellen gewesen ist. Nach zweistündigem Ritte erreichte man den Wed el-Hammam und an demselben die Ruine eines Triumphbogens, Henschir Hammam-Zuakra genannt, der einzige Ueberrest des antiken Thigibba, von welchem unsere dritte Abbildung eine restaurirte geometrische Darstellung giebt. Auf dem gegenüberliegenden Flußufer haben sich sehr merkwürdige megalithische Denkmäler, sowie römische Gräber erhalten. Die Reisenden hielten sich aber nur kurze Zeit hier auf und setzten bald ihre Reise im Thale des Wed el-Hammam abwärts fort. Dieser Fluß ist zwischen zwei hohen, senkrecht abfallenden Felswänden eingeschlossen, welche nur ab und zu von einer Spalte, in der ein kleiner, jetzt ausgetrockneter Gießbach vom Gebirge herabstürzt, unterbrochen werden. Zur Regenzeit muß dieser Weg, schon jetzt unangenehm und wegen des lehmigen Bodens schwer zu bereisen, völlig unpassirbar werden. Ehe man diesen Engpaß verläßt, kommt man bei Rebenanpflanzungen vorbei, die hoch oben am Abhange des Berges gut gedeihen; natürlich sind sie von den Eingeborenen nur der Trauben wegen angelegt, nicht des verbotenen Weines halber. Eine Stunde später war El-Lehs (die neue französische Karte von Tunesien in 1 : 200 000 schreibt Ellez) erreicht, ein arabisches Dorf, das auf der Stelle eines fast ganz verschwundenen antiken





Der Trajansbogen in Makter. (Nach einer Photographie.)

Ortes (wie man früher glaubte, von Zama Regia) steht. Die einzigen vorhandenen Denkmäler sind vorrömischen Ursprungs: prachtvolle Dolmen, schöner als alle früher gesehenen, etwa 15 an Zahl, aus großen, auf die Kante gestellten Felsplatten errichtet und mehr bedeckte Gänge als gewöhnliche Dolmen. Schon Catherwood hat einen derselben, welcher auf der Spitze des Berges sich erhebt, dessen Abhang die Häuser von El-Lehs trägt, 1882 in den „Transactions of the American Ethnological Society" (S. 489 bis 491) beschrieben; in der Mitte ein 4 Fuß breiter, 6 Fuß 5 Zoll hoher und 30 Fuß langer Gang, in welchen nur eine einzige, 2 Fuß 10 Zoll breite Thür hineinführt. Am Ende des Ganges liegt eine kleine Kammer von fünfmal 4 Fuß, zu seinen beiden Seiten aber je fünf (Catherwood schreibt irrthümlich drei) andere, welche achtmal 7 Fuß und 5 Fuß 10 Zoll Höhe haben, jede mit ihrer eigenen 2 Fuß 4 Zoll breiten Thür. Der Umstand, daß der Amerikaner in dem uralten Bauwerke zwei arabische Familien wohnen fand, scheint ihn zu der Meinung veranlaßt zu haben, daß dasselbe von Anfang an zu einem Wohngebäude bestimmt war, während es doch ein megalithisches Grab, und zwar eines der merkwürdigsten ist. Catherwood's Beschreibung ist soweit richtig; nur findet sich außer dem Mittelgange noch auf der linken Seite ein schmaler Nebenkorridor; es sind nämlich vier schöne Steinplatten 60 cm von der Außenwand des Dolmens und in einem Abstande von 1½ m von einander auf die Kante gestellt und tragen die Enden der gewaltigen Deckplatten. Ob sie nur zur Verstärkung des Ganzen oder einem anderen Zwecke dienten, ist schwer auszumachen.

Von El-Lehs ritten die Reisenden am Nachmittage in nordöstlicher Richtung nach dem Wed Massudsch zu und lagerten in dessen Oberlaufe inmitten eines großen Duars unfern von zwei Grabmälern, einem offenbar einheimisch-afrikanischen, Kober-el-Kulib mit Namen, das aus drei oben abgestumpften Stufenpyramiden auf einer Basis besteht, und einem römischen Mausoleum; der Ort führt den Namen Dual-Zuamöl. Da das Haupt der Duars ein Einwohner der Stadt Tunis, welcher alljährlich im Frühjahr erscheint, um seine Ernte zu überwachen, und gleichzeitig ein Bekannter Ali's war, so fanden Cagnat und Saladin freundliche Aufnahme. Gegend Abend entwickelte sich hier ein anziehendes Treiben. In den Zelten verdoppelt sich die Geschäftigkeit, denn die Heerden kehren von der Weide zurück, die Euter von Milch geschwellt. Hier hält eine Frau eine Ziege bei den Hörnern fest, während eine zweite sie melkt, und zwei Kinder, eines in Blau, das andere in Weiß, vor dem Zelte herumspringen. Weiterhin hocken andere Weiber; eine dreht eine Getreidemühle, eine andere schüttelt einen Schlauch voll Milch, der an Stricken von einer Zeltstange herabhängt — das gewöhnliche Verfahren bei der Erzeugung von Butter. Hinter ihr steht ein Webstuhl mit einem zur Hälfte vollendeten Stücke Stoff, an welchem die Frau so oft und so lange arbeitet, als andere Haushaltungssorgen sie nicht abrufen. Vor ihr liegt eine Hündin, säugt drei Junge, die wie Kugeln von weißer Wolle aussehen, und knurrt jeden an, der sich nähert. Die Männer stehen und liegen in einiger Entfernung umher und plaudern, während ferne Flintenschüsse anzeigen, daß ein Fest gefeiert wird. Denn jetzt, wo die Ernte herannaht und man thätige Arme braucht, ist die Zeit für Eheschließungen, und die junge Frau kann jetzt auf zwei Monate voll Nachgiebigkeit von Seiten des Mannes rechnen. Wenn aber die Ernte vorbei ist, und sie geholfen hat, die Silos ihres Mannes zu füllen, so kann sich die Sachlage leicht ändern; denn dann besitzt der Mann Mittel, um sich eine neue Gattin zu kaufen, und die erste kann Bekanntschaft mit dem Stocke machen.



Triumphbogen in Hammam Zuakra. (Nach einer Reconstruction von H. Saladin.)

Nun kommt blökend eine ganze Heerde Schafe angezogen und legt sich friedlich zwischen dem Zelte der Reisenden und dem Duar nieder. Im Hintergrunde aber erheben sich die grünen Abhänge des Gebirges (wohl des Dschebel Massudsch), dessen Gipfel mit dunkeln Flecken, Lentiscusbüschen und Fichtengruppen, gezeichnet ist; darunter liegen die regelmäßigen Vierecke der Gerstenfelder, hellgrüner von Farbe und mit rothen Punkten, den Blüthen des Feldmohns, getigert.

Als sie am nächsten Morgen ihren Weg nach Dschama fortsetzen wollten, kam ein Reiter daher, hielt vor einem der nächsten Zelte an und stieg ab. Drei Frauen traten aus dem Zelte, wechselten mit ihm einige Worte und fingen sogleich an, lautes Geschrei auszustoßen, sich die Brust zu schlagen und so zu thun, als rauften sie sich die Haare. Andere kamen herzugelaufen, ein Kreis bildete sich und das Wehklagen der Hinzugekommenen verband sich mit dem der ersten; es ist ein taktmäßiges Heulen, ein abgemessenes einförmiges Klagen, von Gesten der Verzweiflung begleitet. Es ist eine Scene, wie sie die Bibel, die homerischen Gesänge und andere antike Schriften so oft schildern, und die sich im Orient noch heute täglich wiederholt. Die Ceremonie hat indessen keine lange Dauer; wie mit einem Zauberschlage hört das Klagen und Heulen plötzlich auf, der Kreis der Frauen löst sich auf, jede kehrt in ihr Zelt zurück, und im Duar herrscht wieder vollkommene Ruhe.

Der Reiter war von Kef gekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß die Schwester von einer der Frauen gestorben sei.

Am Abhange des Dschebel Massudsch entlang erreichten die Reisenden das ziemlich hoch (800 m) inmitten römischer Ruinen gelegene, ca. 15 km entfernte Dorf Dschâma (Jiama der oben erwähnten Karte), von welchem es jetzt ausge-



Dolmen bei el-Lehs. (Nach einer Skizze von H. Saladin.)

macht ist, daß es dem Zama Regia, dem Königssitze im südlichen Numidien und berühmten Schlachtorte, entspricht. Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht die Stelle, wir verweisen deshalb auf Th. Mommsen's Aufsatz im „Hermes", Bd. 20, S. 144 ff. und bemerken nur, daß es zwei Orte mit Namen Zama gab, das bei Dschama und ein zweites,

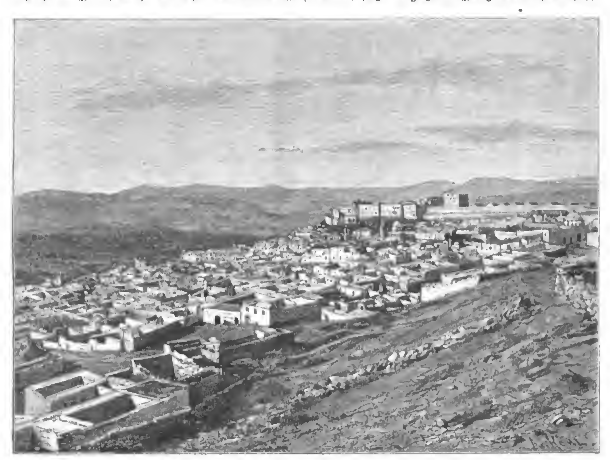


Klagegeschrei. (Nach einer Skizze Saladin's.)

etwa 45 km östlicher in den Bergen bei Sidi-Amor-Dschedidi gelegenes (Colonia Zamensis). Pricot de Sainte Maria hatte das Schlachtfeld schon seit 1857 bei Dschama gesucht, aber erst ganz vor Kurzem hat M. Letaille eine Inschrift daselbst aufgefunden, welche jene Annahme zur Gewißheit erhob. Erinnern wir noch daran, daß Scipio

von Utica her im Thal des Bagrados (Medschirda) aufwärts auf Theveste (Tebessa) zu vorrückte, während Hannibal von Hadrumatum (Susa) rechtwinkelig zur Marschrichtung des Feindes landeinwärts zog und bei Zama lagerte. Darauf bog Scipio von der großen Straße ab, schlug sein Lager unweit Zama bei Narraggara, einem noch nicht identificirten Orte, auf und hatte mit Hannibal eine ergebnißlose Zusammenkunft. Dann erfolgte die Schlacht, welche Carthagos Schicksal entschied. Da wir nun wissen, daß die große Straße Carthago-Theveste, auf welcher Scipio zog, nur etwa 20 km westlich von dem heutigen Dschama vorbei läuft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Schlacht in der großen Ebene nordwestlich von Zama, welche im Westen vom Wed Tessa begrenzt wird, stattfand; sie ist auf Blatt 4 der Carte de la Tunisie à $^1/_{200000}$ als Bahirt Rhorsa und Baba Souda bezeichnet.

Von dem antiken Zama hat sich nur ein Bauwerk erhalten, dessen Reste von den Arabern Sraïa m'ta Rumi (Palast der Römer) genannt werden und das wahrscheinlich einst als Bad diente. Die reichlich sprudelnde Quelle, welche das jetzige, angeblich erst vor etwa 20 Jahren aus den vorhandenen Trümmern erbaute Dorf versorgt, ergießt sich durch einen gewölbten Gang in ein antikes Becken, das im Mittelpunkt einer kleinen Kammer ausgegraben ist. Der Raum hat eine schöne Wölbung aus Bruchsteinen, welche aber heute mehrfache Risse hat, welche die Eingeborenen, so gut es ging, mit Zweigen und Lehm verstopft



Gesammtansicht von Et-Kef. (Zeichnung von H. Saladin nach der Natur.)

haben; er liegt mehrere Meter unter dem heutigen Erdboden, so daß man auf einer Treppe in ihn hinabsteigen muß. Ein zweiter gewölbter Kanal führt das überflüssige Wasser in die Gärten des Dorfes, die in Folge des nie fehlenden Wassers sehr fruchtbar sind und die schönsten Oel- und Feigenbäume aufweisen. In alter Zeit genügte aber diese Quelle den Bewohnern von Zama nicht; das beweisen drei bis vier große Cisternen im oberen Theile des Dorfes, welche durch eine zum Theil noch erhaltene Leitung mit dem Wasser der etwa 8 km westlicher gelegenen Quelle Dschebur gefüllt wurden. Ebenso wurde Ain Ali, eine andere nahe Quelle, zur Versorgung Zamas benutzt. Dies, wie die marmornen Säulen und Kapitäle, die in den Häusern vermauert sind oder noch in einer antiken Ruine am Fuße des das Dorf überragenden byzantinischen Kastells herumliegen, beweisen, daß Zama einst ein wichtiger und reicher Ort war. Vielleicht führen Ausgrabungen hier zu weiteren Entdeckungen; was über der Erde erhalten ist, ist dürftig genug.

So rasch, als es bei dem durch Regen aufgeweichten Boden möglich war, ritten die Reisenden am nächsten Morgen nach Zuarin zurück, wo ihr Gepäck sich befand, besuchten von dort mit einem westlichen Umwege die gerade südlich von Kef im Gebiet der Uled-Jakab gelegenen Ruinen Dschezza (im Alterthum Aubuzza), welche ihnen gute Ausbeute an Inschriften und ein punisches Säulenkapitäl lieferten, und erreichten endlich Kef, die nächst Tunis und Susa am besten organisirte Stadt der Regentschaft. Sie besitzt einen Friedensrichter, einen Bürgermeister, einen Gemeinderath, kurz alles, was zu einem geordneten Ge-

meinwesen gehört; leider ist die Sicherheit des Ortes dadurch nicht gewachsen, sondern hat sich gegen früher durch den Zuzug zahlreicher Handelsleute vermindert. Die Stadt, welche ihren jetzigen Namen von dem hohen Felsen, auf dem sie liegt, erhalten hat, erinnert in ihrer Lage an Constantine; wie dieses, ist sie auf einer sehr schwer zugänglichen Höhe erbaut. Wenigstens von Süden her gilt das, denn von Norden wird die Stadt durch das ausgedehnte Plateau auf dem Gipfel des Berges, an dessen Abhange sie liegt, beherrscht.

Polyandrie und Polygamie.

Von Dr. Emil Jung.

II. (Schluß.)

Viel weiter verbreitet als die Polyandrie ist die Polygamie. Die letztere tritt fast durchgängig bei allen tieferstehenden Rassen auf; sie ist in ganz Afrika zu Hause, sie war ebenfalls fast allen asiatischen Völkern verstattet und ist daselbst auch noch heute an verschiedenen Stellen anzutreffen; wir finden sie in Australien und Oceanien, in Amerika dagegen auffallend selten. Lubbock[1]) ist der Ansicht, daß die Einzelehe sich aus der Gemeinschaftsehe durch den Weiberraub entwickelt habe, indem ursprünglich ein Raub und nur dieser allein einem Manne das Recht gewähren konnte, seinen Stammesgenossen ein Mädchen vorzuenthalten und es allein und ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Während da, wo das System der Gemeinschaftsehe galt, kein Mann ein Mädchen für sich allein in Beschlag nehmen konnte, ohne die Rechte des ganzen Stammes zu schädigen, konnte eine solche Ausnahmestellung bei einer Kriegsgefangenen gerechtfertigt erscheinen, da der Stamm an sie keinen Anspruch hatte und demselben weder durch ihre Tödtung noch durch ihre Verschonung ein Nachtheil erwuchs. Als eine Beeinträchtigung der Gesammtrechte konnte eine solche Einzelehe also nicht angesehen werden. Ein wiederholter Raub führte dann zu einer Pluralität von Frauen. Abgesehen von der nach meiner Meinung unhaltbaren Voraussetzung einer ursprünglichen Gemeinschaftsehe liegt in dieser Anschauung sicherlich etwas Wahres. Nur möchte ich mir die Polygamie aus der Einzelehe und nicht aus der Gemeinschaftsehe entstanden denken.

Eine Polygamie läßt sich, da das numerische Verhältniß des Geschlechtes im heirathsfähigen Alter ein ziemlich gleiches ist, nur denken durch Beeinträchtigung einer Anzahl von Männern, die in Ehelosigkeit zu leben gezwungen wurden, seitens einer Anzahl anderer, welche auf Grund ihrer Macht oder ihres Reichthums mehrere Frauen für sich in Anspruch nahmen. Aber da selbstverständlich jeder erwachsene Mann in den Besitz eines Weibes zu gelangen suchte, so konnten nur wenige über das von der Natur gesetzte Maß hinausgehen. Und in der That ist sowohl bei den Mohammedanern, deren Gesetze die Vielweiberei zulassen, als auch bei den Chinesen, Cochinchinesen, Siamesen, bei denen ebenso wie unter besonderen Verhältnissen bei den Hindu die Sitte diesen Gebrauch heiligt, sowie bei anderen Asiaten, bei Afrikanern und Australiern Monogamie weitaus die herrschende Eheform. Wiewohl die Vielweiberei außerordentlich verbreitet und bis zur Aufnahme von Tausenden von Weibern ausgedehnt ist, beginnt doch in der Regel die Gründung der Familie mit der Aufnahme nur eines Weibes in das Haus des Mannes. Dennoch darf man behaupten, daß bei vier Fünfteln der Bewohner unserer Erde die Polygamie eine gesetzliche Institution ist.

[1]) „Die Entstehung der Civilisation" S. 63 ff.

In Afrika ist die Vielweiberei vom Norden bis zum Süden, bei Mohammedanern wie bei Heiden allgemein Sitte. Theils betrachtet man die Frauen als so viele disponibele Arbeitskräfte, welche ihrem Besitzer ein bequemes Leben sichern, theils werden sie aber auch, da in Afrika äußere Noth weniger drückend erscheint, als ein Gegenstand des sinnlichen Genusses, als eine Bequemlichkeit des Lebens, als Luxusartikel betrachtet. Ein jeder hält sich so viel Weiber, als er zu kaufen vermag, der Arme allein, der nicht mehr als eine Frau kaufen kann, lebt in Monogamie.

Bei den Betschuanen besteht der Preis, welchen die Eltern des Bräutigams denen der Frau entrichten und der Bohari genannt wird, in Vieh; er erhebt sich bei einigen nicht über fünf bis sechs Häupter, während die rinderreichen Basuto in ihrer guten Zeit bis zu 25 bis 30 zahlten. Nach Casalis darf bei den Bapedi der Preis nicht sieben übersteigen, weil diese Zahl eine heilige ist. Die Verhandlungen bei diesem Weiberkauf werden so öffentlich wie möglich und vor Zeugen geführt. Die Vielweiberei ist allgemein und tief eingewurzelt. Als Livingstone dem jungen Häuptling Seleletu von seinen Missionsplänen sprach, lehnte es dieser entschieden ab, die Bibel lesen zu lernen. „Es möchte das", meinte er, „mein Herz verändern, so daß ich gleich Setscheli mit einem einzigen Weibe zufrieden wäre." Von den Frauen genießt eine den Vorzug vor den anderen und ihre Kinder gelten als erstgeborene. Ihre Hütte ist das „große Haus" und nicht an ihrer Seite, sondern bei einer der Nebenfrauen zu sterben, wird als ein großes Unglück angesehen. Uebrigens wird für die Vielweiberei nicht nur das größere Behagen, welches sie gewährt, ins Feld geführt, man betont auch, daß man den Pflichten der Gastfreundschaft nicht so gut nachkommen könne, wenn man nur ein Weib habe. Doch bewundert und preist man diejenigen, welche sich von der Vielweiberei fern halten, als Charaktere von achtungswerther Reinheit und Stärke. Bei dem Tode des Vaters gehen seine sämmtlichen Weiber auf den Sohn als Erben über, dieselbe Succession findet unter Brüdern statt.

Bei den Zulukaffern ist die Vielweiberei theoretisch unbeschränkt, praktisch setzen ihr aber die Zahl der vorhandenen Weiber und der Mangel an Mitteln zu ihrem Unterhalt oft sehr enge Schranken. Während der früheren Kriege, während welcher den jungen, unter den Waffen stehenden Männern nicht gestattet wurde, sich eine Frau zu nehmen, und zugleich große Mengen von erbeuteten Weibern ins Land kamen, die von den Häuptlingen vertheilt wurden, nahm die Vielweiberei gewaltige Ausdehnung an. Der Friede aber ist der Vielweiberei Feind. Auch hier setzte die Sitte der Erwerbung der Weiber durch Kauf der Zahl derselben bestimmte Schranken, denn bei den Kaffernweibern erhöht sich das Gefühl ihres Werthes mit der Zahl der Rinder,

um welche sie gekauft werden. Der gewöhnliche Preis einer Frau schwankt zwischen fünf und sechs Rindern, aber Häuptlingstöchter gehen für nicht weniger als 25 und bringen dem Brautvater oft 100 ein. Andererseits würde kein Mann geneigt sein, eine Frau umsonst zu erhalten; er würde sich dadurch erniedrigt fühlen. Eine Wittwe fällt bei den Zulus an den Bruder des Verstorbenen, der sie heirathen muß, für die Kinder trägt die Familie Sorge[1]), bei anderen Stämmen nimmt sich der älteste Sohn ihrer an und tritt damit ganz in seines Vaters Stelle. Thut er das aber nicht, so wird die unglückliche Frau als allgemeines Eigenthum betrachtet.

Bei den Buschmännern ist Vielweiberei gleichfalls gestattet, nicht Reichthum (denn man kauft hier das Weib nicht, giebt aber einige Geschenke) entscheidet darüber, ob der Buschmann mehrere Weiber sein eigen nennen darf, vielmehr Kraft und Gewandtheit, daher die Schwächsten mit den älteren, wenig gesuchten Weibern vorlieb nehmen müssen.

Bei den Hottentotten bildet für die Zahl der Weiber die Möglichkeit ihrer Ernährung die alleinige Grenze; weil aber die meisten arme Leute sind, so sind nur Diejenigen, die viel Vieh haben, Polygamisten. Ebenso verhindert Armuth bei den Damara eine große Ausdehnung der Vielweiberei. Wo mehrere Weiber einem Manne angehören, baut jedes seine eigene Hütte. Von den Häuptlingsweibern gilt eins, vom Manne besonders dazu erwähltes, als das Hauptweib, dessen erster Sohn zum Nachfolger in der Würde seines Vaters bestimmt ist.

Bei den Niam-Niam herrscht unbeschränkte Vielweiberei; dennoch büßt bei ihnen die Ehe nach Felkin nichts von der Strenge und Heiligkeit ihrer Verpflichtungen ein. Dasselbe gilt von den Balunda, wo der verstorbene Muata Jamwo ungefähr 60 Frauen besaß. Eine noch größere Weiberzahl besaß der König Mtesa von Uganda, man giebt 7000 an, und als Speke zuerst hierher kam, begründete der König sein Unvermögen, ihm eine Hütte im Palast geben zu können, damit, daß alle voll Weiber seien. Selbst die unterste Klasse der Freien, die Wakopi, halten sich ein paar Weiber, sobald sie sich den nöthigen Kaufpreis zusammengescharrt haben. Natürlich können viele der Aermeren keine Frauen bekommen, daher große Sittenlosigkeit. Auch hier werden die Frauen gekauft, der gewöhnliche Preis ist drei bis vier Ochsen, sechs Nähnadeln oder eine kleine Schachtel voll Zündhütchen. Die Frauen selbst scheinen keinen Einwand gegen eheliche Konkurrentinnen zu haben. Wenigstens erzählt uns Speke, daß zwei Frauen des Königs von Uganda diesem selber ihre jungfräulichen Schwestern anboten. Der König gab seine Zustimmung dadurch zu erkennen, daß er sich in den Schoß der Mädchen setzte, sie an sich drückte, und sein Haupt zuerst auf die eine, dann auf die andere Schulter seiner neuen Gemahlinnen niederbeugte. Die Wakungu, die Häuptlinge ersten Ranges, versorgt der König mit Weibern, um seinen Einfluß bei diesen zu sichern, auch müssen gewisse Vergehen durch die Zahlung von Weibern gesühnt werden. Felkin[2]) meint, daß sich die weibliche Bevölkerung zur männlichen wie $3^1/_2 : 1$ verhalte. Für dieses anormale Verhältniß führt er drei Gründe an. Er behauptet, daß in Uganda viel mehr Mädchen als Knaben geboren werden, daß in den beständigen Kriegen außerordentlich viel Männer (50 Procent) fallen, endlich daß bei der Einnahme eines Ortes durch die Waganda stets sämmtliche Männer getödtet und die Weiber und Kinder fortgeschleppt werden. Beim Tode des Mannes erbt der Sohn sämmtliche Weiber seines Vaters, die eigene Mutter ausgenommen. Eine Satzung, welche ohne Polygamie nicht bestehen könnte, ist die, daß nach der Geburt eines Kindes die Mutter zwei Jahre lang von ihrem Manne getrennt leben muß. Der König und die Großen haben eigene Anstalten im Lande, in welche die Frauen während dieser Zeit geschickt werden.

Bei den Mangbattu herrscht Vielweiberei ebenso wie bei den Niam-Niam, aber während diese nach Schweinfurth sich zurückhaltend und züchtig benehmen, sind die Mangbattu-Frauen äußerst zudringlich.

Die Galla leben mit Ausnahme der Reichen, welche sich mehrere Frauen zu halten pflegen, in Monogamie; doch ist es Sitte, daß die Frau, welche von ihrem Vater eine Mitgift erhält, nach dem Tode ihres Mannes an dessen Bruder übergeht[1]).

Die Neger leben alle in Polygamie, sobald ihre Mittel es ihnen gestatten, mehr als eine Frau zu kaufen, denn die Ehe trägt bei ihnen vorwiegend den Charakter des Kaufes, und dieser Zug, sagt Ratzel[2]), tritt, geradezu alles zurückdrängend, bei jenen Stämmen hervor, welche durch Heerdenbesitz Kapital ansammeln. Der Reichthum eines Mannes bemißt sich nach der Zahl seiner Weiber, und diese selbst billigen diese Einrichtung vollkommen, denn das Ansehen der ganzen Familie und besonders das der ersten Frau wächst mit den neuen Heirathen, die der Mann eingeht. Das Streben nach einem gewissen Glanz und nach einer hervorragenden Stellung sind ein Hauptmotiv.

Eine Aussteuer erhält bei den Akem der Mann von der Familie der Braut nicht, vielmehr zahlt er dem Vater eine Summe von $2^1/_2$ bis 5 Kilogramm Goldstaub, Zugaben an Zeug und Rum ungerechnet[3]). Bei den Krus sind drei Kühe und ein Schaf der gewöhnliche Preis. Der regierende Häuptling des Gebietes kann aber die Tochter jedes Mannes ohne die übliche Zahlung verlangen, ebenso wie die Häuptlingstöchter sich jeden Mann wählen können, der dadurch vom Bauern zum Häuptling wird. Uebrigens stehen sich die Frauen desselben Mannes nicht gleich, vielmehr hat gewöhnlich eine von ihnen ein bestimmtes, nicht willkürlich zu veränderndes Uebergewicht über die anderen. In manchen Ländern ist dies die vornehmste, in den meisten die, welche zuerst in die Ehe trat. Um den Frieden unter seinen Ehegenossinnen zu erhalten, lebt der Mann in regelmäßiger Abwechselung mit ihnen, behandelt sie gleich, beschenkt sie nach Verhältniß und jede zieht ihre Kinder für sich auf. Uebrigens soll trotz der Polygamie nach Barth's Zeugniß sich bei den Negern ein ganz freundschaftliches Familienleben entwickeln.

Bei den Westafrikanern, den Dualla, Fan, Mpongwe u. A. ist das Kaufen der Weiber noch viel mehr Handelsgeschäft als bei anderen Afrikanern. Bei den Dualla am Kamerun kostet eine Frau durchschnittlich 900 bis 1200 Mark, ist ihr Vater aber ein angesehener Mann, so ist der Kaufpreis auch wohl noch höher. Die Frau ist vollkommenes Eigenthum des Mannes, dem eine unbeschränkte Verfügung über sie freisteht. Er kann sie verschenken, verleihen oder verkaufen. Bei Zwistigkeiten zwischen benachbarten Stämmen gilt eine Frau als passendes Objekt zur Zahlung der zu entrichtenden Buße.

Das Streben des Negers geht dahin, sich durch seine Thätigkeit so viel zu verdienen, um sich zuerst eine Frau, dann noch eine und so weiter, so viel als möglich, zu kaufen,

---

[1]) Dr. Bleek's Forschungen in Natal in „Petermanns Mittheilungen“. 1886, S. 370.

[2]) Wilson und Felkin, „Uganda und der ägyptische Sudan“. Bd. I, S. 68.

[1]) Krapf bei Waitz, „Anthropologie der Naturvölker“, Th. 2, S. 516.

[2]) Völkerkunde, Bd. I, S. 152.

[3]) Ebendaselbst, Bd. I, S. 153.

die ihm dann seinen Unterhalt verdienen müssen, so daß er gemächlich der Ruhe pflegen kann. Sie haben die Pflanzungen anzulegen und im Stande zu halten und die geernteten Früchte auf den Markt zu bringen und zu verkaufen. Aber die Frauen wissen auch ganz gut, was sie ihrem Besitzer werth sind und sie setzen nicht selten ihren Willen durch, nicht allein einzeln ihrem Ehegatten gegenüber, auch in ihrer Gesammtheit beeinflussen sie die Geschicke eines ganzen Dorfes. „Daß nicht jeder Ehemann", sagt Ratzel, „ungestraft unter den Palmen eines so großen ehelichen Glückes wandelt, zumal wenn dieselben einen dichten Hain bilden, ist klar[1]). Er führt dabei „Bastian" an, den in Okolloma sein Wirth trüben Sinnes durch die verschlungenen und verkreuzten Gänge seiner Wohnung führte, in deren innerstem Gemache er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschanzen, denn zwanzig erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, in der sein Reichthum ihn verführt hatte, sich mit ihnen zu umgeben.

In Dahomey nimmt die Vielweiberei gewaltige Dimensionen an. Nach Noris[2]) bestand ein Festzug des dortigen Königs aus 150 Kriegern, 15 Töchtern des Königs, von 50 Sclavinnen begleitet, 730 Weibern des Königs, 90 Kriegerinnen, 6 Kompagnien, jede zu 70 Kriegerinnen anderer Gattung, an der Spitze einer jeden Kompagnie ein Favoritweib, 150 königlichen Kindern von 7 bis 15 Jahren und 350 tanzenden Weibern. Von den Tausenden von Weibern an einem solchen Hofe wird eine große Zahl an die noch unverheiratheten Männer verschenkt oder verkauft. Dabei besitzen die Frauen hier, wie überhaupt an der Westküste Afrikas, größere Rechte, als sonst im ganzen Erdtheil.

In Amerika waren die Geringschätzung der Weiber, ihre oft leichte Erhaltung und bloße Benutzung als Arbeitskraft, ihr frühes Altern infolge von angestrengter Arbeit, ihre durch Kriege zeitweise herbeigeführte Ueberzahl bei den Indianern Hauptmotive der Polygamie. Aber da in der Regel doch die Zahl der Weiber gering und die Ernährung eine schwierige war, so herrschte die Monogamie vor und die Vielweiberei beschränkte sich auf die Häuptlinge und berühmten Krieger, denn mehrere Frauen zu haben, ohne sie ernähren zu können, galt für schimpflich. In Nordamerika fanden sich mehr als zwei Weiber selten in einer Ehe. Auch erschweren die hohen Preise, welche für eine Frau zu zahlen sind, vielfach die Schließung einer Ehe. Wo mehrere Frauen vorhanden sind, da nimmt gewöhnlich diejenige, welche in der Gunst des Mannes am höchsten steht, nämlich die jüngste, den ersten Rang ein.

Bei manchen Völkern erhielt der Mann mit seiner Frau zugleich deren Schwestern zur Ehe. Jede Frau hatte ihre besondere Hütte oder, wo die Häuser für mehrere Familien eingerichtet waren, wie bei den Osagen, doch ihr besonderes Feuer. Damit suchte man häuslichen Zwistigkeiten so viel als möglich vorzubeugen; wo sie aber entstanden, wurde ihnen von dem Manne sogleich in kategorischer Weise ein Ende gemacht. Starb ein verheiratheter Odschibwä oder Omaha, so mußte sein Bruder die hinterlassene Wittwe heirathen.

Bei den Kariben der Inseln und des Nordens Südamerikas heirathete der Mann oft mehrere Schwestern auf einmal. Die Eingeborenen von Uraba hatten ein Herkommen, nach welchem die Schwestertöchter des Vaters oder der Mutter zu Frauen gewählt wurden. Bei den Rayena von Guayana fielen demjenigen, der eine Mutter zur Frau nahm, auch die Töchter in derselben Eigenschaft zu; von den Kariben der Antillen wird Aehnliches berichtet.

Die Mexikaner erkannten die Monogamie im Princip an. Ihre Weisen lehrten, daß es Gottes Wille sei, daß ein Weib einem Manne und ein Mann einem Weibe angehöre. Dennoch hatten die Reichen und Vornehmen mehrere Frauen, unter denen jedoch nur eine als legitim galt. Ob die Peruaner die Polygamie als eine uneingeschränkte Institution besaßen, erscheint zweifelhaft, wahrscheinlich war sie nur dem hohen Adel gestattet.

Bei den Tupis Brasiliens pflegte ein Mann desto mehr Weiber zu haben, je tapferer er war. Die Patagonier waren meist Monogamisten, doch haben die Häuptlinge mehrere, bis zu drei Frauen, unter denen die vornehmste die Hauptfrau und Herrin ist. Der Grönländer muß sich in der Regel mit einem Weibe begnügen, da die Zahl der Frauen eine geringe ist, auch die Schwierigkeit der Ernährung kommt dabei in Betracht. Im vorigen Jahrhundert ist dem Anschein nach die Polygamie hier weit häufiger gewesen als heute. Dem Eskimo ist zwar die Vielweiberei gestattet, er hält sich aber selten zwei, noch seltener drei bis vier Weiber. In dem letzteren Falle wird der Mann, da man nicht Liebe zur Familie, sondern Wollust als Triebfeder voraussetzt, von seinen Stammgenossen verachtet. Wie schon oben bemerkt, trifft man in manchen Gegenden das Gegenbild der Polygamie, die Polyandrie, gewöhnlich Diandrie.

Die Malayen sind der Mehrzahl nach monogam. Allerdings ist Vielweiberei, wo sie nach der Zahl der Frauen möglich, häufig genug zu finden und sie wird durch den schnell über die malayische Rasse sich ausbreitenden Islam noch mehr gefördert. Doch ist es bei ganzen Stämmen, wie den Igorroten, Italonen und Ilongoten auf Luzon, den Milano auf Borneo, den Alfuren auf Ceram, Sitte, sich mit einer Frau zu begnügen. Diejenigen, welche wie die Händler sich zeitweilig außerhalb ihres Dorfes an anderen Orten aufhalten, haben auch dort wohl Nebenfrauen. Ausgeschlossen bleibt eine zweite Ehe, wenn die erste durch „Semando" geschlossen ist, wobei der Mann ein bestimmtes Geschenk giebt, die Frau aber die Kosten des Hochzeitsfestes zum größeren Theile trägt, wodurch beide auf dem Fuß der Gleichheit stehen. In diesem Falle giebt die Heirath einer zweiten Frau einen Scheidungsgrund ab.

In Madagascar ist die Vielweiberei zwar auf höheren Befehl abgeschafft worden, aber dies ist doch nur dem Namen nach der Fall. Das Christenthum mußte, als es hier zuerst verbreitet wurde, mit dieser im Volk tief eingewurzelten Sitte paktiren, welche durch die Raubzüge der Hova stets neue Nahrung erhielt. Die Hova sowohl wie ein guter Theil der ebenfalls dem Christenthum gewonnenen übrigen Madagassen halten häufig noch an der Vielweiberei fest, wobei die erste Frau die Herrin des Hauses ist, deren Kinder bevorrechtet sind, die übrigen aber die Stellung von Konkubinen einnehmen. Die Hütten der einzelnen Weiber, Vadi-kely oder Nebenweiber, liegen meist um die größere des Ehegatten gruppirt, welcher im Hauptgebäude mit der sogenannten Vadi-be oder Hauptgattin zusammenwohnt. Die letztere ist selten die schönste der Frauen, wohl aber die reichste und dem Hausherrn ebenbürtigste. Wo aber die Vielweiberei nicht anerkannt wird, nehmen viele Hova zum Schein eine Frau und halten nebenbei zahlreiche Maitressen[1]).

Ganz wie bei den Malayen ist es auch bei den Mikronesiern jedem, der die nöthigen Mittel hat, gestattet,

[1]) Völkerkunde, Bd. I, S. 597.

[2]) Noris, „Reise nach dem Hoflager des Königs von Dahomey". 1772.

[1]) Ratzel, „Völkerkunde", Th. 2, S. 510.

mehrere Frauen zu haben. Doch haben nur die Häuptlinge als Reichere mehrere Frauen, welche dann in verschiedenen Häusern wohnen. Auf den Marianen galt aber nur eine Gemahlin als rechtmäßig, die übrigen mußten indeß aus demselben Stande sein.

Die Melanesier sind fast durchweg Polygamisten; mehr als zwei Frauen haben die einzelnen Männer aber selten, obschon es Häuptlinge gab, die bis an 40 Weiber hatten. Je größer die Zahl derselben, für desto vornehmer gelten sie. Auf den Fidschi-Inseln hatten hervorragende Häuptlinge sogar 50, ja bis 100 Frauen, die aber nicht alle bei ihnen wohnten; die Hälfte befand sich noch im Kindesalter oder war zu ihren Eltern wieder zurückgekehrt, sehr oft, weil das Zusammenleben einer solchen Zahl von Weibern, unter denen eine immer den ersten Rang einnimmt, zu den greulichsten Streitigkeiten und entsetzlichsten Grausamkeiten gegen einander führte.

In Polynesien war die Polygamie überall zu Hause. Auf Samoa nahmen die Vornehmen sich von den Gemeinen Frauen nach Belieben, entließen sie aber ebenso leicht wieder; aber eine so entlassene Frau durfte sich nicht wieder verheirathen. Die Brudertochter der Frau wurde nach Turner[1]) stets die Konkubine des Mannes, konnte aber leben, wo sie wollte. In Neuseeland war die Vielweiberei gleichfalls nur bei den Vornehmen allgemein, von welchen manche bis 6 Weiber heiratheten, namentlich häufig mehrere Schwestern, von denen dann die zuerst Gewählte oder die Mutter des Erstgeborenen Hauptfrau war. Ebenso hatten auf Tonga nur die Häuptlinge mehrere Frauen; bei den Rarotonganen war die Polygamie auf die drei ersten Volksklassen beschränkt, die Vornehmsten hatten manchmal viele und selbst die eigenen Schwestern zu Frauen. Auf Tahiti war die Polygamie noch viel ausgedehnter; jeder, der sich mehrere Frauen kaufen und sie erhalten konnte, hatte zwei bis drei und noch mehr Weiber, so daß die Aermeren gezwungen waren, ehelos zu leben. Standen beide Gatten in demselben Range, so trennten sie sich nicht selten; der Mann nahm andere Weiber, das Weib andere Männer. War aber die Frau vornehmer, so hatte nur sie dieses Recht, wodurch die Ehe keineswegs aufgehoben wurde[2]).

Auf dem Australkontinent ist Vielweiberei immer Sitte gewesen; hervorragende, namentlich alte Männer ziehen im Süden oft mit vier Frauen umher, im Nordwesten sollen die Männer sogar 5 bis 11 Weiber haben, während sie sich im Südwesten mit zwei begnügen. Es ist natürlich, daß viele Männer dabei leer ausgehen müssen, zumal infolge der Abtödtung von neugeborenen Mädchen und der späteren schlechten Behandlung des weiblichen Geschlechts überhaupt die Zahl der Männer die der Weiber bedeutend übertrifft.

Asien ist fast ganz von polygamen Völkern bewohnt, d. h. die Vielweiberei ist beinahe überall gesetzlich gestattet, dennoch aber haben die meisten Asiaten nur ein Weib. Es ist das eben auch hier eine Vermögensfrage, ja hier noch mehr als in anderen Erdtheilen. Durchforschen wir Asien von Norden nach Süden, so finden wir, daß sämmtliche Völker Nordasiens, Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen, Aino u. A., in Polygamie leben; jeder verheirathete Mann hat in der Regel zwei bis drei Frauen, seltener vier bis fünf. Auch die alten Aleuten lebten in Polygamie.

Den Samojeden, Ostjaken, Lappen und anderen Naturvölkern des Nordens, welche zur großen mongolischen Rasse gehören, ist die Vielweiberei zwar durch die Sitte gestattet, sie kommt aber wegen des hohen Brautschatzes immer seltener vor. Während die Tochter eines reichen Mannes oft 100 Renthiere kostet, verkauft der arme Mann sein Kind um 20 Renthiere[1]). Unter Mongolen und Kalmüken herrscht die Polygamie, doch pflegen nur Reiche von der gesetzlichen Erlaubniß Gebrauch zu machen. In diesem Falle nimmt eine Frau die Stelle der Hausfrau ein, die anderen stehen zu ihr im Verhältnisse von Dienerinnen. Während die Hauptfrau hinsichtlich der Familie ebenbürtig ist, sind die Nebenfrauen entweder aus ärmeren Familien genommen, oder sind gekaufte Sklavinnen, welche jederzeit wieder verkauft werden können. Wie bei Nomadenvölkern überhaupt ist hier die Stellung einer Frau eine freie.

Dem Chinesen ist gesetzlich nur eine rechtmäßige Frau gestattet, die ihm feierlich angetraut wird und die seinen Namen führt, dagegen darf er sich, namentlich wenn die Frau sich als unfruchtbar erwiesen hat, mehrere Beischläferinnen nehmen. Die Kinder, welche ihm von den letzteren geboren werden, sind ebenso legitim wie die mit der rechtmäßigen Frau gezeugten.

Im alten Japan war Polygamie eine weit verbreitete Sitte. Iyeyasu spricht in seinen Gesetzen dem Mikado das Recht zu, sich ein Dutzend Nebenfrauen zu nehmen; den Daimio und Hatamoto das Recht auf acht Konkubinen, den gewöhnlichen Samurai auf zwei[2]). Aber nur in seltenen Fällen machten diese davon Gebrauch, und dann geschah es wohl, daß die Frau, welche ihre Kinder selbst und lange säugt und verhältnißmäßig früh alt wird, dem Manne selbst eine Konkubine zuführte. Die Frau ist im Hause die Niobo, die Frau des Hauses, Oku-sama, Herrin des Inneren, vor allem aber Okami-san, die ehrbare Herrin, wie sie gewöhnlich angeredet wird. Als solche steht sie auch über den Konkubinen, den Makake, und deren Kindern. Die Armen leben auch hier, wie anderwärts, in Monogamie.

Auf der cisgangetischen Halbinsel ist bei den dravidischen Kolh die Polygamie im Princip gestattet, sie wird aber, mit wenigen Ausnahmen, nur bei Kinderlosigkeit geübt. In diesem Falle kann ein Mann, in der Regel auf den Rath seiner Gattin selber, sich eine zweite Frau nehmen, deren Kinder ebenso legitim sind als jene der ersten Frau. Bei den wilden Stämmen an der Nord- und Ostgrenze Ostindiens, ebenso bei einigen Aboriginerstämmen auf der Halbinsel selber wird Feldarbeit als für die Männer erniedrigend angesehen, sie fällt demnach den Frauen zu. Die Zahl derselben, welche ein Mann besitzt, bestimmt daher seine Vermögensstellung. Und bei den Dschat und Gudschar, den Bhil, Mina und Mhair ist die Sitte, daß der Bruder gehalten ist, seines verstorbenen Bruders Frau zu ehelichen, ein Grund für die Vielweiberei.

Bei den Puharri, welche die Radschmahalberge in Bengalen bewohnen und vielleicht ein letzter Ueberrest zahlreicher Stämme der Ureinwohner sind, ist die Polygamie gestattet. Die Wittwen gehen an die Brüder, Vettern oder Neffen des Mannes über, sie können aber auch, wenn sie wollen, in das väterliche Haus zurückkehren[3]).

Daß die Anhänger Mohammed's Polygamisten sind, ist bekannt. Nach dem Gesetz kann ein Mohammedaner vier Frauen heirathen und außerdem sich einen Harem mit einer beliebigen Anzahl von Insassen halten, soweit ihm das seine Mittel erlauben. Indessen heirathet ein indischer Mohammedaner nur eine Frau mit alle dem Ceremoniell und dem Aufwande, welchen die Sitte vorschreibt. Bei den meisten Mohammedanern ist aber Monogamie die Regel. Freilich beschränken sich auch wieder andere nicht auf die gesetzliche Zahl. So nehmen sich die Pir, die heiligen

[1]) Turner, „Nineteen years in Polynesien“, p. 189.
[2]) Ellis, „Polynesian Researches“ I, p. 273.

[1]) Fr. Müller, „Allgemeine Ethnographie“, S. 425.
[2]) Rein, „Japan“, Th. 1. S. 493.
[3]) Mantegazza, „Indien“, S. 161

Männer von der Sekte Mehman, eine unbegrenzte Zahl von Frauen, indem sie ihrem Ahnherrn Raschid Schah nacheifern, dessen Haus nicht weniger als 32 legitime Frauen barg.

Von den Hindu hört man selten, daß sie zwei Frauen genommen haben, und in der That erlaubt das Gesetz Polygamie nur unter gewissen Umständen. Diese sind Mangel an Keuschheit seitens der Frau, gewohnheitsmäßiger Ungehorsam oder Mangel an Achtung für ihren Gatten, üble Launen, schlechte Gesundheit, Unfruchtbarkeit, oder wenn sie innerhalb zehn Jahren nur Töchter gebärt. Auch ohne diese Bedingungen kann ein Hindu eine zweite Frau nehmen, sobald die erste sich einverstanden erklärt. Die zweite Heirath ist aber doch gültig, falls die erste Frau dagegen Widerspruch erhebt, und wird sie gezwungen, das Haus ihres Mannes zu verlassen, so ist letzterer verpflichtet, sie standesgemäß zu unterhalten.

Nach dem Gesetze kann also ein Hindu so viel Weiber zur Ehe nehmen, als ihm gutdünkt, und die Sitte gestattet ihm außerdem, eine unbeschränkte Anzahl von Konkubinen zu halten. Siwadschi, der letzte Maharadscha von Tandschor, heirathete an einem Tage 18 Frauen, allerdings hatte die Sache ihre eigene Bewandtniß. Der Fürst hatte aus seinem Geburtsorte eine Anzahl junger hübscher Mädchen kommen lassen, von denen er eine selbst zu heirathen, die übrigen aber seinen Großen zu geben gedachte. Aber als die jungen Mädchen ankamen und von der Disposition hörten, die über sie gemacht werden sollte, erklärten sie einstimmig, nur den Fürsten und keinen anderen heirathen, anderenfalls aber sämmtlich in den Tod gehen zu wollen. Der Radscha hatte Mitleiden und rettete den Mädchen in der einzig möglichen Weise das Leben.

Aber nach dem Gesetz und Herkommen ist eine der Frauen die Hauptfrau, die Mutter der Familie, die anderen sind nur Upastri oder Bhogya, Konkubinen. Nur die erste giebt legitime Erben, und selbst die Könige, wenn ihre Frauen unfruchtbar sind, können von den anderen Frauen keine legitime Erben haben.

Die englischen Missionare, sagt Mantegazza [1]), sind in großer Verlegenheit, wenn ein Hindu mit mehreren Frauen zum Christenthum übertreten will. Kürzlich wollte Thakur von Baunagar, einer der mächtigsten Radschas von Kattiawar, der zwanzig Jahre alt war, sich zum Christenthum bekehren, aber mit siebzehn Jahren hatte er an einem und demselben Tage vier Frauen geheirathet, von denen die eine zweiundzwanzig, die zweite zwölf, die dritte fünfzehn und die vierte sechszehn Jahre alt war. Da er wußte, daß er nur eine Frau behalten konnte, so wählte er die fünfzehnjährige und verstieß die anderen.

[1]) Mantegazza, „Indien", S. 277.

In Bengalen haben unter den Brahmanen die Kulina den höchsten gesellschaftlichen Rang, ihnen geben die übrigen Mitglieder ihrer Kaste gern ihre Töchter, so viele dieselben nur wollen. Im Jahre 1860 verurtheilte der Pandit Iswara Tschandra Widyasagar in einer Flugschrift die Vielweiberei der Brahmanen aufs schärfste und gab die Namen von 12 Kulina, die zwischen 40 und 80 Frauen hatten [1]).

Mantegazza sagt [2]), daß diese Brahmanen, weil sie von allen Seiten begehrt werden, eine ungeheure Zahl von Frauen heirathen, aus den hohen Kasten, um ihre Freunde zufriedenzustellen, und aus den niederen, weil es ihnen Vergnügen macht oder ihr Interesse es erheischt. Es giebt einige unter ihnen, die 120 Frauen über die Ebene von Bengalen zerstreut besitzen, und die sie auf ihren Wanderungen der Reihe nach besuchen. Bei jeder neuen Ehe bekommt der glückliche Pascha wieder Geschenke, die bei jedem Besuch erneuert werden. Auch die übrigen Brahmanen haben oft viele Frauen in verschiedenen Ländern, die sie bei ihrem herumschweifenden Leben von Zeit zu Zeit besuchen. Die Frauen sind aber auch nicht tugendhafter als ihre Gatten.

Wie schon wiederholt gezeigt, konnte zur Polygamie auch das Levirat führen, die Sitte, wonach beim Tode eines Mannes dessen Frau oder Frauen auf seinen Bruder übergehen. Dieser außerordentlich weit verbreitete Brauch wurzelt offenbar in Eigenthumsrechten und der Rechtsnachfolge. Bei den meisten Völkern war der Bruder verpflichtet, die Erbschaft anzutreten oder, wenn er dieselbe ausschlug, für die verschmähte Frau zu sorgen. Bei den Hebräern, von denen wir den Namen haben (Levir = Mannes Bruder), verlangte eine mosaische Satzung [3]), daß der Bruder eines ohne Söhne Gestorbenen dessen hinterlassene Wittwe ehelichen mußte, um seinem Bruder Nachkommenschaft zu erwecken. Der erstgeborene Sohn sollte dem verstorbenen Bruder zugerechnet werden und diesen beerben, die etwa nach dem ersten geborenen Kinder aber dem eigentlichen Vater zugehören. Daß diese Sitte aber bereits vor Moses' Zeit eine bei den Hebräern anerkannte, ja geheiligte war, ersehen wir aus der Geschichte von Juda, Onan und Thamar [4]). Diese Auffassung von Geschwisterpflicht finden wir im Norden Asiens bei den Ostjaken, in Amerika bei den Koloschen und den Tupinamba, bei Mongolen, bei indischen und malayischen Völkern auch ohne die von Moses verordneten Beschränkungen noch heute in voller Gültigkeit.

[1]) „Journal of the Bengal Asiatic Society", 1877.
[2]) Mantegazza, „Indien", S. 303.
[3]) 5. Mos. 25, 3.
[4]) 1. Mos. 38, 8 ff.

Einiges über Amok und Mataglap.

Von Emil Metzger.

I.

Die Malayen stehen im Allgemeinen in dem Rufe, eine wilde, blutdürstige Menschenrasse zu sein; wenn Mancher ihren Namen nur nennen hört, denkt er unwillkürlich an verwegene Seeräuber, die in ihren schnellen Prauen die Küsten des Archipels heimsuchen und dort mit Feuer und Schwert Alles verwüsten, die friedlichen Bewohner niedermetzeln und in die Sklaverei wegführen. Oder aber es schweben ihm tollkühne Kämpfer vor, Vorfechter, die, ihren Schaaren voraus, tanzend dem Feinde entgegengehen, todesmuthig die auf sie gerichteten Salven abwarten und so lange sie nicht außer Gefecht gesetzt sind, immer weiter vorwärts dringen, um den verhaßten Gegnern sicheren Tod zu bringen oder selbst zu sterben. Ob eine derartige Auffassung der Wirklichkeit entspricht, kann hier füglich unerörtert bleiben, da unsere Aufgabe jetzt nur dahin geht, auf eine einzelne Erscheinung im Leben verschiedener Stämme, welche zum

größten Theile der genannten Rasse angehören, näher einzugehen, die sehr viel dazu beigetragen hat, den Malayen im Allgemeinen den Ruf der Grausamkeit und des Blutdurstes zu verschaffen. Es sind dies die unter dem Namen „Amok“ bekannten Massenmorde, von denen zuweilen berichtet wird.

Der Name rührt her von dem Rufe „Amok, Amok“, den der Mörder ausstößt; die Handlung selbst nennen die Engländer Amoklaufen (to run amuck), die Holländer „Amok machen“ oder auch, namentlich in älterem Stil, „Amok spucken“ (Amok maken, spuwen). Beide Ausdrücke erklären sich leicht aus den bei dem Vorgange gewöhnlichen Erscheinungen, der Engländer denkt an den rasenden Lauf, in dem der Mörder mit gezücktem Kris, von einem Haufen Bewaffneter verfolgt, durch die Straßen stürmt und links und rechts seine Opfer, ohne zu wählen, niederfällt; der Holländer an den Wahnsinnigen, der mit schäumendem Munde seinen erschütternden, nervenaufregenden Schrei ausstößt, und er bezeichnet dies drastisch durch das Wort „ausspucken“. Einer vielfach verbreiteten Ansicht nach sind äußere Zeichen der Wuth bei dem Mörder häufig enge mit der Handlung des Mordes verbunden; dazu nimmt man an, daß er sich meistens durch Opium zu seinem Unternehmen aufgeregt (!) habe, und so erscheint ein Gesammtbild, welches häufig weit entfernt ist, den Thatsachen zu entsprechen. Allerdings ist es auch unmöglich, ein allgemeines Bild zu entwerfen, da die äußeren Vorgänge sehr von einander abweichen; außerdem aber ist es auch außerordentlich schwierig, mit Sicherheit zu entscheiden, welche Mordthaten dem wirklichen „Amokmachen“ zuzuschreiben sind und welche nicht. In vielen Fällen überlebt der Mörder seine Gewaltthat nur wenige Augenblicke, denn sobald er seinen Schrei „Amok, Amok“ ausstößt, ist er in gewisser Beziehung vogelfrei. Im ersten Schrecken weicht Alles scheu vor ihm zurück oder läßt sich abschlachten, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihm Widerstand zu leisten; bald aber folgen Bewaffnete seinen Schritten und hetzen ihn, wie einen tollen Hund. Gewöhnlich dauert es nicht lange, bis er unter den Lanzenstichen seiner Verfolger zusammenbricht und dann haucht er, meistens mit Wunden überdeckt, nach wenigen Augenblicken sein Leben aus. Natürlich ist in einem solchen Falle Alles abgemacht; der Mörder, manchmal auch diejenigen, welche dem ersten Ausbruche seiner Wuth beigewohnt haben, sind todt, andere Zeugen schwer verwundet. In den seltenen Fällen, wo es gelingt, einen Amokmacher lebendig einzufangen, erklärt er gewöhnlich, er sei mata glap gewesen (mata heißt Auge, glap dunkel), d. h. es sei ihm schwarz vor den Augen geworden, er könne sich des Vorganges nicht mehr erinnern, er habe nicht gewußt, was er thue. Noch seltener ist es, daß solche Personen, welche Amok gemacht haben und lebend eingefangen worden sind, unter die Behandlung eines Arztes kommen, so daß eine nähere Untersuchung ihres Körper- und Geisteszustandes möglich wäre. Es ist daher sehr schwierig, allgemein über die Vorbedingungen für einen solchen Wuthausbruch und über die Ursachen, welche ihn zum Ausbruch bringen, zu berichten oder anzugeben, wie denn der Zustand, in dem der Mörder sich befindet, namentlich hinsichtlich seiner Zurechnungsfähigkeit, eigentlich anzusehen ist und ob hier eine besondere, der malayischen, resp. indischen Rasse eigenthümliche Art von Geistesstörung zu Grunde liegt oder nicht. Ehe wir dazu übergehen, einige Mittheilungen in dieser Hinsicht zu machen, wollen wir zunächst aus eigener Erfahrung und aus der Erfahrung Anderer einige allgemeine Bemerkungen über Amok mittheilen.

Im Malayischen Archipel scheinen Fälle von Amok — die übrigens nicht gerade häufig vorkommen — am meisten bei Angehörigen der buginesischen Rasse beobachtet zu werden, gewöhnlich bei Personen der unteren Stände, sehr selten nur bei Frauen. Es verdient vielleicht Erwähnung, daß die Buginesen im Allgemeinen als tapfer und tollkühn, aber auch als gefährlich bekannt sind. Die Absicht des Mörders scheint gewöhnlich die zu sein, einer oder einigen bestimmten Personen Schaden zu thun; sobald seine Wuth aber einmal zum Ausbruche kommt, begnügt er sich nicht damit, gegen diejenigen zu wüthen, welche ihm absichtlich oder zufällig den Weg zu seinem Opfer versperren, sondern er rast, wenn er sein eigentliches Ziel erreicht hat, gewöhnlich weiter; seltener nur tritt mit der Befriedigung seiner Rache eine gewisse Rückwirkung ein, die ihn von selbst unschädlich macht. Die Umgebung vermag vielleicht insofern einen Einfluß auszuüben, als der Wuthausbruch, im Falle sie dem Morde nicht günstig scheint, in Folge dessen hinausgeschoben wird, ja gar nicht stattfindet. Auch wenn der eigentliche Anstoß, der, wie klein er auch immer sein mag, doch nothwendig zur Sache gehört, zufällig nicht gegeben wird, bleiben die Leidenschaften unentfesselt. Hat der Ausbruch aber einmal stattgefunden, so hält auch die größte Macht den Mörder nicht mehr zurück, ohne die geringste Zögerung wirft er sich, so lange der Zustand eben andauert, auf Alles, was ihm in den Weg tritt. Eigenthümlich ist es, daß sich der Amokmacher stets der blanken Waffe bedient; bei gewöhnlichem Meuchelmord spielen auch Schußwaffen (namentlich aber Gift) eine große Rolle, doch erinnern wir uns nicht, je von einem Falle gehört zu haben, daß ein Amokmacher einen Schuß gelöst hätte.

Wenn man nach der Ursache forscht, heißt es auch hier gewöhnlich: Cherchez la femme! Es ist vielleicht hier der Ort, beiläufig daran zu erinnern, daß, wenn auch im Orient im Allgemeinen und speciell im Malayischen Archipel die Verhältnisse der Geschlechter zu einander ganz anders als bei uns sind, die Frau trotzdem einen ganz ungeheuren Einfluß auf den Mann hat, und daß dem schwächeren Geschlechte zu Liebe von der stärkeren Hälfte der Schöpfung wenigstens ebensoviel, wenn nicht mehr Thorheiten begangen werden, als in europäischen Verhältnissen landesüblich ist; gerade weil das Band, welches Mann und Frau verbindet, im Allgemeinen nur ein loses ist, wird es da, wo sich wirkliche engere Beziehungen knüpfen, vielleicht infolge des Gegensatzes zu einem sehr festen, und es scheint manchmal unbegreiflich, wie ein bis dahin ganz vernünftiger Eingeborener plötzlich mit Leib und Seele irgend einer öffentlichen Tänzerin verfällt, so daß er Weib und Kind, Haus und Hof, Ehre und Leben vergißt. Die malayische Demimonde, weit mehr als ihre besseren Schwestern, hat wohl die meisten Fälle von Amok auf dem Gewissen.

Ziemlich selten folgt der Wuthausbruch der Beleidigung oder Kränkung unmittelbar; gewöhnlich geht — wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen — ein Entwickelungsstadium vorher, welches zuweilen Tage, ja Wochen lang dauert. Manchmal ist der Verkehr mit dem verhaßten Gegenstande scheinbar ganz ungetrübt; wenn auch in den meisten Fällen äußere Zeichen die Nachwirkung einer Beleidigung verrathen, wird es doch häufig schwer werden, die zugefügte Kränkung selbst zu erkennen, bis ein zufälliger Umstand den Funken entzündet, welcher den Ausbruch verursacht. Während desselben ist der Mörder, wie es scheint, sich seiner Umgebung meistens ganz unbewußt; daß er seine Wuth gegen Alles kehrt, was ihm in den Weg tritt, haben wir bereits oben gesagt. An und für sich ist ein heftiger Wuthausbruch, so sehr er auch dem Charakter des Volkes, wie sich uns derselbe im täglichen Leben zeigt, fremd zu sein scheint, doch nicht so ganz selten; es kommen Fälle vor, namentlich wenn die Leidenschaft vieler Personen durch ein und dieselbe Ursache angefacht wird und sich auf ihr gemeinschaftliches Opfer wirft,

in denen man die Betheiligten im wahren Sinne des Wortes für losgelassene Bestien halten sollte.

Wir entnehmen unseren Aufzeichnungen ein einziges Beispiel hierfür, welches in mehr als einer Beziehung lehrreich ist.

Vor beinahe 30 Jahren, als das Kultursystem noch bleischwer auf die Preanger Regentschaften drückte, war die Bevölkerung eines Distriktes zum Wegebau aufgerufen; der Wedhono, dem die Aufsicht übertragen war, kam gerade zur Mittagszeit an die Baustelle, während die Arbeiter eine Ruhepause hatten, um ihr ärmliches Mahl zu genießen. Die Arbeit schien ihm nicht schnell genug vorzurücken, die Pause zu lange zu dauern; vergebens forderte er die Arbeiter auf, sich zu beeilen; sie ließen sich bei dem Essen nicht stören, wie denn dem Eingeborenen überhaupt keine Unterbrechung so unangenehm ist, wie die bei seinem Mahle. Der Wedhono griff nun zu einem stärkeren Mittel: er nahm Hände voll Sand vom Wege auf und streute ihn über das Essen in der Hoffnung, daß die Arbeiter, wenn es ungenießbar geworden, es stehen lassen und ihre Thätigkeit wieder aufnehmen würden. Dumpfes Murren ließ sich hören; keiner kehrte zur Arbeit zurück. Plötzlich brach der Aufruhr los; die ganze Schaar warf sich auf den Häuptling, der mit Füßen zertreten und mit den Steinen, die zum Wegebau dienen sollten, gesteinigt wurde; in kurzer Zeit war er eine Leiche. Darauf kehrten die Leute ruhig zu ihrer Arbeit zurück und unterwarfen sich geduldig der Strafe, welche sie bald ereilte.

Der Amokmacher scheint eine wunderbare Kraft und Ausdauer zu besitzen, bis er — auch ohne äußeren Einfluß — manchmal ganz plötzlich zusammenbricht. Kommt er dann zur Besinnung, so weiß er gewöhnlich nichts mehr von den vorhergehenden Ereignissen; die mata glap soll dann Alles erklären. Nun ist mata glap ein weitgehender Begriff im Munde eines Eingeborenen; er sucht hiermit eigentlich Alles zu entschuldigen, wofür er keine rechte Entschuldigung hat. Wenn man einen Diener, der das volle Vertrauen seines Herrn genossen hat, ganz unerwartet bei schlechten Streichen abfaßt, und ihm sagt: „Aber wie ist es möglich, daß Sidin (oder wie der Edle nun heißen mag) mir dies und das anthut?“, so wird er scheinbar sehr niedergeschlagen antworten: „Vergieb mir, o Herr, mein Auge war verdunkelt!“ was einfach heißen soll: „Ich wußte nicht, was ich that.“

Von einem derartigen mata glap ist bei Amokmachen nun wohl keine Rede, denn dann ist der Zustand, wenn er auch seiner Art nach nicht immer derselbe ist, doch wohl derartig, daß von voller Willensfreiheit kaum mehr Rede sein kann. Wir werden diesen Punkt weiter unten noch eingehender berühren und bemerken hier nur noch, daß die uns bekannten Fälle von Amok zu jeder Tageszeit stattfanden. Unrichtig ist es wohl, diese Erscheinung auf den Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von Opium zurückführen zu wollen. Opium erschlafft, betäubt, reizt aber gewiß nicht zum Morde; allerdings erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß derjenige, welcher dem Gebrauche desselben ergeben ist, sich in dem Falle, daß er Amok machen will, erst den Genuß einer Pfeife gönnt, wenn ihn nicht vielleicht gar die Nothwendigkeit dazu zwingt, da viele Opiumraucher nicht im Stande sind, das Geringste zu thun, ehe sie sich durch den Genuß des Narkotikums dazu gestärkt haben. Im Gegentheil: aus vielen Nachfragen scheint sich das Resultat zu ergeben, daß beinahe ohne Ausnahme der Opiumgenuß ein gewisses Behagen, Glück und Zufriedenheit erzeugt; so lange die Wirkung dauert, ist der sonst zurückhaltende Eingeborene weniger verschlossen, fröhlicher als im gewöhnlichen Zustande und kaum zu Wuthausbrüchen geneigt.

Wir gehen nun dazu über, dem Leser den Bericht über einige charakteristische Fälle möglichst objektiv vorzulegen und in erster Linie nur die einfachen Thatsachen mitzutheilen, um dann am Schluß den Versuch zu machen, einige allgemeine Folgerungen aus denselben zu ziehen.

Vor etwa 25 Jahren lebte in S. (Java) ein Patih (Patih ist die rechte Hand, der Vezir, des Regenten, des höchsten eingeborenen Beamten, dem er aber hinsichtlich des Ranges und der Stellung sehr weit nachsteht), der sich dieses Amt durch langjährige treue Dienste erworben hatte, ein self made-Mann. Er besaß einen reichen Kindersegen und der weibliche Theil der Familie machte ihm keine geringe Sorge, denn unter solchen Verhältnissen, wie die oben angegebenen, ist es nicht leicht, eine passende Verbindung für die Töchter zu finden. Höhere Beamte treten dann nicht als Bewerber auf, da bei ihnen die Stellung des Schwiegervaters in spe sehr ins Gewicht fällt und sie durch die Heirath nicht nur eine Frau, sondern auch Einfluß zu erlangen wünschen; Bewerber niedrigeren Ranges scheuen sich, ihre Wünsche laut werden zu lassen, da sie fürchten, einen Korb zu bekommen, und die Verhältnisse erlauben es dem Vater wirklich nicht, seine Anforderungen an die Stellung des künftigen Schwiegersohnes zu weit herabzustimmen. Unserem Patih war es nun geglückt, ein passendes Verhältniß für eine seiner Töchter zu finden. Dieselbe war einem Mantri, einem Beamten in ziemlich untergeordneter Stellung, verlobt. Da plötzlich lächelte das Glück dem alten braven Patih; ganz unerwartet wurde er zum Regenten ernannt und nun nahm er selbstverständlich Anstoß an dem niedrigen Range des Mannes, dem er die Hand seiner Tochter zugesagt hatte. Das Verlöbniß — soweit von einem solchen gesprochen werden kann — wurde aufgehoben, ein anderer Eidam, der einer höheren Rangstufe angehörte, erwählt, und da beide Parteien das Band bald zu knüpfen wünschten, sollte die Hochzeit kurze Zeit nachher gefeiert werden. Der arme, verlassene Mantri war immer noch um die Person des Regenten, der ihn seit seiner Rangerhöhung zu einer Art major domus gemacht hatte; ruhig und schweigend hatte er die Mittheilung, daß die ihm zugesagte Braut für einen Anderen bestimmt sei, entgegengenommen. Auch half er bei den Vorbereitungen, die für die Festlichkeiten getroffen wurden, bei denen er kurz vorher noch als Hauptperson aufzutreten bestimmt war. Mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte er, wie überhaupt, so auch in dieser Hinsicht Alles, was ihm aufgetragen wurde. Der Hochzeitstag brach an; die Leitung des Hauswesens, die Sorge für die eingeborenen Gäste lag beinahe ganz in seinen Händen, während der Regent sich mehr mit den Europäern, die bei demselben erschienen, beschäftigte. Alles verlief in schönster Ordnung; überall, wo es nöthig war, griff der Mantri ein, hatte da eine Ermahnung für einen Bedienten, dort ein freundliches Wort für einen Gast; Niemand bemerkte an dem eifrig thätigen, aber dabei liebenswürdigen Manne etwas Außergewöhnliches, Alles schien Frieden und Glück zu athmen. — Die Nacht war angebrochen; das Brautpaar hatte sich zurückgezogen, die Gäste verließen nach und nach die geräumige Halle, der Regent begab sich in sein Schlafgemach. Der Mantri mit einigen Frauen überwachte noch die Dienerschaft, welche das Tischgeräth aufräumte. Die Lichter erloschen nach und nach, die letzten Töne des Gamelan verhallten in der lauen Tropennacht. Da plötzlich verändert sich die Scene; die Hand des Mantri zuckt mit einem Male nach dem Kris, die Waffe blitzt in seiner Hand, der Ruf „Amok, Amok!“ ertönt von seinen Lippen und gleichgültig wen er trifft, stößt er rechts und links um sich; Alles flüchtet, in wenigen Augenblicken sinken mehrere Frauen und Diener schwer verwundet zur Erde. Von dem Lärm und dem Geschrei aufmerksam gemacht, ruft der Regent den Namen des Mantri; letzterer kommt näher, jener öffnet die Thür und

fragt ihn: „Was giebt es?", worauf der Mantri antwortet: „Es wird Amok gemacht!" Nun fragt der Regent: „Wer macht Amok?", worauf der Mantri mit dem Rufe „Kawulo" (ich, hochjavanisch) jenem seine Waffe in die Brust bohrt. Unterdessen hatten sich die Wächter gesammelt und bald hauchte der Mörder unter ihren Speeren sein Leben aus; mit ihm bedeckten zahlreiche Opfer die blutgetränkte Erde.

Dieser Fall ist theils der betheiligten Personen, theils der besonderen Umstände wegen seiner Zeit vielfach besprochen worden und man hat die Frage aufgeworfen, ob hier wohl ein Fall von Amok vorliegt, weil die Vorgänge von dem gewöhnlich als typisch angenommenen Bilde in verschiedenen Hauptpunkten abweichen. Es ist weniger der Umstand, daß der Mörder, ehe er „Amok" rief, durch nichts verrieth, was in ihm vorging, als die Vorgänge bei der Ermordung des Regenten selbst: daß der Mörder dem Rufe seines Herrn folgte, daß er ruhig seine Frage anhörte und pflichtmäßig und der Wahrheit gemäß in hochjavanischer Sprache beantwortete, um dann seinen blutigen Plan zur Ausführung zu bringen, das vermag wohl den Gedanken zu erwecken, daß wir es hier nicht mit einem Falle von Amok, sondern mit einem kaltblütig überlegten Morde zu thun haben, daß der Mörder den Racheplan mit sich herumtrug und den Ruf „Amok" nur ausstieß, das Blutbad nur anrichtete, um den Regenten zu veranlassen, seine Thür zu öffnen. Später werden wir näher auszuführen suchen, weshalb unserer Ansicht nach (die übrigens zur Zeit des Vorganges die allgemeine war) ersteres der Fall zu sein scheint.

Einen zweiten Fall entnehmen wir den Papieren eines uns befreundeten Militärarztes. Auf seinem Grundstücke wohnte mit anderen Bedienten auch eine javanische Köchin, welche ein kleines Liebesverhältniß mit einem eingeborenen Soldaten — es war auch ein Buginese — angeknüpft hatte. Den oben erwähnten Eigenschaften dieses Stammes muß noch beigefügt werden, daß die Männer dem schönen Geschlechte sehr viel Empfänglichkeit entgegenbringen, aber dem Gegenstande ihrer Neigung Treue beweisen und, sobald ein näheres Verhältniß angeknüpft ist, auch solche verlangen — eine Forderung, welcher von dem weiblichen Theile nicht immer entsprochen wird. Auch in diesem Falle hatte die Köchin neben ihrem Buginesen noch verschiedene andere Anbeter; doch wußte sie den ersteren lange Zeit in dem Glauben zu erhalten, daß er der Bevorzugte sei, bis er plötzlich gar unsanft enttäuscht wurde, als er bei einem unerwarteten abendlichen Besuch seinen Platz schon eingenommen fand. Scheinbar ruhig entfernte er sich und begab sich, wie wenn nichts vorgegangen wäre, nach der Kaserne. Wie seine Kameraden nachher aussagten, hatte er während der Nacht lebhaft geträumt, im Schlafe (vielleicht auch im Wachen) allerlei abgebrochene Drohungen ausgestoßen, mit den Zähnen geknirscht und ähnliche Zeichen von innerer Erregung gegeben. Am folgenden Morgen that er seinen Dienst wie gewöhnlich; nach Ablauf desselben legte er sich auf seine Pritsche, wickelte sich in seine Decke und starrte vor sich hin; nach etwa einer Stunde stand er auf, kleidete sich an und begab sich nach den Nebengebäuden. Man konnte dort einen Blick in das Grundstück werfen, wo seine Geliebte wohnte. Hier stand er einige Augenblicke still, als die Dame seines Herzens erschien und, ohne ihn zu bemerken, mit einem anderen Soldaten über den schwachen Zaun hin ein Gespräch anfing. Obwohl die Sache vollkommen unschuldiger Natur und der Krieger durchaus nicht derselbe war, welcher am Abend vorher ihr zu so sehr ungelegener Stunde seine Aufwartung gemacht hatte, war doch dieses Zusammentreffen genügend, die unterdrückte Wuth des Buginesen zum Ausbruche zu bringen. Mit dem Rufe „Amok, Amok!" zog er seinen Säbel und stürzte sich auf das nichts ahnende Paar, schlug seinen Kameraden mit einem kräftigen Hiebe zu Boden, durchbrach den schwachen Zaun und verfolgte seine Geliebte, welche nach der Richtung des Haupthauses flüchtete, in dessen hinterer Gallerie unser Gewährsmann Zeuge des Vorganges war. Noch ehe die Frau das Haus erreichte, hatte ihr Verfolger ihr den ersten Schlag beigebracht, unter dem sie zusammensank; dann folgten sich die Hiebe mit ungeheurer Schnelligkeit, bis ein formloser, zerhackter, blutiger Fleischklumpen zu seinen Füßen lag. Nun schien er ruhiger zu werden; er bemerkte die Bewaffneten, welche ihm von der Kasernenwache aus nachgeschickt worden waren und suchte ihnen zu entfliehen. Da er das Fruchtlose seines Versuches bald einsehen mußte, deckte er sich hinter einer Mauer. In dieser etwas geschützten Stellung suchte er die ihn bedrohenden Bajonnette abzuwehren, doch dauerte es nicht lange, bis er von denselben durchbohrt todt zur Erde sank.

Derselbe Arzt erzählt von einem anderen Falle, in welchem ein Eingeborener ganz ohne bekannte Ursache Amok machte und lebendig gefangen wurde. Er hatte Gelegenheit, denselben hinsichtlich seines Geisteszustandes zu beobachten und periodischen Wahnsinn zu konstatiren; auf Grund dieses Gutachtens sprach das Gericht den Mörder frei. Als er aber nach einiger Zeit wieder Amok machte, wurde er bei dieser Gelegenheit getödtet.

Daß die Fälle einander nicht gleichen, sagten wir oben schon; interessant ist auch des Kontrastes wegen eine Zusammenstellung, die wir einem von Dr. W. Vogler veröffentlichten Aufsatze über mata glap entnehmen, der sie auf Grund der in „Tijdschrift voor het regt in Nederl. Indie" enthaltenen Mittheilungen zusammengestellt hat. Grundgedanke der dort enthaltenen Ausführungen, auf die wir weiter unten noch zurückkommen, ist der, daß ein mata glap genannter besonderer Zustand gar nicht bestehe und auch dem Eingeborenen unbekannt sei. Er knüpft an drei freisprechende Urtheile an, in welchen der Richter das Vorhandensein von mata glap zur Grundlage seines Ausspruches machte, und zeigte, daß die mitgetheilten Erscheinungen durchaus nicht auf dieselben Momente zurückgeführt werden können. Dr. Vogler führt an:

1) einen Fall von hitzigem Fieber, in welchem ein Mann seine Frau tödtet; Freispruch;

2) einen Fall, wo ein Mann seine Frau mit einer Lanze verwundet und zu seiner Entschuldigung anführt, er habe in einem Zustande von Wahnsinn gehandelt, der durch den Kummer darüber, daß seine Kuh das Bein gebrochen habe, verursacht worden sei; Freispruch;

3) ein Eingeborener, als ruhiger, friedlicher und verständiger Mann bekannt, schläft mit einigen anderen Personen, mit denen er nie Streit gehabt hat, in demselben Zimmer, springt in der Nacht auf, schlägt mit seinem Hieber um sich und tödtet und verwundet verschiedene der neben ihm liegenden Personen. Er erklärte, daß er, kaum in Schlaf gefallen, sich einbildete, es stehe Jemand vor seinem Bette; darauf sei er aufgestanden und habe um sich geschlagen und gestoßen; er sagte, er sei mata glap gewesen.

Daß diese drei Fälle ganz verschiedener Natur sind, liegt auch für den Laien auf der Hand; aber ebenso gewiß ist es auch, daß ähnliche Zustände auch an anderen Orten beobachtet worden sind, und es ist um so überflüssiger, einen besonderen Namen dafür einzuführen, als ja der Name überhaupt bei der Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit an sich keine Bedeutung besitzt, sondern der Schwerpunkt nur darin liegt, ob der Thäter in einem konkreten Falle durch abnormen Geisteszustand seine Willensfreiheit eingebüßt habe.

Kürzere Mittheilungen.

Die Schweden-Inseln im Stillen Ocean.

Auf mehreren Karten wird eine unter 147° östl. L. und 7° 30' nördl. Br. belegene, zu den Karolinen gehörige Inselgruppe „Swede Islands" oder „Schweden-Inseln" benannt. Da der Ursprung dieser Benennung gewiß wenig bekannt ist, so möchte folgende kurze geschichtliche Reminiscenz nicht ohne Interesse sein.

Nachdem durch James Cooks' in so vieler Hinsicht epochemachende Reisen die Aufmerksamkeit Europas auf die bis dahin noch fast unbekannte Inselwelt in der Südsee gerichtet worden war, entstand bei den Führern des gleichzeitig erwachenden Missionswesens der Gedanke, auch unter der Bevölkerung dieser Inseln das Licht des Christenthums zu verbreiten. Als Feld der Missionsthätigkeit wählte man natürlich in erster Linie die Insel Tahiti, deren liebenswürdige, freundliche Bewohner, entzückendes Klima ꝛc. von den ersten Entdeckern in so glühenden Farben geschildert worden waren. Die erste Missionsexpedition nach der Südsee, aus nicht weniger als 39 Personen bestehend, worunter auch Frauen und Kinder, ging am 10. August 1796 mit dem Schiffe „Duff", Kapitän James Wilson, von London ab. Erst am 4. März des folgenden Jahres erreichte man Tahiti. In den Kanoes, welche bald nach der Ankunft das Schiff umschwärmten, wurden auch zwei Europäer beobachtet, die wie die Eingeborenen gekleidet und tatuirt waren; es zeigte sich bald, daß es Schweden waren. Der eine war aus Stockholm gebürtig, hieß Anders Cornelius Lind und war 30 Jahre alt; der andere hieß Peter Haggerstein, war 40 Jahre alt und aus Helsingfors gebürtig; beide waren Matrosen. Lind hatte zu der Besatzung des Walfängerschiffes „Mathilde", Kapitän Weatherhead, gehört, das im Februar 1792 auf einem unter 22° südl. Br. und 138° 30' westl. L. belegenen Felsenriff gestrandet war. Dem Kapitän und der Mannschaft war es geglückt, mit den Booten Tahiti zu erreichen, von wo der größere Theil der Leute mit verschiedenen Schiffen absegelte, während einige, unter ihnen Lind, auf der Insel zu bleiben vorzogen. Der Finländer Peter dagegen war von dem englischen Schiffe „Dadalus", Kapitän New, desertirt; das Schiff sollte dem Entdeckungsfahrer Vancouver neue Vorräthe bringen und war auf der Reise Tahiti angelaufen. Da beide Schweden ziemlich gut englisch und die tahitische Sprache fertig sprachen, so waren sie Kapitän Wilson und den Missionaren als Dolmetscher von großem Nutzen. Besonders scheint Peter sich hierbei ausgezeichnet zu haben, während Lind in den Verdacht kam, die Eingeborenen gegen die Missionare aufreizen zu wollen; als er dann aber einen von Wilson's Matrosen zum Desertiren verleitete, wurde er bei einem Besuche an Bord festgehalten. Wahrscheinlich gegen seinen Willen wurde Lind bei der Abreise des englischen Schiffes von Tahiti an Bord behalten; man fürchtete nämlich, daß er die Insulaner gegen die Missionare und gegen diejenigen ihrer Landsleute zur Rache aufreizen könnte, welche bei der Festnahme des desertirten Matrosen behülflich gewesen waren. Letzterer, dessen Name Tucker war, desertirte auf der Rückreise doch noch, indem er bei einer Gelegenheit über Bord sprang, wo viele Kanoes das Schiff umschwärmten und aufgenommen wurde. Die Insel, bei welcher sich dieser Vorfall ereignete, wurde deshalb „Tucker Island" genannt; jetzt heißt sie Satoval. Wenige Tage später kam Lind zu dem Kapitän und bat, ihn auf der nächsten Insel, welche das Schiff anlaufen möchte, ans Land zu setzen. Dies wurde ihm zugestanden und ihm auch mehrere Sachen versprochen, die ihm von Nutzen sein konnten. Am 26. Oktober 1797 bekam man sechs kleine Inseln in Sicht, von denen aus eine Menge Kanoes auf das Schiff steuerten. Lind sprang in eins dieser Kanoes und wurde von den Wilden mit Jubel empfangen, worauf alle sofort nach ihren Inseln zurückkehrten. Lange sah man ihn vom Schiffe aus mit der Hand zum Abschied winken, sichtlich erfreut darüber, sein freies und sorgloses Leben unter den Insulanern weiter führen zu können. Die Inseln, welche nun die Heimath des abenteuerlustigen Schweden wurden, nannte Kapitän Wilson „Swede Islands", eine Benennung, die, wie erwähnt, heute noch auf mehreren Karten vorkommt; in der Sprache der Eingeborenen heißen sie Lamotrek. Ueber Lind's fernere Schicksale ist nichts bekannt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die alten Handelswege zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee giebt Pic (Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage, S. 287) eine interessante Zusammenstellung. Sie sind im Wesentlichen immer dieselben geblieben, da ihre Richtung von der Natur selbst vorgezeichnet war, wenn auch ihr Ausgangspunkt und wohl auch die Hauptstationen mit den politischen Verhältnissen wechselten, Pantikapaion an die Stelle von Olbia, Cherson an die von Pantikapaion trat; erst die Eisenbahnen haben den Verkehr in neue Bahnen zu leiten verstanden und Odessa das Uebergewicht gegeben. Der Hauptweg war die sogenannte griechische Straße, der „Gretschin" der Russen, der Austurvegr der nordischen Chronisten, auf dem die Waräger und Normannen nach Miklagard (Konstantinopel) gelangten. Sie lief im Wesentlichen dem Dniepr entlang, über Kiew, wo sie den großen Karawanenweg vom Westen nach dem Osten kreuzte, nach Nowgorod und der Dünamündung; eine nördliche Fortsetzung lief längs Wolchow und Lowat zum Ilmensee, zum Ladoga und dem pelzreichen Lande der Finnen. — Eine zweite Hauptstraße der Wolga entlang nach dem chasarischen Itil und dann nach Bolgar, dem Handelscentrum für Mittel- und Ostrußland; als die Bulgarenmacht verging, trat an die Stelle von Itil das neugegründete Astrachan, an die von Bolgar erst Kasan, dann Nischni Nowgorod. Die dritte gleichfalls uralte Straße lief den Bug hinauf nach der Weichsel und den Bernsteinländern der Ostsee. — Zwei Transversalstraßen kreuzten diese Flußwege. Die eine ging von der Bugstraße, vielleicht schon von Böhmen aus, nach Kiew, wo eine Insel bequemen Uebergang gestattete, schon ehe der Fährmann Kij die Stadt begründete, und spaltete sich hier; der südliche Zweig ging den

Don entlang bis zu seiner Umbiegung und von da zur Wolga nach Itil, der andere längs Desna und Oka nach Bolgar. Die zweite Hauptstraße ging theils von der Dünamündung diesen Fluß herauf und über Dniepr und Oka nach Bolgar, die andere von Nowgorod längs Msta und Twerca ebendahin. — Auf allen diesen Straßen bestand lebhafter Verkehr schon zur Zeit Herodots; aus den Berichten, welche er von den Olbiopolitanern erhielt, können wir ersehen, wie weit diese unternehmenden griechischen Kolonisten damals schon gingen. Die Straßen blieben auch zur Byzantinerzeit begangen; als Oleg und Igor Frieden mit Byzanz schlossen, setzten sie genau die Begünstigungen fest, welche die russischen Kaufleute in Byzanz genießen sollten, und zur Chalifenzeit finden wir russische Händler mit kostbarem Pelzwerk als regelmäßige Gäste von Bagdad, und arabische Reisende besuchten nicht nur das chasarische Itil, sondern selbst das ferne Bolgar, ja auch Kiew, und nur die Eifersucht der auf den gewinnbringenden Zwischenhandel angewiesenen Bewohner dieser Städte verhinderten sie, bis zum Meere und bis zum Ural vorzudringen. Ko.

Asien.

— Endlich scheint auch in China das Vorurtheil, welches aus religiösen Gründen gegen den Eisenbahnbau bestand, im Wesentlichen geschwunden zu sein, indem Nachrichten vorliegen, nach denen der Bau einer Eisenbahn, welche Kaiping mit Takoo, dem Hafen von Tientsin, verbinden soll, von der Regierung genehmigt ist. Die Linie soll sowohl eine strategische Bedeutung haben als auch im Allgemeinen eine Hebung des Handels und des Verkehrs bezwecken. Die Bahn wird von der Kaiping-Eisenbahn-Gesellschaft erbaut werden, deren Aktionäre sämmtlich Chinesen sein sollen. Die Kaiserin wird einen besonderen Aufsichtsbeamten für die Bahn ernennen und steht auch einer Verlängerung derselben bis Tientsin sowie der Anlegung weiterer Linien nicht ungünstig gegenüber, namentlich einer Verbindung der Kohlenbergwerke mit der Küste und mit Peking, um die Hauptstadt billig mit Feuerungsmaterial versehen zu können. Hoffentlich wird sich, wenn erst der erste Widerstand der Chinesen gegen dieses neue Verkehrsmittel gebrochen sein wird, das Schienennetz bald weiter ausdehnen, erfreut sich doch schon die 3 km lange schmalspurige Personenbahn von Tientsin nach Tsching-Yang bei der Bevölkerung einer großen Beliebtheit und Benutzung.

— Lord Brassey hat sich beeilt, in den „Times" über den Eindruck zu berichten, welchen seine Reise nach dem Malayischen Archipel in ihm erweckt hat. In erster Linie nimmt er die Aufmerksamkeit von Technikern und Kapitalisten für die Halbinsel Malakka in Anspruch. Eine Eisenbahn von Tarry nach Bangkok, die später nach den westlichen Provinzen von China zu verlängern wäre, würde dem Handel ein ausgedehntes und reiches Gebiet eröffnen. Weiter im Süden wäre durch die Halbinsel ein Kanal zu graben, wodurch die Reise aus dem Indischen Ocean nach dem Chinesischen Meere um einige hundert Meilen verkürzt werden würde. (Natürlich würde Singapore dann viel von seiner Bedeutung verlieren.) Weiter spricht er über Nord-Borneo und sagt, daß das Gebiet der Nord-Borneo-Gesellschaft, welches von dem Sultan von Brunai unter dem bekannten englischen Protektorat abhängig ist, sowie das von Serawak, welches unter der Verwaltung eines Engländers steht, zusammen eine Küstenlänge von 1200 Meilen haben und an der großen Fahrstraße nach China gelegen sind. Augenblicklich wird die Autorität des Sultans von den Dayaks von Brunai nicht anerkannt. Der Friede kann nur wieder hergestellt werden, wenn britischer Einfluß im Interesse eines verweichlichten und hilflosen Oberhauptes geltend gemacht wird. Da die Kohlengruben Fiasco gemacht haben, ist es ein Unsinn, Labuan als selbständige Kolonie handhaben zu wollen. Die North Borneo Company befindet sich im entgegengesetzten Falle und diese Bemerkung gilt auch vom Radschah Brooke. Seine Regierung ist im höchsten Maße mit Erfolg belohnt worden, sein Land befindet sich in vollkommener Ruhe und Ordnung und sein Volk ist ihm ergeben. Es würde jedoch beiden Seiten Vortheile bieten, wenn Serawak enger als jetzt mit dem britischen Reiche verbunden würde. Bei einem solchen Zustande der Dinge sollte sich die Aufmerksamkeit der Regierung auf Nord-Borneo richten. Die Art des britischen Protektorats muß deutlich bestimmt und flink gehandhabt werden. Ein solcher Schritt wäre ein Segen für das Volk von Borneo, um in Zukunft Verwickelungen mit fremden Regierungen zu vermeiden. Ganz vor Kurzem liefen zwei russische Kreuzer Brunai an, um den Hafen und die Kohlenwerke aufzunehmen. Die Eingeborenen zogen gleich den Schluß, daß es sich darum handle, eine russische Kohlenstation zu errichten und zwar, wie Lord Brassey beifügt, in einem Lande, von dem es heißt, daß es unter englischem Protektorat stehe. „Wir müssen", mit diesen Worten schließt er, „unsere Stellung vollständig klar machen."

Afrika.

— Nachrichten aus Brüssel zufolge lauten die Berichte über die Stanley'sche Expedition im Gegensatze zu dem bisherigen Verlaufe des Zuges viel ungünstiger. Stanley hat mit einem Feinde zu kämpfen, der um so furchtbarer ist, als er von Niemandem erwartet wurde, nämlich mit einer unbeschreiblichen Hungersnoth, über die wir nichts Näheres wissen, deren Wirkung aber nach den Andeutungen, die uns Stanley giebt, verhängnißvoll sein muß. Diese Hungersnoth herrscht nicht allein am mittleren Congo, sondern auch am oberen Congo, also gerade in jenem Gebiete, welches man bisher als das fruchtbarste der ganzen afrikanischen Aequatorialgegend geschildert hat. Ein Brief Stanley's aus Bolobo theilt mit, daß die Expedition am 9. Mai in Bolobo ankam, jedoch die Weiterreise einstellen mußte, um in der ausgehungerten Umgegend irgend welchen Proviant aufzutreiben. Stanley hat deshalb die Hoffnung aufgegeben, seinem Plane gemäß am 1. Juni den Zusammenfluß des Aruwimi mit dem Congo zu erreichen. Da die Umgegend von Bolobo zu ausgehungert ist, um genügend Proviant aufzutreiben, so hat Stanley den Araberhäuptling Tippu-Tip nach den Stanley-Fällen gesandt, um dort Proviant aufzukaufen und schleunigst nach Lukolela zurückzukehren. Dadurch erleidet aber der Zug eine Verzögerung von drei bis vier Wochen. Auch sonst sind die Nachrichten ungünstig. In Folge der Hitze ist Stanley selbst nicht unbedenklich erkrankt und wegen der Entbehrungen in Folge der Hungersnoth revoltirten seine schwarzen Begleiter, wobei er unerbittliche Strenge entfalten mußte. Die Expedition scheint somit nach allen Richtungen hin in ein bedenkliches Stadium getreten zu sein. Hoffen wir nur, daß das Ende gut ist und vor allem das gesteckte Ziel erreicht wird.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XVI.

Durch ein schmales, in der Befestigungsmauer angebrachtes Thor gelangt man in das Innere von Kef und so auf einen kleinen Platz, auf welchen die Hauptstraßen der Stadt münden. Die eine, welche fast an der Mauer entlang läuft, führt in den westlichen Theil der Stadt, die zweite dagegen durchschneidet den Osten, während die mittelste, einer steilen und schlüpfrigen Treppe ähnlich, nach dem Mittelpunkte, dem Dar el-Bey und der Burg oder Kasbah, leitet. Alle diese Straßen und den Platz selbst darf man nicht bei Regenwetter sehen, denn alsdann sind es ebenso viel Gießbäche und Regenpfützen; bei schönem Wetter aber sind sie fast trocken, aber voll von Staub, Die Reisenden stiegen die mittelste Straße hinauf zu dem auf dem Platze Dar el-Bey gelegenen Hause ihres Freundes Roy, wo sie Aufnahme und einige Ruhetage nach ihrer langen und anstrengenden Reise fanden, während ihre Leute und Pferde im Dar el-Bey untergebracht wurden. Beim Hinaufsteigen fiel es ihnen auf, daß sie fast ebenso vielen Juden wie Arabern begegneten.

El-Kef hieß im Alterthum Sicca Veneria nach einem dort sich erhebenden, weit berühmten Venustempel. Ihre Geschichte ist bald erzählt. Die Stadt war punischen Ursprungs, wie ja auch der dort hoch in Ehren stehende Venusdienst wesentlich orientalischen, phönikischen Ursprungs ist. Während ihres ersten Krieges gegen Rom schickten die Carthager die rebellirenden Söldner dorthin in Verbannung. Die Stadt war dann eine der ersten, welche sich den Römern unterwarf. Von Julius Cäsar oder Augustus wurde sie zur Kolonie erhoben und gelangte in der Kaiserzeit zu großer Blüthe, wie die noch vorhandenen Reste ihres einstigen Glanzes beweisen. Die Römer selbst verglichen sie mit Cirta (Konstantine), und so führt sie denn auf den Inschriften unter anderen auch den Titel Cirta Nova; schon dieser Umstand würde genügen, uns ihre Bedeutung in römischer Zeit zu beweisen. In byzantinischer Zeit besaß sie noch einen gewissen Wohlstand und hielt das Christenthum in hohen Ehren; Zeugen dessen sind nicht nur die darüber noch vorhandenen geschriebenen Berichte, sondern auch die Reste von Kirchen und Basiliken. Da zur Zeit des Diocletianus der berühmte Redner Arnobius dort lehrte und sein Werk gegen die Heiden verfaßte, so muß die Stadt auch in litterarischer Hinsicht eines gewissen Rufes sich erfreut haben.

Ihr antiker Name hat sich noch lange nach der arabischen Eroberung erhalten und findet sich bei El-Bekri und anderen Geschichtsschreibern unter der wenig entstellten Form Schak-Benar. Heute aber ist derselbe vollständig verschwunden. Offenbar wurde der Platz immer für sehr wichtig gehalten; beherrschte er doch einst den Verkehr zwischen Numidia und der Provinz Afrika, wie noch heute die Straße von Suk-Ahras nach Tunis; er war der Schlüssel des Landes nach Westen hin. Als solchen haben ihn die Tunesier stets angesehen und darum dort eine verhältnißmäßig feste Kasbah erbaut, wo sie bei der Nachricht von dem Heranrücken der französischen Truppen Proviant und Waffen in Masse aufhäuften. Beides haben sie nicht verwendet, und mit Recht; denn die auf den Bastionen befindlichen Kanonen wären vielleicht das erste Mal losgegangen, beim zweiten Mal aber sicher zersprungen. Uebrigens war Kef im Jahre 1880 bei weitem nicht so wohlhabend und blühend, wie eine Anzahl anderer Städte der Regentschaft. Denn die tunesische Regierung hatte sie

wegen eines 1865 stattgefundenen Aufstandes, welcher den Bey arg erschreckt hatte, absichtlich verarmen lassen, und Hungersnoth, Typhus und Cholera hatten später das Ihrige gethan, so daß die Stadt zuletzt nicht mehr als 3000 Einwohner zählte, drei Viertel der Häuser in Ruinen lagen und der Rest in Schmutz und Mist versank.

Das europäische Element, welches seit der französischen Besitznahme sich in der Stadt niedergelassen hat, hat diesen Zustand bereits verändert und wird ihn ohne Zweifel in Bälde noch mehr verändern. Nicht nur sind neue Einwohner, besonders Algerier, zugezogen, haben der Stadt neues Leben, das man dort fast nicht mehr fand, verliehen, sondern es werden auf früher wüsten Stellen Neubauten errichtet, und schon mischen sich zwischen die weißen Terrassen der arabischen Häuser einzelne rothe Dächer. Die Lage von Kef ist aber auch in der That für den Handelsverkehr eine ausnahmsweise günstige.

Für Archäologen ist in der Stadt eine reiche Ernte zu machen; denn sie ist fast ganz aus antiken Steinen erbaut, und einzelne Häuser sind thatsächlich nichts Anderes, als ganz umgearbeitete römische oder byzantinische Gebäude. Die punische Stadt lag ganz auf dem Gipfel des Berges, höher noch als die heutige Kasbah; aber man hat nicht viele Reste von ihr gefunden, namentlich einige Stelen ohne Inschriften, welche wahrscheinlich die Stätte des Venustempels bezeichnen. Dafür spricht nicht nur die Gewohnheit der punischen Städte, den Tempel ihrer Schutzgottheit auf dem höchsten Punkte anzulegen, sondern auch der Umstand, daß die Araber in der kleinen Moschee, welche sich jetzt dort erhebt, bei einem Gelübde Tauben darbringen. Dieser Vogel war aber bekanntlich der Venus heilig und gehört zu den Attributen der Tanit, der punischen Liebesgöttin; man hat also in jener arabischen Sitte eine Ueberlieferung aus alter Zeit. An derselben Stelle ist auch ein Votivbild in Basrelief, in punischem Stile, aber aus römischer Zeit gefunden worden; es stellt in einer halbrunden Nische eine stehende Person dar, gekleidet in eine Stola, über derselben eine um die linke Schulter gelegte lange, mit Ornamenten gestickte Binde, in der Rechten eine Weintraube, in der Linken wiederum eine Taube. Das Bild ist unzweifelhaft ein der Göttin dargebrachtes Weihgeschenk.

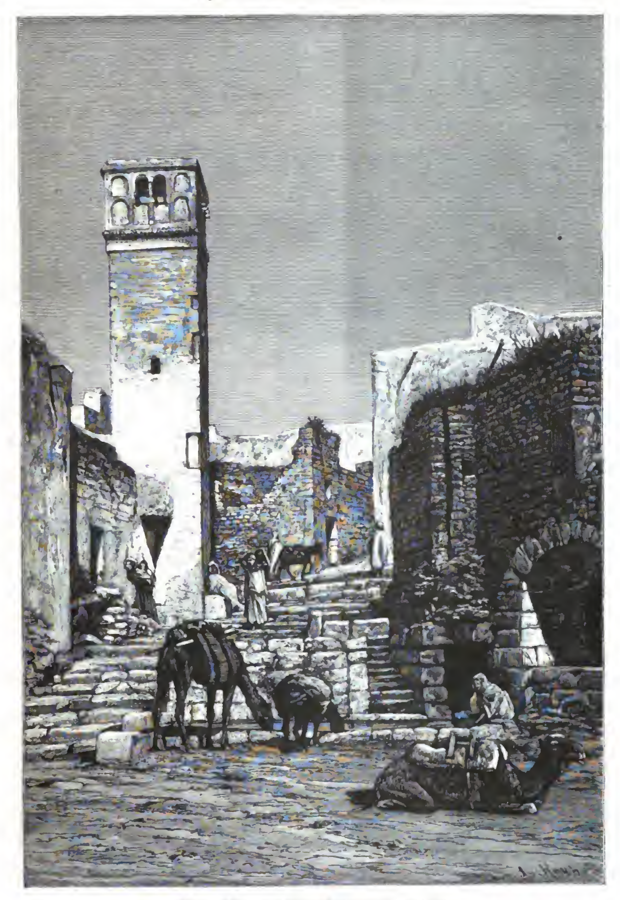


Antikes Votivbild in Kef.
(Zeichnung von H. Saladin nach dem Originale.)

Um so reichlichere Reste hat die römische Epoche hinterlassen, von den zahlreichen Inschriften ganz zu schweigen. Da sind zuerst zwölf neben einander liegende Cisternen, welche vielleicht noch in die punische Zeit zurückreichen. Jede derselben ist 28 Meter lang und 6 Meter breit und steht mit der nächsten durch eine ziemlich niedrige Oeffnung in der Quermauer in Verbindung; oben haben sie runde Lichtlöcher, durch welche das Wasser geschöpft wurde, und an der Südseite viereckige, durch welche das Wasser zufloß. Sie gehören zu den schönsten Beispielen bedeckter Cisternen, welche die Reisenden in Tunesien gefunden haben, und an Größe stehen sie nur den berühmten Cisternen von Carthago nach, welche, von den Maßen abgesehen, ungefähr nach demselben Modelle erbaut sind. Außerdem besaß die Stadt noch für die Wasserversorgung eine prächtige Quelle, welche, an ihrem Ursprunge gefaßt und kanalisirt, sich zunächst in ein großes Becken ergießt, um von da sich über die Stadt und in die Gärten zu verbreiten. Die auf ihre schöne Quelle stolzen Einwohner erzählen Wunderdinge von derselben; so soll einem Autor zufolge ein ganz bewaffneter Reiter in dem Zuleitungskanale mit Leichtigkeit sich bewegen können, ohne mit der Spitze seiner Lanze die Decke zu berühren. Das ist gewaltig übertrieben, denn ein Mann kann dort wohl passiren, aber nicht ohne sich oft zu bücken. Aber an solchen Uebertreibungen hat die orientalische Phantasie einmal Gefallen.

Als Cagnat und Saladin diese Quelle zum ersten Male sahen, war sie in einem Zustande fast vollständiger Vernachlässigung. Die Frauen wuschen darin, die Heerden und Lastthiere wurden dort getränkt, und das mehr oder weniger verunreinigte Wasser wurde dann in der Stadt getrunken; Abends herrschte um das Becken oft ein wahres Durcheinander von Menschen und Thieren, die sich stießen und drängten, um zuerst an das ersehnte Wasser zu gelangen. Nach der französischen Besetzung wurde der Kanal gereinigt und unterhalb des großen Beckens zwei kleinere angelegt, welche durch Leitungen aus jenem gefüllt werden, und von denen das eine zum Trinken, das andere zum Waschen dient. Auf diese Weise enthält das Hauptbecken jetzt nur noch trinkbares Wasser.

Das antike Amphitheater lag westlich von der Stadt, dem Thore Bab-Scherfin gegenüber; es wurde damals gerade von dem Schutte befreit, aber es stellte sich heraus, daß es fast völlig zerstört ist und nur das Podium sich erhalten hat. Uebrigens fällt es, wie dasjenige von Makter, durch seine Kleinheit auf. Bedeutender war dagegen das Theater, welches auf der entgegengesetzten Seite der Stadt außerhalb der heutigen Mauern liegt. Bei einigen Nachgrabungen, welche M. Roy veranstaltet hat, aber nicht zu Ende führen konnte, hat er einen Theil der vorderen Säulenhalle gefunden; Säulen und Kapitäle gehörten der ionischen Ordnung an. Schließlich liegt im Inneren der heutigen Stadt ein antikes Gebäude, das einst als Warmbad gedient zu haben scheint; es ist zum Theil von arabischen Häusern überbaut, so daß sich einer näheren Untersuchung große Hindernisse in den Weg stellen. Im Kellergeschosse dieses Bauwerkes befinden sich vier gewölbte Säle und zahlreiche Gänge; das Wasser wurde durch einen kleinen Aquäduct, der bei dem Theater vorbeiging, zugeleitet. Neben diesen Thermen hat M. Roy gleichfalls kürzlich Ausgrabungen vorgenommen und dabei zwei männliche und eine weibliche Statue von mehr als Lebensgröße gefunden. Letztere bestand aus mehreren Stücken, und die nackten Theile waren aus schönerem Marmor als die Gewänder gearbeitet, eine Sitte, welche der Zeit der Antonine angehört. Dies und außerdem ein neben dem Römerbrunnen gelegener Porticus und ein sechseckiges Bauwerk, Dar el-Dschir genannt, sind die Reste, welche in Kef aus der eigentlichen Römerzeit sich erhalten haben. Die alte Stadt bedeckte aber nicht nur denselben Raum wie die heutige, sondern noch einen Theil der südlichen Abhänge des Berges, welcher jetzt schöne Gärten trägt, in denen zuweilen antike Bruchstücke gefunden werden.



Platz und Brunnen in Kef. (Nach einer Photographie.)

Die christliche Zeit ist durch zwei Kirchen vertreten. Die eine, sehr gut erhaltene, welche seit langer Zeit in Wohnhäuser verwandelt worden war, heißt heute Dar el-Kus. Die 5 m breite, 14 m lange innere Vorhalle (Narthex) bildet für jene Häuser eine Art Entrée. Das 12 m lange, 6 m breite Schiff dient heute als Hof, und die Apsis als Viehstall; letztere war beim Einmarsche der Franzosen mehr als zur Hälfte mit Mist gefüllt, welchen der kommandirende General hinausschaffen ließ. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß ihre fünf halbrunden Nischen oben nicht in einem Kugelgewölbe endigen, sondern sich zu einer von Hohlrippen getragenen Kuppel verlängern. Die zu beiden Seiten der Nischen angebrachten, wahrscheinlich marmornen Säulen sind verschwunden, dagegen hat sich über einer Seitenthür der Basilica ein Thürsturz erhalten, auf welchem zwischen einem Oel- und einem Granatenzweige eine Krone zu sehen ist.

Eine zweite Kirche liegt in dem höheren Theile der



Moschee und Zauja des Sidi bu Maktuf in Kef. (Nach einer Skizze H. Saladin's.)

Stadt außerhalb der Mauern; sie wird jetzt Kasr el-Ghul (Schloß des Vampyr oder Nachtgespenstes) genannt. Sie ist nach dem Plane der gewöhnlichen Basiliken gebaut und schließt mit einer halbrunden Apsis ab. Vier Jahre zuvor hatte ein Feldprediger sie reinigen lassen, um sie auszubessern und dann Gottesdienst darin zu halten; in der That fand er eine kleine Krypta und wandelte dieselbe zu einer Kapelle um. Diese Kirche ist wahrscheinlich späteren Ursprungs als die erste, denn sie ist aus Steinen erbaut, die von einem antiken Begräbnißplatze herrühren. Von hier holten die Juden Kefs bis in die jüngste Zeit die Steine für ihre Gräber, da ihr Begräbnißplatz in der Nähe des Kasr el-Ghul liegt. Derselbe ist denn auch über und über mit römischen Grabaltären und Vasen bedeckt, deren alte Inschriften von den Juden mit Kalk überstrichen sind und bei einigem Kratzen sofort zum Vorschein kommen; die modernen hebräischen Inschriften sind regelmäßig auf einer der Seitenflächen angebracht.

Die modernen Gebäude der Stadt Kef sind fast ebenso zerfallen, wie die antiken, bieten aber sehr viel weniger Interesse mit Ausnahme der entzückenden Moschee des Sidi bu-Makluf, deren Abbildung wir geben. Vielleicht bieten die Moscheen und Zaujas anziehende Einzelheiten, und ein Orientalist könnte in ihnen vielleicht merkwürdige Funde machen, denn Kef ist in religiöser Hinsicht eine wichtige Stadt und wegen der dort vertretenen Sekten und geheimen Gesellschaften ein Hauptsitz des Islam in Tunesien. Unsere Reisenden jedoch konnten den religiösen Gebäuden der Mohammedaner keinen Besuch abstatten.

Der Dar el-Bey, die Residenz des Gouverneurs und Absteigehaus für Fremde, war bei der Einnahme der Stadt durch die französischen Truppen in einem unbeschreiblichen Zustande des Verfalls. Der drinnen und draußen aufgehäufte Unrath reichte an manchen Stellen bis zum ersten Stockwerke, während große Steine, die aus den Mauern oder vom Dache herabgefallen waren, den inneren Hof erfüllten. Umsonst hatten die Araber große Fatmahände auf die Mauern gemalt, um den bösen Blick abzuwenden, das fast unbewohnte Haus fiel jeden Tag mehr in Trümmer.

Im Dar el-Bey haben M. Roy und einige Freunde des Alterthums aus dem Officierstande ein Museum eingerichtet, wie es in Tunesien sonst nicht weiter existirt, und sie fanden bei den Soldaten und selbst bei den Einheimischen so viel Unterstützung darin, daß in wenigen Wochen die Treppe und einige Säle sich mit Statuen, Torsen, Stelen, Inschriften, Architekturstücken, Lampen, Phiolen u. s. w. füllten, welche punische und römische Kunst und Lebensweise in lokaler Begrenzung vor Augen führten. Da inzwischen



Kasbah von Kef. (Nach einer Photographie.)

die Garnison abgezogen ist und M. Roy vielleicht bald versetzt wird, so hat man beschlossen, die werthvolle Sammlung nach Tunis überzuführen, um sie vor dem Schicksale ähnlicher Museen in Algerien, z. B. desjenigen von Philippeville, zu schützen, welche nach dem Tode oder Wegzuge ihrer Gründer und Erhalter sehr bald der Vernachlässigung und der Zerstörung durch Bauunternehmer, die größten Feinde der Antiken, verfallen sind.

Die **Kasbah** von Kef gleicht den übrigen militärischen Bauten des Landes. Ihre hohen Mauern sind aus antiken Steinen erbaut und haben den Anschein großer Festigkeit, sind aber in Wirklichkeit ungeschickt aufgeführt, und der dazu verwendete Mörtel taugt nicht viel. Innen besteht sie aus einem centralen, von einzelnen Räumen umgebenen Hofe, eine Anordnung, wie sie derjenigen eines großen arabischen Hauses entspricht. Ueber diesen Räumen befindet sich eine durch eine breite Treppe zugängliche Plattform, auf welcher die früher erwähnten Kanonen standen. Der Zugang zum Inneren führt durch einen kleinen Vorhof und dann durch einen gewölbten Gang, der einen Winkel macht. Behufs Unterbringung der französischen Garnison sind dann an der Kasbah einige Veränderungen vorgenommen worden, und das zwischen arabischen Bauten so störende Ziegeldach hat auch hier seinen Einzug gehalten.

Viele von den erzählten Einzelheiten erfuhren die Reisenden aus dem Munde ihres Wirthes, des Hrn. Roy, dessen Haus ihnen lang entbehrte Genüsse bot. Abends nach dem Essen hielten sie sich auf der Terrasse auf und erfreuten sich an dem weiten Fernblick bis zu den algerischen Bergen im Westen und den Höhen, die sie zwischen Medeina

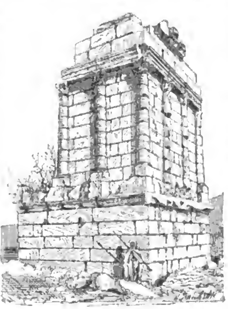


Hof eines jüdischen Hauses in Kef. (Zeichnung von E. Girardet nach der Natur.)

und Kef überschritten hatten, im Südosten; in der Ferne die riesige Tischform der Kalaa es-Senân und zu ihren Füßen die Stadt mit ihren schmutzig weißen Häusern und den mehr oder weniger verfallenen Terrassen. Auch in den sehr engen Nachbarhof, in welchem mehrere Jüdinnen ihren Arbeiten nachgingen, konnten sie hinabblicken. Jede derselben hatte ihre besondere Tracht und ebenso ihre besondere Arbeit: die Mutter, in dunkleren Kleidern, kauert vor einem kleinen irdenen Kohlenbecken, facht die Gluth mit einem Fächer aus Spartogras an und bereitet eine übel duftende Speise; ihre Schwiegertochter, eine schöne Frau in den zwanziger Jahren, ist in helle Stoffe gekleidet, überwacht die Zurüstungen zur Mahlzeit und ertheilt einem hoch aufgeschossenen Mädchen von etwa 15 Jahren, welches die groben Arbeiten zu verrichten hat, Befehle. Die Männer aber unterhielten sich in näselndem Tone von ihren Geschäften.

Ob Kef, wie Konstantine in Algerien, Hauptort einer Provinz werden oder eine Stadt zweiten Ranges bleiben wird, ist schwer zu sagen. Sehr hinderlich ist ihr der Umstand, daß sie nicht an der Eisenbahn liegt, welche Algerien und Tunesien verbindet, und der nächste Bahnhof (Suk el-Arba) nur auf einem schwierigen Bergwege zu erreichen ist. Einstweilen wird zwischen Kef und Tunis eine Hauptstraße erbaut oder richtiger, die alte Römerstraße wieder hergestellt, welche den einst so reichen, an ihr liegenden Orten vielleicht etwas von ihrer früheren Blüthe wieder verleiht.

Das nächste Ziel der Reisenden war Tunis; aber sie wollten es nicht auf dem nächsten Wege erreichen, sondern mit Umwegen, namentlich nach dem Lande der Khrumir, für welche sie trotz der zunehmenden Hitze noch eine Zeit von zwei bis drei Wochen aufzuwenden gedachten. Mit Rathschlägen und Empfehlungsschreiben von Hrn. Roy auf das Beste versehen, verließen sie Kef durch das Thor Schersin, überschritten 12 km nordwestlich der Stadt den stark angeschwollenen und darum nicht ungefährlichen Wed Melleg, erreichten 8 km weiterhin gegen Abend ein Mausoleum in Gestalt eines viereckigen Thurmes, Henschir Tuiref geheißen, und lagerten 2 km weiter in einem großen Duar des Stammes Wargha, an dessen Scheich sie empfohlen waren. Dieser zeigte ihnen am nächsten Morgen auf einem nahen, auf drei Seiten von tiefen Schluchten umgebenen Hügel eine ziemlich ausgedehnte Trümmerstätte, Henschir Gergur, deren antiker Name nach einer von ihnen gefundenen Inschrift Musculula lautete. Nach derselben wohnten dort zu Beginn der Kaiserzeit nur wenige Römer unter lauter Numidiern, wie denn auch die zahlreich erhaltenen Grabsteine viele punische und berberische Namen aufweisen und einige sogar in neupunischen Charakteren geschrieben sind. Der Ort ist nie von Bedeutung gewesen, doch haben sich daselbst einige Mausoleen mehr oder weniger gut erhalten; das erste hat die oft vorkommende Form eines kleinen Tempels, der auf einem viereckigen Unterbau sich erhebt, zeichnet sich aber durch sehr sorgfältige Bauart und zierliche korinthische Säulen aus. Ein zweites, das leider sehr zerstört ist, zeigt sechs gleiche Façaden, in jeder derselben eine Nische und an jeder Ecke eine Säule; nur eine Seite steht heute noch aufrecht. Ein drittes, im nördlichen Theile des Ruinenfeldes gelegenes Grabmal besteht nur aus einem viereckigen Thurme, welcher innen Nischen zur Aufnahme von Urnen hatte; die Grabschriften an der Außenseite sind noch erhalten. Diese Existenz von verhältnißmäßig bedeutenden Mausoleen in einem so bescheidenen Trümmerfelde beweist wiederum, wie diese kleinen afrikanischen Städte unter dem Kaiserreiche blühten, und wie verbreitet der Wohlstand im Lande war.


Mausoleum im Henschir Gergur. (Nach einer Photographie.)

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Einiges über Amok und Mataglap.

Von Emil Metzger.

II. (Schluß.)

Ehe wir weiter gehen, dürfte es nicht unzweckmäßig sein, aus den uns vorliegenden Mittheilungen über Amok, welche aus älterer Zeit stammen, eine kleine Auslese mitzutheilen. Hören wir zunächst Nicolo Conti (1430), der in seiner Beschreibung den Ausdruck Amok allerdings nicht gebraucht, dagegen die Sache selbst in folgenden Worten andeutet: Mord ist hier ein Spiel, und ihm folgt keine Strafe. Schuldner werden ihren Gläubigern als Sklaven überantwortet und manche derselben, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, stürmen dann mit gezückter Waffe einher und stoßen alle diejenigen, denen sie begegnen und die ihnen nicht gewachsen sind, nieder, bis ihnen selbst der Tod von der Hand eines Mannes zu Theil wird, der die Kraft besitzt, sie niederzufällen. Der letztere wird dann von den Gläubigern wegen der verlorenen Schuld vor Gericht gezogen.

Auch Barbosa macht eine recht bezeichnende Mittheilung. Er sagt nämlich: Es giebt einige unter ihnen (den Javanen), welche, wenn sie von einer schweren Krankheit ergriffen werden, Gott geloben, daß, wenn sie von dieser Krankheit genesen, sie aus eigener Bewegung zum Dienste Gottes einen anderen, ehrenvolleren Tod aufsuchen wollen, und sobald sie sich wieder wohl fühlen, nehmen sie einen Dolch in die Hand und gehen in die Straße hinaus und tödten so viel Menschen, als sie antreffen, sowohl Männer als Frauen

und Kinder, und zwar in der Weise, daß sie wie tolle Hunde einherlaufen und morden, bis sie selbst getödtet werden. Solche Menschen werden Amuco genannt. Sobald man sieht, daß solche Leute ihre Arbeit anfangen, schreit man „Amuco, Amuco“, damit die anderen sich in Acht nehmen, und man tödtet sie mit Dolch- und Speerstößen (1516). Dieser Satz scheint beiläufig gesagt anzudeuten, daß das Wort Amok (Amuco) in den Malayen-Ländern gebraucht wurde, ehe die Portugiesen dorthin kamen. Doch bestehen auch wieder Gründe, welche darauf hinzuweisen scheinen, daß das Wort indischen Ursprungs ist, und sicher ist die Sache selbst in Indien wenigstens ebenso lange bekannt als im Malayischen Archipel. Tod führt in seinen Anals and Antiquities of Rajasthan einige interessante Begebenheiten an, die wir hier auszugsweise wiedergeben. Einmal erzählt er, daß der älteste Sohn des Radscha von Marwār am Hofe von Schah Dschahān Amok machte, und daß es ihm allerdings nicht glückte, den Kaiser zu treffen, aber daß er fünf hervorragende Hofleute tödtete, ehe er selbst fiel. Weiter führt er an, daß im vorigen Jahrhundert Bidschai Singh, auch von Marwar, gegen den Talpura, Prinzen von Hyderabad, Bidschar Chān, bitteren Haß hegte, weil er Boten zu dem Radschput geschickt hatte, um Tribut und eine Braut zu verlangen. Ein Mann der Bhatti und ein Mann der Tschondawat boten ihre Dienste an, um diese Schmach zu rächen, und begaben sich als Gesandte nach Sind. Während Bidschar Chān ihre Beglaubigungsbriefe las, murmelte er: „Kein Wort von der Braut!“ Da begrub der Chondawat seinen Dolch in seinem Herzen, indem er ausrief: „Nimm dies für die Braut!“ und der Bhatti, der einen zweiten Stoß gegen ihn führte, fügte hinzu: „Und dies für den Tribut.“ Dann ließen die beiden ihre Dolche rechts und links spielen und 26 Personen fielen als Opfer, ehe die Gesandten in Stücke gehackt waren.

Wie es scheint, hat man den Ursprung des malayischen Ausdrucks in Malabar zu suchen, wenigstens kommt im Malayalam[1]) das Wort: Amar-Kkan (Krieger) vor, welches von Amar (Gefecht, Krieg) abgeleitet ist. Dieses Wort findet nun bei der Schilderung einer eigenthümlichen Gewohnheit in Malabar eine bemerkenswerthe Verwendung. Wenn der Zamorin (der Titel des Hindu-Herrschers von Calicut und Umgebung) 12 Jahre lang geherrscht hatte, wurde in Tirunārāi eine große Versammlung gehalten, in welcher der Fürst, von seinen Bewaffneten umgeben, seinen Sitz einnahm. Jeder hatte dann das Recht, ihn anzugreifen, und derjenige Angreifer, welchem es glückte, den Zamorin zu tödten, nahm den erledigten Thron in Besitz. Dies kam öfter vor. Im Jahre 1600 wurden 30 solcher Angreifer getödtet. Diese Angreifer hießen Amar-Kkar (Plural von Amar-Kkan).

Man wird wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß diese Leute wirklich Amok machten, und weiter unten werden wir noch Einiges anführen, was darauf hinzuweisen scheint, daß der Ursprung sowohl des Namens als der Sache selbst auf dem indischen Festlande zu suchen ist.

Dem scheint allerdings die Thatsache im Wege zu stehen, daß Amuco und Amuchi der europäischen Berichterstatter dem Amar-Kkan nicht sehr ähnlich sind, während sie mit dem malayischen Amok so gut übereinstimmen.

Wir beabsichtigen nicht, auf die verschiedenen Ableitungsversuche weiter einzugehen, möchten aber doch noch bemerken, daß de Gubernatis die Möglichkeit angedeutet hat, daß Amouchi von dem Sanskritwort Amokshya („was nicht verloren werden kann“) abgeleitet sei. Es wäre dies gewiß — wie sich zum Theil auch noch aus dem Folgenden ergeben wird — eine sehr gute Erklärung, da sowohl in Malabar als im Archipel dem Betragen der Personen, welche Amok machen, der Gedanke untergelegt zu werden scheint, daß sie durch ein Gelübde gebunden sind; die Schwierigkeit liegt nur darin, daß Amokshya, wenigstens in diesem Sinne, dem Malayalam fremd ist. Der Versuch, Amuck, Amok vom arabischen Ahmak abzuleiten, dürfte wohl schon aus geschichtlichen Gründen keinen Beifall finden.

Auch das gemeinschaftliche Amoklaufen Mehrerer wird erwähnt; so erzählt Correa, daß in dem Kriege zwischen Calicut und Cochin (1503) zwei dem letzteren Lande entstammende Fürsten und mit ihnen eine große Zahl ihrer Getreuen getödtet wurden. Aber Einzelne, so fährt der Bericht fort, blieben übrig, welche nicht getödtet waren, und diese fühlten Scham darüber, daß sie nicht, ihre Herren rächend, den Tod gefunden hatten. Sie waren mehr als 200 an der Zahl, die nun alle ihrer Sitte gemäß sich das Haupt schoren, ja sogar die Augenbrauen; dann umarmten sie einander und ihre Freunde und Verwandten, wie Leute, die in den Tod zu gehen entschlossen sind. In einem solchen Falle sind sie wie wahnsinnig — bekannt als Amucos — und rechnen sich schon unter die Todten. Diese Leute zerstreuten sich, suchten die Leute von Calicut auf, wo sie dieselben nur finden konnten, warfen sich furchtlos zwischen sie und verbreiteten Wunden und Tod um sich her, bis sie selbst getödtet wurden. Und etwa 20 von ihnen, welche größere Ehre erreichen wollten, wünschten durch ihren Tod ein höheres Ziel zu erkaufen; sie trennten sich von einander und fanden einzeln ihren Weg nach Calicut, entschlossen, den König zu tödten. Aber als es bekannt wurde, daß sie Amucos waren, gerieth die Stadt in Unruhe und der König schickte seine Diener aus, um sie niederzumachen, wie sie andere niedermachten. Sie aber als verzweifelte Männer kämpften wie Besessene, ehe sie niedergemacht wurden und tödteten viele Menschen mit Frauen und Kindern. Fünf von ihnen begaben sich in einen Wald in der Nähe der Stadt, den sie nachher lange Zeit hindurch unsicher machten, indem sie Räubereien begingen und allerlei Unheil anrichteten, bis sie alle getödtet wurden.

Der Gewohnheit, sich zu dem Amok vorzubereiten, begegnet man mehrfach. So erzählt de Barros in seinem Berichte über die Einnahme der Insel Beth (bei Kathiāwar) Folgendes: Aber die Einwohner von Guzarat fürchteten Sultan Badur so sehr, daß sie den Bedingungen nicht zustimmen wollten. Und so, wie Menschen, die zum Tode entschlossen sind, schoren sie in derselben Nacht ihren Kopf (dies ist eine abergläubische Gewohnheit, welche in Indien die Menschen, welche das Leben verachten, üben, man nennt solche Menschen Amucos), begaben sich in die Moschee und weihten ihre Leiber dem Tode, und um zu zeigen, daß es Ernst sei mit diesem Gelübde, ließ der Anführer ein großes Feuer anzünden und schleuderte seine Frau und einen kleinen Sohn, den er besaß, und sein Hausgeräth und seine Schätze in dasselbe, damit nichts davon dem Feinde in die Hände fiele. Andere thaten das Gleiche und dann warfen sie sich auf die Portugiesen.

Man findet sogar verschiedene Angaben, wonach ganze Truppenabtheilungen aus solchen Amucos bestanden. So heißt es z. B. bei Pinto: der König selbst griff, von 5000 Amucos begleitet, wüthend an.

Namentlich von Cochin finden wir solches bei verschiedenen Geschichtsschreibern berichtet. So heißt es beispielsweise: Der König von Cochin hat eine ganze Anzahl Edelleute, die er Amocchi nennt, und manche werden Nairi genannt; beide achten ihr Leben für nichts, so daß dasselbe zur Ehre

[1]) Eine der entwickelten dravidischen Sprachen, dem Tamil sehr nahe stehend; der Ausdruck bedeutet eigentlich „Berggegend“.

ihres Königs geopfert werden muß. Und bei einem späteren Geschichtsschreiber (1588): Ihre Streitmacht (die von Cochin) besteht aus einer Gattung Soldaten, welche man Amocchi nennt. Sie haben die Verpflichtung zu sterben, wenn es dem König gefällt, und alle Soldaten, welche in einem Kriege den König oder den Anführer verlieren, haben die Pflicht, ihr Leben für ihn zu opfern. Hiervon macht der König in dringenden Fällen Gebrauch, indem er seine Leute aussendet, um fechtend zu sterben.

So könnten wir noch viele Beispiele aus älterer Zeit anführen, welche beinahe alle von Amok als von etwas Vorbedachtem sprechen und häufig die Vereinigung Vieler zu solchem Zweck berichten. Soviel uns bekannt, war es der neueren Zeit vorbehalten, die Wahrscheinlichkeit einer psychischen Störung bei denjenigen, welche Amok machen, anzunehmen. Dr. Oxley zu Singapore behauptete, daß in den meisten Fällen von Amok Geistesstörung zu Grunde liege, ohne sich ganz deutlich darüber auszusprechen, ob er mehr eine vorübergehende psychische Störung oder den plötzlichen akuten Zustand nach längerer oder kürzerer chronischer Krankheit im Auge hat. Dr. Vogler hat diese Ansicht bestritten; er begründet dies zunächst durch die Mittheilung, daß der Eingeborene den Ausbruch in den meisten Fällen nicht für eine Folge von Wahnsinn zu halten scheine. Das thut nun allerdings der Eingeborene jedenfalls nie, denn er beweist dem Verrückten Ehrfurcht und scheut ihn, den Amokmacher aber sucht er in jeder Weise unschädlich zu machen.

Hiermit ist jedoch von unserem Standpunkte aus wenig gewonnen, da eben der Eingeborene eine andere pathologische Eintheilung hat als der Europäer. Der allgemeine Begriff „Geistesstörung" ist ihm fremd, er kennt nur gewisse Formen, die er nach ihren äußeren Erscheinungen rubricirt hat, die darum aber noch nicht mit entsprechenden, von Europäern angenommenen Rubriken sich decken. Wenn wir daher diesen Beweis überhaupt nicht gelten lassen können, so finden wir doch die weiteren Ausführungen des Dr. Vogler so interessant, daß wir dieselben hier ziemlich vollständig wiedergeben. Zunächst weist er den Gedanken, daß man es mit einer besonderen, der malayischen Rasse eigenthümlichen Geistesstörung zu thun habe, zurück; er legt dagegen den Schwerpunkt auf Beantwortung der Frage, wie es kommt, daß solche Fälle, von verschiedenen auch in anderen Gegenden beobachteten Geistesstörungen im Malayischen Archipel verhältnißmäßig oft vorkommen. Der Gedankengang ist hierbei folgender: Die geistigen Fähigkeiten der verschiedenen Rassen sind ursprünglich dieselben, sie zeigen nur einen Unterschied in ihrer Entwickelung. Dagegen hat die Richtung, welche die geistigen Fähigkeiten durch Erziehung und Einfluß der Umgebung erhalten, einen beinahe immer bleibenden Einfluß auf des Menschen Thun und Lassen. Man darf daher wohl annehmen, daß die krankhaften Veränderungen des Geistes, insofern sie unter die allgemeinen Ausdrücke von Melancholie, Manie und Amentia fallen, bei allen Völkern die gleichen sind, daß aber ihre Aeußerungen je nach Individuum und Volk, welchem dasselbe angehört, nach den Ansichten beider, insofern sie einen eigenthümlichen Charakter bedingen, nach Verhältniß, wie sich die gesellschaftlichen Einrichtungen und die auf dieselben begründeten Sitten gestaltet haben, nur mit denen anderer Völker Unterschiede aufweisen, andere und zwar sehr von einander abweichende sein werden.

Die Geschichte lehrt, und dies stimmt mit dem eben Gesagten überein, daß die intellektuelle Richtung einer gewissen Periode immer einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die vorkommenden Geistesstörungen hat. In Zeiten, wo ganze Völker zum Schwerte griffen, um ihre religiösen Streitfragen auszutragen, nahmen auch religiöse Schwärmerei und religiöser Wahnsinn zu, in Zeiten der Noth und des Elendes mehrten sich die Fälle von Hypochondrie und Melancholie.

Auf Grund des Gesagten dürfte man vielleicht annehmen, daß Menschen, die gewohnt sind, ihr Leben täglich gegen wilde Thiere zu vertheidigen, bei denen Blutrache zum Theil noch vor Kurzem bestand, zum Theil jetzt noch eine Pflicht ist, die immer eine Waffe tragen, weniger aus Gewohnheit, als weil die bittere Nothwendigkeit diese Gewohnheit ins Leben rief, daß solche Menschen, sobald ihr Seelenzustand von dem normalen abweicht oder bei ausgesprochener Geistesstörung auch Hallucinationen haben, die mit ihrem täglichen Denken und Treiben in Verbindung stehen, und daß sie sich leichter einbilden, äußere Gefahr zu sehen, gegen welche sie sich schützen zu müssen glauben. Der Zusammenhang solcher Hallucinationen mit den in gesunden Tagen empfangenen Eindrücken ist deutlich und demnach ist der Grad der Geistesstörung ein geringerer als in denjenigen Fällen, wo die Grundlage des Wahnes in Vorstellungen beruht, die dem Kranken ganz fremd sind. In Europa sind solche Hallucinationen ein Beweis einer vollkommenen Alienation des Geistes, in Indien zeigen sie eher, daß der Geist noch einige Eindrücke und Erinnerungen aus dem täglichen Leben behalten hat.

Wenn in Europa ein Geistlicher anhaltend in Gefahr zu sein glaubt, von Geistern und Teufeln angegriffen zu werden, so wird der Eingeborene von Insulinde viel eher einen Tiger, einen Mörder, einen Dieb erblicken und er thut, was er in gesunden Tagen gethan haben würde, er vertheidigt sich; scheint ihm in Folge einer Illusion ein Mensch ein Tiger zu sein, so wird er seine Waffe gegen ihn wenden.

Für eine derartige Erklärung beansprucht Dr. Vogler namentlich in den Fällen Geltung, wo Mordversuche als Folge von Fieber, von Traumzuständen, von bereits bestehender ausgesprochener oder noch verborgener Geistesstörung, wozu man auch anhaltende Hallucinationen oder Illusionen rechnen kann, gemacht werden, oder aber eine Folge von Krankheitszuständen sind, welche direkt auf die geistigen Fähigkeiten wirken, selbst Wahnsinn hervorzurufen vermögen. Auch in den Fällen, wo bei sonst gesunden Personen plötzlich ohne Grund Mordlust auftritt (furor transitorius), könnte man diese Erklärung anwenden, jedoch mit weniger Grund, da dieser Zustand immerhin noch manches Dunkle bietet; das Vorkommen eines solchen Zustandes überhaupt berechtigt aber durchaus noch nicht zu der Annahme, daß die Mehrzahl der Fälle von Amok auf denselben zurückgeführt werden dürfen. Meistens kommt dieser Zustand bei nervösen Personen vor oder er ist von einem Körperleiden, gewöhnlich des Sexualsystems, begleitet und er dauert gewöhnlich einige Tage mit allmählicher Steigerung und Abnahme. Es giebt dagegen eine andere Reihe von Seelenzuständen, die vielleicht in den meisten Fällen das „Amok" leichter erklären, es sind die Affekte. Einerseits muß eingeräumt werden, daß Leute, welche einfach und gleichmäßig leben, weniger für Geistesstörungen disponirt sind; dagegen ist es auch sicher, daß eine geringere geistige Entwickelung den Menschen weniger befähigt, seine Leidenschaften zu beherrschen und seinen Geist Eindrücken zu entziehen, welche sich demselben unaufhörlich aufdrängen. Wie bei körperlichen Uebungen der Beweis der größten Entwickelung darin gefunden wird, daß alle, auch die schnellsten und kräftigsten Bewegungen vom Willen vollkommen beherrscht werden, wie wir den Ballettänzer am meisten bewundern, der mitten in den schnellsten und lebhaftesten Bewegungen plötzlich still steht und das Bild der größten Ruhe zu sein scheint, so besteht auch die größte Kraft der Seele darin,

daß alle Bewegungen, sei es, daß sie in uns entstehen, sei es, daß sie durch äußeren Einfluß angeregt werden, stets unter der Herrschaft des Willens bleiben, d. h. daß sie willkürlich erzeugt und unterdrückt werden können.

Eine solche Selbstbeherrschung ist nur durch einen starken und gleichzeitig wohlgeübten Geist zu erreichen. Bei dem geistig Schwachen wird ein Gedanke, der in seiner Seele im Vordergrunde steht, alle anderen zurückdrängen und, selbst wenn er den Versuch macht, seine Aufmerksamkeit mit Gewalt auf etwas Anderes zu richten, wird doch der übermächtige Gedanke stets zurückkehren und seine Färbung, um uns dieses Ausdruckes zu bedienen, allen anderen damit in Verbindung stehenden Gedanken unaufhörlich mittheilen. Wenn nun irgend ein Gedanke das Gefühl der Lust oder der Unlust hervorruft, oder mit anderen Worten angenehm oder unangenehm ist, ruft es eine gewisse Wirkung hervor, die, sobald sie ein gewisses Maß überschreitet, Affekt genannt wird. Derselbe ist um so stärker, je stärker caeteris paribus der Eindruck ist. Ebenso wie Körperschmerz lebhafter empfunden wird, wenn man die Aufmerksamkeit auf denselben richtet, ebenso wird auch durch andauerndes Grübeln über einen unangenehmen Eindruck die Unlust und damit der Affekt gesteigert werden. Ebenso wie die leiseste Berührung einer schmerzhaften Körperstelle Schmerz verursacht, so genügt auch schon bei bereits vorhandener unangenehmer Stimmung eine Kleinigkeit, um das Unbehagen bis zum Höhepunkt zu steigern und den Affekt hervorzurufen.

Werden diese Naturgesetze, für deren Richtigkeit das tägliche Leben uns Beispiele genug liefert, auf die geistigen Eigenschaften eines Eingeborenen angewendet, so ergiebt sich Folgendes. Derselbe ist von früher Jugend an gewohnt, seiner Neigung zu folgen, und er übt sich also wenig in der Kunst, seine Leidenschaft zu beherrschen. Berücksichtigt man dabei, daß seine Rachsucht, die außerdem einem Charakter mehr oder weniger eigenthümlich ist, durch tausend Umstände erweckt wird — die Ursache, weshalb ein Eingeborener malu wird (sich schämt), ist für uns häufig ebenso unbegreiflich, wie für ihn manche europäische Ansichten über Ehre und Galanterie — so wird man leicht einsehen, daß ein Eingeborener der unteren Stände unter gewissen Umständen sich plötzlich seinen Leidenschaften überläßt und das ihm überhaupt ziemlich unbekannte Strafgesetz vergißt. Auch folgt die Handlung nicht gleich dem ersten Eindrucke, er bewahrt die Erinnerung an die Beleidigung in einem erbitterten Gemüth und das immerwährende Nachdenken über die ihm angethane Unbill oder das ihm zugestoßene Unglück steigert nach und nach seine Wuth, bis dieselbe durch zufällige Umstände zum Ausbruche kommt und seine Rache möglicher Weise eine Person trifft, die mit der Sache, welche seinen Zorn erregt hat, außer allem Zusammenhange steht.

Der den höheren Ständen angehörige Eingeborene lernt früh seine Gedanken zähmen, seine Zunge und Gebärden beherrschen; seiner Rache wird ganz im Stillen ein Opfer gebracht; die Geschichte aller Völker des Archipels liefert hierfür mehr als genügende Beweise; daher findet man bei ihm nur selten ein Beispiel von plötzlich entstehender Wuth. Eine derartige Selbstbeherrschung erlangt der den unteren Ständen angehörige Eingeborene nur in geringerem Maße, weil er weniger in der Lage ist, dieselbe auszubilden, und unter den indonesischen Völkerstämmen kommt kein einziger den Buginesen an Rachsucht und Stolz gleich, kein anderer Stamm ist so wie sie geneigt, die geringste Beleidigung mit seinem Stahle zu rächen.

Ob aber solche Fälle, in denen Jemand sich seiner Leidenschaft überläßt, oder in denen er sich durch langes Grübeln aufregt, wodurch die Leidenschaft noch genährt und vermehrt wird, ob solche Fälle als eine Art Geistesstörung betrachtet werden dürfen, wenn nicht deutlich nachgewiesen wird, daß psychische oder physische Zustände bestanden, welche dazu prädestinirten, ist sehr zu bezweifeln. Es würde gefährlich für den Staat sein, wenn Fälle von Affekt ohne genügenden Beweis für Sinnesstörung erklärt würden nur auf das Wort des Uebelthäters hin, daß er mata glap gewesen, oder auf die Vermuthung hin, daß ein Zustand des Wahnsinnes ohne prädisponirende Ursachen plötzlich eingetreten sei. Wenn das geschähe, würden die Zustände bald unhaltbar werden. Und wo sollte man die Grenze finden, wo die Zurechnungsfähigkeit anfängt? Selbstverständlich hat auch der Zustand von mata glap verschiedene Grade und man könnte vielleicht schließlich dazu kommen, für jedes Vergehen einen, wenn auch leichteren Grad derselben zur Entschuldigung annehmen zu wollen, für deren Bestehen es vielleicht nicht sehr schwer sein würde, den Beweis zu erbringen. Die Konsequenz würde schließlich die sein, daß der Gerichtsarzt, der ein solches System als Basis annimmt, sich genöthigt sehen würde, jede Handlung, die in einem anderen Seelenzustande als dem des größten Phlegmas begangen worden ist, als unter der Wirkung einer mehr oder weniger starken geistigen Störung stehend zu betrachten.

Wir haben die Ansicht Dr. Vogler's ohne jeglichen Einwurf wiedergegeben; im Allgemeinen kann man sich wohl mit seinen Ansichten und Folgerungen recht gut einverstanden erklären, namentlich wenn man berücksichtigt, daß er seine Worte vor bald 40 Jahren niedergeschrieben hat. Bemerkenswerth ist es aber, daß er hauptsächlich die Frage bespricht, ob der Affekt als eine Entschuldigung für die bei demselben begangene Handlung angenommen werden kann, nicht aber der Grad und die Art desselben. Unserer Ansicht nach liegt die Sache übrigens doch noch etwas anders, als er annimmt. Daß auch „Amok“ zuweilen in einem Anfalle von Geistesstörung gemacht wird, ist selbstverständlich; die große Mehrheit derselben Fälle aber hat nach unserer Ansicht mit einer solchen nichts zu thun und das Wort „Affekt“, so wie es Dr. Vogler gebraucht, scheint uns nicht an der richtigen Stelle zu sein. Wir vermögen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nichts weiter als eine vorbedachte Handlung zu sehen. Der Beleidigte will sich oder Andere rächen, um jeden Preis rächen, weiß aber sehr wohl, daß er dies nur auf Kosten des eigenen Lebens thun kann. Einmal von dieser Ueberzeugung durchdrungen, will er sich ein großartiges Todtenopfer bringen, er möchte die ganze Menschheit opfern, die es erlaubt hat, daß ihm Unrecht angethan ist, und als Held fallen. Gewiß ist durch die Gewohnheit des fortwährenden Waffentragens, namentlich aber durch den eigenthümlichen Charakter der Malayen derartigen Vorgängen Vorschub geleistet worden. Wie wir glauben, läßt sich nur durch eine derartige Annahme die Vereinigung Vieler zu gemeinschaftlichem Amok genügend erklären. (Daß übrigens auch Andere Unterschiede hinsichtlich des Amok machen, ergiebt sich aus folgender, Barkley [Five years in Bulgaria] entlehnten Stelle. „Zweimal während wir unseren Weg die steilen Hügel in Galata hinauf verfolgten, begegnete es uns, einen Türken Amok machen zu sehen. — Neunmal unter zehn ist diese Wuth erheuchelt, aber gewiß nicht immer, wie z. B. in dem Falle, wo ein Priester an Bord eines österreichischen Lloyddampfers im Schwarzen Meere Amok lief. Nachdem er einige Passagiere getödtet, andere verwundet hatte, wurde ihm endlich durch wiederholte Schüsse aus des Kapitäns Revolver Einhalt gethan.“) Daß ein solcher fest zum Tode entschlossener Mensch, der, ehe er fällt, noch möglichst viele Schlachtopfer zu tödten sich vorgenommen hat, sich in ganz normalem Zustande befindet, wagen wir nicht zu behaupten; sollte dies aber der Fall sein, so wird er durch das Blut, welches ihm

entgegenspritzt, durch das Gefühl, welches in seiner Hand das Eindringen des kalten Eisens in lebendes Fleisch hervorbringt, sehr bald aus diesem normalen Zustande herausgerissen und ein Opfer seiner Affekte werden und in einen Zustand gerathen, wo Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit ganz ausgeschlossen sind. Eine andere Frage, die natürlich nur durch einen erfahrenen Arzt zu beantworten wäre, dürfte die sein, ob nicht auch vorübergehenden Hallucinationen, die nach unserer Erfahrung ziemlich häufig bei Eingeborenen vorkommen, ein bedeutender Antheil hierbei zufällt. Namentlich in der Einsamkeit stellen sie sich zuweilen ein, ohne daß von irgend einer dauernden Störung die Rede wäre. Wie der Eingeborene dadurch unter Umständen zum rücksichtslosen Gebrauch seiner Waffe getrieben werden kann, erklärt sich leicht und ist oben schon angedeutet.

Das Chilinchili-Fest der Aymara.

Von Chr. Nusser.

Wer den Aeußerungen des intellectuellen Lebens der Aymararasse nachgehen will, benutzt hierzu am besten die zu verschiedenen Jahreszeiten stattfindenden Festlichkeiten. Die Aymaras geben sich da, wie sie sind, offen und jener Schale der Passivität entkleidet, die ihnen in Berührung mit der übrigen Welt zur zweiten Natur geworden ist. Hat der Indianer die Aufgabe verrichtet, welche ihm jeder Tag bringt, um die materiellen Bedürfnisse der Familie zu befriedigen, und welche in der Bestellung der Felder, im Transport der ihm unentbehrlichen Gegenstände, in der Aufsicht über die Llamas- und Schafheerden u. s. w. besteht, so sitzt er in einer Ecke seiner Hütte und kaut Coca. Von Natur schon wenig gesprächig, wird er durch den Gebrauch der Coca noch weniger mittheilsam. Er ist nicht faul; er arbeitet und verrichtet sein Tagewerk willig, allein wie der Europäer an eine Beschäftigung zu gehen, die noch sehr wohl aufgeschoben werden kann, mit einem Wort, seine Zeit auszunutzen, um einen größeren Verdienst zu erzielen, dafür hat er kein Verständniß, weil er eben nie den Wunsch hegt, seine Lage zu verbessern. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme; wir müssen deshalb beifügen, daß wir allerdings auch Indianer kennen gelernt haben, die sich vor ihren Stammesgenossen durch eine der Rasse beinahe gar nicht zu Theil gewordene Begabung mit commerciellem Genie hervorthaten und bei ihren Landsleuten für Indios ricos (wohlhabende Indianer) galten.

In seine Festlichkeiten mischt der Indianer gern Reminiscenzen. Das rauhe Idiom — Andere behaupten, es sei ein weiches — biegt sich selbst in Verse, welche indeß nicht selten spanische, aber durch die dem eigenen Idiom entnommenen Endungen taqui und ampi dem Aymara angepaßte Wörter enthalten. Dies geschieht da, wo Begriffe oder Gegenstände auszudrücken sind, welche von den Cyamiru entlehnt werden mußten.

Diese Poesie besteht übrigens aus nichts anderem, als aus Gelegenheitsversen, in deren Knüttelrhythmus das europäische Ohr sich gewöhnlich nicht zu finden vermag.

Von Dorf zu Dorf weichen die Festlichkeiten von einander ab; in ihren allgemeinen Zügen stimmen sie aber mit einander überein.

Sehen wir uns das altberühmte, früher mit einem wichtigen Jahrmarkt verknüpft gewesene Fest der indianischen Ortschaft Caquiaviri[1]) mit an, das drei Tage nach Aller Heiligen stattfindet und an reichhaltigem Programm auf der andinischen Hochebene seines Gleichen sucht.

In der Aymarasprache heißt man es Chilinchili, was etwa „Pantomime" besagen will, d. h. Bewegungen, Gesticulationen oder dergleichen. Um sich in der Choreographie auszubilden, braucht man bloß den Chilinchili mitzumachen, dessen Ceremonien, Formeln, Tänze und Gebräuche in der That seltsam genug sind.

Die Art und Weise, wie das zur Abhaltung des Chilinchili nöthige Geld zusammengebracht wird, vollzieht sich unter so absonderlichen Formalitäten, daß eine kurze Vorbemerkung über das Verhältniß des Indianers zur Kirche wohl am Platze ist.

Die Kirche der Parochie, in diesem Falle diejenige von Caquiaviri, wird nach alter Regel von den Indianern der Staatsländereien (indijenas comunarios) bedient, welchen zu zweien die etwas umständliche Besorgung der Altäre obliegt. Man nennt diese Indianer Mayordomos und da die Kirche vier Altäre enthält, so sind es also acht Mayordomos, die das ganze Jahr hindurch das Gotteshaus in Ordnung halten und zur Verfügung des Pfarrers stehen. Die Mayordomos wechseln nicht wie die anderen Bediensteten am 1. Januar, sondern am 6., am Tage der heiligen drei Könige. Trotz der Landabschätzung und dem Gesetz, das sie zu Eigenthümern der von ihnen bewohnten Staatsländereien machte, fahren die Indianer fort, freiwillig jene Dienste zu leisten, denn ihrer Denkweise nach steht es den Kindern und Kindeskindern an, das zu thun, was die Eltern und Voreltern gethan haben. Hierauf beruht noch die Gewohnheit der persönlichen Dienstleistungen und, wenn wir wollen, die Feier des Chilinchili.

Einen Monat vor dem Allerheiligenfeste versammeln sich die Kirchen-Mayordomos am Abend des Sonntags vom Rosenkranz, verlassen ungefähr um 10 Uhr die Ortschaft und gehen auf verschiedenen Wegen ins freie Feld hinaus. Jeder trägt eine kleine Glocke mit sich, mit der er von Zeit zu Zeit klingelt; in dunkeln Nächten versehen sie sich außerdem mit einer Papierlaterne. So wandern sie von Hütte zu Hütte, von Estancia zu Estancia; alle Indianer betrachten es als eine strenge Pflicht, jedem derselben fünf Centavos zu geben, wenn nicht in Geld, so doch in Wolle, Butter, Talg, quinoa, chuño oder was sie sonst besitzen, um sich dieser Abgabe, die für sie geheiligt ist, ja nicht zu entziehen.

Diese in der Dunkelheit der Nacht umherirrenden Schatten, die, nur vom Klingen des Glöckleins begleitet, leichten, unhörbaren Schrittes die Wege kreuzen, haben etwas düsteres, leichenhaftes; die tiefe Stille wird von nichts unterbrochen, denn sie lachen nie und sprechen bloß, wenn es nöthig ist. Wenn sie mit einem unbekannten Reisenden zusammentreffen, bleiben sie stehen, und gerade diese Unbeweglichkeit ist im Stande, ein unwillkürliches

[1]) Caquiaviri liegt in Bolivien, unweit südöstlich des Punktes, wo der Weg von La Paz nach der Küste den Desaguadero überschreitet.

Furchtgefühl zu erwecken, das uns von oben bis unten durchrieselt und durchkältet, und bei dem sich bäumenden Pferde die gleichen Empfindungen hervorzurufen scheint. Redet man sie an, so antworten sie: „Ich bin der lari" was „Seele" besagen will, d. h. daß das Allerheiligenfest nahe ist.

Die Indianer, die den lari vorstellen, sind geheiligt, unantastbar und flößen Scheu und Furcht ein, weil sie die Gedanken auf das Uebersinnliche, auf die Ewigkeit, lenken. Wenn sie bei einer Behausung ankommen, werden sie mit religiöser Ehrfurcht empfangen; durch die weitgeöffnete Thür führt man sie in einen Raum, wo ihnen zu Ehren vor einem Heiligenbilde — gewöhnlich ist es Santiago, der Schutzpatron der Indianer — ein Licht angezündet wird. Nachdem sie ein Gebet aufgesagt haben, nehmen sie die Beisteuer entgegen und ziehen dann weiter, bis mit der letzten Hütte des Sprengels der Rundgang beendigt ist.

Der lari hat das Recht, auf jeder Estancia und zu jeder Stunde Einlaß zu begehren. Wird irgendwo eine Hochzeit gefeiert, so verstummt alles bei seinem Erscheinen; alle beschleicht ein Gefühl der Scheu; der lari ist wichtiger als das Hochzeitsfest. Die Indianer, die ihm schon ihren Tribut entrichtet haben, sind darauf nicht wenig stolz; wenn sie sich am folgenden Morgen mit ihren Nachbaren treffen, brüsten sie sich: „Gestern Nacht ist der lari zu mir gekommen." — Dann sagt der Andere etwa: „Ich erwarte ihn jetzt auch und werde deshalb das Haus sauber aufräumen und meine Hunde anbinden, die zu viel bellen."

Wenn die Kinder ihn nennen hören, fürchten sie sich, und wenn sich die Mutter Ruhe verschaffen will, sagt sie: „Der lari kommt", worauf jene wie erschreckte Rehe den Athem anhalten und sich verstecken. Der Betrunkene, der sich zum Schlafen ins Feld gelegt hat, an welchem der Weg den lari vorbeiführt, wirft sich, wenn er aufwacht und ihn kommen sieht, auf die Kniee und murmelt ein Stoßgebet her; der von Schmerzen gequälte Kranke seufzt ihm zu: „Sage den Seelen, daß ich unsäglich leide"; ein armer Teufel ruft: „Bitte für mich, daß die Seelen mir vom lieben Gott viele Schafe, ein paar Ochsen und einen Esel verschaffen"; ein mit ihrem Manne unzufriedenes Weib schreit: „lari, bitte für mich, daß mein Mann gut und liebevoll werde"; und ein Mann von seinem Weibe: „Bring' es dahin, lari, daß mein Weib stirbt!" Ein Blinder wird ihn bitten, bei der Vorsehung ein Wort einzulegen, um wieder zum Augenlichte zu gelangen.

Wenn am folgenden Morgen das Wetter schön ist, wenn die Kuh ein kräftiges, schön gezeichnetes Kalb zur Welt gebracht hat, das Huhn mehr Eier ausbrütet oder das sanfte Blöken des neugeborenen Lammes zu hören ist, schreibt man dies alles dem Besuche des lari zu. Wenn im Gegentheil Jemand erkrankt, ein Schaf vom Kondor zerrissen wird, der Esel in ein verrätherisches Sumpfloch einsinkt oder ein Meerschweinchen in der rußigen Küche krepirt, so bildet man sich ein, den lari schlecht empfangen zu haben. So viel ist sicher, daß der lari eine stets gern gesehene Person ist.

Warum dieser Glaube, dieses Zugeständniß einer zeitweisen Uebernatürlichkeit? Weil die den lari vorstellenden Indianer während der Einsammlungstage nicht mit ihren Weibern zusammenleben, Ausschreitungen vermeiden und kaum die dürftigste Nahrung zu sich nehmen. An eine solche Uebernatürlichkeit zu glauben, dazu sind nur die Indianer im Stande, weil ihre Zustände vielfach noch an jene Epoche der Kindheit mahnen, in welcher man einen Manco Capac für ein göttliches Wesen hielt. Wenn es ausgesprochene Einfalt giebt, ist es diejenige des Indianers. Nichts ist leichter, als die Bande seiner Knechtschaft fester zu schnüren. Nicht umsonst hat er sich gegen die Uebernahme des Grundeigenthums gesträubt, weil er errieth, daß ihm dadurch neue Lasten und Steuern erwachsen würden. Er fühlt sich gequält und ist zum unversöhnlichen Feinde der weißen Rasse geworden. Man heißt ihn Eigenthümer, aber mit Eigenthum und alle dem hat er unter der Republik keinen Schritt vorwärts gethan; es scheint, als ob es keine Indianer gäbe, als ob sie für die Gesetzgebung nicht beständen.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder dem Chilinchili zu. — Wenn alle Estancias besucht, alle Weiler durchstreift und die Beiträge eingeheimst sind, kehren die Mayordomos in die Ortschaft zurück, um für das Allerheiligenfest die Vorbereitungen zu treffen. Die Einnahmen dienen zur Deckung aller Kosten; von ihnen gehen an den Pfarrer 12 Thaler für jede Messe, die er während der Dauer des Chilinchili zu lesen hat; sie decken auch die Auslagen, die für Speisen und Getränke zu machen sind.

Die Ceremonie nimmt am 3. November um 12 Uhr Mittags ihren Anfang. Das Volk strömt zur Wohnung des Mayordomos, der den geräumigsten Hof hat; in der Mitte sitzen die Weiber im Kreise herum, kauen Coca und trinken Chicha (aus gegohrenem Mais) aus Thonkrügen, welche in plumper Nachbildung die Form eines Ochsen zeigen, an dessen Hörnern kleine bunte Papierfähnchen befestigt sind; die Oeffnung befindet sich bei diesen Krügen auf dem Rücken. In einer Ecke des Hofes ist eine mit dem kümmerlichen Gesträuch der Hochlandsvegetation geschmückte Laube errichtet, in welcher der Corregidor, die Alcalden und Mestizenhonoratioren Platz nehmen, die alle der Ceremonie wegen ein kleines Cocastückchen um den Hals gehängt haben und ein Stückchen lejia (zusammengeknetete Pflanzenasche) in den Händen halten, das sie aber bald mit dem Chichabecher vertauschen. In der entgegengesetzten Ecke stehen die Musikanten, welche Rohrflöten, Violinen, Trommel und Triangel handhaben und bei den von ihnen gespielten, urwüchsigen, unseren Geschmack so eigenthümlich berührenden Melodien von burlesken Knüttelvers-Improvisationen begleitet werden, über die man lachen muß, ohne es zu wollen. Die Musikanten tragen auf ihren Hüten mächtige Brotkränze, in welchen Schmuckes halber von oben bis unten mit den Blüthen der Nessel bespickte Strohhalme stecken.

Der Chilinchili wird durch ein paar als alte Leutlein verkleidete Indianer eröffnet, die mit ihren urkomischen Sprüngen, Verdrehungen und Bewegungen des Kopfes, der Hände und des ganzen Körpers, mit ihren Späßen, Anreden und Einfällen die Heiterkeit der Zuschauer aufs Höchste steigern. Man sollte es nicht glauben, daß der sonst so apathische Indianer unter der Verkleidung bei gewissen Tänzen eine so hohe Komik zu entwickeln versteht. Oft setzt schon die Verkleidung oder die Art des zu ihr verwendeten Materials die Lachnerven in Erregung. Eine als Teufel verkleidete Gruppe Indianer jedes Alters, die von den Kupferbergwerken von Corocoro herkam, ergötzte uns einst durch ihre choreographischen Leistungen dermaßen, daß wir ihr durch viele Straßen nachzogen, um immer wieder bei den mit sichtlichem Ernst und Eifer ausgeführten Zappelsprüngen und Tanzbewegungen vor Lachen schier zu bersten. Es war ihrerseits vielleicht unfreiwillige Komik, aber kein Clown hätte es besser machen können. Allerdings: buena hambre no conoce mal pan = kräftiger Hunger weiß nichts von schlechtem Brot; wo das tägliche Leben überhaupt arm an Anregungen ist, bieten selbst Kleinigkeiten Stoff zur Unterhaltung. Im Allgemeinen neigen sich indeß die Indianertänze mehr dem Feierlichen, dem Melancholischen zu.

Beim Chilinchili jedoch herrscht eine das ganze Fest hindurch dauernde ausgelassene Heiterkeit, die in ihren

letzten Phasen, wo der Satire freier Lauf gelassen wird, nicht immer ganz harmlos ist, eine Heiterkeit bis zur Ermüdung; ein Lachkrampf, der die kupferbraunen Gesichter verzerrt und ihnen den sardonischen Ausdruck der Mumie giebt, die zwischen lächelnden Lippen die blendend weißen Zahnreihen zeigt.

Der Chilinchili ist eigentlich nichts als eine Musterkarte, eine Aufeinanderfolge der verschiedenen Tänze der andinischen Hochebene, bei welcher die Pausen durch allerlei derbe Späße ausgefüllt werden. Er fängt mit den einfachen Tänzen an, den choqueta, laquiaa, ccahuiri und endigt mit den feierlichen tragischen Callagua, moreno, callaguaya, inca tocco. Im letzteren stellt man den Inca, die Mama Ocelo und die Sonnenjungfrauen dar. Eine der Jungfrauen, welchen wie den Vestalinnen, unverbrüchliche Keuschheit zur Regel gemacht war, sündigt gegen ihr Gelöbniß; der Inca geräth in Wuth, greift zur Schleuder und zerschmettert mit seinen Geschossen Häuser, Dörfer, Berge, verwandelt Gold in Stein, um mehr Geschosse zu haben, und das Firmament ist auf dem Punkte, in Nacht zu versinken, als Mama Ocelo und die anderen Jungfrauen in elegischem Tone einen sanften, bittenden Gesang anstimmen, der die Erbitterung des Inca einigermaßen dämpft. Die Sühne besteht in dem unumstößlichen Befehl, die Schuldige lebendig zu begraben, was augenblicklich ausgeführt wird. Diese Darstellung beruht zweifelsohne auf einem historischen Ereignisse.

Ein anderer Tanz heißt die chirinuela, bei welchem die Männer mit den Weibern die Kleidung wechseln, wobei es nicht ohne einige Unanständigkeiten abgeht. Sie singen dabei Aymaraverse, von welchen wir einige Proben anführen wollen:

Choy! chijchipa
Cunacatata
Yerwa buenampi
Ccomascatata.

Es gilt hierfür die spanische Aussprache, die das Aymara ziemlich getreu wiedergiebt, z. B. chijchipa = tschich-tschipa; bloß für CC = K, einen kurz abgestoßenen harten Gaumenlaut (eigentlich mehr Schlundlaut) läßt sich kein Aequivalent beibringen.

Die freie Uebersetzung davon ist: „Hör! chijchipa [1]), wie wird es dir sein, wenn du dich mit der Pfeffermünze umarmt haben wirst!“

Naira chachaja
Diosana churata
Quepa chachasti
Supayan churata.

In freier Uebersetzung: „Der erste Ehemann kommt von Gott, der zweite vom Teufel.“

Die in zweiter Ehe Verheiratheten fühlen sich hier getroffen, verlieren aber ihre festliche Stimmung nicht. Im Gegentheil:

Sintan pollera
Lurarapima
Sasin engañista
Tunti muro.

In freier Uebersetzung: „Mit deinen Versprechungen, mir ein über alle Maßen prächtiges Kleid zu machen, hast du mich hintergangen.“

Wenn der Spaßmacher seine Umgebung aufzieht, so antwortet sie, statt sich zu erzürnen, mit Gelächter und wenn die Nadelstiche sich eine einzelne Person zur Zielscheibe auswählen, so macht dieselbe gute Miene zu bösem Spiel, lacht mit und hilft über sich selbst lachen.

Großen Jubel erregt die Darstellung der Jagd. Sie besteht darin, daß die Zuschauer einen großen länglichen Ring bilden, in dessen Mitte die zwei als ein Greisenpaar verkleideten Spaßmacher eine Vicuña oder einen Cordillerahirsch verfolgen. Wo das Wild durchzubrechen versucht, wird es von der sich fest bei den Händen haltenden Menge unter höllischem Lärm zurückgescheucht, und ist es dann endlich von den Alten eingefangen, so bringen sie es zum Corregidor, der die Jäger ob ihrer Behendigkeit belobt und die Beute zu zerwirken und in den Kochtopf zu werfen befiehlt. Für diese Jagd hat die Musik eine besondere Melodie, die mehr oder weniger von folgenden Strophen begleitet wird:

Aca sipitaru
Cunaros mantanta
Ichapi ichacani
Taccman taruja
„Tarujay putunputun
Huiccunay putumpulun“.

In freier Uebersetzung: „Oh! Vicuña der Cordilleren, du bist in unsere Gewalt gefallen; warum bist du auch in diese Falle gerathen!“ Die beiden letzten Zeilen sind Wiederholungen, die an irgend eine sechssilbige Strophe angehängt werden. Das Aymara bietet in dieser Beziehung weitesten Spielraum, so daß man sich einbilden könnte, im Chilinchili fänden sich famose Reimkünstler zusammen; es sind aber Versbildungen ohne orthologische Regeln: für eine Melodie, welche einen siebensilbigen Vers heischt, nehmen sie einen achtsilbigen oder einen zehn- oder elfsilbigen, um nicht zu sagen einen Alexandriner, was das Orchester in nicht geringe Verwirrung bringt und die armen Musikanten, die umsonst die Ohren spitzen, jeden Augenblick in Verzweiflung setzt; ist man eben bei diesem Abschnitte angelangt, so üben die Spirituosen schon ihre Wirkung aus, gegen die kein Versmaß mehr Stich hält. Geheult mehr als gesungen schwirren die Improvisationen durch einander:

Chia chunut sintisisa hani toccoyori
„Tarujay putumputun u. s. w.“,

was besagen will: „Um nicht ein Viertel Chuño (= 1 Metze getrockneter Kartoffeln) zu opfern, veranstaltet er keinen Tanz.“ — Das Tarujay u. s. w. ist die oben erwähnte beliebte Endstrophe. — Zwei weitere Beispiele: Metrisch richtig aber ohne Harmonie ist die Strophe:

Allchinacaja
Arcasinani
Taicas auquisan
Incnoccatapa.

„Wir, die Enkelkinder, haben die von unseren Vorfahren eingeführten Gebräuche aufrecht zu erhalten.“

Die folgende ist harmonisch und orthologisch:

Tatit Mayordomo
Auccantarapita
Huchapat anicha
Tariparapita.

„Herr Mayordomo, bestrafe mir ihn, wenn er sich vergangen hat, oder richte mir über ihn nicht (?).“

Eine andere Pantomime führt die Fischerei vor, indem der Fang der Bogas und anderer Seethiere nachgeahmt wird. Bei der Darstellung des ländlichen Lebens ergreifen die Spielenden Köcher und Bogen, schießen Pfeile in die Luft, wie gegen fruchtfressende Vögel und stimmen einen Gesang an, der die gefiederten Räuber von den Feldern verscheuchen soll.

Die Schlußscene könnte die Quintessenz des Chilinchili genannt werden, eine Art von Haberfeldtreiben, das sich

[1]) Die Chijchipa ist ein grasartiges, stark riechendes Pflänzchen, das zum Würzen der Suppen gebraucht wird, dessen Aroma aber europäischen Gaumen in der Regel nicht sehr zusagt.

gegen Jedermann richtet; da werden die Spottnamen erdacht und in gedrängten Zügen die Biographie des Individuums, das Leben, die Fehler und selbst die Verbrechen des ausgewählten Opfers ans Licht gezogen. Um in die Verhältnisse einer Person eingeweiht zu werden, braucht man nur dem Chilinchili beizuwohnen. — Der Possenreißer ist ein ausgezeichneter Historiograph, und um vor der öffentlichen Meinung mit Ehren zu bestehen, ist es beinahe nöthig, sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen.

Dieser Theil des Festes bewegt sich auf tragischem und komischem Gebiete. Tragisch, weil hier und da ungeahnte Folgen daraus entstehen, komisch, weil es Scherze regnet. Eine heftige Diatrite, die ein Lustigmacher gegen einen angesehenen Einwohner losließ, trug ihm vor dem Richter eine schwere Geldbuße ein. So weit gehen aber die Betroffenen selten, weil es schwierig ist, zu seinem Rechte zu gelangen.

Immerhin giebt es keine bessere Gelegenheit, um die Aufführung eines Mädchens, einer Frau, eines Mannes, einer obrigkeitlichen Person kennen zu lernen, als die, welche der letzte Akt des Chilinchili bietet. Wie viel Fehltritte, Schändlichkeiten, Geheimnisse werden da nicht offenbar! Es ist dies der Augenblick der öffentlichen Abrechnung, ein Moment des Schreckens und der Scham, aber auch die freie Entfaltung der bösartigen Instinkte des Menschen, für die das Wort Pessimismus ganz unrichtig angewendet wäre; überall sucht die Bosheit nur die schlechte Seite heraus, nie die gute. Nie rühmt man Tugenden; nur von Trägheit, Zorn, Tücke, Untreue, Unzucht wird gesprochen; dort beschmutzt man die Unschuld der Jungfrau und schneidet dem gehaßten Nachbar die Ehre ab; aber leider erfährt man auch dort, ohne es zu wollen, Wahrheiten. Zwischen wie viel Eheleuten hat sich dadurch eine Kluft geöffnet, wie viel Heirathen sind rückgängig geworden, wie viel Reputationen haben Schaden gelitten! Sicher ist, daß der Chilinchili den Gerichtshof darstellt, vor dem die Aufführung eines Jeden geprüft wird.

Nun gewinnt die Sache einen pikanteren Anstrich noch dadurch, daß dem als Greis verkleideten, seine Unverschämtheiten in die Welt schreienden Indianer bei jeder Anspielung, bei jeder Insulte, bei jeder Sentenz der Chor mit dem Ausrufe „Chilinchili“ antwortet. Wenn der Chor auf diese Weise antwortet, beruht die Sache wohl auf Wahrheit, weil Zustimmung und Ueberzeugung vorauszusetzen sind; wenn aber nur der eine oder andere die losen Ausfälle des Alten gut heißt, so herrscht Zweifel und das Urtheil bleibt in der Schwebe, denn wie überall fallen beim Chilinchili Parteilichkeiten, Freundschaften oder Zuneigungen ins Gewicht. Greift der Alte eine wirklich geschätzte Persönlichkeit an, so schweigt der Chor und daraus ist zu entnehmen, daß jener lügt und sich frecher Verläumdung schuldig macht. Antwortet aber der Chor einstimmig mit Chilinchili, so ist die Wahrheit gesprochen worden und das Publikum heißt die Sentenz gut; und nichts gefürchteteres als jenes „ja“, jene Bekräftigung, die ein gegen Schuldige und Unschuldige ausgesprochenes Todesurtheil ist. Eines Abends rief man in Gegenwart des Pfarrers, der sich einen Augenblick vorher als Zuschauer eingestellt hatte: „Ausbeuter der Steuern auf die Todten“ (d. h. einer, der sich von den für Begräbnisse zu zahlenden Gefällen mästet); der ganze Chor antwortete „Chilinchili“. Einige Tage später hieß es, im Pfarrhause sei unter den Schuldigen fürchterliche Musterung gehalten worden. Als man einmal rief: „Frohnvogt mit unseren Kräften und unserem Schweiß“ (d. h. einer, der die Indianer für die Bestellung seiner Felder zur Frohnarbeit heranzieht), stürzte der Corregidor unverzüglich aus der Laube fort, warf das Cocasäckchen weg und fiel bei seinem übereilten Rückzuge beinahe auf die Nase. Von einer Betschwester sagte man, sie zünde eine Kerze dem Teufel und eine dem heiligen Santiago an; hier schwieg der Chor, und als sie es erfuhr, war sie überglücklich, dem Chilinchili, ohne eine Schlappe erlitten zu haben, entgangen zu sein. Und als der Alte rief: „Begünstiger von bestochenen Zeugen“ und der ganze Chor „Chilinchili“ brüllte, wurde der Richter aschgrau und machte sich, ohne sich umzusehen, aus dem Staube . . . ja, bald nachher war die Laube leer; allen war übel mitgespielt worden.

Lassen wir das Bild nicht unvollendet, es würde der Wahrheit nicht ganz entsprechen; gehen wir so weit als der Chilinchili. Auch die Unfläthigkeit tritt in den letzten Stadien zu Tage. Bei einer Gelegenheit richtete der Alte an eine in anderen Umständen befindliche Frau so schmutzige, ekelhafte Reden, daß sie aus Schrecken und Scham wenige Tage darauf eine unglückliche Entbindung hatte. Kein Hahn krähte danach, nicht einmal die Obrigkeit kümmerte sich darum; es ist eben der Chilinchili.

Leidtragende Personen, las depositados (Indianerinnen, die sich vorübergehend im Pfarrhause aufhalten, um vor der Hochzeit Beichte abzulegen), schwangere Frauen, fromme und wohlanständige Personen halten sich vom Chilinchili fern.

Jene Spottreden und Schmähungen haben theilweise vielleicht auch den Zweck, die Leute zu verjagen. Nach so vielen Anstrengungen haben die Lustigmacher Hunger, wollen essen und um bequem zu ihrer Ration zu gelangen, fahren sie gegen die Zuschauer das grobe Geschütz auf. Schon ist es spät, die Sonne ist untergegangen, und wer es bis dahin ausgehalten hat, hält sich die Ohren zu und entflieht, um sich vor jenen Pasquinaden in Sicherheit zu bringen. Niemand bleibt zurück als die Possenreißer und die Verkleideten, die nun auch im Essen und Trinken Gewaltiges leisten. Der Mayordomo stattet aber den Alten seinen Dank für die gelungene Durchführung ihrer Rollen ab.

Der Chilinchili ist eine Taufe, aus der Viele mit Spottnamen hervorgehen. Der Beiname, der im Chilinchili erfunden wird, hängt den Betroffenen ihr Leben lang an; man kennt sie nur noch unter dieser Bezeichnung. Diese Wuth, Jemandem einen Beinamen, durch den wo möglich eine Schwäche, ein lächerlicher oder auffallender Zug hervorgehoben wird, anzuhängen, grassirt nicht nur beim Indianer; auch die Mestizen und Weißen fröhnen dieser Liebhaberei. Schreiber dieses kam in dieser Beziehung noch glimpflich weg. Einen guten Deutschen kann man sich leider nicht anders vorstellen, als mit der zu einem nationalen Kennzeichen gewordenen unausstehlichen Brille. So taufte man ihn denn „Busi nairampi“: Vierauge.

Kürzere Mittheilungen.

Schwedische Seekarten.

Handelsschiffe, welche während des Mittelalters und auch noch später von den deutschen Hansestädten und Dänemark nach Stockholm und den nahegelegenen Küstenorten segelten, gingen gewöhnlich durch den Kalmar-Sund; aber auch auf der Reise nach Finland und Estland wurde dieser Sund passirt und Kalmar, zu jener Zeit eine bedeutende Handelsstadt, angelaufen. Dann wurde der Cours durch die Stockholmer Schären, über das Alands-Meer bis Finland und der Finischen Bucht fortgesetzt. Der Handelsweg nach den südöstlichen Ostseeküsten ging meistens auch an Kalmar vorbei und wurde dann gewöhnlich die Hansestadt Wisby auf Gothland angelaufen. Eine wahrscheinlich um das Jahr 1270 in Lübeck verfaßte Seekarte oder „Seglingsbeskrifning“, in welcher dieser Weg angegeben wird, ist noch vorhanden und findet sich auch in Langebecks „Scriptores rerum Danicarum“ erwähnt; die Beschreibung der Schiffahrtsroute hat den Titel: „Navigatio ex Dania per mare Balticum ad Estoniam“. In derselben sind alle Orte, Landzungen und Inseln angegeben, welche die Schiffe von Utlängan oder der äußersten Insel in den südöstlichsten Schären von Bleking, durch den Kalmar-Sund nach Stockholm und weiter über das Alands-Meer nach Estland passiren müssen. Die Entfernungen zwischen den verschiedenen Oertlichkeiten sind in sogenannten „Veckosjöar“ oder „Ugesjöar“ angegeben. Der Ursprung dieser Benennung läßt sich mit Sicherheit nicht angeben; aber die damit angedeuteten Entfernungen scheinen, verglichen mit den jetzt genau bekannten, ungefähr den in späteren Zeiten benutzten Entfernungsbenennungen „geographische“ oder „Seemeile“ entsprochen zu haben, welche Annahme dadurch bestärkt wird, daß nach der Lootsengeldtaxe, welche im Jahre 1642 von dem schwedischen Admiralitäts-Kollegium ausgefertigt wurde, das Lootsengeld für jede gelootste „Veckosjö“ (Ukesio) oder Seemeile bezahlt werden soll. Langebeck bemerkt auch in einer Note: „Ukesio vel ugesöe, milliare marinum, qvod mensuratur per dolium mare immissum et visum a certo loco, et tunc interstitium inter speculatorem et dolium pro miliari habetur“; es wurde also der Abstand zwischen einer im Meere ausgelegten Tonne und der Stelle, von wo aus dieselbe noch zu sehen möglich war, für eine „Ukesjö“ oder „Ugesjö“, Seemeile, angenommen.

In dieser wahrscheinlich ältesten „Seglingsbeskrifning“ heißt es: „De utlengi usque Calmarne X ukesio, Deinde usque Skaeggenes II ukesio. Hinc usque Valdö IV, et si placet ire per latus terrae, potest ire de Valdö usque runö queque distat a Valdö ad — — — I ukesio. Inde usqve klineskaer vel djuraeholtsnubb I. Inde usqve Geishammaer I“ etc. Die in dieser Beschreibung vorkommenden Ortsnamen an den schwedischen Küsten sind leicht wiederzuerkennen.

Im Jahre 1644 gab der „Altersteuermann“ und Kapitän in der Admiralität zu Stockholm, Johan Månsson sein „Sjöbok“ oder Nachrichten über das Fahrwasser in der Ostsee heraus und im folgenden Jahre als Beilage dazu eine Ostseekarte. Den Standpunkt der Hydrographie zu jener Zeit kann man gut nach einem im schwedischen Reichsarchive befindlichen, der Königin Christiana dedicirten, später vollständig restaurirten Exemplar dieser Karte beurtheilen. Im Jahre 1697 erschien eine neue Auflage des Buches mit einer poetischen Vorrede, in der angegeben wird, daß Johan Månsson im Jahre 1658 in einer Seeschlacht zwischen der dänischen und der schwedischen Flotte im Sunde gefallen ist. Später erschienen noch mehrere Auflagen von dem Seebuch, sowie Uebersetzungen in dänischer und deutscher Sprache. Die letzte Bearbeitung dieses Buches ist von dem „Altersteuermann“ und Kapitänlieutenant Jonas Hahn im Jahre 1748 zu Stockholm herausgegeben und läßt die bedeutenden Fortschritte erkennen, welche seit dem ersten Erscheinen des Buches auf dem Gebiete der Hydrographie gemacht wurden.

Inzwischen hatte auch der schwedische Kapitän Gädda im Jahre 1694 eine Seekarte über die Ostsee, die Belte und das Skagerak herausgegeben, und im Jahre 1737 begann der schwedische Lootsendirektor Strömkrona die Herausgabe eines Seekartenwerkes, wofür ihm durch königl. Brief vom 9. Januar 1739 eine Belohnung von 600 Daler Silbermünze zuerkannt wurde.

Durch einen königl. Brief vom 26. Juli 1756 wurde dann das schwedische Admiralitäts-Kollegium beauftragt, zum Zweck der Anfertigung neuer Seekarten Vermessungen und Observationen vornehmen zu lassen; nachdem diese Vermessungen während eines Zeitraumes von 15 Jahren stattgefunden hatten, erhielt der Contreadmiral Nordenanker im Jahre 1772 den Auftrag, die Bearbeitung der Karten zu beaufsichtigen und für deren schnellste Herausgabe zu sorgen. Diese begann aber erst im Jahre 1785, indem sowohl General- wie Küstenkarten herausgegeben wurden. Die Fortsetzung dieses Kartenwerkes wurde durch königl. Brief vom 26. März 1798 dem damaligen Marinekapitän und späteren Viceadmiral G. af Klint und die Beaufsichtigung der Arbeiten einigen Delegirten des Marineministeriums übertragen. Nach dem Tode des Viceadmirals af Klint im Jahre 1840 erhielt dessen Sohn, der Premierlieutenant E. G. af Klint, den Auftrag, das Seekartenwerk gegen ein gewisses jährliches Honorar fortzusetzen, aber nach acht Jahren wurde das ganze Klint'sche Seekartenwerk mit allen zugehörigen Kupferplatten, der Vorrath an Seekarten u. s. w. vom schwedischen Staate für 36000 Riksdaler Banko erworben und dem Seekartenkontor der Marine zur weiteren Bearbeitung übergeben. Während die Seekarten von Privatleuten herausgegeben wurden, war jedoch für die vollständigere Untersuchung der Küsten und die Tiefenmessungen durch besondere Anordnungen gesorgt worden.

Die schwedischen Seekarten werden jetzt von einer eigenen Behörde, dem „Sjökarteverket“, herausgegeben und zwar Paßkarten im Maßstabe zwischen 1 : 300 000 und 1 : 550 000, welche die sämmtlichen Küsten der Schweden umgebenden Meere umfassen, Küstenkarten im Maßstabe von 1 : 200 000 bis 1 : 250 000 und Specialkarten im Maßstabe von 1 : 50 000 bis 1 : 100 000. Im Ganzen sind bisher ca. 50 verschiedene Karten erschienen. W. F.

Die Landesaufnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

In der letzten Nummer der „Science“ vom 29. Juli d. J. findet sich ein interessanter Artikel über die Arbeiten hinsichtlich der topographischen Aufnahme der Vereinigten Staaten (vergl. „Globus“, Bd. 34, S. 192) aus der Feder von Henry Gannett, dem wir Folgendes entnehmen. Den Hauptanlaß zu dieser Landesaufnahme der Vereinigten Staaten gab der Mangel jedweden brauchbaren Kartenmaterials für

die Arbeiten des vor etwa 8 Jahren gegründeten U. S. Geological Survey. Daher beschloß der Direktor desselben, in systematischer Weise und nach einem umfassenden Plane vorerst Specialkarten auf Grund eingehender Landesaufnahmen herzustellen und hiermit die geologische Aufnahme Hand in Hand gehen zu lassen. Der Maßstab der herauszugebenden Karten wird ein wechselnder sein und zwar derart, daß für die am dichtesten besiedelten Gebiete derselbe auf 1 : 62 500 festgesetzt ist; die südlichen und central gelegenen Staaten sollen im Maßstabe 1 : 125 000 bearbeitet werden und die spärlich bevölkerten Theile der Rocky Mountains etc. in 1 : 250 000 erscheinen, wenn nicht besondere Umstände für einzelne Theile dieses Gebietes einen größeren Maßstab für nothwendig erachten lassen sollten. Die Karten werden außer dem Flußnetz und Bodenrelief auch Angaben über industrielle wie andere menschliche Thätigkeit von allgemeinem Interesse enthalten. Das Flußnetz wird blau, die übrige Situation und Schrift schwarz und das Terrain braun in Kupferstich ausgeführt werden. Als besonders beachtenswerth ist zu bemerken, daß das Bodenrelief in Höhenkurven dargestellt wird, deren Abstände unter sich je nach dem Maßstabe 10 bis 200 Fuß betragen. Die Arbeiten wurden bei den Aufnahmen von einem ungefähr hundert Mann ausmachenden technischen Personal, zu welchem noch bei der Außenarbeit zahlreiche Hilfskräfte treten, mit der größten Sorgfalt und mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Technik ausgeführt und verhältnißmäßig schnell gefördert, so daß bis Ende 1886 ein Landraum von 250 000 Quadratmeilen (Miles), d. h. also ungefähr $^1/_{14}$ des ganzen Aufnahmegebietes (Alaska eingeschlossen) fertig aufgenommen war. Was die Größe der einzelnen Blätter betrifft, so werden die im Maßstabe 1 : 250 000 ausgeführten ein ganzes Gradtrapez einnehmen, d. h. also ein Gebiet von einem Grad Breite und einem Grad Länge, während die im größeren Maßstabe ausgeführten $^1/_4$ resp. $^1/_{16}$ dieses Umfanges darstellen werden. Bis Ende 1886 waren im Ganzen bereits 120 Kupferplatten fertig gestochen, so daß schon ein schöner Theil dieses für den Geographen wie vor allem für den Kartographen wichtigen Gebietes fertig vorliegt oder bald vorliegen wird.

Expedition in Westaustralien.

Unter dem Namen der Transcontinental Railway Company of Western Australia hat sich ein Syndikat englischer und australischer Geldmänner gebildet. Es will auf seine Kosten den Bau einer Eisenbahn von York nach Port Eucla, eine Entfernung von ungefähr 700 Miles oder 1126 km, ausführen und erhält von Seiten der Kolonialregierung für jede fertige Mile oder 1609 m Eisenbahn ein Areal von 12 000 Acres oder 4856 ha Land, am Bahnkörper entlang ausgelegt, als freies Eigenthum überwiesen. York ist ein in einem fruchtbaren Agrikulturdistrikte in 31° 52′ südl. Br. und 116° 46′ östlich von Gr. gelegenes Städtchen mit 800 Bewohnern und Station an der von dem Hafenorte Fremantle an der Westküste auslaufenden Ostbahn. Port Eucla in 31° 43′ südl. Br. und 128° 50′ östlich von Gr. bildet die südliche Meeresgrenze zwischen den Kolonien Südaustralien und Westaustralien. Da nun aber zur Zeit erst die ersten 170 Miles oder 1183 km in dieser Längsrichtung näher bekannt sind, so hat das obige Syndikat Anfang Mai dieses Jahres von York aus eine vorzüglich ausgerüstete Expedition zur Bereisung und Erforschung dieses Distriktes ausgesandt. Dieselbe steht unter der Leitung des Mr. Henry R. Davies, eines früheren Squatters in der Kolonie Queensland, welcher große Erfahrungen im australischen Buschleben besitzt, und des Mr. J. H. Browne, der als Oberingenieur im Dienste der Company steht. Die übrigen Mitglieder sind die beiden Feldmesser Willben und Häaben (?), ein Deutscher, ferner Mr. Fitzgerald, Mr. Stanton und zwei eingeborene Knaben. Die Reisegesellschaft verfügt über 16 Pferde und ist auf vier Monate reichlich mit Proviant versehen. Außerdem nimmt sie, da sie auf ein an Wasser armes, vielleicht wasserloses Terrain zu rechnen hat, drei Wagen mit sich, welche zu aus Eisenblech angefertigten Wasserbehältern eingerichtet sind, deren jeder 170 Gallonen oder 772 Liter zu fassen vermag. (Nach allen bisherigen Erfahrungen ist der Versuch einer längere Zeit erfordernden Reise durch die australischen Wüsten mit Pferden eine sehr gewagte. Dazu muß man Kameele nehmen, welche freilich in Westaustralien nicht zu haben sind.)

Dasselbe Syndikat verhandelt gegenwärtig mit der Regierung der Kolonie Südaustralien wegen Fortsetzung dieser projektirten Bahn, unter ähnlichen Bedingungen, von Port Eucla nach Port Augusta, eine Entfernung in gerader Linie von 525 Miles oder 845 km. Port Augusta, an der Spitze des Spencer-Golfes in 32° 31′ südl. Br. und 137° 47′ östl. v. Gr. und mit 757 Seelen, ist mit der City of Adelaide und dadurch wieder mit den Hauptstädten Melbourne, Sydney und Brisbane durch Eisenbahn verbunden. Kommt der Vertrag zu Stande, so wird das Syndikat sofort von Port Augusta aus eine Expedition ausschicken, um dieses ebenfalls sehr wenig bekannte Gebiet zu durchreisen und zu erforschen.

Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Die Neu-Guinea-Compagnie hat jetzt mit einer Versuchsstation für Plantagenbetrieb auf ihrem Gebiete den Anfang gemacht. Dr. Hindorf, bisher Verwalter des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle, hat die Leitung derselben übernommen und ist nach Neu-Guinea abgegangen.

— Mit dem letzten englischen Postdampfer „Lusitania“ gingen von Sydney aus 2000 Kisten mit Südfrüchten nach England ab. Verbindungen sind jetzt auch mit Hamburg, wo ein guter Absatz in diesem Artikel in Aussicht steht, angeknüpft worden.

Südamerika.

— Dr. L. Brackebusch, Professor für Geologie und Mineralogie in Cordoba, ist kürzlich von einer fünfmonatlichen Reise in die Cordilleren zurückgekehrt und hat eine reiche Sammlung von Mineralien, sowie eine Menge geologischer, geographischer und vor allem hypsometrischer Daten mitgebracht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Das chinesisch-tibetanische Grenzgebiet der Provinz Sz'-tshwan.

Von Prof. L. von Loczy.

Graf Béla Széchenyi's Expedition brach von Tshing-tu-fu auf der großen Straße, die nach Lhassa führt, gen Tibet auf. Damals waren wir trotz der Entschuldigungen des Generalgouverneurs Ting-kum-pao von der Hoffnung erfüllt, Lhassa erreichen zu können. Nach einer Reise von drei Tagen verließen wir die fruchtbare Ebene von Tshing-tu fu und nach weiteren drei Tagen überschritten wir bei Ya-tshou-fu einen wasserreichen, reißenden Gebirgsfluß. Diese Stadt ist in politischer Beziehung das Thor Tibets und der Nachbargegenden; von hier werden die im NW wohnenden Hsi-fan- und Man-tßu-Stämme und die südwestlichen unterworfenen Lolo regiert. Dort wohnt der Militärkommandant, der über die tibetischen Festungen den Befehl hat, und der Schatzmeister, der die chinesische Besatzung und die Beamten Tibets mit Geld versieht.

Von hier führt über Ning-juen-fu auch nach Yün-nan eine Hauptstraße, an der chinesische Städte liegen. Der Weg umgeht im Westen das mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge, an dessen Abhängen die Lolo wohnen; ihre Zahl wird nach chinesischen Daten auf 350000 geschätzt. Die Niederlassung der Chinesen westlich von Ya-tshou rührt aus der jüngsten Zeit her und darf über die Regierung des Kaisers Kien-lung (1736 bis 1796) nicht hinaus verlegt werden. Die Chinesen wohnen zumeist nur an der Straße und leben in fortwährender Angst, da sie von den in der Nähe wohnenden Einwohnern häufig überfallen werden, die ihr Vieh wegtreiben und sie ihrer Lebensmittel berauben. In der Gegend von Ya-tshou sah ich die Bauern mit Schießwaffen auf die Felder gehen. Der gebildetere chinesische Kolonist befindet sich in einer Lage, wie der Europäer in fremden Erdtheilen. Der englische Theepflanzer befindet sich in Assam den Eingeborenen der Garo- und Kassia-Berge gegenüber, der nordamerikanische Farmer den wilden Sioux-Indianern gegenüber in ebenso gefährlicher Lage, wie die chinesischen Landleute im Lande der Lolo- und Hsi-fan-Stämme. Obwohl die Eingeborenen stärker und bessere Krieger sind als die verweichlichten Chinesen, ist es doch gewiß, daß aus diesem Kampfe die kulturell höher stehenden Chinesen siegreich hervorgehen werden. Jene Ringe, welche längs der Thäler und Straßen die chinesische Bevölkerung rund um die unabhängigen Stämme gebildet hat, werden immer enger und zögert die europäische Forschung noch lange, so wird

Achteckige Sternthürme in der Landschaft Ta-tsiën-lu.

in den Gebirgen des westlichen Sz'-tschwan gar mancher Volksstamm verschwinden, noch ehe die Ethnographie deren Sprache, Schrift und Sitten erforscht haben wird.

Ya-tschou fu ist der Mittelpunkt des Theehandels nach Tibet; hier wird der dem tibetischen Geschmack entsprechende Thee kultivirt. Derselbe wird von 2 bis 2,5 m hohen vernachlässigten Sträuchern gewonnen; es scheint, als ob man die Waare, die nach Tibet exportirt wird, gar nicht auswählte, sondern die Blätter ohne Sorgfalt abschneidet, denn die Waare ist voll großer Blätter und Zweige. In Ya-tschou-fu wird der Thee in Briquets gepreßt und mit gelbem Papier und Schilfflechtwerk in Bündeln verpackt, durch Kulis nach Ta-tsiën-lu expedirt. Die Stücke, die 1,20 m Länge, 30 cm Breite und 10 cm Dicke haben, sind ca. 12 kg schwer; diese werden zu 10 bis 12 auf Gestelle geladen und auf dem Rücken nach Ta-tsiën-lu getragen. Auf diese Weise mit einer Last von 120 bis 144 kg bepackt, erreichen die Träger auf dem denkbar schlechtesten Wege über drei Pässe von der Höhe des St. Gotthard in ca. 20 Tagen den Endpunkt ihrer Reise. Für diese schwere Arbeit erhalten sie nach Gill nur 3,6 Taël (für sechs Bündel 1,8 Taël), d. i. nach unserem Gelde ungefähr 12 Gulden ö. W. Der Thee von Ya-tschou-fu wird nun in Ta-tsiën-lu aufs Neue umgepackt, und zwar in eckige Packen von ca. 1/2 cbm Größe, die in rohe Yakhäute eingenäht werden. Die Weitertransportirung geschieht durch die Yak- und Maulthierkarawanen der Tibetaner. Der Thee bildet so zu sagen ein Monopol der chinesischen Regierung in Tibet. Die chinesischen Mandarine, die nach Tibet gesendet werden, verkaufen den Thee selbst und sind darauf bedacht, daß auf



Tibetanisches Haus in der Umgebung von Ta-tsiën-lu.

den Straßen, die nach den indischen Besitzungen führen, ja kein englisches Produkt importirt werde. Auch in Sikkim und Nepal, ja sogar auf englischem Boden, z. B. in Kaschmir, ist der Thee von Ya-tschou-fu verbreitet und mehr beliebt als der indische, der angeblich sehr aufregt.

In der Nähe von Ya-tschou-fu sind Eisen- und Kohlenbergwerke und bei Hoa-ni-pu sah ich die erste chinesische Eisenschmelze und Gießerei; hier sah ich den Guß jener großen Pfannen, welche ein unvermeidliches Erforderniß der chinesischen Küche sind und auch zum Verdampfen des Salzwassers verwendet werden. Die Stadt Lin-tsin-hsien ist der Mittelpunkt der Eisenindustrie; in den benachbarten Ortschaften wohnen nur Schmiede und Eisengießer, welche die landwirthschaftlichen Geräthe und die Steigeisen der Kuli in großer Menge herstellen.

Ning-juen-fu, der Hauptort der Lolo-Gegend, liegt im Thal von Ngan-ning oder Tschien-tschang am Ufer eines Sees, der zur Zeit der Ming-Dynastie ganz plötzlich jene Depression ausfüllte, in der die alte Stadt lag. 1850 verwüstete ein starkes Erdbeben die Stadt; nur ein einziges Haus blieb unversehrt, und 12000 bis 20000 Menschen fanden unter den Trümmern ihren Tod.

Die ganze Gegend, die sich zwischen Ya-tschou und Pingjan-hsien am Yang-tse-kiang gegen Westen bis zur Hochebene von Tibet erstreckt, ragt mit ihren Bergspitzen in die Region des ewigen Schnees. Zwischen den Anhöhen ermöglichen tief eingeschnittene Thäler den Verkehr mit den Tieflanden von Sz'-tschwan. Das chinesische Volk drängt sich überall zwischen die verschiedenen Volksstämme, gleichwie die Vegetation der südlichen Tieflande längs der Thäler in die

Alpenflora eingreift. Mit ihren verschiedenen Volksstämmen, ihrer Vegetation und den tief eingeschnittenen Thälern bietet das westliche Sz'-tshwan und Nord-Yün-nan dem Ethnographen, Naturforscher und Geologen großes Interesse. Die jetzigen Umwandlungen können an wenigen Punkten der Erde so intensiv sein, wie am tiefgefurchten Ostrande des tibetischen Hochlandes.

Bergstürze, Ueberschwemmungen erweitern und vertiefen die Thäler; große Erdbeben zerstören nicht nur die menschlichen Wohnungen, sondern auch ganz steile Bergwände. Bei Batang sah ich fußbreite Erdspalten, Spuren des Erdbebens von 1871, noch im Jahre 1879. Am ganzen Wege von Ta-tsiën-lu bis Batang und von dort gegen Yün-nan sah ich viele Thermen und bei Ta-tsiën-lu fand ich in einer Höhe von 2500 bis 2600 m eine Quelle, deren Temperatur 67 bis 68° C. betrug.

An vielen Stellen finden sich Schwefeldämpfe exhalirende Höhlen und die Erzbergwerke, die im Thal von Tsiën-tshang und an der Grenze von Yün-nan häufig sind, werden einst, wenn der moderne Berg- und Hüttenbau bis hierher vorgedrungen sein wird, große Bedeutung erlangen. Baber erwähnt aus dem westlichen Sz'-tshwan Kupfer-, Blei-, Silber-, Zink- und Nickelerze; Széchenyi's Expedition sah in der Gegend von Li-tang mehrere Goldwäschereien. Die Ausnutzung der Goldwäschereien bildet ein Vorrecht der Lama, und wenn wir auch die Erzählungen vom Goldreichthum auf die Hälfte reduciren, ist das Mißtrauen der tibetischen Lama, mit dem sie europäischen Reisenden entgegenkommen, vollkommen erklärlich. Ihre Heimath wird nur so lange von Fremden verschont bleiben, bis die goldgierige Menschheit von diesen Schätzen Kenntniß erlangt und dieselben



Das Tsche-to-san-Gebirge bei Ta-tsiën-lu mit Opferflaggen im Vordergrunde.

aufsucht. Die Umgebung von Li-tang wird einst vielleicht ein zweites Kalifornien oder Victoria werden.

Bei Ta-tsiën-lu betraten wir tibetischen Boden; der tibetische Name der Stadt ist Tar-tse-do und der chinesische Name nur eine Entstellung des tibetischen. Noch vor gar nicht langer Zeit war hier die Grenze des Chinesischen Reiches gegen Tibet. Als die Mandschu-Dynastie ihre Herrschaft auf Lhassa ausdehnte, bildete der Ta-tu-ho oder Lu-ho (wie der Tung-kiang bei Ta-tsiën-lu genannt wird) die natürliche Ostgrenze Tibets. Bei Lu-ting-kiao, zwei Tagereisen vor Ta-tsiën-lu, führt eine 140 Schritte lange Kettenbrücke über den Fluß, welche General Yo-long-ye zur Zeit des Kaisers Kang-hsi bauen ließ, als er zur Unterdrückung der tibetischen Aufständischen 800 Mann gen Lhassa führte. Die Brücke wird durch 13 Ketten gebildet, deren neun die Stegbohlen tragen, während vier als Geländer dienen. Jede der damaligen 13 Provinzen Chinas lieferte eine Kette zur Brücke; unter dem Dache des Brückenkopfes ist auf einer Steintafel die Geschichte der Brücke und der Ursprung des Flusses beschrieben.

Lu-ting-kiao liegt 12 Tagereisen von Tshing-tu-fu. Bis hierher begleitete uns chinesisches Gefolge, obwohl der letzte Theil des Weges von einer Beschaffenheit war, wie er im Inneren Chinas nicht bekannt ist. Der Weg stieg in dichten Waldungen über schlechte Steintreppen die Berge hinan, da die Thalsohlen ungangbare Schluchten bildeten. Unsere Pferde waren auf den glatten und vor Nässe schlüpfrigen Steintreppen fortwährend in Gefahr, ihre Glieder zu brechen oder in die Tiefe zu stürzen. Die Kuli, die die Waaren schleppen, sind genöthigt, an die Sohlen

ihrer Strohsandalen Steigeisen zu binden und sich auf große eisenbeschlagene Stöcke zu stützen, um ihre schwere Last über die tausend und abermals tausend Stufen der Gebirgswege auf und ab zu transportiren. Wenn wir die Kettenbrücke bei Lu-ting-kiao überschreiten, nehmen wir gar bald Abschied vom wirklichen China. Massive Steinhäuser mit flachen Dächern treten an die Stelle der schlanken Holzbauten und geschweiften Ziegeldächer. Zuerst erscheinen schmutzige tibetanische Frauen, dann treten wilde Gestalten mit zottigem Haar und nackten Schultern und Beinen, die Männer, auf und wenn wir Ta-tsiën-lu erreichen, erinnert kaum etwas mehr an China.

Ta-tsiën-lu ist die letzte mit einer Mauer umgebene Stadt; es wohnen noch viele Chinesen in derselben, allein die Frauen sind ausnahmslos Tibetanerinnen oder gemischten Blutes. Denn obwohl diese Gegend zu Sz'-tschwan gehört, hat sich die chinesische Bevölkerung am westlichen Ufer des Tung-kiang noch nicht verbreitet. Nur in den Städten haben sich chinesische Krämer niedergelassen, doch keiner gründet hier einen ständigen häuslichen Herd. Die Soldaten, die in den Poststationen der großen tibetischen Straße verwendet oder den Besatzungen der größeren Städte zugetheilt werden, erhalten doppelte Löhnung, sobald sie westlich von Ta-tsiën-lu in Verwendung kommen.

Auch die Regierungsform ist hier nicht mehr rein chinesisch; die eingeborenen Tu-ß'-Könige regieren über das Volk. Ta-tsiën-lu, Li-tang und Ba-tang sind Sitze der tibetischen Könige, die längs der großen Straße nach Lhassa



Das Gambu-Gebirge zwischen Litang und Batang.

über das nach Sz'-tschwan zugetheilte tibetische Volk die erbliche Macht besitzen; neben ihnen stehen jedoch immer chinesische Beamte, die die eingeborenen Häuptlinge strenge überwachen.

Von Ta-tsiën-lu führte uns der Weg auf das Hochplateau von Tibet. Das tiefe Thal des Ya-long-kiang ausgenommen (2732 m) stiegen wir bis Ba-tang nicht unter 3520 m hinab; am häufigsten übernachteten wir in einer Höhe von mehr als 4000 m Seehöhe. Die chinesische Bevölkerung besteht hier nur aus Kaufleuten und Militär. Der Chinese entschließt sich nur im Augenblicke der Verzweiflung, nach Tibet zu gehen, wo er all die Bequemlichkeit meiden muß, die er zu Hause hat.

Die tibetischen Häuser sind ebenerdige, manchmal auch mit einem Oberstocke versehene Steinbauten, mit flachem Dache, auf das manchmal stufenartig noch einige Stockwerke aufgesetzt sind, in die man vermittelst stufenförmig eingekerbter Balken gelangen kann. Hölzerne Läden schützen die schmalen Fenster, und in der Decke dient eine viereckige Oeffnung zur Ableitung des Rauches; bei kalter Zeit oder Schneewehen wird diese Oeffnung durch eine flache Steinplatte verschlossen. Tische und Sessel sind nicht im Gebrauch; der Tibetaner bedarf ihrer nicht, diesen Luxus ersetzen höchstens niedere Schemel und Tischchen mit kurzen Füßen. Auf dem Dache aber fehlt nie eine als Altar dienende Säule, in die mit Fähnchen versehene Stäbe und in der Mitte eine Holzstange, an welcher Sonne und Halbmond roh ausgeschnitten sind, gesteckt werden. In einer Nische findet sich die sitzende Gestalt Buddha's, der Gegenstand der Opfer. In Tibet sind die Gebäude wie auch

die Tracht nicht so gleichmäßig wie in China. Sowohl im Volksleben als auch in der Bauart nahmen wir vielerlei Unterschiede wahr; am auffallendsten waren zwischen Ta-tsiën-lu und dem Flusse Ya-long-kiang die achteckigen Sternthürme, die wir in den Ortschaften sahen. Die dichten Nadelwaldungen, in welchen sie liegen, erinnerten lebhaft an das Rheinthal in Graubündten. Kapitän Gill sah ähnliche Thürme auch nördlich von Tshing-tu-fu. Es scheinen dies Bauten jener tibetischen Stämme zu sein, welche von den Chinesen Man-tsz' genannt werden. Alle die 15 bis 20 m hohen Thürme, die ich sah, waren zerfallen oder wenigstens verlassen. Sie verjüngen sich nach oben und ganz oben ruht eine 1 bis 5 m hohe Brustwehr auf einem achteckigen Fries über den einspringenden Winkeln.

Jenseits des Ya-long-Flusses, in der Gegend von Litang, sind die Ortschaften kleiner, die Gebäude elender. Hier ist der Wohnort der tibetischen Nomaden, die in schwarzen Zelten hausen und nur so lange an einem Orte bleiben, bis ihr Vieh das Gras abgeweidet hat. Batang hat wieder stabile und theilweise ackerbauende Bevölkerung. Am tief eingeschnittenen Kin-sha-kiang (tibetisch Gihli tshu) bis hinein nach Yün-nan ist die Bevölkerung dichter, so sehr, daß die tibetischen Häuptlinge Batangs ihr Gepäck hier und da durch Menschen transportiren lassen. Die herrlichen Hochgebirgslandschaften, die uns zwischen Ta-tsiën-lu, Batang und Tsung-tiën bei fortwährend klarem Himmel entzückten, wollen wir hier nicht eingehender schildern. In der Umgebung von Ta-tsiën-lu erhebt sich die Pyramide



Gletscher zweiten Ranges, alte Endmoräne und Findlinge im Gambu-Gebirge.

des Tshe to-shan und Bo-kunka, zwischen Litang und Batang das Gambu-Gebirge mehr als 3000 m über die mittlere Höhe der Gegend; 4000 bis 5000 m über die Grenze der Baumregion hinausragend, bedeckt ihre Granit- und Gneißspitzen in einer vertikalen Ausdehnung von 1800 bis 2000 m abwärts ewiger Schnee und Eis und mächtige Gletscher greifen in die hohen Thäler hinab. Auch an so steilen und glatten Granitspitzen fehlt es nicht, daß an deren Wänden der Schnee keinen Halt findet. Die Pyramide des Gambu-ni bei Lamaja übertrifft an Steilheit selbst das Matterhorn. Die Tibetaner betrachten ihn als einen heiligen Berg, der zwei zum Gebet gefaltete Hände darstellt. Das Gleichniß ist wirklich treffend, da die Spitze, durch eine Scharte getheilt, an ineinandergefaltete Finger mit spitzen Nägeln erinnert.

Ungefähr drei Tagereisen jenseit Batang, am rechten Ufer des Kin-sha kiang, hoch oben am Kamme des Gebirges zieht sich die Grenze des eigentlichen Tibet dahin. Eine Steinsäule bezeichnet sie auf der Straße nach Lhassa; die Lama unterhalten hier einen strengen Wachtposten, damit Fremde, ja auch Chinesen christlicher Religion, nicht ihren Fuß auf tibetischen Boden setzen können.

Ueberall, wohin uns unser Weg führte, war die tibetische Bevölkerung arm und elend. Litang und Batang erschienen uns als unbedeutende Plätze; an beiden Orten concentrirte sich alles Interesse auf die abseits gelegenen und mit einer Mauer umgebenen Lama-Klöster; allein ihre Thore schlossen sich vor uns, so oft wir uns ihnen näherten. In Litang gelangten wir wohl unbemerkt zwischen die Mauern des Klosters, allein die goldbedeckte Kirche konnten

wir nicht sehen; man schlug uns die Thür vor der Nase zu. Unter heftigen Drohungen und Steinwürfen der Lama durchstreiften wir die Gassen ihres Stadttheils, und so lange wir in Litang weilten, blieben die Thore des Klosters geschlossen. Ziehen wir in Betracht, daß in Litang 3000, in Batang 2000 Lama wohnen, die allen Handel innerhalb ihrer Mauern monopolisiren, so müssen wir diese Städte für bedeutend halten. Daß das tibetische Volk an der Straße so arm ist, müssen wir dem Frohndienst zuschreiben, der auf ihm lastet. Sie sind verpflichtet, alle Habe der durchreisenden Mandarinen und höheren Lama umsonst weiter zu transportiren. Die chinesischen Mandarine, nachdem sie ihre drei Jahre in Lhassa zugebracht, kehren bereichert mit schwerem Gepäck nach Hause zurück. Die Bewohner Batangs sprechen seufzend und neidisch von dem Reichthum und Wohlstand, der in den von der Straße entfernt liegenden Gegenden herrscht. Im Norden ist Degi, ein mächtiges Fürstenthum, von der Macht des Dalai Lama ganz unabhängig. Im SW reicht der Ruf des Herzogthums Pomi weit, das schon im eigentlichen Tibet gelegen ist.

14 Tage lang reisten wir von Batang bis zur Grenze Yün-nans; fortwährend wechselnde Landschaftsbilder, verschiedene Volkstrachten und Bauarten brachten immer Abwechslung in unsere beschwerliche Reise auf einem Wege, den vor uns noch kein Europäer betreten hatte; zweimal lagerten wir unter Zelten. Gefährlich wurde aber unser Weg, als wir längs eines Seitenthals des Kin-sha-kiang tief hinabsteigen und dann aufs Neue hoch emporklettern mußten, um die senkrechten Felswände umgehen zu können. Nicht selten mußten wir reißende Gebirgsflüsse auf Brücken überschreiten, die aus drei bis vier runden Baumstämmen, ohne Geländer zusammengebunden, in einer Höhe von 100 bis 200 Fuß von einem Ufer zum anderen gelegt waren, und es ist wahrlich erstaunlich, daß sich die Pferde über solche Stege führen ließen. An anderen Orten umging der Weg auf krachenden Stegen Hunderte von Fußen über endlosen Abgründen überhängende Felsen. An vielen Orten verengte sich der Pfad unter den Felsen so sehr, daß wir von den Satteln steigen mußten. Von den Tibetanern lernten wir dabei, daß man von der rechten Seite ebenso leicht in den Sattel steigen könne, als von der gewohnten linken.

Zur Kenntniß Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

I.

In Nr. 1 bis 3 des „Globus", Bd. 51 habe ich kurz den landschaftlichen Charakter der Anden Venezuelas, d. h. der Cordillere von Merida, geschildert. Heute will ich den Unterschied zwischen dieser und dem übrigen Venezuela, besonders den Centralstaaten, hervorkehren.

Die Anden Venezuelas oder die Cordillere von Merida bilden in mehrfacher Beziehung eine Welt für sich innerhalb der Republik. Sie haben für diese dieselbe Bedeutung wie eine Citadelle für eine befestigte Stadt, und demgemäß kann man die großen Gebirge des Ostens und Guayanas als die Wälle der Befestigung bezeichnen, den Llanos aber die Rolle eines Glacis zuertheilen. Geschützt werden durch alle diese Elemente die inneren fruchtbaren Thäler des Landes im Osten und Westen, vor Allem die Centralstaaten des Landes. Demgemäß finden wir, daß Bildung, Cultur, Fortschritt, speciell europäische Neuerungen, von Osten gegen Westen von der Hauptstadt Carácas über die Centralstaaten gegen die Cordillere vorrücken; und zwar giebt es hier zwei Wege, der eine über Land, quer durch Barquisimeto, der andere zur See über Maracaibo. Endlich besteht noch ein drittes Einzugsthor des Fortschrittes in die Cordillere, nämlich die Grenzlandschaft des Táchira gegen Colombia zu. Dagegen ist der vierte Weg, welcher in die Cordillere führt, von den Trägern des kulturellen und wirthschaftlichen Fortschrittes seit langer Zeit nicht mehr begangen worden; es ist das der Weg durch die Llanos.

Man kann nun die Cordillere eigentlich besser als einen Anhängsel des colombianischen Staates Santander auffassen, denn als einen integrirenden Theil Venezuelas. In der That war auch unter der spanischen Herrschaft die Cordillere kirchlich von Pamplona im heutigen Colombia abhängig, und noch zur Zeit der ersten Jahre der republikanischen Herrschaft gravitirte sie mehr nach Westen als nach Osten. Simon Bolivar erfocht seine Siege von Westen gegen Osten, indem er zuerst die Cordillere von Cúcuta aus bis Trujillo durchzog, dann sich auf diesen Besitz stützte und von dieser Citadelle aus unaufhaltsam gegen Osten bis in die Gefilde von Carabobo bei Valencia vordrang, wo er den Spaniern die Entscheidungsschlacht lieferte. Langsam hat das Gebiet der Cordillere sich seitdem dem übrigen Venezuela genähert und noch ist es nicht völlig assimilirt. Die Abgeschlossenheit, welche die Hochgebirgsnatur mit sich bringt, hat die allmähliche Umwandlung der socialen, kulturellen und auch politischen Zustände der Centralstaaten noch nicht völlig in die Cordillere eindringen lassen. Dazu kommt, daß die eigentliche Eingangspforte zu derselben, die Stadt Maracaibo, ebenfalls von jeher eine Ausnahmestellung gegenüber dem allmählich mehr und mehr dominirenden Carácas eingenommen hat, so daß Maracaibo und die Cordillere zusammen ganz wohl noch heute als ein besonderer Staat denkbar wären, und daß Maracaibo sich zu den Seehäfen des Ostens ebenso gesondert verhält, wie die Cordillere zu den Centralstaaten. Nun aber thut die Regierung mehr für diese letzteren als für den Westen, und zwar mit Recht; denn die nicht sehr glänzende Finanzlage erlaubt nicht, gleichzeitig an vielen Punkten des ungeheuren Landes große Reformen in Gestalt der Erbauung von Eisenbahnen und Fahrstraßen durchzuführen. Naturgemäß werden daher zuerst die der Hauptstadt nahe liegenden Gegenden mit denselben bedacht, und der Westen muß warten; in der That haben die Centralstaaten ein Recht, die Reformen zuerst für sich zu verlangen, da in ihnen der Schwerpunkt des gesammten Landes ruht. Es ist aber andererseits auch wieder naturgemäß, daß der Westen sich zurückgesetzt fühlt, und da namentlich für Maracaibo wenig gethan wird, so schärft dies den Gegensatz zwischen Osten und Westen noch mehr.

Dieser Gegensatz äußert sich nun in jeder beliebigen Beziehung. Fangen wir mit dem Lande selbst an, so finden wir gegenüber der Cordillere, deren landschaftlicher Charakter durchaus mit demjenigen des östlichen Colombia übereinstimmt, die großen Ebenen; an diese schließt sich das

Hügelland von Barquisimeto mit dem nördlich davon liegenden recht isolirten Coro, und jenseits derselben folgen dann die eigentlichen Träger des Staatslebens und Staatsgedankens, die Staaten Carabobo und Guzman Blanco mit den bevölkertsten, fruchtbarsten und reichsten Distrikten Venezuelas. Endlich finden wir im äußersten Osten den Staat Bermudez, den „Oriente", wie er im Lande heißt, welcher kleinere Städte und geringere Bedeutung hat. Das südlich des Orinoco liegende Guayana ist in dieser Beziehung wenig zu beachten, da es noch fast völlig unkultivirt ist.

Wir haben also hier die großen Gegensätze des Andenlandes, der Llanos, des centralen Hügellandes und des östlichen Gebirges, welches wir das Karibische Gebirge nennen wollen. Alle diese Abtheilungen sind geographisch, orographisch, geologisch, hydrographisch eigenartig. In der Cordillere dominirt die Gebirgsnatur ausschließlich, in den Llanos die Ebene und die großen Ströme, im Hügellande von Barquisimeto und Coro haben wir mäßige Höhenzüge und Wassermangel, im Karibischen Gebirge wiegt die Anordnung in parallele Ketten mit dazwischen liegenden Becken, Brüchen, Senkungen und Abstufungen vor; hier haben wir sogar ein kontinentales abflußloses Gebiet, das des Valencia-Sees. Und innerhalb dieses Karibischen Gebirges lassen sich auch wieder deutlich zwei Theile unterscheiden, der westliche höhere, geschlossenere, und der östliche zerrissene, kleinere, niedrigere.

Dem entsprechend sind nun die politischen Einheiten in vieler Beziehung berechtigt und die jetzige Eintheilung in Staaten folgt — vielleicht zu sehr — den plastischen Eigenarten.

Der Cordillere entspricht der Staat Los Andes, den westlichen Llanos der Staat Zamora; der westliche Theil des Karibischen Gebirges umfaßt die Staaten Carabobo und Guzman Blanco; der östliche im Osten des Cap Codera den Staat Bermudez. Dazwischen im Hügellande von Barquisimeto findet sich der Staat Lara; dasjenige von Coro ist der Seccion Falcón des Staates Falcón-Zulia zugewiesen. Die östlichen Llanos allein werden aufgetheilt zwischen Carabobo, Guzman Blanco und Bermudez. Wohl aber kann man im Allgemeinen sagen, daß den natürlichen Abschnitten des Landes gemäß auch die politische Eintheilung gewählt ist.

So stehen denn die Staaten Carabobo, Guzman Blanco und Bermudez als erste Kategorie den Staaten des Westens gegenüber. Diese zerfallen in drei Kategorien zu je einem Staat, Zamora (Llanos), Los Andes (Cordillere), Zulia (Maracaibo-Seegebiet). Den Uebergang bilden Lara und die Seccion Falcón (Hügelland von Barquisimeto und Coro). Wenn es nun schon schwer war, die Llanos einigermaßen den Hauptstaaten des Ostens zu assimiliren, und dies wesentlich nur infolge der Zerrüttung des Wohlstandes derselben möglich gewesen ist, welche die politische Einheit derselben verhindert, so steht die Cordillere als ein noch viel schwieriger zu assimilirendes Gebiet den östlichen Staaten gegenüber, und der Staat Los Andes wird noch stets Eigenthümlichkeiten bewahren, wenn die übrigen die ihrigen schon lange verloren haben werden, immer abgesehen von Guayana.

Landschaftlich ist das Karibische Gebirge entschieden ein Gegensatz zu den Anden. Was ganz besonders auffällt, ist die geringere Höhe; denn selbst die höchsten Höhen erreichen nur 2782 m im Pico de Naiguatá und 2665 m in der Silla de Carácas, so daß die Cordillere noch um fast 2000 m darüber hinausragt. Und die Ausdehnung dieser hohen Kette ist nur gering; denn sie erstreckt sich nur vom Cap Codera bis gegen Puerto Cabello und Valencia hin in der Höhe von 2000 m. Weiter westlich sinkt die Höhe beträchtlich herab; und auch im Osten östlich des Busens von Barcelona finden wir nur bis 2000 m Höhe. Die Bergketten zeigen ein durchfurchtes, zerrissenes, mit zahlreichen Schluchten durchzogenes, man möchte sagen greisenhaftes Ansehen. Zahlreiche Ruinen jüngerer Gesteine liegen auf den alten Gneißen, Glimmerschiefern und Quarziten zerstückelt, zerbrochen, in ungeheuren Klötzen aufragend und ohne einheitlichen Charakter. Man hat auf jeder Reise in dem Karibischen Gebirge, vielleicht mit Ausnahme der hohen Kette von Carácas, den Eindruck, als ob das Gebirge in völliger Auflösung begriffen sei. Dem gegenüber haben wir in den Anden noch Frische, Geschlossenheit, Einheitlichkeit, gleichmäßige Höhe, gleichmäßige Formen, harmonische Linien. Während die Thäler des Karibischen Gebirges sehr tief liegen und das gesammte Längsthal zwischen den beiden Hauptketten von Nirgua bis zur Tuy-Mündung 650 m nicht überschreitet, zeigen die Anden hohe enge Thäler, keine Längs-, sondern meist Querthäler, Durchbrüche und Querausgänge der Flußthäler. Und die von Nirgua bis gegen Carácas zwischen den Parallelketten liegenden und sich auch in der Struktur der östlichen zerbrochenen Fortsetzungen des Karibischen Gebirges zeigenden Becken und Hohlformen sind so überaus charakteristisch für dasselbe, daß dies allein schon einen wesentlichen Unterschied in der Struktur der beiden in Rede stehenden Gebirge machen würde. Das Becken des Valencia- oder Tacarigua-Sees, dessen wahrscheinlich beträchtliche Einschrumpfung wir konstatiren konnten, ist eine in der Anordnung des Karibischen Gebirges begründete Erscheinung.

Auch fehlen die vielen und schönen Wälder, welche die Anden zieren, im Karibischen Gebirge oftmals; namentlich der Südabhang ist sehr kahl und öde, steril und steinig. Die gesammte Kette von San Sebastián, Villa de Cura, San Juan de los Morros entbehrt des Schmuckes der Wälder; allerdings finden sich dieselben an der Nordseite der Küstenkette, allein doch nicht in jenem großartigen Maßstabe, wie in der Cordillere.

Vor allem aber ist es das Klima, welches die Cordillere gegenüber dem Karibischen Gebirge bevorzugt; denn während in letzterem nur ganz wenige Ortschaften, südlich Carácas sowie die Thäler von Los Teques, ein gemäßigtes Klima besitzen, dagegen die größeren Städte, auch Carácas selbst, noch in recht warmem Lande liegen, so erheben sich die Thäler der Cordillere hoch genug über den Meeresspiegel, um die volle Frische der kühleren Höhenlage oberhalb 1500 m empfinden zu lassen.

Das Hügelland von Barquisimeto bildet wohl den häßlichsten Theil Venezuelas; doch muß man auch Coro noch dazu rechnen; diese beiden Landschaften entbehren der frischen Vegetation und des Wassers; nur ein großer Fluß, der Tocuyo, durchströmt diese Gegenden; das gesammte Land zwischen Tocuyo und Barquisimeto wird durch eine öde, sterile Kaktusvegetation eingenommen, welche an Dürre und Hitze ihres Gleichen im Lande sucht; diese Kaktusdistrikte setzen sich auch nordwärts über Coro fort und bedecken auch Theile des Landes westlich vom Tocuyo. Obwohl diese hügelige Ebene 600 bis 700 m hoch liegt, ist das Klima doch unverhältnißmäßig heiß; die Sonne brennt auf die kahlen, verwitterten, weißen bis braunen und röthlichen Hügel unablässig herab; der Wind ist hier meist schwach; Regen fällt nicht häufig, es giebt sogar einen Distrikt mit einer größeren Stadt, Quibor, welcher als fast abflußlos bezeichnet werden kann, und auch als fast wasserlos gelten darf, insofern nur ein ganz kleiner Bach an der Stadt Quibor vorüberfließt und auch nur in der Regenzeit bei besonders starken Regengüssen Wasser führt. Ebenso

entbehren die Städte Carora und Arenales mehr und mehr des Wassers, insofern die Flüsse leicht austrocknen. Große Sandebenen, leicht bewachsene Sabanen sind an der Tagesordnung. Auf den sterilen Felsen klettern Ziegen, von denen namentlich in Coro die Bevölkerung zu einem Theile geradezu abhängig ist, indem das Fleisch der Ziegen gegessen wird, die Häute aber zu Millionen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt zu werden pflegen.

In dem östlichen Theile Venezuelas, östlich von Barquisimeto, hat nun die Regierung beträchtliche Anstrengungen zur Hebung des Verkehrs gemacht, indem sie Straßen und Fahrwege baut. Der große Fahrweg zwischen den beiden Hauptstädten des Landes, Carácas und Valencia, ist nach mehreren vergeblichen Anläufen endlich vor einigen Jahren zu Stande gekommen; er führt von Carácas im Thale des Rio Guaire aufwärts, durchzieht zunächst die frischen Auen des Mittellaufes dieses Flusses und versenkt sich dann von Los Adjuntas aus an der Mündung des Rio Macarao in den Rio Guaire in die tief eingeschnittene Thalschlucht dieses letzteren Flusses; in Serpentinen steigt der Weg aufwärts, stets am linken Ufer desselben, und erreicht endlich nach 1½ bis 2 Stunden starker Steigung die hoch im Gebirge in 1170 m Höhe liegende Ortschaft Los Teques, ein in letzter Zeit stark angewachsenes Städtchen mit etwa 2500 Einwohnern und einem merkwürdig guten Gasthause. Los Teques liegt in einem Kessel zwischen Bergen, die über 2000 m Höhe besitzen; der Picacho de Palmár, welcher nördlich der Ortschaft aufsteigt, dürfte 2270 m Höhe haben (nach gefälliger Mittheilung des Herrn A. Jahn jun. in Carácas). Von Los Teques aus steigt die Fahrstraße nochmals ein wenig auf und erreicht bei dem Gehöfte Los Canales an der El Alto de la Cortada genannten Strecke den höchsten Punkt (1270 m); von hier aus hat man eine umfassende Aussicht über das Bergland südlich von Los Teques gegen den Rio Tuy zu und über die Serrania del Interior, die innere Kette des Karibischen Gebirges, gegen die Llanos zu. Unregelmäßige Formen zeigen sich hier; eine Unzahl von Gipfeln mit vielen Schluchten und Furchen steigen neben und über einander auf; doch sind keine besonders hervorragenden Punkte zu bemerken; nunmehr senkt sich die in die Felsen gesprengte Straße steil abwärts und erreicht bei dem Wirthshause Los Guayos in 480 m die Thalsohle und zugleich einen kleinen Bach, der in den Rio Tuy fällt. Es bildet also das Bergland von Los Teques, welches Humboldt Higuerote oder de las Cocuizas nennt, die Wasserscheide zwischen dem Rio Guaire und dem Tuy. Nunmehr folgt die Straße dem Rio Tuy einige Stunden aufwärts bis zu dem Dorfe El Consejo, wo der Fluß aus dem Gebirge bricht. Er ist hier wenig wasserreich und gut durchwatbar; doch wird sein Wasser zur Tränkung zahlreicher Zuckerrohrfelder benutzt, und wir finden hier auch die Dampfkraft im Dienste der Landwirthschaft und Industrie, indem dieselbe z. B. zum Destilliren des Zuckerrohrsaftes benutzt wird, der gegohren als guarapo fermentado ein Hauptgetränk der Bevölkerung bildet. Namentlich aber stellt man hier den Zuckerrohr-Branntwein, aguardiente de caña, her, welcher recht gut zum Trinken benutzbar ist, und namentlich, wenn er mit Anis versetzt ist, ein erfrischendes Getränk bildet. Allerdings werden auch sehr gewöhnliche Sorten hergestellt, und es trinkt daher die niedere Bevölkerung einen zum Theil entsetzlichen Fusel, welcher häufig Excesse hervorruft. Das Tuy-Thal ist landschaftlich überaus reizend; zwischen niedrigen Bergen zieht es einher, andauernd mit hellgrünen Zuckerpflanzungen, hier und da auch mit dunkleren Kaffeepflanzungen bedeckt. Fast unmerklich ist der Uebergang von dem Tuy-Thal in dasjenige des Rio Aragua, welcher die gepriesenste Gegend ganz Venezuelas durchströmt. Der Rio Aragua entsteht aus mehreren Quellbächen bei La Victoria und mündet in den See von Valencia. An seinen Ufern finden sich die Stadt La Victoria und die Dörfer Cagua und Santa Cruz. Auf der ganzen Strecke zwischen den beiden ersteren Ortschaften ist der Rio Aragua umgeben von gewaltigen Kaffeepflanzungen, deren Schattenbäume einen großartigen Wald bilden, durch welchen man Stunden lang reiten kann, ohne aus den Kaffeepflanzungen herauszukommen. Nahe bei La Victoria zweigt eine zweite Fahrstraße ab, welche nach der Hauptstadt des Staates Guzman Blanco, Villa de Cura, führt, und noch über diese hinaus bis nach San Juan de los Morros und San Sebastian am Rio Guarico verlängert worden ist. Die eigentliche Hauptstraße aber geht von dem durch Schlachten berühmten Dorfe San Mateo über das durch einen gewaltigen Saman-Baum gezierte Dörfchen Guere und die Stadt Turmero nach Maracai, einem aufblühenden Städtchen, schon nahe dem Valencia-See.

Von hier führt die Fahrstraße stets am nördlichen Ufer des Valencia-Sees entlang durch die öden und sterilen Kaktusdickichte, welche den vom See verlassenen Boden einnehmen. Dieser Weg ist nur an einer einzigen Stelle malerisch, nämlich dort, wo er an der Halbinsel Cabrera entlang zieht, welche weit in den See hineinragt; man übersieht von hier sowie auch von dem Hügel der Wasserleitung oberhalb von Maracai den ganzen östlichen Theil des Sees mit einer großen Menge von Inseln.

Valencia selbst liegt in 495 m Höhe am Fuße der nördlichen Kette, dort, wo eine Oeffnung, eine Erniedrigung sich in derselben zeigt, nämlich südlich des Passes von Las Trincheras. Seine Lage ist eine ganz außerordentlich günstige, und in der That dürfte diese Stadt von der Natur sehr viel mehr zur Hauptstadt des gesammten Landes vorherbestimmt worden sein als Carácas. Denn Valencia besitzt zunächst einmal den besten Hafen Venezuelas, Puerto Cabello; zwar liegt die ganze Breite der Küstenkette zwischen beiden Städten, allein die ausgleichende Wirkung der Eisenbahn, welche augenblicklich im Bau ist, dürfte darüber leicht hinweghelfen. Valencia liegt ferner dort, wo die Küstenkette auf der gesammten Strecke von Cap Codera bis zum Rio Yaracui sich am meisten erniedrigt; der Paß von Las Trincheras hat nur 680 m Höhe, liegt daher kaum 200 m über Valencia. Sodann besitzt Valencia ein gutes und bequemes Thor in die Llanos; die Serrania del Interior sinkt nämlich ebenfalls hier auf so geringe Höhe herab, daß die Ueberschreitung dieser niedrigen Hügelketten sehr leicht ist. In der That führt denn auch schon seit längerer Zeit eine Fahrstraße von Valencia nach San Carlos und eine andere nach Pao. Die Llanos aber dürften mit der Zeit, besonders sobald die Zustände der Politik des Landes vollständig geordnet sein und die Llanos Zeit gehabt haben werden, sich auf den alten Reichthum an Vieh und Pferden wieder emporzuschwingen, einen der allerwichtigsten Theile des Landes ausmachen, wie sie es denn ja auch eigentlich gewesen sind, welche zur Zeit der Befreiungskriege gegen die Spanier den Widerstand am zähesten aufrecht erhalten und mehrmals den fast erloschenen wieder angefacht haben.

Vergleicht man nun die Zugänge zu den Llanos, so findet sich, daß von Carácas der weite Umweg über Villa de Cura gemacht werden muß, um an einer mäßig niedrigen Stelle die Serrania del Interior zu übersteigen, da auf der ganzen Strecke von Villa de Cura bis Orituco dieses Gebirge in starrer Geschlossenheit einen Wall gegen die Llanos bildet. Andererseits finden wir aber auch, daß der Hafen von Carácas, La Guaira, ganz besonders schlecht ist. Es ist eben überhaupt kein Hafen, sondern eine sehr schlechte, dem

Ansturme des Nordost-Passats und überhaupt allen Winden preisgegebene Rhede, auf welcher häufig die Arbeiten zum Laden und Löschen der Schiffe wegen der heftigen Brandung und des Wellenschlages eingestellt werden müssen, so daß sich die Regierung jetzt veranlaßt gesehen hat, einen Molo, einen Wellenbrecher, tajamár, zu bauen, welcher jedoch gleich im Beginn des Baues mehrmals durch die Wogen hinweggerissen worden ist. In diesen Beziehungen steht also Carácas Valencia sehr nach; dazu kommt aber noch, daß Valencia eine viel günstigere Lage für den Handel der wichtigen Thäler von Aragua hat. Diese sandten bisher ihre Produkte über die steile Fahrstraße von Los Teques nach Carácas, so daß man auf derselben andauernd gewaltigen Waarenzügen begegnet, welche hin und her ziehen. Sobald aber die Eisenbahn von Puerto Cabello nach Valencia fertig sein wird, dürfte der Handel der Thäler von Aragua nach Valencia gehen. In der That ist die Straße am Nordufer des Sees sehr bequem und leicht zu befahren, insofern andauernd ebenes Land zu durchziehen ist, während man zwischen La Victoria und Carácas 800 m auf- und 300 m absteigen muß. Endlich bietet das Becken des Sees von Valencia ein ungeheures Feld für Ackerbau dar, welches noch durchaus nicht in der Weise ausgenutzt ist, wie es wohl der Fall sein sollte, und überhaupt kann der Valencia-See als das Centrum des ganzen Landes betrachtet werden, so daß Valencia eine entschieden weit centralere Lage hat als Carácas, das schon zu den östlicheren Theilen des Landes gehört. Ueberhaupt ist die freie Lage Valencias in einer weiten Ebene außerordentlich viel geeigneter zur Hauptstadt, als das in engem Thale zwischen hohen Bergen eingekeilte und von allen Seiten durch Höhenzüge abgesperrte Carácas. Man wendet allerdings Vieles daran, um Carácas den Rang als Hauptstadt zu bewahren; die Stadt ist durch den General Guzman Blanco in einer Weise verschönert worden, wie es wenige andere Städte in so kurzer Zeit erlebt haben; und es wird stark daran gearbeitet, auch die Handelsstellung von Carácas aufrecht zu erhalten. Da es nun außerordentlich kostspielig wäre, das Bergland von Los Teques mit einer Eisenbahn zu durchschneiden, so hat man die Absicht, eine centrale Bahn Guaire abwärts und Tuy aufwärts zu bauen und auf diese Weise La Victoria zu erreichen. Es ist dies zwar ein sehr großer Bogen, allein die Ausführung dürfte wesentlich leichter und billiger sein als die Eisenbahn über Los Teques. In der That hat man schon den Anfang gemacht, und die Strecke Carácas—Petare—Santa Lucia in Angriff genommen. Von Valencia aus wird beabsichtigt, ebenfalls im Anschluß hieran eine Bahn nach Victoria zu bauen, so daß einst Carácas und Valencia durch Schienenweg verbunden wären. Aber trotz aller dieser Anstrengungen, die Stellung von Carácas zu erhalten, glaube ich doch, daß die Natur selbst schließlich dem von ihr begünstigten Valencia den Sieg in diesem Wettstreite geben wird.

Der Tsḱán=Vogel.

Eine mythische Erzählung der Okinagen=Indianer, mitgetheilt von **Albert S. Gatschet** in Washington.

Die Bewohner eines Dorfes halten sich zur Berathung versammelt. Die einen sprachen: „Laßt uns aufbrechen und gegen den Himmel zu Felde ziehen, um Feuer herunter zu holen! Doch was thun wir, um dorthin zu gelangen? Wir ziehen aus und schießen Pfeile nach dem Himmelsgewölbe, bis einer darin stecken bleibt; dann schießen wir einen anderen nach der Kerbe des ersten, einen dritten nach der Kerbe des zweiten und bereiten uns so einen Pfad, an dem wir hinaufklettern und Feuer herunterholen!“ Die anderen erwiderten: „Wohlan! ziehen wir aus und rufen wir alle Thiere zusammen, daß sie uns Hilfe leisten; vereint brechen wir dann auf!“

Man versammelte sich und schoß Pfeile nach dem Himmelszelte. Bei den ersten Versuchen mit unvollkommenem Schießzeuge gelangten die Pfeile lange nicht so weit hinauf. Die Thiere berichteten dies dem Tsḱán-Vogel, der mit seiner Großmutter in der Nähe saß. Er war ein kluger Vogel und wußte Rath. „Ihr habt euch versammelt, um nach dem Himmel zu schießen? Gut, ich bin dabei!“ Seiner Großmutter sagte er, er müsse zu diesem Zwecke neue Pfeile von den Stämmen des Heidelbeerstrauches anfertigen, und nachdem er sich diese im Walde geholt: „Ich muß eine starke Rippe haben, um daraus einen Bogen von hinreichender Stärke zu schnitzen!“ „Eine solche Rippe kann nur ein Elenn liefern“, gab sie zur Antwort.

Der Tsḱán=Vogel streifte herum und erblickte bald ein Elenn. „Trage mich geschwind über den Fluß!“ rief er ihm zu. „Warum denn nicht? Steige auf und reite auf der Wurzel meines Schweifes hinüber!“ Der Vogel flog hinauf, wie geheißen, und das Elenn schritt durch den Fluß. Der Vogel kroch ihm nun durch den Darm bis hinauf ans Herz, zerbiß dasselbe, und wie das Elenn das Ufer erreichte, fiel es todt nieder. Tsḱán war eben daran, dem Elenn die Haut abzuziehen und den Körper zu zerstücken, als sich die Wölfin zu ihm gesellte.

Sie sprach: „Du hast ein Elenn erlegt; ich will dir beim Zerlegen behilflich sein. Hole deine Verwandten, und wir alle wollen die Haut abziehen helfen.“ Der Vogel entfernte sich, brachte seine Verwandten in einem Korbe, den er auf dem Rücken trug, über die Berge hinüber nach einer Stelle jenseits des Ortes, wo er die Wölfin bei dem todten Elenn gelassen hatte. Er vermuthete nämlich, diese könnte unterdessen das Elenn hinterlistig fortschaffen. Dann flog der Vogel nach der Wölfin zurück, riß unterwegs auf seinem Fluge die Berge mittelst eines starken Baumastes los und sagte zur Wölfin: „Ich habe meine Verwandten nicht angetroffen; gehe du und hole sie her! Ich bleibe unterdessen hier sitzen, bis du zurück bist.“ Hierauf entfernte sich die Wölfin.

Unterdessen suchte der Tsḱán=Vogel seine Großmutter auf und berichtete ihr, er habe ein Elenn getödtet; die Wölfin sei jedoch dazu gekommen und habe versucht, ihm das erlegte Wild wegzutragen. Beide eilten nun hin, um sich das Wild zu sichern, luden es auf ihre Achseln und brachten es nach Hause. Der Vogel fürchtete einen mörderischen Anfall seitens der Wölfin und sagte zur Großmutter: „Laßt uns durch Reiben eines Holzstabes ein Feuer anzünden und dann machen wir Steine darin glühend!“

Während die Steine sich allmählich erhitzten, traf die Wölfin ein und sagte zu den Zweien, die sich auf eine Anhöhe gesetzt hatten: „Gebt mir zu essen, ich hungere!“ „Du sollst etwas haben!“ erwiderte der Vogel. Er wickelte eine Schicht vom Bauchfett des Elenns um einen der erglühten Steine und rief: „Maul aufgesperrt!“ Die Wölfin

saß zur Erde, sperrte den Rachen auf, und der Stein flog hinein. Gleich darauf verendete sie unter Zuckungen und der Vogel sagte: „Sie ist todt; ich will sagen: drei Wölfe sind todt!" Sie war nämlich mit zwei Jungen trächtig gewesen.

Nach Verrichtung dieser That kam dem Tslán-Vogel in den Sinn, er müsse Federn für seine Pfeile zu erlangen suchen. Der Goldadler, ein gefährlicher Raubvogel, sollte diese Federn liefern, und Tslán machte sich mit der Haut des Elenn auf den Weg. An einem steilen Felshange angekommen, erblickte er ein Adlernest mit junger Brut auf dem Gipfel des Felsens. Er wickelte sich in die mitgebrachte Haut ein und streckte sich auf dem Boden aus. Der Goldadler erspähte die Haut, flog nieder, holte sie ins Nest hinauf und entfernte sich dann wieder. Als die Adlermutter sich erhob, ergriff der Tslán-Vogel, der sich unterdessen aus der Haut losgemacht hatte, zwei der jungen Adler bei den Füßen, warf sie aus dem Neste, und als sie unten angekommen, raufte er ihnen die Schwanzfedern aus. Mit diesen versehen, war er nun im Stande, zu Hause seine Pfeile mit Federn auszurüsten. Doch fehlten ihm zur Vollendung derselben noch die Pfeilspitzen aus Stein.

Um diese durch List zu erlangen, mischte er sich unter seine Nachbaren, sagte zu den einen, ihre Freunde seien böse auf sie und verleumdeten sie hinter ihrem Rücken. Dasselbe sagte er den anderen Nachbaren, die er eben verleumdet hatte. Dies reichte hin, um die bisherigen Freunde zu Feinden zu machen; sie griffen sich gegenseitig mit Pfeilschüssen an; dabei las der Tslán-Vogel, so schnell er konnte, die abgeschossenen Pfeile zusammen und suchte das Weite. Zu Hause bei seiner Großmutter angelangt, versah er seine Pfeile mit den Steinspitzen der erlangten Geschosse und erklärte ihr, er müsse sie verlassen, denn er gehe jetzt an den Ort, wo man nach dem Himmel Pfeile abschieße.

Auf dem Wege dahin trifft er mit dem Coyote oder Präriewolf zusammen. Dieser redete ihn an: „Wohin des Weges, Kalispelm-Indianer?[1]." Der Vogel antwortete: „Ich gehe dahin, wo man nach dem Himmel schießt!" „Wem gehören diese Pfeile?" fragte der Präriewolf. „Mir gehören sie!" „Wohl kaum", erwiderte der Präriewolf; „es sind deines Vaters Pfeile; zeige sie her!" Und Tslán übergab sie dem Präriewolf. Dieser war nicht im Stande, den gewaltigen Bogen zu spannen; er lachte: „Ha! ha!" und sagte zu Tslán: „Wenn ich mich etwas entfernt von dir aufstellte, würdest du nach mir zielen und mich verwunden?" „So geh' einmal, geh', Präriewolf, und stelle dich dort auf dem Hügel auf!" In kurzer Entfernung pflanzt sich nun der Präriewolf auf eine Anhöhe und ruft: „Schieß los!", ging aber trotz der Abrede weiter und immer weiter. Endlich hörte er das Schwirren des Pfeiles hinter sich: achu-a-u! „Ach! was ist denn das! welch' entzückender Ton!" Indem er so dachte, durchdrang der Pfeil den Präriewolf und er lag entseelt da. Vogel Tslán kam heran, zog den Pfeil aus dem Leichnam und roch daran; er roch übel, und so ließ Tslán Pfeil und Präriewolf liegen und ging weiter.

Da trat der Fuchs zum todten Präriewolfe und redete ihn an: „Da bist du wieder und spielst den tückischen Gesellen; warum hat man nach dir geschossen?" Er zog den Leichnam hin und her und hüpfte über ihn hin — siehe da! der Präriewolf lebte neu auf. Als ob er lange geschlafen, gähnte er laut: „he-e-eihai!" und sprach: „Hier auf dieser Stelle legte ich mich hin und schlief ein!" „Jawohl", erwiderte der Fuchs, „du bist eingeschlafen! Du hast den Tslán-Vogel geneckt, er schoß nach dir und machte dich todt!" „Gut", erwiderte der Präriewolf, „wenn dem also ist, so renne ich dem Tslán-Vogel eilends nach um ihn zu züchtigen!" und rannte davon. Nachdem er ihn eingeholt, sprach er zu ihm: „Ich glaube, dies ist dein Pfeil, den du verloren hast; ich habe ihn gefunden und stelle dir denselben wieder zu." „Nein", sagte Tslán, „verloren habe ich ihn nicht, bloß weggeworfen, weil er nach der Tödtung eines Präriewolfes so sehr gestunken hatte." Der Präriewolf schlug nun vor, sie wollten Pfeilwerfens spielen. Und als er und Tslán im Pfeilwerfen begriffen waren und ihre Kleider als Spielgewinn eingesetzt hatten, blies der Präriewolf den Pfeil des Vogels durch Zauberei vom Ziele weg. Damit gewann er alle Kleider des Vogels, zog sie an und spazierte davon, die Worte singend:

„All' dein Gewand hab' ich gewonnen, o Kalispelm", und der Vogel schritt hinter ihm her, als er abzog.

Da nun der im Spiele siegreiche Präriewolf seines Weges zog, traf er junge Rebhühner, die Kinnikinnik-Beeren sammelten und fragte eines derselben: „Wie heißt dein Vater?" „Sein Name ist ‚Flieg' vor den Augen'!" „Wie heißt deine Mutter?" „Flieg' durch die Beine!" „So bringe deine Beeren her, daß ich sie (zum Dörren) für dich unter heiße Asche lege!" Als es die Beeren gebracht, ergriff er die Rebhühner, tödtete sie, briet sie auf heißen Kohlen, ließ sie liegen und ging weiter.

Alles dies hatte der Tslán-Vogel mit angesehen. Er machte sich sofort auf nach der Wohnung der alten Rebhühner, welche über das lange Ausbleiben der Jungen untröstlich geworden waren. Sie sagten zu Tslán: „Bist du es etwa, der unsere Kinder umgebracht hat?" „Nicht ich, gewiß nicht! Vermuthlich war es der Präriewolf, der mir all mein Gewand im Spiele abgewann." „Erbarm dich unser, hilf uns!" sagten die Eltern; „bringst du uns unsere Kinder zurück, so stellen wir dir deine Kleider vom Präriewolfe wieder zu." Tslán versprach, die Kleinen wieder ins Leben zurückzurufen. Er legte die Leichen zusammen und hüpfte über sie hinüber; da wurden sie von neuem Leben beseelt. Die zwei Alten setzten nun dem räuberischen Präriewolfe nach, der am Rande eines Abgrundes dahinlief. Als sie ihn erreicht, flog der Vater der zwei Rebhühner dem Präriewolfe voran, während die Mutter demselben zwischen die Beine flog. Diese List hatte den Sturz des Wolfes über den Abgrund zur Folge; er verletzte sich schwer und starb. Die zwei Alten rissen ihm nun die Gewänder vom Leibe und brachten sie dem Tslán-Vogel zurück, der sie unterdessen zu Hause erwartet hatte.

Tslán zog nun seine Kleider wieder an und ging eilenden Laufes nach dem Orte der Versammlung. Dort schoß er mit den Anderen nach dem Himmel, bis ihm alle Pfeile ausgegangen waren. Dieselben blieben oben stecken; es wurden nun alle noch auftreibbaren Pfeile gesammelt und abgeschossen. Da jeder derselben in der Endkerbe des vorangehenden Pfeiles stecken blieb, so bildeten sie eine einzige Linie und die Thiere hatten nun einen Weg nach dem Himmel. Sie kletterten nun an den Pfeilen empor; der letzte in der Reihe war der Grizzlybär, und dieser schleppte alle seine Speisevorräthe auf dem Rücken mit. Durch sein Gewicht brach die Kette der Pfeile entzwei; der Weg war unterbrochen.

Nichtsdestoweniger sollte der Kriegszug ausgeführt werden. Man sandte die Schlange und den Frosch auf den Kriegspfad; der Frosch legte sich indeß nieder und die Schlange verschluckte ihn. Als die Schlange allein zurückkehrte, hieß es: „Wo ist dein Gefährte?" „Ich fraß ihn auf!" Darauf sandte man andere auf den Kriegspfad. „Du Biber, du Schildkröte und du schwarzer Adler, ihr

[1] Kalispelm ist der Name eines Indianerstammes am Mittellaufe des Kolumbiaflusses; derselbe heißt auch Pend d'Oreilles.

müßt nun in den Krieg!" rief man. Nachdem sie ausgezogen waren, ließ sich die Schildkröte auf die Erde herabfallen und fiel, Gott sei's geklagt! in eine Wohnung hinein, wo sie durch ihren Fall Jemandem den Schädel einschlug. Aus Rache drohte man ihr mit dem Feuertode. Sie aber sagte: „Gut! dann bleibe ich am Leben, denn das Feuer ist mein Element!" Als man vorschlug, sie ins Wasser zu werfen, sprach sie: „Thut das ja nicht, sonst komme ich ums Leben!" Sie wurde ins Nasse geworfen, aber siehe da! sie schwamm fort, gelangte ans Ufer, schrie laut und ging nach Hause. Man fragte sie: „Wo sind deine Kriegsgefährten?" „Vermuthlich sind sie mausetodt", erwiderte sie. Dann suchte man nach dem Biber, fand und ergriff ihn und zog ihm das Fell über die Ohren. Den schwarzen Adler sah man auf einem Baume sitzen und schoß nach ihm. Da verließ aber der, der eben dem Biber das Fell abzog, sein Opfer, um dem Adler nachzustellen; der Biber, als er sich frei fühlt, springt mit einem Satze auf, ergreift Feuer, steckt es unter einen seiner Nägel und entflieht. Nachdem aber der Adler davongeflogen, kehren seine Verfolger nach der Hütte zurück, wo der Biber geschunden worden war; dieser war jedoch nebst seinem Gefährten verschwunden.

Es wurde nun der Vorschlag zur Heimkehr gemacht, da der Weg nach dem Himmel unterbrochen sei. Doch wie sollte man die Heimkehr ins Werk setzen? Der Adler und der Häher sagten, sie würden fliegen; die Fledermaus sagte: „Ich werde mich auf den Mantel meiner Haut setzen" und wickelte sich in ihre Flügel ein. Das Flugeichhörnchen und sämmtliche Vögel flogen davon, der Präriewolf verwandelte sich in ein Blatt, die Fische purzelten und fielen ins Wasser, die Forellen fielen auf Felsen und in die Fichtennadeln und verwickelten sich in die Tannengebüsche; darum haben sie so viele Gräten im Leibe.

Das ist das Ende der Geschichte.

* * *

Vorstehende mythische Erzählung wurde mir von einem Okinägen-Indianer, der schon etwas betagt war und in dessen Adern auch etwas weißes Blut rollte, in der Ursprache mitgetheilt. Ich erhielt von ihm eine Interlinear-Uebersetzung des Textes, und nach dieser habe ich die Erzählung redigirt. Der Okinägen-Fluß, an welchem diese Indianer wohnen, kommt aus dem britischen Territorium, wo er einige Seen durchfließt, in nordsüdlicher Richtung nach dem Washington Territorium (Vereinigte Staaten) herab und vereinigt sich etwa unter dem 48. Breitengrade mit dem Kolumbiaflusse. Diese Indianer gehören zum Selischstamme und sprechen eine dem eigentlichen Selisch im westlichen Montana nahe verwandte Sprache. Wegen der starken Konsonantenhäufungen, die meist durch Vocal-Elision hervorgebracht werden, ist diese Sprache schwer zu Papier zu bringen.

Der Gang obiger Erzählung ist im Ganzen leicht zu fassen. Fast in allen Gegenden, wo der Coyote oder Präriewolf häufig vorkommt, also im westlichen Nordamerika, wird er von den Indianern als Demiurg oder Weltenschöpfer betrachtet. So bei vielen Kaliforniern, so auch bei den meisten Selischindianern. Was der eigentliche Grund davon ist, darüber giebt es verschiedene Vermuthungen; jedenfalls hat aber sein nächtliches, klägliches Geheul besonders während der Mondnächte etwas mit diesem Glauben zu thun, und die angebliche Schlauheit dieses amerikanischen Schakals kommt nur in zweiter Linie in Betracht. Er wird auch als Wohlthäter der Menschen angesehen; dennoch werden Bösewichter nach ihrem Tode gerade in dieses Thier verwandelt. Das Stürmen des Himmels ist ebenfalls eine in Mythen häufig vorkommende Vorstellung und wir brauchen bloß an die Titanen und Giganten zu erinnern. Auch der weiße Vogel erscheint in den Mythen europäischer Völker.

Schwierig ist aber dennoch die Deutung der einzelnen Figuren für den wissenschaftlichen Mythologen. Die Idee, daß das Himmelsgewölbe erstiegen werden soll, um Feuer herabzuholen, ist prometheisch und deutet auf einen kosmischen Mythus. Das Feuer ist hinter dem Krystallgewölbe des Firmamentes verborgen, sonst könnten keine Blitze daraus hervorzucken. Dies muß durchbohrt werden, wenn das Feuer hervorgeholt werden soll, und zwar durch Pfeile mit Steinspitzen. Nur ein starker Bogen kann Pfeile so weit hinausschnellen, und der größte Bogen ist die Mondsichel. Der Tskán oder Tseskán-Vogel und der Präriewolf, die sich stets verfolgen und umzubringen suchen, sind also Mond und Sonne. Der sterbende Mond ist der Neumond, die todte Sonne ist die Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende. Als Sonne ist der Präriewolf auch Schöpfer des Alls und Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Das Fallen des Coyote in den Abgrund ist das Untergehen der Sonne hinter Bergeshöhen und Felsklippen. Die Thiere, die den Himmel stürmen wollen, sind wohl die Wolken oder eher die Konstellationen, weil diese häufig die Namen von Jagdthieren tragen; die Idee der Himmelsleiter oder Pfeilstraße wurde vermuthlich durch die Milchstraße oder durch den Regenbogen angeregt. Das Wiederaufleben des Coyote ist das Wärmerwerden der Sonne im Frühjahre; das Spielen und Pfeilwerfen bezieht sich auf die Strahlen des Mondes, die mit denen der Sonne nicht rivalisiren können und daher nutzlos dahinfallen.

Die Idee des Erstürmens des Himmels mit Pfeilen und Geschossen ist in Amerika nicht ganz isolirt; wir finden, daß Moteuhzoma I., der fünfte Herrscher der Azteken in Tenochtitlan, den Beinamen Ilhuica mina trug, wörtlich: „Der den Himmel (ilhuicatl) Beschießende (mina)."

Der Vogel Tskán oder Tseskán ist eine Art Sperling mit schwarzem Kopfe und weißen Flecken zu beiden Seiten des Kopfes; im Frühjahre schreit er kitsena, kitsena. Er ist in dortiger Gegend sehr gewöhnlich und die Zoologen identificiren ihn mit Zonotrichia intermedia. Weshalb er als Träger dieses Mythus erscheint, ist mir nicht klar.

Der Umstand, daß bis jetzt noch so wenige Mythen vom oberen Kolumbiaflusse, von den Sahaptin- und Schoschonen-Indianern bekannt geworden sind, erschwert die Deutung dieses Mythus, denn man weiß kaum, was Hauptpunkte und was bloß burleske Ausmalung ist. Sind einmal Parallelen aus jener Gegend beigebracht, so wird die Deutung leichter werden. Eine vortreffliche Parallele besitzen wir indeß aus derselben Gegend und von demselben Volke in der Thierfabel vom Präriewolfe (Little Wolf), welche unter manchen anderen Dingen auch einen blutigen Krieg beschreibt, welchen jener gegen den Grizzlybär führte. Beide wurden von Alliirten aus verschiedenen Thiergeschlechtern kräftig unterstützt, und das Ganze ist so burlesk wie die Batrachomyomachie der Griechen. Der Präriewolf ist auch dort Weltenschöpfer; er schafft den Spokane-Indianern zum Danke dafür, daß sie ihm ein Eheweib verschafft, die Stromschnellen des Spokaneflusses. Stromschnellen und Fälle sind nämlich treffliche Stellen für den Fischfang, von dem viele Indianerstämme des Westens fast ausschließlich leben, und der Name der Spokane-Indianer charakterisirt dieselben als Sonnendiener, denn Spakané, Spokané heißt in dortigen Dialekten Sonne. Diese Thierfabel erlangte Kapitän Wilson von Herrn und Frau Mc Donald in Colville und veröffentlichte sie in den Berichten der Londoner „Ethnological Society" 1866, p. 306—322.

Der physische Typus der heutigen Italiener.

Von K. Penka.

Bekanntlich hat es Prof. Calori in Bologna in einer im Jahre 1878 erschienenen Abhandlung: „Del Tipo brachicefalo negli Italiani odierni“ (Memoria pubbl. negli Atti della Accademia delle scienze di Bologna, Serie IIa, T. VIII) zu zeigen unternommen, in welchem Verhältnisse zu einander der brachycephale und der dolichocephale Schädeltypus in den verschiedenen Provinzen Italiens sich verbreitet fänden. Auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung von 200 Bologneser Schädeln und von Messungen, die er an den Köpfen von mehr als 2442 lebenden Personen vorgenommen, gelangte derselbe zu dem Schlusse, daß die beiden Typen nicht in gleichen Verhältnissen in den verschiedenen Theilen des Landes vertreten seien, sondern daß ihre Vertheilung eine verschiedene sei, daß in der einen Gegend der eine, in der anderen der andere Typus das numerische Uebergewicht habe. So herrsche die Brachycephalie in den nördlichen und mittleren Theilen Italiens vor, trete jedoch vor der Dolichocephalie zurück in der gegenwärtigen Provinz Rom, in dem früheren Königreiche Neapel, sowie auf der Insel Sardinien.

Ueber diese Ergebnisse der Untersuchungen Calori's bemerkt nun P. Nicolucci, der Altmeister der italienischen Anthropologie und Professor dieser Wissenschaft an der Universität in Neapel, in dem dritten, den physischen Typus der heutigen Italiener behandelnden Abschnitte seiner vor Kurzem veröffentlichten „Antropologia dell' Italia dell'evo antico et nel moderno“ (Memoria estratta dagli Atti della R. Accademia delle scienze fisiche e matematiche, Serie II, T. II, Napoli 1887), daß er dieselben auf Grund seiner zahlreichen in den verschiedenen Gegenden Italiens vorgenommenen Schädelmessungen vollständig bestätigen könne; nur Toscana mache eine Ausnahme, als daselbst die Brachycephalie in einer bemerkenswerthen Minderheit erscheine. Für die übrigen Theile der Halbinsel blieben die von Calori erzielten Resultate unverändert, geringfügige Unterschiede ausgenommen, die einerseits das Verhältniß des Cephal-Index, andererseits die relativen Beziehungen der beiden Typen unter einander betreffen. Für die neapolitanischen Provinzen und für Sicilien, die Calori in eine einzige Kategorie zusammengefaßt hatte, gelang es Nicolucci, hinreichende Materialien zu gewinnen, um auch für sie die Verhältnißzahlen in Betreff des Vorkommens eines jeden Typus angeben zu können. Ferner hat derselbe den dolichocephalen Typus Calori's in zwei getheilt, den dolichocephalen und den mesocephalen, indem er in dem ersten Typus diejenigen Schädel zusammenfaßte, bei denen der Cephal-Index die Ziffer 75 nicht übersteigt, und in dem zweiten diejenigen Schädel, deren Index die Ziffern von 75 ab bis 80 umfaßt. Alle übrigen Schädel, deren Index höher ist als 80, letztere Ziffer eingeschlossen, gehören ohne Unterschied in die Klasse der Brachycephalen.

Aus eben diesen Messungen ergab sich, daß im Trentino, in Piemont, in Venezien, in der Lombardei, in der Emilia, in den Marken und in Umbrien der brachycephale Typus der vorherrschende ist, während umgekehrt in Toscana, in Latium, in Campanien, im Beneventanischen, in den Fürstenthümern (Avellino und Salerno), in den Abruzzen und in Molise, in Apulien der mesocephale und endlich in der Basilicata, in Calabrien, in Sicilien und in Sardinien der dolichocephale Typus am häufigsten vorkommt. Doch auch in den einzelnen Theilen dieser drei Verbreitungsgebiete, in denen je ein Typus vorherrschend ist, zeigen sich nicht unerhebliche Unterschiede. Im Trentino ist der brachycephale Typus mit 84 Proc. vertreten, in Piemont mit 77,47, in der Lombardei mit 70,09, in der Emilia, in den Marken und in Umbrien mit 68 und 68,33 Proc. Eine ähnliche Erscheinung zeigt das Verbreitungsgebiet des mesocephalen Typus. Während in Toscana 51,96 Proc. der Gesammtbevölkerung ihm angehören, fällt diese Ziffer in Latium auf 45,57, in Campanien auf 44,92 Proc., um in Molise wiederum auf 48,44, in den beiden Fürstenthümern auf 46,79 und 47,67 Proc. zu steigen. Der dolichocephale Typus umfaßt in der Basilicata 81,23, in Calabrien 64,71, in Sicilien 72,75 und in Sardinien 75 Proc. der Bevölkerung.

Vergleicht man die Gesammtziffer der Italiener, welche nach der Volkszählung vom Jahre 1881 mit Ausschluß des Trentino sich auf 28 882 943 belief, mit der Gesammtzahl der Menschen, die einem oder dem anderen der drei genannten kraniologischen Typen angehören, so findet man, daß die Brachycephalen 13 762 478, die Mesocephalen 8 577 629 und die Dolichocephalen 6 543 436 ausmachen, so daß also die ersten 47,653, die zweiten 29,692 und die dritten 22,655 Proc. der Gesammtbevölkerung repräsentiren. Daraus ersieht man deutlich, daß in Italien der brachycephale Typus der vorherrschende ist, dem im weiten Abstande der mesocephale und in noch weiterem der dolichocephale folgen.

Haben wir in den dolichocephalen Mittel- und Süditalienern, Sicilianern und Sardiniern die Nachkommen der Urbewohner Italiens zu erblicken, die mit den Iberern des westlichen Europas und der hamitisch-berberischen Bevölkerung Nord-Afrikas eine anthropologische Gruppe bilden, die ihrerseits sich wieder auf das Engste der semitischen Rasse anschließt,. so ist die Brachycephalie der übrigen Mittel- und der Norditaliener auf Rechnung turanischer Einwanderer zu setzen, wie denn auch Nicolucci, der bereits vor mehr als 20 Jahren in seiner Monographie über die Ligurer den Typus dieser letzteren mit dem turanischen idendificirt hat, auch jetzt wieder erklärt, an dieser Ansicht festhalten zu müssen, in welcher er trotz der gegentheiligen Ansicht Lombroso's und Sergi's durch neue und wiederholte Beobachtungen bestärkt worden sei.

Aus den von dem italienischen Kriegsministerium veröffentlichten Berichten über die in dem Zeitraume von 1874 bis 1884 gemessenen Militärpflichtigen ergiebt sich, daß die Körpergröße der italienischen Jünglinge im Alter von 20 Jahren 1,626 m beträgt; allein da die Zunahme der Körpergröße bis zum Ende des 30. Lebensjahres fortdauert und diese Zunahme auf ungefähr 18 mm geschätzt werden darf, so kann die Statur der heutigen Italiener nach ihrer vollständigen Entwickelung im Mittel auf 1,636 m veranschlagt werden. Dieselbe ist jedoch nicht gleich in allen Gegenden der Halbinsel, sondern in einigen höher, in anderen wiederum niedriger. In Venezien, in der Lombardei, in Toscana erreicht sie 1,660 m, in Sicilien und in Sardinien kommt sie nicht über 1,620 und 1,600 m hinaus. Im Allgemeinen zeigt sich, wenn man das übrige Italien in zwei große Bezirke theilt, in einen nördlich und in einen südlich vom Tiber, die Statur höher im ersten als im zweiten Bezirke. Die Größe des vollständig entwickelten Mannes

beträgt im ersten im Mittel 1,650 m, im zweiten geht sie von 1,640 m bis auf 1,630 m herab. Die Gegenden, in denen die mittlere Statur der Männer 1,640 m erreicht, sind Latium, Campanien, das Herzogthum Benevent, die Abruzzen; die Gegenden mit einer mittleren Statur von 1,630 m sind die übrigen continentalen Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel.

In ganz Italien herrscht die bräunliche Hautfarbe vor, doch fehlt keineswegs die weiße; dieselbe kommt häufiger in Ober- als in Mittelitalien vor. Dann erscheint sie wieder einigermaßen häufiger in Latium, in Campanien, im Herzogthum Benevent, in den Fürstenthümern, in den Abruzzen und in Apulien, um wieder weniger allgemein zu werden in der Basilicata, in Calabrien, Sicilien und Sardinien. Im Allgemeinen ist die weiße Hautfarbe durch ungefähr 30 Proc. der Gesammtbevölkerung vertreten; allein von 44 Proc. in Piemont, Ligurien und in der Lombardei fällt dieselbe auf 29 Proc. in der Emilia, auf 27 Proc. in den Marken und in Umbrien und auf 16 Proc. in Toscana, um wieder auf 20 Proc. in Latium, auf 23 Proc. in Campanien, den Fürstenthümern, im Herzogthume Benevent, in Molise und auf 29 Proc. in den Abruzzen und in Apulien zu steigen und hierauf neuerdings auf 25 Proc. in Sicilien, auf 20 Proc. in der Basilicata und in Calabrien, und auf einen noch geringeren Procentsatz in Sardinien herab zu steigen.

Die vorherrschende Farbe der Haare ist die braune, die sich bald der blonden, bald der schwarzen nähert, hierauf die schwarze und zuletzt die blonde, welche im Durchschnitt für ganz Italien auf 7,5 Proc. geschätzt werden kann. In Venezien giebt es die größte Zahl von Blonden, nach Venezien kommt die Lombardei und das Beneventanische. In

Farbe der Haare:

	Blonde Proc.	Braune Proc.	Schwarze Proc.
Venezien	26	59	15
Piemont	16	47	37
Lombardei	12	58	30
Emilia	3	55	42
Umbrien und Marken	2	52	46
Toscana	6	53	41
Latium	5	55	40
Campanien	7	55	38
Herzogth. Benevent	8	55	37
Fürstenth. Avellino	5	60	35
Fürstenth. Salerno	7	55	38
Molise	6	57	37
Abruzzen	6	56	38
Apulien	6	51	43
Basilicata	6	44	50
Calabrien	4	44	52
Sicilien	5	36	59
Sardinien	1	18	81

Es beträgt also die Zahl der Braunhaarigen 50,8 Proc., die der Schwarzhaarigen 41,7 Proc. und die der Blondhaarigen 7,5 Proc.

Mittel-Italien giebt es keinen Ort, in dem sich das blonde Haar in bedeutender Menge zeigt, allein nichts desto weniger giebt es Gemeinden, in denen dasselbe relativ ziemlich häufig auftritt. Schwarze Haare finden sich am häufigsten in Umbrien, in der Basilicata, in Calabrien, in Sicilien, am seltensten jedoch sieht man dieselben in Venezien.

Farbe der Augen. Die blauen Augen sind überall, wenn auch in einem verschiedenen Verhältnisse, vertreten. Die größte Zahl derselben findet sich in der Lombardei und in Piemont und vor allem in Venezien, wo ihre Zahl auf 28 Proc. veranschlagt werden kann, während in der Lombardei und in Piemont dieselbe 16 Proc. nicht überschreitet.

Farbe der Augen:

	Schwarze Proc.	Braune Proc.	Graue Proc.	Blaue Proc.
Venezien	5	45	22	28
Piemont	20	23	41	16
Lombardei	25	39	20	16
Emilia	31	60	4	5
Umbrien und Marken	32	65	—	3
Toscana	34	62	—	4
Latium	31	66	—	3
Campanien	29	66	—	5
Herzogth. Benevent	29	65	—	6
Fürstenth. Avellino	28	67	—	5
Fürstenth. Salerno	26	71	—	3
Molise	23	72	—	5
Abruzzen	22	73	—	5
Apulien	26	69	—	5
Basilicata	37	60	—	3
Calabrien	32	65	—	3
Sicilien	29	65	—	6
Sardinien	40	59	—	1

Es beträgt also die Zahl der Schwarzäugigen 27.72 Proc., die der Braunäugigen 60.50 Proc., die der Grauäugigen 4.83 Proc. und die der Blauäugigen 6.95 Proc.

Wie aus allen diesen Ziffern hervorgeht, haben sich von dem eigentlich arischen Elemente, wie es einst durch die umbrisch-sabellisch-lateinischen Stämme, durch die Gallier und später durch einige germanische Völker vertreten war, nur noch schwache Spuren in dem physischen Typus der heutigen Italiener erhalten, wie denn auch Nicolucci nur in dem gelegentlichen Vorkommen eines kräftig entwickelten Körperbaues in Forli, Ravenna und in dem benachbarten Lugo, in der Form der Nase und bestimmten Zügen der Gesichtsbildung, wie man sie bei einigen Individuen in der Lombardei, in dem Herzogthum Benevent und in anderen Theilen Italiens findet, in der hohen Statur und in der mehr oder weniger blonden Complexion eines Theils des sicilianischen Adels die einzigen Spuren der einstigen Anwesenheit der Ostgothen, Langobarden und Normannen in Italien erkennen zu können glaubt. Italien liefert wohl, wie kein zweites Land der Erde, den deutlichen Beweis, daß die arische Rasse früher oder später, aber jedenfalls sicher, dem Einflusse des warmen Klimas unterliegt.

Kürzere Mittheilungen.

Mittheilungen über den Toba-See auf Sumatra.

E. M. Seit längerer Zeit schon besitzen wir über diesen See, der in mancher Hinsicht so lange ein Räthsel geblieben, Mittheilungen von solchen Personen, die das Glück gehabt, den ausgedehnten Wasserspiegel aus nächster Nähe zu erschauen, und Einzelne von ihnen haben auf Grund ihrer eigenen Beobachtung Kartenskizzen veröffentlicht, bei deren Beurtheilung allerdings der Hauptnachdruck auf den zweiten Theil der eben gebrauchten Zusammensetzung gelegt werden muß.

Auch der Bericht über die zweite, im December 1883 nach Central-Sumatra unternommene Reise des Dr. B. Hagen enthält Mittheilungen über den See und ist von Karten und Zeichnungen, welche denselben zum Gegenstand haben, begleitet; der Werth der Mittheilungen wird noch durch zwei Nachträge erhöht, deren einer, von dem bekannten Bergingenieur Dr. R. D. M. Verbeek verfaßt, Bemerkungen über die wahrscheinliche Geschichte des Sees enthält, während der zweite, der Feder des Oberstlieutenant F. C. E. Meyer entstammend, einige Worte über die Karte des Toba-Sees

beifügt. Wir erlauben uns zunächst beide Mittheilungen hier im Auszug folgen zu lassen, um danach etwas näher hervorzuheben, in welcher Hinsicht auf kartographischem Gebiete hierdurch ein Fortschritt zu verzeichnen ist.

Aus dem Panorama des Sees scheint sich zu ergeben, daß die Toba-Insel aus einem oder mehreren neben einander liegenden Vulkanen besteht, deren westlicher Abhang mit sanfter Neigung bis zum Fuße des Pusuk Bukit fortläuft, während der östliche theilweise durch Einsturz verschwunden ist — wodurch die Straße von Si Gaol gebildet wurde — theilweise aber an der Ostseite des Sees seine Fortsetzung findet. Der Pusuk Bukit muß jüngerer Entstehung sein als die Bildung des Sees, da der steile Bruchrand hinter diesem Berge fortläuft. Aber dieser Bruchrand läuft um den ganzen See herum, und so ist es wahrscheinlich, daß der ganze Einsturz vom Nordrande bis zum Südrande des gegenwärtigen Sees auf einmal stattfand, welche Vertiefung sich allmählich mit Wasser füllte und so den See bildete.

Dieser Einsturz liegt, wie aus der neueren Karte des Sees hervorgeht, in der Längenachse Sumatras, ebenso wie derjenige des Sinkarah-Sees im Padangschen Hochlande. Der Toba-See war in seiner ursprünglichen Gestalt diesem See auch überaus ähnlich, nur waren die Dimensionen viermal größer. Die Frage, ob der Einsturz des Toba-Sees ganz in jung vulkanischem oder theilweise vielleicht in älterem Terrain liegt, kann ohne geologische Untersuchung der Umgebung des Sees nicht beantwortet werden.

An der Stelle der gegenwärtigen Toba-Insel fanden später im See selbst neue Eruptionen statt, wodurch die kleinere Hälfte des Sees mit vulkanischen Produkten ausgefüllt wurde. Der südliche Theil des Sees war mit dem nördlichen nur durch eine schmale Straße verbunden, da wo jetzt der Vulkan Pusuk Bukit liegt. In noch jüngerer Zeit stürzten die Vulkane der Toba-Insel an der Ostseite theilweise ein; nahe an der Westspitze im See bildete sich ein neuer Vulkan, der Pupuk Bukit, welcher seine Produkte westlich bis zum Seeufer, östlich bis zum Fuße der Toba-Insel auswarf. Hierdurch erhielt der See die Gestalt, welche er jetzt noch besitzt.

Aus dem Bericht des Oberstlieutenant Meyer ergiebt sich, daß die Karten Dr. Hagen's sich enge an die im Jahre 1883 im Maßstab von 1 : 200 000 durch das topographische Bureau veröffentlichte Karte der Ostküste von Sumatra anschließen. Seither hat nun die militärische Aufnahme in den ersten Monaten des Jahres 1885 militärischer Zwecke halber den Weg von Siboga bis Laguboti mit Meßkette und Theodolitbussole vermessen und bei dieser Gelegenheit auch den Umriß der südlichen Hälfte des Toba-Sees so genau wie möglich bestimmt. Die Resultate dieser Arbeit, sowie einiger älterer flüchtiger Aufnahmen sind bereits früher (im December 1885) im Maßstabe von 1 : 100 000 zu Batavia veröffentlicht worden.

Aus diesen verschiedenen Angaben ist nun eine der Arbeit des Dr. B. Hagen beigegebene Karte im Maßstab von 1 : 500 000 zusammengestellt worden. Hierbei waren nur Siboga und Tandjung Sibunga-Bunga, deren geographische Lage bekannt ist, als feste Punkte gegeben; die erwähnte Skizze kann daher selbstverständlich keinen Anspruch auf Genauigkeit machen. So lange die Battaländer nicht triangulirt sind, ist die genaue Lage des Toba-Sees, ebensowenig wie seine wahre Größe, zu ermitteln. Indessen haben die jüngsten Aufnahmen in den nördlichen und südlichen Battaländern jedenfalls gezeigt, daß der Toba-See in der Längenachse Sumatras liegt und daß er viel größer ist, als bisher angenommen wurde.

Wir fügen dieser Mittheilung eine vergleichende Uebersicht der früher und jetzt veröffentlichten, den See betreffenden Angaben bei.

Es beträgt nach

	Sillem (Aardr. genoots. III)	Hagen (Peterm. Mittheilg. 1883)	Atlas von niederl. Indien (1886)	Hagen (in Tijdschr. Batav. Genoots. 1886)
Der Breitenunterschied der nördlichen und südlichen Spitze ca.	16'	9'	18'	35'
Der Längenunterschied der östlichen und westlichen Spitze ca.	15'	13'	22'	30'
Azimuth der großen Achse (von N durch O) ca. .	300°		315°	320°
Das Verhältniß der kleinen zur großen Achse ca. .	1 : 1,7 bis 1 : 2,0		1 : 2,0	1 : 3,0

Obwohl diese Angaben nur approximativ sind, werden sie doch genügen, um zu zeigen, welche Veränderungen die Gestalt und Abmessungen des Sees auf den verschiedenen Karten erlitten haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Zahl der Reisenkarten für den Harz, deren sichere Grundlage seit etwa 20 Jahren durch die Vollendung der preußischen Aufnahme in größestem Maßstabe gegeben ist, wird abermals vermehrt durch eine soeben vom Verlage von C. Meyer in Hannover ausgegebene „Neueste Karte vom Harz, von C. Diercke und E. Gaebler, Maßstab 1 : 200 000“, lichte Breite 62 cm (in W das Leinethal der Länge nach eben durchschneidend, statt es ganz aufzunehmen, in O bis Bernburg reichend), Höhe 36 cm vom Han Wald über Halberstadt in N bis Sondershausen in S. — Wir können in dem sonst zierlich ausgeführten Blatte keinen Vorzug vor ähnlichen Karten entdecken; der Zeichner hat sich die Arbeit zu leicht gemacht, theils zu viel gegeben in dem dichten Netze aller in der Originalaufnahme eingetragenen Fahrwege, aus deren Gewirr der Reisende sich oft schwer herausfinden möchte und von denen eine Anzahl nach dem gegenwärtigen Zustande vielmehr als Chausseen zu bezeichnen gewesen wären — andererseits zu wenig, namentlich in dem vielfach sehr unvollständigen Flußnetze; so fehlt z. B. ein öfters recht wasserreiches Flüßchen, wie die von Stolberg gegen Kelbra herabfließende Thyra mit ihren Nebenbächen gänzlich. Ueberhaupt ist das ganze Hügelland zwischen Wipper und Helme, das die SO-Ecke der Karte füllt, ohne alle Bezeichnung des fließenden Wassers gelassen, nicht minder die Gegend von Gernrode und Ballenstedt! Selbst Namen so viel besuchter Punkte, wie die Lauenburg und Georgshöhe bei Stecklenberg, Weiße Hirsch bei Treseburg, Mägdetrappe, Gehege bei Nordhausen u. a. werden vermißt, ebenso die Signaturen zu den eingetragenen Namen Schnarcher, Stubenberg, Burgberg bei Harzburg, von denen der Unkundige schwer errathen sollte, wohin sie gehören; ebenso wie das Wernigeroder Schloß hätten die von Ballenstedt und Stolberg durch besondere Signaturen

ihrer Lage nach kenntlich gemacht werden müssen. Das in geschummerter Crayon-Manier lithographirte Terrain giebt eben nur den Totaleffekt wieder und auch nicht ohne Mängel (wie denn z. B. die niederen nordwestlichen Vorberge über Seesen und Langelsheim stärker erscheinen, als die wirklich höchsten Rücken des Oberharzes), reicht aber für die Orientirung des Fußreisenden nicht aus, und statt der elegant aussehenden, aber materiell überflüssigen rothen Ausfüllung der Ortszeichen würde vielmehr im Interesse des Reisenden eine Bezeichnung der Waldregion durch einen Farbenton unerläßlich gefunden werden. Die meisten dieser Mängel werden sich in einer zweiten Auflage fürs nächste Jahr beseitigen lassen, nicht weniger die zur Benutzung möglichst unpraktische äußere Ausstattung (doppelt gebrochen von oben nach unten mit überflüssig breitem weißem Papierrande) und der für das Geleistete unverhältnißmäßig hohe Preis von 3 Mark!

Asien.

— Kaum von seiner zweiten Reise in Südarabien (siehe „Globus", Bd. 48, S. 31) zurückgekehrt, schickt sich, wie der „Allgem. Ztg." aus Prag gemeldet wird, der bekannte österreichische Forschungsreisende Herr Eduard Glaser von neuem an, Europa zu verlassen und sein so glänzend begonnenes Werk, die Erforschung Südarabiens, allmählich zu Ende zu führen. Das Ziel, welches sich der Reisende zu diesem neuen Unternehmen, bei welchem er wieder auf seine eigenen Mittel angewiesen ist, gesteckt hat, ist die Erforschung des östlichen und nördlichen Theiles des sabäischen Reiches, dann das Gebiet des wichtigen Wadi ed-Dawâsir und des nördlichen Serât-Gebirges bis Syrien. Man sieht, daß die Aufgabe, welche sich der Reisende gestellt hat, keine geringe ist, da sich seine neue Forschungsreise nahezu über ganz Arabien erstrecken und Länder berühren soll, die vorher nie besucht wurden und nur vom Hörensagen bekannt sind. In Anbetracht der bekannten Energie und Ausdauer des Reisenden ist aber zu hoffen, daß seine Pläne sich verwirklichen werden, namentlich wenn derselbe, wie wir ihm von Herzen wünschen möchten, einen Gönner fände, der ihn auch materiell unterstützte.

— Zu Anfang dieses Jahres erhielten wir die ersten Nachrichten über eine höchst wichtige Forschungsreise, die ein indischer Verwaltungsbeamter, Herr A. D. Carey aus Bombay, auf eigene Kosten nach Ostturkestan und Tibet unternommen hat. Nach näheren jetzt vorliegenden Mittheilungen verließ Carey Indien im Mai 1885, durchzog zunächst die Landschaft Ladak in Kaschmir und wandte sich von hier ostwärts nach dem Mangtsa-See. Hierauf zog er nordwärts und betrat bei Kiria die turkestanische Ebene, hierbei 500 km weite Gebiete durchwandernd, die vordem nie ein Europäer betreten hatte. In Chotan traf Carey Prshewalski's Leute, den Reisenden selbst jedoch nicht, da dieser nach Aksu aufgebrochen war. Von Chotan aus durchzog Carey, theilweise unter Benutzung der Route Prshewalski's, am Chotan- und Tarim-Flusse entlang die Wüste und erreichte Kutscha. Von hier wurde wieder dem Laufe des Tarim gefolgt, um dann nach Kurla und Karaschar abzubiegen und die Karawane zu ergänzen. Von hier erreichte man wieder den Tarim und folgte ihm bis zum Lob-Noor. Nach der Ueberwinterung in Tschaklik, einem Dorfe südlich vom See, überschritt Carey den Altyn- und Tschamen tag und gelangte an den Kuen-lun, nach dessen Ueberschreiten er den Ma-tschu, den Quellfluß des Jangtse-kiang erreichte. Diesem ein Stück folgend, wurde Carey durch Futtermangel gezwungen, umzukehren. Er überschritt den Kuen-lun und machte im Zaidam-Gebiete von dem Orte Gollo aus eine interessante Rundreise. Im Herbst 1886 überstieg er wieder den Kuen-lun, erreichte Urum-tsi, die Hauptstadt von Chinesisch Turkestan, und begab sich von hier nach Jarkand, um endlich Ende April d. J. wieder in Leh, der Hauptstadt von Ladak, anzukommen. Mit Spannung können wir daher den ausführlichen Reiseberichten Carey's entgegensehen, da sie Manches enthalten werden, was die epochemachenden Forschungen Prshewalski's und des Punditen A-k erweitern oder ergänzen kann.

— Das von anderen Fürsten Borneos gegebene Beispiel, die Niederlassung von Europäern in ihrem Gebiete zu begünstigen, scheint auch den Sultan von Sambas an der Westküste dazu gebracht zu haben, mit Genehmigung der Regierung dem Publikum die Pacht von Ländereien anzubieten. Per Bau, 500 rheinl. Quadratruthen, beträgt die Pachtsumme 1 Gulden, im ersten Jahre wird nur 1/5 bezahlt und in den folgenden Jahren die Summe um je 1/5 erhöht, bis vom fünften Jahre an der volle Zins bezahlt wird. Längs der Flußufer muß ein wenigstens 25 Faden breiter Streifen Landes unbenutzt bleiben, das dort wachsende Holz darf nicht gefällt werden und nur die Anlage von Verbindungswegen nach dem Flusse ist erlaubt. Die Einfuhr von freien Arbeitern aus anderen Ländern ist erlaubt.

Afrika.

— Arg hat das Klima in der letzten Zeit unter der Expedition der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gehaust: dieselbe verlor nicht weniger als vier Mitglieder, den Premierlieutenant a. D. Rechenberg, welcher Vorsteher der Station Dunda war, den Zollamtsassistenten Schöneburg, den Baumeister Simmerer und den mit Vorstudien für Eisenbahnen betrauten Eisenbahnbaumeister Wolff. Von allen soll nur Simmerer einem älteren Leiden erlegen sein. Wer wagt dem gegenüber noch Dr. Fischer's Warnungen vor dem ostafrikanischen Klima entgegenzutreten?

— Eine Privatexpedition nach dem Kilimandscharo hat der durch seine Weltreise und besonders seine Studien auf den Philippinen bekannte Dr. Hans Meyer, der Sohn des Besitzers des bibliographischen Instituts in Leipzig, unternommen; derselbe ist bereits in Zanzibar eingetroffen.

— Nachrichten aus Brüssel berichten von neuen Kämpfen am Congo. Hiernach wurde Ende Mai die Faktorei des Antwerpener Hauses de Roubaix, welche auf der Congo-Insel Mataba, unweit Boma, sich befindet, angegriffen und nur durch die Hilfe des Gouverneurs von Boma, der mit 200 Mann herbeieilte, die feindlichen Negerstämme zurückgetrieben. Diese Nachrichten sind sehr überraschend, indem sie zeigen, daß auch die im Mündungsgebiete des Congo wohnenden Negerstämme von feindlichen Absichten gegen die Weißen beseelt sind und ebenso der Angriff auf eine große Faktorei angesichts der Station Boma, der größten nach Banana, auf eine sehr bedenkliche Kühnheit jener Negerstämme schließen läßt. Die Nachrichten sind privater Natur, sind aber von dem Hause de Roubaix nicht dementirt worden.

— Lieut. Wißmann, welcher am 16. November 1886 von Luluaburg nach Norden aufbrach (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 272), ist im April in der Missionsstation Kawala auf einer Insel des Tanganika-Sees eingetroffen; der Brief, in welchem er dies meldet, ist aber so kurz, daß er nichts über seinen Weg oder seine Entdeckungen enthält. Seitdem hat er Mozambique passirt und wurde am 20. August auf seiner Rückreise nach Europa in Zanzibar erwartet.

— Rev. T. J. Comber, der Vorsteher der englischen Baptistenmission im Congogebiete, ist in Leopoldville dem Klima erlegen. Um die Erforschung Afrikas hat sich derselbe nicht unbedeutende Verdienste erworben: so umwanderte und bestieg er 1877 das Kamerungebirge, erforschte 1880 die Umgegend von San Salvador und erreichte als Erster das

Zombo-Plateau, gründete dann mehrere Stationen am unteren Congo und befuhr 1884 in Gemeinschaft mit Grenfell im Dampfer „Peace" den unteren Cuango und den Congo bis zum Bangala-Lande.

— Die von Zanzibar aus verbreitete Nachricht von Stanley's Tode, welche vielfach Glauben gefunden hat, wird jetzt von den verschiedensten Seiten dementirt; König Leopold selbst erklärte sie in Ostende für eine plumpe Erfindung, und ein Gleiches that die Regierung und das Brüsseler Syndicat, welches die Expedition ausgesandt hat. Noch am 18. August sind Briefe von Stanley in London eingetroffen, wonach er sich am 19. Juni wohlbehalten in Jambuja an den Wasserfällen des Aruwimi (25° 8' 45" östl. L., 1° nördl. Br.) befand; wäre er selbst unmittelbar darauf ermordet worden, so könnte die Nachricht davon nicht vor November nach Zanzibar gelangen — der beste Beweis, daß dieselbe erfunden ist. — Stanley's Flotille ist, wie wir nachtragen, nach ziemlich schneller Fahrt am 28. Mai an der Mündung des Aruwimi oder Bijerre in den Congo angelangt. Schon am 2. Juni brach Stanley dann mit fünf Europäern und 380 Mann nach Wadelai auf, während der Rest seiner Mannschaft unter Befehl eines Officiers an der Aruwimi-Mündung in einem Lager zurückblieb. Dorthin sollte dann auch der sofort umkehrende Dampfer „Stanley" alsbald die am Stanley-Pool zurückgelassenen Vorräthe und die in Bolobo gebliebenen Mannschaften nachführen. Mitte Juni etwa hatte Stanley die Wasserfälle oder Stromschnellen des Aruwimi erreicht, welche er mittels der beiden Dampfer „Peace" und „Henry Reed" zu passiren gedenkt; überhaupt will er so weit als möglich, zuletzt in Booten, auf dem Flusse vordringen und erst bei zwingender Nothwendigkeit den Landmarsch antreten. Erweisen sich die Stromschnellen als unpassirbar, so sollen die beiden Dampfer nach dem Lager an der Aruwimi-Mündung zurückkehren und den Nachschub von Leuten und Proviant besorgen. Stanley hofft, zu Anfang August mit Emin-Pascha zusammenzutreffen. Letzterer wollte nach den neuesten, von Ende Februar datirenden Nachrichten Ende März eine Reise nach Süden antreten und den von ihm entdeckten Fluß Kakibbi südlich vom Albert-Njanza erforschen, mithin, ohne es zu wissen, seiner Entsatz-Expedition entgegen gehen.

— Lieut. Kund hat sich Mitte August von Hamburg nach Kamerun begeben, um dort in Bafo die geplante wissenschaftliche Station (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 336) zu errichten; ihm werden sein früherer Reisebegleiter Lieut. Tappenbeck, der Botaniker Braun, der Zoologe Dr. Weißenborn und der Marinearzt Dr. Grotrian folgen. Die Station soll zugleich als Stützpunkt für Exkursionen und für die Erforschung des Hinterlandes der Kolonie dienen.

Südamerika.

— Mr. W. J. Steains ist im Juni aus Brasilien zurückgekehrt, wo er lange unter den Botocuden gelebt und Daten über dieses noch wenig bekannte Volk gesammelt hat; er bringt auch an 200 Schädel von demselben mit.

— Mariano Felipe Paz Soldan, der peruanische Geograph und Staatsmann, geboren am 22. August 1821 in Arequipa, ist am 31. December 1886 in Lima gestorben. Er studirte in Lima das Recht, wurde 1844 Richter in Caxamarca und beschäftigte sich viel mit der Gefängnißfrage, bereiste zu diesem Zwecke die Vereinigten Staaten und leitete 1856 bis 1862 den Bau des vortrefflichen Gefängnisses in Lima. Später machte er sich als Minister der öffentlichen Arbeiten und des Unterrichtes vielfach um sein Land verdient. Seine Muße widmete er der Geographie; er veröffentlichte 1861 seine „Geografia del Peru", 1865 in Paris den „Atlas Geographico del Peru", die Grundlage für alle kartographischen Darstellungen des Landes, und 1877 sein geographisch-statistisches Lexikon von Peru. Auch war er Vorsitzender der Kommission zur Festsetzung der Grenzen Perus und rief 1879 die „Revista Peruana" ins Leben, die aber bald in Folge des Krieges mit Chile einging. Am 17. Januar 1881 rückten die Chilenen in Lima ein und hausten ganz entsetzlich in den Sammlungen der alten San Marcos-Universität und der Bibliothek. Paz Soldan flüchtete nach Buenos Aires, wo er sofort eine Professur erhielt, an einem geographischen Lexikon der Argentinischen Republik arbeitete und die Geschichte des Krieges mit Chile schrieb. In sein Vaterland zurückgekehrt, fand er dasselbe so heruntergekommen und so viel von seiner Lebensarbeit vernichtet, daß er in Wahrheit am gebrochenen Herzen starb.

Vermischtes.

— In seiner Eröffnungsrede bei der Jahresversammlung des „Anthropological Institute of Great Britain and Ireland" am 25. Januar d. J. macht Francis Galton einen sehr beachtenswerthen Vorschlag zur Bekämpfung der schädlichen Einflüsse des Tropenklimas. Ebenso gut wie wir durch zweckmäßige Heizvorrichtungen die Kälte unschädlich machen und dem Südländer selbst in den unwirthlichsten Gegenden einen dauernden Aufenthalt ohne Schaden für seine Gesundheit ermöglichen, muß es auch möglich sein, im Süden die Luft innerhalb der Häuser und besonders innerhalb der Schlafräume soweit abzukühlen, daß ein erquickender Schlaf möglich ist, und sie gleichzeitig von einem Theil der übermäßigen Feuchtigkeit zu befreien. Die Technik ist in der Anfertigung der Eismaschinen soweit vorgeschritten, daß man im heißesten Tropenklima Eis zu billigem Preise herstellen kann. Die Fleischtransportschiffe, welche das frische Fleisch aus Australien durch die Tropen in gefrorenem Zustande nach England bringen, haben den Beweis geliefert, daß man kalte Räume in den Tropen ganz nach Belieben herstellen kann; die Einrichtung von Gebläsen, durch welche abgekühlte und zugleich trockene Luft in die Zimmer geführt wird, unterliegt technisch nicht den geringsten Schwierigkeiten, es handelt sich also ausschließlich nur um den Kostenpunkt. Nach Galton's genauen Berechnungen würde eine Tonne Eis ausreichen, um ein geräumiges Schlafzimmer 14 Nächte hindurch auf 15 bis 16° R. abzukühlen, bei centralisirtem Betriebe würde der Verbrauch noch viel geringer sein; eine Tonne Eis ließe sich aber in Indien für höchstens 30 Schilling herstellen. Das sind also Kosten, welche gegenüber den sonstigen Ausgaben bei der Ausstattung eines comfortablen indischen Hauses nicht ins Gewicht fallen und welche durch die erhöhte Arbeitsfähigkeit und verlängerte Diensttauglichkeit der Beamten und den Wegfall kostspieliger Erholungsreisen mehr als aufgewogen werden. Bei der Stellung, welche Galton in der englischen Wissenschaft einnimmt, wird seine Anregung schwerlich ungehört verhallen und es steht zu hoffen, daß wir bald über die ersten Versuche mit der „negativen Heizung" werden berichten können.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

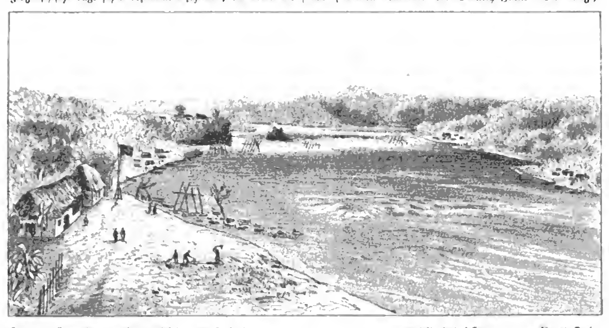
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Die Araber an den Stanley-Fällen des Congo.

Von Oscar Baumann, Mitglied der Oesterreichischen Congo-Expedition.

[Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.]

Zu jenen merkwürdigen Punkten, welche durch ihre geographische Lage schon bestimmt erscheinen, im Leben der Völker eine Rolle zu spielen, gehört gewiß auch das Land am siebenten Katarakt der Stanley-Fälle. Die lange,

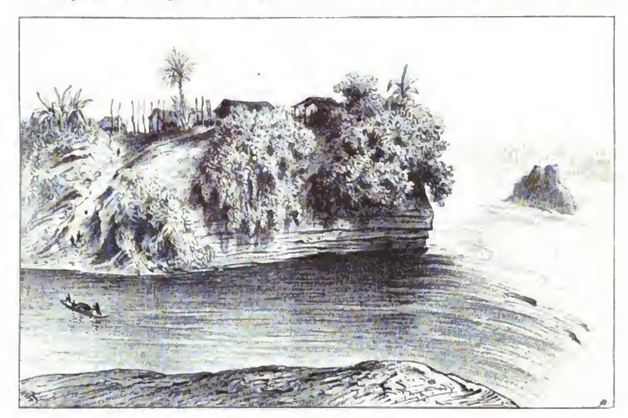


Station des Congo-Staates. Wagenia-Dörfer. Kiali's Dorf. Arabische Niederlassung. Wagenia-Dorf.

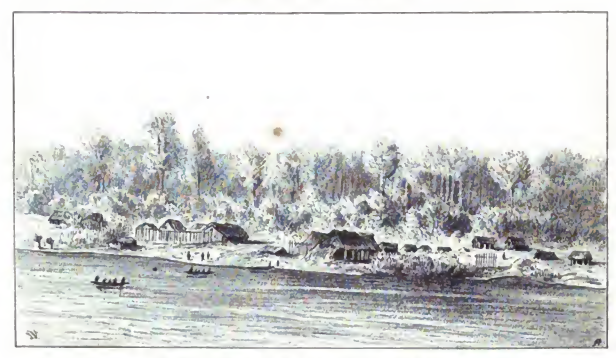
Der siebente Katarakt der Stanley-Fälle.

schiffbare Strecke des oberen Congo endet plötzlich: zwischen steilen Ufern rothen Sandsteines stürzt sich der immer noch mächtige Strom in schäumendem Falle von einer höheren Stufe des centralafrikanischen Plateaus. Das Herz Afrikas

ist erreicht, die sansibaritischen Araber haben hier ihre östlichste größere Niederlassung, und bis vor Kurzem hatte auch die weiße Rasse in der Station des Congostaates am siebenten Katarakte ihren äußersten Vorposten. Die Zer-



Nsaki's Dorf an den Stanley-Fällen.



Arabische Niederlassung an den Stanley-Fällen des Congo.

störung dieser Station im August 1886, sowie Stanley's neuere Verhandlungen haben unlängst wieder die Aufmerksamkeit Europas auf diese Araber, besonders aber auf ihren großen Anführer Hamed bin Mohamed, Tippo Tip,

gelenkt. Denn mögen auch in Riba-Riba und Njangwe, sowie weiter im Osten andere arabische Händler es zu unabhängiger Machtstellung gebracht haben, am siebenten Katarakte ist Tippo Tip der einzige, unumschränkte Gebieter. Für diese ostafrikanischen Sklaven- und Elfenbein-Händler ist die Bezeichnung „Araber" eigentlich zu allgemein. Nur wenige unter ihnen rühmen sich reiner Abstammung aus Maskat und sprechen geläufig arabisch; viele, darunter Tippo Tip selbst, haben hauptsächlich Negerblut in ihren Adern und bedienen sich ausschließlich der Kiswahili-Sprache. Alle Anführer jedoch sind ihrem Glauben und ihren Sitten nach strenggläubige Mohammedaner. Unter ihnen stehen Hunderte von Soldaten und Sklaven, welche den mannigfaltigsten Stämmen Ostafrikas entstammen: von den sansibaritischen Halbmohammedanern bis zu den Vertretern wilder Stämme des Inneren, welche, kaum selbst unterjocht, das Percussionsgewehr ergreifen und als Söldlinge ihrer arabischen Zwingherren gegen Stammesgenossen zu Felde ziehen. Dieses wilde Raubgesindel, welches nur die eiserne Hand ihrer Gebieter im Zaume zu halten vermag, nennen die Eingeborenen Matamatamba, und schon beim bloßen Aussprechen dieses Namens blicken sie sich scheu nach allen Seiten um.

Schon als Stanley zum ersten Male Njangwe besuchte, hatten die Araber ihre Raubzüge nach Sklaven und Elfenbein bis in das Lomami-Gebiet im südlichen Congobecken ausgedehnt. Ohne es zu ahnen, bahnte der kühne Forscher selbst ihnen den Weg nach den Stanley-Fällen. Als er 1883 den Congo wieder aufwärts fuhr, fand er schon oberhalb des Aruwimi Spuren der arabischen Thätigkeit, und bei Kidsingitini, wie die Sansibaris den Katarakt nennen, waren Niederlassungen Tippo Tip's zu sehen. Dieselben haben sich seither vermehrt und vergrößert; sie haben die Ufer des Festlandes besetzt und ließen der Station des Congostaates nur eine große Insel im Strome als Domäne. In diesen Niederlassungen machen nicht nur die Araber und Sansibariten in ihren blendend weißen Burnussen und die reinlichen Sklaven und Sklavinnen einen guten Eindruck, sondern auch die flüchtig aber zweckmäßig gebauten Lehmhäuser, die schönen Reisfelder und Kulturen, sowie das Vieh stechen grell von den elenden Dörfern der eingeborenen **Wagenia** ab.



Eingeborener vom Stamme der Wagenia.

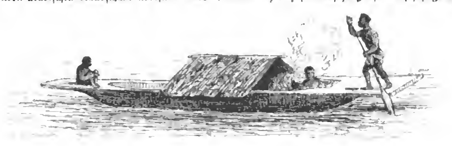
(Narbenverzierung im Gesicht; Elfenbeinklotz in der Oberlippe; Knoten in der Ohrmuschel; reicher Haarwuchs mit abrasirten Rändern; Armband aus Bastgeflecht; Dolchmesser mit Holzscheide an einem Lederband; Schurz aus Rindenstoff; Speerspitze in einer Korbscheide.)

Es ist dies ein Stamm, welcher von Njangwe ab die Ufer des Congo bewohnt und fast keinen Ackerbau, sondern nur Fischfang betreibt. Selbst in den wüthendsten Fällen und Stromschnellen sind ihre Fischreusen angebracht und am Wasser, im Kanoe ist ihr wahres Element. Ihre großen Kanoes sind auch das Beste ihrer Habe. Von den beiden Plattformen aus steuern sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit das Boot durch den reißenden Strom, während die Ehegattin unter dem schirmenden Blätterdache das Mittagsmahl kocht oder die Fische räuchert. Die Wagenia sind den Arabern als Fährleute unentbehrlich und werden deshalb gut von denselben behandelt, selbst ihre Waffen, das kurze an der Schulter hängende Dolchmesser und der klafterlange Speer dürfen ungehindert von ihnen getragen werden. Die Wagenia sind kräftige, untersetzte Burschen mit kurzen Beinen, mit Elfenbeinklötzen in der Oberlippe und Narbenverzierungen. Gleich den Dualla in Kamerun verstehen sie es, mittels Trommelsignale sich auf große Distanzen zu verständigen.

Außer den Arabern und Wagenia weilten bis vor Kurzem auch einige Europäer als Vertreter des Congostaates am siebenten Katarakte, welche, mit ihren schwarzen Arbeitern oft sechs bis sieben Monate von jedem Verkehr abgeschnitten, ein beschauliches Dasein führten. Ihre Stellung den Herren des Landes, den Arabern, gegenüber, war stets eine schwierige, doch haben bisher alle Stationsleiter es verstanden, mit denselben auszukommen, um so eher, als von Seite Tippo Tip's ihnen großes Entgegenkommen gezeigt wurde. Erst zuletzt fand sich ein englischer Haudegen, welcher in zweifelhaftem Humanitätseifer und trotz seiner gänzlichen Ohnmacht der arabischen Hauptinstitution, der Sklaverei, Opposition machen wollte. Die nothwendige Folge trat ein: die Station wurde von den Arabern erobert. Da ich mehrere Monate das Vorgehen des Chefs der Station mit angesehen habe, so kann ich mit Sicherheit behaupten, daß nur dessen Benehmen die Feindschaft und den Angriff der Araber herausforderte. Man hat den letzteren mehrere fernliegende Gründe, z. B. ein Einverständniß mit den Sudan-Arabern, zugeschrieben; diese Behauptung ist aber völlig haltlos: den Leuten Tippo Tip's fehlt jeder Zusammenhang mit den Arabern am oberen Nil. Zwar ist ihnen auf indirectem Wege, meist über Sansibar

oder Uganda, Nachricht von den Arabern Masrs (Aegyptens) und ihren Kriegen mit den Engländern zugekommen, doch kann man als sicher annehmen, daß weder ein Sansibarit jemals den Nil, noch ein Sudan-Araber jemals den Congo auf directem Wege erreicht habe. Letzterem scheint ein Ausspruch Stanley's zu widersprechen, welchem die Basoko mittheilten, daß sie einst von einer aus dem Norden Aruwimis abwärts kommenden arabischen Raubschaar überfallen worden wären. Dies erklärt sich jedoch dadurch, daß Tippo Tip, nachdem er die Stanley-Fälle überwunden, eine Abtheilung direct nach dem Norden entsandte, welche den oberen Aruwimi erreichte, stromabwärts befuhr und die Dörfer der Basoko plünderte.

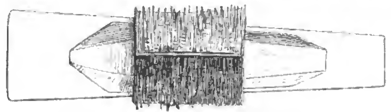
Eines freilich ist den Arabern der Ostküste und des Sudan gemeinsam, Raubzüge nach Elfenbein und Sklaven bilden ihre fast ausschließliche Beschäftigung. Dennoch



Boot der Wagenia mit Blätterdach.

glaube ich, daß die ersteren besser geartet sind. Fanatismus fehlt ihnen fast gänzlich; zwar sind sie selbst Mohammedaner, doch bemühen sie sich kaum, Proselyten zu machen. Nicht nur die Eingeborenen, sondern auch ihre Leute, die Matamambas, können ihre heidnischen Gebräuche nach Herzenslust ausüben und täglich kann man in den arabischen Lagern den religiösen Hocuspocus der Manyema-Sklaven mit ansehen.

Die Behandlung der Sklaven ist für Centralafrika keineswegs grausam; bei jedem Raubzuge fällt auch ihnen



Boot der Wagenia, von oben gesehen.

ein Gewinnstantheil zu, und unter der Leitung der erfahrenen sansibaritischen Landwirthe leben die meisten in größerem Wohlstande, als ihre nominell freien Stammesgenossen. Auch gegen Weiße haben die Araber sich stets freundlich bewiesen, so lange dieselben ihnen nicht offene Opposition machten. Und diese ist ihrer ungeheuren Macht gegenüber vollständig zwecklos; einzig durch kluges, diplomatisches Vorgehen kann vielleicht nach und nach erreicht werden, daß die Araber wenigstens den schiffbaren Congo mit ihren Raubzügen verschonen. Diese Erwägung war es wohl auch,



Ruder der Wagenia, von mehr als Manneslänge.

welche Stanley zu dem kühnen Entschlusse veranlaßte, den Räuberhauptmann zum Polizeidirector, Tippo Tip zum Chef der Division Stanley-Falls zu machen.

Es ist dies ein Experiment; ob dessen Resultat ein günstiges sein wird, ist von der Zukunft zu erwarten. Jedenfalls wird die Station am siebenten Katarakte mit directer Beihilfe Tippo Tip's in verschönerter und vergrößerter Gestalt wieder erstehen. Reisvorräthe werden den Congo abwärts wandern, vielleicht auch ein Theil des Elfenbeines der Westküste zu Gute kommen. Daß jedoch der Sklavenhandel und die Raubzüge deshalb enden werden, ist natürlich nicht anzunehmen. Dennoch ist dieser Compromiß zwischen Arabern und Weißen nicht zu verachten; es giebt uns die Hoffnung, daß mit der Zeit doch die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen und der Zwiespalt zwischen Morgen- und Abendländern, zwischen Islam und Christenthum an den Stanley-Fällen zu friedlicherer Lösung gelangen werde als in Chartum.

Zur Kenntniß Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

II.

Da einmal von Eisenbahnen die Rede ist, so mag hier gleich bemerkt werden, daß bis 1883 nur eine Eisenbahn in Venezuela existirte, nämlich von den Kupfergruben von Aroa nach dem Hafen Tucacas, eine schmalspurige, wesentlich zum Erztransport eingerichtete Bahn, welche aber doch dazu beigetragen hat, den Staat Lara (Barquisimeto) aufzuschließen; denn die Waaren von Barquisimeto nach Puerto Cabello, Carácas, Valencia rc. gehen jetzt alle über Aroa-Tucacas, namentlich seitdem die Fahrstraße Aroa — Duaca — Barquisimeto fertig ist. Auf dieser beginnt man jetzt mit der Fortsetzung der Bahn von Aroa (La Luz) nach Barquisimeto.

1883 wurde die großartige Gebirgsbahn Carácas-La Guaira eingeweiht, welche in ungeheuren Schlangenlinien zum Passe von Tacagua-Catia oberhalb Carácas sich hinaufwindet, und infolge der kolossalen Zersetzung und Verwitterung der Gneiß- und Glimmerschiefer-Schichten andauernd, namentlich in der Regenzeit, mit Erdrutschen zu kämpfen hat; eine Reihe von Tunnels durchbrechen den Berg, und obwohl die Steigung an vielen Stellen enorm ist, so wird doch mit größter Geschwindigkeit gefahren, ohne daß jedoch bis jetzt ein ernster Unfall vorgekommen wäre.

Bald darauf wurde die kleine Eisenbahn von Carácas nach El Valle, einem Dorfe südlich der Stadt in der dort liegenden Berglandschaft, welches hier und da zur Sommerfrische benutzt wird, angelegt; indeß wirft dieselbe so geringe Erträge ab, daß von der Einstellung des Betriebes die Rede war. Gebaut wurde ferner an der Bahn von Carácas nach Antimano, einem Flecken im SW der Hauptstadt, woselbst der Präsident große Besitzungen hat. Dieser Bau wurde aber lange Zeit, 1884 bis 1886, eingestellt, und erst neuerdings wieder begonnen. Im Bau begriffen sind ferner die Eisenbahnen von Rio Chico nach dem Hafen Carenero, von Puerto Cabello nach Valencia, auf welcher Strecke die Lokomotive Mitte August schon bis nach Las Trincheras gelangen sollte und auch von Guacipati am Orinoco nach den Goldminen El Callao am Yuruari. Endlich wird auch die Cordillere ihre erste Eisenbahn von La Ceiba, einem Hafen am Maracaibo-See, nach Sabana de Mendoza haben, während Colombia schon seit langer Zeit an der Eisenbahn Cucuta-Puerto Villamizar baut, dieselbe aber erst Anfang dieses Jahres zu Stande brachte, da die Revolution von 1885 dazwischen trat. Im Projekt existiren ferner noch die erwähnte Bahn Valencia — Victoria — Santa Lucia, ferner die Strecke Puerto Cabello — Rio Yaracui — Buria — Agua Blanca zur Ausbeutung der Phosphat-, Salpeter- und Guano-Lager von Agua Blanca bei Acarigua, mehrere in der Cordillere, sowie neuerdings eine Bahn Carácas, Teques, Victoria, Südufer des Sees von Valencia, nach den Llanos von San Carlos. Im Allgemeinen kann man sagen, daß Venezuela auf dem besten Wege ist, die Anfänge eines Eisenbahnnetzes, welche bisher gemacht sind, zu vervollständigen.

Der Südrand des Valencia-Sees besitzt keine Fahrstraße und überhaupt keinen Verkehr, da die Berge schroff an den See herantreten und die Anlegung eines Weges erschweren. Dagegen setzt sich westlich von Valencia die Fahrstraße fort, allerdings erst seit wenigen Jahren. Und zwar geht dieselbe bis Nirgua und benutzt die eigenthümlichen Becken, welche sich zwischen der nördlichen Hauptkette und ihrer südlich angelagerten Nebenkette befinden. In diesen Becken liegen die aufblühenden Städte Miranda und Bejuma sowie etwas nördlich davon Montalban. Namentlich Miranda macht einen vorzüglichen Eindruck, ist gut und geräumig gebaut, zeigt überall die Frische der Neuheit und ziemlich viel Leben. Zahlreiche Flüsse, meist jedoch von geringer Tiefe, durchziehen diese Bergketten, welche nicht besonders hoch sind. Bei Nirgua ist dann so zu sagen die Welt mit Brettern vernagelt; nur trostlose Saumpfade führen über das Gebirge Santa Maria nach dem lachenden Yaracui. Diese Landschaft ist eingekeilt zwischen dem Abbruch des Karibischen Gebirges und dem Berglande von San Felipe, trägt eine Anzahl kleiner Städte und gehört landschaftlich wegen der Frische der Felder, dem Dunkel der Wälder und dem blühenden Ackerbau zu den schönsten des Landes.

Hier finden wir Fahrstraßen erst wieder bei Yaritagua, so daß zwischen Nirgua und Yaritagua eine große Lücke klafft. Wäre hier ein Fahrweg angelegt, so hätten wir eine ununterbrochene Fahrstraße von Carácas bis Tocuyo. Der Grund, weshalb zwischen Nirgua und Yaritagua keine Verbindung besteht, obwohl es leicht wäre, einen guten Weg anzulegen, da es sich nur darum handeln würde, den Rio Nirgua abwärts eine Straße zu bauen, worauf dann in den Sabanen ein Weg hergestellt werden könnte, liegt darin, daß eben die Eisenbahn Tucacas — Aroa existirt, so daß Reisende und Waaren, die von Carácas nach Barquisimeto gehen, den Seeweg und die Eisenbahn vorziehen. Zwar könnte man auch zu Lande von San Felipe nach Puerto Cabello reisen, allein wegen der häufigen und verderblichen Fieber an dieser Küste wählt man fast ausschließlich den Seeweg. Von Yaritagua nach Barquisimeto führt ein Fahrweg und ein solcher ist auch nach dem Süden hin zu benutzen, wenigstens können Karren, nicht aber Kutschen, von Barquisimeto nach Acarigua und Araure gelangen, und zwar durch die Boca del Llano bei Sarare.

In Acarigua trifft diese Fahrstraße dann auf diejenige, welche von Pao und San Carlos über San Rafael westlich zieht und sich am Nordrande der Llanos über Ospino nach Guanare fortgesetzt, wo sie endet.

Von Barquisimeto zieht auch eine Fahrstraße nach Tocuyo und erreicht hier den äußersten westlichsten Punkt. Westlich von Tocuyo beginnen bereits die Vorberge der Cordillere, und die gewaltigen Paramos von Agua de Obispo und Carache setzen hier allen derartigen Bestrebungen einen vorläufig unüberwindlichen Damm entgegen.

Dadurch dokumentirt sich ebenfalls die isolirte Stellung der Cordillere, daß es in derselben durchaus gar keine Fahrstraßen giebt. Zwischen Tocuyo und Cúcuta in Colombia befindet sich nicht eine einzige. Allerdings ist es richtig, daß die gebirgige Natur der Cordillere die Herstellung guter Straßen erschwert, allein es giebt doch Strecken genug, welche mit solchen versehen werden könnten. Die Route Trujillo — Valera z. B., eine der Hauptstraßen der Cordillere, könnte ohne große Mühe in eine Fahrstraße verwandelt werden; denn sie benutzt das hinreichend weite

Thal des Rio Castán und dann die flache Mesa von San Rafael de Carbajal. Unter Zuhilfenahme einer Brücke bei diesem letzteren Orte über den Matatán und Herstellung eines leidlichen Aufstieges auf die Mesa wäre es nicht schwierig, einen Karrenweg zu schaffen und von Valera aus würde es ebenfalls wenig Mühe machen, zum Anschluß an die Eisenbahn bei Sabana de Mendoza zu gelangen. Auch könnte der Rio Motatán benutzt werden, welcher bei San Gonzalo schiffbar wird.

Sogar in der inneren Cordillere giebt es Strecken, welche ohne große Schwierigkeit zu Fahrstraßen umgewandelt werden könnten; so ist z. B. das Chamathal von Merida bis Mucuchies und darüber hinaus breit genug und völlig frei von Durchbrüchen; auch steigt es nicht sehr schroff an. Vor allem aber könnte Merida mit Ejido durch eine Fahrstraße verbunden werden, und es ist in der That schon ohne jegliche Vorarbeit möglich, mit Karren auf der Mesa de Merida zu fahren. Als jedoch ein gewisser Briceño, welcher Kaffeepflanzungen bei La Punta westlich von Merida besitzt, eines Tages einen Karren kommen ließ, um seinen Kaffee nach der Stadt zu fahren, verbot die Polizei dies, da der Karren allzu viel Lärm in den Straßen Meridas mache und die betenden Frauen störe.

Ebenfalls ist es unbegreiflich, weshalb nicht zwischen den beiden volkreichen Orten San Cristóbal und Táriba im Táchira eine derartige Verbindung hergestellt wird; allein bisher ist nicht einmal eine Brücke über den Rio Torbes geschlagen worden, obwohl der Fluß in der Regenzeit oftmals Tage lang das Reisen verhindert. Mit Brücken sieht es überhaupt in der Cordillere recht spärlich aus. Colombia ist in dieser Beziehung weiter fortgeschritten, insofern im Staate Santander über fast alle kleinen Flüsse zwischen Cúcuta, Pamplona, Arboledas, Salazar gute Brücken gespannt sind. In der Venezolanischen Cordillere aber finden wir weit weniger derselben; gleich der Grenzfluß, der Rio Táchira, hat an der wichtigen Uebergangsstelle bei San Antonio nur eine für Fußgänger zu passirende Brücke; an der Quebrada Gonzalez zwischen Ejido und Lagunillas bleiben Reisende in der Regenzeit oft Stunden lang liegen, da der Gebirgsbach zu reißend ist, um das Ueberschreiten zu gestatten. Die Brücke über den Chama bei Lagunillas war lange Zeit in baufälligem Zustande und stürzte endlich Anfang Juni 1885 zusammen, so daß ich die elende Brücke bei Chiguará benutzen mußte, von welcher man nicht sicher ist, ob nicht jeden Augenblick das ganze haltlose Machwerk zusammenstürzt. Bei Merida selbst giebt es Brücken und ebenfalls solche bei Ejido, wo sie gar nicht sehr nothwendig sind. Die Brücke über den Motatán bei Valera ist eine der gefährlicheren ihrer Gattung. Im Karibischen Gebirge befindet sich dagegen eine größere Anzahl von Brücken, aber in den Llanos ist wieder gar nicht davon die Rede, so daß die Ueberschreitung auch der kleineren Flüsse der Llanos in der Regenzeit eine höchst unerfreuliche Sache ist. Die größeren passirt man im Canoe, die Maulthiere dahinter schwimmend.

Es ist nun natürlich, daß durch diese Abgeschlossenheit der Cordillere auch Unterschiede in der Bevölkerung gegenüber den Centralstaaten hervortreten. Zunächst war schon die Mischung der Einwanderer mit den Indianerstämmen insofern eine andere, als die Stämme der Cordillere stark von denjenigen des Ostens differirten. Letztere waren Kariben und vielleicht Arowaken, erstere dürften zu dem großen Volke der Chibchas gehört haben. Die Kariben, Chaymas, Cumanagotes und andere Stämme des Ostens vertheidigten ihre Unabhängigkeit zum Theil bis auf das Aeußerste; die Bewohner der Cordillere aber ließen sich friedlich unterwerfen; daher kommt es, daß die Indianer in dem Staate Los Andes noch in weit größerer Zahl sich erhalten haben als in irgend einem anderen Theile Venezuelas nördlich des Orinoco.

Sodann fehlen in der Cordillere die Neger fast völlig; nur in den heißen Thälern trifft man sie; in Folge dessen war denn auch die Vermischung der Spanier und Indianer mit Negern äußerst gering, und es scheint, daß sich die Indianer noch schwerer mit Negern vermischen als die Europäer und Weißen überhaupt.

Daraus entwickelt sich denn ein ganz bestimmter Typus, welcher von demjenigen der Bevölkerung des Ostens abweicht. Als ich zum ersten Male plötzlich mitten in die Cordillere hinein versetzt wurde, glaubte ich fast in einem anderen Lande zu sein. Namentlich die Trachten sind es auch, welche ganz fremdartig berühren. Die Frauen tragen große schwarze Tücher um den Kopf, welche nach hinten weit hinabreichen; in Pregonero fand ich auch helle Farben dazu verwendet. Die Männer tragen die ruana, einen kleinen Mantel, mit einem Loche, durch das man den Kopf steckt, davon ist im Osten nirgends die Rede.

Aber auch in der Cordillere selbst finden sich Unterschiede, und zwar ist hier der Gebirgsknoten von Mucuchies der Scheidepunkt in den Sitten der Bevölkerung, ebenso wie er geologisch und orographisch sowie hydrographisch eine Trennungslinie bildet. Dieses ist ein für das Verständniß der Sitten der venezolanischen Cordillere so wichtiger, bisher aber von Niemandem berührter Punkt, daß ich eine Zeit lang dabei verweilen muß.

Das Gebirgsland von Mucuchies mit den gewaltigen Gipfeln des Pan de Azucar und der Schneekette von Santo Domingo übt hier in weit höherem Grade die Funktion der Trennung zweier Landestheile aus, als der Paß diejenige der Verbindung derselben; erst seit relativ kurzer Zeit bahnt der Paß eine Annäherung der West- und Osthälfte der Cordillere an.

Politisch war derselbe von jeher, wenn auch nicht haarscharf, so doch ziemlich genau, die Grenze zwischen der östlichen spanischen Provinz Trujillo und der westlichen spanischen Provinz Merida; nur fünf zu Merida gehörige Ortschaften liegen östlich des Passes. Die republikanische Verfassung hat diese Eintheilung bestehen lassen und unterschied später den Staat Trujillo und den Staat Merida, sowie den 1856 davon abgezweigten Staat Táchira, den äußersten Westen des Landes.

Seit 1882 führt das gesammte Cordilleren-Gebiet den Namen des Staates Los Andes, gliedert sich aber in drei Sektionen, Trujillo, Guzmán und Táchira, welche genau den früheren Staaten Trujillo, Merida und Táchira entsprechen.

Von diesen drei Theilen haben gewöhnlich Merida und Táchira in einem gewissen Gegensatze zu Trujillo gestanden; mehrfach haben Kämpfe zwischen diesen Staaten stattgefunden, und seit der Gründung des großen Staates Los Andes ist diese Erscheinung in noch höherem Maße hervorgetreten, indem Trujillo mit Merida-Táchira um die Oberherrschaft des Staates und die Besetzung der Aemter in endlosem Streite liegt.

Sieht man näher zu, so findet sich, daß dieser Gegensatz ganz wohl begründet ist in dem Contrast der Sitten. Der Westen des Staates Los Andes, also Merida und Táchira, ist nämlich entschieden mehr colombianisch als venezolanisch in Sitten und Gebräuchen, während Trujillo, der Osten, entschieden nach den Centralstaaten Venezuelas gravitirt.

Der Westen ist besser zugänglich von Colombia aus als von Venezuela. Um von Pamplona und Cúcuta, den Grenzstädten Colombias, nach Merida zu kommen, hat man nur zwei relativ niedrige Páramos zu übersteigen, von

denen der Zumbador nur 2600 m, der Portachuelo an 3200 m Höhe hat; beide sind auch nicht lang, ersterer etwa $^1/_2$, letzterer $^1/_4$ Stunde; auch liegen sie zwischen größeren Ortschaften und besitzen relativ gute Wege, so daß selbst für Jemanden, der des Reisens im Gebirge wenig kundig ist, diese Pässe keine sonderliche Schwierigkeit bilden können.

So drangen die Sitten der östlichen Staaten Colombias, namentlich von Santander, leicht in die Cordillere von Merida hinein; auch kirchlich stand früher ein Theil des Táchira unter dem colombianischen Bischof von Pamplona.

Andererseits drang die Kultur von Carácas und Valencia über Maracaibo zur See, über Barquisimeto und Tocuyo zu Lande gegen Trujillo vor und erfüllte diesen Staat mit allen den Einrichtungen und Gegenständen, welche in den centralen Staaten Venezuelas gang und gäbe sind.

Beide Einflüsse aber machten Halt vor dem gewaltigen Querriegel des Hochgebirges um Mucuchies. Weder drangen die colombianischen Sitten nach Trujillo vor, noch auch vermochten die venezolanischen Sitten nach Merida und Táchira zu gelangen. Die Unwirthlichkeit des 10 Stunden langen Hochgebirgsweges zwischen Timotes und Mucuchies setzte allen Bestrebungen, über diese Scheide zu dringen, einen Damm entgegen; denn selten unternahm man früher Reisen von einem Landestheil in den anderen, und nur die Heereszüge der Spanier und der Unabhängigkeitsstreiter, sowie die kleinen Heerhaufen der später sich befehdenden Parteien überschritten den Paß. Reisende kamen wenige durch und noch jetzt kennen selbst die feinen Familien Trujillos fast nichts von dem Westen, und ebenso findet man im Táchira und Merida nicht gerade viele Leute, die in Trujillo gewesen wären.

Seitdem nun die Regierung vor einigen Jahren einen wirklich guten Weg über den Paß hat herstellen lassen, gehen mehr Waarenzüge über denselben, wodurch sich auch die Stadt Valera in Trujillo neuerdings beträchtlich gehoben hat, da sie den Durchgangsverkehr zwischen Maracaibo und den Häfen des Maracaibosees nach Trujillo und jetzt auch nach Merida vermittelt, welches letztere früher nicht der Fall war.

Der ganze Charakter des Volkes ist im Westen ein ganz anderer als im Osten; man kann dies kurz dahin zusammenfassen, daß die Bevölkerung im Westen sich noch in primitiveren Sitten erhalten hat, als in Trujillo. Hier ist moderne Caracásbildung schon mehr in die besseren Kreise eingedrungen. Die Sprache unterscheidet sich stark durch gewisse Provinzialismen; Lebensmittel werden anders benannt. So z. B. trinkt man im Táchira häufig agua de miel, d. h. Honigwasser; es ist dies der süße, aufgekochte, syrupartige Zuckerrohrsaft, welcher häufig an Stelle des Kaffees nach dem Essen gereicht wird. Dieser Name ist in Trujillo völlig unbekannt.

Ich erwähne ferner, daß es eine bestimmte Form von Sätteln giebt, welche colombianische Sättel genannt werden, sehr groß sind, zum Anlehnen des Rückens beim Bergaufstieg hinten eine Art Lehne und zum Festhalten beim Abstieg eine Art Horn auf dem Sattelknopf haben, welches häufig versilbert, zuweilen sogar von gediegenem Silber ist. Diese Sättel kennt man in Trujillo nicht; dort hat man schon die leichtere kleinere Form der Sättel, wie sie in den Centralstaaten Venezuelas und auch von den größten Dandys in Carácas benutzt wird.

Auch die übrige Reiseausrüstung im Westen ist abweichend von der in Trujillo; ich erwähne nur der gewaltigen Reithosen aus Löwenfell, welche Zamarros heißen und im Táchira und Merida von allen feinen Leuten getragen werden. Riesige Sporen mit Rädern, die bis 2 cm im Durchschnitt haben, werden daran befestigt, schuhförmige Steigbügel aus Messing sind allgemein Sitte. Dazu trägt man den hohen, feinen, bis zu 120 Mark kostenden colombianischen Strohhut und über die Schultern wirft man die ruana, eine kurze mantelförmige Decke mit einem Loche zum Hineinstecken des Kopfes.

Käme man in solchem Reitkostüm, welches im Westen gerade von den wohlhabenden Klassen getragen wird, mit den Zamarros, Sporen, Sattelausrüstung, Strohhut und ruana nach Trujillo, so würde alle Welt lachen und sagen: „ese hombre parece granadino,“ „das scheint einer aus Neu-Granada zu sein“, was ungefähr so viel sagen will, als wenn man hier hört: „Sie sind wohl aus Hinterpommern!?“

Als weiteren kleinen, aber sehr augenfälligen Unterschied will ich anführen, daß die Maulthiere in Trujillo Glocken führen, wodurch ein Maulthierzug schon von Weitem angekündigt wird, während sie im Westen nichts derartiges haben; allerdings weichen die trujillanischen Arrieros dann auf engen Wegen auch nicht aus, während dieselben in Merida und Táchira, soweit es irgend geht, dem Reisenden Platz machen. Ueberhaupt muß ich offen gestehen, daß, obwohl Trujillo in manchen kulturellen Dingen schon etwas weiter vorgeschritten ist, doch die Bewohner des Westens mir angenehmere Eindrücke hinterlassen haben, vielleicht eben weil sie ihre Sitten noch etwas ursprünglicher erhalten haben. Niemals ist es mir im Westen vorgekommen, daß ich von einem Hause abgewiesen worden wäre, wenn ich um Nachtquartier bat; in Trujillo und allerdings auch im eigentlichen Colombia geschah mir das mehr als einmal. Die Aufnahme auf dem Lande in Trujillo ist weniger herzlich als im Westen; es ist richtig, daß in Trujillo schon mehr auf äußere Formen gesehen, namentlich mehr auf Kleidung gegeben wird als in Merida, daß es dort Leute giebt, welche stets, auch Mittags, den Rock anbehalten und stets einen Hemdkragen tragen; worin man in Merida weniger genau ist; allein ganz besonders das niedrige Volk, mit dem man doch so viel zu thun hat, die Knechte, Landarbeiter, Burschen, sind in Trujillo viel roher, unzuverlässiger und namentlich unfreundlicher als im Westen; es liegt das ausschließlich in der Naturanlage, ebenso wie es keine genügende Erklärung dafür giebt, daß die trujillanischen Kaffeesorten schlechter sind als die meridenser. Man nimmt ja gern mit Wenigem vorlieb, wenn es einem nur mit freundlichem Gesicht gereicht wird, und dieses fehlt niemals im Westen, zuweilen aber schon auf dem Lande in Trujillo, mehr noch in Barquisimeto; im Allgemeinen muß ich allerdings sagen, daß die Leute sich bestrebten, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und ich kann das nur dankbar anerkennen.

Das Klima der höheren Theile der Cordillere ist für die Negerrasse schon zu kühl; wir finden dieselbe aber in größerer Anzahl in den heißen Niederungen, z. B. in Cúcuta, auch in San Cristobal, Valera und auf den Abhängen der Cordillere nach dem Maracaibosee und den Llanos.

Dagegen hat sich in den kühleren Regionen des Gebirges die indianische Rasse noch ziemlich rein erhalten. Namentlich um die Stadt Mucuchies herum, dann aber auch südlich der Sierra Nevada-Kette, nach den Llanos zu, finden sich noch zahlreiche reine Typen, und im Dorfe El Morro zählt man noch mit den indianischen Zahlworten. Reste der Sprachen der, wie stets, in eine Unzahl von Stämmen und Stämmchen aufgelösten früheren indianischen Bevölkerung haben sich erhalten; doch ist noch nicht sicher, ob sie zu den colombianischen Chibchas gerechnet werden muß oder nicht. Ein sehr großer Theil

der Ortsnamen iſt noch indianiſch und hat die an die Stelle derſelben geſetzten ſpaniſchen Namen wieder verdrängt. So ſagt man niemals Santiago de Leon, ſondern Carácas, um gleich die Hauptſtadt als Beiſpiel anzuführen. Táriba, Lobatera, Capacho, Timotes, Escuque, Tononó, Boconó u. ſ. w. ſind indianiſche Ortsnamen; eigenthümlich ſind die vielen mit Mucu oder Moco beginnenden Namen, von denen der der Stadt Mucuchies am bekannteſten iſt; andere ſind Mucuchachi, Mucupati, Mucuſóz, Mucutarai, Mucuties, Mucuſurú u. ſ. w. Der Hauptſtamm, welcher zur Zeit der Eroberung des Landes in der Cordillere von Merida ſaß, ſcheinen die Timótes geweſen zu ſein, nach den Forſchungen des Herrn Láres in Merida; andere Stämme ſind die Mucuchachi, Escuquey, Tiguiñoes, Mucurubaes, Quinaroes, Mucuchies, Guaraques u. a.

Alterthümer ſind nur wenige vorhanden; faſt nur bei Boconó, in der Cordillere von Trujillo und der die Llanos begrenzenden Kette finden ſich in Kalkſteinhöhlen und zwiſchen dem Gerölle des Quarzſandſteins, augenſcheinlich verſteckt, Idole, Götzen in geringer Zahl, ferner eigenthümliche aus Glimmerſchiefer, Thonſchiefer und ſerpentiniſirenden Geſteinen hergeſtellte $^1/_2$ m lange und bis 14 cm breite, wenige Millimeter dünne Platten von eigenthümlicher Form, welche oben mit je zwei kleinen Löchern verſehen ſind und wahrſcheinlich um den Hals gehangen wurden. Dieſe Sachen, welche ich dem Berliner Muſeum für Völkerkunde überwieſen habe, ſind bisher völlig unbekannt, erinnern aber weniger an Chibcha-, als an mexikaniſche Formen.

Begräbnißplätze ſind ſelten; nur einmal gelang es mir, an der Grenze Colombias gegen Venezuela, bei Las Planadas am Táchirafluß eine Grabſtätte auf einem Hügel zu unterſuchen, aus welcher ich ſechs Schädel und eine Anzahl Knochen entnehmen konnte.

Fremde leben in der Cordillere nicht ſehr viele, abgeſehen von den Italienern, welche ſehr zahlreich ſind. Dieſelben haben ſich beſonders in Trujillo niedergelaſſen und daſelbſt den Handel an ſich geriſſen. Namentlich verdankt die Stadt Valera den Italienern ihr Aufblühen; man behauptet, daß faſt die Hälfte der Einwohner Valeras Italiener ſind oder doch Nachkommen von Italienern und Venezólanerinnen. Auch in Trujillo ſelbſt, in Mendoza, Plazuela, Betijoque, Escuque leben viele. In Carache und Boconó ſind einige der größeren Kaufleute Italiener und auch auf dem Lande ſitzen viele und pflanzen Kaffee, Cacao u. ſ. w. Die Stimmung der einheimiſchen Bevölkerung iſt den Italienern nicht ſehr günſtig, ſo daß ich ſogar einmal den harten Ausdruck hörte, ſie ſeien wie ein Heuſchreckenſchwarm. Denn ſie leben während ihrer Anweſenheit im Lande zwar ſelbſt äußerſt ſchlecht und begnügen ſich mit den elendeſten Mahlzeiten, ſaugen aber die Bevölkerung geradezu aus, und nachdem ſie ein paar tauſend Thaler zuſammengebracht haben, gehen ſie in die Heimath zurück, wo ſie denn in ihren Dörfern gut leben. Es bleibt infolge deſſen das Geld nicht im Lande, und da die Italiener, wie bemerkt, während ihrer Anweſenheit in Venezuela ganz beſonders ſchlecht leben, ſo hat die Bevölkerung durchaus keinen Vortheil, ſondern nur Nachtheil davon. Ich ſelbſt muß ſagen, daß ich meiſtens von den Italienern freundlich, zum Theil ſogar, wenn es feine Leute waren, was ſelten iſt, ganz vorzüglich aufgenommen worden bin, da ich als Landsmann betrachtet wurde, d. h. als Europäer. Am allerwenigſten beliebt ſind die Corſen, da ſie auch hier für händelſüchtig, jähzornig und zu Verſchwörungen geneigt gelten.

Deutſche wohnen in der Cordillere nur wenige, einer in Tovar, zwei in Valera, mehrere in San Criſtobal und zuweilen einer in San Antonio del Táchira. In letzteren beiden Städten führen ſie ein ganz wohl erträgliches Leben, da ihrer eine größere Zahl zuweilen zuſammen kommt und die große Stadt Cúcuta leicht zu erreichen iſt; dagegen ſind diejenigen in Tovar und Valera ſehr iſolirt und namentlich in letzterem Orte möchte der Aufenthalt wohl etwas troſtlos ſein, während in der kleinen Gebirgsſtadt Tovar die ſchöne Umgebung, die Abwechslung in derſelben und die Liebenswürdigkeit der Bewohner in gewiſſer Weiſe entſchädigt.

Kapitän Jakobſen's Reiſen im Lande der Golden.

Von Gymnaſiallehrer Otto Geneſt.

I.

Nachdem Jakobſen von ſeinem Beſuche bei den Burjaten (vergl. Nr. I. des laufenden Bandes dieſer Zeitſchrift) nach Irkutsk zurückgekehrt war, ſetzte er ſeine Reiſe nach Oſten fort. Nach Ueberſchreitung des Baikalſees gelangte er in fünftägiger Fahrt zu dem ruſſiſchen Poſten Strjetensk an der Schilka, wo er den Poſtdampfer Jermak beſtieg, um den Amur abwärts zu fahren. Nach einer achttägigen Fahrt, während deren von bekannteren Orten Albaſin und Blagowjéſchtſchensk paſſirt wurden, verließ er in Michailow-Semenowsk an der Mündung des Sungari das Schiff, um ſeine Fahrt den Strom abwärts in einem Boote fortzuſetzen [1]). Zwar verhehlte er ſich nicht, daß dieſe Art zu reiſen vielfache Unbequemlichkeiten und ſogar Gefahren im Gefolge haben würde, aber trotzdem wählte er ſie, weil ſie ihm am beſten Gelegenheit gab, an allen Plätzen, wo er ſich für ſeine Sammelarbeit Erfolg verſprach, anzulegen und an Land zu gehen, während ſich natürlich der Führer des Poſtdampfers auf eine ſo häufige Unterbrechung der Fahrt, wie ſie dem Reiſenden wünſchenswerth ſein mußte, durchaus nicht einlaſſen konnte. Und in der That lehrte der Erfolg, daß Jakobſen's Verfahren das richtige geweſen war, denn wenn er auch unterwegs durch ungünſtigen Wind und den heftigen Wellenſchlag des Amur mancherlei zu leiden hatte und zeitweiſe nur ſehr langſam und mit äußerſter Anſtrengung vorwärts kam, es auch in dem Gewirr der Flußarme und Inſeln an Irrfahrten nicht fehlte, ſo erreichte er doch ſeinen

[1]) Dieſes Boot erhielt Jacobſen von einem Officier des Poſtens Michailow-Semenowsk, einem Grafen Ritſchewsky zum Geſchenk. Daſſelbe vermochte neben dem nothwendigen Gepäck fünf Menſchen aufzunehmen, war aber mit einem ſo niedrigen Bord verſehen, daß bei ſtärkerem Winde die Wellen des Stromes häufig hineinſchlugen. Dieſem Uebelſtande wußte der Reiſende durch Aufſetzen einiger Planken auf den Bord ſo wirkſam abzuhelfen, daß er mit demſelben Boote ſpäter ſogar die Fahrt an der Weſtküſte von Sachalin entlang wagen konnte.

Zweck durchaus, indem er während eines ganzen Monats — September 1884 — mit den am Ufer wohnenden Golden und ihren nördlichen Nachbarn ungestört verkehren, eine reiche Sammlung völkerkundlicher Gegenstände zusammenbringen und über Leben und Gebräuche dieser Stämme mancherlei Erkundigungen einziehen konnte. Erst kurz vor Nikolajewsk bestieg er wieder einen Dampfer, setzte dann später von dieser Stadt nach Sachalin über, wo er bis Ende Januar 1885 verblieb, um dann wiederum an die Mündung des Amur zurückzukehren und eine Schlittenreise den Strom aufwärts anzutreten. Diese Reise, welche ihn wiederum durch das Land der Golden führte und ihm Gelegenheit gab, hier und da auch kurze Abstecher in solche Gebiete zu unternehmen, welche vom Strome etwas weiter entfernt waren, führte ihn über Mariinsk, Sofiesk, Troitzkoje und Chabarowka in das Thal des Ussuri, dessen Lauf er bis an den Chankasee verfolgte, um dann nach Wladiwostók hinüberzugehen. So hatte er zum zweiten Male Gelegenheit, während der Dauer von fast einem Monat (12. Februar bis 7. März 1885) die Golden zu studiren, was um so wichtiger war, als er sie jetzt in ihren Winterwohnungen besuchen konnte, während sie im September noch in ihren provisorischen Sommerdörfern am Flusse geweilt hatten. Was Jakobsen während seines fast zwei Monate währenden Verkehrs mit den Golden über dieses merkwürdige Volk erfahren konnte, will ich hier wiederzugeben versuchen.

Unter den tungusischen Stämmen des Amurgebietes nehmen nächst den Mandschu die Golden den bei weitem größten Raum ein. Die südliche Grenze ihres Gebietes liegt einerseits in der Gegend, wo der Sungari sich in den Amur ergießt (ca. 48° N. 133° O. Gr.), andererseits am Chankasee, während die eigentlichen Golden im Norden bis an die Mündung des Gorin, eines linken Nebenflusses des Amur, also etwa bis 51° N. hinausreichen¹). Zwischen diesen Grenzpunkten streckt sich ihr Gebiet in einem schmalen Streifen etwa 600 km an beiden Ufern des Amur und ebenso weit an denen des Ussuri hin, doch ist zu bemerken, daß ihre Wohnsitze auf der chinesischen Seite beider Flüsse bei weitem zahlreicher zu finden sind als auf der russischen. Diese Erscheinung hat ihren Grund zum Theil darin, daß das nördliche Ufer des Amur zwischen Sungari und Ussuri viel unwirthlicher ist als das gegenüberliegende, zum Theil aber auch in der Anhänglichkeit der Golden an ihre früheren Herren, die Chinesen, welche auch auf russischem Gebiete in Menge unter ihnen wohnen.

Im Süden und Südosten werden die Golden von den Mandschu und Orotschen, welche letzteren als Urbewohner die russische Küstenprovinz von der de Castries-Bai im Norden bis nach Wladiwostók im Süden einnehmen, begrenzt, im Nordwesten hingegen von den Biraren und den Samagern, während nach der Mündung des Amur zu sich an die Golden ein Uebergangsvolk anschließt, welches zwischen ihnen und den Giljaken steht. Dasselbe wurde von älteren Reisenden mit den Namen der Oltscha oder Mangunen bezeichnet, nach den Erkundigungen aber, welche Kapitän Jakobsen auf seiner zweimaligen Reise durch dieses Gebiet eingezogen hat, ist keiner der beiden angeführten Namen den dort wohnenden Eingeborenen oder den angesiedelten Russen bekannt; beide werden daher wohl auf einem Mißverständniß beruhen und aus der völkerkundlichen Nomenklatur gestrichen werden müssen¹). Natürlich haben auch, wie das bei der nomadisirenden²) Lebensweise der Golden gar nicht anders sein kann, in diesem Uebergangsgebiete noch eine Menge von Angehörigen dieses Volkes ihren Aufenthalt genommen, immerhin aber ist das Ueberhandnehmen des giljakischen Elementes vom Gorin an durch das Vorherrschen der Sprache dieses Volkes außer Zweifel gestellt.

Die Zahl der Golden läßt sich mit auch nur annähernder Bestimmtheit nicht angeben, da von einer officiellen Zählung derselben bisher noch keine Rede gewesen ist und eine Schätzung durch die Lebensweise des Volkes außerordentlich erschwert wird. Immerhin aber glaube ich, daß die Zahl, welche Rittich³) auf Grund russischer Berichte giebt, nämlich noch nicht voll 3000 Köpfe, zu niedrig angesetzt ist; nach den Mittheilungen Jakobsen's möchte ich die doppelte Kopfzahl für zutreffender halten. Denn die Zahl der goldischen Niederlassungen an den Ufern des Amur ist außerordentlich groß, ja an manchen Punkten fanden sich ihre Hütten in unzählbarer Menge, und selbst wo nur verhältnißmäßig wenige Dörfer vorhanden waren, traf der Reisende doch immer fünf bis sechs derselben auf einer Tagesfahrt an. Meistens sind diese Dörfer klein und zählen drei bis vier Hütten, doch kommen auch nicht selten solche vor, welche die fünf- und sechsfache Anzahl von Wohnungen aufweisen.

Die Golden verändern ihre Wohnungen je nach dem Wechsel der Jahreszeiten. Nach dem Eintritte des Frühlings stellen sie ihre Hütten aus Birkenrinde an den Ufern des Amur und seiner Nebenflüsse auf und verweilen dort, bis der Herbst mit seinem rauhen Wetter ihnen den Aufenthalt in diesen leichten Wohnungen nicht mehr gestattet. Sie verlassen dann die Flußufer und ziehen sich in die nahe gelegenen Gebirge zurück, wo sie ihre feststehenden Winterwohnungen haben. Da die Sommerdörfer nur den provisorischen Aufenthaltsort bilden, so vermeidet man möglichst, in dieselben Geräthe und Gegenstände mitzunehmen, die nicht zum täglichen Leben durchaus nothwendig sind. In Folge dessen machen diese Niederlassungen einen höchst armseligen Eindruck, doch darf man sich dadurch nicht verführen lassen, über die socialen Verhältnisse des Volkes ein ungünstiges Urtheil zu fällen. Die Winterhäuser bestehen aus Holz und sind von beträchtlicher Größe. Sie messen gewöhnlich 13 bis 15 m im Geviert und dienen mehreren Familien, die aber meistens zu einem Geschlechte gehören, zum Aufenthaltsort. Oft findet man in ihnen 30 bis 40 Bewohner aller Altersstufen vereinigt; besonders war dies der Fall am Gorin, wo nach dem Berichte des Reisenden die Winterhäuser der Golden überhaupt viel größer und besser eingerichtet sind als am Amur, wo wiederum in der Umgegend von Troitzkoje der geringste Komfort entwickelt wird. Der Fußboden der Winterhäuser ist ähnlich unseren Scheunendielen aus gestampftem Lehm hergestellt, die Wände werden durch mächtige Balken gebildet, deren Fugen man mit Lehm und Moos

¹) Ebenso begrenzt auch Leopold v. Schrenck (Reisen und Forschungen im Amurlande, Band III, Karte) das Gebiet der Golden, die übrigens auch am rechten Ufer des unteren Sungari noch ein Stück Land besetzt haben.

¹) Leopold v. Schrenck (a. a. O.) gebraucht den ersteren, Maack bei Richard Andree (Das Amurgebiet. Spamer, Leipzig) den letzteren Namen. Uebrigens ist der Uebergang von den Golden zu den Giljaken ein so allmählicher, daß er nur schwer zu erkennen ist. Bemerkt sei hier noch, daß Jakobsen bei diesem Uebergangsvolke auch keine Spur von Tatuirung, wie sie ihm von Maack zugeschrieben wird, fand.

²) Der Ausdruck trifft nicht ganz zu, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch desselben, der sich auf Viehzucht treibende Völker bezieht, ins Auge faßt; am passendsten würde man die Golden wohl als „Halbangesessene" bezeichnen können.

³) Die Ethnographie Rußlands, Ergänzungsheft 54 zu Petermann's Mittheilungen S. 23.

sehr geschickt zu verschließen weiß, das Dach endlich besteht aus Birkenrinde und wird, wie in den europäischen Hochgebirgen, mit Steinen beschwert, um nicht durch die häufigen Winterstürme fortgerissen zu werden. Die Thür verschließt man mit einem Vorhange von dicken Fellen, die nicht sehr großen Fensteröffnungen hingegen werden entweder mit chinesischem Papier oder mit Fischhaut ausgefüllt, denn Glas existirt bei den Golden ebenso wenig wie bei den Koreanern. An einem Ende des Hauses befindet sich ein mächtiger Ofen, der stets geheizt ist und den warmen Rauch durch Holzröhren, welche an der Wand entlang laufen und mit Holzbänken bedeckt sind, nach der Außenseite des Hauses entströmen läßt, so daß auf diese Weise eine Art Luftheizung hergestellt wird. In den Ofen ist stets ein mächtiger Kessel eingelassen, in welchem die regelmäßigen Mahlzeiten für die ganze Bewohnerschaft des Hauses gekocht werden, während für besondere Ausnahmefälle noch ein kleineres eisernes Kochgefäß zur Verwendung kommt, welches über der Feuerung an einem hölzernen, oft mit Schnitzerei reich verzierten Haken von der Decke herabhängt. Ungefähr in der Mitte des Hauses steht ein starker Pfahl, welcher dazu dient, die sich hier kreuzenden Dachbalken zu tragen, und der sich bisweilen durch eingeschnittene Figuren von religiöser Bedeutung auszeichnet. Um diesen Pfahl herum ist eine Art von Tribüne aufgestellt, welche als Schlafstätte für die Gäste des Hauses dient oder, wenn solche nicht vorhanden sind, auch als Niederlage für alle möglichen Geräthe oder als Futterplatz der Hunde benutzt wird. Die Mitglieder der Familie des Hausbesitzers finden ihre Ruhestätte auf den Bänken, welche sich, wie oben erwähnt, an den Wänden entlang ziehen. Als Unterlagen für den Kopf dienen entweder Kopfbretter von derselben Art, wie sie in Japan üblich sind, oder Ledersäcke, die mit Stroh gestopft werden und den von den Burjaten benutzten [1]) sehr ähnlich sind. Der Körper ruht auf Filzdecken und wird mit demselben Pelze zugedeckt, der ihm am Tage als Kleidung dient. Wie die meisten sibirischen Völker und auch die des europäischen Rußlands befestigen die Golden die aus Birkenrinde hergestellten Kinderwiegen mit Stricken an der Decke und zwar so, daß das Fußende derselben etwas tiefer herabhängt als das entgegengesetzte, damit der Urin des Kindes leichter ablaufen kann. In der sehr schmalen und kurzen Wiege [2]) wird das in Zeug gewickelte Kind, ohne daß es mit Betten bedeckt würde, festgebunden, damit es durch die schaukelnde Bewegung derselben, mit welcher man sein Schreien zu beschwichtigen sucht, nicht herausgeschleudert wird [3]).

Da die Golden ein Bedürfniß nach Zuführung frischer Luft in ihre Wohnungen niemals empfinden, so ist denselben infolge der Ausdünstungen der zahlreichen Bewohner und der fortwährend im Hause herumlungernden Hunde, der an der Decke zum Trocknen aufgehängten Fische und Thierbälge, endlich aber der Gerüche, welche die Herstellung der Speisen sowie die Fischthranlampen erzeugen, der Aufenthalt für einen Europäer kaum erträglich.

[1]) Siehe des Verfassers Artikel über die Burjaten in Nr. 1 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift, S. 12.

[2]) Auch bei anderen von Jakobsen besuchten asiatischen Völkerschaften sind die Wiegen eng und kurz, und wer die bei den Altaikalmücken gekaufte und im Berliner Museum aufbewahrte Wiege sieht, wird sich des Mitleids mit den armen Kindern nicht erwehren können, die in diesen Marterkasten eingezwängt werden.

[3]) Es wirft kein günstiges Licht auf die pädagogischen Fähigkeiten und Grundsätze der Golden, daß sie außer durch das Schaukeln der Wiege ihre schreienden Kinder auch dadurch zur Ruhe zu bringen suchen, daß sie ihnen Masken von abschreckender Häßlichkeit entgegen halten, um sie vor Furcht stumm zu machen.

Dazu kommt dann noch, daß die Goldenhäuser von Ungeziefer aller Art, wie Ratten, Mäusen, Flöhen, Läusen und Wanzen förmlich wimmeln, und wenn auch die Eingeborenen gegen die Angriffe dieser ihrer Hausgenossen fast unempfindlich geworden sind, so leiden doch europäische Gäste unter dieser Plage so entsetzlich, daß Uebernachten in einem goldischen Hause und ruhiger Nachtschlaf zwei Dinge sind, die einander schlechterdings ausschließen [1]).

Die Winterdörfer der Golden bestehen ebenso wie die im Sommer an den Ufern der Flüsse errichteten gewöhnlich nur aus einigen wenigen Häusern. Neben jeder Wohnung befindet sich ein Vorrathshaus — Ambara genannt —, welches zum Schutze gegen Ratten, Mäuse und sonstiges Raubzeug auf Pfählen errichtet ist. In diesen Vorrathshäusern wird während des Sommers, wo die Golden ihre feststehenden Wohnsitze verlassen, alles bewegliche Eigenthum, das einen höheren Werth besitzt, aufbewahrt. Trotzdem werden dieselben nie verschlossen, denn kein fremder Golde würde sich selbst in der höchsten Noth an ihrem Inhalte vergreifen, da unbedingte Achtung des Eigenthums ein durchgehender Charakterzug dieses Volkes ist. Ein Goldendorf, dessen Bewohner zu Hause sind, zu betreten, ist für einen Fremden nicht ohne Gefahr, denn die zahlreichen Hunde, welche in jedem Hause gehalten werden, halten scharf Wache und sind so bissig, daß man sich ihrer nur mit Mühe erwehren kann. Zum Theil mag das auch darin seinen Grund haben, daß die Hunde schlecht genährt werden und deshalb fortwährend vom Hunger gequält sind. Sie werden dadurch nicht selten geradezu zu Raubthieren; so fand z. B. Jakobsen unterhalb der Mündung des Chungar — eines rechten Nebenflusses des Amur, der sich etwa unter 50° N. in diesen ergießt — ein vor Kurzem erst verlassenes Goldendorf, dessen Bewohner deshalb ausgewandert waren, weil ihre Hunde das weidende Vieh ihrer russischen Nachbarn zerrissen hatten, und weil die Golden nun die Rache der Beschädigten fürchteten.

Den Charakter der Golden kennen zu lernen, hatte der Reisende reichlich Gelegenheit. Ein hervorstechender Charakterzug dieses Volkes ist das Mißtrauen und die Verschlossenheit, mit welchen sie Fremden begegnen. Fast nirgends erlaubten die Golden dem Reisenden ohne Weiteres das Betreten ihrer Dörfer, noch viel weniger natürlich das der Häuser. Erst durch längere Verhandlungen waren sie dahin zu bringen, freundlichere Saiten aufzuziehen und auf die Wünsche Jakobsen's einzugehen, öfter als einmal aber führten auch derartige Verhandlungen nicht zu dem gewünschten Ziele. Selbst mit den Waffen in der Hand traten sie dem Reisenden und seinen Begleitern entgegen, doch geschah das nur, weil sie die Fremdlinge für entsprungene Sträflinge, sogenannte Brodjagen, hielten. Nur an wenigen Punkten fand Jakobsen freundliche Aufnahme und die Bereitwilligkeit, ihm zu verkaufen, was er haben wollte. Eigenthümlich ist es, daß die Golden oberhalb Chabarowka weit zugänglicher waren als die unterhalb dieses Ortes wohnenden; vielleicht hatte das seinen Grund theilweise in dem Umstande, daß jene fast sämmtlich russisch verstanden und deshalb bessere Einsicht in die Absichten Jakobsen's hatten, als ihre weiter stromabwärts wohnenden

[1]) Uebrigens ist auch während des Sommers das Schlafen im Freien am Amur kaum möglich, weil unzählige Schaaren von Mücken die Ruhe stören. Einmal widerfuhr es Jakobsen, daß ihm infolge der Stiche dieser Plagegeister das Gesicht derartig anschwoll, daß er nicht aus den Augen sehen konnte. Die Golden verstehen sich durch Netze, welche sie selbst verfertigen, gegen die Thiere zu schützen. Ehe es Jakobsen gelang, ein solches zu kaufen, übernachtete er gern in den Ambaras (s. unten), da in denselben die Luft erträglich und das Ungeziefer nicht allzu häufig war.

Volksgenossen [1]). Dem Trunke sind die Golden wie die meisten sibirischen Völker ebenso leidenschaftlich ergeben wie dem Tabaksgenusse, dem schon die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts fröhnen. Namentlich im Sommer feiern die Golden, wenn sie einen guten Fang gethan haben, große Trinkgelage, bei denen sie gewaltige Mengen chinesischen Reisbranntweins (Chanschin), der zu ihnen nicht in Fässern, sondern in Kisten gebracht wird, genießen [2]). Durch den übermäßigen Genuß dieses Getränkes werden sie meist sehr streitsüchtig, und unter diesem Fehler hatte Jakobsen mehr als einmal zu leiden, indem er von ihnen bei der Annäherung an ihre Dörfer mit Spottreden, höhnischen Geberden und ähnlichen Liebenswürdigkeiten empfangen wurde, die oft einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß er es als der Klügere vorzog, das Feld zu räumen. Auch unter einander gerathen sie in der Betrunkenheit nicht selten in Streit, der schnell zu Thätlichkeiten ausartet. So wurde Jakobsen, als er in einem Goldendorfe eine Tagereise oberhalb Chabarowka übernachtete, durch eine solche Prügelei aus dem Schlafe geweckt, die erst, nachdem mehrere blutig geschlagen waren, durch die Dazwischenkunft der Frauen, welche ihre Männer aus den Reihen der Kämpfenden herauszogen, beendigt wurde. In nüchternem Zustande hingegen sind die Golden durchaus nicht zu gewaltthätigem Verfahren geneigt; im Gegentheil könnte man behaupten, daß sie eher furchtsam sind als tapfer. Das zu constatiren hatte Jakobsen mehrfach Gelegenheit, wenn er die widerwilligen Bewohner eines Dorfes durch Drohungen zur Erfüllung seiner Forderungen zwang oder wenn ein bis an die Zähne bewaffneter Golde, der zur Bewachung des Dorfes von den zum Fischfang ausgezogenen Männern zurückgelassen war, vor ihm schleunigst die Flucht ergriff und durch nichts zu bewegen war, Stand zu halten und zu hören, mit wem er es denn überhaupt zu thun habe. Eine üble Eigenschaft der Golden ist ihre Unzuverlässigkeit in Beziehung auf die Innehaltung ihrer Versprechungen. Sie gelten unter den Russen, welche unter ihnen wohnen, als Menschen, auf deren Wort gar nichts zu geben ist, und Jakobsen hatte wenigstens einmal Gelegenheit, eine Erfahrung zu machen, welche das abfällige Urtheil der russischen Ansiedler zu bestätigen geeignet war. Als er im Februar 1885 den Gorin aufwärts fahren wollte, um die Samagern zu besuchen, konnte er von den Russen, welche in dem gleichnamigen Dorfe an der Mündung dieses Flusses wohnten, keine Schlitten und Pferde erhalten und ließ daher in einem nahen Goldendorfe einige Männer mit ihren Schlitten und Hunden für die Reise anwerben. Diese versprachen auch auf das Bestimmteste, ihn am nächsten Morgen aus Gorin abzuholen, aber, wie ihm die Russen vorausgesagt hatten, es erschien auch nicht ein einziger von ihnen, vielmehr fuhren sie gerade nach der entgegengesetzten Richtung aus, um an einer Festfeier in einem anderen Dorfe Theil zu nehmen.

Schon oben ist erwähnt, daß die Golden eine unbedingte Achtung vor fremdem Eigenthum haben; Diebstahl ist unter ihnen ein fast unerhörtes Verbrechen. Und diese Ehrlichkeit üben sie nicht bloß unter einander, sondern auch gegen Fremde; Jakobsen hat trotz seines zweimonatlichen Aufenthaltes unter ihnen nicht ein Stück seiner Waaren oder seiner Ausrüstung eingebüßt, obgleich einige derselben, wie namentlich sein Revolver und seine Uhr, Gegenstand allgemeiner Bewunderung und mancher sehnsüchtigen Blicke waren. Wie sehr sie den Diebstahl verurtheilen, beweist die Strafe, mit welcher sie den Dieb belegen. Sie hauen ihm die Hände ab, ernähren ihn aber dann, da er unfähig ist, seinen Unterhalt sich selbst zu verschaffen, auf gemeinsame Kosten. In Beziehung auf die ehelichen Verhältnisse haben die Golden strenge Grundsätze. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft und zwar in manchen Theilen des Gebietes mit einem sehr grausamen, denn die Schuldigen werden lebendig begraben. Ob diese Strenge sich auch auf die geschlechtlichen Verhältnisse der Unverheiratheten erstreckt, vermag ich nicht zu sagen; nach allgemeinen Andeutungen Jakobsen's und anderer Reisenden scheinen nach dieser Richtung hin die Golden nicht tadelfrei zu sein, vielleicht aber macht sich in diesem Falle der Einfluß der vielen unter ihnen wohnenden Chinesen geltend [1]). Die Achtung vor dem fremden Eigenthum sowohl wie vor der Heiligkeit der Ehe ist es auch neben dem Selbsterhaltungstriebe, welche sie zu ihrem grausamen und blutdürstigen Verfahren gegen die oben genannten Brodjagen treibt, denn in diesen sehen sie mit vollem Rechte die schlimmsten Verächter jener Güter. Diese Brodjagen sind der Abschaum der Menschheit, und wehe dem Dorfe, das dieselben in so großer Zahl überfallen, daß sie der Bewohner Herr werden können. Sie ermorden die Männer, schänden die Frauen und Mädchen, um sie dann noch nachträglich zu tödten, schleppen alles, was sie glauben gebrauchen zu können, fort und zünden die ausgeplünderten Häuser an. In Folge der Greuelthaten, welche die Brodjagen fortwährend gegen die Eingeborenen begehen, führen die letzteren einen grausamen Vertilgungskrieg gegen sie und tödten sie unter den entsetzlichsten Martern, wo sie ihrer habhaft werden können [2]).

Ebenso wie die Wohnungen der Golden wechseln auch ihre Beschäftigungen mit den Jahreszeiten. Während der guten Jahreszeit widmen sie sich dem Fischfange, während des Winters der Jagd. Nicht als ob die eine oder die andere Beschäftigung die Jahres-

[1]) Ich will hier gleich bemerken, daß der Reisende auch in dem äußeren Habitus der Golden oberhalb und unterhalb Chabarowka eine beträchtliche Verschiedenheit bemerkte. Jene waren von den Chinesen fast gar nicht zu unterscheiden; nur die etwas dunklere Hautfärbung machte sie bei genauerer Beobachtung kenntlich. Dagegen waren die unterhalb Chabarowka wohnenden Golden weit kleiner, hatten weit plattere Nasen und eine fast dunkelbraune Hautfarbe, die sie den Giljaken ähnlicher erscheinen ließ.

[2]) Welche Massen von Branntwein die Golden unter Umständen zu vertilgen im Stande sind, hatte Jakobsen Gelegenheit, in Troitzkoje zu beobachten, wo er aus einem später zu berichtenden Anlaß den Besuch von fünf goldischen Männern und zwei Frauen erhielt. Diese tranken im Verlauf von zwei Stunden fünf große Flaschen Branntwein aus, ohne daß eine nennenswerthe Veränderung ihres Zustandes sichtbar geworden wäre.

[1]) Erwähnen will ich hier ein Spiel der Golden, welches auf den Verkehr der männlichen und weiblichen Jugend dieses Volkes ein sehr verdächtiges Licht wirft. An schönen Sommertagen versammeln sich die jungen Burschen und Mädchen eines Dorfes am Rande des Waldes auf einem freien Platze. Dort thun sie sich nach eigener Wahl paarweise zusammen und tanzen so eine Zeit lang singend im Kreise herum, indem sie einander bald an den Händen fassen, bald wieder loslassen. Nach Beendigung des Tanzes führt jeder Jüngling seine Auserwählte tiefer in den Wald und bleibt dort mit ihr, so lange er will, ohne daß dieses geheime Beisammensein dem Rufe des Mädchens irgend welchen Abbruch thäte.

[2]) Auch Jakobsen und seine Begleiter wurden von den Golden häufig für Brodjagen gehalten und deshalb feindselig empfangen. Die Golden glaubten zu diesem Verdachte um so mehr Grund zu haben, als Jakobsen in einem kleinen Boote und ohne die sonst übliche Bedeckung durch einen russischen Soldaten reiste, während es doch, wenn er ein gutes Gewissen gehabt hätte, für ihn viel bequemer und ungefährlicher gewesen wäre, einen der russischen Postdampfer zu benutzen. Uebrigens pflegte die Erklärung Jakobsen's, daß er ein „Amerikaner“ sei, die aufgeregten Gemüther der Golden zu beruhigen; mit diesem Namen bezeichnen nämlich die Amurvölker alle Weißen, die nicht Russen sind und denen sie eben deshalb mit größerem Vertrauen begegnen.

zeiten ausschließlich für sich in Anspruch nähme; aber der Fischfang ist ihre Hauptbeschäftigung im Sommer, die Jagd im Winter [1]). Diese Theilung ihrer Thätigkeit ist in den natürlichen Verhältnissen ihres Gebietes begründet. Im Sommer ist der Fischreichthum des Amur und seiner Nebenflüsse außerordentlich groß, und besonders in den Hochsommermonaten kommen Rothlachse und Störe, welche bei den Golden Kaluga heißen, in so gewaltigen Bänken den Strom hinauf, daß der Fischfang im Allgemeinen ausgezeichnet lohnt [2]). Dann bedecken Hunderte von kleinen Fischerbooten den breiten Spiegel des Stromes und bieten mit ihren flinken Bewegungen dem Beschauer ein reizvolles Bild von großer Lebhaftigkeit. Meistens sind die Boote mit zwei Insassen bemannt, welche mit Netzen und Fischspeeren, die zuweilen die Form eines Dreizacks haben, ihre Arbeit vollbringen. Ist die Fangarbeit beendet, so werden die Fische schleunigst geschlachtet, von den Eingeweiden befreit und an Gestellen zum Trocknen aufgehängt, um dann im Winter als Speise für Menschen und Hunde zu dienen [3]). Dann kehren die Männer in die Hütten zurück und beginnen ihre Trinkgelage, an denen die Frauen und Kinder bis zum Einbruche der Dunkelheit Theil nehmen, während die Männer nicht eher aufhören, als bis der letzte Tropfen vertilgt ist und alle sinnlos betrunken sind. Im Winter ist der Fischfang bei weitem schwieriger. Dann müssen die Golden mit scharfen Knocheninstrumenten das Eis aufhacken und aus den entstandenen Oeffnungen die an der Oberfläche erscheinenden Fische mit großen löffelartigen Instrumenten, deren Boden aus gekreuzten Bindfäden besteht, um das Wasser durchzulassen, herausholen; eine Arbeit, die trotz aller Geschicklichkeit und Ausdauer, welche dabei bewiesen wird, doch häufig mißlingt.

Während der Herbst- und Wintermonate widmen sich die Golden der Jagd in den Gebirgen, die namentlich den Pelzthieren, speciell dem Zobel gilt. Sie sind wie alle Tungusen außerordentlich geschickte Jäger und betreiben noch heute aus denselben Gründen [4]), wie viele andere Jägervölker, ihr Gewerbe lieber mit Pfeil und Bogen als mit der Feuerwaffe, in deren Gebrauche sie übrigens auch große Sicherheit erlangt haben. Mit außerordentlich scharfen Sinnen ausgestattet, spüren sie mit Hilfe ihrer Hunde den Pelzthieren nach und ertragen, um ihren Zweck zu erreichen, mit bewunderswerther Geduld Hunger, Kälte und alle sonstigen Unbilden der Witterung. Um den kostbaren Pelz der Thiere nicht zu verletzen, bedienen sie sich auf dieser Jagd einer eigenthümlichen Art von Pfeilen. Dieselben laufen anstatt in eine scharfe Metallspitze in ein würfelförmiges Klötzchen von sehr hartem Holze aus, thun aber, so harmlos sie scheinen mögen, die beabsichtigte Wirkung im vollsten Maße, da die goldischen Jäger mit unfehlbarer Sicherheit stets den Kopf der Thiere treffen und die Hirnschale derselben zerschmettern. Auch für die Jagd auf Vögel, besonders wilde Enten, die sich im Sommer in den weiten Uferstümpfen des Amur in Massen aufhalten, benutzen sie besondere Pfeile mit breiter Schneide anstatt der Spitze, vermittels deren sie den Hals der Thiere durchschneiden. Zur Jagd auf größere Thiere verwenden sie gewöhnliche Pfeile, die nur selten noch die früher gebräuchliche Knochenspitze besitzen; vielmehr ist dieselbe fast durchweg durch die Eisenspitze mit Widerhaken verdrängt. Ihre Bogen haben etwa die Länge eines mäßig großen Mannes, sind völlig flach und oft recht hübsch bemalt. Wenn es sich um die Erlegung der in ihrem Gebiete wie überhaupt im ganzen Amurlande häufigen Bären handelt, so benutzen sie sehr stark gearbeitete, lange Lanzen mit langer, messerartiger Spitze, die sie vielleicht aus religiösen Gründen sehr ungern an Fremde verkaufen. Während sie den Bären zu zweien oder dreien ohne Furcht in seinem Lager aufsuchen, ihn durch die Hunde aufstören und dann mit der blanken Waffe angreifen, wagen sie sich selbst in größerer Anzahl nicht an den Tiger heran, der ihr gefährlichster Feind ist und viele der Ihrigen zerreißt [1]). Daher trifft man auch in den Goldenwohnungen selbst in solchen Gegenden, wo der Tiger häufig vorkommt, fast nie ein Tigerfell, während Bärenfelle in großer Zahl vorhanden sind. Auch der Gebrauch der Selbstschüsse ist den Golden wohlbekannt. Sie werden besonders zur Erlegung des Zobels verwendet und sind folgendermaßen konstruirt. In einem aufrecht stehenden Pfahle befindet sich am oberen Ende eine Gabel, in welche eine Schießvorrichtung gesteckt wird, welche einer Armbrust sehr ähnlich ist. Der Lauf derselben ist so stark nach unten gerichtet, daß der aufgelegte Pfeil, wenn er abgeschossen wird, den Zobel gerade in den Kopf trifft. Von dem Hahne dieser Armbrust geht ein Band aus, an welchem ein Köder befestigt ist. Die Länge dieses Bandes ist eine derartige, daß der Köder gerade dort liegen muß, wohin der Pfeil gerichtet ist. Sobald nun das Thier an den Köder rührt, so entladet sich der Selbstschuß und erlegt das Wild.

[1]) Es ist wohl der Erwähnung werth, daß die Golden sechs Sommer- und sieben Wintermonale zählen.

[2]) Nur wenn zur Unzeit Hochwasser in den Amur eintritt, wird der Fischfang fast unmöglich, und dann ist eine Hungersnoth meist die unausbleibliche Folge. Glücklicher Weise sind derartige Unregelmäßigkeiten selten.

[3]) Dieselbe Ernährung der Hunde finden wir auch bei den Giljaken und Ainos auf Sachalin.

[4]) Der Knall des Gewehres verscheucht das Wild, während der Pfeil, der sein Ziel verfehlt, von jenem gar nicht bemerkt wird. Außerdem ist das Laden der Feuerwaffe viel unbequemer als die Instandsetzung des Bogens zum Schusse und endlich verletzt der Flintenschuß den Pelz des erlegten Thieres mehr als der Pfeil. Vergl. übrigens Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde, 5. Aufl., S. 183 und 184.

[1]) Auch der Vater von Jakobsen's goldischem Dolmetscher Iwan war diesem Mörder zum Opfer gefallen. Auf das Vorkommen des Tigers im Lande der Golden, sowie auf seine Bedeutung für den Kultus werde ich später noch zu sprechen kommen.

Die Bergstämme von Manipur.

Ko. Zu den ethnographisch interessantesten Partien Indiens gehört das Bergland, welches, vom Bengalischen Meerbusen ausgehend, Assam und Barma scheidet. Auf einem Gebiete von kaum 8000 englischen Quadratmiles wohnen hier mindestens 20 verschiedene Stämme, Reste und Trümmer aller Völker, welche seit Jahrtausenden hier geherrscht haben oder durchgezogen sind. Das Gebiet hat die Anthropologen schon mehrfach beschäftigt, ist aber immer noch weit davon entfernt, gründlich bekannt geworden zu sein, und ein Auszug aus einem interessanten Vortrage, welchen Dr. George Watt in der Januarsitzung des Anthropological-Institutes gehalten (The Aboriginal Tribes of Manipur, in Journ. Anthr. Instit. Vol. XVI, Nr. 4, p. 346), dürfte darum für die Leser des „Globus" nicht ohne Interesse sein.

Die Gebirgsmauer, welche bei Chittagong[1]) am Bengalischen Meerbusen beginnt und die Ebenen von Bengalen, Cachar und Assam von Barma scheidet und über Manipur nach den Naga Hills läuft, welche wieder mit den Patkoi-Bergen und durch diese mit dem Himalaya von Bhutan zusammenhängt, besteht nicht aus einem einzigen Bergrücken, sondern aus einer ganzen Reihe paralleler Ketten, die hier und da durch Querjoche verbunden sind und deren Flußsystem ein ganz merkwürdig verwickeltes ist. Die Wasserscheide läuft von dem höchsten Punkte der Barailkette, dem über 10000 Fuß hohen Japvo aus; sie trennt nicht nur die Gewässer, sondern bildet auch die Grenze zwischen den echten Nagas im Norden und den Nagas von Manipur im Süden. Die Thäler bestehen aus kesselförmigen Ebenen von größerer oder geringerer Ausdehnung mit tief eingerissenen engen Schluchten dazwischen. Die größte Thalebene und gleichzeitig der Mittelpunkt des ganzen Gebirgssystems ist die Ebene von Manipur; nach ihrem Besitze strebten darum immer alle Nachbarn, und das hat das Schicksal des Landes und seine Zerrissenheit in ethnographischer Hinsicht bedingt. Der stärkste Stamm nahm die Ebene für sich und drängte seine Vorgänger in die Berge, bis ein anderer stark genug geworden war, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten. Zwischen Cachar und Manipur liegen nicht weniger als neun Bergketten mit tiefen Thälern dazwischen; der Weg kann die Schluchten nur überschreiten mit Hilfe von Rotangbrücken, welche hier in einer ganz eigenthümlich praktischen und sinnreichen Weise construirt sind. Ein Rotang, oft 300 bis 400 Fuß lang und sorgsam ausgewählt, wird über den Fluß hinübergezogen, jederseits über einen Felsblock oder einen Pfeiler aus Mauerwerk oder Holz gespannt und an eingerammten Baumstämmen befestigt; ein zweiter, oft auch noch ein dritter werden ebenso gespannt und bilden die Grundlage der Brücke, die mit Rindenstücken belegt wird. Dann erhöht man die Pfeiler, doch so, daß ein Eingang in der Mitte bleibt, und spannt etwa sechs Fuß höher und drei Fuß von einander zwei weitere Rotange, welche als Geländer dienen. So weit gleichen diese Brücken so ziemlich den auch in anderen Tropengegenden üblichen halsbrechenden Seilbrücken. Nun verstärkt man sie aber noch durch kürzere Rotange, welche von dem einem Haltseile her unter dem Stege durch nach dem anderen laufen und überall sehr sinnreich befestigt sind. So entsteht eine Art nach oben offener Rinne, unten 1 Fuß, oben 3 Fuß weit und oft 300 bis 400 Fuß lang, die zwar beim Darübergehen ganz entsetzlich schwankt, aus der aber doch Niemand herausfallen kann. Viele dieser Schluchten sind so tief, daß in ihnen schon Dunkel herrscht, während oben noch die Sonne scheint. Sie zwingen die Flüsse zu merkwürdigen Richtungsveränderungen. Der Barak, der bedeutendste Fluß des Gebietes, fließt z. B. anfangs nach Südwest, dann nach Nordost, dann wendet er sich nach Westnordwest und schließlich wieder nach Südwest; in dem so gebildeten Bogen liegen parallel die Thäler zweier seiner wichtigsten Nebenflüsse, des Makru und des Irang; er wendet sich dann südöstlich, nimmt diese beiden Flüsse auf, weiterhin nach mehr südlichem Laufe den Tepai; dann biegt er scharf nach Norden um und fließt nördlich, bis er auf den ihm entgegenkommenden Jiri trifft, und durchbricht mit ihm vereinigt die Grenzkette, um durch die Ebene von Cachar westwärts dem Meere zuzufließen. Ganz ähnlich verhalten sich die anderen Flüsse. Es entstehen so eine Menge schwer zugänglicher Thäler und Kessel, wie geschaffen zu Zufluchtsorten für die Reste besiegter und zersprengter Völker oder zu Raubburgen. Auf den vorspringenden Bergspornen hängen die Dörfer in fast unzugänglicher Lage, nach der einzigen zugänglicheren Seite hin durch starke Palissaden geschützt. Den ewigen Fehden zwischen den einzelnen Dörfern hat der englische Einfluß nun so ziemlich ein Ende gemacht und mit dem Frieden kommt die Zunahme der Bevölkerung und der sorgfältigere Anbau des Bodens.

[1]) Die englische Orthographie der Namen ist beibehalten worden.

Durchreist man das Bergland, so gehen die einzelnen Stämme in ihren ethnographischen Charakteren so ganz allmählich in einander über, daß es schwer fällt, eine Grenze zu ziehen; vergleicht man dagegen weiter getrennte Abtheilungen, so treten sehr erhebliche Unterschiede hervor. Im Großen und Ganzen haben vier Völkerschaften die Bestandtheile zu der Blutmischung geliefert, die Nagas im Norden, die Kukies im Süden, die Shan und Barmesen im Osten und einige wohl den Kascharis zuzurechnende Bergstämme im Westen. Der letzte Erobererstamm, welcher in die Berge von Manipur eingedrungen ist, bestand aus den Kukies oder Lushais, die früher in den Bergen von Chittagong wohnten und seit einigen Jahrhunderten unaufhaltsam nach Norden drängen. In mindestens fünf verschiedenen Wogen sind sie schließlich bis an die englischen Grenzen vorgedrungen, und ihre Räubereien haben schließlich die Kriege provocirt, welche zur Unterwerfung des ganzen Landes unter die englische Oberherrschaft führten. Ihre sämmtlichen Stämme sprechen noch verwandte Dialekte und sind sich in ihrem Aeußeren überhaupt sehr ähnlich. Sie haben die früheren Bewohner des Berglandes westlich von Manipur, die unter dem Namen Kaupuis bekannten Stämme, aus den Ebenen in die Berge gedrängt, aber sie dort nicht unterjochen können.

Diese Kaupuis, mit denen der Bericht Dr. Watt's sich hauptsächlich beschäftigt, zählen heute ungefähr 5000 Seelen und zerfallen in drei Stämme, die Sungbu, den Hauptstamm, die Koiveng und die Kaupuis im engeren Sinne. Sie sind mittelgroß oder unter Mittel, gut gebaut, doch durchschnittlich nicht sehr muskulös, manche gleichen ganz den mongoloiden Stämmen, andere sehen fast wie Arier aus, aber die Augen liegen immer schräg, was übrigens auch bei den meisten Bewohnern von Manipur der Fall ist. Die Männer tragen das Haar meist kurzgeschoren, doch mitunter auch länger, in der Mitte gescheitelt und durch einen Bambusreif zurückgehalten. Die Kleidung besteht bei Armen nur aus einem kleinen Schamlappen, Wohlhabendere tragen ein um den Leib geschlagenes und vorn herabhängendes Stück Zeug, das am Ende oft sehr hübsch verziert ist. Die Frauen kleiden sich in ein Stück dickeren blauen Zeugs, welches von der Achselhöhle bis zu den Knieen herabhängt, in der kalten Jahreszeit tragen sie auch ein Jäckchen und über die Schulter eine verzierte Schärpe. Als Schmuck tragen die Männer ein paar Messingringe im linken Ohr, die Frauen ähnliche, aber größere, um den Hals eine Schnur von Perlen, Muscheln oder noch lieber rothen Steinchen; um den Oberarm ist ein starker Messingdraht 10- bis 12mal gewunden, die Enden sind zu flachen runden Platten ausgeschmiedet; um die Waden tragen sie die schwarzen Fasern von Caryota urens.

Die Dörfer der Kaupuis liegen, wie schon oben erwähnt, durch Palissaden geschützt auf steil abfallenden Bergspornen. Die Häuser sind solide gebaut und ausgezeichnet bedacht; der Vordergiebel ist hoch, oben oft mit vorspringenden reich geschnitzten Hörnern, an welchen schmarotzende Orchideen befestigt sind. Neben jedem Hause befindet sich ein solider Kornspeicher, der aber unverschlossen bleibt, denn Diebstahl ist unter diesen einfachen Menschen völlig unbekannt. Im

Inneren ist das Haus durch eine Wand in zwei Abtheilungen geschieden; die vordere dient als Wohnzimmer, die hintere als Schlafzimmer und Küche. Die Knaben schlafen, sobald sie mannbar geworden, mit den anderen jungen Leuten zusammen in einem gemeinsamen Gebäude. Jedes Dorf hat zwar seine erblichen Chefs, aber dieselben haben nur persönlichen Einfluß, die Gemeindeangelegenheiten werden von der Versammlung aller Männer entschieden, und diese tritt nur zusammen, wenn ganz besondere Fälle vorkommen. Die höchste Strafe, welche überhaupt verhängt werden kann, ist Verbannung; bei Mord und Körperverletzungen bleibt die Blutrache den Angehörigen überlassen, doch kommen solche Fälle innerhalb eines Dorfes nur äußerst selten vor. Vendetta zwischen zwei Dörfern ist dagegen häufig genug und dauert oft noch fort, wenn ihre Ursache längst aus dem Gedächtnisse entschwunden ist.

Der Verkehr zwischen den jungen Leuten beiderlei Geschlechts ist unbeschränkt, aber die Frau wählt gewöhnlich der Vater; nicht ganz selten brennt aber ein junges Paar durch, wenn die Eltern nicht einverstanden sind, und verbirgt sich bei Bekannten, bis die Eltern sich zum Nachgeben entschließen. Im Falle von Ehebruch wird die Frau einfach ihrem Vater zurückgeschickt, der Mann kann, wenn in flagranti ertappt, getödtet werden. Stirbt eine Frau, so muß der Mann ihrem Vater eine bestimmte Entschädigung (munda) bezahlen, ebenso wenn ein Kind stirbt; die Munda besteht gewöhnlich in einem Büffel. Eine Wittwe fällt dem nächsten Verwandten ihres Mannes zu. Erfolgt ein Todesfall durch einen unglücklichen Zufall, oder durch Cholera oder Blattern, so wird keine Munda gezahlt. Polygamie ist erlaubt, kommt aber selten vor; Scheidung ist bei beiderseitiger Einwilligung gestattet, aber das Brautgeld muß dann zurückgezahlt werden. Die Leichen werden in Särgen bestattet; man giebt ihnen Waffen und Geräthe mit und stellt den Sarg in einen tiefen Graben, dessen Oeffnung mit einem großen flachen Steine geschlossen wird.

Die Angaben über die religiösen Ideen der Kaupuis sind etwas verworren. Sie scheinen an ein gütiges höchstes Wesen und zahlreiche, darunter auch böse, Geister zu glauben; sicher nehmen sie ein künftiges Leben an, in welchem z. B. der Mörder Sklave des Ermordeten wird.

Ein anderer interessanter Stamm, mit welchem Watt in Beziehungen kam, sind die nördlich von Manipur wohnenden Kolyas, Stammverwandte der angrenzenden Nagas. Sie sind erheblich zahlreicher als die Kaupuis; jeder ihrer acht Clans wird auf 5000 Seelen geschätzt. Nach ihrer eigenen Tradition wie nach der der Angamis stammen sie von diesen ab, sind aber sehr verkommen und arm und in hohem Grade diebisch. Ein ertappter Dieb hat nur das gestohlene Gut wieder herauszugeben, aber ungerechtfertigter Vorwurf des Diebstahls gilt für eine schwere Beleidigung. Schmucksachen sind selten, viele Männer tragen nur einen kleinen Lendenlappen, Wohlhabendere den Dhoti, ein fast dem Kilt der Hochländer entsprechendes Stück schwarzen Zeuges, ganz wie die Angamis. In Bezug auf die Ehe sind sie strenger als die Kaupuis; der Ehebrecher wird getödtet, der Frau wird das Haar abgeschnitten, die Nase aufgeschlitzt und sämmtlicher Schmuck abgenommen, so daß sie ganz bloß zu ihren Eltern zurückkehrt. Uebrigens ist die Scheidung leicht. Wie bei allen Nagas sind Heirathen zwischen Verwandten streng untersagt.

Die politischen Verhältnisse sind bei den verschiedenen Clans verschieden. Die Maos haben einen erblichen Häuptling, welchem jede Familie jährlich einen Sack Reis steuern muß. Die Murrams, welche in einem großen Dorfe von etwa 1000 Häusern zusammen wohnen, haben zwei Häuptlinge, den großen und den kleinen; der große erhält von jedem erlegten Stück Wild einen Hinterschenkel, der kleine bezieht diese Abgabe nur von seinen Nachbarn, hat aber das Vorrecht, mit dem Reispflanzen nicht warten zu müssen, bis der große Häuptling fertig ist. — Die Myang Khongs haben in jedem ihrer neun Dörfer einen Chef wie die Kaupuis und kümmern sich um dieselben ziemlich ebenso wenig wie diese. Dasselbe gilt von den Meithiphum und den Tangals. — Alle Stämme errichten zu Ehren großer Feste und besonderer Ereignisse an weit sichtbaren Punkten Monolithe, mitunter acht bis neun Fuß hoch, oft auch mehrere zusammen, doch ohne bestimmte Anordnung; es ist das ein Gebrauch, der sie scharf von den Kaupuis scheidet.

Scharf ausgeprägt ist aber auch die Scheidelinie nach einer anderen Richtung hin. Sobald man von dem Dorfe Mao aus die Grenze von Manipur überschreitet, findet man sich unter einem ganz anderen Volke, einem kühnen, kriegerischen Bergstamme, der auf sein Aeußeres ebenso stolz ist, wie auf seine wilden Berge und die den steilen Hügelabhängen abgewonnenen Terrassenfelder. Es sind die Angamis. Ihre Sitten und Gebräuche sind durch Colonel Woodthorpe bereits 1880 eingehend geschildert worden, nur die eigenthümliche Einrichtung der Khels hat derselbe nicht ganz richtig aufgefaßt. Diese Khels sind Unterabtheilungen, in welche der ganze Stamm zerfällt, die aber nicht räumlich geschiedene Landestheile bewohnen, sondern in den Dörfern gemischt sind. Hier sondern sie sich freilich oft durch Mauern von einander ab und haben dann keinerlei Verkehr mit einander. Jeder Khel hat seinen Häuptling in jedem Dorfe, doch hat derselbe nur wenig Gewalt. Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes wohnen in jedem Khel in besonderen Klubhäusern zusammen. — Auch die Angamis richten, wie die anderen Nagas, Steine auf und es ist von großem Interesse, daß sich in diesen Steinen häufig schüsselförmige Vertiefungen finden, wie in den europäischen megalithischen Monumenten. Von einem Stein in der Scheidemauer zwischen den Khels von Kegwima behaupteten die Anwohner, die Vertiefungen seien von ihren Vätern gemacht worden, die als Kinder hier das Reisstampfen der Erwachsenen nachgeahmt hätten; doch konnte Niemand angeben, warum und wann dieses Spiel abgekommen sei. — Außer den Steinen errichten die Angamis auch an den Waldpfaden Haufen von Laub, um die bösen Geister, die dort wohnen, zu beschwichtigen, und pflanzen daneben einen Pfahl, der oben zu einer Kugel zugeschnitten und von einem Loch durchbohrt ist. Aehnliche Gebräuche finden sich auch in Sikkim; überall läßt sie der vorbeipassirende Wanderer zur Rechten. — Seine Orakel holt der Angami sich bei einer Pflanze, Adhatoda vesicosa; er schneidet ihren Stengel in feine Scheibchen und achtet darauf, wie oft das herzförmige schwarze Mark die Spitze gegen ihn oder von ihm ab richtet.

Die Angamis sind fleißige Ackerbauer und leisten für ihre unvollkommenen Werkzeuge wirklich Erstaunliches; auf große Entfernungen führen sie an den Hängen das Wasser hin auf ihre Terrassenfelder, um den Reis bewässern zu können. Neben dem Reis bauen sie auch Mais und verschiedene Sorten Bohnen und Erbsen. Von großer Wichtigkeit für sie ist auch eine Labiate, Perilla ocemoides, Kenia genannt; mit ihrem Samen, dem Saft von Rubia sikkimensis und Erlenrinde verstehen sie Menschen- und Ziegenhaare prachtvoll scharlachroth zu färben, während bekanntlich in Europa das Färben der Haare nicht oder kaum gelingt; auch die Rotangfaser nimmt diese Färbung an. — Zum Blaufärben der Gewebe dient überall bei diesen Bergstämmen nicht der indische Indigo, sondern der chinesische

Strobilanthes flaccidifolius, als ob ihnen diese Kunst von China her überkommen sei.

Südlich von den Angamis bis zu den Hirok-Bergen wohnt eine andere Abtheilung der Nagas, die man gewöhnlich als die Tankhul-Nagas bezeichnet, obschon dieser Name eigentlich nur der schwächeren und verkommeneren Abtheilung zukommt, während die unabhängigen Stämme, welche mittels ihrer langen Speere sowohl die Angamis, als auch die Barmesen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten haben, ihrer korbartigen Helme wegen Lahupas genannt werden. Beide Stämme zusammen zählen etwa 20000 Seelen. In ihren politischen Einrichtungen und religiösen Gebräuchen gleichen sie einigermaßen den Kapuis; sie errichten keine Monolithe, wohl aber sehr eigenthümliche Grabdenkmäler zur Erinnerung an bedeutende Männer. Diese bestehen aus erhöhten Plattformen, etwa 3 Fuß hoch, an dem dem Dorfe zugewendeten Ende ebenso breit, am anderen ums Doppelte verbreitert, und sorgsam mit kleinen Steinen gepflastert; am breiten Ende stehen fünf geschnitzte Pfosten, drei in einer Linie, die beiden anderen dahinter; sie tragen die Hörner und Schädel der Opferthiere. Im Ackerbau stehen sie entschieden den Angamis nach; außer dem Reis bauen sie Coïx lachryma, sonst unter dem Namen Jobs tears ein gefürchtetes Unkraut in ganz Indien.

Die Tankhuls haben eine eigenthümliche Methode, Feste oder wichtigere Ereignisse bekannt zu machen; es wird nämlich ein dreieckiges Bambugeflecht auf zwei Pfählen aufgepflanzt, aus dessen Verzierungen jeder Naya sofort erkennt, wann, wo und warum die Ceremonie stattfindet. Watt hatte Gelegenheit, einer Opferceremonie beizuwohnen, durch welche der große Gott Kanchin-Kurah um Regen angegangen wurde. Es waren unter bestimmten Gebräuchen Kuchen aus Reismehl angefertigt worden; jedes Ehepaar erhielt davon elf Stück, sechs für den Mann, fünf für die Frau; jedes Paar setzte sich nun an einer erhöhten Stelle nieder, aß Hundefleisch und dazu die Kuchen; aber von jedem Kuchen wurde ein Stück dem großen Gott dargebracht. Hundefleisch ist das Lieblingsgericht der Nayas und es zeigt sich auch hier wieder der oft beobachtete innige Zusammenhang zwischen Hundefleischessen und Kannibalismus. Die Nayas gestehen nämlich selbst zu, daß sie früher Menschenfleisch gegessen hätten, und sie zeigten Watt einen fernen Berg, hinter dem heute noch Anthropophagen wohnten. Heute genießen sie mit Ausnahme von Pferdefleisch und Milch alles, was sich essen läßt, und zeigen eine sehr bedenkliche Vorliebe für faules Fleisch; auch die Eier erscheinen ihnen erst dann gut, wenn sie völlig faul sind. Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sie die neugeborenen Kinder abzuhärten suchen: sie brühen sie förmlich in heißem Wasser. Auch die Mutter wird in heiße Decken eingewickelt, bis sie ohnmächtig wird; trotzdem geht sie schon am dritten Tage wieder ihren gewohnten Geschäften nach.

Kürzere Mittheilungen.

Die Lady Franklin-Bai-Expedition.

Für ein größeres Publikum bestimmt, jedoch auch dem Fachmanne nicht unwillkommen, ist soeben eine deutsche Ausgabe [1]) der englisch publicirten populären Schilderung der unglücklichen „Lady Franklin-Bai-Expedition", welche unter der Führung des Oberlieutenant A. W. Greely stand, erschienen. Zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen im Verbande der internationalen Polarforschung der Jahre 1882/83 ausgerüstet, verließ die Expedition am 7. Juli 1881 auf dem „Proteus" den Hafen von St. Johns, um ihre Station in der Lady Franklin-Bai, nördlich vom 81. Grade, einzunehmen. Die Ankunft erfolgte daselbst am 11. August und am 16. konnte bereits die Anlage des Fort Conger genannten Stationsgebäudes begonnen werden, während am 26. der „Proteus" die Rückreise antrat. Im Herbst 1881 führten Greely und seine Leute nur noch kürzere Schlittenreisen aus, die besonders den Zweck hatten, die von früheren Expeditionen in Cairns niedergelegten Vorräthe in Bezug auf ihre Brauchbarkeit zu untersuchen und neue Depots zu errichten, welche als Stützpunkte für spätere Schlittenreisen dienen sollten. Die wissenschaftlichen Beobachtungen begannen am 1. Juli 1881 noch auf See und wurden ununterbrochen fortgesetzt bis zum 21. Juli 1884, kurz vor dem Antritte des Rückzuges. Sie erstreckten sich nächst der Erforschung der magnetischen und meteorologischen Verhältnisse auch auf Fluthmessungen, sowie andere physisch-geographische und naturwissenschaftliche Disciplinen.

Nach einem glücklich verbrachten Winter wurden im Frühjahr 1882 die Schlittenreisen aufgenommen und hierbei äußerst wichtige Resultate erlangt. Während Greely selbst eine Reise nach dem Inneren von Grinnell Land unternahm und hier interessante Entdeckungen über die physikalischen Verhältnisse dieses Gebietes machte, unter anderen den Hagen-See, den Ruggles-River ꝛc. auffand, führte Lieut. Lockwood seine Schlittenreise nach Nordgrönland aus. Es gelang ihm, Kap Britannia zu überschreiten und in 83° 24′ nördl. Breite, auf der nach ihm benannten Lockwood-Insel, das nördlichste bisher von irgend Jemand erreichte Land zu betreten. Im Sommer desselben Jahres unternahm dann Greely eine zweite Reise nach Grinnell-Land, auf welcher er seine zuvor erworbene Kenntniß der Verhältnisse des Inneren, sowie von Nord-Grinnell-Land überhaupt wesentlich erweiterte. Ein Gleiches geschah durch die im Frühjahr 1883 ausgeführte Reise Lockwood's quer durch Grinnell-Land, die durch die Entdeckung des Greely-Fjords und der 150 Fuß Fronthöhe besitzenden Eismauer des mer de glace Agassiz besonders wichtig geworden ist. Ein eigenes Kapitel (S. 295 ff.) widmet Greely seinen Wahrnehmungen über die Natur des Polareises.

Mit dem Ausbleiben des Proviantschiffes im Sommer 1882 war zwar die Expedition in einige Unruhe gerathen, nicht aber ihr Muth verringert worden. Als aber nach trübe verbrachtem Winter auch der zweite Sommer fast zu Ende zu gehen drohte, ohne daß ein Entsatzschiff erschien, mußte man Vorbereitungen zum Rückzug in Booten treffen. Am 9. August 1883 wurde derselbe auch mit allen Vorsichtsmaßregeln angetreten. Anfangs ging die Fahrt glücklich, bald aber zeigten sich Schwierigkeiten und am 10. September mußte die Dampfbarkasse verlassen werden und der weitere Rückzug auf Schlitten, resp. auf einer paläokrystischen Scholle treibend, vor sich gehen. Den 9. Oktober erlangte man Kenntniß von dem am 24. Juli 1883 erfolgten Untergange des „Proteus", welcher Entsatz bringen sollte, indem ein von der Mannschaft desselben zurückgelassener Bericht aufgefunden wurde. Da hiernach bei Kap Sabine ꝛc. Vorräthe sich befinden sollten, so beschloß Greely, dahin auf-

[1]) Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884 von Adolph W. Greely. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher, Dr. med. Mit zahlreichen Illustrationen, nebst Karten und Plänen. Jena, Hermann Costenoble, 1887.

zubrechen. Unterdessen wurde die Lage der Expedition immer bedenklicher, so daß Greely, um die Kräfte der Leute zu schonen, die bis dahin mitgeführten Instrumente und Abschriften der Beobachtungen auf Stalknecht-Island an der Südseite des Payerhafens in einem Cairn zurücklassen mußte. Im Oktober 1883 wurde dann das Winterlager in Camp Clay bei Kap Sabine bezogen, freilich in ganz ungenügender Weise und mit der sicheren Aussicht, Hungers zu sterben, wenn im nächsten Jahre kein Entsatz kommen würde. Im Februar wurde ein erfolgloser Versuch gemacht, den Smith-Sund zu überschreiten, um auf der grönländischen Küste südwärts zu dringen; ebenso erfolglos waren die Versuche, die Vorräthe von Kap Isabella und Littleton Island nach dem Lager zu bringen. In Folge der hierdurch bewirkten schlechten Ernährung forderte der Tod bald ein Opfer nach dem anderen, nachdem die Expedition schon am 18. Januar 1884 ihren ersten Todten gehabt hatte. Wie weit die Entkräftung der Betheiligten ging, ist am besten aus der Notiz Greely's zu entnehmen, die er unter dem 18. März in sein Tagebuch aufgenommen hat, und in der es heißt: „Wären wir jetzt die starken, thätigen Männer vom vorigen Herbst, so könnten wir wohl den Smith-Sund überschreiten; aber wir sind vierundzwanzig ausgehungerte Männer, von denen zwei nicht gehen, und ein halbes Dutzend nicht ein Pfund ziehen können." Als endlich am 23. Juni das Hilfsgeschwader unter Führung der „Thetis" die ersehnte Rettung brachte, waren in Folge der vielen Entbehrungen von jenen muthvollen Männern nur noch sieben übrig, von denen noch einer später in Godhaon starb. Von den Entdeckern des höchsten Nordens lebte nur noch der Sergeant Brainard, und zu beklagen ist, daß, wie Greely am Schluß erwähnt, seine überlebenden Begleiter in keiner Weise eine Beförderung oder sonst welche dauernde Anerkennung ihrer Verdienste, welche sie alle um die Kenntniß jener hohen Breiten sich erworben haben, erhalten haben. Den Schluß des Buches bilden dann anhangsweise Angaben über meteorologische Mittelwerthe der Station in Fort Conger im Vergleich mit denen anderer Expeditionen, über Eisverhältnisse, einige Mittheilungen über die Bewohner Grinnell Lands, sowie naturgeschichtliche Mittheilungen.

Hervorzuheben ist noch die reiche Fülle von Illustrationen und Karten, die das Werk begleiten und den Text verständlicher und interessanter machen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im zweiten Bande (Lieferung 45 bis 64) des Prachtwerkes „Palästina in Wort und Bild" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) führt uns Professor Guthe zunächst in die großartigen Gebirgslandschaften des Libanon, welche in einer Reihe prachtvoller Bilder dargestellt sind, und schildert die phönikische Küste mit ihren altberühmten Städten Tyrus, Sidon und Berytos, deren Geschichte, die Bedeutung, welche die Phöniker für die Kultur Europas gehabt haben (S. 40 ff.), und die heutige Blüthe Beiruts, zu dessen Bedeutung die 1823 gegründete amerikanische Mission, wenigstens auf geistigem Gebiete, so mächtig beigetragen hat. Mit richtigem Verständniß rückt Guthe dasjenige in den Vordergrund, was jeder Gebildete von Palästina zunächst und vor allem zu wissen wünscht, nämlich das Geschichtliche; nur so gewinnen diese Bilder und Schilderungen ihre wahre Bedeutung, wenn man sie als die Scene der gewaltigsten geschichtlichen Ereignisse betrachtet, der sich kein zweites Land auf Erden an die Seite stellen kann. Die physischen Erscheinungen sind in Palästina nicht anders als in anderen Gegenden — der Mensch allein hat diesem Lande eine andere, höhere Weihe verliehen, nur die historische Auffassung vermag ihm völlig gerecht zu werden. — Guthe führt uns von Tyrus, dessen Name so eng mit demjenigen Alexander's verknüpft ist, nach Akko, dem besten natürlichen Hafen Palästinas, der Bonaparte's Mißgeschick ins Gedächtniß ruft, nach Haifa mit seiner interessanten Niederlassung der Templer, und dem geschichtsreichen Karmel-Gebirge. Dann folgt die gerade, langgestreckte, hafenlose, jetzt verödete Küste Palästinas und des Philisterlandes. „Von außen keine Anfrage nach dem Ertrage des Landes, aus dem Inneren kein Angebot der Arbeit seiner Bewohner. Was der Bucht von Akko noch erhalten geblieben ist, Leben und Bewegung, der friedliche Wettstreit des Schaffens und der Arbeit, das hat dieser verödete Landstreifen schon seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen. Freilich entbehrt die Küste durchaus des Vorzugs einer natürlichen Gliederung, sie gleicht fast ganz einer geraden Linie ohne Vorsprünge und Buchten, und keine Handelsstraße lockt die Karawanen des Binnenlandes an das Gestade hinab. Aber es ist auch hier einst anders gewesen. Von dieser Küste aus haben die Römer eine Zeit lang Palästina beherrscht und verwaltet, und noch die Kreuzfahrer besaßen hier eine wichtige Station ihres Verkehrs mit dem Abendlande (Detroit und Cäsarea). Aber die stolzen Städte und Burgen sind nicht mehr bewohnt und fast vergessen, schon seit geraumer Zeit sind ihre Ruinen die malerischen Denkmäler auf dem Grabe der Kultur geworden, die besonders unter dem befruchtenden Einflusse des Abendlandes an diesem Strande geblüht hat." Die Beschreibung der Philisterstädte und Hebrons mit seinem merkwürdigen uralten Heiligthume macht den Beschluß der ersten Hälfte des zweiten Bandes.

— Der soeben zwischen Frankreich und China abgeschlossene Handelsvertrag bestimmt, daß die gebirgige Halbinsel Pakluug, auf welche die Chinesen aus historischen Gründen großen Werth legen, bei China und nicht bei Tongking verbleibt. Dafür erhalten die Franzosen das Recht, von Tongking aus Opium nach China einzuführen und so mit dem indischen Produkte zu concurriren, und außerdem hat sich China bereit erklärt, vier Grenzorte dem französischen Handel zu eröffnen und die Einfuhrzölle daselbst bedeutend zu ermäßigen. Dagegen hat China die Einfuhr von Salz aus Tongking nicht gestattet und hat sich das Recht vorbehalten, in Tongking Konsuln zu bestellen — was ihnen in den englischen Besitzungen verwehrt ist, weil von solchen Konsulaten aus erfahrungsgemäß leicht Intriguen gegen die europäische Herrschaft angesponnen werden. Immerhin hat Frankreich durch den neuen Vertrag in commercieller Hinsicht einen großen Vorsprung vor den übrigen handeltreibenden Nationen gewonnen, den diese einzuholen wohl alsbald bestrebt sein werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Die Umgebung von Hsi-ning-fu in der chinesischen Provinz Kan-su.

Von Prof. L. von Loczy.

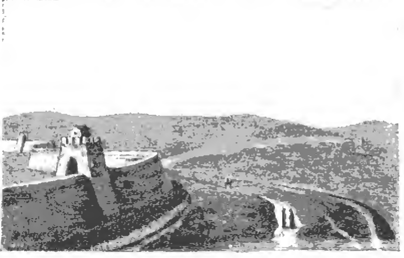
Die Expedition des Grafen Széchenyi brachte den Sommer des Jahres 1879 zwischen den Alpen des Nan-shan und in der Gegend des Kuku-nor zu. Hsi-ning-fu war der Ausgangspunkt unserer Excursionen, welche zu den genußreichsten Wanderungen und den angenehmsten Erlebnissen unserer ganzen Chinareise gehörten. Hsi-ning-fu liegt am südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses (36° 40′ n. Br., 102° 6′ ö. L. Gr.) in einer Seehöhe von 2300 m; der Ta-ling-ho ergießt sich hier von Norden, ein kleinerer Fluß von Süden in den Hauptfluß. Die Stadt nimmt die Mitte eines von jüngeren Süßwasser-Ablagerungen ausgefüllten Beckens ein; ringsherum bilden die erste Stufe der Gehänge die Wände der reichlich Gyps enthaltenden braunen und rothen Thonschichten; ihre Anhöhen zieren Pagoden und gegenüber der Stadt erblicken wir in der Felswand die Ueberreste eines riesigen Buddha-Bildnisses. In einem Kreise von circa 30 km Halbdurchmesser umgeben die Stadt etwa 400 m hohe, von Löß bedeckte Hügel; das Becken von Hsi-ning-fu ist hier von einem schönen Alpenlande umsäumt, indem sich die Spitzen des Hochgebirges bis zu 3000 bis 4000 m Höhe erheben. Die grünenden Alpenfelder und zerrissenen Kalkfelsen, die gelbe Lößgegend und die üppigen Gärten und Saaten der bewässerten Thäler Hsi-ning-fus vereinigen sich zu einem so abwechslungsvollen Gesammtbilde, wie wir es nicht so bald wieder irgendwo finden. Hsi-ning-fu ist eine gut erhaltene Stadt, eine der reinsten Städte, die wir in China sahen; obschon sie in die Hände der aufständischen Mohammedaner gerieth, wurde sie nicht zerstört. Ihre Bevölkerung beträgt 60 000 bis 70 000 Seelen; hier wohnt auch der Amban des Kuku-nor-Landes oder Tsing-hai. Ehemals war die Stadt der Ausgangspunkt der Straße nach Lhassa; die Karawanen versahen sich hier mit allem Nöthigen, besonders jene, die ihren Weg nach den Quellseen des Hoang-ho nahmen.

Am nördlichen Ufer des Hsi-ning-ho liegen die Städte To-pa und Ton-kerr (Tan-ko-örr), jene 25, diese 50 km westlich von Hsi-ning-fu, beide bedeutende Emporien des chinesisch-tibetanischen Handels. Zur Zeit unseres Besuches waren die beiden Städte ganz herabgekommen; in den Kaufläden Ton-kerrs (bei Huc Tong-keu-öhl) konnten Karawanen selbst die nothwendigsten Waaren nicht erhalten; Pferde, Maulthiere, ja selbst Sättel waren in der ganzen Stadt nicht zu bekommen. Einen Haupthandelsartikel bildet hier der gepreßte Thee. Die Maulthiere, die denselben von Hsi-ning-fu nach Ton-kerr transportirten, kehrten leer zurück. Die Tanguten und Mongolen suchen Ton-kerr zweifelsohne oft auf. Hsi-ning-fu ist unter dem Namen Siling in fernen Landen bekannt; in Osttibet hörten wir oft, daß von Ta-tsien-lu und Tschiamdo hierher ein gerader Weg führe, auf dem ein guter Reiter die Stadt in 12 Tagen erreichen könne. Auch die Rupien, die ich in Hsi-ning-fu und Ton-kerr sah, deuten darauf hin, daß die tibetischen Karawanen auch jetzt noch zwischen Lhassa und Hsi-ning-fu verkehren. Die Mandarinen freilich leugneten dies und behaupteten, daß aus Furcht vor den Hsi-fan-Räubern seit acht Jahren keine Karawane nach Lhassa gezogen wäre, ja selbst die Lamas den Umweg über Tshing-tu-fu vorzögen, wenn sie nach Lhassa reisten.

In der Umgebung von Hsi-ning-fu bieten die Lama-Klöster am Fuße der Alpen großes Interesse; von diesen verdienen im Süden Kumbum (Ta-örr-ß'), im Norden

Tsobsen (Tsho san-ß') und Allün (Koa-mönn-ß') eingehender geschildert zu werden; das erste hatte bisher nur Huc und Gabet, die letzteren Prshewalski besucht. Die ersten europäischen Reisenden, die Hsi-ning-fu aufsuchten, waren die Jesuiten Grüber und D'Orville, die im Jahre 1661 von Peking über Hsi-ning-fu nach Lhassa und von dort nach Indien reisten. Sie thun einer großen Mauer Erwähnung, an der man von Hsi-ning-fu in acht Tagen nach Su tshou gelangen könne; sie sei so breit, daß darauf sechs Reiter neben einander einherjagen konnten. Diese Reisenden meinten damit wahrscheinlich jene Mauer, welche auch wir 30 km westlich von Hsi-ning-fu, hinter Topa, sahen; die Beschreibung derselben ist jedoch sehr übertrieben und kann auf diese alte Lehmmauer nicht bezogen werden.

Die große Mauer, die wir schon bei Lan-tshou-fu erreicht hatten, zieht im Thale des Ping-fan-ho oder Tshagringol aufwärts, überschreitet neben der Straße den Kamm des Nan shan-Gebirges und vereinigt sich bei Ku-lang hsien am Rande der Sandwüste Tingri mit jenem Theile der großen Mauer, der von Osten, vom Hoang ho kommend — wie es scheint — fortwährend dem Fuße des Gebirges folgt. Von hier zieht die Mauer zwischen den berieselten Feldern der Oase und der Wüste weiter; ausgenommen zwei Bögen, die sie bei Liang-tshou und Kan-tshou nach Norden beschreibt, konnten wir die Mauer von Ku-lang hsien bis Kia-yü-kwan in einer Ausdehnung von 580 bis 600 km fortwährend sehen. Man kann es nicht leugnen, daß dieser Theil der Mauer planmäßig gebaut ist; dies ist besonders bei ihrem nördlichen Ende auffallend. Am Rande der Gobi scheidet sie im Allgemeinen die kultivirbaren Flächen von der Wüste; jene nehmen ein Längenthal ein, das sich zwischen den Schneebergen des Nan-shan und den sich nördlich erhebenden parallelen Felsenkämmen erstreckt.



Die große Mauer mit ihrem Laufgraben in Kan-su.

Die große Mauer folgt dem rechten Ufer des Shan-ta-ho; die Militärstraße zieht sich am linken Ufer weiter und bleibt immer innerhalb der Mauer. 40 km westlich von Su tshou erhebt sich eine hohe Bergspitze vor den Schneebergen des Nan-shan, die durch eine hochgelegene Kieswüste mit dem Hochgebirge verbunden ist; von hier wendet sich die große Mauer nach Süden bis zum Fuße des Nan-shan; der Weg führt durch eine Festung zum befestigten Thor Kia-yü-kwan, dessen Name „gutes Bergthor" bedeutet. Dieser Theil der großen Mauer ist sichtlich zum Schutze der Niederlassungen der Landleute und der großen Straße gegen die von Norden drohenden feindlichen Einfälle erbaut. Hierauf deutet die Brustwehr am Nordrande der Mauer, hierauf auch die in einer Entfernung von je 5 Li (2,8 km) stehenden Thürme, bei welchen an der Südseite der Mauer die mit einer gestampften Mauer umgebenen Häuser der Besatzung stehen. Die große Mauer hat in den Gebirgen Kan-sus eine Abzweigung; an dem Orte, wo die Landstraße vom Tshagrin-gol-Thale auf den Sattel Wu-sho-ling ansteigt, zweigt sich von der Hauptmauer nach Süden eine andere Mauer aufwärts ab, die in ihrem weiteren Verlaufe im Nan-shan-Gebirge das Thalbecken von Hsi-ning-fu von Westen umfaßt und dann im Ka-yi-shan-Gebirge, südlich von Hsi-ning-fu, endigt.

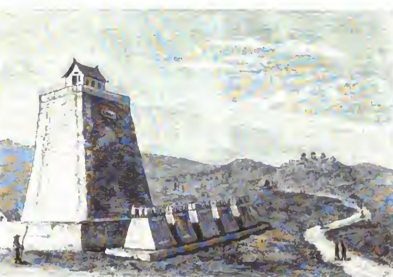
Die Wege, die von Hsi-ning-fu nach W und S ausgehen, führen durch befestigte und mit Militärbesatzung belegte Thore unter der Mauer durch.

Jener Theil der großen Mauer, der dem Tshagrin-gol-Thale folgt, ist gegen Süden und Westen gewendet, daher gegen die Tanguten gebaut. Ihre gute Erhaltung läßt auf verhältnißmäßig geringes Alter schließen; sie stammt wahrscheinlich aus der Zeit der Ming-Dynastie (1368 bis 1644), als die Städte und öffentlichen Bauten des Reiches mehr Sorgfalt genossen als gegenwärtig.

Wer die große Mauer im Nan-kou-Gebirge, nördlich von Peking, kennt, der wird die märchenhafte Grenzmauer Chinas in ihrer hiesigen Gestalt elend finden. Denn hier in Kan-su ist sie nicht aus Steinen oder Ziegeln, sondern aus gestampfter Erde erbaut. So wie die Häuser der ungarischen Tiefebene, so ist auch diese Mauer aus Lehm aufgeführt. Die gelbe Erde, mit Wasser geknetet, wurde in 0,20 m dicken Schichten zwischen Bretterplanken so lange aufgethürmt, bis eine wallähnliche Mauer entstand, die unten 5, oben 2 m breit war und 4 bis 5 m Höhe hatte. Ihre Neigung ist an der Außenseite 85°; vor ihr zieht sich ein 1,50 m tiefer Graben entlang. Gleichfalls an der Außenseite zieht sich in einer Entfernung von 80 bis 100 m ein zweiter Laufgraben hin, der sammt einer niederen Schanze der großen Mauer parallel läuft.

Die Wachtthürme stehen nicht nur an der großen Mauer in gleichen Distanzen, sondern an allen Landstraßen des Reiches befindet sich auch in Kan-su auf eine Entfernung von 2 bis 3 km je ein Wachtthurm von 8 bis 10 m Höhe. Sie sind zugleich Wegweiser, denn an jedem derselben ist die Länge des Weges angegeben. Vor jedem stehen fünf kleinere, 1,8 bis 2 m hohe, dem großen Thurm ähnliche obeliskenartige Thürmchen. Um den Thurm herum wohnt die Besatzung; auf seiner Spitze befindet sich hier und da ein gedecktes Wachzimmer, in das der Wächter mit Hilfe eines an der Mauer des Thurmes herabhängenden Strickes gelangt. Ehemals dienten diese Thürme auch zur optischen Telegraphie, die des Nachts mittels Feuers, am Tage durch Rauch geschah; es ist die Ansicht verbreitet, der Dünger des Wolfes sei hierzu am passendsten, da dessen Rauch auch im größten

Sturme senkrecht in die Höhe steige. Die jetzigen Wachthäuser sind kleine Lehmhütten, auf deren Wände Tiger, Fahnen und Luntengewehre in rohen Umrissen gezeichnet sind. Außer den Wachthäusern an der Straße giebt es noch größere Erdverschanzungen, in denen eine größere Besatzung concentrirt ist, da in diesem Theile Kan-sus auch jetzt noch nicht vollständige Ruhe herrscht. Die Mohammedaner sind wohl besiegt, allein ihre Ueberbleibsel streiften lange Zeit als Räuberhorden umher; außerdem brechen die Hsi-fan oder Fan-tß', d. i. die Tanguten, diese geschworenen Feinde der chinesischen Kolonisten, häufig aus den unwegsamen Thälern des Nan-shan hervor, rauben das Vieh und die Lebensmittel der Chinesen und flüchten sich dann wieder ungestraft in ihre Schlupfwinkel zurück, wohin ihnen das chinesische Militär nicht zu folgen wagt. Die gebirgigen Theile und die Wüste Kan-sus litten am meisten zur Zeit des mohammedanischen Krieges. Außer Liang-tshou und Kan-tshou fielen alle Städte in ihre Macht und alle Städte und Dörfer längs der Straße wurden zerstört; bis jetzt haben sich in den Dörfern nur so viele Bewohner niedergelassen, als aus der Verpflegung und Verköstigung der Reisenden ihren Unterhalt finden können. Die Landleute haben sich in Erdverschanzungen zurückgezogen, wie wir solche in der Umgebung von Hsi-ning-fu gesehen haben. In Lan-tshou-fu spotten die Chinesen selbst über die neue Bauart, die aus der mohammedanischen Revolution herstammt, und die Städter bedauern es, daß sie anstatt der geschweiften Dächer, gezierten Giebeln und Dachfirsten überall nur rohe, unförmliche Lehmmauern sehen.



Wachthürme an der Heerstraße in Kan-su.

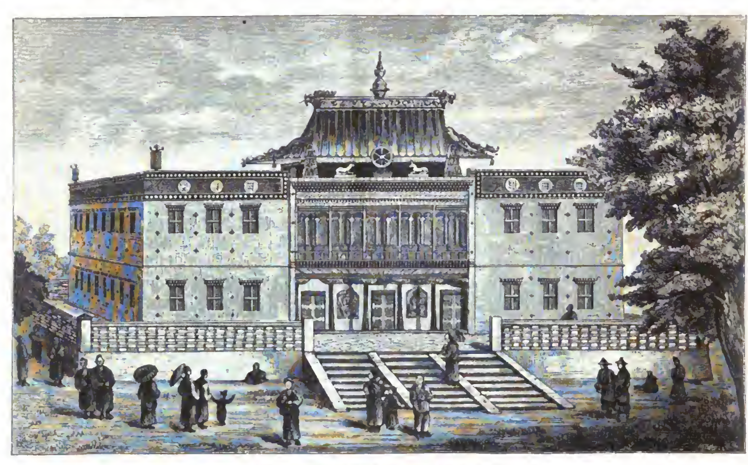
Kumbum-gomba (oder auf chinesisch Ta-örr-ß') gilt als Geburtsort des Reformators des Buddhismus, obschon es nicht endgültig entschieden ist, ob er hier oder in Hsi-ning-fu geboren wurde. Dieser Mann, Tschong-kaba (tibetisch Gierembutschi, chinesisch Poa-pi-fu-je genannt), gründete die Sekte der gelben Lama, die später erstarkte und die Hierarchie der Lama in Lhassa an sich riß. Kumbum ist das Seminar der jungen Lama und zugleich ein berühmter Wallfahrtsort. Von fernen Landen pilgern Gläubige zum Bilde Tschong-kaba's; auch zur Zeit unserer Anwesenheit waren Mongolen, Tibetaner und Tanguten im Kloster versammelt und ihre verschiedenen Trachten boten ein buntes Bild.

Kumbum liegt etwa 35 km südlich von Hsi-ning-fu; der Weg führt anfangs etwa 20 km weit in einem breiten Thale aufwärts, wendet sich dann gegen Westen und erreicht 15 km weiter aufwärts bei To-pa ein in den Hsi-ning-fu mündendes Thal, in dessen oberem Theile wir die zwischen Lößhügeln gelegenen vergoldeten Dächer der Heiligthümer erblickten. Die Stadt der Lama und deren ganzer Besitz ist mit einer Mauer umgeben. Unterhalb liegt eine chinesische Ortschaft, die Herberge eines großen Theils der Pilger, da die strengen Gesetze des Klosters das Uebernachten von Frauen im Kloster verbieten. Auch Kumbum wurde in der mohammedanischen Revolution zerstört, ersteht aber wieder rasch aus seinen Ruinen. Ehemals wohnten 4000 Mönche darin; jetzt leben kaum 2000 in seinen Mauern. Die Kirche mit dem goldenen Dache, in der Tschong-kaba's Bildniß steht, die Bethalle und alle heiligen Orte wurden von den Mohammedanern verschont, und nur die Wohnungen der Lama fielen ihrer Zerstörungswuth zum Opfer. Die Kirchen reihen sich am westlichen Rande des Grabens, den Mönchswohnungen gegenüber, eine an die andere; dazwischen befindet sich die Küche, in der für die Mönche gekocht wird. Vor dem Heiligthume Tschong-kaba's steht jener Wunderbaum, auf dessen Rinde man tibetische Schriftzeichen, und auf den Blättern Buddha's Bildniß erblickt; im Norden, nahe am Eingange der Lama-Stadt, befindet sich die Kirche der Ungeheuer mit zwei ausgestopften und gesattelten Tigern, Bären und einer Antilope; in einer anderen Kirche sind Fresken der Hölle und des Himmelreiches zu sehen. Im Hofe dieser Kirche werden mehrere heilige Bäume gepflegt. Dieselben gehören nach der Bestimmung des Prof. Dr. G. **Kanitz** in Klausenburg zu einer Fliederart (Ligustrina Amurensis). Ihre Blätter und auch ihre gelblich weißen duftlosen Blüthen sind denen unserer Fliederbäume ähnlich. Die jüngeren Zweige des Baumes — oder vielmehr Strauches — haben eine glatte, abschälbare Rinde, wie der Kirsch- oder Weichselbaum. Ihre Rinde ist mit tibetischen Schriftzeichen oder ähnlichen Figuren übersäet; selbst unter der Rinde finden sich Spuren dieser Zeichen. Dieselben sind gelblichbraun und lichter als die Grundfarbe der Rinde. Es ist wahrscheinlich, daß ein frommer Betrug diese Zeichen durch irgend eine Säure erzielt; bisher ist jedoch ein Argwohn unter den Chinesen nicht erwacht. Auf den Blättern suchten wir vergeblich das Bildniß Buddha's; nach der Behauptung der Lama kommt es sehr selten vor und ist nur auserwählten Menschen sichtbar. Es ist nicht erlaubt, vom Baume Zweige zu brechen; eines Morgens aber gelang es dem Grafen Széchenyi doch, für sein Herbarium einige solche mit Blüthen abzureißen. Obwohl es Niemand sah, merkten die Lama doch das Fehlen der Zweige und ließen den Baum mit Balken umzäunen, damit wir uns demselben nicht mehr nähern könnten. Die abfallenden Blätter verkaufen sie den Pilgern als Heilmittel. Der Baum Tschong-kaba's wird nie gereinigt; irgend eine Raupenart hatte ihn nach der Blüthe ganz abgefressen, so daß er Anfang August, als ich das Kloster mit dem Grafen Széchenyi das zweite Mal besuchte, fast ganz laublos war. Möglich, daß die Lama auch dies

unserem Raube zuschrieben, denn sie waren, als wir sie das zweite Mal besuchten, sehr unfreundlich und wollten uns in den Fremdenzimmern des Klosters gar kein Quartier geben.

Ein anderer heiliger Ort, der eher eine Ansiedelung von Eremiten, als ein Kloster zu sein scheint, ist Tshogortan, etwa 10 km südlich von Kumbum, am felsigen Fuße des Ka ji-shan. Das Kloster hat einen Maierhof; die Kirche, deren Huc Erwähnung thut, wurde von den Mohammedanern niedergebrannt; die Yakheerden der Priester werden auf die hiesigen Alpenweiden getrieben. Es fiel uns die große Menge ungehörnter Yak-Kühe auf; es scheint dies eine durch Kreuzung mit dem gewöhnlichen Ochsen entstandene Mischform zu sein, die ihres Milchreichthums wegen von den Lama mit Vorliebe gezüchtet wird.

Kumbum erfreut sich der besonderen Gunst des kaiserlichen Hofes und erhält jährlich reiche Geschenke aus Peking. Vor der vergoldeten Broncestatue Tschong-Kaba's stehen herrliche Bronce- und Goldgefäße, Prachtwerke aus Nephrit und Serpentin, alle Arten von Edelsteinen, Saphir, Amethyst ꝛc. in Blumenstraußform gefaßt; werthvolle Teppiche und Seidenstoffe bedecken die Wände. Die Statue trägt einen spitzigen Hut, ähnlich einer Nachtmütze; in ihrem runden, vollen Gesichte prägt sich Frömmigkeit und Durchgeistigung aus. Ein ewiges Licht brennt vor der Säule, am Altar sind in zahlreichen Messingschalen Wasser und Weizen aufgehäuft, die jeden Morgen erneuert werden. Im Heiligthume herrscht geheimnißvolles Dunkel. Drei hohe Thore führen in dasselbe, deren fein gearbeitete Gitter-



Haupttempel des Lamaklosters Tschobsen-gomba in Kan-su.

thüren gewöhnlich geschlossen sind. Zu allen Tagesstunden fanden wir knieende Mönche und Pilger vor dem Standbilde des Heiligen. Die Betenden kriechen, den Rosenkranz in der Hand, auf Händen und Füßen dahin, werfen sich zu Boden, stehen wieder auf und wiederholen mit zum Gebete gefalteten Händen das ewige Gebet: „Om mani padme hum.“ Von der Reibung durch die Hände der Betenden haben sich im harten Fußboden vor dem Heiligthume 10 bis 15 cm tiefe Furchen gebildet.

Neben der Kirche Tschongkaba's befindet sich eine Säulenhalle, die sich in nichts vom Inneren anderer Lama-Kirchen, die wir gesehen hatten, unterscheidet; im geräumigen Hofe eines anderen Gebäudes machten die täglichen Gesangübungen und religiösen Disputationen der Zöglinge einen lebhaften und eigenthümlichen Eindruck auf uns. Auf einem Throne in der Mitte eines Korridors saß ein vornehmer Lama; rechts und links im Korridor saßen in drei Reihen die älteren Klosterbrüder; vor dem Throne kauerten auf dem Pflaster des Hofes in vier Halbkreisen etwa 200 junge Lama in vollem Ornate, mit gekreuzten Beinen. Ihre Kleidung bestand aus großen Stiefeln, weitem, faltenreichem Radmantel aus rothbraunem Tuche und gelbem fransigem Hute, der an den Helm der bayerischen Reiter erinnerte. Der Lama sah stumm und unbeweglich vom Throne auf die Reihe der jungen Lama herab; es war wahrscheinlich ein Kutuktu, d. h. ein lebender Buddha, an den Gebet und Gesang gerichtet waren. Der in der Mitte der ersten Reihe sitzende ältere Lama intonirte die ersten Worte einer Litanei, worauf die übrigen mit vierstimmigem Refrain einfielen, aus dem besonders der starke Baß her-

vortönte. Wir konnten diesem Kultus den Charakter des Erhabenen, des Ergreifenden nicht absprechen. Er erinnerte auffallend an die Ceremonien der römisch-katholischen Kirche. Ein anderes Mal theilten sich die Lama in kleinere Gruppen und recitirten lange Gebete mit tiefer, gedämpfter Stimme; ein Theil der Jüngeren saß in langen Reihen auf der Erde, ein anderer lärmte stehend, unter Applaus und heftigen Bewegungen. Dies waren die Disputirenden: die Stehenden warfen die Fragen auf und suchten ihre hockenden Kollegen durch heftige Gestikulationen zu stören und ihren Gegenbemerkungen Nachdruck zu verleihen. Immer schritten ältere Lama, durch ein blaues Band am Mantel gekennzeichnet, zwischen den einzelnen Gruppen auf und ab, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

In der Küche des Klosters befinden sich drei Broncekessel von 2 m Durchmesser am oberen Rande, der aus der Mauer hervorragt, mit schönem Gußwerke und allegorischen Figuren geschmückt; in diesen Kesseln wird der Thee und die Milch gekocht, die täglich zweimal den Lama zur Nahrung dienen. Wir waren im Gasthause des Klosters einquartiert; im Hofe desselben war der Empfangssalon. Nie werde ich die Stunde vergessen, die wir hier mit den Häuptern des Klosters verbrachten. Graf Széchenyi hoffte, er werde im Kloster von Kumbum einen Dolmetsch und Führer nach Lhassa bekommen. Allein bevor wir noch dort anlangten, waren die Lama schon instruirt, was sie uns antworten sollten. Ihre Antwort stimmte Wort für Wort mit den Einwendungen des Amban von Hsi-ning-fu; Räuber, Ungeheuer, wilde Thiere wären die Hindernisse der Reise, — Niemand gehe jetzt vom Kuku-nor nach Lhassa u. s. w. In einem niederen, mit Teppichen belegten Zimmer saßen die zwei Häupter des Klosters; der eine, mit den Gesichtszügen eines Hindu, dolichocephalem Schädel, dunkler Hautfarbe, der andere ein alter Herr, das Prototyp eines ungarischen Stuhlrichters von ehemals; neben ihnen saß der Geschäftsführer des Klosters; mit langem, rothbraunem Talar angethan empfingen sie uns. Nachdem wir uns, die flachen Hände nach auswärts gewendet und vorwärts gestreckt, gegenseitig begrüßt, setzten wir uns nach türkischer Art ihnen gegenüber. Der Geschäftsführer zählte hierauf in fließender Sprache, im donnernden lauten Tibetisch in eingehender Weise alle Hindernisse auf, die uns die Fortsetzung unserer Reise nicht erlaubten. Schade, daß wir den Sinn der langen Verhandlung nur mit Hilfe zweier Dolmetscher verstanden; aus der Betonung des Geschäftsführers erkannten wir, daß er eine eingelernte Rede hersagte, zu welcher die Häupter des Klosters von Zeit zu Zeit gutheißend nickten.

Auf den flachen Dächern der Lama-Stadt bewegten sich Abends die dunklen Gestalten betender Lama; die mit tiefer Stimme gestammelten Gebete flossen in eine angenehme Harmonie zusammen, in der wir viel Ergreifendes und zur Andacht Stimmendes fanden. In der Nacht durchstreifen Wächter die Gassen, damit in den heiligen Mauern nichts Gesetzwidriges vor sich gehe.

Die Lama-Klöster Altün und Tshobsen, nördlich von Hsi-ning-fu, sind bedeutend kleiner als Kumbum, und es fehlt in ihren Mauern jene strenge Disciplin; dagegen fanden wir dort eine freundliche, herzliche Aufnahme. Die mit einem Oberstock versehene neue Kirche von Tshobsen ist die schönste aller Lama-Kirchen, die ich gesehen; sie steht in der Mitte eines viereckigen Hofes von 100 Schritt Länge; den Hof umgiebt ein gedeckter Korridor, ein wahrhaftiger Kreuzgang, zwischen dessen offenen Säulen 108 Gebetrollen aus Bronce angebracht sind, jede mit den sanskritischen Schriftzeichen des „Om mani padme hum"; so oft ein Lama den Korridor betritt, dreht er alle Gebetrollen, welche für ihn nicht nur alle heiligen Formeln, sondern auch alle Gebete hersagen, die auf die Papierstreifen im Inneren geschrieben sind.

In der Umgebung von Altün sah ich Tanguten; Männer und Frauen tragen einen, dem Tyroler ähnlichen Hut; die Frauen flechten ihr Haar in Zöpfe. Ihre Bekleidung bildet eine Art Kaftan, dessen Kragen und vorderen Saum ein farbiger Seidenstreif schmückt; ihr Gesicht schminken sie, wie alle tibetischen Frauen, mit rother Farbe. Auch Mongolen sahen wir in den Kirchen; besonders auffallend waren die aus der Gegend des Kuku-nor auf ihren Kameelen zugereisten Mongolen, deren Sprache unser Dolmetsch nicht verstand; ein untersetzter, breitschulteriger blonder Bursche glich seinem Aeußeren nach aufs Haar einem Maier der ungarischen Tiefebene (Alföld). Er hätte gern mit uns gesprochen, allein wir verstanden von seinem Gerede nur zwei Worte: „ökur" und „demé"; jenes bedeutet Ochs (ungarisch ökör), dieses Kameel (ungarisch teve).

Südlich von Kumbum führt der Weg über den 3932 m hohen Sattel von Ka-yi shan in die Gegend des Hoang-ho. Am rechten Ufer desselben liegt die Stadt Kwe-tö-ting, 100 km (amtlich 185 Li) von Hsi-ning-fu; ihre Umgebung gleicht der Hsi-ning-fus; das gelblich rothe Wasser des Hoang-ho wälzt sich oberhalb der Stadt in einer cañonartigen Thalenge zwischen Felsen abwärts. Ihre Umgebung besteht aus unfruchtbaren rothen Thon- und Sandschichten und nur die bewässerbare Thalsohle ist der Bodenkultur günstig. Der Hoang-ho hat hier eine Seehöhe von 2283 m: darüber erhebt sich ein 3000 m hohes Plateau, in dessen horizontale Süßwasserschichten die Thäler des Hoang-ho und seiner Nebengewässer zwischen steilen Wänden tief eingeschnitten sind.

Kwe-tö ist ein von Mauern umgebenes Städtchen mit chinesischer Bevölkerung; in seinen Vorstädten sieht man jedoch täglich Tanguten von verschiedenen Stämmen, die sich ihren Bedarf an Lebensmitteln u. dergl. hier beschaffen. Von Hsi-ning-fu führt ein schlechter und seiner Erdrutschungen wegen gefährlicher Weg nach Kwe-tö, der nur im Sommer und bei trockener Zeit gangbar ist. Um so mehr überraschte es uns, daß westlich von der Stadt ein breiter und mit Wachtthürmen versehener Weg auf die Hochebene führt. Man zeigte uns auch eine Erdburg, welche die Chinesen gegen die Tanguten gebaut, und deren Garnison die Räuber bis auf den letzten Mann niedergemetzelt hatten. Der breitgetretene Weg führt auf das um 1000 m höhere Plateau, auf dem er als weißes Band weit gegen Westen sichtbar bleibt. Noch einen Erdthurm, einen chinesischen Ort und daneben die Ueberreste des Ackerbaues sah ich 22 km von Kwe-tö. Der Anblick der ihre Heerden weidenden Tanguten erfüllte meine Begleiter mit Schrecken; die chinesischen Soldaten warfen sich vor mir auf die Knie und baten mich händeringend, nicht noch weiter zu gehen, denn dies wäre der sichere Tod; ich aber kümmerte mich nicht um ihr Flehen, sondern ging allein auf die Anhöhe, von der ich das Plateau zu übersehen wünschte. Die Tanguten zeigten, als ich bei ihnen vorbeischritt — obwohl sie zum Schuß bereit waren — keine feindliche Absicht; als dies meine Begleiter sahen, kamen ihrer vier mir nach und waren voll der Freude und des Jubels, daß uns die Tanguten nichts angethan hatten.

Das Plateau von Kwe-tö ist mit den Hochebenen des Kuku-nor und gewiß auch des Sing-suh-hai in Zusammenhang. Ueber den grünen Steppen erheben sich Flugsandhügel, und im Südwesten ist keine menschliche Wohnung mehr sichtbar. Unter dem von Ost nach West streichenden zackigen Kamm, der sich aus der Hochebene erhebt, waren die Zelte der Tanguten nur mit Hilfe des Fernrohres erkennbar; das Cañon-Thal des Hoang-ho hingegen war weithin zu verfolgen, und ich erkannte mit Gewißheit jene Stelle,

wo der Fluß — in einer Entfernung von 100 bis 110 km — aus einer Oeffnung des Gebirges auf die Hochebene heraustritt. Przhewalski, der diese Gegend nach uns besuchte, bereiste den Hoang ho von Kwe-tö (nach ihm: Huide) aufwärts noch bis zu einer Entfernung von 250 Werst, und er nennt die Stadt Gomi als äußersten chinesischen Wohnort.

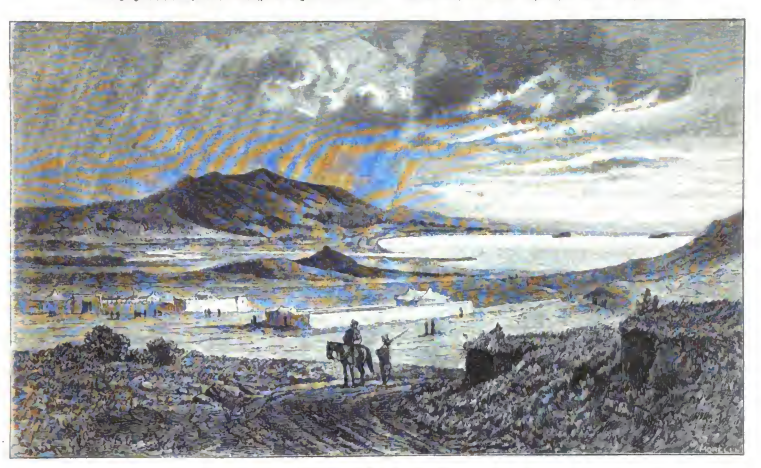
Von Hsi-ning-fu erreicht man in drei bis vier Tagen das östliche Ufer des Kuku-nor. Die erste Tagereise führt uns in die Stadt To-pa, die ehemals ihres Handels wegen wichtig war; jetzt finden wir innerhalb ihrer unbewohnten Mauern nur Ruinen und nur eine Gasse seiner südwestlichen Vorstadt dient als Schauplatz seiner Wochen- oder vielmehr fünftägigen Märkte. In To-pa wohnen Mohammedaner in großer Anzahl; seit der Unterdückung ihres Aufstandes ist ihnen das Ansiedeln in Hsi-ning-fu und Ton-kerr versagt, und es wurde ihnen To-pa als Wohnort angewiesen. Sie besitzen hier auch eine sehr schöne Moschee, deren fünf Stock hoher, sechseckiger Pagoden-Thurm mit seinen, mit grünen und blauen Ziegeln gedeckten Gesimsdächern schon von Weitem auffällt. In einem mit hohen Mauern umgebenen Hofe steht die Kirche, bei deren Eingang uns ein greiser Imam empfing; die chinesischen Mohammedaner schlossen sich uns überall ostentativ an. In der Umgebung von Hsi-ning-fu waren unsere Maulthiertreiber Mohammedaner und sie öffneten uns mit Vergnügen ihre Kirche, in die sie das neugierige Volk der Stadt nach uns nicht einließen. Die ebenerdige sechseckige Halle des Thurmes war ganz leer; nur eine mit Holz verkleidete Nische in der westlichen Mauer, dem Eingange gegenüber, mit ihrer Spitzbogenwölbung und ihren Holzschnitzereien erinnerte an das Heiligthum der Religion Mohammed's; an beiden Seiten der Nische hingen auf Papier geschriebene Inschriften in schnörkeligen, aber geschmackvollen arabischen Schriftzeichen; ähnliche waren auch auf der Mauer sichtbar, als Beweis dafür, daß Missionare aus Mekka vor nicht gar langer Zeit hier geweilt haben, da man nicht voraussetzen kann, daß ein chinesischer Muselman die Original-Schriftzeichen des Koran gekannt habe.

Eine zweite Tagereise brachte uns von To-pa nach Ton-kerr (Ton-ko-örr). Zwischen diesen zwei Städten windet sich der Fluß durch einen engen Paß von 25 km Länge; Ton-kerr liegt wieder in einer Thalerweiterung, die von allen Seiten von grasreichen Bergen umgeben ist, nur im Westen verschwinden die Berge; schon von den Alpen von Hsi-ning-fu nahmen wir die Depression wahr und wähnten dort — und mit Recht — das Becken des Kuku-nor. Der Hsi-ning-ho kommt von einer grasreichen Steppe, die nur durch sehr niedere, von gelber Erde und Flugsand bedeckte Hügel vom See getrennt wird. Der Weg hingegen folgt nicht dem breiten Thale, sondern wendet sich zuerst nach Süden, dann nach Südwesten und führt, sich mehrfach verzweigend, zwischen hohen Bergspitzen an die Ufer des Sees. Eine halbtägige Reise brachte uns ins Lama-Kloster Tunko-ß' zwischen die Berge am östlichen Ufer des Sees. Im Thale eines von Süden kommenden Baches wanderten wir zwischen Alleen von Erlen und Pappeln aufwärts. Die Umgebung Ton-kerrs erinnerte uns sehr an die Thäler Siebenbürgens; dieselben Produkte, wasserreiche Flüsse und Kanäle umgaben uns. Alles war in voller Blüthe, und über uns erhoben sich mit Alpenblumen geschmückte, hoch gelegene Gefilde, zackige Bergkämme, in deren Schluchten noch Schnee glitzerte; in der Mitte des Juli genossen wir hier unseren Mai. Das Lama-Kloster liegt nahe an der oberen Grenze des Waldes zwischen 5000 m hohen Gneißgranit-Spitzen 3200 m über dem Meere; vor dem Kloster eilt ein wasserreicher Gebirgsbach herab, metergroße Felsblöcke herabwälzend, deren Auseinanderstürzen von einem, fernem Kanonendonner ähnlichen, dumpfen Getöse begleitet wird. Die Mühlen des Klosters und die Hütten der durch Wasserkraft betriebenen Gebetmaschinen beleben das Ufer des Baches. Im Hintergrunde erheben sich aus einem weiten Thalkessel mit Spuren alter Gletscher die Alpenweiden des Klosters, auf denen sich die Heerden des zottigen Yak weithin zerstreuen; nur mit Hilfe großer tibetischer Hunde treiben sie die Hirten, die sich ihrer gabelförmigen Waffen nie entledigen, wieder zusammen. Das Kloster selbst ist ein schmutziges, von 100 Lama bewohntes Gebäude; man kümmerte sich um uns gar nicht, wir erhielten wohl Quartier, doch Butter und Brot brachten sie uns nur nach langem Zureden und sie verriethen uns gegenüber einen entschiedenen Widerwillen; auf keine Frage des Grafen Széchenyi ertheilten sie Antwort. Ein zahmer Hirsch (Cervus Elaphus oder eine verwandte Art) ging im Klosterhof frei herum. Unterhalb Tunko-ß' vereinigen sich mehrere Bergthäler zu einer geräumigen Thalfläche, auf der in mehreren Ortschaften chinesische Kolonisten mit tangutischen Frauen wohnen. In diesem breiten Thale liegt eine chinesische Besatzung und noch jenseits der Station Tunko-ß' sah ich an der Straße das Kennzeichen der Wachtposten, einen hohen Erdthurm und davor fünf kleine obeliskenartige Thürmchen. Wir erfuhren auch, daß sich die Besatzung von A-shih-han und Shalakuto, der zwei nächsten Stationen, unserem Gefolge angeschlossen hatte. Es scheint daher, daß zur Zeit unseres Besuches der Weg nach Tibet entgegen den Behauptungen der Mandarine mit Wachtposten versehen war. Das chinesische Gefolge bestand aus 50 Mann; der Führer desselben, ein höhergestellter Militär und Chef des naheliegenden Wachtpostens, setzte alles in Bewegung, um den Grafen Széchenyi vom Besuche des Kuku-nor abzureden; man schreckte uns mit den wilden Fan-tß' und mit Thierungeheuern. Als der Graf Maulthiere verlangte, citirten sie die Bewohner der Nachbardörfer vor uns; doch diese baten uns auf den Knien, sie nicht zur Weiterreise nach dem See zu zwingen, denn dies wäre der gewisse Tod.

Doch all dies half nichts; wir bepackten unsere Reservepferde mit den nöthigsten Lebensmitteln und setzten unseren Marsch auf einem gangbaren Wege gegen Südwesten in der Ueberzeugung fort, daß wir nach zwei Tagen den See sehen würden. Unsere Ueberraschung war daher unbeschreiblich, als wir nach einem Ritt von nur vier Stunden vom nächsten Sattel den glitzernden Spiegel des Sees erblickten; noch 30 km war er entfernt und sein Spiegel lag 250 m unter uns, aber er bot mit seiner Umgebung ein entzückendes Bild. Ein Alpenthal brachte uns zur Anhöhe des Weges; wir wanderten zwischen dichten Rhododendron- und Ribes-Sträuchen und rings um uns erhoben sich steile hohe Spitzen. Auf der Anhöhe veränderte sich das Bild wie mit einem Zauberschlage; der Rückblick nach hinten war verdeckt, und vor uns lag, den halben Horizont einnehmend, eine Steppe, wie wir sie am Rande der Gobi kennen gelernt hatten. Von der Anhöhe des Weges senkte sich ein 10 bis 12 km breites, mit schütterem trockenem Grase bedecktes Thal gegen den See, der sich weithin ausdehnte und den westlichen Horizont einem Silberstreifen gleich begrenzte. Am südlichen Ufer erhebt sich ein hohes, abgerundetes Gebirge, welches das Becken des Sees vom höheren Plateau des Hoang-ho trennt, das ich von Kwe-tö gesehen hatte. Sanfte Gehänge ziehen vom Fuße des Gebirges, des Kuku-nor-Gebirges, zum Spiegel des Sees hinab; im See selbst erblicken wir zwei dunkle Punkte; der eine, in der Mitte der Wasserfläche, noch innerhalb des Horizontes, ist gewiß jene Insel, von der eine schöne Sage spricht. Etwas weiter im Süden zeigt sich vielleicht ein Vorgebirge des

westlichen Ufers. Die Conturen der Insel sind gezackt, gleichsam gekräuselt, als ob das Laub von Bäumen diese Unebenheiten verursachte. Die Abhänge des Kuku-nor-Gebirges sind von Bäumen und Sträuchen bedeckt, unten im Thal schlängelt sich ein träger Fluß, der Tau-tau-ho, durch dunkelgrüne Wiesen und mit Iris bedeckte Felder, und ergießt sich inmitten kleiner Tümpel mit breiter Mündung in den südöstlichen Winkel des Sees; das östliche Ufer ist von parallel sich erstreckenden Teichen umsäumt, die aus der Ferne wie Lagunen aussehen. Als ich den See erblickte, brach ich in ein lautes Freudengeschrei aus und warf meinen Hut hoch in die Luft, denn ich hatte ja die schönste Aussicht die ich je gesehen, und vor meinen Augen öffnete sich eine der in geographischer Hinsicht wichtigsten Gegenden Inner-Asiens. Denken wir uns in einer Höhe von 3300 m, also bedeutend höher als die Lomnitzer Spitze in der Tatra und fast so hoch wie der Großglockner, einen See von der Größe des Boden- oder des Platten-Sees, rufen wir uns jene Alpengegend ins Gedächtniß, die wir durchzogen, und denken wir uns dazu, daß von dem Punkte, an dem wir stehen, wohl kaum je ein Europäer all dieses bewundert hat, und unser Entzücken über das Panorama wird gewiß gerechtfertigt sein. Auch Graf Széchenyi gab seiner Freude hörbar Ausdruck; nur unsere Begleiter schüttelten verwundert ihre Köpfe und konnten nicht begreifen, warum wir unsere Reise zum Ufer des Sees noch fortsetzten, da wir ihn ja ohnedies schon von hier gut sehen konnten.

In der Nähe des Sees erhebt sich aus der Thalebene



Blick auf den Kuku-nor von Osten.

ein Hügel, der auf seiner Spitze einen Erdthurm trägt. Dies ist nicht das Einzige, was an Arbeiten menschlicher Hände erinnerte; im Thal sahen wir auch drei mit Lehmmauern umgebene Ortschaften. In unserer Nähe, dort wo wir den See zum ersten Mal erblickten, liegt die Stadt Tsha-ha-tshönn mit einer chinesischen Kirche Namens Khe-shih-miau. All dies liegt jedoch in Trümmern und ist unbewohnt; die umschlossenen Orte waren nach Angabe unserer Begleiter Militärstationen und wurden durch die Tanguten zerstört, die mit den Chinesen in fortwährender Fehde leben. An den Ufern der Wasserläufe sind noch die Spuren des Ackerbaues, die Terrassen auf der dünnen Lößdecke und die Wohnungen der Ackerleute zu erkennen.

Der Amban von Hsi-ning, der das Gebiet des Kuku-nor verwaltet, tröstete uns, daß in fünf Jahren in der Umgebung des Sees Alles geregelt und die Reise nach Tibet von Räuberbanden nicht mehr gefährdet sein werde. Wie es scheint, wurden seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt, denn das Pekinger Amtsblatt brachte am 21. Oktober 1882 den Bericht Li-shen's, des kaiserlichen Generalkontroleurs des Kuku-nor, dem zufolge er am 28. August in Begleitung des Inspektors von Hsi-ning-fu mit großem Gefolge den See besuchte und gegen Tsha-ha-lo-lo hai aufbrach, das zweifelsohne identisch ist mit dem Orte, von wo wir den See zuerst erblickten; am 1. September brachte er dem Geiste des Tsing-hai (chinesischer Name des Kuku-nor) ein Opfer dar und am nächsten Tage hielt er mit den versammelten mongolischen Fürsten, Häuptlingen und Edlen eine Sitzung ab; er übergab ihnen die Geschenke des Kaisers, Seiden- und Atlasstoffe, Federn, Knöpfe, Messer, Thee und

Salz und legte ihnen ans Herz, auf Frieden und Ordnung zu achten und ihr friedliches Hirtenleben vor Augen haltend sich nicht zu Unruhen hinreißen zu lassen, welche Strafen nach sich ziehen müßten. Die versammelten Häuptlinge bedankten sich gerührt für die Gnade des Kaisers und versprachen begeistert, die guten Rathschläge des Amban zu befolgen.

Die Umgebung des Sees ist eine wahre Steppe; die trockenen Schotter- und Thonhänge mit den Gruppen von harten Gräsern (Lasiogrostis) verleihen ihr eine große Aehnlichkeit mit den 1500 bis 2000 m tiefer liegenden Steppen von Kan-su. Auf den nassen Wiesen ist Iris die Hauptpflanze; aber die hochgelegenen Alpenfelder zeichnen sich durch üppige Vegetation aus. Gentiana, Anemone und verschiedene Zwiebeln prangten hier Ende Juli in voller Blüthe. Unzählige rattengroße Thierchen liefen auf den ebenen Feldern umher und unterwühlten den Rasen derart, daß die Füße unserer Pferde fortwährend tief in die Erde einsanken. Dieser Nager (Lagomys sp.) ist das gewöhnlichste Thier der Kuku-nor-Steppe; im Gebirge ist ein ähnliches Thier, das Murmelthier, von der Größe eines Hasen verbreitet. Jenes ist sehr neugierig, dabei aber furchtsam. Jeden Augenblick begaffen uns 8 bis 10 vor dem Eingange ihrer Wohnung; wenn wir uns aber bis auf 3 bis 4 Schritte nähern, verschwinden sie plötzlich in ihren Höhlen; entfernen wir uns, so kriechen sie furchtsam wieder hervor. In der Oeffnung der Höhlen dient eine Nische diesen reinlichen Thierchen als „lieu d'aisance", aus der sie, wenn sich darin der erbsengroße Unrath zu sehr anhäuft, denselben hinaustragen. Dieses kleine Säugethier theilt seine Wohnung mit einer flinken Eidechse von der Gattung des Phrynocephalus; wenigstens sah ich dieselben immer in dieselben Höhlen schlüpfen, die den Lagomys als Wohnung dienten. Mehrere Finkenarten, die Steppenlerche und eine graue Schwalbe flatterten in großen Mengen um uns herum. In den Lüften kreisten schwarze Adler und Mäusebussarde (Buteo); unten in den Sümpfen des Flusses hausten graue und weiße Reiher, Wildenten, gelbrothe Enten (Cazarca rutila) und verschiedene Schnepfen. Am östlichen Ufer des Kuku-nor sah Graf Széchenyi einen wilden Esel und ich drei Antilopen.

Von den Ruinen Tsha-ha-tshönn's ritten wir noch fünf Stunden bis zur Ebene des Sees; wir sahen aber unterwegs weder Menschen noch Heerden. Die Nomaden ziehen sich um diese Zeit auf höher gelegene Weiden zurück, wahrscheinlich wegen der Unmasse von Fliegen, die im Sommer die nassen Weiden überfallen. Unsere Pferde litten viel von diesen Thieren und ich selbst trug die Spuren des Stiches einer kleinen Fliege mit gestreiftem Bauch über drei Wochen an meiner Hand. Um so interessanter mag



Feuerstelle der Nomaden in den Steppen von Kuku-nor.

das Hirtenleben in der günstigeren Jahreszeit sein. In der Nähe des Kuku-nor sind die Spuren von Niederlassungen häufig zu sehen und an Argal oder Düngerfeuerung ist kein Mangel. Den Ort, wo die Zelte aufgeschlagen werden, bezeichnen eigenthümliche Feuerstätten. Es ist dies ein badewannenähnliches, 1 m hohes, 2 bis $2\frac{1}{2}$ m langes, aus Lehm gebautes Mauerwerk, dessen schmäleres Ende an beiden Seiten durch einen tiefen Einschnitt getheilt ist; der breitere Theil wird mit Argal angefüllt und die Stelle des Einschnittes dient zum Anzünden; das Feuer muß wahrscheinlich wegen der starken Winde auf diese Weise an so tiefen Orten angezündet werden. In der Nähe des Feuerherdes sind auf einem viereckigen Altar aus Thon verfertigte Standbilder Buddha's aufgehäuft.

Etwa eine Stunde vom See, an einer Salzlache, schlugen wir unser Nachtquartier auf, in welchem wir die ganze Nacht hindurch froren. Die Lache war mit einer Salzkruste bedeckt; das bittere salzige Wasser tranken nicht einmal die Pferde, und die damit gekochten Speisen waren kaum genießbar; unsere Soldaten fachten mit Hilfe eines Blasebalges Feuer an; als solcher diente eine Ziegenhaut, trichterförmig zusammengenäht und am Ende mit einem Eisenrohre versehen. Das Argal entzündet sich schwer, verbreitet jedoch große Wärme und erlischt selbst im Regen nicht. Am 11. Juli brachen wir früh Morgens zum See auf und erreichten seine Ufer in $1\frac{1}{2}$ Stunden; sein nordöstliches Ufer bilden Sandhügel, von denen, etwa 2 km vom Rande des Wassers, 1 m hoch mit Löß bedeckt, ein 6 bis 7 m hohes Sandufer zum Flusse zieht. Die Sandhügel, die das Wasser umsäumen, werden durch die Westwinde zusammengehäuft, hinter ihnen erstrecken sich neben dem Ufer, parallel dazu, seichte Sümpfe. Das reine Wasser kräuselte bis 0,60 m hohe Wellen und die ans Ufer rollenden Wellenberge warfen verschiedene Fischknochen und Süßwasserschnecken ans Land. Das Wasser ist, obwohl salzig, trinkbar; die mitgebrachte, obwohl geringe Quantität Wasser (6,8 g) analysirte Herr Prof. Dr. Wartha. Nach seiner Analyse sind in 1000 g des im August 1879 geschöpften Wassers 13,8 g feste Bestandtheile, worunter 1,484 g kohlensaures Natrium; der alkalische Härtegrad des Wassers ist daher 28°, Kochsalz 2,9 g. Przewalski brachte zweimal Wasser aus dem See mit, das Herr Dr. C. Schmidt in Dorpat analysirte. In 1000 g des im Jahre 1872 geschöpften Wassers waren 11,1464, im Wasser von 1880 (Winter) 13,5937 g feste Bestandtheile; nach Schmidt sind außer dem Kochsalz bedeutende Quantitäten von Glaubersalz (Natriumsulphat) und Magnesiumbicarbonat im Wasser des Kuku-nor aufgelöst.

Die fortwährenden Regen und der Mangel an Lebensmitteln zwang uns zur Rückkehr. Noch einmal warfen wir einen Blick auf den Spiegel des Sees von einer 4700 m hohen Bergspitze, die wir Tags darauf, von Tunko-ß' aus-

gehend, bestiegen; die scheidende Sonne vergoldete den Spiegel des Sees, allein trotz des blendenden Reflexes konnten wir die ganze große Wasserfläche übersehen. Das Kloster Tunko-sz' liegt schon an der Grenze von Kan-su.

Es berührte uns angenehm, uns Tritt für Tritt davon überzeugen zu können, daß Huc's Beschreibung der Gegend von Hsi-ning-fu und des Klosters Kumbum mit unseren eigenen Erfahrungen völlig übereinstimmen; obwohl eines der Häupter Kumbums im Jahre 1844, als Huc und Gabet drei Monate unter den Loma zubrachten, schon Mitglied des Klosters war, konnte er sich an dieselben doch nicht erinnern, denn, wie er sagte, kämen so viele fremde Pilger von allen Landen nach Kumbum, daß es ihm unmöglich sei, sich jeden einzelnen zu merken.

Zur Kenntniß Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

III. (Schluß.)

Es ist meines Wissens noch immer nichts Genaueres über die Neueintheilung Venezuelas durch General Guzmán Blanco im Jahre 1882 (6. März) in Deutschland bekannt geworden, und ich will daher hier kurz das Nöthige hinzufügen. In dem „Almanaque anuario de Rojas Hermanos, Carácas 1884“, welcher seit 14 Jahren in der Hauptstadt erscheint, ist eine Karte der Neueintheilung gegeben; auf den Rang eines officiellen Dokumentes kann dieselbe keinesfalls Anspruch machen; da aber die Grenzen der Staaten durch die Neueintheilung nicht verändert worden sind, so ist anzunehmen, daß die darin enthaltenen Angaben richtig sind. Die in dem statistischen Jahresbericht über die Vereinigten Staaten von Venezuela von General Guzmán Blanco herausgegebene Karte: Mapa fisico y politico de los Estados Unidos de Venezuela, ist technisch so außerordentlich wenig brauchbar und wimmelt derartig von Fehlern, daß sie vollständig außer Betracht gelassen werden muß.

Es besteht nun Venezuela seit 1882 aus:

1 Distrikt, 8 Staaten, 8 Territorien und 2 Kolonien.

a) Den Distrikt bildet die Stadt Carácas mit den umliegenden Dörfern (Distrito federal).

b) Die 8 Staaten sind folgende:

1. Estado Guzmán Blanco; enthält die Sektionen Bolivar, Guzman Blanco, Guárico, Nueva Esparta, welche den früheren Staaten gleichen Namens entsprechen. Hauptstadt Villa de Cura (Ciudad de Cura).

2. Estado Carabobo, unverändert. Hauptstadt Valencia.

3. Estado Bermudez, besteht aus den Secciones Cumaná, Barcelona, Maturin, welche den gleichnamigen früheren Staaten entsprechen. Hauptstadt Barcelona.

4. Estado Zamora, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Cojedes, Portugnesa, Zamora. Hauptstadt Guanare.

5. Estado Lara, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Yacacui und Barquisimeto. Hauptstadt Barquisimeto.

6. Estado Los Andes, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Trujillo, Guzman, Táchira. Hauptstadt Merida.

7. Estado Falcon, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Falcon und Zulia; Hauptstadt ist Capatárida, ein kleines Dorf zwischen Coro und Maracaibo, welches ausgewählt wurde, weil weder Coro noch Maracaibo von dem Anspruch als Hauptstadt zu gelten ablassen wollten.

8. Estado Bolivar. Dieser Staat ist neu gebildet worden und besteht aus dem früheren Staate (jetzt Seccion) Apure und der Seccion Guayana, welche jedoch in drei Theile zerrissen ist. Der westlichste Theil umfaßt das Gebiet zweier Zuflüsse des Orinoco, des Rio Suapure und Chirapuri mit dem Orte Caicara am Orinoco; der mittlere umfaßt das Stromgebiet der linken Nebenflüsse des Rio Caroni mit der Stadt Ciudad Bolivar (Angostura) als Hauptort. Der dritte östlichste Theil umfaßt das Orinoco-Delta, das Gebiet des Rio Barima und des Rio Imataca und wird südlich durch die Sierra de Imataca begrenzt.

c) Territorien. Zwischen die drei Theile der Seccion Guayana des Staates Bolivar schieben sich zwei neu geschaffene Territorien ein, nämlich:

1. Territorio Yuruari, welches das Stromgebiet des Cuyuni und Mazaruni umfaßt, sowie das des oberen Caroni bis zur Sierra Pacaraima, der Südgrenze der Republik. Die Ostgrenze dieses Territorio und somit auch Venezuelas ist hier bis zum Rio Essequibo, der von der Republik beanspruchten Grenze, hinausgeschoben und zugleich findet sich auf dem vom Rio Moroco, Cuyuni und Essequibo umflossenen Gebiet die Bezeichnung: Territorio usurpado por los Yngleses. Die differirenden Ansprüche Englands und Venezuelas sind auf der nach der Tejera'schen Karte bearbeiteten Karte von Venezuela in Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, 1878 („Ergänzungsheft Nr. 55 zu Petermann's Mittheilungen“, Tafel 2), zur Darstellung gebracht.

2. Territorio Caura umfaßt das Stromgebiet des Rio Caura.

3. 4. Aus dem früheren Territorio Amazónas sind zwei Territorien gebildet worden, nämlich Territorio Alto Orinoco und Territorio Alto Amazónas. Die Grenze beider verläuft dem Rio Guaviare und dem Rio Atabapo entlang in gerader Linie zum Austritt des Cassiquiare aus dem Orinoco, sodann diesen letzteren und den Rio Maraca entlang, von hier endlich auf der Wasserscheide zwischen Orinoco und Siapa bis zur Serra Parima.

5. Territorio Goajira umfaßt die östliche venezolanische Hälfte der Halbinsel Goajira.

6. Territorio Colon besteht aus den Inseln Orchilla, Los Roques, Aves, Blanquilla, Los Hermanos. Die Textangabe des „Almanaque“ läßt das Territorio Caura ganz aus, während dasselbe sich auf der Karte findet; man muß daher bisher 6, nicht 5 Territorios zählen.

7. Am 18. August 1883 ist laut Decret des Präsidenten der Republik noch ein weiteres Territorio gebildet worden, welches den Namen Territorio federal armisticio führt und folgende Begrenzung hat: Von den Quellen des Rio Táchira am Páramo de Tamá der colombianischen Grenze entlang, dann den Rio Arauca abwärts bis gegenüber der Ortschaft Trinidad, von hier in gerader Linie bis zur Mündung des Rio Caparro in den Apure, sodann den Caparro aufwärts, den Rio Doradas entlang und den Torbes aufwärts bis zur Mündung des Quinimari, dann über

einen El Salto genannten Punkt zu den Quellen der Quebrada Robillera, endlich diese abwärts zum Rio Táchira. Die Karten reichen nicht aus, um diese Grenzlinien genauer zu verfolgen.

8. Endlich ist noch das Territorio Delta, welches das Orinoco-Delta umfaßt, gebildet worden.

d) Kolonien: 1. Die Kolonie Guzman Blanco liegt zwischen Caucagua und Ocituco auf der Sierra del Interior in der Nähe des Gipfels Alta Gracia in 1800 m Höhe.

2. Die Kolonie Bolivar befindet sich 8 km nordwestlich von Guatire, etwa 50 km östlich von Carácas. Beide Kolonien sind herzlich unbedeutend und dürften kein langes Leben haben.

Als weitere Veränderungen wollen wir erwähnen, daß die altberühmte Stadt Cumaná jetzt den Namen Puerto Sucre zu Ehren des berühmten Generals Sucre, welcher die Schlacht von Ayacucho gegen die Spanier gewann, führen soll. Auch die Stadt Barcelona soll jetzt Puerto Guzman Blanco heißen, so daß wir den Namen dieses Generals viermal auf der Karte finden, nämlich Estado Guzman Blanco, Seccion Guzman Blanco, Colonia Guzman Blanco, Puerto Guzman Blanco.

Census. Die Bevölkerung Venezuelas betrug zu Anfang November 1873: 1 784 194 Seelen; Ende April 1881: 2 075 245 Seelen, mithin ein Zuwachs von 291 051 Seelen oder 16,31 Proc., pro anno 2,18 Proc. Abgenommen haben die Staaten Cojedes um 1886 und Zamora um 2684 Seelen, das heißt also die Llanos; zugenommen hat am meisten Barquisimeto (um 32 261), dann Trujillo (22 734) und Barcelona (22 432). Der Distrito federal hat sich von 60 010 auf 69 394 Einwohner gehoben; davon fallen auf die Stadt Carácas 55 638 Seelen (24 138 männlich, 31 500 weiblich!!) gegen 48 897 Einwohner im Jahre 1873. 1580 hatte Carácas 2000, 1696: 6000, 1771: 18 669, 1796 ca. 35 000, 1810: 50 000 Einwohner. Das Erdbeben von 1812 und die endlosen Bürgerkriege reducirten die Bevölkerung seitdem beträchtlich, so daß sie erst seit dem letzten Jahrzehnt die Höhe von 1810 überschritten hat.

Die Zahlen für den Staat Lara in der folgenden Tabelle sind nicht mit einander zu vereinbaren, zumal da die Summirung der beiden Sektionsziffern für die Secciones Yaracui und Barquisimeto eine Bevölkerung von 257 612 Einwohnern erzielt. Die Gesammtsumme der hier gebrachten Tabelle stimmt mit der wirklichen Summe überein; dagegen sind in dieser Tabelle 1 070 227 statt 1 069 727 Einwohner weiblichen Geschlechts gezählt. Da auch die Zahl der Einwohner männlichen Geschlechts mit der richtigen Summe übereinstimmt, so kann man nur annehmen, daß es in der Tabelle für den Staat Lara heißen muß: weibliche Bevölkerung 123 162 anstatt 123 662. Auch die Anzahl der Häuser ergiebt sich aus der Tabelle zu 343 194 anstatt der im „Almanaque“ gegebenen Summe 343 164, was ebenfalls wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen ist.

Bevölkerung Venezuelas Ende April 1881.

		Einwohner	Männlich	Weiblich	Häuser
1	Distrito federal . .	69 394	30 756	38 638	10 474
2	Estado Guzman Blanco	494 002	238 009	255 993	83 740
3	Estado Carabobo .	159 851	77 646	82 205	27 286
4	„ Bermudez .	257 867	127 867	130 000	45 187
5	„ Zamora . .	236 371	117 118	119 253	39 120
6	„ Lara . . .	(234 252) 233 752	110 590	(123 662) 123 162	39 983
7	„ Los Andes	293 108	142 722	150 386	56 348
8	Falcón	187 051	89 179	97 872	29 933
9	Bolívar	54 422	28 079	26 343	7 814
10	Territorio Goajira	33 864	15 449	18 415	161
11	„ Alto Orinoco	18 230	8 401	9 829	—
12	Territorio Alto Amazonas . . .	18 060	8 655	9 405	—
13	Territorio Colon .	137	137	—	7
14	„ Yuruari	17 640	10 110	7 530	2 789
15	Colonia Guzman Blanco	1 496	800	696	352
	Summe . . .	2075245	1 005 518	1 069 727 (1 070 227)	343 194

Die Territorien Caura, Delta und Armisticio, sowie die Colonia Bolivar sind unter diejenigen Staaten, deren Gebiet sie am nächsten liegen, mit eingerechnet. Ueber die Zahl der Indianer in Guayana fehlen die Angaben. Ueberhaupt darf man nicht allzu großes Gewicht auf diese Zahlen legen, da ein Census in Venezuela ein gar schwierig durchzuführendes Ding ist und außerdem die Regierung ein Interesse daran hat, möglichst viele Bewohner herauszurechnen. Jedenfalls geht aber aus den gegebenen Zahlen doch einiges Interessante hervor; wir machen darauf aufmerksam, daß die drei Staaten Carabobo, Guzman Blanco und Bermudez, sowie der Distrito federal, also die östlich des Yaracui-Cojedes liegenden Staaten Venezuelas allein zusammen 981 114 Einwohner besitzen, d. h. beinahe die Hälfte des ganzen Landes; dieselben haben aber zusammen ein Areal von nur 175 643 qkm, also nur $^{2}/_{13}$ des gesammten Areals der Republik. Es ergiebt sich daraus, daß die größte Dichtigkeit der Bevölkerung in den östlichen Küstenstaaten vorhanden ist.

Guayana und das Amazonas-Gebiet nehmen zusammen über die Hälfte des Areals der Republik ein, besitzen aber nur etwa 110 000 Einwohner, also nur etwas mehr als $^{1}/_{20}$ der Gesammtzahl der Republik.

Eine weitere Thatsache, die sich aus der Tabelle ergiebt, ist das Ueberwiegen der weiblichen Bevölkerung, und zwar sowohl in der Gesammtzahl, wie auch in den einzelnen Staaten. Nur in Guayana, im Staate Bolivar und dem Territorio Yuruari ist die Zahl der weiblichen Einwohner geringer als die der männlichen; je civilisirter aber ein Staat ist, desto mehr weibliche Einwohner besitzt er; dies zeigt sich vor allem im Distrito federal der Hauptstadt Carácas, wo 38 638 Weiber gegen 30 756 Männer stehen, und auch in den Staaten Guzman Blanco, Carabobo, Los Andes, Falcón Zulia, besonders aber in Lara, weniger in Zamora und Bermudez.

Am stärksten bevölkert ist, wenn wir von der Insel Margarita und der Colonia Guzman Blanco absehen, sowie auch den Distrito federal ausnehmen, der Staat Carabobo, welcher überhaupt als der eigentliche Kern Venezuelas gelten muß. Sodann die Seccion Guzman Blanco des Staates Guzman Blanco, hierauf Trujillo, der Yaracui, Seccion Bolivar des Staates Guzman Blanco, Barquisimeto, Cojedes, jetzt zu Zamora gehörig, Cumaná, jetzt zu Bermudez geschlagen, der Táchira; am geringsten bevölkert sind die Secciones Apure, Zulia, Zamora, Maturin, Barcelona, Guárico, Falcón und Portuguesa sowie Merida. Wir sehen, daß wesentlich die Llanos-Staaten, das Tiefland, sowie auch die sumpfigen Distrikte der Umgebung des Maracaibo-Sees, dann das sterile Coro und das von Hochgebirgen durchzogene Merida (Guzman) am schwächsten, die Staaten aber, welche die wichtigsten Gebirgsthäler besitzen, nämlich die inneren Landschaften des Karibischen Gebirges, die Ost- und Westseite der Cordillere und das Hügelland von Barquisimeto, am stärksten bevölkert sind.

Nach der Zählung von 1873 hat Dr. A. Villevicencio in einem kleinen Buche „La Republica de Venezuela“ eine Tabelle der Bevölkerungsdichtigkeit gegeben, welche wir hier in veränderter Reihenfolge, nach Procenten geordnet, wiedergeben:

Sektionen	Areal in qkm	Einwohner	Einw. pro qkm 1873
Staat Carabobo	5 496	122 148	22,22
Secc. Guzman Blanco (Guzm. Blanco)	7 173	98 548	13,74
Trujillo (Andes)	11 241	113 784	10,12
Yaracui (Lara)	7 453	74 018	9,93
Secc. Bolivar (Guzman Blanco)	15 014	136 124	9,07
Barquisimeto (Lara)	19 160	151 651	7,91
Cojedes (Zamora)	13 260	89 012	6,71
Cumaná (Bermudez)	11 397	66 598	5,84
Tachira (Andes)	12 546	71 897	5,73
Guzman, Merida (Andes)	15 620	70 498	4,51
Portuguesa (Zamora)	20 899	82 456	3,95
Falcón (Falcón)	29 222	112 910	3,86
Guárico (Guzman Blanco)	65 401	200 197	3,06
Barcelona (Bermudez)	35 868	103 440	2,88
Maturin (Bermudez)	34 036	51 030	1,50
Zamora (Zamora)	44 159	62 022	1,40
Zulia (Falcón)	75 401	60 012	0,80
Apure (Bolivar)	57 761	18 957	0,33
Guayana (Bolivar)	359 397	35 344	0,10

Dazu die Territorios, Colonias, Insel Margarita und Distrito federal. Im Allgemeinen ergab sich für 1873 eine mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung Venezuelas von 1,68 pro Quadratkilometer.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Lande der Golden.

Von Gymnasiallehrer Otto Genest.

II.

Schon oben wurde bemerkt, daß die **Anhänglichkeit der Golden an ihre früheren Herren** noch immer sehr groß ist, und das ist ja bei der, wenn auch entfernten, Verwandtschaft beider Völker nicht wunderbar. Die **Chinesen** benutzen dieses Gefühl der Golden natürlich wie überall, wohin sie kommen, zu ihrem Vortheil. **Fast in jedem Goldendorfe**, welches Jakobsen besuchte, fand er einen oder mehrere **chinesische Kaufleute**, deren reinliche und geräumige Wohnungen Zeugniß ablegten von dem Reichthume, welchen sie im Goldenlande erworben hatten. Sie bringen den Golden **chinesische Stoffe, Thee, Tabak, Getreide** und vor allem den **Reisbranntwein**, dessen Verkauf allein schon diese Händler zu wohlhabenden Leuten machen könnte. Dafür nehmen sie den Golden ihre Fische und kostbaren Pelzwaaren zu Spottpreisen ab und entziehen die letzteren auf diese Weise den russischen Kaufleuten, welche sie sonst dem großen Welthandel zuführen würden und so durch die Chinesen bedeutenden Nachtheil erleiden. Daher ist die **Stimmung der russischen Ansiedler gegen die chinesischen Kaufleute** eine ziemlich **gereizte**; ob es aber wahr ist, daß einzelne derselben Agenten der chinesischen Regierung sind, welche im Geheimen immerwährend die Golden gegen ihre russischen Herren aufwiegeln, Dorfälteste ernennen und sogar im Namen ihres Kaisers Steuern erheben, wie Jakobsen in der Gegend von Troizkoje versichert wurde, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht gilt hier das Sprüchwort: Man sucht Niemanden hinter der Thür, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt hat, denn das heimliche Aufwiegeln gegen die rechtmäßigen Herren ist doch notorisch eines der beliebtesten Mittel der russischen Eroberungspolitik in Asien von jeher gewesen und ist es noch. **Gegen den Reisenden** waren die **Chinesen** im hohen Grade **freundlich**, aber man wird ihnen schwerlich Unrecht zufügen, wenn man diese Freundlichkeit auf das Conto ihrer Gewinnsucht setzt; sie wußten sehr wohl, daß das Geld, welches Jakobsen freigebig für die Geräthe der Eingeborenen hingab, doch über kurz oder lang in ihre Taschen fließen würde, und darum konnten sie gar nichts Klügeres thun, als überall zwischen dem kauflustigen Fremdling und den zurückhaltenden Golden die Vermittler zu spielen. Es war erstaunlich, welchen Einfluß diese Männer auf die störrischen Golden hatten; wo keine Bitten des Reisenden und keine Befehle der russischen Beamten etwas ausrichteten, da genügte oft ein Wort der Chinesen, um die Golden zum Verkaufe ihrer Habseligkeiten bereitwillig zu machen. Auch darin äußert sich die Hinneigung der Golden zu den Chinesen, daß jene mit großer Regelmäßigkeit sich an der Feier des in den Februar fallenden chinesischen Neujahrsfestes betheiligen und Strecken von 50 km und mehr im harten Winter fahren, um diese Feier nicht zu versäumen, die natürlich von den Kaufleuten stets dazu benutzt wird, mit klug berechneter Freigebigkeit ihren Kundenkreis auch für das nächste Jahr von Neuem an sich zu fesseln.

Andererseits erfreuen sich die Russen bei den Golden keiner Beliebtheit. Daß die letzteren gegen die Brodjagen schonungslos verfahren, wo sie dieselben erreichen können, ist erklärlich und auch nothwendig, da die russische Regierung gegen diese Galgenvögel eine unbegreifliche Schwäche und Nachsicht zeigt. Auch darauf ist schon hingewiesen[1], daß die Golden jedem Weißen, der sich ihnen als „Amerikaner“ vorstellt, mit größerem Vertrauen begegnen als den Russen, und dieses **Mißtrauen** hegen sie auch **gegenüber den Beamten**, denen sie häufig einen stumpfen passiven Widerstand entgegensetzen oder, wo es möglich ist, wohl auch offen den Gehorsam verweigern, obgleich nach Jakobsen's Erfahrungen sie wenig Grund haben, mit ihnen unzufrieden zu sein. **Am verhaßtesten aber sind ihnen die russischen Geistlichen**, weil diese sich bemühen, sie ihrer von den Vätern ererbten Religion untreu zu machen und dabei vielleicht nicht immer klug und schonend genug verfahren[2]. Wie

[1] Siehe S. 155, Spalte 2, Anm. 2.

[2] Auch während seines Aufenthaltes im Gebiete der zwar dem Namen nach zum Christenthum bekehrten, in Wirklichkeil aber noch dem Schamanismus ergebenen Tschuwaschen und Tscheremissen in der Nähe von Kasan sowie bei den Wotjaken hatte Jakobsen Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen zu machen in Beziehung auf das schroffe Verfahren der russischen Geistlichen. Es scheint dasselbe zur russischen Missionspraxis zu gehören, wie ja auch der unseren Landsleuten in den Ostseeprovinzen gegenüber angewandte Bekeheungseifer beweist.

gereizt die Stimmung der Golden nach dieser Richtung hin ist, lehrt folgender Vorgang, der dem Reisenden in Troizkoje mitgetheilt wurde. Der Geistliche dieses Ortes hatte im Sommer 1883 einige Kinder von solchen Goldenfrauen, die zum Christenthume übergetreten waren, nach Troizkoje bringen lassen, um sie dort zu unterrichten und ebenfalls in die russische Kirche aufzunehmen. Da ein Protest der Väter und ihrer Verwandten, welche von einem Uebertritte der Kinder zum Christenthume nichts wissen wollten, erfolglos blieb, so entstand unter den die Gegend von Troizkoje bewohnenden Golden eine hochgradige Erregung gegen die Russen, welche endlich nach mehreren Wochen zum Ausbruch kam, indem die in ihren religiösen Gefühlen gekränkten Stammesgenossen sich zusammenrotteten, bewaffnet in das Dorf einfielen und die ihnen entrissenen Kinder wieder aus dem russischen Schulzwange befreiten. Während sie triumphirend abzogen, erklärten sie, daß sie Troizkoje in Brand stecken würden, sobald man von russischer Seite den Versuch machen würde, ihnen die Kinder wieder zu entreißen. Nur dadurch, daß man von Chabarowka Militär herbeirief, die Hauptschuldigen festsetzen ließ und den Dorfbewohnern starke Kontributionen auflegte, konnten die Golden gezwungen werden, ihre drohende Haltung aufzugeben, während ihr Haß gegen die russischen Zwingherren im Stillen unverändert weiter glühte.

Eine eigene politische Organisation, wie sie etwa bei den Burjaten vorhanden ist[1]), scheinen die Golden niemals besessen zu haben; jetzt wenigstens ist davon nach den Erfahrungen des Reisenden keine Spur mehr vorhanden. Nur Dorfälteste fand er vor, die aber von den Russen eingesetzt waren und nur sehr wenig Ansehen besaßen; wenigstens vermochten sie nie, wenn er ihre Hilfe anrief, ihre Landsleute zum Verkauf ihrer Waaren zu bewegen. In seiner Familie herrscht der Vater unbedingt, doch liegt bei der Lebensweise des Volkes naturgemäß nur die Hausarbeit auf den Schultern der Frauen, welche insofern eine verhältnißmäßig leichte Stellung haben, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, die ihre Geschlechtsgenossinnen bei vielen Ackerbau oder Viehzucht treibenden Naturvölkern einnehmen, wo sie nichts weiter sind als die Lastthiere der Männer. Die Eheschließung erfolgt auch bei diesem Volke durch Brautkauf. Wenn ein junger Golde gewillt ist, in den Ehestand zu treten, so begiebt er sich in Begleitung seiner Eltern oder in Ermangelung derselben seiner nächsten Verwandten zu den Eltern seiner Auserwählten und hält Anfrage, ob der Vater geneigt sei, ihm seine Tochter zum Weibe zu geben. Wird diese Frage bejaht, so theilen seine Eltern Geschenke und namentlich große Mengen von chinesischem Branntwein unter die Dorfbewohner und besonders unter die Verwandten der Braut aus, und mit dieser Ceremonie wird das junge Paar als verlobt betrachtet. Nach Verlauf eines Jahres wiederholt sich derselbe Vorgang und dann wird auch officiell der Kalym oder das Kaufgeld für die Braut bestimmt, das sich in seiner Höhe vor allem nach der Jugend und Schönheit des Mädchens richtet. Erst im dritten Jahre findet die Vermählung statt. Der Bräutigam zieht mit seinen Eltern in das Haus der Braut, wo unter Aufsicht der nächsten Verwandten das Beilager gehalten wird, und dann siedelt das junge Paar in das Haus des Ehemannes über, wo ein großer Schmaus mit obligater allgemeiner Betrunkenheit die Feier beschließt. Leider findet sich auch bei den Golden wie bei den Koreanern der Gebrauch, daß Greise mit zwölf- oder dreizehnjährigen Mädchen oder Knaben in zartem Alter mit dreißigjährigen Frauen verheirathet werden, eine Sitte, die natürlich nicht zur Stärkung der Volkskraft beiträgt[1]). Wenn der Familienvater stirbt, so geht das Gesammterbe an den Erstgeborenen über. Unter diesem Erbe befindet sich aber auch die leibliche Mutter des Erben; sie wird seine Gemahlin. Ebenso heirathet der Vater, wenn sein verheirateter Sohn stirbt, dessen hinterlassene Wittwe, und dasselbe geschieht von Seiten des jüngeren Bruders, wenn etwa der Vater schon gestorben ist[2]).

Früher pflegten die Golden ihre Todten in eigens zu diesem Zwecke erbauten Grabhäusern beizusetzen, jetzt aber werden sie von der russischen Regierung gezwungen, sie zu beerdigen. Diese Grabhäuser sind kleine Gebäude aus Holz mit reichem Schnitzwerk und vieler bunten Malerei verziert, unter deren Vorwürfen der chinesische Drache besonders häufig erscheint. Am Gorin fand der Reisende noch eine ganze Anzahl derselben vor, so daß die Vermuthung nahe liegt, daß die Golden in dieser entlegenen Gegend sich den Bestimmungen des russischen Gesetzes noch zu entziehen wissen, denn am Amur, wo die Kontrole schärfer geübt wird, fanden sich diese Gebäude fast gar nicht. Ihre Geräumigkeit ist verschieden, je nachdem sie für eine einzelne Person oder für die Aufnahme der Leichen einer ganzen Familie bestimmt sind; die Schamanen sollen besondere Grabhäuser haben, die besonders schön geschmückt sind. Leider gelang es Jakobsen nirgends, eins dieser Grabhäuser zu betreten; nicht einmal einen Blick in das Innere derselben wollte man ihm gestatten. Uebrigens erfuhr der Reisende am Gorin, daß die Bewohner des oberen Flußthales ihre Todten auch in geschmackvoll bemalten Holzkisten beisetzen; besonders soll dies mit den Leichen junger Mädchen geschehen. Die Beerdigung erfolgt ebenso wie ehemals die Beisetzung der Todten, nachdem man denselben die Grabkleider angelegt hat, welche meistens aus kostbaren chinesischen Stoffen bestehen. Alle Golden beider Geschlechter kaufen oder stellen selbst diese Grabkleider für sich her und sind nur mit großen Schwierigkeiten zu bewegen, sie an Fremde zu verkaufen. Jakobsen gelang es nur dadurch, einen solchen Grabanzug für hohen Preis zu erlangen, daß er der Eigenthümerin, einer schon ältlichen Frau, klar machte, sie sei noch zu jung zum Sterben und werde bis dahin noch genügend Zeit haben, sich neue Grabkleider zu verschaffen. Man sieht, daß selbst die Damen am Amur es nicht übel nehmen, wenn man so höflich ist, sie für jünger zu halten, als sie sind.

---

[1]) Siehe des Verfassers Aufsatz in Nr. 1. des laufenden Bandes dieser Zeitschrift S. 13.

[1]) So traf Jakobsen in dem Dorfe Bolon im Februar 1885 einen etwa zehn Jahre alten Goldenknaben an, der für seine gestorbene Ehehälfte dort eine Leichenfeier hielt, bei welcher er nur geringe Traurigkeit zeigte, denn die Entschlafene war über 20 Jahre älter gewesen als er. Ueberhaupt ging es bei dieser Trauerfeierlichkeit recht lustig zu. Es waren nur Frauen zugegen, da die Männer auf der Zobeljagd abwesend waren, diese Damen aber ließen sich kräftige Portionen Branntwein, welche ihnen der junge Wittwer reichte, herrlich munden und fanden des Erzählens und Lachens kein Ende.

[2]) Diese Mittheilung Jakobsen's will mir nicht recht glaubhaft erscheinen. Er berichtet nämlich, daß die Golden die Blutschänder mit dem Tode bestrafen, ebenso wie die Ehebrecher; beide Bemerkungen aber sind doch mit einander nicht gut in Einklang zu bringen, wenigstens soweit die Heirath des Sohnes mit seiner leiblichen Mutter in Betracht kommt. Ich glaube, daß die Angabe Jakobsen's in dieser Beziehung auf einem Mißverständniß beruht, das sich vielleicht dahin aufklären läßt, daß der Sohn mit dem übrigen Eigenthum des verstorbenen Vaters auch die Mutter als solches überkommt, daß sie ihm dienstbar wird wie der ganze übrige Hausstand ihres Mannes, ohne daß doch zwischen Mutter und Sohn ein geschlechtlicher Verkehr bestände. Uebrigens ist mir sehr wohl bekannt, daß hier und da bei polygamen Völkern die Frauen des verstorbenen Vaters auf den Erben übergehen, aber mit Ausnahme der leiblichen Mutter. Vergleiche Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde S. 226.

Ihre Nahrung gewinnen die Golden theils aus dem Fischfang, theils aus der Jagd. Ackerbau treiben sie nicht; was sie von Ackerfrüchten brauchen, wird ihnen fast durchweg von den Chinesen zugeführt. Hier steht obenan die Hirse, welche ja auch das Hauptnahrungsmittel der stammverwandten Mandschu ist und in deren Lande viel gebaut wird[1]. Von Hausthieren halten sie besonders Hunde, welche ihre Häuser bewachen, sie bei der Jagd unterstützen und ihnen ihre weiten Schlittenreisen im Winter ermöglichen. Man trifft in den einzelnen Winterwohnungen oft mehr als zwanzig dieser Thiere. Auch Pferde finden sich fast in jedem Hause, ohne daß dieselben doch viel zum Reiten gebraucht würden, denn die Vehikel für die Ortsveränderung sind bei diesem Volke im Sommer das Boot — Amerotscha genannt und meist aus Birkenrinde bestehend — im Winter aber der Schlitten. Unter den Pferden der Golden pflegen die Tiger ebenso schwere Verwüstungen anzurichten wie unter den Renthieren anderer Tungusenstämme. Die letztgenannten Thiere existiren bei den Golden, wie es scheint, gar nicht, obgleich ihre nächsten Nachbarn dieselben in Massen besitzen; jedenfalls erwähnt wenigstens Jakobsen nicht, daß er sie an irgend einem Punkte des Goldengebietes vorgefunden habe. Nächst dem Hunde ist das am häufigsten erscheinende Hausthier das Schwein, dessen Fleisch die Golden namentlich zum Reis als Festtagsspeise sehr gern genießen.

Ihre Kleidung stellen die Golden theils selbst her, theils erhalten sie dieselbe durch chinesische Kaufleute. Diese führen ihnen baumwollene Stoffe zu, aus denen Hemden für Männer und Frauen hergestellt werden. Dieselben reichen bis über die Knie hinab, haben lange Aermel und schließen um den Hals herum fest an. Die vorherrschende Farbe für diese Hemden ist Blau, doch weiß man ihnen durch Besatz von andersfarbigem Zeuge eine geschmackvolle Mannigfaltigkeit zu verleihen. Ebenso werden die von Männern und Frauen getragenen Beinkleider bisweilen aus chinesischem Baumwollenstoff hergestellt. Im Allgemeinen aber besteht die Kleidung der Golden aus Materialien, welche ihnen das eigene Land liefert, nämlich aus Fischhaut oder aus Fellen[2]. Die Fischhäute werden mit Knochenmessern abgezogen, an einander genäht und mit Verzierungen in Malerei oder Stickerei versehen, die bisweilen ganz geschmackvolle Muster zeigen. Die Frauen tragen das schon namhaft gemachte lange Hemd, darunter Hosen, welche höchst eigenthümlich gestaltet sind. Sie lassen das Gesäß und die Geschlechtstheile frei und reichen bis etwa zur Mitte der Waden, wo sie mit Riemen festgebunden werden, während ich nicht anzugeben weiß, wie man sie oben befestigt. Sie bedecken also nur die Oberschenkel, während Waden und Füße in Strümpfen und Stiefeln stecken, die ebenfalls aus Fischhaut hergestellt sind und wie Hemd und Hosen bunte Malerei aufweisen. Die Sohlen der Strümpfe bestehen aus Renthierfell, welches von den tungusischen Nachbarn zu den Golden gebracht wird, und zwar wird das Haar nach innen getragen. Ueber den Rücken fällt ein etwa 25 cm breiter Streifen aus Zeug oder Fischhaut bis an den Saum der Hemden herab, der mit einem Riemen um den Hals befestigt wird. Der obere Theil dieses Gehänges ist mit Perlen, Muscheln und Kupferzierrathen besetzt, während am unteren Ende einige Kupferplatten frei schwebend angebracht sind, welche bei jedem Schritt der goldischen Schönen klingend zusammenschlagen. Aeltere Frauen tragen unter dem Hemde noch lange Schürzen aus Fischhaut oder Fell, welche mit Riemen um das Genick herum befestigt werden. Um die Hüften wird das Hemd von einem Gürtel zusammengehalten, welcher zugleich dazu dient, der Gestalt eine gewisse Anmuth zu verleihen. Der Kopf wird meines Wissens im Sommer nicht bedeckt, im Winter hingegen tragen die goldischen Frauen hohe, mit mancherlei Besatz verzierte und dick gefütterte Mützen aus schwarzem Sammt, den sie ebenso wie die Baumwolle aus China beziehen. Dem oben beschriebenen Rückengehänge entspricht als Festtagskleidung ein meist rechteckiger Brustschmuck, welcher aus Baumwollenzeug besteht und mit eingestickten Mustern geschmückt ist, zu deren Herstellung Renthierhaare benutzt werden. Wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, sind diese Stickereien aber nicht goldische Arbeit, sondern stammen von ihren Renthiere haltenden Nachbarn. Dasselbe ist der Fall bei den ebenfalls geschmackvoll verzierten Handschuhen, welche bei festlichen Gelegenheiten getragen werden und unseren Fingerhandschuhen an Zierlichkeit nicht viel nachgeben. Daneben giebt es für den täglichen Gebrauch auch Fausthandschuhe, welche von den Golden selbst hergestellt werden. Leider verunzieren sich die ohnehin schon nicht schönen Goldinnen durch silberne Nasen- und Ohrringe. Von letzteren tragen sie bisweilen drei bis vier in jedem Ohre, und die Folge davon ist, daß man häufig Frauen am Amur sieht, deren Ohren derartig zerrissen sind, daß sie wie ausgefranst erscheinen, denn die Ringe sind von beträchtlichem Umfang und Gewicht.

Die Kleidung der Männer gleicht im Allgemeinen derjenigen der Frauen, nur weist sie weniger Verzierungen auf. So fehlen Rückengehänge und Brustschmuck; auch werden von den Männern fast nur derbe Fausthandschuhe getragen. Die eigenthümliche Form der Beinkleider, welche wir oben schon kennen lernten, ist auch hier üblich; da aber die goldischen Männer im Winter oft weite Schlittenreisen unternehmen und der Luftzug an dem nackten Gesäß und den Geschlechtstheilen nachtheilige Wirkungen auf ihre Gesundheit ausüben könnte, so ziehen sie über die Hosen einen Unterrock von Seehundsfell, der außerordentlich warm hält[1]. Bei Regenwetter pflegen die Männer anstatt der langen Hemden kurze Jacken aus Fischhaut zu tragen, deren Aermel an den Handgelenken fest zusammengebunden werden, damit ihnen bei ihrer Beschäftigung das Wasser nicht hineinläuft. Während die Männer im Sommer Hüte aus Birkenrinde tragen, welche in der Form den chinesischen gleich sind[2], bedienen sie sich im Winter dicker Kopfringe aus Pelz, an welchen hübsch gestickte Ohrenklappen befestigt sind, welche letztere die Golden, wie es scheint, von den Chinesen angenommen haben. Erwähnenswerth ist noch der Gürtel, ohne den kein Golde existiren zu können scheint, denn man findet ihn am Ussuri ebenso allgemein im Gebrauch wie in dem Uebergangsgebiete zu den Giljaken. Derselbe besteht aus einem Lederriemen, welcher gewöhnlich mit einem Knochenschlosse zusammengehalten wird, und fungirt als Träger für mancherlei Geräthe, welche dem täglichen Gebrauche dienen. So hängt an ihm das oben schon erwähnte Knochenmesser zum Abziehen der Fischhäute und zum Zerlegen der Thiere, weiterhin ein anderes längeres Messer aus Metall, ein Tabaksbeutel, ein Pfeifenräumer, ein Feuerstahl und -Stein, ein Täschchen mit Zunder, eine knöcherne Nadelbüchse und ein Instrument, welches pfriemartig gestaltet ist und zum Auflösen von Knoten, besonders

[1] Auch Gemüse verstehen die Goldinnen aus den Wurzeln einiger Pflanzen zuzubereiten, dessen Geschmack der Reisende durch eigene Prüfung ganz erträglich gefunden hat.

[2] Am Ussuri fand Jakobsen fast durchweg Fellkleidung, während am Amur auch im Winter die aus Fischhaut hergestellte überwog.

[1] Dasselbe Kleidungsstück ist auch bei den Giljaken und den Ainos auf Sachalin im Gebrauch.

[2] Daneben kommen übrigens auch Filzhüte und Mützen aus Baumwollenzeug vor.

in den Strängen der Schlittenhunde, dient. Neben diesem einfachen Ledergürtel erscheint übrigens an Festtagen auch ein mit Stickerei reich verzierter. Die Kleider aus Fischhaut haben eine gelblichweiße Farbe und besitzen den Vorzug, absolut wasserdicht zu sein. Dagegen schützen sie nur wenig gegen die Kälte und werden daher, wie schon oben bemerkt, nicht selten durch Pelzkleider ersetzt. In rauhen Herbsttagen zieht man häufig mehrere Fischhautkleider über einander, ein Experiment, dessen Ausführung bei der Dehnbarkeit des Stoffes keine große Schwierigkeiten macht, das aber nicht gerade dazu dient, die Gestalten der Träger zu verschönern [1].

Von den Geräthen der Golden will ich nur einige anführen, um nicht zu weitläufig zu werden. Ueber die Werkzeuge, welche sie zu Fischfang und Jagd benutzen, habe ich schon oben gesprochen; hier sei nur noch erwähnt, daß sie ihre Netze mit kleinen, an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen oder mit wurstförmigen Sandsäcken aus Fischhaut beschweren. Auch einige Hausgeräthe, wie Kopfkissen, Schlafdecken und Kinderwiege habe ich oben schon erwähnt; hinzufügen will ich aber noch, daß einem geehrten Gaste beim Betreten des Hauses ein Teppich hingelegt wird, wie bei den Kirgisen am Irtysch, damit er mit den Füßen nicht den bloßen Fußboden berühre. In ärmeren Häusern werden diese Teppiche auch durch Strohmatten ersetzt. Bei ihren Mahlzeiten bedienen sich die Golden kleiner, rechteckiger Tischchen mit geschnitzten Füßen und gemalter Platte, die auch häufig mit Schubladen versehen sind [2]). Auf diese Tische werden die Holzschüsseln gestellt, aus welchen man mit geschnitzten Holzlöffeln [3]) oder auch nach chinesischer Gewohnheit mit Eßstäbchen ißt. Der Gebrauch von Servietten ist den Golden wohl bekannt. Freilich sehen dieselben etwas anders aus als die unseren, denn sie bestehen aus Bunden von Bast oder Hobelspänen. Auch als Handtücher sind dieselben im Gebrauch und ferner dienen sie zum Reinigen der Eßgefäße nach der Mahlzeit. Löffel und Eßstäbchen werden, nachdem sie gereinigt worden sind, in Behälter aus Birkenrinde gelegt, welche theils cylinderförmig, theils prismatisch gestaltet sind. Zur Herstellung von Körben, Schachteln und Schüsseln werden Birkenrinde und Bastflechterei benutzt, und man kann den Golden die Anerkennung nicht versagen, daß sie in derartigen Arbeiten sehr geschickt sind. Die angeführten Geräthe erscheinen in den mannigfaltigsten Gestalten und dienen verschiedenen Zwecken, z. B. als Behälter zum Aufbewahren der aus China eingeführten Tabaksblätter, zur Unterbringung des Nähzeuges, als Salzfässer u. s. w. Säcke und Beutel oder größere Taschen werden aus Fischhaut gefertigt und mit Stickerei verziert. In solchen Säcken verwahren die Golden unter anderen die Vorräthe von Reis, Hirse und anderen Getreidearten, welche sie von den Chinesen als Winternahrung einkaufen. Andererseits werden die angesammelten Fischhäute in Säcken aus starkem Seehundsleder aufgehoben. Die Fischhäute bereiten sie mit falzbeinartigen Instrumenten aus Knochen zur Benutzung als Kleider vor, während die Thierfelle durch Klopfen mit einer hölzernen Keule geschmeidig gemacht werden. Die Erleuchtung der Häuser erfolgt durch Fischthranlampen, welche auf einem Lampenhalter ihren Platz finden. Dieser besteht aus einem viereckigen Brette, auf welches die Lampe gestellt wird. An jeder Ecke desselben erhebt sich ein senkrechter Stab von etwa 40 cm Höhe, welcher mit dem schräg gegenüberliegenden durch ein Querholz verbunden ist. Wo diese Hölzer sich mitten über dem unteren Brette kreuzen, ist in sie ein langer Stab eingelassen, der oben in einen Haken ausläuft und dazu dient, den ganzen Apparat an der Decke aufzuhängen. Man erreicht damit ein Doppeltes. Einmal erhellt die Lampe durch ihre erhöhte Stellung einen beträchtlicheren Raum der Wohnung, als wenn sie auf dem Fußboden stände, und zweitens wird sie der Gefahr entzogen, durch die fortwährend im Hause befindlichen Hunde umgestoßen zu werden. Von Steingeräthen sind bei den Golden nur noch steinerne Mörser im Gebrauche, deren Stößer aus demselben Materiale bestehen. Kleine Wetzsteine, welche in der Mitte durchbohrt sind und am Gürtel befestigt werden, führt jeder Golde bei seinen winterlichen Jagdausflügen bei sich, und ebenso ist er stets mit einigen Schneebrillen versehen, welche, so primitiv sie zu sein scheinen, doch völlig ihre Dienste thun. Das Gestell dieser Brillen besteht aus Holz, die Sehlöcher sind mit einem ganz feinen Gewebe von Pferdehaaren ausgefüllt, und die Befestigung erfolgt durch Bänder, welche am Hinterkopfe zusammengebunden werden; sie erinnern lebhaft an die Brillen, deren unsere Studenten sich bei der Mensur bedienen. Als Spielzeug für Kinder finden sich bei den Golden kleine Thiere aus Holz, z. B. Ratten, Puppen aus Fischhaut, Vögel aus Fischknochen und zierliche Menschengestalten aus Holz, welche deutlich als russische Soldaten zu erkennen sind und derartig absichtsvoll carricirt sind, daß auch aus diesem Umstande die Abneigung der Golden gegen ihre jetzigen Herren ersichtlich wird. Daß als Knabenspielzeug Bogen und ungefährliche Pfeile nicht fehlen, versteht sich von selbst. Von musikalischen Instrumenten hat Jakobsen bei den Golden nur ein einziges gefunden, das mit einer Geige entfernte Aehnlichkeit hat und ebenso wie diese mit einem Bogen gespielt wird. Da sich an einem anderen Orte kaum eine geeignete Gelegenheit zur Erwähnung finden möchte, will ich hier noch einschalten, daß die Golden und ihre stammverwandten Nachbaren ein eigenthümliches Spiel sehr lieben, das folgenden Verlauf hat. An schönen Sommertagen begeben sich die Männer und Jünglinge eines Dorfes unter Gesang an das flache Ufer des Flusses [1]), wo sie sich in einer Stellung, die wir etwa „große Kniebeuge" nennen würden, im Sande niederhocken. Indem sie dann ab und zu aus dieser Stellung emporschnellen und wieder in sie zurückfallen, stoßen sie wunderlich hohe Töne aus, welche klingen, als ob sie aus dem Unterleibe heraufgeholt würden, trotzdem aber nach der Versicherung von Jakobsen's Dolmetscher Iwan von den Golden für sehr schön gehalten werden.

[1]) Erwähnen will ich noch, daß bei den Golden auch Fingerringe im Gebrauch sind, die merkwürdiger Weise gern am Daumen getragen werden.

[2]) Diese Tischchen haben Aehnlichkeit mit den bei den Koreanern gebräuchlichen (siehe Nr. 5 des laufenden Bandes dieser Zeitschr. S. 74), sind aber nicht so zierlich gearbeitet wie jene.

[3]) Auch solche Löffel kommen vor, die aus einzelnen Stäben zusammengeflochten sind. Uebrigens sei hierbei erwähnt, daß man auch den Hunden ihr Futter in großen Holzlöffeln reicht.

[1]) Jakobsen hat die Beobachtung gemacht, daß dort, wo die Flußufer steil waren, die Niederlassungen der Golden fehlten, sich aber sogleich wieder einstellten, sobald der Strand flach wurde. Der Zweck der goldischen Dörfer am Flusse macht diesen Umstand erklärlich.

Kürzere Mittheilungen.

Bevan's Forschungsreise in Englisch-Neu-Guinea.

Ueber die unter Führung von Theodor Bevan gemachte Forschungsreise in das Innere von Englisch-Neu-Guinea enthält die Zeitschrift „Nature" (11. August d. J.) einige Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen. Die Expedition verließ mit dem Dampfer „Victory", welcher Bevan für sechs Wochen durch den Besitzer Robert Philp zur Verfügung gestellt worden war, am 15. März d. J. die Donnerstag-Insel mit der Absicht, sich zu vergewissern, ob es möglich wäre, die Gebirge im Inneren von Neu-Guinea mittels des Aird oder eines anderen großen Stromes zu erreichen und wenn möglich freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen in der Nachbarschaft des Papua-Golfes für spätere Forschungen herzustellen. Das Resultat der Reise ist zunächst der Nachweis der Existenz von ausgedehnten Wasserstraßen in das Innere, indem zwei bedeutende Ströme, der Douglas-River und Jubilee-River entdeckt wurden; letzterer wurde so genannt zum Andenken an das diesjährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria. Weiter wurde gefunden, daß diese beiden Ströme mächtige Deltas besitzen, daß der Aird kein selbständiger Strom, sondern nur ein Mündungsarm des Douglas ist und daß Cape Blackwood durch einen vier bis acht Faden tiefen Kanal, dessen Stelle auf der Admiralitätskarte als „dry land" bezeichnet ist, von dem Festlande getrennt, also eine Insel ist. Der Douglas, welcher auf 130 Meilen seiner Länge befahren wurde, hatte ferner zwei mächtige Zuflüsse, welche Burns- und Philp-River genannt wurden, während eine in dieser Gegend neu entdeckte Bergkette nach dem Onkel des Entdeckers, Thomas Bevan, ihren Namen erhielt. Der Papua-Golf ist in der Umgebung von Orokolo erforscht worden. Es scheinen hier fünf scheinbar getrennte Flüsse zu münden, die aber nichts anderes als die Deltaarme des Jubilee River sind. Ja, Bevan entdeckte sogar einen sechsten Kanal, welcher jene fünf anderen unter rechten Winkeln schneidet. Da die Zeit der Expedition zu beschränkt war, um jeden einzelnen dieser Flußarme untersuchen zu können, so wurde in westlicher Richtung weitergedampft und bei späteren Flußtheilungen stets der aus dem Inneren kommende Arm weiter befahren. Eine Woche wurde auf diese Erforschung verwandt und, obwohl hohes Land im Nordwesten gesehen wurde, konnte man es doch nicht erreichen. Der letzte Flußarm, an dem dann stromaufwärts keine Theilung beobachtet wurde, hatte eine Breite von einer Meile, und hier bot sich den Reisenden ein prächtiger Anblick der dahinter liegenden Landschaft. Eine Kette über der anderen, erstreckten sich die Hügelreihen in der Ferne, überragt von einzelnen blauen Gipfeln, wobei zu der schönen Aussicht die große Durchsichtigkeit der Luft viel beitrug. Die Bergketten waren alle mit Wald bedeckt, und leicht konnten an den Gehängen die einzelnen Wasserläufe, beleuchtet von den glitzernden Strahlen der Sonne, beobachtet werden. Der Fluß wurde 110 Meilen seiner Länge befahren und, wie schon erwähnt, Jubilee-River, jene Bergkette, von welcher er kommt, aber Albert Victor genannt.

Was die Bewohner anlangt, so kam es nur einmal vor, daß ein Stamm sich den Reisenden feindlich zeigte, allein auch hier bestand die Feindseligkeit nur in dem Wechsel einiger Pfeilsalven und blinder Schüsse. Der Name dieses Stammes konnte nicht ermittelt werden, dagegen die Namen der übrigen, außer den hinter den Aird-Bergen wohnenden. Es wurden noch besucht die Tumu, die Moko, die Kiwa Pori, die Birumu und die Evorra, alle mehr oder weniger im Inneren wohnend und von freundlichen Gesinnungen; einige ließen sich sogar photographiren. Für den Naturforscher bietet sich hier ein äußerst ergiebiges Feld. Die Expedition hat gegen 80 Vogelarten mitgebracht und viel ethnologisches Material aus dem Tauschhandel mit den Eingeborenen. Das Klima ist nicht so schlimm. Die Temperatur stieg von 22° C. Morgens auf 30° C. Mittags im Schatten, und es kehrten die Theilnehmer der Expedition im besten Wohlsein zu der festgesetzten Zeit zurück. In Kurzem gedenkt Bevan seine Forschungen wesentlich zu erweitern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 14. August 1887 ertrank in der Kieler Bucht bei einer Segelfahrt der Professor Dr. A. Pansch, geboren 2. März 1841, seit 1865 Prosector in Kiel, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Theilnahme an der zweiten Deutschen Nordpolfahrt 1869/70 auf der „Germania". Für Ethnologie und Anthropologie hatte Pansch reges Interesse und betheiligte sich eifrig an Ausgrabungen.

— Jos. Lad. Pič. Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage. Skizzen zur ältesten Geschichte der Rumänen, Ungarn und Slaven (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886, 8°. 136 Seiten. Mit Karte). Der Verfasser tritt entschieden für die Abstammung der Rumänen von den römischen Ansiedlern, die sich allerdings mit den Daken gemischt hatten, ein; die Dakorumänen sind die in ihren ursprünglichen Sitzen verbliebenen Theile des Volkes, das vor den Stürmen der Völkerwanderung in die Gebirge auswich und darum heute noch seine Volksfeste in den Bergen feiert. Die Macedorumänen sind die Nachkommen derjenigen Kolonisten, welche beim Aufgeben Daciens mit den römischen Besatzungen über die Donau zurückwichen und mit den romanisirten Thrakern verschmolzen. Die Istrorumänen (Morlachen) sind erst im 7. Jahrhundert in die Küstenländer der Adria eingewandert. Sie gleichen jetzt schon ganz den umwohnenden Slaven und verschmelzen mit ihnen. Unter den anderen Rumänen lassen sich dagegen zwei Typen unterscheiden, beide brachycephal, der römische und der moldanische; den letzteren hält der Verfasser für den eigentlich dakischen. Der Haupttheil des Buches ist einer Schilderung Osteuropas im 9. Jahrhundert, zum Theil nach arabischen Quellen, gewidmet; die Karte stellt die Verbreitung der Völker in dieser Zeit dar. Den Norden haben noch ausschließlich die Finnen inne, an der mittleren Wolga und in den Ostseeprovinzen sind sie schon mit Slaven durchsetzt; im Südosten vom Don ab wohnen türkische Stämme, nur der Südwesten ist slavisch. Eingehend werden die Handelsverhältnisse der damaligen Zeit und besonders der slavische Antheil an denselben geschildert; dann auch die Ver-

theilung der aus Erde ohne Steine und Balkenlagen errichteten Burgwälle, welche der Verfasser den Slaven zuschreibt. In den Kurganen unterscheidet er drei verschiedene Rassen, Dolichocephalen, wahrscheinlich Ugrer aus vorhistorischer Zeit, Brachycephalen, wahrscheinlich den Westfinnen, Wessen, Mera und Muroma zuzurechnen und damit vergesellschaftet die Aschenurnen slavischer Handelskolonien. Die interessanten Zusammenstellungen über die damaligen Handelsstraßen haben wir an anderer Stelle (s. oben S. 111) eingehender gegeben. — Die Heimath der Ungarn sucht Pič im Wolgabecken; ihre Wanderung nach Südwesten begann um 840 n. Chr., 889 gingen sie über den Dniepr, 894 brachen sie, wahrscheinlich über die nördlichen Karpathen, zum ersten Male in Pannonien ein, die bleibende Ansiedelung datirt von 900. Ihre Wanderung wurde wahrscheinlich durch einen Einbruch der Petschenegen hervorgerufen, hinter denen wieder die Kumanen drängten; sie wandten sich erst nach den Karpathen, als sie in dem mit den Byzantinern gemeinsam unternommenen Angriff auf die Bulgaren von Symeon eine schwere Niederlage erlitten hatten. Ko.

— Der bekannte Reisende, Kapitän der italienischen Marine, Giacomo Bove, hat sich am 9. August 1887 bei Verona in einem Fieberanfalle erschossen. Er war geboren 1852 in Maranzana in der Provinz Acqui, begleitete schon als Jüngling den Ingenieur Giordone nach Borneo und Japan und wurde bekannt durch seine Theilnahme an Nordenskjöld's Umsegelung von Asien auf der „Vega" (1878 bis 1879), während welcher er die hydrographischen Arbeiten ausführte. Nach der Rückkehr versuchte er vergeblich, eine Südpolarfahrt von Italien aus ins Werk zu setzen und begab sich Ende 1881 nach der Argentina, wo er Gelegenheit fand, die Misiones, das südliche Patagonien und Feuerland zu besuchen. Sein Reisewerk „Patagonia, Terra del Fuoco etc." erschien 1883. Zuletzt betraute ihn die italienische Regierung mit einer Mission nach dem Congo-Staate, über dessen Zukunft er, wie bekannt, sich in seinem officiellen Berichte sehr ungünstig geäußert hat. Bei seiner Rückkehr nahm er den Abschied aus der Marine und wurde technischer Director der Schiffahrtsgesellschaft „Veloce„ in Genua.

— Im Juni dieses Jahres starb, 81 Jahre alt, auf dem Dorfe Kuzenevo (?) bei Moskau der russische Staatsrath und frühere Erste Sekretär der russischen Gesandtschaft in Teheran, Baron de Bode, Verfasser des noch heute geschätzten Reisewerkes „Travels in Luristan and Arabistan".

— Seitens der englischen und französischen Regierung wird der demnächst zu eröffnenden Eisenbahnlinie Pest-Belgrad-Salonichi bereits eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. In den betreffenden Vereinbarungen mit den den indo-chinesischen Dienst versehenden Schiffahrts-Compagnien ist, wie der „Pester Lloyd" schreibt, für einen neu einzulegenden Kurs von und nach Salonichi bereits vorgesorgt. Im neuen Schiffahrts- und Postvertrage der französischen Regierung mit den Messageries Maritimes ist unter anderem eine vierzehntägige Linie Port Said-Salonichi und zurück (mit Schnelldampfern) mit Anschluß in Port Said an die indochinesische Linie stipulirt, was darauf hindeutet, daß an die Eröffnung der in Rede stehenden Eisenbahnlinie hinsichtlich der Vermittelung des mitteleuropäisch-überseeischen Verkehrs gute Hoffnungen geknüpft werden. Dem Beispiele Englands und Frankreichs will auch Deutschland folgen, dessen subventionirte Fahrten vermittels des „Norddeutschen Lloyd" nach Ostasien und Australien bekanntlich zum Theil über das Mittelländische Meer gehen, so daß neben dem Auslaufhafen Genua eventuell auch eine Zweiglinie von Salonichi etablirt werden soll. Diesen Bestrebungen schließt sich auch der österreichisch-ungarische Lloyd an, der selbstverständlich ein Interesse hat, an dem zwischen Salonichi und Aegypten, bezw. dem Suezkanal stattfindenden Verkehr zu participiren.

Asien.

— Ueber die Verhältnisse des Grundbesitzes in Syrien macht Guthe in seinem Prachtwerke „Palästina in Bild und Wort" (II, S. 170) folgende Mittheilungen. Das beste Land, besonders der größte Theil der Ebene Saron und der großen Ebene zwischen dem Tabor und dem Karmel, ist Staatsgut und heißt Ard Miri, d. h. dem Emir (Fürsten oder Sultan) gehöriges Land. Solche Grundstücke werden von der Regierung an ganze Dörfer oder an einzelne Personen verpachtet, und der Pächter hat für das Recht des Bebauens den Zehnten des Ertrages an die Staatsbehörde zu entrichten, darf das Land aber selbstverständlich weder vererben noch verkaufen. Daneben giebt es Ard Wakf, d. h. Stiftungs- oder Vermächtnißland. Der Landesherr oder ein wohlhabender Privatmann hat dasselbe testamentarisch einer Moschee oder einem anderen Heiligthume, auch Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten vermacht mit der Bestimmung, daß der Ertrag zum Besten der frommen Stiftung verwandt werden soll. Solche Ländereien werden unter denselben Bedingungen wie die eigentlichen Staatsgüter verpachtet, nur daß der Zehnte nicht an die Regierung, sondern an den Verwalter der frommen Stiftung abgeliefert werden muß, der seinerseits einen Antheil von dem entrichteten Zehnten für sich behalten darf. Diese Verwaltung der Wakfgüter ist für manche arme Effendifamilie eine willkommene Einnahme, bringt aber leider viele Personen in die schlimme Versuchung, die Einkünfte der ihrer Aufsicht anvertrauten Ländereien selber zu „essen", wie man sich in Syrien auszudrücken pflegt, anstatt sie der milden Stiftung zufließen zu lassen. Die dritte Klasse des Bodens nennt man Ard Mulk, d. i. Eigenthum; sie umfaßt meist nur kleinere Grundstücke, die gewöhnlich mit trockenen Mauern aus Feldsteinen oder mit Kaktushecken eingefriedigt sind. Diese kann der Eigenthümer ganz nach seinem Belieben vertauschen oder verkaufen; doch sucht die türkische Regierung neuerdings auch diese Angelegenheit unter ihre Aufsicht zu bringen. Da die Bevölkerung in Palästina an Zahl gering und außerdem im Durchschnitt faul und träge ist, so liegen namentlich in den unfruchtbareren Gebirgsgegenden große Strecken des Bodens völlig brach. Wer solch „todtes", d. i. schon seit langer Zeit unbebautes Land „belebt" oder urbar macht, erwirbt es sich dadurch zum Eigenthum oder Mulk. Wird ein Grundstück herrenlos, sei es, weil die Eigenthümer ausgestorben oder weil die bisherigen Besitzer mit der Bezahlung der Steuern zu sehr in Rückstand gekommen sind und deshalb ihr Dorf verlassen haben, so fallen die Ländereien, gleichviel, welcher Klasse sie früher angehörten, ohne Ausnahme an den Staat zurück.

— Mc Carthy, der Regierungsvermesser von Siam, ist kürzlich mit einer Anzahl trefflicher Karten dieses Landes, welche die Ergebnisse siebenjähriger Aufnahmearbeiten darstellen, nach England zurückgekehrt und arbeitet dieselben nun in den Räumen der R. Geographical Society aus.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Zur physischen Geographie der Canarischen Inseln.

Von Dr. W. Biermann.

Der Bau der Canarischen Inseln ist wiederholt eingehend geschildert worden, und namentlich die Hauptinsel hat in dem Specialwerke von Fritsch und Reiß (Geologische Beschreibung der Insel Tenerife, Winterthur 1868) eine so meisterhafte Beschreibung gefunden, daß nur eine geringe Nachlese übrig bleibt. Es kann sich nur noch darum handeln, das Bild in seinen Einzelheiten weiter auszuführen. Vor allem hat man hier reichlich Gelegenheit, die Kräfte zu beobachten, welche noch fortdauernd an der Umbildung der Erdrinde arbeiten, und zwar unter vielfach anderen Bedingungen als in unseren Breiten. „Nachstehend einige Bilder dieser Thätigkeit.

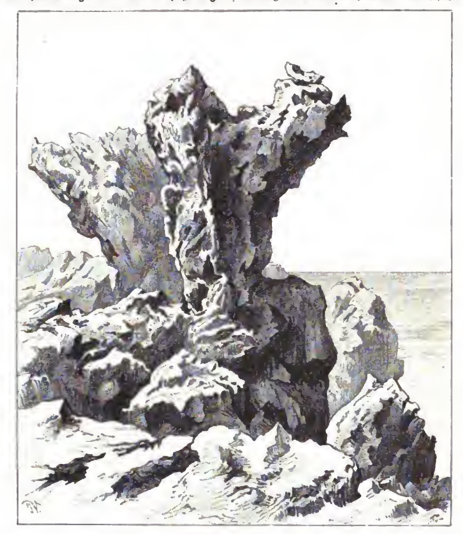
Unter diesen Kräften nimmt vor allen das Meer die Aufmerksamkeit des Beobachters gefangen durch den großartigen Eindruck seiner Thätigkeit. Die heftigen Luftbewegungen des Nordatlantischen Meeres senden einen mächtigen Seegang an die Gestade der Glücklichen Inseln, die von den Stürmen selbst nur selten heimgesucht werden. Während wir an unseren nordischen Meeren die Schönheit der brandenden See meist nur bewundern können, indem wir zugleich den Sturm und Regen in den Kauf nehmen, der uns kaum zum Genusse kommen läßt, können wir hier oft bei windstiller Luft im hellsten Sonnenschein die langen Wogen des Oceans in tiefblauer Farbenpracht sich aufbäumen und überstürzen sehen. Besonders großartig war die Erscheinung der Brandung in den letzten Tagen des Januar 1885 (der Januar war gerade im Norden sehr stürmisch gewesen); in Linien von über 2000 m Länge zogen die Schaumkämme heran, spitzten sich zu und überschlugen. Das niedrige Vorland, auf welchem der Puerto de Orotava steht, ist gegen den direkten Anprall der großen Wellen geschützt durch einen über 200 m breiten Gürtel von Klippen, die aber zum Theil auch bei der Ebbe vom Wasser bedeckt sind. Nur die in Schaum aufgelösten Wassermassen der zusammengebrochenen Wellen erreichen das feste Ufer; trotzdem waren Blöcke von mehreren Centnern Gewicht über die 3 m hohe Mauer des westlichen Stadttheiles geworfen worden. An den Molen stiegen die kochenden Wassermassen geiserartig 25 m hoch auf; am großartigsten war aber das Schauspiel im Osten des Städtchens, wo die Wellen gegen den 180 m hohen Absturz der Ladera de Sta. Ursula Sturm liefen. Ein einzeln stehender Fels von 75 m Höhe war zeitweise vollkommen bedeckt und in den Kaminen der Felswand stiegen die Gischtmassen bis fast 100 m auf. — So großartig hatte sich die Brandung sonst weder in diesem noch im vorhergehenden Jahre gezeigt, nur im Winter 1868/1869 erinnere ich mich, einige Male nahezu denselben Anblick genossen zu haben.

Man sollte glauben, daß nach einem derartigen mehrtägigen Ansturme auch am festen Fels der Küste Veränderungen sichtbar werden würden. Es ist mir aber nicht gelungen, solche festzustellen, soweit mir die Einzelheiten der Küste bekannt waren. Vielleicht wäre es möglich gewesen, wenn man vorher gewußt hätte, daß eine ungewöhnlich starke Dünung in Aussicht stand; man hätte dann besonders gefährdete Stellen durch Zeichnung fixiren können (noch besser wäre eine Reihe von photographischen Aufnahmen). Nur an Stellen, wo Geröll das Ufer bildete, war das Meer siegreich vorgedrungen, aber kaum meterweit; an den beiden Stellen freilich, wo es Menschenwerk in Gestalt von Wegedämmen erreichen konnte (östlich und westlich vom Puerto), hatte es tiefe Lücken gerissen. Waren

die sichtbaren Erfolge des Meeres am festen Felsen so gut wie Null, so hatte ich dafür die Art, wie die Brandung arbeitet, um so besser beobachten können. Ueberall, wo sich die Wellen an den Felsen aufbäumten, war der Gischt gespickt mit Steinen bis zu Kopfgröße, welche 10 und 20 m hoch geschleudert wurden. Die See bombardirt also die Felsen und schlägt so kleine Stückchen los; die Arbeit ist zu vergleichen mit der des Sandstrahlgebläses, durch welches wir jetzt Glasscheiben matt schleifen.

Fig. 1 zeigt solche von der Brandung bearbeitete Felsen; sie stehen unmittelbar an dem Ostabhange des Vorlandes, auf welchem der Puerto liegt. Der Winkel heißt wegen der dort stattfindenden wilden Brandung el infierno. Fig. 2 zeigt einen ins Meer hinausragenden Lavastrom, in welchen das Wasser bereits eine tiefe Bucht gebrochen hat. Auf demselben liegt das Lazareth, etwa 2 km westlich vom Puerto.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, auf die Brandungsarbeit im Allgemeinen einzugehen. Wenn auch wiederholt auf die Untersuchungen der Gebrüder Weber [1]) hingewiesen wurde und namentlich darauf, daß die Wellenbewegung bis in eine Tiefe reicht, gegen welche die Höhe der sichtbaren Welle fast verschwindet, so wird die Tiefenwirkung der Wellen noch immer unterschätzt, so auch von



Felsen am Infierno.

G. Hartung in seiner Geologischen Beschreibung der Inseln Madeira und Porto Santo (Leipzig 1864). Er glaubt nämlich (Seite 17 und 18) die Abnahme der Meerestiefe bis auf 40 Faden nur durch allmähliches Sinken des Landes erklären zu können und stützt sich dabei auf Darwin's Ansicht, daß die Wirkung der Brandung nur bis in sechs Faden Tiefe reiche. Darwin hat aber diese Ansicht gar nicht ausgesprochen, sondern weist nur an der betreffenden Stelle [1]) auf den Widerspruch hin, der darin liegt, daß der Atlantische Ocean an einzelnen Küsten bis auf 150 Fuß Tiefe erodiren soll, während er bei St. Helena schon in sechs Faden Tiefe seinen Sandgrund zeigt. (Fritsch und Reiß bekämpfen ebenfalls Seite 304 die vermeintliche Ansicht Darwin's.)

Fassen wir nun von den Ergebnissen der Weber'schen Versuche kurz das Nöthige zusammen. Die einzelnen Wassertheilchen beschreiben bei der Wellenbewegung elliptische Bahnen mit wagerechter großer Axe. An der Oberfläche nähert sich die Ellipse der Kreisform, nach unten wird sie immer schmäler bis zur Linie. Auch die große Axe nimmt

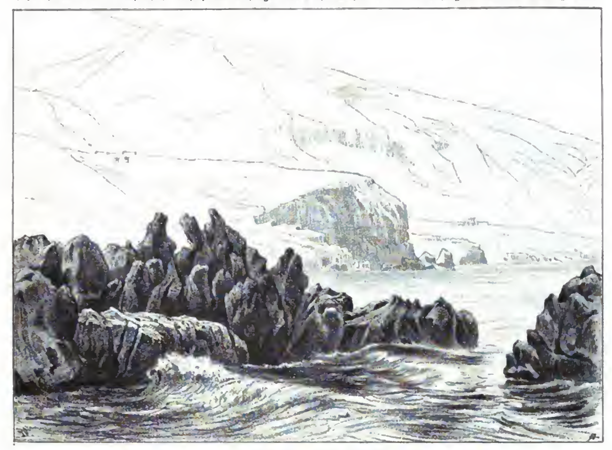
[1]) Darwin, Geologische Beobachtungen über Südamerika (deutsch). Stuttgart 1878.

[1]) E. H. und W. Weber, Wellenlehre. Leipzig 1825, Seite 27 und 28.

ab, beträgt aber in einer Tiefe, welche gleich der 200fachen Wellenhöhe ist, noch immer den dritten Theil der Axenlänge an der Oberfläche; selbst in der 350fachen Tiefe ist die wagerechte Bewegung noch immer erheblich.

Beachten wir dabei, daß mit letzterer Tiefe der Boden der angewandten Wellenrinne erreicht war, so liegt die Vermuthung nahe, daß bei reichlich vorhandener Tiefe die Grenze der Wellenbewegung hier noch nicht erreicht sein würde.

Nehmen wir nun an, daß eine Dünung von nur 2 m Höhe von der tiefen See her gegen die Küste steht. Alsdann findet sie bei einer Tiefe von 700 m nicht mehr mit der Leichtigkeit wie vorher das nöthige Wasser, um die bisherige Form des Wellenberges auszufüllen. Da die oberen Wassertheilchen bestrebt sind, dieselbe Bewegung auszuführen, wie weiter draußen, so entsteht ein Ansaugen des Wassers in der Tiefe, zugleich aber wird der Querschnitt der Wellenberge schlanker und diese beiden Erscheinungen nehmen zu, je flacher der Grund wird. Dieses Ansaugen bedingt das Hinabreißen aller irgend beweglichen Gegenstände (im Spanischen resaca genannt), welches eine allgemein bekannte Brandungserscheinung ist. Wird endlich das Wasser so flach, daß die Welle nicht mehr die nöthigen Wassermengen anholen kann, dann wird sie an der Vorderseite hohl und der Kamm, der schon sekundenlang scharfe Spitzen zeigte, überschlägt. Dieses Ueberschlagen konnte ich an den oben genannten Tagen über mehr als 30 m Wassertiefe wahrnehmen[1]). Von da ab findet die Bewegung der Wassertheilchen nicht mehr in geregelten Bahnen statt, sondern die ganze Wassermasse schießt vorwärts, bis ihr Felsen oder der ansteigende Strand Halt gebieten.



Ein Theil des Lavastromes am Lazareth westlich vom Puerto de Orotava.

Trifft die Welle gerade im Ueberschlagen auf eine Felswand, dann kann man den Stoß wie einen Kanonenschuß durch das wilde Tosen hindurch vernehmen und die eingeengte Luft wirft das Wasser wie eine Raketengarbe nach allen Seiten aus einander.

Im Augenblicke des Ueberschlagens ist die ansaugende Wirkung am Boden am stärksten und es erklären sich dadurch die Auskolkungen, welche P. Lehmann[1]) im Sandboden der Ostsee fand. Da bei verschiedener Höhe des ursprünglichen Seeganges auch die Tiefe eine verschiedene sein muß, über welcher ein Ueberschlagen stattfindet, so werden diese Auskolkungen häufig ihren Ort wechseln, wie es auch dort sich zeigte.

Wo der Boden aus Felstrümmern besteht, werden diese ebenfalls hin und her geschoben, aber auf dem ansteigenden Boden einer Küste muß dem Wasser das Hinabschieben leichter werden als das Hinaufschieben, und so wandert alles bewegliche Bodengestein der Tiefe zu, allmählich an Größe abnehmend, und die abnehmende Kraft ordnet die Trümmer von selbst nach ihrer Größe, so daß da, wo die Wellenbewegung aufhört zu wirken, auch die feinsten Körnchen liegen bleiben. So erklärt sich wohl auch, daß vor der gefürchteten Küste von Jäderen (Südnorwegen, südlich von Stavanger) der Meeresboden nur grobes Geröll zeigt, welches zum Ankern absolut unbrauchbar ist. Bei der geringen Tiefe werden alle Zerreibungsprodukte

[1]) P. Lehmann, Das Küstengebiet Hinterpommerns: Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, XIX, 1884.

[1]) Bei Stadtland in Norwegen soll die See zuweilen schon über 40 Faden Tiefe branden.

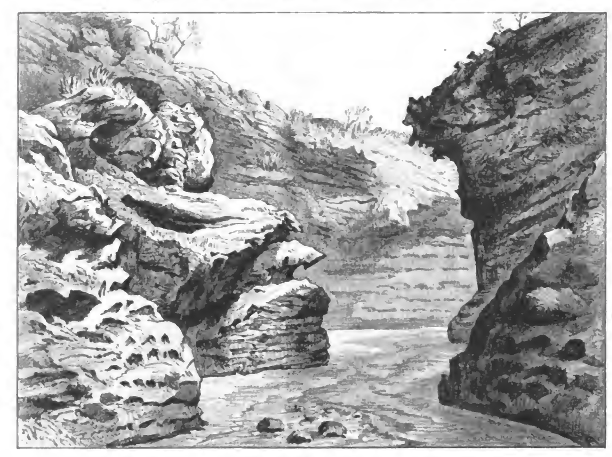
in die Tiefe befördert. Es ist nicht nöthig, wie Richthofen (China II, S. 773) meint, seitliche Strömungen als Ursache herbeizuziehen, wenn der feine Sand fortgeführt worden ist.

Die vollkommenste Bestätigung des oben Gesagten liefert aber Darwin selbst (a. a. O. Seite 24) durch die Beobachtungen über die Rollsteine am Meeresboden der patagonischen Küste. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

Entfernung vom Ufer Seemeilen	Tiefe in Faden	Größe der Steine
bis 2	?	bedeutend
3 „ 4	11 bis 12	Wallnuß
6 „ 7	17 „ 19	Haselnuß
10 „ 11	23 „ 25	0,3 bis 0,4 Zoll Durchmesser
12	30 „ 40	0,2 Zoll
12 „ 150	45 „ 65	0,1 Zoll bis zum feinsten Sand

In allen Fällen mit einigen kleineren untermischt. So lange aber das Meer solche Steine auf dem Boden hin und her schiebt, kann man ihm das Vermögen einer schleifenden Wirkung nicht absprechen.

Vergessen wir hierbei nicht, daß die im Anfange unserer Betrachtung gegebenen Tiefenzahlen von einer Dünung von nur 2 m Höhe ausgehen, während schon bei einer frischen Brise der Seegang des Atlantischen Oceans 5 m Höhe



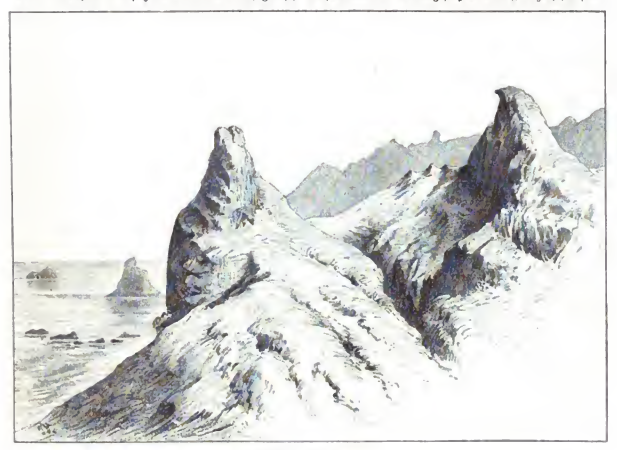
Barranco de Martianez.

erreicht. Daß die Wellenwirkung sehr tief hinabgeht, beweist schon die von W. und H. Weber erwähnte Erfahrung de Coudraye's, daß die Wellen auf der Bank von Terre neuve oft schon bei 500 Fuß Tiefe nicht mehr Grund genug finden.

Wenden wir uns nunmehr zur Thätigkeit des süßen Wassers auf den Canaren, so ist dieselbe mit einzelnen Ausnahmen wesentlich geringer als in unseren Gebieten in Folge der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse. In dem größeren Theile Tenerifes fehlt es ganz an beständig fließenden Bächen, nur die nordöstlichen Gebirge von Anaga besitzen solche, ebenso die Insel Gomera und das Centrum von Gran Canaria. Gesehen habe ich nur zwei Bäche auf Gomera und einen auf Tenerife, die ihr Wasser fortdauernd bis ins Meer hinaus brachten. Nach ungewöhnlich starken Regengüssen in den Bergen kam es dann freilich vor, daß auf der Nordseite von Tenerife die sonst trockenen Betten braunrothe schäumende Wassermassen herabführten, welche selbst in größerer Entfernung im Meere sichtbar waren; doch dauerte dieses Schauspiel selten mehr als einige Stunden. Im November des Jahres 1879 waren die Wassermassen des westlich vom Puerto vorbeiführenden Barranco de las Arenas so gewaltig angeschwollen, daß sie die letzten Häuser des Ortes sammt den zugehörigen Feldern tief mit Schutt bedeckt hatten. Fig. 3 zeigt den barranco de Martianez, unmittelbar östlich vom Puerto de Orotava, ein bemerkenswerthes Beispiel, wie sich zuweilen dicht bei einander die Gegensätze finden können, welche gewisse Formen bedingen und die wir gewöhnt sind, durch größere Zwischenräume getrennt zu

sehen. Die in Nordamerika bekannte Form der Cañons entwickelt sich da, wo die Gewässer regenreicher Gebiete ihren Weg durch regenarme suchen müssen; der geringe Zufluß an Ort und Stelle ermöglicht es, daß die Thalwände sich lange Zeit in der Steilheit erhalten, wie sie durch die Hauptwasserader ausgenagt wurden. (Die Angloamerikaner haben freilich die Bezeichnung „Cannon“ auch auf anders geformte Thäler angewandt.) Unser Barranco zeigt diese Form nur auf einer Länge von 1/2 km, weiter oben verzweigt er sich und entwässert mit seinen Armen ein breites Stück des Waldgürtels, in welchem leider der Wald seit lange nicht mehr der Schilderung Humboldt's entspricht. Von den hervorragenden Baumgestalten, welche er auf dem Wege zum Pik sah, sucht man jetzt vergeblich eine Spur. Aber ein dichtes Unterholz von Erica arborea, gemischt mit Laurusarten, zeugt von der reichlichen Menge der Niederschläge in dieser Höhe. Dieselben erreichen, wie gesagt, nur selten das Meer; was die zahlreichen Wasserleitungen nicht fortnehmen, verschwindet im Geröll der Bachbetten.

Ueber der Waldregion von etwa 1400 m ab ist die Erosion nur eine sehr geringe, da bei der regelmäßigen Herrschaft des Passats dort oben über dem Wolkenmeere sich ein tiefblauer Himmel ausspannt. Nur bei den von Zeit zu Zeit, namentlich im Winter, auftretenden Westwinden empfängt die Höhe Niederschläge von Regen und Schnee, doch kommt davon wohl nur wenig ins Thal hinab; der Schnee wird meist schon nach einigen Tagen durch Verdunstung aufgesogen. So kommt es, daß in dem feinen vulkanischen Sande des Teyde und seiner Umgebung keine Spuren von der Wirkung fließenden Wassers zu sehen sind.



Los Roques de Taganana.

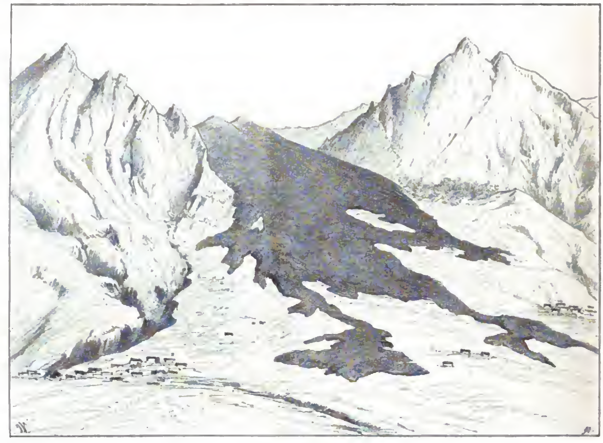
Anders liegt die Sache im nordöstlichen Theile von Tenerife und namentlich auf der Insel Gomera. Hier reichen die Berge gerade bis in die Wolkenregion; die ihren Niederschlägen ausgesetzte Fläche ist dadurch eine weit ausgedehntere und bedingt den Wasserreichthum der Gebiete. Von dem Erfolge, mit dem das Wasser in diesem, freilich auch weit älteren Gebirge thätig gewesen ist, giebt Fig. 4 ein Bild. Es sind dies die Roques de Taganana auf Tenerife, welche auf Gomera im Roque de Gando, Roque del Valle und anderen zahlreiche Seitenstücke finden. Die Insel Gran Canaria steigt allmählich an, überragt die Wolkenregion nur wenig und besitzt deshalb im Inneren ein ausgedehntes Regengebiet. Dem entsprechend ist hier die Erosion bis zur vollständigen Durchbrechung des Gebirgskernes vorgeschritten, während die bei der Hauptstadt Las Palmas ausmündenden Barrancos in ihrem unteren Laufe Formen zeigen, die an Fig. 3 erinnern [1]).

Bemerkenswerth ist die lange Zeit, welche die Lava braucht, ehe sie zur Aufnahme von Pflanzen befähigt wird. Der Lavastrom, welcher 1705 in die Mulde von Guimar hinabfloß, und der von 1706, welcher den Hafen von Garachico großentheils ausfüllte, beide liegen noch kahl und todt da; nur wo der Wind etwas Sand zusammenwehte, sind kümmerliche Spuren von Pflanzenwuchs vorhanden. Der Lavastrom von 1705 ist in Fig. 5 dargestellt von der noch zu erwähnenden Montaña grande aus; links sind die

[1]) Ueber die klimatischen Verhältnisse vergl. meine „Beiträge zur Kenntniß des Klimas der Canarischen Inseln“ in der Deutschen Meteorologischen Zeitschrift, 1887.

Häuser von Guimar angedeutet, rechts die des Dorfes Arafo; der Ursprung des Lavastromes liegt in der von Fritsch und Reiß so eingehend geschilderten Garganta de Guimar. In den Formen der erstarrten Lava erkennt man deutlich ihr ehemaliges zähes Fließen. In der Nähe gesehen, zeigt dieser Strom ebenso abenteuerlich zerklüftete Formen, wie der Fig. 3 dargestellte. Dieselben scheinen also nicht Folgen der Brandung zu sein, sondern sich schon beim Erkalten der Lava gebildet zu haben.

Die Mulde von Guimar bietet Gelegenheit, noch eine andere Kraft an der Umformung der Erdrinde arbeiten zu sehen, nämlich die des Windes. Der durch die saugende Kraft des erwärmten Landes zum Ostnordost abgelenkte Passat weht fast Jahr aus Jahr ein am Tage in derselben Richtung (des Nachts erreicht er wegen des Schutzes der Berge die Küste gar nicht und es weht ein ganz leichter Landwind). Oestlich von Guimar liegt an der Küste ein etwa 1 km breiter Sandstrand, die Playa del Socorro; der graue Sand derselben ist auf Flügeln des Windes nach Südwest gewandert und hat innerhalb der letzten dreißig Jahre ein Gebiet von etwa 3 km Länge erobert (nach Mittheilung der Einwohner). Als Zeichen dafür, daß dieses Fortschreiten erst in jüngster Zeit stattgefunden habe, zeigten sie mir verschiedene jetzt verdorrte Feigenbäume, die sie noch mit Früchten bedeckt gesehen hatten, als sie noch in Gärten standen. Gerade im Zuge des Sandes liegen zwei Vulkankegel, deren größerer, die schon oben erwähnte Montaña grande, eine relative Höhe von etwa 200 m besitzt. Auf der Windseite ist der Sand bis zum Kraterrande hinaufgewandert, ist über denselben eingedrungen in den Krater und auf der anderen Seite bis an den hier am höchsten aufragenden Rand gelangt. Die Leeseiten sind dagegen sandfrei und zeigen die hier übliche spärliche Vegetation, und an $1/2$ km nach Westen erstreckt sich ein sandfreier Windschatten. Nach der Beschreibung (S. 85 a. a. O.) müssen Fritsch und Reiß diesen Vulkan besucht haben und es ist nicht denkbar, daß ihnen diese Erscheinung sollte entgangen sein. Ist dies ein weiterer Beweis, daß dieser Eroberungszug des Sandes erst der jüngsten Zeit angehört? Hat die Brandung erst jetzt die Felsgetrümmer der Küste an dieser Stelle so weit zerkleinert, daß sie ein geeignetes Spielzeug des Windes wurden?



Volcan de Guimar.

Haben wir nun Wind und Wasser in ihrer Thätigkeit verfolgt, so liegt auf dem Gebiete, welches in dem altberühmten Pico de Teyde gipfelt, wohl die Frage nahe, ob denn die vulkanischen Kräfte gar nicht mehr mitarbeiten. Vor einigen Jahren lief die Nachricht von erneuter Thätigkeit durch die Blätter, ein sanguinischer Europäer hatte sie ohne Prüfung übermittelt, da die Post gerade abging; aber sie erwies sich als Ente; schließlich hatte Niemand etwas gesehen. Erloschen freilich war der Teyde in diesem Jahrhundert nie, wie es mehrfach in geographischen Handbüchern zu lesen war. Alle Besteiger stimmen in ihren Berichten mit Humboldt überein; bei meiner Besteigung 1884 fand ich nur die am Fuße des Aschenkegels liegenden Narices ganz unthätig. Dagegen waren die Dämpfe im Krater selbst so stark, daß ich nicht an den Boden desselben gelangen konnte. Niemals aber wurden in diesem Jahrhundert die vom Teyde-Krater aufsteigenden Dämpfe so bedeutend, daß sie vom Thal aus gesehen werden konnten.

Erst im December 1886 wurden Rauchausbrüche von vielen Personen gleichzeitig gesehen vom Puerto aus, welcher vom Teydegipfel 16 km entfernt ist. Da die Erscheinung auch über sechs Wochen anhielt, so konnte ich die Richtigkeit der Thatsache nicht bezweifeln und erbat möglichst genauen Bericht, worauf ein Engländer, Mr. Hooper, so freundlich war, mir einen Auszug seines Tagebuches zu senden. Der erste Rauch wurde bemerkt am 26. December; in den folgenden Tagen mehrte sich die Erscheinung, mehrfach findet sich die Bemerkung smoke in jets. Die größte Stärke scheinen die Rauchauswürfe am 10. bis 15. Januar d. J. erreicht zu haben. Dann war das Wetter mehrere Tage ungünstig, erst am 8. und 9. Februar war schwacher Rauch bemerkbar, vom 10. ab wurde nichts mehr gesehen. Leider ist in dieser Zeit der Teyde nicht bestiegen worden. Die anwesenden Fremden sind fast immer aus Gesundheitsrücksichten dort, und eine Besteigung im Januar kann selbst kräftigen Naturen gefährlich werden.

Es scheint, als hätten die Spannungen, welche die schrecklichen Erschütterungen am Golf von Genua hervorriefen, hier wenigstens einen Versuch gemacht, auf unschädlichere Weise Luft zu gewinnen. Erschütterungen wurden in jener Zeit von den Canaren nicht gemeldet. Erst im April und wieder im Juli wurden schwache Bewegungen wahrgenommen.

Ponta Delgada auf San Miguel (Azoren).

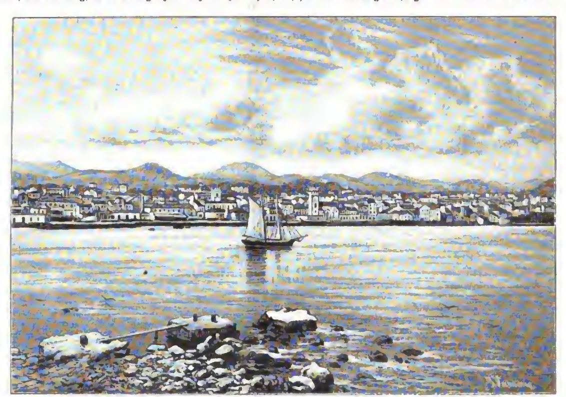
Von Dr. H. Simroth.

I.

Den 3. August des vorigen Jahres war ich mit einem der guten Dampfer von der hamburg-südamerikanischen Linie nach Lissabon gekommen. Das Schiff segelte weiter, meine künftige Straße voran; aber ich blieb in der blendenden Hauptstadt, um auf portugiesischem Boden möglichst schnell in das Fahrwasser portugiesischer Sprache und Sitte einzulenken. Nach drei Tagen ging ich an Bord des „Açor“, des einen der beiden bequemen Dampfer, welche die Empreza insulana zu Anfang und Mitte jeden Monates nach den Azoren entsendet. Der andere, der „Funchal“, macht den Umweg über Madeira, der „Açor“ geht direkt. Der Nordwind erregte leidliche Wellen auf dem weiten Becken des Tejo, so daß die bunten Gondeln Mühe hatten, die viele feine Welt auf die Brücke des weitab nach Cazilhas zu liegenden Schiffes zu bringen. Der Abschied war entschieden elegant. Kaum aber hatten wir die Barre passirt, als das Deck sich lichtete, weil fast sämmtliche Passagiere seekrank waren oder zu sein glaubten. Während der dreitägigen Fahrt blieb die Tafel nur schwach besetzt, was die Theilnehmer anlangt; wörtlich war sie stets zum Brechen voll, denn es herrschte beim Frühstück um 9 Uhr und zu Mittag um 3 Uhr die eigenthümliche Mode, die sämmtlichen Fleischspeisen nebst Zubehör vorher aufzutragen, so daß der Fremdling wenigstens im Stande war, sich gemächlich einen etwas weichlichen, aber lauen Speisezettel zusammenzustellen. Zum Nachtisch wurden dafür die Tische mit herrlichen Früchten vollgepackt. Die Unterhaltung war ziemlich steif und schwierig; meine grammatikalischen Kenntnisse halfen nur sehr allmählich, von den Tönen der schwierigen Sprache, die wohllautend und zart klangen, etwas zu erhaschen; man beobachtete den Allemão ein wenig, zum Theil mißtrauisch, zum mindesten zugeknöpft. Nur einige Herren, die weit herumgekommen waren, suchten hier und da anzuknüpfen. Fast alle waren Azoreaner von Ponta Delgada, wo ich sie wiedertraf, den neuen Gouverneur, der in Folge wechselnder Parteigruppirung den vorigen ablöste, mehrere Kaufleute, Großgrundbesitzer u. dergl. Ein französischer Weinverständiger von Bordeaux, der engagirt war, um die Behandlung der Trauben und des Mostes zu verbessern, war wohl mit mir der einzige Ausländer. Die Luft war mild, die Nächte köstlich, das Meer wundervoll blau, kamen wir doch über eine Tiefe von über 5000 m. Zum Leuchten kam es leider nicht, wie überhaupt nicht während der nächsten Monate, von den Quallen am Schiff abgesehen. An dem einen Tage machte sich stärkerer Wind auf, der alte Okeanos wurde schwarz und grollend, und die Nereiden hüpften und tanzten. Die Wolken zertheilten sich, die See war wieder rein kobaltblau, doch noch ziemlich bewegt. Die Welle bringt schaumgekrönt auf das Schiff zu; noch ehe sie es erreicht, sinkt sie in sich zusammen, aber ihr Schaumgipfel folgt ihr nicht sogleich, sondern am stärksten gestoßen, löst er sich los und schwebt einen Augenblick in der Luft, durch die schrägstehende Sonne jedesmal mit einem Regenbogen geschmückt. Aphrodite, die Schaumgeborene, mit dem Irisgürtel! Wie kommt's, daß die einzige Erscheinung, von den wechselnden reichen Meeresbildern des allerschönsten eins, nie, soviel ich weiß, in ihrer Unmittelbarkeit vom Maler dargestellt wurde?

Am dritten Tage gegen Mittag kam S. Miguel in Sicht. Wie ein elektrischer Schlag veränderte der vielleicht nur noch geträumte Anblick des Landes die Scene an Bord. „Sinapismo da terra“ nennt es die einheimische Sprache. Binnen kürzester Frist wimmelte die erste Kajüte (die Inseldampfer haben außer dem Zwischendeck noch zweite Kajüte) von eleganter Welt, Damen, Herren und Kindern, die jubelten und sich umarmten. Wo waren sie inzwischen? Sie hatten in der That die schöne Fahrzeit in den Kojen zugebracht und sich füttern lassen, für die Schiffskellner eine harte Arbeit. Merkwürdig ist's gewiß, daß die einst hervorragende Seetüchtigkeit des Volkes so verloren gehen konnte. Noch gilt der gemeine Azoreaner für einen ebenso ausdauernden wie bescheidenen Matrosen, aber ich glaube, man trifft selten mehr Neigung zur Seekrankheit, als unter den besseren Ständen der Inseln. Der Grund scheint im erschlaffenden Klima und noch mehr in der irrationellen Ernährung zu liegen. Jetzt waren die Leute so vergnügt, als vorher kleinlaut. „Les Portugais sont toujours gais“ ist beliebte Devise. Mit dem Anblicke des Landes schmolz das gesellschaftliche Eis, und mit größter Liebenswürdigkeit beeilte man sich, jeden neu auftauchenden Punkt der geliebten Heimath zu erklären. Santa Maria war kaum am Horizonte sichtbar. Die Ostseite von S. Miguel stieg steil aus dem Meere auf, und da die langgestreckte Insel hier über 1000 m hoch wird, ganz stattlich. Gleichwohl hatte ich mir den ersten Anblick großartiger gedacht; auch die längere Fahrt an der Südküste bringt nicht entfernt den malerischen Wechsel von jäh buntem Fels, zerstreutem Grün und tief eingeschnittenen Schluchten, wie er bei Madeira

unaufhörlich zum Skizziren reizt. Der Abhang des Erzgebirges von Böhmen her erscheint mindestens ebenso imposant. Die Laven sind meist dunkelgrau, hier und da basaltisch-säulig zerklüftet, oder von einer Grotte unterwühlt, oder durch ein schmales, grell rothes oder gelbes Band unterbrochen, ein paarmal springen einzelne Klippen ins Meer vor, das Ilheo von Villa Franca und schließlich der vorgelagerte sphinxartige Koloß von Rosto do Cão. Der Eindruck des Erhabenen, wie ihn das felsige Kap Finisterre vom Schiffe aus entschieden mehr gewährt, wird beeinträchtigt durch das überall bis zu den obersten Gipfeln reichende Grün, je höher, desto lebhafter, und wie es vom Meere aus scheint, desto waldiger. Dazu überall die dem Boden abgerungene Kultur, die man mit der Schweizer Energie verglichen hat; wo eine Lehne weniger steil den Abhang überdacht, ein Maisfeld, ein Weinberg angekleckst, im Osten am wenigsten und mit ganz vereinzelten Häuschen; je weiter nach Westen, desto mehr diese gehäuft, so daß sie sich allmählich in der Uferzone ununterbrochen an einander reihen und Dorf und Städtchen in einander verfließen. Von schroffem Hang grüßten weiße Gestalten (es war Sonntag Nachmittag) mit den Schnupftüchern herüber, und die Dampfpfeife antwortete; die Ankunft des Postschiffes ist ein Ereigniß. Je mehr wir uns Ponta Delgada näherten, desto mehr trat die Kultur im Quadrat auf. Die Orangengärten, von Mauern regelrecht umschlossen, sind noch mit Bäumen von Pittosporum undulatum, die zu hohen Hecken geschnitten sind und sich somit weithin sichtbar machen, zu höchst nöthigem Schutze gegen die Stürme eingezäunt. Nachmittag liefen wir in den Hafen ein, was Segelschiffen bei ungünstigem Winde verwehrt ist. Die Hauptstadt, mit dem Ehrennamen Cidade, den übrigen Villas gegenüber, lag äußerst freundlich im hellen Sonnenscheine ein wenig ansteigend vor uns. Kaum waren



Ponta Delgada, die Hauptstadt von San Miguel. (Nach einer Photographie.)

wir vor Anker, als eine Anzahl Boote uns umringten und officielle und private Personen an Bord brachten. Mein Hotelier, Sr. Silvano, von unserem deutschen Schiffe auf mich aufmerksam gemacht, belegte mich sogleich mit Beschlag. Eigentlich hieß er Silvano de Gaga e Camara; aber eine patriarchalische Gewohnheit, vielleicht auch die Vorliebe, den bescheidenen Namen durch Zufügung des Geburtsortes oder des Vatersnamens eines Oheims, der Pathe stand, ungebührlich zu verlängern, beschränkte auch hier die allgemeine Bezeichnung auf den Vornamen, eine Sitte, der auch die wenigen ansässigen Deutschen mit der Zeit zum Opfer fallen. Unser erster Gang, sobald wir das Gepäck frei hatten, war zur Alfandega, dem Zollamte, dessen Bezeichnung die Portugiesen von den Mauren entlehnt haben; denn obgleich die Koffer bereits in Lisboa untersucht waren, konnten wir der erneuten Revision in der Provinz nicht entgehen, wenn sie auch gnädigst ablief. Eine schmale Treppe, stets und in allen Azorenstädten von bettelnden Frauen belagert, führt in die Gasträume hinauf; ich trat zunächst in die Sala, den allgemeinen Empfangsraum, der einigen Comfort aufwies. Ein einfacheres Zimmer erhielt ich zum Wohnen, Schlafen und Arbeiten. Silvano's kamen mir in gutem französischen Geplauder freundlich entgegen. Die Insulaner vom Mittelstande, der sehr beschränkt ist, beschämen uns wohl durchweg in modernen Sprachkenntnissen; freilich wird ihnen die Muttersprache sehr leicht, da sie nur eine phonetische Orthographie haben mit aller Freiheit.

Mein erster Ausgang war am Fort S. Braz, das Jäger und Artilleristen, letztere mit preußischer Pickelhaube, doch übermäßig schmächtiger Helmspitze, birgt, vorbei nach dem Hafendamme. Seit 25 Jahren arbeitet man an diesem gewaltigen Werke, das nicht weniger als 12 Millionen Mark verschlingen soll. Die harte, klippige Küste steigt

bekanntlich aus einer unergründlichen See, die bald zu 2000 m und mehr abfällt, empor, ohne den Schiffen sichere Buchten zu bieten. Unausgesetzt bäumt die Brandung hoch auf, die Stürme umtosen die Felsen, zumal im Winter, mit nicht gemeiner Heftigkeit, so daß während mehrerer Monate der Verkehr von Insel zu Insel völlig stockt; ja erst vor drei Jahren konnte der Dampfer das Militärcommando, das die Besatzung der westlichsten Insel Corvo ablösen sollte, nicht ans Land bringen, und die Truppe war gezwungen, unverrichteter Sache umzukehren und die Kameraden über die vorschriftsmäßige Zeit auf ihrem Posten zu lassen. Im Winter aber kamen früher die meisten englischen Segelschiffe, um die berühmten Apfelsinen, die keinen anderen an Güte nachstehen, zu verfrachten. Da wurde ein Hafen zur Nothwendigkeit. In den dreißiger Jahren bestimmte man die Vermögensüberschüsse der aufgehobenen geistlichen Orden, so weit sie zum Unterhalte der alten und schwachen Mitglieder nicht gebraucht wurden, für die Hafenverbesserungen. Später wurde ein Theil der Zolleinnahmen (10 Proc.) dem gleichen Zwecke zur Verfügung gestellt. Der Versuch, einen regelrechten Damm zu bauen, mißglückte; denn was die gute Jahreszeit vollendet hatte, das riß die Wuth des Winters wieder ein. So verfiel man auf einen natürlichen Steinwall. Man bricht in der Nähe bei S. Clara, einem westlichen Vororte, große basaltische rohe Blöcke und fährt sie mit einer kleinen Eisenbahn, der einzigen auf den Inseln, herbei, ein breiter Lastdampfer bringt sie an Ort und Stelle und senkt sie ins Meer. So viel auch verloren gehen mag, mit der Zeit bildet sich eine feste Böschung, hinter der eine hohe, breite, regelmäßige Mauer aufgeführt wird; am Ende mit einem Leuchtthurme, eine beliebte Promenade, um eine erfrischende Brise zu genießen und auf den einsamen Ocean hinauszustarren. In der That, das Gefühl der Abgeschlossenheit kann lebhaft werden; wohl wenige Punkte der civilisirten Welt haben eine ähnlich erschwerte Communication, denn keines der Kabel, die Europa und Amerika auf Sekundennähe verbinden, berührt die Azoren. Und doch lag die Stadt so anheimelnd drüben. Blanke Häuser, nach südlicher Sitte weiß oder buntfarbig, nicht selten, wie in Portugal, über und über mit glasirten, meist blauen und gelben Kacheln bekleidet, nicht wenige Kirchen im sogenannten Jesuitenstile, besonders malerisch das kleine Dock, eine ummauerte Bucht für die Boote, ein Säulengang für die Fischer, ein Triumphbogen nach der Stadt zu, hinter ihm die Hauptkirche, die sich durch manches eigenartige Ornament auszeichnet; über der Stadt eine Unzahl kleiner Kegel wie Maulwurfshügel, frühere Krater, durchweg mit Feldern und kleinen Gehölzen, meist von der Strandkiefer (Pinus maritima), im Osten ferne Bergketten, ebenso im Westen das Gebirge von S. Cidades; denn das langgestreckte Eiland scheint aus zwei Endgebirgen zu bestehen, die durch eine niedrige Landbrücke verbunden sind. Der Eindruck war ungleich reicher als bei der Längsfahrt vom Schiffe aus. Die Stadt schmücken zahlreiche, zum Theil zierliche Brunnen, die durch Wasserleitungen von den höchsten Kämmen her gespeist werden. Im Hotel machte ich noch die Bekanntschaft eines deutschen Geologen, des Herrn Zervas, der die reichen Puzzolane der Insel, die man längst nach Portugal ausführte, chemisch studirt und rationell ausbeutet, um in Amerika dem Portlandcement Concurrenz zu machen. Mir wurde er zum freundlichsten Rathgeber, dem ich vielen Dank schulde; den Inseln dürfte die neue Hilfsquelle zum großen Segen gereichen, da die Schiffe auf der Fahrt von England nach Amerika hier mit Vortheil anlegen können, um die Puzzolane als Ballast einzunehmen.



Bauern von San Miguel. (Nach einer Photographie.)

Der erste Schlaf auf den mit Farnkrautschuppen von der prächtigen Woodwardia gefüllten Kissen wurde einigermaßen gestört, die brüllende Brandung sang ein Schlummerlied, aber die Ratten tanzten um den Kopf, und von Zeit zu Zeit summte ein Mosquito herein, um sich mit schrillem Tone auf den Schläfer zu stürzen. Walker (The Azores; London 1886) bestreitet ihre Existenz, aber die nachhaltigen Beulen und die Versicherungen von Bekannten, die Centralamerika besucht hatten, ließen an der Echtheit keinen Zweifel aufkommen. Wir suchten uns allabendlich durch Karbolwaschungen zu feien, was aber nur zur Folge hatte, daß sich die Plagegeister auf die Augenlider vereinigten; schließlich blieb nichts übrig, als die Balkonthür (sämmtliche Fenster nach der Straße zu waren derartige Thüren) zu schließen und die Schwüle zu ertragen. Die Ratten, und zwar die genuine Wanderratte, sind beinahe die herrschenden Säugethiere der Insel geworden, und wir werden später sehen, daß sie architektonischen Einfluß üben. In den Hotels, die sich seit Hartung's Reise in den fünfziger Jahren auch gemehrt und die Inanspruchnahme insularer Gastfreundschaft überflüssig gemacht haben (Ponta Delgada hat zwei und ein englisches mehr privates Logierhaus dazu), treiben die Unholde innerhalb der leicht aufgebauten Wände ihr geräuschvolles Wesen. Schließlich beherbergte ich eine im Zimmer, die ich erlegte.

Am anderen Morgen machte ich nüchtern einen Spaziergang und trat in einen Garten ein, wo einige Dattelpalmen neben Batatenbeeten gediehen; es galt in der ersten Frühe der niederen Jagd obzuliegen, da auch hier, wie in Südeuropa, die meisten niederen Thiere, vor allem die Schnecken, nächtliche Gewohnheiten angenommen haben. Tags über sitzen sie in der lockeren, wenig gebundenen, krümeligen Erde und den Ritzen der Gartenmauern, oder die kleinen haben sich in die Blasenräume herumliegender Lavastücke verkrochen. Die Schwüle wirkte erschlaffend und das Frühstück zwischen 9 und 10 Uhr war sehr willkommen. Vorher war es schwierig, etwas Anderes als gewärmten Kaffee zu erhalten. Jetzt gab es regelmäßig Beefsteak, Eier, vorher eine gebratene Sardine oder ausnahmsweise ein Vögelchen, den ersten Tag waren es Kanarienvögel. Dazu Wein und hinterher Thee oder Kaffee. Zwischen 3 und 4 Uhr ein ziemlich opulentes Diner, vielfach mit Tintenfischen (Octopus vulgaris) oder anderen Weichthieren; namentlich sind die Patellen beliebt, die in Unmasse in der Fluthzone an den Felsen klebten und uns auch roh recht gut und austerähnlich mundeten. Schade

um die köstlichen Fische, deren Zubereitung unserem Geschmack selten behagte. Eine gute Unterlage war stets der erste, allein gekochte Gang, Huhn mit Reis und Rindfleisch mit Speck und Kohl; Huhn bildet die Grundlage des privaten Tisches, an dem der Hausherr den Vorsitz führt und auch die Suppe austheilt. Zum Nachtisch vor allem die herrlichsten Früchte, Melonen, Arbusen, Trauben, Erdbeeren, Bananen, Ananas, Maracuja, Jambeiro, Apfelsinen, Aepfel, Birnen, Feigen u. a. (Es fehlen Pflaumen und Kirschen.) Eigenthümlich ist es, daß man die Früchte, auch die Apfelsinen auf die Gabel steckt und in der verschiedensten Weise zierlich schält, ohne sie mit der Hand zu berühren. Dafür werden sie vorher auf der Schüssel um so eifriger durchgefühlt, ob sie auch weich genug sind. Der Wein ist entweder vom Festlande, Vinho de Lisboa oder Vinho cheiro von der amerikanischen, groß- und filzigblätterigen Rebe, herb, und am eigenthümlichen Geruch erkennbar, daher der Name. Nach längerer Gewohnheit soll man ihn vorziehen. Die Flasche kam noch nicht 30 Pfennige. Ich sagte bereits, daß man sich einen Sachverständigen aus Bordeaux verschrieben hatte, um die Zubereitung zu verbessern. Abends zwischen 9 und 10 Uhr noch ein einfacher Thee, das portugiesische Nationalgetränk, nebenbei mit enormem Verbrauch deutschen Zuckers. Wie die Vertheilung der Mahlzeiten zeigt, liegt die Hauptarbeitszeit zwischen 10 und 3 Uhr. Aber das späte und doch reichliche erste Frühstück scheint dem Klima nicht angemessen, daher denn Dyspepsie unter den besseren Ständen die verbreitetste Krankheit ist, die sich durch die Gesichtsblässe verräth. Rheumatismus wetteifert mit ihr; auch er fällt natürlich der Feuchtigkeit zur Last. Die Temperatur ist im Mittel um 1° niedriger als in Funchal auf Madeira; Winter und Sommer sind um höchstens 7° verschieden (14° und 21°), aber die Feuchtigkeit ist viel größer als dort. Zwar erscheint die jährliche Niederschlagsmenge (1050 mm) wenn auch hoch, doch nicht übermäßig und beträgt nur zwei Drittel von der in O'Porto, aber die Luft ist außerordentlich mit Wasserdampf gesättigt; Freund Chaves, portugiesischer Jägerofficier und um die Kenntniß der insularen Natur sehr verdient, bestimmte ihn häufig auf mehr als 90 Proc. Seine Instrumente schützt er im Schranke durch oft erneuerten gebrannten Kalk vor dem sonst sicheren Rost. Oceanische Nebel wiegen vor, und die Bewölkung ist so stark, daß die mittlere Heiterkeit auf nur $^{3}/_{10}$ angegeben wird, bedeutend weniger als in Funchal oder irgend einem Orte Portugals. Jeder Wind ist natürlich ein Regenwind, und selbst geringer Richtungswechsel brachte meist eine momentane Uebersättigung zu Wege, die sich in einem kurzen, höchst energischen Regenguß entlud. Dabei hatten die gewitterlichen Platzregen keine frische Kühle im Gefolge. In dieser feuchten Luft lag es begründet, daß man eine solche Erniedrigung um 4 bis 5° als außerordentliche Abkühlung empfand und leicht Reißen verspürte. Entsprechend hüllt sich der Insulaner auch im Sommer gern in einen dicken Mantel, der wiederum die Abhärtung verhindert. Rheumatismus ist also kein Wunder.

Wunderlich ist die Tracht des niederen Volkes, zumal der Weiber. Die Männer haben in der Stadt nichts Besonderes, nur daß man sie vielfach ärmlich zerlumpt sieht; die bunte Zipfelmütze wechselt mit Stroh- und Filzhut, eine dicke Pelzmütze scheint besonders kostbar. Der Bauer dagegen trägt eine Mütze mit geradem, vorn eckig verbreitertem Schirm; hinten wird ein dicker Tuchschleier angeknöpft, ein guter Wetterschutz für den Nacken. Die Weiber vermummen sich unheimlich in dicke, dunkle Mäntel, an denen am meisten die Kapuze auffällt. Sie ist steif, seitlich zusammengedrückt und von ungeheurem Umfange, so daß der Kopf kaum sichtbar ist. Dabei schleichen die Gestalten gespensterhaft durch die Straßen. Die es zu keiner Kapuze brachte, nimmt wenigstens den gewöhnlichen Mantel statt um die Schultern, über den Kopf. Woher rühren diese sonderbaren Vermummungen? Sind es nicht Reste maurischer Gewohnheiten, die sich hierher zurückgezogen haben? Die ersten Kolonisten, die im fünfzehnten Jahrhundert von Portugal kamen, waren zuvor noch in enger Berührung mit maurischem Blute; und in diesem stabilen Winkel hat sich wohl Manches gehalten, was bei dem regeren Völkerverkehr auf dem Festlande sich verwischte. Dahin gehört wohl auch die Abgeschlossenheit der Frau, die hier nicht längst erst gebrochen sein soll. Noch sind die Fenster in den nach andalusischer Sitte mit schmalen Balkons gleichmäßig verzierten Häusern nicht selten mit dichtem Holzgitter versehen, nicht gegen Diebe (die Bevölkerung ist ehrlich), sondern um die Gattin fremden Blicken zu entziehen. Unter denselben Gesichtspunkt gehört wohl die unterwürfige Begrüßung der Dienenden, mit der sie ein Trinkgeld empfangen oder einen Brief überreichen. Die linke Hand geht zum Herzen, die rechte an die Lippen, dann erst streckt sie sich dem Geber entgegen; gelegentlich gesellt sich Fußfall und Umklammern der Kniee dazu. Die besseren Stände umarmen sich zärtlich beim Abschiede oder Wiedersehen nach kurzer Trennung, selbst bei einer Visite. Befreundete Damen werden nicht durch Hutabziehen, sondern durch eine besondere, dem Handkuß ähnliche Geste begrüßt. Die Kinder werden gehätschelt und nicht eigentlich abgeküßt, man küßt vielmehr drei- oder viermal äußerst schnell hinter einander neben ihrer Wange in die Luft.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. H. Kiepert.

I.

Die ersten ausführlichen Berichte über die unter türkische Herrschaft gerathenen Länder des Orients verdanken wir Gesandtschaftsreisen, namentlich solchen, die von Deutschland oder Ungern ausgingen und als nächsten Weg die Straße über Land einschlugen, während den venezianischen und französischen Abgesandten der Seeweg näher und bequemer lag, so daß sich ihre Schilderungen meist nur auf den Besuch der Hauptstadt beschränken. Jene kaiserlichen Botschaften aber waren veranlaßt durch das dem Herzen Europas von Jahr zu Jahr nähere Gefahr drohende Vorrücken der türkischen Verheerungs- und Eroberungszüge, denen Kaiser Karl's V. für Deutschland verderbliche, nur die kirchlichen und italienisch-spanischen Interessen verfolgende Politik freien Spielraum gestattete, indem sie selbst dem mit der Verwaltung der österreichischen Erbländer betrauten Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, genügende

Unterstützung mit Mannschaft und Geldern entzog und ihn dem ungleichen Kampfe mit den an Zahl unendlich überlegenen, durch Rohheit und Raubsucht doppelt furchtbaren türkischen Horden aussetzte. Die furchtbare Niederlage bei Mohatsch, in welcher 1526 das ungarische Reich zusammenbrach und der letzte König der einheimischen Dynastie, Ludwig, seinen Tod fand, öffnete den wilden Eroberern das weite Flachland, über welches sie sich schon 1529 bis zur ersten vergeblichen Bestürmung Wiens, zugleich aber mordend und brennend bereits über die deutschen Grenzländer Niederösterreich und Untersteiermark (1532 bis vor Gratz) ergossen; in ihren äußersten dauernden Vorposten Gran, Neograd, Wissegrad an der Donau setzten sie sich seit 1543 fest, während an den Mauern des von deutschen Truppen vertheidigten Erlau 1552 ihr Ansturm eine nördliche Grenze fand.

So war der Anspruch auf den Besitz der gesammten ungarischen Kronländer, welchen der von einer Partei der Magnaten 1527 zum König erwählte Erzherzog Ferdinand gegenüber seinem durch Anerkennung seitens der Pforte unterstützten Mitbewerber, dem Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya und nach dessen 1540 erfolgten Tode seiner Wittwe Isabella und ihrem Söhnchen, geltend zu machen versuchte, thatsächlich auf das oberungarische, von Slowaken bewohnte Bergland und einen schmalen westlichen Streifen Landes längs der deutschen Grenze beschränkt, und seine wiederholte, aber durch Mangel an Energie, Einsicht und vor allem an Geld schwächliche Kriegsführung konnte ebenso wenig, wie dazwischen die diplomatischen Versuche seiner Abgesandten an die hohe Pforte [1]) ein Verhältniß zu seinem Gunsten ändern, welches thatsächlich auf eine durch jährliche Tributzahlung anerkannte Abhängigkeit von der sultanischen Oberherrlichkeit hinauskam.

Weitaus als der geistig bedeutendste unter den Diplomaten des ungrischen Königs und späteren deutschen Kaisers erwies sich der Flamänder Ogier Gislen van Busbeck (latinisirt: Angerius Busbequius [2]), wiewohl es auch seiner Klugheit erst nach jahrelangen und durch nichtswürdige Behandlung seitens der übermüthigen Barbaren unterbrochenen Verhandlungen gelungen ist, im Jahre 1562 einen für seinen Fürsten nicht unvortheilhaften Frieden abzuschließen. Die erste Gesandtschaftsreise, zu welcher er als Stellvertreter des bereits zu derselben Rolle bestimmten, aber durch lange und harte türkische Gefangenschaft völlig gebrochenen und tödtlich erkrankten Malvezzi 1554 berufen worden war, verlief allerdings für das politische Geschäft so gut wie erfolglos, während sie in anderer Weise dem Abendlande unerwarteten Gewinn einbrachte. Durch den zwischen der Pforte und Persien ausgebrochenen Krieg war Sultan Suleiman veranlaßt worden, seine Residenz zeitweise nach Amasia im östlichen Kleinasien zu verlegen und dort mußte ihn die Gesandtschaft aufsuchen; so brachte denn Busbeck mit zurück die ersten Beobachtungen eines Europäers über dieses asiatische Gebiet, die erste, wenn auch noch unvollständige und vielfach fehlerhafte Abschrift einer der wichtigsten geschichtlichen Urkunden: der lateinischen Version des Testamentes des Kaisers Augustus (des sogen. Monumentum Ancyranum), endlich als erfahrener Botaniker die ersten Exemplare mehrerer damals in Europa noch unbekannten, seitdem zunächst in seiner niederländischen Heimath

[1]) Vor die hier besprochene Reise fallen die Missionen von Jurischitsch und Lemberg 1530, Schepper 1534, Sprinzenstein 1537, Laszki 1539, Adurno und Malvezzi 1544, Beltwick 1545, Branczy und Zay 1553.

[2]) Bousbecque wird der Name des Stammgutes jetzt geschrieben, das an der Leye (Lys) zwischen Warwick und Meenen (Menin) unmittelbar an der Grenze gelegen, nunmehr Frankreich angehört.

stark angebauten Ziergewächse: Tulpen, Hyacinthen, persischen Flieder. Die Schilderung der Reise selbst von Busbeck's eigener Hand [1]) gehört nach Form und Inhalt zu den vorzugsweise als klassisch zu bezeichnenden Litteraturwerken dieser Zeit; aber die geographischen Thatsachen einer zum ersten Male von Europäern durchzogenen, geradezu neuentdeckten Landschaft werden darin nur in äußerster Kürze berührt, nur die einzelnen Wegstationen, selbst ohne Entfernungsangaben und mit oft stark entstellten Namen und ohne jede Andeutung der natürlichen Bodengestaltung aufgeführt, so daß für specielle Landeskunde oder gar Kartenzeichnung der Gewinn aus dieser Quelle überaus dürftig bleiben mußte [2]).

Nicht völlig ausgefüllt, aber doch theilweise ergänzt wird diese Lücke des Reiseberichtes durch die Aufzeichnungen eines der zahlreichen Mitglieder jener Reisegesellschaft, eines praktischen und erfahrenen, wiewohl in seinen Anschauungen mehr beschränkten und mit der Feder weniger geübten Mannes, dessen überaus weitschweifige Arbeit denn auch nie an die Oeffentlichkeit getreten, daher auch sein nicht einmal in übereinstimmender Schreibweise überlieferter Name in der Litteratur nie bekannt geworden ist. Der einzige Gebrauch, den bis jetzt Gelehrte davon gemacht haben, betrifft die Aufnahme einer Anzahl von dem Autor copirter und seinem Reiseberichte beigefügter griechischer und lateinischer Inschriften in die unter Autorität der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen großen Sammlungen dieser wichtigen Reste des klassischen Alterthums [3]); in beiden ist als Autorname Dornschwam gegeben, weil ihn die Titelbezeichnungen der Bibliotheken, denen die drei Handschriften des Werkes angehören, irrig so geschrieben haben [4]), wie denn nachher sich ergeben hat, daß nach der selbst in der Schreibung von Personennamen überaus sorglosen Weise jener Zeit selbst in öffentlichen Dokumenten mannigfaltige Varianten jenes Namens vorkommen. Daß die richtige Schreibung Dernschwam ist, bezeugt seine eigene Hand in mehreren der von ihm auf der Reise erworbenen und dann der kaiserlichen Bibliothek in Wien überlassenen griechischen Handschriften:

Hans Dernschwam

in einer dieser Marginalnoten giebt er auch das sonst nirgend überlieferte Datum seiner Geburt an [5]); er stand danach schon im einundsechzigsten Lebensjahre, als er seine beschwerliche große Reise antrat, zu der ihn übrigens gründ-

[1]) Legationis turcicae epistolae quatuor, in mehr als 20 verschiedenen Ausgaben.

[2]) Wie die aus Busbeck entlehnten Abschnitte in Ritter's Erdkunde, Bd. XVIII, S. 545, 661 und die Constructionsversuche Rennell's und Leake's in ihren Karten Kleinasiens zeigen.

[3]) Corpus inscr. Graecarum, Vol. III, ed. Joh. Franz, 1853, p. 105. — Corp. inscr. Latinorum, Vol. III. ed. Th. Mommsen, 1873, p. 53.

[4]) Peregrinatio Durensuami in beiden Wolfenbütteler, Tereschwan relatio itinerationis Constantinopolitanae et Turcicae in der Prager Handschrift.

[5]) Anno 1494 die 23 Martij natus ego Jo. Dernschwam in Brux (doch wohl nicht Brüx in Böhmen?). Unrichtig mit zwei m am Ende in Mosel's Geschichte der Hofbibliothek, Wien 1835, S. 26, und in dem von fremder Hand hinzugefügten Titel des sonst ganz von seiner Hand geschriebenen, 301 Folioblätter starken, in der Hofbibliothek unter Nr. 12652 aufbewahrten Catalogus librorum Joannis Dernschwammii ita ut mense Julio 1575 a Magist. D. Hefrico Gulf et Hugone Blotio recensione Bibliothecae Caesariae facta fuit inventus. — (Ich verdanke diese Mittheilungen über den sonst so wenig bekannten und für die Geschichte der geographischen Entdeckungen immerhin interessanten Mann der Gefälligkeit meines Freundes Prof. L. Reinisch in Wien.) — Einen anderen

liche, in Ungarn erworbene Kenntniß der slavischen Sprachen und selbst, wie aus mehrfachen Textstellen hervorgeht, von etwas Türkisch vorzüglich befähigte.

Ueber den Zweck, den er damit verfolgte, spricht sich das Tagebuch nicht bestimmt aus; wenn er gelegentlich anführt, er sei „auf sein eigen unkosten und zehrung“ mitgezogen, so läßt das noch nicht auf bloße Wißbegier oder gelehrte Interessen schließen, obwohl er solche, ebenso wie Busbeck selbst, durch sein Achten auf architektonische und inschriftliche Denkmale des Alterthums, besonders aber durch Erwerbung vieler werthvoller griechischer Handschriften bethätigt hat. Daß er daneben und vielleicht in erster Reihe auch Handelsbeziehungen verfolgte, macht seine Stellung im Dienste des im Orient vielfach interessirten berühmten Augsburger Handelshauses Fugger höchst wahrscheinlich. Dasselbe hatte schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts im nördlichen Ungern [1]), namentlich in der Umgebung von Tyrnau, große Güter erworben und seit 1526 durch einen mit König Ludwig kurz vor seinem Ende abgeschlossenen und mit König Ferdinand erneuerten Vertrag pachtweise die Ausbeutung der Kupferbergwerke von Sohl übernommen; in diesen hat Dernschwam lange Zeit als Faktor fungirt, so daß er Neusohl als seine zweite Heimath betrachten konnte und im Verlauf seiner Erzählung die dortige Landschaft öfters zu Vergleichen heranzieht [2]).

Wenn auch diese Montanindustrie mit der Auflösung des Pachtvertrages im Jahre 1547 ihr Ende fand, so scheint doch Dernschwam seinen ungrischen Wohnsitz beibehalten zu haben, da er von der Reise mitgebrachte Kerne einer besonderen ägyptischen Kürbisart „Massir-Galack, das ist alkhairische kyrbis — im Sol genug gesäet hat“. Wahrscheinlich hat er auch die Reise als damals sonst unbeschäftigter Fuggerischer Beamter im Auftrage des Handelshauses mitgemacht [3]).

Wenngleich hinter Busbeck's geistvoller und in gedrängtester Kürze ein anschauliches Bild der socialen Zustände gewährender Darstellung unendlich zurückstehend, enthält doch die treuherzige, mitunter mehr als naive und in ihren Ausdrücken wenig wählerische Erzählung des außerhalb der diplomatischen Kreise stehenden und durch keinerlei ängstliche Rücksicht gebundenen Dernschwam so viel beachtenswerthe Thatsachen kulturhistorischen, ethnographischen, geographischen Inhalts [1]), daß eine auszügliche Mittheilung des Wesentlichsten wohl auf einiges Interesse rechnen darf. Dieselbe nicht allzu kurz zu fassen rieth die Erwägung, daß ein vollständiger Abdruck des Buches, das in den beiden Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek [2]) 365 resp. 308, in derjenigen des Prager Museums [3]) 520 Folioseiten umfaßt, wohl kaum zu erwarten sein wird; es müßte denn der Stuttgarter litterarische Verein sich des fast vergessenen Autors einmal annehmen wollen.

Wir geben den Auszug nun mit dem wörtlichen Ausdruck des Originals, nur mit den durch die übermäßige Weitschweifigkeit desselben gebotenen Kürzungen und — da es sich nicht um eine philologisch genaue, vielmehr um eine dem heutigen Leser leichter lesbare Wiedergabe handelt — mit Zurückführung der schwerfälligen und nicht einmal in jeder einzelnen der drei Handschriften consequent durchgeführten Orthographie auf eine solche, welche ohne das Wortgefüge zu verändern, nur die vom Schreiber gemeinten Laute nach heutiger Weise wiedergiebt [4]); nur in den Eigennamen, welche selbst in ein und derselben Handschrift bei zufälligen Wiederholungen öfters Varianten zeigen, ist die Schreibweise buchstäblich beibehalten worden. Zurückführung derselben auf die aus neueren, mitunter auch aus orientalischen Quellen bekannte richtige Form sind der Kürze wegen in [eckige Klammern] geschlossen dem Texte gleich eingefügt; ausführlichere Erklärungen in die Noten verwiesen. Endlich

---

Geburtsort oder vielleicht nur früheren Wohnort giebt Lambeck an (Bibl. Caes. V. 1766, p. 73, 85): Hans Dernschwamm de Hradiczin. Sollte damit der Prager Hradschin gemeint sein? Manche dialektische Eigenthümlichkeiten weisen doch eher auf einen schwäbischen Ursprung hin. Dornschwam in der Wolfenbütteler, Ternschwam und Druschwan in der Prager Handschrift des Textes der Reise müssen einfach Abschreiberfehler sein.

[1]) Absichtlich behalte ich diese einzig richtige und erst in unserm Jahrhundert durch die latinisirte Form Hungaria verdrängte Schreibart bei, deren sich auch unser Autor ausschließlich bedient. (Mit Ausnahme des Englischen wissen auch die übrigen europäischen Sprachen nichts von dem unorganischen a im Landes- und Volksnamen und als Personen- oder Familienname ist er bei uns ebenso in der richtigen Form Unger verbreitet genug, daneben Ungar erst kürzlich aufgekommen.)

[2]) Es soll auch von unserm Autor eine ausführliche Beschreibung von Neusohl geben, die in Windisch's ungarischem Magazin (einem in Berlin nirgend vorhandenem Buche) abgedruckt sei.

[3]) Vergl. Friedr. Dobel, Der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn, in Zeitschr. d. histor. Vereins f. Schwaben und Neuburg, VI. Bd., 1879, S. 33 bis 50. Höfler über das Fuggerische Archiv zu Augsburg (in welchem vielleicht noch Lebensnachrichten über Dernschwam aufzuspüren sein möchten), in den Sitzungsberichten d. Akad. d. Wiss. zu Wien, hist.-phil. Kl. 1853, X, 403, wo den Fuggerischen Faktoren in Ungern, eifrigen Protestanten, ein Antheil an der Agitation unter den Bergknappen und an dem Bauernkriege von 1525 zugeschrieben wird; und besonders G. Wenzel, a Fuggerek jelentösége Magyarország történetében („Bedeutung der Fugger für die Geschichte Ungerns“), Budapest 1882, wo in dem mehr Raum als der magyarische Text einnehmenden Anhang zahlreiche deutsche und lateinische Aktenstücke mitgetheilt werden, aus denen sich neben vielen der naiven Sorglosigkeit damaligen Aktenstils zuzurechnenden Varianten des Familiennamens (kommen doch selbst von einem so altbekannten wie dem fuggerischen auch Fogger, Focker und Fucker darin vor) mehrfache Bestätigungen der Thätigkeit unseres Autors ergeben. So S. 158 „ich Hanns Dernschwam der zeit meiner Herren der Fugger zu Augspurg diener, Wien, 27. März 1528.“ S. 210: „Hanns Dernschwang, Wien, 28. Mai 1528.“ S. 192: „Hern Hanns Franck, Hanns Durrenschwamb der Herren Fugger von Augspurg die Zeit hie in Neusoll bey khuniglichem Handel oberste Factoren, 1544“ und S. 51 in einem Briefe König Ferdinand's an Anton Fugger, d. d. Wien, 9. Nov. 1545: „darauf sein nun jetzo bei uns ankumben deine Diener Sewastian Sauerzapf und Hanns Derrenschwamb.“ Durnschwamb, Diener der Fugger heißt er wieder in Engel's Geschichte des Ungrischen Reiches, Wien 1813, Bd. III, 2, S. 181, der die Prager Handschrift gekannt haben muß, da er ihr über den Woiwoden Zapolya eine Nachricht entlehnt. Thurnschwamb im magyarischen Text der angeführten Schrift S. 50 ist wohl eine eigenmächtige weitere Correctur.

[1]) In dieser Beziehung hat sie für mich in Betreff eines der unbekanntesten Striche Kleinasiens die bis vor kurzem einzige Quelle abgegeben, und keinen geringen Vorzug vor fast allen ähnlichen Reiseschilderungen jener Zeit mit ihrem für Topographie so gut wie nichts sagenden Inhalt bieten die meines Wissens bei Dernschwam zum ersten Male vorkommenden Versuche von Dimensionsbestimmungen, z. B. von Berghöhen, Breite der Flußbetten und dergleichen durch Vergleichung mit ähnlichen Objekten in den als bekannt vorauszusetzenden, wenigstens dem Autor bekannten Gegenden Süddeutschlands und Ungerns.

[2]) Nr. 77, 1 Aug. und Nr. 70, 1 Aug., letztere nur eine Abschrift der ersten, wie mir Herr Oberbibliothekar Dr. v. Heinemann gütigst mittheilt.

[3]) 3 F. 7 Listü XV, a. 342; dieselbe steht der anderen bei weitem nach; viele Namen und sogar längere Stellen sind darin, offenbar wegen Unlesbarkeit des Originals, offen gelassen, die Orthographie der Namen auch meist erheblicher entstellt.

[4]) Also i, ie, j für das y des Autors (yeder, yrgend, sy) ei für sein ai (aiche, klaid, saitle), einfaches u für sein ue (guet, zue, tuech, genueg), au, eu für sein aw, ew; weggelassen ist überflüssige Verdoppelung von Konsonanten (unnd, annder, dorff, feldt) und müßiges h wie (thaiser, khunig, werckh, volckh), hinzugefügt dagegen der Deutlichkeit wegen das h, wo es der Schreiber zwischen zwei Silben (wie in ehe, stehen, gehen) und als Dehnungszeichen (wie in ere, im, ir, mer, one, ur) ausläßt. Die meist befolgte Schreibweise mark (Markt) und die durchgängige thurn (Thurm) habe ich beibehalten.

sind zur Vermeidung weitläufiger Wiederholung und zur leichteren Uebersicht der sämmtlichen bei Hin- und Rückfahrt auf ein und demselben Wege vom Autor gemachten geographischen Beobachtungen die im Ganzen wenig erheblichen Abweichungen des Berichtes über die Rückreise sogleich der Erzählung der Hinreise einverleibt, aber durch die Signatur R: und Einklammerung in (—) kenntlich gemacht.

Dernschwam hat auch darin größere Sorgfalt für geographische Orientirung bewiesen, als die meisten Reisenden jenes Jahrhunderts, welche sich meist (wie selbst Busbeek) mit der Aufzählung ganzer Tagereisen begnügen, daß er das Maß derselben, mitunter auch kleinere Theilmaße nach Stunden aufzeichnet und dieselben außerdem in das ihm geläufige Meilenmaß umrechnet [1]). Er bezeichnet mehrmals sein Maß ausdrücklich als „ungrische meile", welche bekanntlich bei einem Verhältniß von $13^1/_3$ auf den Aequatorialgrad um etwa $^1/_4$ größer als die sogenannte geographische oder deutsche Meile ist, allein die Vergleichung mit den uns jetzt besser bekannten wirklichen Distanzen erweist seine Schätzung nach dem Zeitmaße fast durchgehends zu hoch [2]) und selbst das deutsche Meilenmaß noch um etwas überschreitend; das Verhältniß der erforderlichen Reduction bleibt sich aber gleich, wie wir nach Maßgabe der uns heute bekannten festen Punkte des Itinerars schließen können: ein rühmliches Zeugniß für die bei seinen Aufzeichnungen angewendete Sorgfalt.

Ueber den ersten Abschnitt der am 23. Juni 1553 angetretenen Reise auf österreichisch-ungrischem Gebiete bis zur damaligen Grenze des türkischen Gebietes bei Gran, sowie über die Donaufahrt bis Belgrad (mit Roß und Wagen auf fünf Schiffen, vom 25. bis 31. Juli) wird kurz hinweggegangen. Belgrad, welches ebenso wenig wie zwei Jahre später bei der Rückreise zu längerem Aufenthalt veranlaßte, wird ungünstig genug beurtheilt: „wie beruembt Weißenburg ist, also schlecht ist es, erstlich liegt das schloß in der statt auf einem berg an der Sau, hat seine eigne maurn, thurn und streichwehrn, under anderen ein großen viereckten thurn Neboisse genannt, das ist sovil „nicht forcht dich"; ist bei uns ein schlecht Ding — in die oberstatt lasst man nit jeden und in das schloß niemandes, darumb das es nit so vest ist als es den namen hat und die Turken sich selbs besorgen müssen, wieder von ihnen genommen wird werden, in forchten tag und nacht sein. von allen vier seiten ist es zu beschießen, man muß aber zuvor auf demselbigen land sein über die Thunau und Sau gefaren sein, ist an einem ort uberhocht und an einem ort zu ebenem fuß zu beschießen. Das stettlin scheint wol groß, ist aber von lauterem kot und holz und hutten wie in dorfern. Wie man noch sieht ist Weißenburg von dem Turken gar nit zu dem sturm beschossen und mehr den Ungern abgeschreckt als mit gewalt erobert worden. — Alda haben wir die schiff gelassen und seind erstlich auf die wagen gesessen.

1. August. Von Weißenburg ein meil wegs auf der rechten seiten das schloß Scharna [3]) gesehen, liegt auf einem hohen Berg, scheint ein klein eng haus mit plei bedeckt, hat der Turk gepaut, daraus er Weißenburger gegend hat verheert und kriegt, daß man kein dorf mehr sieht noch spürt. Alda under Zarno ist der Jannsch Weida [Woiwod Janos Zapolya, der Kronprätendent von Ungern] im 1516 jar geschlagen worden, als kunig Ladislaus zu Presburg gewesen und zu dem kaiser Maximilian per Wien zogen.

Darnach uber das geburg in 8 st. 4 meil von Weißenburg in ein oed ratzisch [serbisch] Dorf Grodtkho [Grozka], alda ein Karbasalia [Karwansaraj] darinnen 200 roß mugen stehen, hat bis in die 24 kamern.

2. Aug. Von Grodtkho hat es einen hohen Berg einer meilen lang [1]) — darnach in zwo m. zwischen gepurgen gefarn in 6 st. bis in 3 oder 4 m. gen Senderov, die Ratzen [Serben] heißen es Schmederow [Smederewo] — liegt in einem thal an einem arm der Thunau, — muß ein ungesunde statt sein, dann neben den gelegten ebnen prucken auf beiden seiten in der großen gassen hat es stinkende pfutzen. Das schloß ist weitleuffig wie ein kleins stettle mit viel thurnen, wie Tyrna [2]), hat gegen der Thunau 5 runde thurn und ein thor, gegen der statt hat es 10 stumpfete thurn, ist aber inwendig nichts erpaut, denn allein hulzene kothuttlen, vor den mauern ein zwinger und graben, nit breit, darein wann die Thunau geschwollen man wasser leiten mag, darin etliche sieben große eichene salzschiff stehen und verfaulen, so noch der boswicht und landverrether kunig Hans [Zapolya, R: Jannsch Weida] den herren Fuggern im 1529 jar genommen und dem Turken von Deesch [Dees in Siebenbürgen] dahin gesandt; hab ich die schiff kennt. Bei der statt sind groß weingeburg, nit lustiger zu wunschen.

3. Aug. 8 St. 4—5 M. in ein ratzisch Dorf Lywada (R: durch Lywada, aber von wegen daß das wasser alles erschlagen, haben wir ein meil weiter per Winitza ziehn müssen und von Winitza 7—8 St. 4 M. gen Sanderov [3]).

4. Aug. 9 St. 6 M. in ein ratzisch Dorf (R: turkischen Markt, vor gar ratzisch gewesen) Jagoda genannt [4]) die landschaft von kleinen bergen wie in Siebenburgen, jetzunder aber alles oed und verwust, auf beiden seiten von fernen ziemlich große gepurge, neben dem wasser Murawa [Morawa] gefahren. Viel Ungern aus Funfkirchen gegend haben sich mit weib und kind gen Jagoda gezogen auf des Derwischbek zusage, haben einen ungerischen pfaffen, liest meß, tauft und predigt den Ungern in seinem haus, hat ein weib. Alda haben wir einen großen roten marmelstein gefunden, darauf zwei menschenbilder ausgehauen, man und weib — — darauf gestanden: Magnificus dominus Joannes de Alschan et uxoris nomen Clara, Ao 14 30.

5. Aug. 12 St. 8 M. in ein oed ratzisch oder serbisch Dorflein Ratznollissura und turkisch Derwen [5]);

---

[1]) In der vorliegenden Mittheilung sind dafür die leicht verständlichen Abkürzungen St. und M. angewendet.

[2]) So werden gleich die ersten Stationen: Wien — Oedenburg — Bruck — Altenburg — Raab — Komorn zu je fünf Meilen, von Komorn über Gran nach Ofen 12 Meilen, van da auf der Donau bis Belgrad 60 Meilen gerechnet. „Wie ich mich nach meinem uhrlein richten hab mugen, anderthalb bis in $^3/_4$ stunden auf ein meil" heißt es bei Gelegenheit der Addition der Einzeldistanzen von Wien bis Constantinopel.

[3]) So P. Sarna W. nach magyar. Schreibart, Zarna beide R. Fehlt auf den heutigen Specialkarten, ist also wohl in den späteren Kriegen zerstört worden; es scheint die Ruine auf dem 400 Meter über Belgrad ansteigenden Berge Awala zu sein.

[1]) 130 Meter über Gr. nach $^1/_2$ Meile Anstieg längs der Donau nach österreichischen Messungen.

[2]) Tirnau bei Preßburg in der Nähe der dem Autor wahlbekannten Fuggerschen Güter.

[3]) Beide Namen jetzt verschwunden; die Lage des ersten Ortes an einem reißenden Wasserlauf führt auf das heutige Städtchen Palanka, dessen Name auf eine später angelegte türkische Befestigung zurückzuführen sein wird; als solche erscheint es mit dem Namen des Erbauers: Hassan Pascha Palanka zuerst 1578 in Gerlach's Reisebeschreibung.

[4]) Richtiger Jagodina („Erdbeerort"), wie auch Busbeek Jagodna schreibt, jetzt ein Städtchen.

[5]) Beide Namen, das aus dem Griechischen ins Serbische und Bulgarische übergegangene Klisura und das türkische (ursprünglich persische) Derbend, bezeichnen einen Engpaß, offenbar den einzigen, welchen die in dieser Gegend in zwei Hauptarme aus S. und W. sich vereinigende Morawa in der untersten

ungeferlich ein meil wegs ehe wir zu dem dorf komen, sind wir auf ein kleinen schiff uber das wasser Muran gefaren, ist nit als groß als die Gran zu Gran [d. i. bei ihrer Mündung in die Donau] sind darnach ein nacht gefaren an einem lustigen ort gelegen, — jetzunder alles turkisch, an der straßen kein dorf gesehn, seind irgends weit von der straßen gelegen

6. Aug. von Klissura in 9 St. 6 M. gen Nissa, die landschaft ist gestalt wie Sibenburgen, ein meil eben land, darnach hubel und bergle, jetzunder alles oed und verwachsen.

Diese landschaft alle bis gen Nissa ist Servia — alda fecht sich Bulgaria an bis gen Trinapol — die inwoner nennen sich selbs Serby, das ist so viel als Winden und die bulgarische sprach ist auch eine servische oder windische sprach. Ihr glauben ist der kriechische mit allen ceremonien, aber man sieht nindert ihre kirchen mehr. All ihr geben ist so hoch wie zaunwerk und koth bekleibt, daß kaum ein mensch hinein kriechen mag. Roten wein findt man etwan nit vil besser im sommer als essig, hüner zu 2 und 3 aspern auch junge zu 1 asper [= 1½ Kreuzer], ander fleisch, als rind, schafen, lemmer findt man nit, man kauffe dann ein lebendigs auf der straßen, — item gersten fur roßfutter einen zimlichen sack p. 6 asper, denn das gelt bei den leuten theur ist, wie zu Windisch land gegen Steiermark. Die manspersonen tragen sich nach beurischer art in sautuch kleid und mit boczschkar schuchen mit zipfeten grauen zapken oder hueten; der weiber tracht wie sonst die Ratzen pflegen von vil farben ausgenehete hemterkragen um brust und ermel mit wullenen faden, habn gar schlechte stauffen oder schleir auf dem haupt, wie die krabatischen weiber. Die jungfrauen gehen alle parhaubt, habn seltzamer zopfen im haar geflochten eine uber die ander, also daß einer meint es sei von roßhaar, auf mancherlei art daran man in einen monat genug zu schaffen hat — und in den ohren geheng von kupfer und irgends auch von silber gespanglet ding, wie sie die Zigeiner pflegen zu machen und allerlei glaswerk von vil farben.

Thalstrecke ihres Südarmes unterhalb des Städtchens Razan durchfließt; ein danach benanntes Dorf ist jetzt nicht mehr vorhanden und die Lage der Oertlichkeit, fast genau halbwegs zwischen Jagodina und Nisch, scheint den Distanzangaben des Textes wenig zu entsprechen, die sich jedoch nicht sowohl auf das Dorf als auf das Nachtlager im Freien beziehen müssen. Andererseits stimmt dazu völlig das Passiren des Flusses unterhalb der Enge, denn da nur von einer einmaligen Ueberfahrt die Rede ist, kann nur der vereinigte Fluß gemeint sein. — Ebenso unbekannt bleibt das auf der Rückreise (21. Juli 1555) statt des Derwend genannte ratzische Dorf Brchbali 6 Meilen vor Jagoda „underwegs auf einer pletten uber das wasser Murawa gefaren“.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem kürzlich erschienenen 8. Jahrgange des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich“ (Berlin 1887) wird unter Festhaltung der bisherigen Einrichtung und des wesentlichen Inhaltes eine Fülle neuer Daten geboten, unter denen hervorzuheben sind: verschiedene Aufstellungen über die Resultate der Volkszählung von 1885, namentlich ein alphabetisches Verzeichniß aller Orte von mehr als 10 000 Einwohnern (diese Rubrik verdiente im speciell geographischen Interesse vielleicht noch größere Erweiterung!), Tafeln über die Bewegung der Bevölkerung auf dem Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches seit 1841, eine Sterbetafel und die vier Karten, welche die Vertheilung der kleinsten, kleinen, mittleren und großen landwirthschaftlichen Betriebe zur Darstellung bringen. Auch auf die Statistik der Wahlen zum deutschen Reichstage (S. 144 bis 147) sei hingewiesen.

— Die letzten Lieferungen der „Europäischen Wanderbilder“ behandeln Friedrichshafen am Bodensee (Nr. 125) und Zürich und seine Umgebung (Nr. 126 bis 129), letzteres eine sehr eingehende Schilderung dieser Stadt nach jeder Seite ihres geistigen und materiellen Lebens, verfaßt von zahlreichen Fachmännern, herausgegeben vom Officiellen Verkehrsbureau Zürich und darum Jedem, der dort zu verweilen beabsichtigt, zu empfehlen. — Aus Nr. 125 heben wir die interessante Schilderung der Anfänge der Bodenseedampfschiffahrt hervor (S. 13), sowie folgende interessante Berechnung: Der Flächeninhalt des Bodensees beträgt ungefähr 467 qkm oder 2682 Millionen Quadratfuß. Es hätten somit sämmtliche Bewohner des Erdballes, 1430 Millionen, auf dem Bodensee Platz, indem für jeden 3,974 oder rund vier Quadratfuß Raum bliebe. Der See müßte natürlich überfroren sein und zwar fest genug! Würde die Eisdecke einbrechen und die ganze Menschheit im Wasser verschwinden, so würde der Wasserspiegel kaum um einen halben Fuß sich heben.

— Paris wird demnächst um ein bedeutendes wissenschaftliches Institut reicher werden; das Musée Guimet wird in das neue Gebäude an der Place de Jena übergeführt und dort dem Publikum eröffnet werden. Das Museum, begründet 1879 von Emile Guimet mit den Resultaten einer Sammelreise in den Orient und anfangs in Lyon befindlich, ist bekanntlich ausschließlich der Religion gewidmet, aber der Religion im weitesten wissenschaftlichen Sinne und enthält darum Alles, was irgendwo in Beziehung zu religiösen Gebräuchen steht, vom rohesten Fetisch bis zu den gottesdienstlichen Geräthen der Gegenwart; die Kunst ist nur berücksichtigt, so weit sie im Zusammenhange mit der Religion steht. Guimet sah sich schon 1882 durch die überraschend schnelle Zunahme seiner Sammlungen gezwungen, sie dem Staate zu überlassen unter der einzigen Bedingung, daß sie in einem besonderen Museum in Paris aufgestellt würden. Das neue Museum naht nun seiner Vollendung. Im Erdgeschoß finden Produkte des chinesischen und japanischen Kunstgewerbes ihre Aufstellung, die theilweise nur in einem sehr lockeren Zusammenhange mit dem Ganzen stehen; von den beiden oberen Stockwerken ist das eine besonders den indischen Kulten gewidmet, einschließlich China und Japan, das andere Aegypten, Griechenland, Rom und Gallien. Die damit verbundene Bibliothek zählt bereits 13 000 Bände und 6000 bis 7000 chinesische und japanische Manuskripte.

— In den sicilianischen Gewässern werden jetzt vier neue unterseeische Telegraphenkabel gelegt, welche Mazzara an der Südwestküste Siciliens mit der Insel Pantelleria und die Insel Lipari mit Stromboli, bezw. mit Panaria und Vulcano verbinden.

— Einige in diesem Sommer auf und um den Åreskutan in Schweden angestellte Vermessungen haben folgende Höhenverhältnisse über dem Meer ergeben: der Kallsee 375 m, der Aresee 380 m, die Spitze des Areskutan 1418 m (Höhe über dem Kallsee 1038 m und über dem Aresee 1043 m). Die Grenze des Kiefernwaldes liegt an der nördlichen Seite des Gebirges 670 m und an der südlichen

Seite 770 m über der Meeresfläche. Die Birke wächst an der nordwestlichen Seite bis 765 m, an der Ostseite bis 820 m und an der Südseite bis 825 m; die Weide an der Nordseite bis 1085 m und an der Südseite bis 1120 m über dem Meer. Die ersten Schneefelder trifft man auf dem Hange des Mörvikshummeln in 430 m und die Spitze des letzteren in 550 m Höhe über dem Aresee.

Asien.

— Im Juli sollte, wie die „Allg. Ztg." meldet, die erste von Yokohama ausgehende Strecke der großen Tokaido-Bahn, welche die östliche und die westliche Hauptstadt Japans, Tokio und Kioto, mit einander verbinden wird, eröffnet werden. Früher beabsichtigte man, die Bahn der nördlichen Verbindungsstraße, dem Nakasendo, entlang zu legen, hatte auch schon eine Strecke davon vollendet, als man wegen der großen Schwierigkeiten bei Ueberschreitung der Gebirge die Arbeiten einstellte. Auch diese Linie wird jetzt durch Privatunternehmung vollendet, so daß künftig zwei Verbindungsbahnen zwischen dem Westen und dem Osten Japans bestehen werden. Im Ganzen giebt es in Japan jetzt zwölf Eisenbahnen, fünfzehn sind im Bau begriffen, und jeder Tag bringt neue Projekte.

— Dem neuesten Ausweise über die in Japan ansässigen Fremden zufolge befinden sich dort 1423 Engländer, 592 Amerikaner, 343 Deutsche und 198 Franzosen. In Diensten der japanischen Regierung stehen 68 Engländer, 27 Deutsche, 17 Amerikaner, 8 Franzosen, 8 Italiener und 6 Holländer.

Afrika.

— Die Dampfer der „Compagnie Générale Transatlantique" legen jetzt die Strecke zwischen Alger und Marseille regelmäßig in 27 Stunden zurück, so daß Gemüse, Früchte u. s. w., welche Montag Mittag in Alger expedirt werden, Dienstag Nachmittag in Marseille eintreffen, von wo sie noch mit den Abendzügen nach Lyon, St. Etienne, Genf u. s. w. weitergehen. Mittwoch früh, 36 bis 40 St. nach der Abfahrt von Afrika, werden sie in diesen Städten zum Verkauf gestellt, Mittwoch Abend schon in Paris. Dieser rasche Transport trägt natürlich viel dazu bei, die Waaren frisch zu erhalten und ihnen einen guten Absatz zu verschaffen. Kein Wunder, daß die Dampfer jener Gesellschaft wöchentlich viermal 2000 bis 3000 Körbe mit Gemüsen und Früchten nach Marseille schaffen, und die Dampfschiffgesellschaft, wie die Gärtner von Alger in gleicher Weise ihre Rechnung dabei finden.

— Am 14. Juni d. J. ist J. T. Last von seiner Reise nach dem Namuli-Gebirge in Ostafrika (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 110 und 223) nach England zurückgekehrt und hat bereits am 27. Juni der Royal Geographical Society, welche ihn ausgesendet hatte, einen vorläufigen Bericht erstattet. Seine Hauptziele hat er sämmtlich erreicht; er hat den Zusammenfluß des Lugenda und Rovuma astronomisch bestimmt, die Bedeutung der beiden Flüsse für den Handel untersucht, das Namuli-Gebirge erforscht und auf der Karte festgelegt und ist schließlich dem Lukugu-Fluß von der Quelle bis zur Mündung gefolgt, wobei sich freilich herausstellte, daß derselbe wegen unausgesetzter Stromschnellen für Schifffahrt und Handel so gut wie nutzlos ist und bleiben wird.

— Das Finanzdepartement des Congostaates läßt jetzt in Brüssel Silber- und Kupfermünzen schlagen, erstere zu 5, 2, 1 und 1/2 Franken mit dem Bilde des Königs und dem Wappen des Staates, letztere zu 10, 5, 2 und 1 Centime. Letztere sind in der Mitte mit einem runden Loche versehen, damit die Eingeborenen sich Hals- und Armbänder daraus machen können, wie sie solche jetzt aus ihrem Messingdraht und ihren Perlen machen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Julius von Haast, der neuseeländische Geologe, geboren 1. Mai 1822 zu Bonn, gestorben 15. August 1887 in Wellington auf Neuseeland. Anfangs Kaufmann, studirte er später in Bonn, ging 1858 in Auswanderungsangelegenheiten nach Neuseeland, schloß sich dort an Hochstetter an und wurde, als letzterer 1859 die Inseln verließ, von der Regierung mit der Fortführung der geologischen Aufnahmen betraut, welche durch ihn, namentlich in der Provinz Canterbury, ganz wesentliche Förderung erfuhren. Er war außerdem Direktor des Canterbury Museums und Professor der Geologie am Canterbury College. Wegen seiner Verdienste um die Londoner Kolonialausstellung, auf welcher er Neuseeland vertrat, wurde er 1886 zum Ritter gemacht.

— Prof. Dana verbringt diesen Sommer auf Hawaii, das er vor nahezu 50 Jahren als einer der ersten Geologen gelegentlich der Expedition des Commodore Wilkes durchforscht hat. Er beabsichtigt besonders die geologischen Veränderungen zu studiren, welche die vulkanische Inselgruppe in dem seit seinem ersten Besuche verflossenen halben Jahrhundert erlitten hat.

Nordamerika.

— Von dem Missionar David Zeisberger, welcher von 1740 bis gegen Ende des Jahrhunderts unter den Delawaren wirkte, war eine Grammatik der Delawarensprache schon 1829 in Philadelphia veröffentlicht worden; sein Hauptwerk, ein Lexikon, das gleichzeitig die Onondaga-Sprache enthielt, galt als verloren. Neuerdings hat es aber Professor Horsford unter den Manuskripten des Harvard College aufgefunden und ganz unverändert zum Abdruck gebracht; es enthält in vier Columnen neben einander die Worte in Delawara, Onondaga, Englisch und Deutsch. Die Delawarensprache wird damit zu einer der am genauesten bekannten Indianersprachen, und es ist das um so wichtiger, als zahlreiche geographische Namen in Neu-England durch sie ihre Erklärung finden.

— Einer der interessantesten Effigy Mounds in den Vereinigten Staaten, der unter dem Namen „the great serpent" bekannte schlangenförmige Tumulus auf der Farm Lowett in Adams County, Ohio, dessen Windungen 325 m lang sind, ist vor Vernichtung geschützt worden. Einige Bostoner Damen haben auf Veranlassung der Miß Alice C. Fletcher, der Verfasserin des bekannten Werkes über die Omahas, die Stelle angekauft und dem Peabody Museum überwiesen, unter der Bedingung, daß dasselbe den Hügel unterhält und in einen, dem Publikum zugänglichen Park umwandelt.

— Das Wagner Free Institute of Science in Philadelphia, begründet von dem 1885 verstorbenen William Wagner, eröffnet die Reihe seiner Transactions mit einer Arbeit über Florida von Angelo Heilprin[1]), welche für die Kenntniß dieser seltsamen Halbinsel von der größten Wichtigkeit ist. Wir werden auf manche Einzelheiten, besonders über den seither noch fast mythischen Okeechobee-See, später noch einmal zurückkommen und geben hier nur einen kurzen Ueberblick der geologischen Resultate, wie sie der Autor selbst zusammenstellt. Demnach ist die Ansicht, daß Florida seiner Hauptmasse nach aus gehobenen Korallenbauten bestehe, eine total

[1]) Explorations on the West Coast of Florida and in the Okeechobee Wildernesses. With special reference to the Geology and Zoology of the Floridian Peninsula. A Narrative of Researches undertaken under the auspices of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia. Philadelphia 1887. gr. 8°. 134 pag. with 21 plates.

irrige. Ganz Florida gehört der Tertiärformation an: hier und da finden sich wohl auch Korallen in den Tertiärschichten zerstreut, aber wirkliche Korallenbauten finden sich nur auf einer ganz schmalen Zone im äußersten Süden und Südosten. Die tertiären Formationen folgen sich in regelmäßiger und ununterbrochener Reihenfolge von Nord nach Süd, mit dem Oligocän beginnend, alle Schichten horizontal oder nur ganz leicht einfallend, nicht von Osten nach Westen streichend, sondern eher der Streichungsrichtung der Atlantischen Küste der Vereinigten Staaten folgend; eine beträchtlichere Störung ist nirgends nachweisbar, in der südlichen Hälfte des Staates liegen sogar die Fossilien in tadelloser Erhaltung noch genau in der Stellung, die sie im Leben eingenommen haben. Die Schichten der Nordhälfte scheinen in tieferem Wasser gebildet zu sein, die der Südhälfte in seichterem, zum größeren Theile sogar vielleicht in ganz flachem Wasser, auf ausgedehnten Bänken, ganz wie sie sich heute noch längs der Westküste der Halbinsel finden. Doch muß selbst in der Pliocänperiode hier schon etwas trockenes Land gewesen sein, denn wir finden in den Schichten von Caloosahatchie Süßwasserablagerungen mit den marinen gemengt. Auf diesem flachen Grunde hausten unzählige Seethiere, deren Ablagerungen nach und nach das Land über den Meeresspiegel erhöhten. Die heutige Molluskenfauna steht der pliocänen derselben Gegend so nahe, daß zahlreiche Arten nur wenig oder gar nicht von ihr abweichen und auch die ausgestorbenen sich im Charakter der recenten Fauna unmittelbar anschließen. Menschenspuren reichen in Florida sehr weit zurück; die ganz in Limonit umgewandelten Reste an der Sarasota Bay hält Heilprin für die ältesten, die überhaupt mit Sicherheit bekannt sind. Ko.

— Desiré Charnay theilte in der Februarsitzung der Pariser „Société d'Anthropologie" mit, daß ein Bewohner von Izamal in Yucatan beim Abbruch einer der dortigen Pyramiden zwei spanische Feuerrohre (Espingoles) gefunden hat, die offenbar dort als Opfergabe eingemauert worden waren. Dieselben können nur von der Expedition des Francisco de Montejo stammen, welcher sich 1527 der Stadt Chichen-Itza bemächtigte und sie zwei Jahre lang behauptete, aber schließlich von den Mayas nach Verlust des größten Theiles seiner Mannschaft vertrieben wurde. Es ist das ein unzweifelhafter Beweis dafür, daß Izamal zur Zeit der Conquista noch blühte und die Mayas damals noch einen Tempel bauten. Charnay hielt bekanntlich nicht die Mayas, sondern die Tolteken für die Erbauer der centralamerikanischen Städte, aber der Marquis de Nadaillac macht in der nachfolgenden Discussion mit Recht darauf aufmerksam, daß Tolteken, Mayas und Azteken nur nahe verwandte Zweige eines Stammes sind, wahrscheinlich die nächsten Verwandten der Mound-builders von Nordamerika.

Vermischtes.

— Dr. med. H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite stark vermehrte Auflage, nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. med. Max Bartels. Mit sechs lithogr. Tafeln und ca. 100 Holzschnitten. Th. Grieben, Leipzig. 8°. Ein alter Bekannter in neuem Gewande, den wir mit Freuden begrüßen. In dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren ist von dem Ploß'schen Werke eine zweite Auflage nöthig geworden, deren Erscheinen der unermüdliche Verfasser leider nicht mehr erleben sollte. Eine berufene Hand hat die Arbeit aufgenommen und weitergeführt, und wie die schon vorliegenden fünf Lieferungen beweisen, nicht zum Schaden des Werkes. Unter Benutzung selbst noch der neuesten Litteratur giebt uns der Bearbeiter eine vollständige Naturgeschichte des Weibes bei allen Stämmen der Erde, in übersichtlicher Anordnung und gewandter Bearbeitung; über keine der hier in Betracht kommenden Fragen wird man vergeblich Belehrung suchen. Wir zweifeln nicht daran, daß auch die zweite Auflage sehr rasch vergriffen sein wird und hoffen in nicht allzu langer Zeit in die Lage zu kommen, die dritte anzeigen zu können. Ko.

— Die Erwartung, daß mit der Eröffnung des Suezkanals sehr rasch eine Vermischung der erythräischen mit der mediterranen Fauna erfolgen werde, hat sich durchaus nicht erfüllt; die Einwanderung der Seethiere in den Kanal erfolgt mit einer geradezu verblüffenden Langsamkeit. Nach einer Mittheilung, welche Prof. v. Martens in der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin machte, haben die in diesem Jahre angestellten Forschungen von Prof. Krukenberg gegen die Keller's im Jahre 1882 nur einen Zuwachs von sieben Arten ergeben, darunter nur zwei Mollusken. Von letzteren sind bis jetzt überhaupt nur 25 bis 26 Arten in den Kanal eingedrungen, 7 bis 8 vom Mittelmeere her, 18 aus dem Rothen Meere. Diese Verschiedenheit findet ihre Erklärung wohl am einfachsten darin, daß der Golf von Suez für die Entwickelung von Mollusken sehr günstig ist und eine sehr reiche Fauna besitzt, während die mittelmeerische Ausmündung des Kanals bei Port Said im Gebiete der vom Nil kommenden Schlammbänke liegt, die nur wenig Mollusken zusagen. Eine Vermischung der beiderseitigen Faunen findet nur in geringem Grade und nur auf der Strecke zwischen Timsah- und Ballah-See statt, im Allgemeinen bildet die Schwelle von el-Gisr heute noch die Grenze zwischen der erythräischen und der mediterranen Fauna. Ganz durch den Kanal hindurch gewandert sind immer erst drei Arten, vom Mittelmeere aus Cardium edule und Cerithium conicum, welche sich beide selbst den ungünstigsten Bedingungen anzuschmiegen verstehen, und vom Rothen Meere aus Mytilus variabilis, den wahrscheinlich die Dienstschiffe der Kanalverwaltung verschleppt haben. Die anderen Arten zeigen gegenüber dem Befunde Keller's seit 1882 keine wesentliche Weiterverbreitung. In dem großen Bittersee finden sich neben 15 erythräischen Arten immer nur noch die beiden oben genannten Mittelmeerarten. — Aber auch das wanderlustige leichtbewegliche Volk der Fische zeigt nicht mehr Neigung zur Ausbreitung, als die Mollusken. Ob ihnen in dem anderen Meere die gewohnte Nahrung fehlt, oder ob sie mehr Anhänglichkeit an ihre angestammten Weide- und Jagdgründe haben, als man gewöhnlich annimmt, es sind bis jetzt erst 16 Arten in den Kanal eingewandert, sechs vom Mittelmeere her, zehn aus dem Rothen Meere; die letzteren machen noch bei el-Gisr Halt, die ersteren haben unternehmender die Mittellinie sämmtlich überschritten und drei davon sind bereits im Rothen Meere angelangt. — Diese Thatsachen haben für die Geologie eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, denn sie beweisen, daß die bloße Eröffnung einer Verbindung zwischen zwei Meeren ohne erhebliche Veränderung der physikalischen Verhältnisse in den alten Becken nur ganz unendlich langsam ein Ueberwandern der Fauna aus einem Becken in das andere bedingt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

In seiner Geschichte der amerikanischen Civilisationen hatte der unseren Lesern wohlbekannte Amerikanist D. Charnay (der „Globus" brachte zuletzt in den Bänden 41 und 45 bis 47 illustrirte Berichte über seine Reisen und Ausgrabungen in Mittelamerika) darauf hingewiesen, daß in Yucatan Spuren einer unbekannten oder auch verkannten Epoche, trotzdem sie die jüngste und letzte ist, nämlich der Zeit des Verfalls, von welchem die Schriftsteller berichten, zu fehlen scheinen. Um danach zu suchen, begab er sich 1886 wiederum nach Yucatan, zumal er auch vom Bischofe Landa erfahren hatte, daß bei einer gewissen Pyramide in Izamal (im Norden des Landes, östlich von Merida) die Mauern der Vorplätze mit Basreliefs bedeckt seien, und er dieselben abformen wollte. Zunächst aber führte ihn seine Reise mehr nach dem Süden.

Die bei Progreso an der Nordküste beginnende Eisenbahn, welche er vier Jahre früher bis Acanceh, 13 km über Merida hinaus, hatte benutzen können, war jetzt um ganze 5 km weiter, bis Lepan, im Betriebe; wird in diesem Verhältnisse weitergebaut, so wird es allerdings noch zwei Jahrhunderte dauern, bis die Schienen ihr Ziel, den Ort Bacalar unweit der Bai von Chetumal (Ostküste) erreichen werden. Lepan ist eine kleine, anspruchslose, aber vortrefflich gehaltene Hacienda, wo Charnay eine vorzügliche Aufnahme fand. Es wird dort, wie auf allen Hacienden des Centrums und der Umgebung von Merida, vornehmlich die Gespinnstpflanze Henequen gebaut; außerdem besitzt aber Lepan prachtvolle, reichlich bewässerte und kühle Gärten, denen man die Leitung eines intelligenten Mayordomo ansieht. Neben den Feldern europäischer Gemüse, Kohl, Radieschen, Salat u. s. w., stehen Zuckerrohr und Bananen und ein wahrer Wald von Fruchtbäumen: Zapotes, Guanavanas, süße Limonen, Pompelmusen, Orangenbäume, überragt von stolzen Kokospalmen, welche im Durchschnitte 400 Nüsse im Jahre tragen sollen. Aber nicht nur auf das Land erstreckt der Verwalter seine Fürsorge: er hat in dem ablegenen Orte, wo die Regierung nicht daran denken würde, eine Schule zu errichten, selbst eine solche in das Leben gerufen, indem er ein Zimmer seiner Wohnung dazu hergerichtet hat und darin mit Hilfe seiner Tochter die Kinder der Indianer und Mestizen seiner Hacienda täglich zweimal in Lesen, Schreiben, Rechnen, Moral und ein wenig Geschichte unterrichtet. Leider ein seltener Fall in jenem Lande!

Mucuiche (24 km südlich von Merida), wo Charnay am folgenden Tage übernachtete, gehört zu den schönen Hacienden des Staates; die verschiedenen Wohngebäude nehmen einen großen Raum ein und sind sämmtlich mit großen Galerien maurischer Bogen umgeben und versehen, was einen geradezu glänzenden Eindruck macht. Einen Theil davon, welchen Charnay photographisch aufnahm, stellt die erste Abbildung dar; im Vordergrunde sitzen Kaplan und Pfarrer des benachbarten Dorfes Abala. Der große, mit alten Bäumen bepflanzte Platz, welcher vor der Hacienda liegt, die unermeßlichen Gänge, die breiten Treppen, die Vorhöfe, die Kapelle und die Gärten verleihen der Hacienda ein fürstliches Ansehen; zwei Cenotes (Teiche), der eine oben offen und mit senkrechten Mauern, der andere

in Gestalt einer Grotte, liefern den Bewohnern Wasser in reichlicher Fülle.

Früher, ehe noch der Anbau des Henequen seine große Verbreitung gewann, baute diese Hacienda, wie viele andere, nur Mais für die Indianer und züchtete Vieh; daher stammen ihre geräumigen corrales, ummauerte und mit Bäumen bepflanzte Höfe, in denen lange Tröge aufgestellt sind, die durch Norias stets mit Wasser gefüllt erhalten werden und durstigen Thieren zu jeder Zeit einen frischen Trunk bieten. Unser zweites, nach einer Augenblicksphotographie gefertigtes Bild giebt eine gute Vorstellung von solchem Corral mit seinen friedlich wiederkäuenden Rindern, den schattenspendenden Bäumen und den umgebenden Indianerhütten. Schlimmer ist es mit dem Futter bestellt; da das Land keine Weiden besitzt, müssen Maulthiere, Pferde und Rinder sich selbst dasselbe im Walde suchen, und der Ueberfluß, welcher in der Regenzeit herrscht, verwandelt sich in der Trockenzeit und namentlich, wenn, wie in den letzten Jahren, die Heuschrecken erscheinen, oft in Mangel, so daß zahlreiche Thiere zu Grunde gehen. Die Beaufsichtigung der Rinder ist leicht; ein Mann genügt, um etwa neugeborene Kälber im Walde aufzusuchen oder die jungen Thiere gegen die Nachstellungen des Jaguars zu schützen. Die ausgewachsenen kehren stets von selbst wieder zu ihrer Hacienda zurück, mögen sie sich auch noch so weit von derselben entfernt haben. Früher hielt man in den Wasserbehältern Ochsenfrösche, weil man glaubte, daß deren weithin hörbares Geschrei verirrte Rinder zurückriefe, während dieselben doch nur ihrem Durste folgten. Diese Sitte ist jetzt abgekommen; denn auch Yucatan schreitet vorwärts: an Stelle der brüllenden Ochsenfrösche hört man schon das Pfeifen der Lokomotive, in das träge Dahinleben der Indianer hat die Henequen-Fabrik Rührigkeit gebracht, und statt der langsamen Ochsenkarren, welche die Pflanzen von den Feldern hereinführten, verwendet man jetzt leichte, von Maulthieren gezogene Wagen, die auf Schienen rasch dahinrollen.



Die Hacienda Mucuiche.

Der nächste Tag brachte den Reisenden nach Ticul, wo er seine alten Freunde Fajardo und Dr. Palma wieder begrüßte; letzterer hatte für ihn einige kostbare Vasen gesammelt, darunter eine sehr seltene, welche mit Reliefs und Inschriften bedeckt war, und jener schenkte ihm die Bildsäule eines unbekannten Gottes, die aus den Ruinen von Nohpat stammte. Es ist ein scheußliches und dabei wunderliches Idol, wie alle amerikanischen Götzenbilder, hat aber den Vorzug, daß es ganz erhalten und mit einem Zapfen versehen ist, woraus man die Art und Weise ersieht, wie die indianischen Baumeister die Façaden ihrer Gebäude mit Figuren bedeckten. Es erinnert übrigens etwas an den Gott Besa der alten Aegypter, der gleichfalls in zwerghafter, verkrüppelter und grotesker Gestalt abgebildet wurde. Außerdem fand Charnay bei einem Liebhaber eine prächtige Sammlung yucatekischer Steinbeile, die zum größten Theile von der Insel Cozumel (östlich von der Halbinsel Yucatan) stammten. Es waren im Ganzen 80 Stück, für welche der Besitzer einen hohen Preis forderte, den Charnay in Anbetracht sowohl des archäologischen als auch des mineralogischen Werthes der Beile zu zahlen keinen Anstand nahm. Die Insel Cozumel war zur Zeit der Conquista sehr bewohnt, sehr civilisirt und mit Denkmälern bedeckt; denn sie war einer der berühmtesten Wallfahrtsorte, und die Leute kamen von weit her, um in den dortigen Heiligthümern Geschenke und Opfer darzubringen. Ob die Beile Weihgeschenke der gläubigen Pilger sind, wofür die Verschiedenheit ihrer Formen und des verwendeten Materials spräche, oder ob sie den Bewohnern der Insel als Werkzeuge und Waffen gedient haben, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls aber kamen sie von weit her, da die ganz aus reinem Kalkstein bestehende Insel ihren Bewohnern kein zu Werkzeugen passendes Gestein geliefert haben kann; sie



Ein Rinder-Corral in Mucuiche.

mußten solches von auswärts holen oder es von Nachbarvölkern einhandeln. So wissen wir z. B., daß sie ihr Kupfer von Mexiko, die Obsidianbeile und -messer theils von Mexiko und theils von Guatemala bezogen. Auch konnten sie Leute ausschicken, um in den Gießbächen von Chiapas und Peten Steine direkt zu suchen, und das wird dadurch wahrscheinlich gemacht, daß mehrere jener Beile aus Rollkieseln hergestellt zu sein scheinen. Charnay hält einige für ganz verschieden von den allgemein bekannten Typen aus den Epochen des geschlagenen oder des polirten Steins, z. B. die beiden ersten Stücke der oberen Reihe in unserer Abbildung; es sind das richtige Rollsteine, deren passendstes Ende ausgewählt wurde, um es zu einer Schneide herzurichten und zu poliren. Der zweite scheint sogar kaum bearbeitet worden zu sein, und bei beiden sieht man keine Spur eines abgesprengten Splitters, sondern nur die gewöhnliche Abschleifung, wie sie durch das Aneinanderreiben der Steine in den Bächen erzeugt wird, und wie sie namentlich auch das dritte Exemplar der ersten Reihe aufweist. Das mittelste Beil der unteren Reihe ist insofern bemerkenswerth, als es aus dem dicken Theile einer großen Muschel, eines Busycon perversum oder Strombus gigas, welche sich an den Küsten der Halbinsel finden, hergestellt ist; es ist das einzige seiner Art, welches Charnay jemals in Yucatan oder im übrigen Mexiko gesehen hat, und er hält es für weit älter als die Steinbeile. Auch in den Vereinigten Staaten sind diese Muschelärte so selten, daß das Washingtoner Museum nur zwei, freilich sehr schöne Exemplare davon besitzt, welche aus Mounds in Kentucky und Florida stammen.

Götzenbild aus den Ruinen von Rohpat.



Yucatekische Steinärte.

Sehr befriedigt von seiner Ausbeute in Ticul begab sich der Reisende nach Izamal, über welches er schon früher Mancherlei berichtet hat (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 337 ff. und die Abbildungen auf S. 340 bis 342); früher hatte er sich jedoch aus Mangel an Zeit und, weil die dortigen Pyramiden alle in Ruinen liegen und die auf ihnen errichteten Gebäude gänzlich verschwunden sind, nicht auf Ausgrabungen eingelassen, gedachte dies aber jetzt gründlich nachzuholen und den größten Theil der Trockenzeit in Izamal zu verwenden. Der Empfehlungsbrief, welchen ihm der junge und gebildete Bischof von Merida an alle Geistlichen seiner Diöcese mitgegeben hatte, verschaffte ihm bei dem Pfarrer von Izamal, welcher in dem riesigen, sonst unbenutzten und halb verfallenen Kloster wohnte, rasch Unterkunft. Einst muß das ein prächtiges Gebäude gewesen sein, denn noch seine Trümmer erscheinen massiv und stolz; es liegt auf einer großen Terrasse, zu welcher von drei Seiten Treppen hinaufführen und besteht aus einer großen schönen Kirche, zwei Kapellen, davon eine die berühmte wunderthätige Jungfrau von Izamal birgt, einer großen Sakristei, einem zweistöckigen Kreuzgange, Zellen, Gärten und einem mit Orangenbäumen bepflanzten und von Säulenhallen eingefaßten Hof von mehr als 100 m Seitenlänge, der an arabische Moscheenhöfe erinnerte. Aber Todesstille herrschte in diesen Räumen, nur unterbrochen durch die wenigen Besucher des Morgengottesdienstes und die zum Religionsunterrichte kommenden Kinder.

Das gewaltige Bauwerk überwältigt den Beschauer, als wäre es die Arbeit eines Riesen; aber das Erstaunen verschwindet, wenn man hört, daß die Spanier nur die große indianische Pyramide Ppapp-hol-chac (Haus der Köpfe und der Blitze), in welcher die Priester (ahkin) wohnten, dazu benutzten und sie zur Basis ihres Klosters machten, und daß derselben eine zweite ebenso große Pyramide, Kinich Kalmö, gegenüber lag.

Voller Hoffnung begann Charnay seine Arbeiten, welche ihm freilich nicht alle jene Basreliefs, von denen Landa erzählt, lieferten, dafür aber sehr werthvolle Wandmalereien, welche jener Autor nicht erwähnt, die aber unser Reisender als sehr genügenden Ersatz dafür ansehen durfte. Er begann damit, die Anzahl der Pyramiden festzustellen, welche Landa auf zwölf angiebt, während Lizana nur von fünf spricht; Charnay fand dagegen wohl an 20 kleine und große, und darunter einige sehr beträchtliche, aber alle in Trümmern.

Zuerst nahm er diejenige in Angriff, welche westlich von dem großen Marktplatze Izamals (siehe Abbildung im „Globus", Bd. 45, S. 341) liegt und in alter Zeit den Namen Kab-ul, d. h. „die wunderbare Hand" trug, weil der König oder Gott, welchem der Tempel geweiht war, durch Auflegen der Hand Kranke heilte oder Todte zum Leben erweckte. Charnay glaubt, diesen Gott mit „Hueman mit den langen Händen", dem großen Häuptling und Gesetzgeber von Tula, identificiren zu können, von welchem verschiedene Schriftsteller sagen, daß er derselbe sei wie Quetzalcoatl, den man in Yucatan unter dem Namen Cuculcan oder Kukulcan wiederfindet.

Das Aussehen dieser Pyramide hatte sich seit Charnay's letzter Anwesenheit bedeutend verändert; die große Figur, welche die Basis der Ostseite schmückte, ist zerstört, die südliche Mauer eingestürzt, wobei die schöne, von Stephens abgezeichnete Maske verschüttet wurde, und die westliche Façade, an welcher sich oben Basreliefs befanden, ist schändlich geplündert worden. Jeder zerstört eben, um zu zerstören, ohne sich um die Vergangenheit zu kümmern, und besonders zeichnen sich dabei die Einwohner der Stadt aus, welche auf die Ueberreste den größten Werth legen sollten. An dieser Pyramide, wie an anderen, ist oft gegraben worden, aber nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern um sich Bausteine zu verschaffen oder um etwa einen Hof zu vergrößern. Dabei fand kürzlich ein Einwohner, dessen Grundstück an die Ostseite der Pyramide stößt, zwei spanische Musketons aus dem 16. Jahrhundert, das Rohr nach unten, den Kolben nach oben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselben den Soldaten des Francisco de Montejo bei dessen



Die Pyramide Kab-ul bei Izamal.

erstem Zuge von 1527 von den Indianern abgenommen wurden. Montejo hatte sich der Stadt Chichen-itza bemächtigt und hielt dieselbe zwei Jahre lang besetzt, bis er nach Verlust von zwei Dritteln seiner Mannschaft gezwungen wurde, sie zu räumen. Dabei fielen wahrscheinlich jene Musketons den Indianern in die Hände und wurden von ihnen als Weihgeschenk an die Götter zum Danke für den verliehenen Sieg in der Basis des Tempels vergraben — ein weiterer Beweis für das Vorhandensein der Stadt Izamal zur Zeit der Conquista. Ein anderes Mal fand Don Pedro Bautista in der Pyramide Hunpictok eine Steinkiste von 1 m Länge und $\frac{1}{2}$ m Breite und in derselben fünf 30 cm lange und 20 cm breite Platten mit einem 5 cm hohen Rande aus sehr feinem, rothem Thon, welche auf vier Rädern von demselben Materiale ruhten und an unsere Schüsselwärmer erinnerten. Außerdem enthielt die Kiste, unzweifelhaft eine Todtenkiste, Halsbänder aus Edelsteinen und Obsidianmesser. Der Fund gemahnt an die Schüsselwärmer, welche auf Montezuma's Tafel in Gebrauch waren; er zeigt, daß Charnay's Fund von kleinen Wagen in Tenenepanco nicht isolirt dasteht, und daß die Indianer Räder und von Menschen gezogene Karren kannten. Zwei von jenen „Schüsselwärmern" gelangten in den Besitz des früheren Bischofs von Merida, sind aber mit den anderen jetzt spurlos verschwunden.

Die Pyramide Kab-ul besteht aus zwei sehr niedrigen Esplanaden und zwei zurückspringenden Plattformen mit senkrechten, aus Fries und Gesims bestehenden Mauern (die untere 41 m lang, 21 m breit, die obere 36 m lang, 16 m breit); der Fries der oberen Plattform zeigte einige

Reste von Basreliefs, denselben, von denen Landa spricht. Mit Hilfe von Indianern, welche der Präfekt von Izamal zur Verfügung stellte, gingen die Ausgrabungen ziemlich rasch von statten. Am westlichen Ende der Pyramide fand man das in der letzten Abbildung dargestellte Relief; als man aber in dieser Richtung weiter arbeitete und an die ganz verfallene Nordseite gelangte, wo niemals Ausgrabungen gemacht worden waren und man die schönsten Funde zu machen hoffte, sah man, daß dort keine Reliefs mehr vorhanden waren, sondern daß dieselben wohl schon in der ersten Zeit der Conquista vernichtet worden sind, weshalb auch jede Erinnerung an sie verschwunden ist. Charnay hatte auf mindestens 50 qm solcher Basreliefs gehofft und mußte sich nun mit kaum dem fünften Theile begnügen; freilich waren auch diese 10 qm als die einzigen erhaltenen von großem Werthe; das Abformen derselben nahm volle drei Tage in Anspruch.

Das Basrelief stellt einen auf dem Bauche liegenden Menschen dar; Ellbogen und Arme scheinen auf einem Kissen, der Bauch auf einer Erhöhung zu ruhen, während



Basrelief von der Pyramide Kab-ul.

die Knie den Boden berühren. Auf dem etwas verstümmelten Kopfe sitzt eine Art Tiara und den Hals bedeckt ein Ornament gleich einem Cravattenknoten. Derselbe Knoten findet sich auch an Terracottafiguren aus Mexiko und Zapotecapan, und merkwürdiger Weise hat Charnay dicht bei dem in Rede stehenden Basrelief einen kupfernen Gegenstand ausgegraben, der genau jenem Knoten entspricht. Vielleicht trug der Mann auf dem Rücken ein zweites Geschöpf, dessen Leib und Kopf verschwunden sind, und von dem nur der fächerartige Schwanz noch übrig geblieben ist. Derselbe erinnert durchaus an die Art und Weise, wie die Haidah-Indianer des Königin-Charlotte-Archipels den Schwanz des Raben oder Adlers darstellen, wie es überhaupt noch andere Aehnlichkeiten zwischen jenen und den Civilisatoren Mexikos giebt, von denen später die Rede sein wird. — Merkwürdige Figuren von starkem Relief, manche in Form von Voluten, umgeben die liegende Gestalt; ihre Bedeutung ist unbekannt. Dieses Relief wie auch die ganze Pyramide waren bemalt: das Gesicht roth, der Kopfputz blau und gelb, der Körper braun, die Ornamente ringsum blau, gelb und roth.

Ponta Delgada auf San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

II. (Schluß.)

Antik, wie die Sitten, ist das töpferne Hausgeräth. Natürlich stammt es aus Portugal, und in Oporto ist man daran, eine große keramische Sammlung anzuhäufen. In Ponta Delgada trifft man die verschiedensten Thonwaaren in altklassischen Mustern; das gewöhnliche Geschirr, etwa Einmachebüchsen, ist mit geschmackvollen Glasuren verziert, in der Küche stehen meterhohe Wasserflaschen von riesigem Umfange. Eine Fabrik beschäftigt sich mit der Herstellung aller möglichen zierlichen Modelle der üblichen Gefäße in Terra cotta, weniger zum Export, denn als Kinderspielzeug.

Der konservative Hang äußert sich ähnlich in den Münzverhältnissen. Der von den brasilianischen verschiedene Werth der portugiesischen Reis ist bekannt. Auf den Azoren existirt ein anderes schwaches Geld (dinheiro fraco). Hat man sich in Lissabon glücklich in die starke Rechnung (dinheiro forte) hineingefunden, so giebt es hier neue Schwierigkeiten. Milreis (portug.) sind gleich 1250 insu-

laren und die Eintheilung ist eine besondere. Man benutzt die alten spanischen Münzen, eine Erinnerung an die Fremdherrschaft vom Anfange des 17. Jahrhunderts. Eine Pataca ist die Silbermünze von jenem Werthe (1250 R.). Sehr beliebt ist die Hälfte, der Crusado („Kreuzer"); Pataco heißt ein riesiges Kupferstück, selten noch mit deutlichem Gepräge, gleich 50 R., es wiegt so viel als zwei Thaler zusammen; dazu der Vintem, der vom portugiesischen natürlich verschieden ist, die Serilha = 1/5 Pataca, und der Tostão, eine halbe Serilha. Dabei sind die Handelsleute meist schwerfällige Rechner und wundern sich, wenn man richtig bezahlt hat, längst ehe sie wissen, ob sie zurückzugeben haben oder nicht. Ein Eseljunge brachte mir eine schöne Pataca den anderen Morgen zurück, weil sie zu leicht sei. Kurz, sehr glatt wickelt sich das Geschäft nicht ab, man hat Zeit.

Von Natur sind die Insulaner äußerst gutmüthig, „ein Bleistift genügt als Waffe". Dem entsprechend die gelinde Justiz. Man kennt die fidelen portugiesischen Gefängnisse. Die Verbrecher hocken zu ebener Erde hinter doppeltem, in der Beletage hinter einfachem Eisengitter zusammen, rauchen Cigaretten und unterhalten sich mit ihren Freunden auf der Straße, die aus dieser Freundschaft kein Hehl machen. Ein Korb wird am Strick herabgelassen, um von den Vorübergehenden Gaben zu erbetteln, und die Wache schaut neidisch auf die Schätze. Auch Ponta Delgada fehlt es nicht an einem solchen Zuchthause. Wie würde man bei uns sich ereifern, daß eine zu milde Justiz die Vagabunden in die Gefängnisse locke! Hier scheint des Gesetzes Strenge unnöthig, da die Verbrechen gering sind. Einen Fall erlebte ich, wo es bei einer galanten Rauferei mit fremdem Schiffsvolk zu tödtlicher Verwundung kam; und den anderen Tag brachten die Zeitungen energische Artikel, daß es doch für die Gerechtigkeitspflege schmachvoll sein würde, wenn auch diesmal weder Untersuchung noch Strafe einträte. Ja diese Zeitungen! Je geringer der Zufluß an Nachrichten aus der großen Welt, um so größer, wie es scheint, das Bedürfniß nach Blättern, die freilich noch immer in mäßigem Umfange und meist nicht täglich erscheinen. Alle vierzehn Tage berichten sie über die allgemeine politische Konstellation; mit Erregung wurde die Nachricht von einem revolutionären Putsch in Spanien aufgenommen, während die explosiblere bulgarische Bewegung, die Abdankung des Battenberger's 2c. bis hierher nur schwache Wellen warf. Dafür berichtet man über den Stand der Kulturen auf den Eilanden, die Ankunft der Schiffe, die Erkrankung eines Patriciers und wünscht dem verehrten Freunde Besserung. Mit außerordentlicher Wohlredenheit versteht man moderne Fragen, wie die Heilung der Tollwuth, Glorificirung wissenschaftlicher Größen, schwungvoll zu behandeln, und es blüht das Sonett wie in Italien die Renaissance.

Allerdings fehlt es an Kneipen zur politischen Kannegießerei, wie sie bei uns Mode ist; dafür trifft man sich morgens zu einem Plauderstündchen in der Apotheke. Am meisten concentrirt sich das öffentliche Leben auf dem Campo de San Francisco, einem hübschen, modernen, baumumgrenzten Platze, wo die Militärmusik, jedes Stück mit kräftigem Paukensignal einleitend, mehrere Abende in der Woche spielt. Es hatte sich für diese Stunden sogar eine kleine Wirthschaft mit Bier, künstlichem Eis u. s. w. aufgethan, ging jedoch noch bei meiner Anwesenheit wieder ein, wie man sagte, weil das Volk nicht gewohnt war, im Restaurant zu zahlen. Man promenirt unter den Bäumen, bis sich etwa an Heiligentagen die benachbarte Kirche aufthut und das Allerheiligste herausgetragen wird, wobei sofort das Concert auf kurze Zeit verstummt und die Menge andächtig niederkniet. Noch herrscht unter der niederen Bevölkerung starker Glaube an die Wunderkraft einiger Heiligenbilder, aber von besonderer Bigotterie kann nicht die Rede sein; man ist allgemein froh, daß die Jesuiten fort sind, wie man denn überhaupt auf portugiesischem Boden die heftigsten Pamphlete gegen den Orden zu lesen bekommt. Andererseits müssen die Geistlichen entschieden gegen die Walker'sche Auffassung in Schutz genommen werden, wenn er behauptet, noch vor Jahrzehnten sei der Hauskaplan bei kühlem Wetter benutzt worden, um den Eheleuten das Bett zu wärmen, eine Anekdote, für deren Plumpheit der Azoreaner nur ein Lächeln hat. Ich sah den Gottesdienst in der Egreja da mãe de deos, die, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, von den weiß und rosenroth gezeichneten herrlichen Blumenkelchen der Amaryllis belladonna und hohen Agaveblüthen umsäumt, eine reizende Aussicht gewährt. Das Hochamt wurde häufig von frischer, weltlich schmetternder Musik unterbrochen, worauf eine äußerst sonore Predigt folgte. Die Weiber saßen andächtig, die Männer standen dicht und unterhielten sich oder gingen ab und zu. Unser Glockengeläute wird durch geschmackloses Gebimmel ersetzt. Sonntag Vormittag findet der Hauptmarkt statt, der sich auf verschiedene eingefriedigte Plätze vertheilt. Die Bauern kommen auf ihren kleinen Pferden herein, die häufig von den Eseln an Größe übertroffen werden. Es hat sich eben eine insulare Rasse herausgebildet, oder sie scheint in der Ausbildung, denn viele Gäule sind groß und ziemlich starkknochig, unserem gemeinen Landschlag ähnlich. Auch an den kleinen bemerkt man in der Statur nichts Ponyartiges. Auffälliger macht sich die Sitte bemerkbar, Hunden, Katzen und Schweinen in der Jugend den Schwanz abzuschneiden. Auf dem Markte werden hauptsächlich Gemüse, Früchte, Geflügel feil gehalten. Der Fischmarkt ist getrennt unter einer besonderen Halle. Das Meer ist sehr reich, namentlich an Heerdenfischen; die Fischer arbeiten meistens des Nachts und kehren am Morgen in ganzen Flottillen mit ihrer Beute heim, wobei man dann manches frische Stück billig erhandeln kann; große Langusten kommen mit vor, der Hummer aber fehlt (früheren Angaben entgegen). Seltene Sachen erhält man schwer, denn selbst Versprechungen reizen die Fischer schwer dazu, Ungewohntes zu beachten. Um solche Schätze kennen zu lernen, muß man sich an das Museum wenden, denn in der That, durch die Ermunterung der Gelehrten des „Talisman", der bei seinen Tiefseeuntersuchungen ein paar Tage hier weilte, veranlaßt, hat Dr. Carlos Machado, Gymnasialprofessor, Großgrundbesitzer, eifriger Landwirth und Viehzüchter, mit großer Aufopferung und Energie die Gründung eines Naturalienkabinets betrieben; in einem aufgehobenen Augustinerkloster sind Räume zur Verfügung gestellt, Sr. Vasconsellos präparirt mit großem Geschick Vögel, Fische und Krebse, die Inselsammlung ist leidlich vollständig. Auf wie lange? Die Feuchtigkeit zerstört gewaltsam. Bemerkt soll werden, daß das gewöhnliche Volk beim Besuche sein Hauptinteresse den Spinnen zuwendet, wie ich solcher Vorliebe wiederholt begegnete; doch konnte ich von etwaigem Aberglauben nichts erfahren. Von den Vögeln wurde oben erwähnt, daß gelegentlich die kleinen Sänger verspeist werden. Im Allgemeinen darf das als Seltenheit gelten und umgekehrt zur Ehre der Insulaner, ja der Portugiesen überhaupt gesagt werden, daß sie die Vernichtungswuth der Südeuropäer gegen die gefiederte Welt nicht theilen. Häufiger sieht man den Canarienvogel, sowohl den grauen wilden, als den gelben Harzer (auch wohl aus balearischer Zucht) im Käfig, der nach Madeira-Sitte aus Rohr geflochten ist. Die Amsel freilich gilt als

gutes Wild, und das Rothkehlchen ist unter Anderen als Schädling der Trauben auf den Index gesetzt; ob mit Recht, konnte ich nicht untersuchen; unmöglich wenigstens ist es nicht, daß es hier zur Herbstzeit der gewohnten Insektennahrung die Weinbeeren vorzieht.

Dauerhafter als das Museum sind jedenfalls die lebenden Pflanzensammlungen, ich meine die prachtvollen Parks, in denen die reichen Besitzer es gegenwärtig einander zuvorthun; ein wunderbarer Schmuck der Stadt und, wie von Reisenden und den nach Rio de Janeiro fahrenden Kapitänen versichert wird, die schönsten der Erde. Hier gedeiht wahrhaftig fast Alles, und man hat sich bestrebt, Bäume und Sträucher aus der ganzen gemäßigten und warmen Zone zusammenzubringen. Es mögen nur zwei Gärten hervorgehoben werden, der von Sr. Antonio Borges wegen der prächtigen Palmen und der malerischen Gruppirung mit Hügeln und Grotten, und der von Sr. José de Canto mit dem größten Pflanzenreichthum. Alleen von Camellien, Fächer- und Fiederpalmen wechseln ab, brasilianische und australische Araucarien und Cryptomerien erheben sich zu majestätischem Wuchse, Magnolien, Myrten, Dracaenen, Oleander und vieles Unbekannte nicht weniger; überall Gebüsche kleiner Bambus, aber an einer Stelle ein hohes undurchdringliches Dickicht der echten ostindischen, daneben Gruppen von Baumfarnen, einzelne Stämme wohl 8 m hoch, dicke Lianen von Krone zu Krone auf- und absteigend, das Philodendron pertusum wild über Stämme und Mauern kletternd, Thee, mehr als mannshohe Begonien und Fuchsien im Unterholze, blaue Lotosblumen in den Teichen; auch sah ich den Kaffeestrauch in Blüthe. Dazwischen der grelle Flor südlicher Sträucher und eine wahrhaft erdrückende Fülle fremder Bäume, des üppigen Durcheinander von Yucca, Aloe und bodenkriechenden Gewächsen nicht zu gedenken. Etwas banal nimmt sich's dagegen aus, wenn auf kleinen Beeten am Hause sich unsere gewöhnlichsten Gartenblumen gruppiren, Georginen und Astern, Phlox



Ochsenkarren. (Nach einer Photographie.)

und Celosia, und wenn uns der Criado zum Abschiede ein steifes Sträußchen überreicht, als ob es so schwer wäre, die wahren Vortheile über den hergebrachten zu würdigen (freilich wurde mir auch im botanischen Garten von Coimbra der rothe Herbstschmuck unseres wilden Weines als Rarität vorgewiesen, neben der Cocospalme im Freien). Vor der Friedhofskapelle stehen ein paar Säulencactus, größer als ich sie in Algarve sah.

Eine Besonderheit der Azorenhölzer mag ich nicht unerwähnt lassen. Herr Zervas besaß eine treffliche Sammlung abgeschliffener Musterstücke von gutem Nutzholz, jedenfalls alt und lufttrocken. Wir bestimmten in einer freien Stunde die specifischen Gewichte und fanden sie auffallend hoch, durchweg, so weit uns Parallelangaben zu Gebote standen, der oberen Grenze schwankender Durchschnittswerthe von anderen Oertlichkeiten genähert oder sie überschreitend. Einige Beispiele, zugleich mit den einheimischen Namen, mögen hier stehen:

Ulmus campestris (Olmo)	0,63
Juglans regia (Nogueira branca)	0,57
Populus nivea (Alamo branco)	0,52
" angulata (Alamo angular.)	0,50
Quercus robur (Carvalho)	0,79
Pinus maritima (Pinho maritimo)	0,60
Acer campestre (Bordo)	0,70
Pittosporum undulatum (Incenso)	0,78
Myrica faya (Faia)	0,79
Persea azorica (Louro)	0,68
" indica (Vinhatico)	0,58
Laurus canariensis (Camphora)	0,65
Magnolia grandiflora (Magnolia)	0,66

Auffallend ist die jedenfalls nicht niedrige Schwere trotz dem schnellen Wachsthume der Pflanzen. Erklärt sie sich bei den Laubhölzern, die der gemäßigten Zone entstammen, aus der Kürze der Unbelaubtheit im Winter?

Im letzterwähnten Garten steht eine graue Säule, wie ein versteinerter Stamm. Sie hat eine eigenthümliche Entstehung. In einen noch zähflüssigen Lavastrom wurde durch

starken Gasdruck ein wagerechtes Rohr getrieben, das sich erhielt während der Erstarrung. Nachher drang ein anderer Lavastrom nach und füllte auch das Rohr aus. Die Füllung erkaltete zur Säule. Ueberhaupt geht bei Ponta Delgada die Lava vielfach so frisch ins Meer, als wäre sie vorm Jahre ausgequollen. Man sieht die schräg aufgefurchten Ströme, schwärzlich, scharf, schlackig und rissig, genau wie sie geflossen sind. Namentlich am Ostende der Stadt wurde ein solches Feld von uns reichlich abgesucht, da die Fluth allerlei Gethier in kleine Becken warf. Wohl luden solche zum Baden ein, aber es ging sich barfuß so schwierig auf dem Gestein, wie es Semper von den Koralleninseln so anschaulich schildert; und das Volk soll in der That vielfach an den Fußsohlen leiden. Prachtvoll schäumte die Brandung über die schwarzen Klippen, um in tausend Wasserfällen wieder zurückzustürzen bis zur nächsten Hauptwelle. Nur ein paar gelöste Steine waren zu finden. Das ewige Spiel der Brandung hatte sie benutzt, um mit ihnen, die zwischen Zacken festgehalten wurden, einige metergroße, sehr regelmäßige Riesentöpfe auszuschleifen, in denen noch der gerundete Stein lag, wohl eine ungewöhnliche Erzeugung. Beim vollen Zurücktreten der Fluth nehmen die Felsen eine hellgelbgraue Farbe an, es ist die Zone, die über und über von Balanen bedeckt wird; dazwischen und darunter haben sich Echinen dicht gedrängt ihre halbkugeligen Löcher in den harten Fels gebohrt, und halten meist eine Patellenschale über sich zum Schutze gegen die starke Welle; eine reiche Strandfauna treibt dazwischen ihr Wesen. Die grünen Ulven sind ziemlich klein und spärlich, Corallinen dagegen massenhaft und artenreich, schon in mäßiger Tiefe (40 bis 100 m) trifft man fast nur Rothalgen. Ganz ähnlich zieht sich der Strand fort an der Stadt hin nach Westen, wo die Punta Delgada („puncta delicata") vorragt, als eine ähnliche Lava, die hier in riesige, aber rohe und unverwitterte Blöcke zertrümmert und aufgethürmt ist. Leider bereiteten diese Strandverhältnisse meinen zoologischen Arbeiten fast unüberwindliche Hindernisse. Es war völlig unmöglich, an diesen gerade am reichsten belebten Stellen zu dredgen. Das Netz wäre unrettbar hängen geblieben, wie es uns nicht gelang, ein Holzstück, das wir als Boie an besonderer Leine zur Sicherheit stets noch am Blindzipfel des Netzes befestigt hatten (um dieses im Nothfalle in umgekehrter Richtung herauszuziehen), wieder loszubekommen, nachdem es durch einen Strudel zufällig zwischen die Felsen hinabgezogen war. Wir hatten meist drei bis fünf Fischer, die aber ausdauernd und willig ruderten. Es blieb mir aber nichts übrig, als eine der wenigen sandigen Stellen aufzusuchen, wie sie hier geradezu zu den Seltenheiten gehören. Meist führte uns der Weg nach der Bai von Rosto do Cão, und mit stillem Entzücken denke ich mancher Morgenfahrt, wenn wir vor Sonnenaufgang das ruhige Meer durchfurchten und das Inselbild in voller Klarheit vor uns hatten. Erst mit der Sonne pflegten sich um die Berge Nebel und Wolken zu bilden, ihrem Erscheinen eine wechselvolle Beleuchtungsfolie. Bekanntlich scheuen die durchsichtigen pelagischen Thiere das volle Tageslicht, und es ist nöthig, in früher Dämmerung aufzubrechen, so lange sie an der Oberfläche weilen. Das hatte regelrecht Schwierigkeiten. Die Leute sind in ihren Bedürfnissen so anspruchslos, daß selbst die Aussicht auf besondere Belohnung sie nicht dazu vermochte, vor der gewohnten Stunde zu erscheinen. Wie oft stieg ich früh im ersten Morgengrauen zum kleinen Dock unter die Schläfer, die dicht gedrängt auf grobem Pflaster am Strande lagen, höchstens unter dem Schutze der Säulenhalle. Hohe Stiefel waren eine gute Vorsichtsmaßregel; ein traurig schmutziges Biwak. Allmählich erwachte gähnend der erste, drehte sich seine Cigarette und war dann gegen das kleinste Trinkgeld bereit, meine Leute herbeizuholen. Nach Verlauf von wenigstens einer Stunde kamen sie nach und nach zusammen, das Schifflein ins Wasser zu ziehen. Sämmtliche Boote werden für die Nacht hoch auf das Land gezogen und gegen das Austrocknen zum Theil mit Wasser gefüllt; und die Leute lagern herum wie die Griechen vor Troja. Das Wasserablassen, Verstopfen rc. nimmt noch Zeit genug in Anspruch, ehe man in See stechen kann. Eines Morgens weckte mich ein mäßiges Erdbeben, bei dem vulkanischen Boden keine Seltenheit, pünktlich $^1/_2$4 Uhr, kurz nach der Zeit, wo der Peloponnes und Malta heftig erschüttert wurden, und ebenso kurz nach dem ersten amerikanischen Beben; es würde von größerem Interesse sein, wenn nicht seitdem eine heftige Schütterperiode in beiden Gebieten, im Mittelmeer und in Arizona, eingetreten wäre. Mir half es zeitig am Strande erscheinen, ohne daß ich deshalb vor 6 Uhr aufbrechen konnte. Trotz der ersten Lässigkeit arbeiteten die Fischer stundenlang, den nüchternen Magen mit der nie erlöschenden Cigarette betäubend, oder zum Frühstück das schwere Maisbrot mit einem minimalen Happen getrockneter Sardine genießend, die Hauptkost des Tages. Nicht als ob die Leute in der Stadt besseren Verhältnissen unzugänglich wären; die Handwerker, die sich allerdings als halbe Künstler betrachten, sind nicht ungeschickt, der Töpferei wurde schon gedacht, die Tischler schnitzen gute Möbel, die Schuhmacher arbeiten solid, auch der für ganz Portugal so bezeichnende antediluvianische zweiräderige Ochsenkarren, dessen Deichsel den verlängerten schweren Mittelbalken des Bodens abgiebt, dessen Räder aus einem Brette geschnitten sind, der grundsätzlich nicht geschmiert zu werden scheint, so daß er in allen Tonarten weithin durchs Land klingt, auch er macht in Ponta Delgada mehr und mehr einem praktischen Wagen mit reichlichem Eisenzeug Platz, mehr als z. B. in Oporto; aber im Ganzen muß das Volk erst bedürfnißreicher werden, ehe etwa auf einen höheren Import und stärkeren Austausch zu rechnen ist; denn von der bewußten Bedürfnißlosigkeit der Weisen kann schwerlich die Rede sein. Schon regt sich die moderne Industrie, namentlich sind zwei große Spiritusfabriken errichtet, die Mais und Bataten brennen, und zur Weinverbesserung ihr gutes Produkt nach dem Festlande exportiren; an beiden sind deutsche Beamte thätig. Eine zu erhoffende Kabelverbindung und Kohlenstation wird den Verkehr wesentlich beleben. Die Großgrundbesitzer thun viel, um die einheimischen Rassen der Hausthiere durch Einfuhr edleren und angemesseneren Blutes zu verbessern, und die Agri- und Hortikultur macht regelrechte Fortschritte. Doch davon ein andermal.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. **H. Kiepert.**

II.

Bulgaria.

Nissa [Nisch] scheint vor zeiten ein schone große statt gewesen, hat keine maur mehr, hat nahende hoche kale schneeige berge, darunder einer der hochst Kunawit genannt[1]). Am end der statt fleußt das wasser Nestus so die inwohner Nischt nennen — ungeferlich als groß wie die gran, scheint tief sein, hat ein hulzene prucken daruber zimblich breit und gut. — Es sind zu Nissa indrei turkisch kirchen oder Metzith [medjed, Moschee] mit zwei thurnen. Alda hat man an einer Karvasalia gebaut von steinen, so man uberall von alten gebenen herzu gefurt — darin etliche Romische Antiquitates, die zerbrochen, daß wir sie nit lesen haben kunten, sind vermaurt wordn; haben wir hernach geschrieben stein an der erden liegend gefunden, die man zu demselbigen haus hat brauchen wollen[2]).

8. August. 9 St. 6 M. von Nissa aus nahend von der brucken ist ein alter gepflasterter weg etwa 500 schritt lang und also breit, als zwei wagen einander weichen mugen, von den Romischen kaisern gemacht worden und zum theil erhalten wird. Haben auf beiden seiten kleine geburg gesehen, die Landstraß gehet in der mitt als eben. Auf der rechten seiten uber ein kleines wasser gefaren, so vom geburg herabfleußt, ist rotlich, dann auch die ackerfelder etliche meil wegs rot feist leimig erdrich seind, hat man Khutna genant[3]); bis in ein bulgarisch dorf Clissura, sovil als ein Clausen oder paß[4]).

9. August. 9 St. 6 bis 7 M. Von der herberg aus uber ein zimlich hohen und langen berg gezogen, zum theil noch alte gepflasterte Romische weg gewesen. Von dem geburg auf der linken hand uns gezeigt eine alte statt Pyrott, welche Pyrrhus, des Achillis vater [!], gebaut[5]). Nachmals den ganzen tag durch eine schone Landschaft von schwarzem erdrich und wenigen bergen trefflich fruchtbar, zu einem elenden bulgarischen Dorfe, haben sie auch Clissura genannt oder Czaribrod. (R: von Sophia 10 gute ungrischer meil wegs bis in ein bulgarisch Dorf genannt Czaribrod; uns sind auch in hundert wagen mit bley begegnet zu zween ochsen so die Bulgari mit der robot von Sendere gen Constantinopel furen müssen — ist solch bley also gestellt, wie die Herrn Fugger vor zeiten zu Ofen kauft, in Neuensoll [Neusohl] furen lassen, daß man Ratzenpley genennt, zum saigen nit getaugt hat, ist zu hart und klingt nit; auch ist daselben herumb bey Sendere Eisenbergwerk zu Kuczryna genannt gegen der Thunau gelegen[1]).

10. August. 9 St. 5 M. in ein bulgarisch Dorf Welitza[2]), waren aber jetzt nur Ratzen [Serben] da, die tracht ist nit auf bulgarisch.

Die landschaft nit also breit und fruchtpar, wie vor dato, ist ein wenig schmaler als zwischen gepurge, doch in der mitten zimlich eben[3]) — auf der linken seiten kahle steinige berg, auf der rechten von weitem große geburg darzwischen irgends Orbelus sein soll. Uber berg und thal haben wir uberall gepflastert alte verfallene weg und landstraßen gefunden, so noch der Romer gemacht, zum theil darauf und daneben gefaren; unterwegs ein feld weit von einander zu runden steinen seulen kommen, darauf die buchstaben zerschlagen worden[4]).

11. August. $5\frac{1}{2}$ St. 3 M. nach Sophia, scheint eine große statt sein gewesen vor zeiten, ist noch groß genug, ohne mauren und bevestigung, von schlechten nideren baursheusern von holz von einem gaden [Stockwerk], nichts in die hoche gebaut, auswendig mit prettern von einem zum andern verplankt, inwendig mit zeunen verfridet alle wie saustell, damit sie nur trucken sitzen. Haben von auswendig bis in 15 metzith [Moscheen] oder kirchen gezehlt, ohn die kleinen so von holz gepauen. Keine antiquiteten sehen kunden, deren auch keine vorhanden, alda ist eine große Christenkirche gewesen, sieht uber die ganze stadt aus, ist jetz ein zeughaus von allerlei raub. (Juden sind auch bis in 100 von Christen, Griechen und Armenier über die tausende[5])

---

[1]) Wohl ein Mißverständniß, wenigstens findet sich kein ähnlicher Name unter den neuerdings in der Umgegend erkundeten Bergen; der Zusatz des Autors „darnach im Strabone zu sehen, wie die genant seind gewesen vor zeiten" beweist das Interesse des Autors an gelehrten Studien, die jedoch in diesem Falle fruchtlos verlaufen sein würden, da das gesammte Alterthum über diese Gegenden überaus schweigsam geblieben ist; ebenso beruht die Anwendung des antiken Flußnamens Nestus auf die Nischawa nur auf einer durch den zufälligen Anklang veranlaßten Verwechselung.

[2]) Es folgen 11 lateinische Inschriften, herausgegeben im C. Inscr. lat. vol. III, p. 267.

[3]) Die Kulina kreuzt die große Straße 6 km östlich von Nisch.

[4]) Klisura heißt noch jetzt ein Dorf an derselben Stelle, 6 km östlich von Ak palanka; 3 km westlich von diesem liegt ein „Neudorf", Nowoselo, wo Dernschwam bei der Rückreise am 19. und 20. Juli übernachtete und von wo er die Entfernung bis Nissa (von Czaribrod her fehlt die Angabe) auf etwa 10 St. (frue bis 3 ur) oder 8 M. schätzt. Das zwischen beiden Dörfern gelegene, von Dernschwam nicht erwähnte Städtchen Ak palanka (oder jetzt serbisch Bjela-palanka, beides „weiße Festung" bedeutend) scheint erst später von den Türken angelegt; es wird unter dem Namen des Erbauers zuerst 1658 bei Quiclet als Mussa-Pacha-Palanka, dann 1721 bei von Triesch als Mustapha P. P. genannt.

[5]) Die durch den Krieg von 1885 allgemeiner bekannt gewordene jetzige serbische Grenzstadt Pirot, deren Name den auf gelehrtem Felde nicht sattfesten Schreiber zu einer so ungeheuerlichen Etymologie veranlaßt, muß damals sehr unbedeutend oder nur Ruine gewesen sein, da sie von der Fahrstraße, welche mit erheblicher Wegkürzung dem südwestlichen Rande der kleinen Beckenebene gefolgt sein muß, gar nicht berührt wird.

[1]) Kutschaina-Maidan bei Krutschewitza am Pek, der bei Gradischte, beinahe gegenüber von Baziasch, in die Donau geht; jetzt wieder in Betrieb.

[2]) Bjelitza am Bergfuße westlich von der Hauptstraße, nur in den neuen russischen Aufnahmen; in beiden Handschriften wie oben, also nahezu richtig, dasselbe weiterhin falsch Welitho geschrieben.

[3]) Eine Schilderung, welche auf die große, höchst ergiebige Beckenebene von Sophia kaum paßt; entsprechender der Wirklichkeit lautet die Stelle in der Rückreise: „ein schon land wol angebaut, trefflich fruchtbar schwarz erdrich, weingarten und so vil getraid als man ninderts gesehen, scheint wenig holz haben, daß man in dorfen kaum ein notturft zum kochen zu wegen mag pringen."

[4]) Offenbar römische Meilensäulen.

[5]) Ein türkisches Bad mit der ganzen Badepraxis beschreibt Verfasser ausführlich, das Lokal selbst nennt er „ein groß vierecketes gepeu, oben auf kriechische art mit einem runden gewelbe wie zu Rom die kirchen Pantheon, mit weißem marmelgepolirten stein gehebig gepflastert." Bei der Rückreise wird die Stadt wegen der darin herrschenden Pest nicht betreten, sondern über-

12. August. Weiter durch ein bulgarisch jetzunder turkisch dorf Wrboveli genannt [Grubljane d. russischen Karte?] — bald uber ein schnell steinig wasser, kombt von dem gebirg gegen der rechten hand, hat man Iskra und etliche Sikras genennt, scheint bos sein wann es anlauft, hat ein hulzene brucken, aber dieser zeit an orten zerrissen gewesen. Von dannen ferner seind auf der rechten seiten zwei geschutte hubel an der straßen, seind alte Romische begrebnus irgends von erlegtem volk in einer schlacht. Weiter durch ein klein bulgarisch dorflein mit namen Trnawa — weiter ein hohen langen steinigen berg, bos zu faren, genannt Walkhareo [serb. Form für Wakarel] auf turkisch Alaschaklisse [Aladscha-Kilisse „bunte Kirche"] ein bulgarisch dorf 9 St. 5 M. von Sophia [1]).

13. August. 11 St. 6 M. (R. 10 M.) bis Wetrin, dieses ist auch gar ein schwere tagreiß gewesen, von beiden seiten groß hochgeburg gesehen und darzwischen breite ebene und schon fruchtbare landschaft, darinnen viel dorfer, ackerfelder aber kein weingarten — — von dann uber einen hohen langen schweren berg, hat obenauf eine große ebene, ist verwachsen mit großen baumen [2]) — uber das gepurg berg auf und ab und durch das thal ist vor zeiten ein breiter gepflasterter weg von großen steinen gewest, so noch die alten Romischen Kaiser haben machen lassen — an viel orten sind wir noch auf demselbigen weg gefaren — als auf einem rigel, an beiden seiten andere groß gepurg und grund scheinen sein, dardurch man ninderst reisen mag, als wie der gepflasterte weg gangen ist. Sind wir in aller hoche auf ein bulgarisch dorf kommen genannt Nowak-Derwen, auf turkisch Kapi-Derwen (R: nennt man auf bulgarisch Wrata auf turkisch Kaputzikh, das ist so viel als zum Thor)[3]). Alda sich die gepurg eng zusammen thun, ist eine veste klammen und clausen gewest, alda man ein land hat schutzen mugen, alda der Nowak ein Bulgarier und Marcus Krajovith [4]) den Turken lange zeit großen widerstand gethan haben. Im hinausziehen steht noch ein hochs thor von zieglen, hat das wasser uber ein lachter underwaschen bis auf die großen quadersteine auf den grund, darauf kriechische inschrift, die nit mehr leslich gewest [5]).

Ungevehrlich eines Falconetschuß von obstehendem thor an der straßen auf der rechten hand auf einem steinigen bergle ist ein viereggt steinen gemeur gestanden, aber gar zerschleist, in 40 schritt lang und breit, ist eine veste clausen gewesen in Bulgaria, nennen sie noch Clissura. — Diese geburg habn nit schwarzwald [6]), sonder allerlei ander holz von puchen und kleine eichen, sind auch zum mehren theil kahl und steinig.

Wettrin [Wjetren] auf bulgarisch und auf turkisch Assarschik liegt in der hochen geburg und außerhalb des Dorfes an der straßen auf einem kleinen bergle ist ein zerschleist schloß [1]); ist ein groß bulgarisch dorf haben zwei pfaffen, wohnt kein Turk zwischen ihnen, ist ein schön stark volk, haben in viel heusern ihren eigen wein gehabt zu verkaufen.

14. August. $9\frac{1}{2}$ St. 5 M. Von Wetrin aus haben wir noch ungefehrlich $^1/_4$ oder $^1/_4$ Meil [richtig!] grundein gehabt bis auf die ebene und von dannen hat man zuruck mugen sehen, wie hoch die clausen Nowak gelegen und wie vest von natur dasselbige gepurg scheint sein. Hat sich das land auf beiden seiten je lenger je weider aufgethan und auf die lenge hat man auf der linken hand kein gepurg mehr sehen mugen, hat sich verloren, auf der rechten das groß gepirge alweg vermerkt [2]). Weiter sind wir an das wasser Moritza [Maritza] kommen, dadurch wir gefaren, hat ein brucken von quadersteinen, ist ziemlich breit hat auf beiden seiten gelender aufrecht von quadraten, wie die brucken zu Regensburg — ist 165 schritt lang. Weiter durch ein turkisch Dorf gefaren Pasarczikh [3]) darin zwei karvasalia und zwei metzith, soll ein statt sein, ist nit eines Dorfes wert von zigeinerischen hutten und pfragen. Uber nacht in Gowedar, soll auf turkisch Segersolie oder Sederzie heißen, wohnen Bulgaren und Turken durch einander [4]). Ist ein schon eben land und fruchtbar, haben unterweges große felder gesehen mit reis besaet, der wechst allein in wasserigem erdrich darauf große bechlin uber das feld gelassen.

Den ganzen tag haben wir unzehlige spitzige und große geschutte tumulos oder hubel gesehn, nachen und auch ferne von der straßen und ihr in 20 hubel bei einander, sollen alte Romische begrebnus sein, alda große schlachten geschehen mussen sein [5]).

15. August. 12 St. 5 — 6 M. in ein bulgarisch und auch turkisch dorf Konisch [6]) genannt, umb zehn uhr seind wir

nachtet im Dorfe Malaschwitze [Maleschewtzi in der neuen russischen Karte, 2 km nordöstlich von Sofia] auf turkisch Krpiutz, ein für Türken sogar unaussprechbares, jedenfalls stark verderbtes Wort, — vielleicht Köprüköi „Brückendorf"? da Maleschewtzi an der durch die Stadt Sofia fließenden nicht unbedeutenden Gradska-rjeka liegt.

[1]) R. „in der Höhe unter dem andern Gepurg", d. h. auf einer Hochebene, richtig.

[2]) In dieser Gegend liegt jetzt das Städtchen Ichtiman, dessen arabischer Name („Friedensschluß") schon seine Entstehung in türkischer Zeit andeutet, das daher von unseren Reisenden noch nicht erwähnt wird.

[3]) Ganz richtig, nur hat die türkische Form Kapudschik (falsch Pr. Kaputzik) die Diminutivbedeutung: „Thörchen."

[4]) Kraljewitj, d. i. der Königssohn Marko, der in so vielen Liedern gefeierte serbische Nationalheld.

[5]) Spätere Reisende, z. B. Wenner, Schweigger, v. Triesch u. A. beschreiben jenes Monument unter dem traditionellen Namen des „Trajansthores", den unser Autor nicht gehört haben muß und der, obwohl das Bauwerk selbst jetzt völlig zerstört ist, doch noch immer im Volksmunde an der Oertlichkeit haftet, wie ihn denn noch die neueste russische Aufnahme dort verzeichnet (Trajanowa woróta).

[6]) Begreiflich, daß dieser Unterschied der schon südlicheren Vegetation dem von seinem nordungrischen Wohnsitze her an die Nadelholzwälder der Karpaten gewöhnten Autor auffiel.

[1]) Dieses ist offenbar mit dem oben angeführten türkischen Namen Assardschik „kleine Schloßruine" gemeint.

[2]) Es ist die antike Rhodope gemeint (der gelehrtere Busbeck bedient sich dieses Namens, wie des Flußnamens Hebrus statt Maritza), deren Hochgipfel von der oberen Maritza-Thalebene sichtbar bleiben, während gegen Norden die niederen parallelen Vorhöhen des Balkan, die Sredna Gora und der Karadscha Tagh in der That über die weite Ebene hin aus dem Gesichtskreise zurücktreten.

[3]) Tatar-Pazardschik, jetzt eine nicht unbedeutende Stadt, wie Wjetren auf der Nordseite des Flusses gelegen, der also damals von der gewöhnlichen Fahrstraße auf dieser Strecke zweimal, zuerst mittels einer Fuhrt, dann auf der unmittelbar bei Pazardschik gelegenen Brücke passirt wurde.

[4]) Gowedar findet sich nur in der russischen Aufnahme von 1878, an derselben Stelle aber in der Karte des Wiener Mil. Geogr. Inst. Sirejik und daneben Saghisdschik, letzteres entlehnt aus meiner, in der Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1876 veröffentlichten Uebersetzung der Specialkarte Mehemmed-Nusret Paschas; doch läßt die Uebereinstimmung mehrerer Zeugnisse jetzt viel mehr einen Schreibfehler in dieser türkischen Quelle (z statt r mit einem Punkte zu viel) annehmen, so daß Sighirdschik („kleiner Stier") die richtige Lesart sein wird.

[5]) Die Zurückführung dieser bekanntlich später in weiten Strichen ganz Südost-Europas in großer Menge aufgefundenen Denkmäler einer, wie man jetzt allgemein annimmt, vorhistorischen Zeit auf römischen Ursprung scheint schon damals bei Bulgaren und Wlachen volksthümlich gewesen zu sein: wenigstens finden sich dieselben Aussagen darüber bei allen folgenden Reisenden, die bis ins 18. Jahrhundert denselben Weg gezogen sind, wie besonders die schon genannten österreichischen Gesandtschaften.

[6]) Denselben Ort passirten noch andere Reisende desselben Jahrhunderts: (Kunusch türkisches Dorf mit bleigedecktem Karawanserai, drei Meilen von Philippopel, weiterhin seitwärts Papasli bei Gerlach 1578, Konosch bei Schweigger); die große Heerstraße muß also damals nicht, wie später (jetzt ist sie durch die

gen **Philipopolis** komen, nennen die Bulgaren und Turken Plodi [Plowdiw bulg.] etliche auch [die Türken] Phillibe. Die statt hat kein maur, scheint von leim koth und holzwerk gebaut, hat viel Metzith oder Turkenkirchen, alle mit pley gedect — sind durchgefaren, haben kein rechtschaffnes haus gesehn, — hat drei rauche felsige bergle, auf dem einn ist ein alt schloß gestanden.

Auch auf dato die straßen durchaus auf beiden seiten und von fern als weit man hat sehen mugen die ganze haiden aus haben wir spitzige geschutte hubel gesehn und ihr in 20, 30 und 40 zehlen mugen und sein etliche sehr groß.

16. August. 12 St. 6 gute ungr. M. in ein bulgarisch und turkisch dorf **Klokodnitze** und auf turkisch **Sementze** (R. Semische [1]), haben darumb so grosse tagreisen thun mussen, daß underwegen nichts gepauts ist, dann kein dorf an der straßen mehr ist, haben wol ackerfelder gefunden, die mit susam und reiß besehet gewesen.

17. August. $8^1/_2$ St. 6 M. durch ein dorf alda am meisten Bulgari wohnen, **Wirowo** auf turkisch **Jokbwyelh** (W. Jockhwieck Pr.) genannt [2]) in ein bulgarisch und turkisch Dorf **Harmaly** [Charmanlü].

18. August. 7 St. 4 M. in einen ziemlich großen turkischen markt, **Mustafa Bascha** genannt, darum das ein Bascha die neue steinerne brucken uber das wasser Moritza gepaut hat, die Bulgari neuns Most, das ist ein brucken; ist von quaderten in 112 schritt lang und 23 schuh breit, hat auf beiden seiten von quaderten aufgesetzte glender wie die brucken zu prag, aber kein neben erhochten weg, hat 21 schwibbogen. Das Wasser ist breit grisig und weiß, aber nit sonderlich tief — auch noch etlich wenig tumulos gesehn.

(Bis hierher reicht nach der oben bei Nisch gemachten Bemerkung des Autors **Bulgarien** und er bekräftigt dies bei dir Rückkehr mit den Worten „von Trinapol secht sich Bulgaria an, redt man in allen Dorfern bulgarisch". Es ist daher hier die passendste Stelle, seine ebenfalls erst an verschiedenen Orten auf der Rückfahrt gemachten Beobachtungen über die Lebensweise, namentlich auch die Tracht dieses Volkes zusammenzustellen, wiewohl dieselben, verglichen mit den mehrfach noch ausführlicheren Beschreibungen anderer Zeitgenossen — ja bei der Stabilität derartiger Zustände im Orient, selbst im Vergleich zu den Schilderungen der jüngsten Zeit, — kaum viel Neues enthalten.)

(Philippopel.) Die weibspilder und sonderlich die jungfrauen flechten uber den ganzen kopf vil zopf durch einand, wie ein netz, haben gehenge in den ohren, umb den hals kettlein und schnurn, daran allerlei muscheln, plaue glasstein, messing fennig, etliche heublein von muschlen, wie man es auf die roßzeum macht umb und umb mit Nirnberger Raifpfennig und vom huetle herab ein schnur under das kinn auch von muschl. Die großen maid tragen gemeinlich leberfarb schlecht tuch, das zu Salonekh die Juden machen. Item kniehosen gefaltet oder gestreift wie ungerisch hosen, etliche haben wullen socken, etliche turkische ledern Sopka und darnach rote turkische Patschma, das sind niedere schuch, etlich tragen gar kein hosen, haben kein uberrock oder mantel, gehen allein also in ein weibsrock ohn furtuch, ihre hembder sind umb den halß an der brust und ermeln breit und von viel farben ausgenehet von geferbte wullenfaden, wie auch in Siebenburgen der prauch ist. — Die Weiber seind alle freundlich, wer frembder kombt, tragen sie alle zu und sprechen die leute an, das die Turkischen weiber nit thun, das sie so unfletig und zigeinerisch armselig sein, nichts arbeiten kunnen, allin die menner und die gefangenen verrichtens alles. Die Bulgari durfen kein guten rock antragen, gehn alle in grauen und weißen kotzen, haben auch kein schuh noch stifel, allein Paczschgar von rauhen ochsenheuten und kniesocken, ihr hut sein von weißem filz oder praunen schlechten tuch, — seind nicht so gar wie die Turken beschoren, haben hinden hinab lange harlocken, darbey man sie kennt, tregt keiner kein gewehr, allein große prugel, haben große beschwernuß von den Turken, mussen in 50, 100 meil wegs auf die robot gehen und noch darzu daheim alle steur und auflag geben, das sie billich alle erhungern sollten.

In Sophia habn die weiber ein andere tracht als die Pulgari von Trinapol aus, die maget zwar wie obgemeldt, die weiber haben auf dem haubt ein preite schussel wie ein krone gestalt unden am haubte enge und oben aufwerts erhochte und breit wie ein diefe schussel, umb und umb gespiegelt ding hangend, auf jeder seiten herabhangende zotten von vil farben und darunder ein langlet schmal leinen weiß tuchlein wie ein Stola geformiert.

Die Bulgari und andere windische nationen ziehn auf den dorfern schweine, darumb sie (die Turken) die Christen under andern scheltworten **domus**, das ist seu und **kepek**, das ist hund, heißen und ist doch kein unfletiger volk in der welt, die also seuisch und hundisch fressen auf der erden ohne tischtuch teller messer gabel, reißen und beißen wie die hund an den beinen, waschen maul und hand in der suppen, haben gar keine leffel und ihre speiß ist auch nur Czorba mit voller hand aus der schussel oder sautrog — also lustig sind auch fast die Ungern, die auch die finger wol in einer speiß waschen und wenn man ihrer spott, durfen sie sagen auf ihr sprach: **job atz en ktenu botzi keschnal**, das ist: meine negel seind besser als ein Wiener messer.

[Rumelien oder Thracien.]

19. August. $6^1/_2$ St. 3 M. (R. $3^1/_2$) gen **Adrianopolis**, heißt man jetzund **Trinapol** [1]), underwegens etliche gepflasterte alte romische weg und kurze steinbrucken von einen und zweien schwibbogen uber graben und lachen gepaut, — haben auch viel alte romische tumulos gesehn — und auf der rechten seiten das wasser Moritza. Es ist ein eben land und ein schone lustige gegend, als weit man sehen hat mugen und hat bis zu der statt ein schön lustig weingepurge.

Die statt liegt von einer seiten in der hoche wie auf einen breiten riegel, wie ungefehrlich Ofen, ist zum theil innen uneben, hat eine hoche maur und kein graben darfur, etlich thurn von zieglen, ist noch ein solch + auf zwein davon gestanden und als lang wir darneben gefahren sein, ist zur halben maur eine kriechische schrift von geprennten zieglen, seind ziemliche große buchstaben. Des Kaisers schloß liegt innerhalb des wassers Moritza zwischen baumen

Eisenbahn ersetzt) über Papasli, sondern geradliniger und um etwa sieben Kilometer südlicher gegangen sein, wo sich **Kunusch** als Ort zum ersten Mal in der neuen russischen Aufnahme findet, während es in der Wiener Karte noch fehlt und in Nusret Pascha's türkischer Karte nur als Distrikt- (Nahien-) Name zu finden ist.

[1]) Ebenso Gerlach 1578 und Driesch 1720, die erste Form ist Schreibfehler; der richtige Name nach Nusret-Pascha's Karte **Semisdsche**; **Semiehtsche** durch Stichfehler in der neuen russischen Karte, die sonst neben oder statt der türkischen Benennungen regelmäßig die bulgarischen giebt, so daß der von Dernschwam bewahrte bulgarische Name jetzt wohl verschollen ist.

[2]) Richtiger in der russ. Karte Junus-Böjük, 7 km N von der über Uzundschowa führenden Heerstraße. Wirobo auch bei Schweigger.

[1]) Sonst nirgend bezeugte Form, da die Griechen den antiken Namen nicht verändert haben, den die Bulgaren Odrin, die Türken Edirne (Endrene schon bei Busbeck) aussprechen; an eine Beeinflussung durch die bekannte französische Verunstaltung Andrinople ist wohl bei unserm guten Deutschen nicht zu denken.

wie in einem wald, also das man allein ein thurn sehen mag, dahin niemands hinzugehn darf, verhueten die janitzarischen paurnknecht als ein heilthumb.

Von fernen haben wir vil metzith und kirchen gesehn, aber nit zehlen mugen, seind alle mit pley gedeckt und auf ihr art von vil runden dechern und engen fenster in der hoche und bei jeder ein hoch steiners thurnle oben mit einem kranz, darin man wie in einer ausladung umb und umb gehen mag, darzu man in einer schnecken hinauf geht. Nemlich ihr der Turken hostia [Chodscha] oder pfaff viermal des tags auf alle seiten schreit, wie die pflugamscheln pflegen, haben sonst kein ander gesang noch musica.

In der Saray zu Trinapol sollen in 700 knaben sein von Christen und von allen Orten, die man da lest die sprach [nämlich die türkische], glauben, schreiben lesen und allerlei ritterspil lernen, und wann ihn der bart beginnt zu wachsen, so thuet man ihn heraus und praucht ihn warzu er tauglich macht, in des Kaysers besoldung, daraus werden Spay, Czaussen, Beken und Baschen [1]). Also hat der Kayser auch zu den maidlen eigen Saray fur sein frauenzimmer. Solche sehen jar und tag nichts andrs als die maur und himmel und wenn sie herauß genommn werden, sollen sie bescheidter sein als andere und wie man sieht seind es grobe esel und narren, die nicht mehr kunnen als ihr Ceremony und puchen, stellen sich ernstlich und hypocritisch an, wie die barfußer auch, und wenn sie sollten mit erbarn leuten am tisch essen, haben sie kein mores, nicht anders wie die seu, und also leben auch die Baschen selbs.

20. August. 5 St. 3 M. in ein turkisch dorf Hausa [Chawsa].

21. August. 10 St. 5 M. in ein turkisch dorf Piri-Bascha-goy [2]). Das Land von Trinapol alles sandig gewest und ein hubel nach dem anderen, kein recht fliessend wasser noch bachlein sondern gegrabene prunnen, alles veroedt land, hat keine welder noch holzwerk.

22. August. 10 St. 6 — 7 M. underwegs mehr alte romische geschutte hubel gesehn — in ein turkisch mark, soll der kayserin sein, darin ist ein steinen haus von einem gaden, darbei eine große metzith, auch ein schon bad, alles mit pley gedeckt — auf der einen seiten wohnen Turken und auf der anderen Kriechen [3]).

23. August. 8 St. 5 gute M. gen Selimbria [Siliwri], die statt ist wie auf einer leiter hinauf gepaut bis auf ein klein bergle, darnnter das meer auf der rechten seiten, die stattmauer von zieglen mit zinnen und mehr

[1]) Spahi, Lehnsreiter (persisches Wort), tschausch, Büttel (in der jetzigen Sprache Unterofficier), beg, „Fürst“, Titel höherer Beamten und Landbesitzer, pascha ist bekannt.

[2]) D. h. Dorf (Kjöi) des Piri-pascha, eines der vielen eingegangenen, da sich in keiner anderen Nachricht oder Karte eine Spur davon findet; es muß den Distanzen nach in der Nähe des sogleich zu nennenden Bergas gelegen haben.

[3]) Den angegebenen Entfernungen nach das Städtchen Tschorlu, bestätigt durch die Erwähnung von Chiurti bei Busbeck.

thurn, halb herauswerts und hineinwerts gepaut scheint ein alt ding sein, gar zerschossen und zerbrochen, — hat in drei metzith. Guten wein haben wir in der oberen statt bei den Kriechen gefunden, 3 wiener seidl umb 1 asper [$1^1/_2$ Kreuzer].

(Diese letzten vier Tagereisen wurden bei der Rückreise, obwohl ebenfalls in der heißen Jahreszeit, in drei zusammengezogen, wie folgt: 5. Juli von Selimbria 11 St. 10 bis 12 M. in das Dorf Karistran [10 d. Meilen richtiges Maß]; 6. Juli 9 St. 10 große M. durch ein zerschleifte mark Burgas [1]) sieht man noch thor und maurn, hat ein fließend wasserlein [2]) gegen Babesky, alda zwo turkische metzith, aus einer kriechischen alten kirchen die auf antiquitetisch gepaut, haben die Turken die fenster vermanert und ein turkischen metzith gemacht. — 7. Juli 13 St. 8 M. von Babesky durch Hausa bis Trinapol.)

24. August. 11 St. 6 M. von Selimbria in ein turkischen mark genannt Czekmese, hin und wieder alte römische gepflasterte weg gefunden die jetz zergangen sind und nit unterhalten, durch ein alten zerschleiften mark gefaren [3]) alda am end im hinausziehn auf der linken hand ein alte zerbrochene kirchen von quadraten, darin noch leut wohnen; — ein weitlaufige landschaft, auf der einen seiten das meer, auf der anderen alles haiden, oedt land, — und uber eine lange verneute prucken, so uber ein kleinen seichten arm des meeres gehet, so von der rechten hand hinein laufet bis under den mark, der auf ein berg liegt in der hoche wie Ofen.

25. August. 5 St. 2 M. bis gen Constantinopel.

(Ausführlicher auf der Rückreise: 3. Juli von Const. 5 — 6 M. durch Kutzul-Czekhmedi [Kütschük-Tschekmedsche „kleine Zugbrücke“] alda wir am hineinfahrn uber nacht gelegen, bis gen Biugkh [Böjük]-Czekmesi, das ist zu der großen oder langen brucken uber ein arm des meeres, in der mitten hat sie etlich hohe schwibbogen, darnach von holz in 160 schritt [4]) darnach wieder von steinen — wo jetz der Turken begrebnus darauf vil runder marmelsteinen seulen von alten gepauen, under andern gar ein hoche columna. — alda seind viel Kriechen, haben eine kirche. — 4. Juli 4 M. nach Selimbria.)

[1]) Gewöhnlich zum Unterschiede von mehreren gleichnamigen Lüle-Bergas „Pfeifenkopf-Burgas“ genannt, weil die Lager vorzüglichen Thones dieser Gegend zu jener beliebten Industrie ausgenutzt wurden, die gegenwärtig durch den allgemeinen Gebrauch der Cigaretten, — selbst seitens der Bauern — so gut wie untergegangen ist.

[2]) Nur scheinbarer Widerspruch gegen die am 21. August bemerkte Wasserlosigkeit, da die Rückreise 6 bis 7 Wochen früher vor die große Sommerhitze fiel, welche allerdings in dieser Gegend alle Bäche trocken legt.

[3]) Kann der Oertlichkeit nach kaum verschieden sein von dem auffallender Weise mit Stillschweigen über die zweite Brücke erst bei der Rückreise genannten Böjük-Tschekmedsche.

[4]) Selbstverständlich türkische Nothbrücke zur Ausfüllung eines zerstörten Theiles der antiken Steinbrücke.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Lande der Golden.

Von Gymnasiallehrer Otto Genest.

III.

Ich komme zum Schlusse auf die religiösen Ideen der Golden und das, was mit denselben in naher Verbindung steht. Wie alle Ureinwohner Sibiriens sind auch die Golden außerordentlich abergläubisch. Sie sind z. B. der Meinung, daß unfehlbar die Zobel ihr Jagdgebiet verlassen werden, wenn Jemand ein brennendes Scheit von ihrem Herde wegnimmt, um es auf einen andern zu übertragen, oder wenn sich Jemand an dem geheiligten Herdfeuer

die Pfeife anzündet [1]). Dieselbe Folge und noch mancherlei andere Unfälle zieht nach ihrer Meinung auch die Oeffnung eines Vorrathshauses nach sich, so lange die Leiche eines Verstorbenen noch über der Erde liegt; es stockt daher nach Eintritt eines Todesfalles mindestens auf drei Tage jeder Handel. Und dieser Aberglaube erstreckt sich mit seinen üblen Folgen nicht bloß auf das Heimathsdorf des Verstorbenen, sondern so weit wie die Kunde von dem Todesfalle dringt [2]). So war Jakobsen in der Umgegend von Malmüskoje — ungefähr unter dem 50. Parallelkreise am rechten Ufer des Amur gelegen — im Februar 1885 völlig außer Stande, die Bewohner irgend eines Dorfes zum Verkaufe ihrer Habe zu bewegen, weil in dem nahe gelegenen Orte Bolon am Tage vorher eine Frau gestorben war. Weiterhin erhält nach ihrer Ansicht durch den Kauf eines Kleidungsstückes der Käufer Macht über den früheren Eigenthümer desselben. Deshalb weigerte sich ein Schamane in der Gegend von Troizkoje auf das Entschiedenste, dem Reisenden einige Stücke seines Anzuges zu verkaufen; er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, sagte er, als Jakobsen mit der Ueberlassung seines Eigenthums Macht über sich einräumen. Auch ein anderer Golde schnitt wenigstens von einem Gürtel, den er dem Reisenden nach langem Feilschen überließ, ein Stück ab, damit, wie er sagte, ihm der Fremde nicht schaden könnte. Auch an die Steinwaffen, welche am Ussuri und am Amur auf der Strecke zwischen Chabarowka und Tyr — ungefähr unter dem 53. Parallelkreise am rechten Ufer des Stromes gelegen — in Massen zu finden sind [3]), knüpft sich der Aberglaube der Golden. Sie werden von den Männern als Talisman mitgenommen, wenn sie mit Beginn des Winters auf die Zobeljagd ausziehen; mit einem derartigen Steine bestrich eine Frau am Gorin das Euter ihrer Kuh, welche in nächster Zeit kalben sollte, um einen desto reichlicheren Milchertrag hervorzubringen; durch den Staub endlich, welchen sie von diesen Steinen abschaben, glauben sie mit Sicherheit Krankheiten heilen zu können [1]). Daher sind sie nur selten und mit Aufwendung großer Anstrengungen und Kosten zur Veräußerung dieser Steine, welche sie mit dem Namen „Blitzsteine" bezeichnen, zu bewegen. Aehnliche Heilkraft schreiben die Golden auch einer Reihe von Gegenständen zu, welche sie als Amulete tragen oder als Weihgeschenke aufhängen; doch empfiehlt es sich, von diesen erst später zu sprechen. Charakteristisch ist es noch, daß die Golden den Namen des Tigers nicht auszusprechen wagen, weil sie fürchten, ihn dadurch herbeizurufen und seine Opfer zu werden, eine Thatsache, welche lebhaft an die in Peschel's Völkerkunde, S. 244, erwähnten erinnert.

In religiöser Beziehung sind die Golden Anhänger des Schamanismus, dessen Grundgedanken übrigens auch der geringe Bruchtheil von ihnen, welcher sich wenigstens dem Namen nach zum Christenthum bekennt, noch immer beibehalten hat. Die Schamanen nehmen unter ihnen eine außerordentlich angesehene Stellung ein. Ihre Verletzung wird als ein der Gesammtheit angethanes Unrecht empfunden (vergl. vorige Spalte, Anm. 2) und, wenn möglich, gerächt; ihre Errettung aus Gefahr ist ein Grund zur allgemeinen Freude. So fand Jakobsen, als er im September 1884 den Amur abwärts fuhr, das Dorf Tscholtschioi, welches etwas oberhalb der Mündung des Chungar in den Amur liegt, in voller Lust, weil der dort wohnhafte Schamane von einer schweren Krankheit genesen war. Der Reconvalescent selbst zog in feierlichem Schritt durch die Dorfstraße, um sich seinen getreuen Schutzbefohlenen zu zeigen; in seinem Gefolge aber befand sich die gesammte Dorfjugend, die ihrer Freude durch Singen und Tanzen Ausdruck gab und in deren Mitte zu Ehren des Genesenen eine Fahne geschwenkt wurde. Uebrigens erwiesen sich die Vertreter des Schamanenstandes, welche Jakobsen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, im Allgemeinen als ganz liebenswürdige Leute, welche aus ihren religiösen Ideen und Gebräuchen kein großes Geheimniß machten.

Es giebt bei den Golden zwei Klassen von Schamanen, die großen und die kleinen. Die letzteren dienen entweder ihren mächtigeren Amtsgenossen als Gehilfen bei ihren religiösen Verrichtungen oder sie üben die ärztliche Thätigkeit aus. Bei den Golden nämlich herrscht wie bei allen dem Schamanismus ergebenen Völkern der Glaube, daß alle Uebel im Allgemeinen und alle Krankheiten im Besonderen Wirkungen böser Geister sind, die nur dann beseitigt werden können, wenn es gelingt, den Urheber derselben durch einen noch stärkeren Geist zu überwinden und machtlos zu machen. Macht über die Geister aber besitzen nur die Schamanen, und zwar dadurch, daß ihnen die Kräfte ihrer verstorbenen Vorgänger zu Gebote stehen; eine Meinung, die nur dann rechten Sinn hat,

---

[1]) Als Jakobsen am Gorin war und in einem dortigen Hause, in dem er übrigens von den allein anwesenden Frauen recht freundlich aufgenommen worden war, den Versuch machte, seine Pfeife an der Lampe anzuzünden, wurde ihm auch dies verboten, mit der Motivirung, daß die Einwohner eines Dorfes, in welchem ein derartiger Frevel verübt werde, verdammt seien, im Jenseits die Lampen zu putzen, eine Thätigkeit, die bei den Golden als eine besonders niedrige und unangenehme gilt.

[2]) Es verdient Beachtung, daß die Golden ähnlich wie andere unkultivirte Völker sich gegenseitig auf weitere Entfernungen hin von merkwürdigen Ereignissen benachrichtigen. So wurde Jakobsen, als er im Februar 1885 in der Gegend von Troizkoje sich ein Schamanenkostüm mit Gewalt angeeignet hatte, am nächsten Tage in ziemlich weit entfernten Orten mit der größten Feindseligkeit aufgenommen, ja seinen Dolmetscher Iwan wollten die aufgeregten Golden sogar tödten, weil er nach ihrer Meinung dem Fremden die heiligen Kleider in die Hände gespielt hatte. So schnell hatte sich die Nachricht von Jakobsen's Verfahren in der Umgegend verbreitet. Noch ein anderes Beispiel von der verhältnißmäßig schnellen und weiten Fortpflanzung von Nachrichten in diesen Gegenden. Als Jakobsen Anfang Oktober 1884 auf der Fahrt von Nikolajewsk nach Sachalin in der de Castries-Bai anlegte, wurde ihm dort von einem deutschen Kaufmanne mitgetheilt, daß vom Amur aus das Gerücht nach Alexandrowsk gedrungen sei, drei fremde Menschen führen in einem Boote den Strom hinab, hin und wieder stiegen sie an Land, erschlügen die Golden und Giljaken, welche sie träfen, und salzten deren Fleisch in große Kisten ein, welche sie mit sich führten, um es dann späterhin zu essen. Wie man sieht, gebricht es den Golden und ihren Nachbaren nicht an Phantasie in der Erfindung von Schauergeschichten. Daraus nun, daß Jakobsen schon am Amur in den von ihm besuchten Dörfern ähnliche Andeutungen über seine und seiner Gefährten Absichten gehört hatte, durfte er mit Recht schließen, daß das ihm mitgetheilte Gerücht sich auf ihn bezog und seiner doch ziemlich beschleunigten Ankunft in jener Gegend noch vorausgeeilt war.

[3]) Am Gorin existirten, so viel Jakobsen erfahren konnte, diese Reste der Steinzeit nicht. Ob die Bemerkung des Reisenden, daß die Fundorte dieser Steinwaffen ebenso weit reichen, wie die Fanggebiete des Rothlachses, den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, vermag ich nicht festzustellen, da es mir an jeglichem Material mangelt, die Angabe zu kontroliren. Uebrigens wüßte ich, die Richtigkeit von Jakobsen's Bemerkung zugegeben, für den Causalnexus dieser Verhältnisse keine Erklärung, es sei denn, daß die Ufer der Amurzuflüsse, welche vom Rothlachs nicht aufgesucht werden, ehemals unbewohnt gewesen wären, wie ja auch v. Middendorf das Thal der Bureja unbewohnt fand, obgleich derselbe durch seine Natur der Bewohnbarkeit keine Hindernisse in den Weg legt.

[1]) Dieselbe Ansicht theilen auch die unter den Golden wohnenden Russen im Allgemeinen, und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß hier der Einfluß der Unterthanen über die Herren Macht gewonnen hat, ebenso wie das Jakobsen bei den im Burjatengebiete wohnhaften Russen fand. Vergl. Nr. 1 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift, S. 15.

wenn die Schamanen eine geschlossene Kaste bilden oder ihre Geheimnisse in bestimmten Familien erblich sind[1]). Wird ein Schamane zu einem Kranken gerufen, so wendet er die seltsamsten Mittel an, um die Heilung desselben zu vollbringen. Entweder er sucht durch Tanzen, Singen, Trommeln und die Verursachung anderen lauten Geräusches den bösen Geist dahin zu bringen, daß er sein Opfer verläßt, und er ist in diesem Falle oft freundlich genug gegen den Vertriebenen, ihm einige Holzpuppen zur Verfügung zu stellen, in welche er fahren darf, um an ihnen seine weiteren Künste zu üben. Oder er saugt an den kranken Stellen des Körpers eine Zeit lang und speit dann irgend einen im Munde verborgen gehaltenen Gegenstand, wie einen Stein oder ein Stückchen Eisen und ähnliches, aus, indem er behauptet, daß diese Dinge in den Körper des Patienten hineingezaubert worden wären und ihm die Schmerzen verursacht hätten. Oder er übergiebt dem Kranken beziehungsweise dessen Angehörigen förmliche Recepte, durch deren Gebrauch sie geheilt werden sollen. Diese Recepte sind höchst eigenthümlich. Sie bestehen aus grauweißem, chinesischem Papier und sind bedeckt mit einer Menge in groben Umrissen, aber doch ganz gut erkennbar gezeichneter Figuren, unter denen Tiger, Panther, Bären, Fische und andere Thiere besonders häufig erscheinen. Nach diesen übrigens von den Schamanen selbst gefertigten Recepten haben nun die Hilfesuchenden diejenigen Figuren in Holz auszuschnitzen, welche ihnen der Arzt bezeichnet, und sie dann entweder als Amulete an den kranken Körpertheil zu befestigen oder aber als Weihgeschenke den betreffenden bösen Geistern darzubringen, von welchen sie gequält zu werden glauben. So begegnen wir den Bildern von Tigern, Panthern, Wölfen und Schweinen, welche gegen Unterleibsbeschwerden helfen sollen; so heilt ein Bär, welcher in ein menschliches Herz beißt, oder ein Vogel, der ein solches Herz an seinem Schwanze trägt, Brustschmerzen und Halskrankheiten[2]), so beseitigt eine menschliche Figur, welche mehrere nicht näher zu bestimmende Thiere an einer Leine hält, Krankheiten oder Schmerzen, die den ganzen Körper belästigen. Auch die Abbildungen von Körpertheilen erscheinen als Amulete, um zur Heilung von Krankheiten zu dienen. So wird ein menschlicher Kopf ohne Hals als Heilmittel gegen Kopfschmerz und Nasenbluten verwendet; Holzarme, sowie Hände und Füße aus demselben Material mit und ohne Gelenke[3]) dienen zur Beseitigung der Schmerzen in den genannten Gliedern; gegen Beschwerden in den Schulterknochen sucht man Hilfe bei kleinen geflügelten Menschenbildern, die mit Zeug umwickelt sind, während gegen solche in den Knien auch wohl kleine Schuhe aus Papier oder Fischhaut im Gebrauche sind. Neben allen diesen Medikamenten gegen Gebrechen der Extremitäten fand Jakobsen, allerdings nur selten, eiserne Ringe, welche wie die meisten der vorgenannten Amulete an den kranken Körpertheilen befestigt und für besonders heilkräftig gehalten werden. Für kreisende Frauen und Wöchnerinnen wird aus Wurzeln

[1]) Ob einer von beiden Fällen bei den Golden eintritt, ist mir aus Jakobsen's Bericht und aus anderweitigen mir zugänglichen Mittheilungen von Reisenden nicht bekannt geworden, doch darf ich wohl in dem, was W. Radloff in seiner Abhandlung: Das Schamanenthum u. s. w., Leipzig 1885, S. 16 sagt, eine Bestätigung meiner Meinung sehen.

[2]) Diese Amulete pflegen mit noch einigen anderen vereint von den Kranken an einem Kopfringe getragen zu werden, wie dieselben auch bei den Ainos auf Sachalin im Gebrauche sind.

[3]) Die Gelenke befinden sich bei diesen Holzgliedern nur an denjenigen Stellen, wo der Kranke den Schmerz fühlt, also etwa am Ellenbogen, am Handgelenke oder in einem oder mehreren Fingern. Bei rheumatischen oder gichtischen Schmerzen, die den ganzen Arm durchziehen, finden sie sich an den genannten Stellen und an allen Fingern.

ein Trank gekocht, der ihre Schmerzen lindern soll, oder man stellt in der Zeit der Geburtswehen an ihrem Lager ein hölzernes Frauenbild mit stark aufgetriebenem Unterleibe als Schutzgeist auf[1]). Das eigenthümlichste unter allen diesen Heilmitteln aber ist dasjenige, welches gegen Augenkrankheiten angewendet wird. Ueber einem dünnen, etwa 25 cm langen Stäbchen erhebt sich ein zweites in Bogenform. Beide sind mit grauen Papierstreifen umwickelt, und mit dem gleichen Papier ist auch das Segment zwischen ihnen ausgefüllt. Auf diesem papiernen Hintergrunde heben sich zwei ganz roh geschnitzte, wie es scheint, menschliche Gestalten ab, die in den unteren Stab eingelassen sind. Dieses Bildwerk, welches übrigens auch bei den Verwandten der Golden, den Orokos auf Sachalin, üblich ist, wird in der Ambara aufgehängt, ähnlich wie man in meiner altmärkischen Heimath die bei den sogenannten Sympathiekuren gebrauchten Hilfsmittel wohl in dem Schornstein des Hauses zu verbergen pflegt.

Für den Fall, daß die bisher erörterten Heilmethoden ihre Wirkung verfehlen, steht dem Schamanen noch eine andere zu Gebote. Er läßt durch einen seiner ihm untergebenen Geister den Teufel, welcher die Krankheit erzeugt haben soll, herbeiholen und vernichtet ihn dann. Das geschieht natürlich am radikalsten dadurch, daß er ihn tödtet[2]). Eine solche Heilung erlebte der Reisende selbst in dem oben schon genannten Dorfe Chungar im September 1884. Als er das Dorf am Abend durchschritt, fiel plötzlich in einer Hütte derselben ein Schuß, und er erfuhr auf seine Erkundigung hin, daß dort eine todtkranke Frau liege, bei welcher sich ein Schamane befinde. Dieser hatte, als alle anderen von ihm angewandten Heilmittel unwirksam geblieben waren, dem Manne der Kranken befohlen, den bösen Geist, welcher die Krankheit erzeugt haben und in einer Ecke der Hütte sitzen sollte, zu erschießen. Der Mann hatte diesen Befehl wirklich erfüllt; ob das Mittel aber von Erfolg gewesen ist, konnte Jakobsen leider nicht mehr feststellen, da er schon am nächsten Tage in aller Frühe wieder aufbrechen mußte. Wenn übrigens auch dieses letzte Mittel der Schamanen unwirksam bleibt, so geben sie den Kranken auf, indem sie sich und andere damit trösten, daß die Gottheit das Verderben des betreffenden Menschen unabänderlich beschlossen habe. Zur Herbeischaffung der bösen Geister dienen dem Schamanen besondere Götzenbilder, die man vielleicht am besten als Schamanengötzen bezeichnet. Sie erscheinen bisweilen als Thiergestalten, z. B. als Bären, meist aber stellen sie Menschen dar. Wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, sieht der Schamane in diesen Bildern die Geister seiner verstorbenen Amtsvorgänger, und vielleicht aus Achtung vor ihrer Würde stattet er sie etwas besser aus, als die gewöhnlich in den Häusern der Golden befindlichen Idole. Zwar die Schnitzerei ist nicht vollendeter als diejenige der anderen Götzenbilder, dagegen werden die Augen durch Kupfernägel oder blaue Glasperlen gebildet und der Rumpf mit einem Fellkleide überzogen. Von einem solchen Götzen, den Jakobsen im Ussurigebiete nur mit großer Mühe erlangen konnte, behauptete sein Besitzer, daß er selbst bei den bedenklichsten Krankheitsfällen, wo alle übrigen Götzen machtlos geblieben wären, noch zu helfen im Stande sei, indem er ihm, dem Schamanen, immer neue Rathschläge ins Ohr flüstere.

[1]) Dieselbe Bedeutung hat wahrscheinlich auch ein anderes hölzernes Frauenbild, auf dessen Vorderseite in der Bauchgegend ein Reliefbild angebracht ist, welches einen kleinen Menschen darstellen soll.

[2]) Vergl. des Verfassers Aufsatz in Nr. 1 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift, S. 14.

Bekleidet sind die kleinen Schamanen bei den Krankenheilungen mit den gewöhnlichen Anzügen der Golden, doch tragen sie einen Gürtel, von welchem nach hinten eine Menge von eisernen Glocken herabhängen. Außerdem führen sie die übliche Schamanentrommel und den dazu gehörigen Schlägel, welcher letztere flach und mit Fell umwickelt ist, damit der durch ihn erzeugte Ton möglichst dumpf klingt. Die Trommel ist ellipsenförmig gestaltet, so daß ihr größerer Durchmesser ungefähr 75 cm beträgt, und hat einen nur sehr schmalen Holzrand. Die Eisenstäbe oder Götzenbilder an der inneren Seite, wie sie bei den Burjaten und altaischen Bergkalmüken üblich sind[1]) und als Handhabe des Instrumentes dienen, fehlen hier und sind durch ein paar sich kreuzende Bindfaden ersetzt. In dem Gebrauche dieser Trommel besitzen die goldischen Schamanen eine gewisse Virtuosität, welche Jakobsen in Troitzkoje zu beobachten Gelegenheit fand. Er hatte nämlich einem in der Nähe dieses Ortes wohnhaften Oberschamanen, dessen Haus er in dessen Abwesenheit besucht hatte, seine sämmtlichen Utensilien weggenommen und der über diesen Frevel entsetzten Frau des Zauberkünstlers einen namhaften Betrag Geldes und den Befehl zurückgelassen, daß sie ihren Mann nach seiner Rückkehr zu ihm schicken sollte, damit derselbe in aller Form sein Eigenthum an den Reisenden abtrete. In der That kam derselbe auch am nächsten Tage nach Troitzkoje und brachte zwei seiner Untergebenen mit, wie es schien, um durch Aufbietung dieser Truppenmacht den Reisenden zur Herausgabe seiner Werkzeuge zu zwingen, was allerdings nicht gelang. In Folge dessen machten die drei Heiligen gute Miene zum bösen Spiele, besonders nachdem sie mit Branntwein reichlich bewirthet waren, und zeigten Jakobsen sogar noch ihre Künste. Bei dieser Gelegenheit also bewies einer der anwesenden kleinen Schamanen seine Virtuosität im Gebrauche der Trommel. Er schlug das Instrument bald leise, bald laut; bald nur mit dem Schlägel, bald auch mit den Fingern der linken Hand, mit welchen er den Bindfaden an der inneren Seite hielt, so daß es klang, als ob er zwei Instrumente zu gleicher Zeit bearbeite. Weiterhin machte er ein Kunststück, das auch bei unseren Trommlern sehr beliebt ist, indem er von der Mitte des Trommelfelles aus mit dem Schlägel immer näher an den Rand heranrückte, so daß der Ton immer leiser wurde und man zuletzt den Eindruck hatte, als ob in weiter Ferne getrommelt werde. Während dieser ganzen Kunstleistung sang der Schamane fortwährend improvisirte Worte vor sich hin oder richtete dieselben auch an den einen oder anderen aus der ihn umgebenden Gesellschaft. Er vermochte letzteres dadurch, daß er die Trommel ganz dicht an seinen Mund hielt und die Kante derselben nach der Person hinrichtete, welche er anreden wollte. Indem sich nun der Ton an der Trommel fortpflanzte, verstand der Angeredete die Worte des Schamanen, während die hinter dem Rücken des Sprechenden befindlichen nur ein undeutliches Gemurmel vernahmen. Auf diese Weise ließ auch der Schamane seinen Aerger an dem mit anwesenden russischen Pfarrer von Troitzkoje aus, welcher, wie oben mitgetheilt, sich bei den heidnischen Golden der Umgegend dadurch sehr mißliebig gemacht hatte, daß auf seine Anregung Goldenkinder in die russische Schule gesteckt waren, um christlich erzogen zu werden. Bei den in Folge dessen ausgebrochenen Unruhen hatten die aus Chabarowka herbeigerufenen Soldaten auf einem Streifzuge dem Schamanen neben anderen Dingen auch seine Trommel entführt, und es war ihm erst vor Kurzem gelungen, eine neue an Stelle der verlorenen sich zu verschaffen. Diese Verhältnisse machte er zum Inhalt eines Schmähgesanges, in welchem er den Priester verspottete, weil er ihn nicht habe hindern können, eine neue und vor Allem eine viel bessere Trommel zu erwerben, als seine frühere gewesen wäre[1]). Auch einen Tanz führte der Schamane bei diesem Besuche dem Reisenden vor, wie er ihn bei den Krankenheilungen zu executiren pflegt. Derselbe besteht zunächst in einem Drehen des Unterkörpers nach rechts und links, in Folge dessen die von dem Gürtel nach hinten hinabhängenden Glocken ertönen, dann erfolgt ein Wiegen des Oberkörpers in den Hüften, während die Beine in schnellem Wechsel über einander geschlagen werden, endlich aber wird daraus ein langsames Hüpfen um den inneren Rand der Hütte herum von rechts nach links. Da alle diese Bewegungen von dem Trommelschlage und dem Gesange des Schamanen begleitet werden, so kann man sich denken, daß durch diese Handlung ein ziemlich großer Lärm verursacht wird; dagegen hatte Jakobsen bei dieser Vorstellung nicht die beängstigende Empfindung, welche ihm der Tanz des burjatischen Schamanen[2]) verursacht hatte.

[1]) a. a. O. S. 14.

[1]) Es ist bemerkenswerth, daß die Sitte, den Gegner durch Gesang zu verhöhnen, auch bei den Eskimos, besonders bei den grönländischen, von dem Reisenden mehrfach beobachtet wurde. Auch hier kam die Trommel dabei zur Anwendung und auch die Geberden der Eskimos waren denen des goldischen Schamanen sehr ähnlich; namentlich fiel dem Reisenden die Gleichheit der bald drohenden, bald neckenden Bewegungen, sowie das Sprühen und Blitzen der Augen bei beiden Völkern auf.

[2]) Vergl. des Verfassers Aufsatz in Nr. 1 des laufendes Bandes dieser Zeitschrift, S. 15.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf der in diesem Jahre in London abgehaltenen Imperial Conference sämmtlicher englischer Kolonien kam es in der Neu-Guinea-Frage zum Ausgleich zwischen Großbritannien und den australischen Kolonien. Die letzteren verpflichteten sich, vorläufig auf sieben Jahre, zu einem jährlichen Beitrage von 15 000 Pfd. St. zu den Verwaltungskosten, und England übernimmt von dem Augenblicke an, wo dieser Vertrag vom Parlamente der Kolonie Queensland anerkannt ist, anstatt des bisherigen Protektorats die Souverainität über das Gebiet. Queensland garantirt unbeschränkt die ganze obige Summe und hat sich mit den anderen Kolonien wieder über deren Quotenzahlung zu einigen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

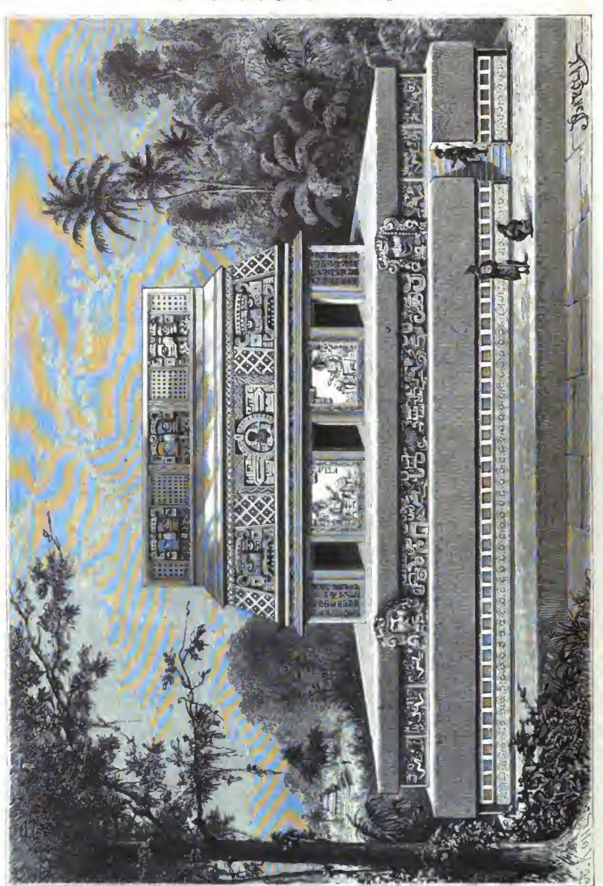
Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

II.

Bei Fortsetzung der Ausgrabungen fand Charnay Bruchstücke und Andeutungen genug, um mit Hilfe von Erzählungen einzelner Bewohner Izamals, welche jetzt verschwundene Theile noch gesehen hatten, eine Reconstruction des ganzen Bauwerkes unternehmen zu können, wie sie unsere erste Abbildung zeigt. Selbst die Farben, mit welchen die Stuckverzierungen der Wandflächen bemalt waren, hatten sich stellenweise erhalten; als sie unter der Einwirkung der Luft verschwanden, verfiel Charnay auf das Mittel, sie sofort zu erneuern und dann abzuphotographiren. Die Verzierung besteht aus rothen Palmen und Rosetten, sowie aus blauen geometrischen Einfassungen, Alles auf gelbem Grunde; genau dieselben Ornamente finden sich noch heutigen Tages in den besseren Häusern Izamals, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß sich diese Kunstübung ununterbrochen von der Zeit der Conquista bis heute fortgeerbt hat. Dieselben Muster und Farben finden sich auch noch bei den Kinderspielsachen, als welche dieselben Gegenstände, Vögel, Schildkröten, Männer, die zu Pfeifen eingerichtet sind, dienen, welche auch von den alten Mayas abgebildet worden sind. — An der Reconstruction des Tempels selbst ist nichts erfunden, nur Fehlendes nach Analogie wirklich erhaltener Ueberreste und Funde ergänzt; daß diese ganzen, mit feinpolirtem Kalkputz überzogenen Gebäude im grellsten Farbenschmucke prangten, das beweist außer den erhaltenen Spuren die gleiche Sitte bei den Aegyptern, Griechen und den Völkern des Orients, in deren von der strahlendsten Sonne beschienenen Ländern ein weiß abgeputztes oder aus weißem Marmor errichtetes Gebäude den Augen wehe thun würde. In Spanien, Portugal und Italien sieht man blau, roth oder gelb angestrichene Häuser, welche uns Nordländern fast undenkbar erscheinen möchten; es geschieht das aus ganz demselben Grunde, als wenn man bei Schnee oder auf Gletscherfahrten sich eine blaue oder rauchgraue Brille aufsetzt.

Das indianische Volk, welches jene Denkmäler hinterlassen hat, pflegte aber nicht nur die Architektur, sondern auch Litteratur, Geschichte und Dichtkunst. Die Chroniken berichten von Theatern, auf welchen die Eingeborenen selbst noch nach der Conquista Lustspiele aufführten; und ebenso wissen wir von Gedichten des Königs von Tezcoco, des großen Nezahualcoyotl, von Thierfabeln u. s. w. Daß solche Geisteserzeugnisse aufgeschrieben worden sind, scheint nicht wahrscheinlich. Die Figurenschrift der allbekannten mexikanischen und Maya Handschriften war dafür nicht geeignet; sie konnte wohl für Kalender dienen, um die Zeit der Feste und der religiösen Ceremonien zu fixiren, man konnte mit ihr die Erinnerung an einzelne Kriege und Eroberungen festhalten, Jagd und Fischfang schildern und über Naturerscheinungen, wie trockene und fruchtbare Jahre, Vulkanausbrüche, Kometen u. s. w. berichten, aber für Gedichte und Theaterstücke reichte sie nicht aus, ebenso wenig wie für die eigentliche fortlaufende Geschichtserzählung. Dafür trat die mündliche Ueberlieferung, das menschliche Gedächtniß ein; solche Traditionen mögen sich wortgetreu durch Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt haben. Erzählt man doch zum Beweise für die Zähigkeit, mit welcher sie festgehalten werden, daß Australier noch jetzt in einer von der ihrigen verschiedenen Sprache Gesänge und Legenden wiederholen können, die sie gar nicht verstehen.

Während die Arbeiten in Izamal ihren Fortgang nahmen, unternahm Charnay verschiedene Ausflüge in die



Charnay's Reconstruction des Tempels Kab-ul in Izamal

Umgebung, wo an Ruinen kein Mangel war; aber die Erzählungen derjenigen, welche dort Paläste, Statuen, Inschriften und dergleichen gesehen haben wollten, stellten sich stets als erlogen heraus. Pyramiden gab es genug, aber es waren stets nur Steinhaufen. Schon wollte er diese Streifereien als unnütz ganz aufgeben, als er über die 12 km nordöstlich von Izamal gelegenen Ruinen der alten Stadt Tecoch, die schon Landa als bedeutend bezeichnete, so eingehende Nachrichten erhielt, daß er in Gesellschaft des Präfekten sich zu Wagen auf einem entsetzlichen Wege dorthin begab. Ihr Führer brachte sie zu einer aguada, einer großen Bodensenkung, die wahrscheinlich früher ein durch Menschenhand umgestaltetes Cenote gewesen ist und der alten Stadt das Wasser lieferte. Dieselbe muß in der That unerschöpflich sein; denn damals enthielt sie nach drei voraufgegangenen Trockenjahren noch Wasser; leider ist das Becken mit Rohr und Wasserpflanzen überwachsen und der umgebende Kokospalmenwald hat durch Feuer und Heuschrecken, welche die Halbinsel Yucatan zu Grunde richten, sehr gelitten. Die Reste der Stadt liegen von dem Teiche 500 m nach Norden; aber Charnay's Enttäuschung war nicht gering, als er fand, daß irgend einer der ersten Conquistadoren das Material der einheimischen Bauwerke für seinen fürstlichen Landsitz verwendet hatte, und daß die großartigen Ruinen, von welchen ihm die Leute in Izamal gesprochen hatten, spanischen Ursprungs waren. Nur umfangreiche Nachgrabungen könnten wohl ältere Reste zu Tage fördern.

Das nächste Ziel des Reisenden war die Stadt Valladolid, die 90 km südöstlich von Izamal liegt, und die er auf der schon oft von ihm zurückgelegten Straße über Balantun, Tunkas, Citas, wo er übernachtete, und Uaïma erreichte. Letztgenannter Ort besitzt den schönsten, unter freiem Himmel liegenden Cenote in ganz Yucatan; kein zweiter ist so malerisch und so zierlich. Meist haben sie ein düsteres, trauriges Aussehen, sind schwarz, finster und erinnern nur zu sehr an die Menschenopfer, deren Schauplatz sie einst gewesen sind. Derjenige von Uaïma jedoch ist weit, offen, heiter, von prächtigem Grün, von Schlingpflanzen und Blumen umgeben und von Vögeln



Eine Vorstadt von Valladolid. (Nach einer Photographie.)

belebt; man möchte es kaum für möglich halten, daß die Eingeborenen an solcher Stelle so schauerliche Feste veranstalteten. Er liegt wenige Schritte von der Straße und dicht bei der Kirche, in deren Schatten die Maulthiere ausruhten, während Charnay den See photographisch aufnahm. Zur Linken, wenn man an ihn herantritt, ist durch einen Felssturz neueren Datums eine schneeweiße, gewaltige Höhle entstanden. An Seilen mußte sich Charnay an der über 20 m hohen, in riesige Stufen getheilten Felswand zum Wasserspiegel hinablassen, um den Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus unser drittes Bild das interessante Gewässer zeigt.

Als Charnay zu seinem Wagen zurückkehrte, bemerkte er erst eine große Aufregung unter den Bewohnern des Dorfes und sah vielfach Schildwachen und Soldaten; es stellte sich heraus, daß die Indianer nach zehnjähriger Ruhe den Vernichtungskrieg wieder aufgenommen und das civilisirte Gebiet angegriffen hatten. Ihre erste That bestand darin, daß sie den 11 km südöstlich von Valladolid gelegenen kleinen Ort Tixualahtun überfielen, die Häuser in Brand steckten und die Bewohner niedermetzelten. Der Reisende überlegte schon, ob er seine Fahrt fortsetzen oder lieber umkehren sollte, als er den ihm bereits bekannten Obersten Traconis, Kommandanten der östlichen Indianergrenze und einen in Indianerkämpfen vielerfahrenen Mann, traf; dieser redete ihm zu, seine Reise fortzusetzen, da er an keinen größeren Krieg, sondern höchstens an ein paar Scharmützel glaubte und Charnay versprach, selbst ihn nach seinem letzten Ziele, den 55 km östlich von Valladolid gelegenen Ruinen von Koba zu geleiten. So setzten beide zusammen am nächsten Morgen die Fahrt fort und trafen gegen 3 Uhr Nachmittags in Valladolid ein.

Diese Stadt, von ihren Einwohnern bescheidener Weise „Sultana del Oriente“ genannt, wurde bald nach Merida an der Stelle des alten Zaqui gegründet und blühte rasch auf; ihre Bevölkerung kam derjenigen von Merida gleich, sie besaß schöne Häuser, weite Gärten, eine große Kathedrale, prächtige Klöster und ausgedehnte Vorstädte und war von einem Kranze reicher Hacienden umgeben. Aber der Indianeraufstand vom Jahre 1848 hat diese ganze Blüthe vernichtet, wie er die ganze Halbinsel an den Rand des Abgrundes gebracht und ihr zwei Drittel ihrer Bevölkerung



Cenote von Uaïma. (Nach einer Photographie.)

geraubt hat. Die Unterjochung und schreckliche Bedrückung der Eingeborenen trägt die Hauptschuld an jenen unaufhörlichen Kämpfen; aber wären die Spanier auch nicht so grausam und die Maya nicht so bedrückt gewesen, zum Kriege wäre es über kurz oder lang doch gekommen. Von der Conquista an haben die Indianer durch drei Jahrhunderte hindurch sich das heiße Verlangen nach Unabhängigkeit und den Durst nach Rache bewahrt; ein Cocom war es, der das erste Zeichen zum Aufstande gab, ein Abkömmling jenes königlichen Geschlechtes, von welchem die Spanier schon einmal zum Lande hinaus gejagt worden waren. Den Anlaß gab ein Bürgerkrieg zwischen den verhaßten Weißen selbst, wobei jede Partei ihre indianischen Diener und Sklaven bewaffnete und denselben alle möglichen Freiheiten, Steuerermäßigung, Zulassung zu den Staatsämtern u. s. w. versprach, Verheißungen, welche bei der Leere des Staatsschatzes und der Habgier der Grundbesitzer nie eingelöst werden konnten.

Sobald aber der Indianer Waffen in den Händen hatte, erwachte auch sein Muth; er gewann Uebung in ihrer Handhabung, gewöhnte sich an das Flintenfeuer, fand während der Märsche und Kämpfe gleichgesinnte Kameraden und Freunde, Verabredungen fanden statt, und so brach am 30. Juli 1847 der erste Aufstand los, ohne daß sich die spanischen Herren, zu sehr mit ihren eigenen Parteikämpfen beschäftigt, sonderlich viel darum gekümmert hätten. So gewannen die Indianer Zeit, um sich zu organisiren, und der anfangs auf abgelegene Gebiete des Ostens beschränkte Aufstand breitete sich schnell aus und wurde zu einem Vernichtungskriege auf Tod und Leben, ohne Gnade und Pardon. Die Indianer machten nicht den waffentragenden Männern allein den Krieg, sondern ihre wilde Wuth ergötzte sich am massenhaften Abschlachten auch der Weiber und Kinder. Gefangene wurden nicht gemacht, sondern Alles sofort niedergemetzelt. Wenn die Wilden eine Stadt umzingelt hatten und die Vertheidiger derselben sie nicht zurückzuschlagen vermochten, so dachte man nicht an Kapituliren und Verhandeln, sondern suchte sich durchzuschlagen: was fiel, fiel. Die Kirchen waren stets die letzten Zufluchtsorte der Unglücklichen und gewöhnlich auch die Stätten ihrer Abschlachtung.



Das Kloster Sisal in Valladolid.

Die ganze Halbinsel floß von Blut, und auch Valladolid wurde erobert und geplündert und seine Bevölkerung decimirt. Wie üblich, spielten englische Kaufleute in dieser Tragödie ihre abscheuliche Rolle, indem sie von Belize (Britisch Honduras) aus den Indianern Pulver, Blei, Flinten und sonstiges Kriegsmaterial lieferten und dafür von den nicht auf dem Kriegspfade befindlichen Eingeborenen werthvolle Hölzer eintauschten. Ohne diesen schändlichen Handel hätte der unheilvolle Kampf schon längst ein Ende genommen, während er so noch jetzt, nach vierzig Jahren, seinen Fortgang nimmt.

Einige Monate nach Beginn des Aufstandes war die ganze Halbinsel Yucatan mit Ruinen erfüllt; halb wahnsinnig vor Angst flüchteten die Familien nach Merida, dem sich die siegreichen Indianer so weit näherten, daß man ihr Kriegsgeschrei in der Stadt vernahm. Drinnen wurden die Lebensmittel knapp; der Staatsschatz war leer, die spanische Bevölkerung decimirt und Yucatan lag im Todeskampfe. Ein wenig mehr Disciplin und Gemeinsinn auf Seiten der Indianer, und es wäre um die weiße Rasse auf der Halbinsel geschehen gewesen; so aber traf von Mexiko Hilfe ein, welche die verlorene Hoffnung wieder erweckte und den Weißen erlaubte, ihrerseits zum Angriffe überzugehen.

Valladolid selbst wurde am 18. Juli 1848 von 40 000 Indianern eingeschlossen, und seine Garnison und Bevölkerung drei Monate lang in Angst und Entsetzen gehalten. Keine Hilfe erschien. Als schließlich die Lebensmittel aufgezehrt, die Munition erschöpft war, mußte man an die Flucht denken. Der Auszug aus der Stadt war schrecklich; zwanzigtausend Menschen jeden Alters und Geschlechts bewegten sich in einer langen schwankenden Reihe, die zur Seite von einigen Soldaten begleitet wurde, nordwärts in der Richtung auf Tizimin zu. Die Feinde hinderten sie zuerst nicht, denn draußen erschien ihnen der Angriff leichter als innerhalb der Stadt, und jeder Widerstand vergebens zu sein. Sobald der Zug die Wälder erreicht hatte, begann das Gemetzel vorn, hinten und auf der Seite; Wehgeschrei der Opfer, das Geheul der Wilden, ein riesiges Morden. Nach Lust tödteten und schändeten die Indianer, ruhten sich dann, mordeten weiter und setzten

bluttrunken ihr scheußliches Treiben bis zur Dunkelheit fort. Dann erst kehrten sie in die ganz verlassene Stadt zurück, plünderten die Häuser und Kaufläden und gaben sich den widerwärtigsten Orgien hin.

Vierzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, aber Valladolid trauert noch immer. Seine große Kathedrale, deren Glockenthürme höher und in edlerem Stile erbaut sind, als diejenigen von Merida, hat sich noch nicht von der einst erlittenen Plünderung und Entweihung erhoben; aus dem langen Schiffe ist der reiche Schmuck verschwunden, und noch immer warten die kahlen Mauern des Inneren auf den großherzigen Geber, welcher sie von Neuem mit Heiligenbildern, wunderbaren Statuen und Altären mit vergoldeten Säulen ausstatten soll. Die Kirche liegt an einem weiten, neuerdings mit Bäumen bepflanzten Platze im Mittelpunkte der Stadt und kann mit ihren dicken Strebepfeilern und



Die Kapelle la Candelaria in Valladolid.

dem mit Zinnen versehenen platten Dache recht wohl eine abermalige Belagerung aushalten.

Die Straßen Valladolids sind noch heutigen Tages öde; eine Menge Häuser stehen leer, ihre Dächer sind eingestürzt, die Mauern zerfallen; in der Vorstadt Sisal ist das große, prachtvolle Kloster der Franciscaner von Unkraut und Gestrüpp umwuchert und umschließt keine einzige unversehrte Zelle, birgt keinen einzigen Mönch mehr in seinen verlassenen Kreuzgängen. Im nördlichen Theile der Stadt liegt die kleine Kapelle La Candelaria, welche ebenso wie das Kloster im Inneren nur Ruinen und Verfall zeigt; draußen im Freien aber bewundert man, Dank der magischen Leuchtkraft des unvergleichlichen Sonnenlichtes, den zierlichen maurischen Porticus, welcher sich neben der Kapelle erhebt. Auf dem freien Platze davor spendet ein Ceiba-Baum seinen Schatten, in welchem einige Bummler, den photographirenden Reisenden anstaunend, sich wohl fühlen.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. H. Kiepert.

III.

Die weitläufige Beschreibung, welche unser Reisender der Lage und den Bauwerken der türkischen Hauptstadt angedeihen läßt, bietet neben zahlreichen ähnlichen derselben und der folgenden Zeit, namentlich der kurzgefaßten aber überaus klaren und von erheblicherem historischem Verständniß zeugenden seines Gefährten Busbeck, kaum irgend etwas Eigenthümliches, kann daher hier ohne Schaden übergangen werden. Und die in diese Schilderung eingestreuten, bei Gelegenheit des zweiten Aufenthaltes in Konstantinopel auf der Rückreise und sonst noch hier und da wiederholten oder erweiterten Bemerkungen allgemeineren kulturhistorischen Inhalts werden besser im Zusammenhange ihre Stelle am Schlusse dieser Mittheilungen finden.

Der Umstand, daß der Sultan Suleiman, sowie sämmtliche Minister sich wegen der Rüstungen zu dem erneuerten Kriege mit Persien, welches die ihm 1534 bis 1547 entrissenen Grenzlandschaften Baghdad, Wan, Aderbeidschan, Georgien zurück zu erobern strebte, bereits inmitten seiner anatolischen Provinzen, zu Amasia befand, forderte die Weiterreise auf asiatischem Boden, zu welcher endlich nach einem vollen Halbjahr peinlicher Bewachung („in einer karwasalia sind K. Maj. Botschafter eingesperrt gewesen sambt den dienern und verhuetet worden wie andere gefangene leut und nit frei ausgehen lassen und nit leuten reden durfen") die Erlaubniß seitens des Sultans eintraf.

Den 9. Merz sind wir von Constantinopel per Scutari ubergefarn.

10. Merz. 5 St. 3 M. in ein kriechisch dorf am gestad des meeres, heißt Chortophilou, auf turkisch Kartal, ist ein Geier[1]) allda seind viel Kriechen. Das meer auf der rechten und auf der linken hand das geburg gehabt — — weiter auf der linken hand ein große alte Christenkirch zerstort gesehn, scheint ein kloster gewesen, haben den ganzen tag uneben landschaft steinigen weg sandig und strench gehabt, berg auf und ab, wenig ackerfeld.

11. Merz. 3 M. in ein Dorf genamt Gevise, soll Libissa sein allda Hannibal soll begraben sein gewesen[2]), kein steinen gepau noch alte steine da gefunden worden, sie wären denn alle in die Metzith und karwasalia verpaut worden; die hat ein Bascha Mustafa gepaut, welcher auch die brucken uber die Moritza nahende bei Trinapol gepaut.

12. Merz. 6 M. oder mehr (Rückr. 22. Juni 8 M.) gen Nicomedia auf turkisch jetz genannt Isnimit[3]). Als wir uber den berg kamen im grund ist links an der straßen ein groß zerschleistes kriechisches schloß auf einem kleinen felsen gelegen bis an die Straßen hinab gepaut gewesen, stehn noch etliche runde thurn, soll Harete genannt gewesen. Gegen dem schloß uber liegt im meer ein langelich geburge, eine schone kleine insel Karamusa genannt[4]). Weiter neben dem gestad des meeres seind wir unter dem geburg gefaren, — darnach uber einen hohen steinigen weg — dieselbige stelle nennt man Insche-skele propter stricturam maris[5]) — ist das meer oder arm ungeferlich 4 oder 5 mal als breit als die Thunau zu Presburg. — — Die landstraßen seind uberall gepflastert also weit als zwei wagen breit, wo nit harter boden ist, scheint zum theil neulich geraumt zu sein, als der kaiser vor 2 jahren wider den Katzulbascha [Kizilbasch = Schah von Persien] gezogen ist.

13. Merz sind wir zu Nicomedia bliben bis auf den mittag, alda die zerschleifte statt besichtiget, ist eine schone alte kriechische statt gewesen auf einem langen rigel ein wenig uber dem meer gelegen und das schloß am end des rigel gepaut gewesen, ein wenig hocher als Ofen, und rund umb sich ein mauer gehabt, seind also große stuck gemeuer, daß man meint es seien gewachsene felsen, seind von ziegel und steinen durcheinander, daß man nit mehr von einander hauen mag. Die große werkstuck hat man in solch langer zeit alle verfurt per Constantinopel und anderst wohin, jetztund haben wir noch gesehen, wie man den grund von der stattmauer ausgrabt, sein schon große gehaute quadrate. Gegen dem meer her abwerts von dem schloß seind gewaltige Pallatia gewesen — und oben auf als ein kranz sein gewaltige marmelstein gelegen schon und kunstlich ausgehauen von mancherlei formen, ist mancher in 3, 4 lachter lang und 1 l. dick gewesen. Die kann man große halben nit handlen [handhaben] noch auf den schiffen bringen, sonder alda hat es ein sagmul [Sägemühle], schneidt man dieselben, wie es die baumeister befelchen zu des kaisers gebeu. — Haben auch zwei heidnische bäder gefunden, auf die art gebauen wie jetz zu Constantinopel sein, die man von unden auf heizt[1]). — Zu Nicomedia macht man schone arbeit von topperlin [Töpfchen] schon gemalt von allerlei farben und verglast, schussel und krug, und seind ihr vil meister ein lange gassen voll, verfurt man weit in Turkei.

Nachmittags auszogen — uber ein alte steinerne brucken von quadraten von zweien schwibogen uber ein ziemlich wasserle, so gegen uns in das meer fleußt, soll Kilos heißen[2]). Von Nicomedia ist die landstraßen schon und breit gepflastert, ist noch von den Romern bliben, — uber 15 steinen und hulzen prucken bis in ein klein dorflin Kasikli[3]).

14. Merz von frue bis in die finstere nacht, thuet mehr als in 10 ungerisch meil, berg auf bis um 12 uhr und in 25 mal durch wasserle, uber den großen langen wald, als buchen, eichen, castanien, nespeln, cypressen; wie man spurt, ist uber den wald ein alter gepflasterter breiter weg gewest, so noch der Romer gemacht. — Als wir aus dem geburg kommen, hat man ein schon lustige ebene gegend gesehen, $1\frac{1}{2}$ meil bis zu einer alten kriechischen statt Nicea jetzt Isnik [Iznik] auf turkisch genannt, darbei ist ein langer susser see, nit vast breit, hat gut visch. In dem ebenen feld an der straßen haben wir ein Obeliscum gefunden von der erden ist erstlich von großen werkstucken ein geviereckter fuß mit einem gesimbs oben in $1\frac{1}{4}$ lachter hoch und uber $\frac{1}{2}$ lachter breit, darauf funf hoche dreieckte stein auf einander nach der proportion und breite über sich enger und spitziger[4]).

Nicea ist ein große statt gewesen, nit also groß als Wien, mit zwo herlichen ringmauern umb sich, die inwendige ist hoch, hat ein runden stupfeten thurn in den andern, davor ein zwinger mit niederen mauer und auch runde thurn und ist kein thurn wie der ander, 360 an zahl, von unden auf von gewaltigen werkstucken aufgebaut, darnach mit geprannten roten zieglen und steinen gemauert, — hat vier thor gehabt, darunter zwei gewaltig gewesen, und in 10 kleinere pforten, darunder eine gefunden von den kaiser Marco Aurelio mit seiner uberschrift gegen den see.

---

1) Ist jener griechische Name echt (die Pr. schreibt unsinnig Chartophila), so bedeutet er „kräuterliebend“, was als Ortsname immer passender erscheint, als die türkische Form (Kartal, eigentlich „Adler“), die immerhin nur eine Entstellung aus jener sein könnte. Aber schon Cedrenus und Theophanes nennen den Ort Kartalimen.

2) Ist ein Irrthum; das hoch gelegene Gebize entspricht vielmehr genau dem von byzantinischen Geschichtsschreibern öfters genannten Städtchen Dakibyza, während das im Alterthume eben wegen Hannibal's Grabstätte öfters genannte Libyssa nach den Maßangaben der römischen Straßen etwas weiter südöstlich und unmittelbar am flachen Meeresstrande lag.

3) Die vollständige, in älteren türkischen Schriften gebrauchte Form ist Isnikmid (εἰς Νικομήδειαν), in der Aussprache aber und seit lange auch in der Schrift, selbst officiell, abgekürzt Ismid.

4) Hier hat das Auge den Reisenden getäuscht, Karamursal, wie es wirklich heißt, ist keine Insel, sondern liegt am bergigen südlichen Ufer des Golfs von Ismid.

5) Giebt die Bedeutung des türkischen Namens „schmaler Landungsplatz“ nahezu wieder.

---

1) Die aus Dernschwam's Kopie im Cp. Inscr. Latin. III, p. 59, n. 324 publicirte Inschrift ergiebt als Erbauer der Thermen einen der Kaiser, welche den Namen Antoninus führten, als Wiederhersteller K. Diocletian.

2) Kiles, Vulgäraussprache von Kires-su, „Kirschenwasser“ (falsch Pr. Tites).

3) Kasockli bei Busbeck, richtiger nach dem Dschihannüma Kazykly-beli (mit weichem z) d. i. Ort der Gepfählten, von der landesüblichen Bestrafung der dort häufigen Räubereien so benannt. Die Entfernung zu 4 M. auf dem Rückwege angegeben.

4) Die Handschriften enthalten hier ein paar Zeichnungen dieses Grabmonuments eines auch aus Tacitus' Geschichten bekannten vornehmen Bürgers von Nicaea, des Cassius Philiscus, wie die Inschrift (C. I. Gr. II, 3759) lehrt, welche in den Verhältnissen so gewaltig von einander abweichen, daß man daraus keine Vorstellung über die wirkliche Form gewinnen könnte, wenn der Obelisk nicht eben noch erhalten und schon 1745 von Pococke (Description of the East II, 2, p. 123) eine recht gute Zeichnung desselben publicirt wäre, welche diesmal dem Kopisten der Prager Handschrift recht giebt, jedoch nicht seiner unsinnigen Maßangabe des Sockels, dessen Höhe der Engländer auf 11 Fuß gemessen hat, mit 14 Lachtern (Klaftern) statt der richtigeren $1\frac{1}{4}$ des Mss.

Die statt ist also zerschleifft, das kein vorig alt haus mehr stehet und die Turken haben die gassen alle mit kothmauern aufgefuret, daß inwendig lauter garten sein und darin haben sie hutten wie die saustell. Ein Karwasalia von stein ist allda, hat der Ibraim Bascha gebaut, ist noch nit gar vollendt, weil ihn der kaiser hat lassen umbringen. Alle kirchen sind in grund zerschleift, allein ein kirchlein in Mariae Himmelfahrt namen gepaut nicht sogar, wie wol es kein dach mehr hat und durch die gewelber regnet, soll Nicephorus gepaut haben; allda in einer abseiten [Apsis] ist sein grab und in einer andern ist sein mutter und schwester gemalt oder sein weib und dochter in ehrbarlicher tracht; im chor oben im gewelb, das gar verguldt, ist Christus und hat seiner mutter Maria seel an der brust in den henden, oberhalb seind drei engel, darneben die apostel und zwei engel mit fahnen, das pflaster ist alles von schonen steinen ausgesetzt mit viel figuren, als were es gemalt. — Hat uns der pfaff lateinische bucher zeigt, zwei die in Ungern geraubt worden und hat uns anzeigt daß zu derselbigen zeit nit mehr als 11 christen sein [1]. Von Nicea haben nit mehr wagen mit 4 redern, sondern asiatische karrn mit 2 redern gehabt, die haben keine speichen, sondern runde scheiben von ganzen brettern irgends einer spannen dick, ist ein plodig einfeltig ding, ziehn die buffel oder zween ochsen.

16. Merz uber ein langen hohen steinigen berg, von dem wir den see auf der rechten hand lang gesehen, — daß wir also den see umbfaren und zuruck ziehen mussen, hat neben dem see weingerten. In aller hoche auf der rechten hand ist ein klein Ratzisch [serbisches] dorflich aus dem Syrmischen herein gefuert worden. — 3 M. in ein turkischen mark Janischar [Jenischeher] so viel als Neustadt. Vor der statt ist ein oeder viereckter thurn von 3 gaden uber einander, auf jeder seiten in der mitte ein fenster und umb denselbigen 4 hoche pfeiler, seind oben gewelbt, darauf man umb und umb gehen hat mugen, soll der Orchan gebaut habn. Kein wein gefunden, nachend in ein kriechisch dorf darnach gesandt. Hat eine schone ebene gegend umb sich von getraid, auf allen seiten mehr kleine dorflin gesehen. Die Inwohner sind lauter kriegsleut, — die wenig oder gar nichts arbeiten, habn von allen arten sclaben oder gefangenen, menner und weiber, als sie aus Krabaten [Croatien] Windischland [Krain], Ungern und sonst herein herfurt [2].

17. Merz 2—3 M. (so W, 3—4 Pr.) in ein dorflin Agk-Byuckh [Akbijik] ist sovil als zum weißen knebelbart, nach einem kriegsmann also genannt, des Orchans dienstmann gewesen, liegt allda begraben [1]; allda der Rustan-Bascha ein groß karwasaria von neuem gepaut, darin 200 roß gestellt mochten werden, hat 29 kamern, ist mit plei gedeckt. Die landstraßen ist an vil orten, wo es von nothen, gepflastert bis an ein ziemlich wasser, schier wie zu Gran, soll Galbor-su heißen — weiter auf der rechten hand haben wir ein groß teich oder see gesehen under dem geburge — danach bosen weg durch ein wald von kleinen eichen und steinen geburg. Das schneegeburg, so wir vor uns gesehen, ist trefflich hoch und hocher als bei uns [in Ungern] die geburg sein, soll Olympus sein, heißt man auf turkisch Kesitsch [Keschisch-dagh, „Mönchs-Berg] ist sovil als heremus oder wusten; darauf soll ein großer see sein in aller hoche, allda haut man eis, das man gen Constantinopel furt zu verkaufen [2].

18. Merz durch lauter eichenwald, bosen tiefen weg, doch gut feist leimig erdrich, — hat vil wilde schwein — auf halben weg auf der rechten hand ein klein wasserle gehabt — auf beiden seiten von der straßen kleine dorflin von wenig heuslein — uber 3 M. in ein dorf Ermen-Patzargikh [3]) allda lauter Turken, keine Kriechen, allda ist ein große Karwasaria, darin 150 oder 200 roß stehen mugen — ein heimlich schone gegend, — hat aber kein weinwax.

19. Merz uber 5 brucklein — darnach hat sich das geburg eng zugethan wie in ein schonen thal, weiter und enger, berg auf und ab, nicht zu hoch, gut erdrich, darzwischen uber ein zimlich fließend wasser vom geburg zweimal gefarn das gegen uns geflossen, die wald sind von eichenbaumen auch kien und forchen holz. Vil maulesel, kameel und karrn mit getraid per Brussa seind uns begegnet den ganzen tag. — darnach hat sich das thal weit aufgethan und schone gegend gesehen, ackerfeld und wiesen gen

---

[1]) Nicaea ist so oft in neuerer Zeit besucht und seine Denkmäler gezeichnet worden, daß wir aus obiger Schilderung allerdings nichts Neues lernen; sie ist eben nur beispielsweise als ein Muster von Dernschwam's durchaus anschaulicher Beschreibungsart in größerer Ausführlichkeit aufgenommen worden.

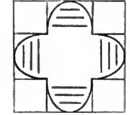
[2]) Mit dieser „Neustadt", Jenischehir, wie die im Jahre 1299 erbaute erste Residenz Sultan Osman's genannt wurde, endet der aus früheren Berichten, erst in unserem Jahrhundert auch durch mehrmaligen Besuch europäischer Reisender (beginnend 1802 mit v. Hammer-Purgstall) einigermaßen bekannte Theil der Fahrtlinie der Gesandtschaft; alles Folgende fast bis Angora ist durchweg neues Terrain und erst in allerneuester Zeit und auch nur theilweise wieder besucht worden. Wäre mir die Veröffentlichung vorliegender Mittheilung schon vor Jahren möglich gewesen, so hätte sie, um geographisch verständlich zu werden, wohl die Beigabe einer Kartenskizze erfordert; heute ist diese entbehrlich, da ich auf meine theils schon publicirten, theils handschriftlich in größtem Maßstabe vollendeten und im nächsten Jahre zu publicirenden Karten Kleinasiens verweisen kann (Carte des provinces asiatiques de l'empire Ottoman, 6 Bl., 1 : 1500000 und Carte de l'Asie Mineure in 24 Bl. 1888, 1 : 500000), von denen schon die kleinere das Verfolgen des Weges unserer Reisenden ermöglicht. Ganz abzusehen ist von dem vorläufigen Constructionsversuche, den ich als Beilage zu meiner ersten, durch die Vorbereitungen für das große Inschriftenwerk veranlaßten Besprechung dieses Theiles von D's. Reise in den Monatsberichten der Berl. Akad. d. W. 1863, 13. Juli gegeben habe; nicht nur mangelten damals noch die genannten neueren topographischen Materialien, sondern ich hatte damals die Handschrift nur auf wenige Stunden zur Verfügung, welche nicht hinreichten, von dem ganzen Detail der Wegebeschreibung Kenntniß zu nehmen; erst nachdem mir dies 1867 möglich geworden war, konnte ich allerdings ausschließlich nach Dernschwam's Bericht eine von allen früheren Darstellungen abweichende und später durch die Arbeiten der Ingenieure bestätigte hydrographische Hauptform in alle meine, seit jener Zeit erschienenen Karten dieser Länder schon im Wesentlichen richtig eintragen, deren Quelle allerdings selbst den Fachmännern unbekannt bleiben mußte und erst jetzt ans Licht tritt: nämlich den seiner ganzen Länge nach von West nach Ost gestreckten Lauf des Pursak, des Hauptzuflusses des Sakaria, den alle früheren Kartenversuche um die volle Hälfte seines Gesammtlaufes verkürzt hatten, indem sie in Ermangelung jeder bestimmten Nachricht von Eskischehir an in kürzester Linie (scheinbar natürlicher) dem Hauptflusse zuführten.

[1]) Ebenso J. v. Hammer in seiner osmanischen Geschichte nach einheimischen Quellen; aber besucht hat den Ort bis heute kein europäischer Berichterstatter; Herr von der Goltz-Pascha, jetzt in türkischen Diensten, hat mir wenigstens versprochen, eine Recognoscirung dorthin durch seine Officiere ausführen zu lassen.

[2]) Starke Uebertreibung in der Erzählung der türkischen Begleiter; die Seen des Olymp sind sehr kleine, tief zwischen steilen Berglehnen eingesenkte, schwer zugängliche Becken und wenigstens im Sommer eisfrei, dagegen sind es die auf den nördlichen Abhängen die heiße Jahreszeit überdauernden Schneelager, von welchen das der Hauptstadt unentbehrliche kühlende Material auch heutigen Tages allnächtlich auf Eselkarawanen weggeführt wird.

[3]) Hier fällt Humann's Route von 1882, dem ich eine Revision der Dernschwam'schen Angaben dringend empfohlen hatte, mit der unseres alten Reisenden zusammen (Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berlin 1888, S. 13).

ein mark Boczgyugkh oder granenstein [1]) liegt an einem lustigen ort zwischen den gepurgen, wiewol es nit hoch gepurg ist. Vor dem mark heraußen ist ein berg hocher als Ofen, darauf in der hoche ein kaler fels umb und umb als wär es ein mauer herumb von fernes anzusehn. Am wege auf der linken hand ein lange schon weisse marmelsteine polirte saulen 13 schuh lang, ist allda ausgraben worden vor 6 jahren. Die Mezit [Moschee] hat der Cassan Pascha vor 30 jahren gebaut zimlich schon, darbei zwei gastheuser, alda man den wandersleuten ein zorba [Suppe] oder reis gibt nit ein stucklein schafenfleisch, ist das ganze jahr nit leer. Alda vor [früher] kein dorf gewesen, wegen der rauberei, bis er Cassan volk herzugezogen, lauter hoffertige pfaffen, bettler und rauber. Vor der Mezit hat es ein rohrprunnen und trankstellen an der straßen, darunter ein weißer marmelsteinen trog, viereckt 8 spannet breit und hoch, kreuzweis ausgehauen und inwendig auf allen vier seiten zwei staffel hinabwerts ausgehauen, also breit das ein mensch darauf sitzen mag, ich acht sei ein bad gewesen von einem alten kriechischen gepäu dahin gefurt.



Aus einem kriechischen dorf hat man uns wein auf den abend zugefurt. Die schelmen lassen bei der nacht ihnen wein von Kriechen bringen, saufen wie das viech, daß sie erliegen.

Auf der straßen auf der rechten ist ein alt begrebnus, alda auf einem Marmelstein ein adler ausgehauen; weiter fur ein groß hoch geschutten buhel, darunter ein dorflin, guten eben weg durchaus traidboden, schafereien auf beiden seiten gesehen, sonst gar kein weid noch gras fur ochsen und kuhe. Auf vorgeschrieben berg seind wir vor abends gangen, hat ein zimliche hoche, ist ein lauter bruchig grauer und rother felß, oben auf sind 2 tief viereckte locher glatt ausgehauen, tiefer als ein langer spieß und 3 schritt weit und breit, sollen cistern gewesen sein, sonst spurt man kein geben oben. Unter selbigem perge an der straßen, alda wir herein in diesen markt kommen sind, ist vor zeiten ein statt gewesen, alda man noch vor 6 jaren die fundamenta und großen quaderstein ausgraben hat.

20. Merz. Den ganzen tag von fruh an bis umb 3 uhr in 6 meilen in einem eben getraidboden gefaren, von beiden seiten gepurge gehabt, darunter vil kleine dorflin von niedern hutten mit erden uberschuttet und in die erden grabn, also das man uber die heuser auch reiten und farn möcht, — auf der linken hand ein Karwasalia in den pichel hinein gepaut auch mit erd uberschutt, gar nieder, soll der Cassan Bascha haben lassen machen, gegenuber ein turkisch begrebnus, darauf ein alabasterstein gefunden darauf kriechisch geschrieben schone lesliche buchstaben, haben geeilt und nicht halb abschreiben mugen. Andere stein, darauf nichts geschrieben, sind figurn darauf ausgehauen, die ich zum teil in der eil abgemalt [2]): erstlich zween ochsen an ein joch, ein pflug darunder, wie man denn noch in Asia ackert, darneben ein weingartenmesser und ein hauen, darunder roßkamp, gegenuber auf der langen seiten ein zirkel wie ein spiegel und ein kamp, mehr zwo spindeln mit garn, wie sie noch in dem land im spulwerk sein.

[1]) Von hier die griechische Inschrift Dernschwam's C. I. Gr. III. 4132. Bäz-djük „die graue Anhöhe", Humann, S. 14, der auch noch Reste der einstigen Prachtbauten der Türken gesehen hat, dann aber einen südlichen Seitenweg über In-önü einschlug, während die Gesandtschaft 1555 der geraden Hauptstraße folgte.

[2]) Die Beifügung von Facsimiles dieser einzeln in den Text der Handschriften gezeichneten Objekte konnte übergangen werden, da dieselben sich in den weiter folgenden Zeichnungen wiederholen.

In dieser gegend ist der schelm Othomanus, ein paur, aufgestanden mit anderen aufririgen, welche sich aufs plundern geben, erstlich die umbliegende flecken verheert, — item ein statt auf der rechten hand, genannt Joskyschar, das ist alte statt, weiter ein schloß und markt, Byloschigkh (Pyleschigk Pr.) genannt, auch zerstort, alda man noch seiden gewand soll machen, auf der linken seiten gelegen, weiter auf der rechten ein schloß und markt Egrinuß, ein schloß auf der rechten Karischahar genannt, alda Turken und Armenier sollen wohnen [1]), bis in ein dorf oder mark Zouschuran (Czauschuran Pr.), andere nennen es Czaussadan (Csauß Sadan Pr.). — In diesem dorfe Comschuran (Czomschuran Pr.), da wir uber nacht gelegen, hat kein karwasaria, allein saustelle, hat ein tiefen schepfbrunnen kein fließend wasser, hat alle heuser in die erde gepaut und beschutt; die begrebnus hat vile gute alte werkstein von marmel [2]).

21. Merz. Von Zauß-Sadan in ein groß dorf Karali, quasi nigra villa von fru bis umb 4 uhr, thuet in 8 meilen; habn den ganzen tag guten ebenen weg gehabt, lauter getraidland, auf beiden seiten schone gepurge gesehen, nicht hoch und kahl ohne welder — hat nindert kein holz zu prennen und haben kein gute waid, alles kurz und ausprennt, doch lauter edel kreuter: salvia, absintum ponticum, abrotonum. Seind auf dato durch ein lang dorf gefahren darbei an der straßen ein groß begrebnus, alda vil schoner alter marmelstein zerprochen aus den umbliegenden zerstorten kriechischen stetten, dabei ein lange Karwasaria in die erden gemauert. Weiter an der straßen zur linken Hand ein begrebnus, alda das dorf under dem perge, haben ein wasser diesen tag gehabt auf der rechten hand, das von dem gepurge gegen aufgang fleußt, dahin wir zogen und uns nachgeflossen ist, mitten durch die landschaft, als groß wie das wasser Leytta zu Prugg [auf der österr.-ungr. Grenze] ist, weißlich und dief, heißt man

[1]) Diese Reihenfolge von Orten, die außerhalb des Gesichtskreises der Reisenden liegend, nur nach mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet sind, ist nicht ganz richtig: Eskischehir, jetzt eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern, aber damals wohl nur sehr unbedeutend, da es von der großen Fahrstraße nicht einmal berührt wird, liegt von der bezeichneten Stelle allerdings nahe südlich, und wenig thalaufwärts oder südwestlich davon zeigt sich auf einem Felshügel mittelalterliches Gemäuer, welches Kara-schehir (schwarze Stadt, so Tomaszewski bei Humann, S. 18, Karadscha-schehir „schwärzliche Stadt" in der österr. Ingenieur-Aufnahme) genannt wird; sicher das Karischahar Dernschwam's; dagegen liegt Biledschik, noch jetzt eine größere durch Betrieb von Weberei blühende Stadt, schon von Bazardschik aus, also mehrere Stationen vorher nordwärts im Rücken, näher nach derselben Richtung der vierte Ort, den zuerst Humann als Egri-ös („krummer Bach") auf die Karte eingetragen hat.

[2]) Die wunderlichen Verschiedenheiten in der Schreibweise dieses Namens (bei Busbeck Chiausada, bei Betsus, einem anderen ungrischen Theilnehmer der Gesandtschaft, der jedoch nur Inschriften aufgezeichnet hat, C. I. Gr. III, 4127, Chousadan) lassen sich um so weniger auf die wirkliche Form zurückführen, als kein irgend ähnlicher Name in dieser Gegend von den wenigen neueren Besuchern vernommen worden ist, der Ort also vielleicht, wie so viele Hunderte türkischer Dörfer, untergegangen ist; in der ersten Worthälfte scheint das türkische tschausch „Büttel" zu stecken, ob in der zweiten ada „Insel" oder oda „Wohnung" oder gar ein Personenname, bleibt ungewiß. Indem Busbeck vor Erreichung dieser Station anmerkt: Cassumbasa in arctissimis angustiis montis Olympi situm: ex his angustiis in latissimos campos descendimus („Kasumbascha liegt in den engsten Thalschluchten des Olymp, aus denen wir dann in sehr weite Ebenen hinabstiegen), so giebt er damit in seinem ganzen Berichte die einzige flüchtige Andeutung einer Bodenform, sehr im Gegensatze zu Dernschwam, der diesen Dingen viel Aufmerksamkeit gewidmet hat.

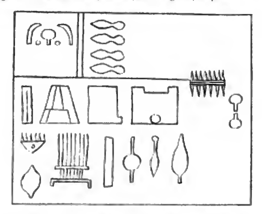
Kuthe-su, das ist das wasser so bei Kute der statt fur fleußt [1]).

Darnach in ebenen landschaft ein langleter griner perg, ist oben gar eben gewest — darunter ein dorf gelegen, darin man ein neue steinen Mezitt paut hat; an der statt soll vor ein kriechischer markt gewesen sein, heißt man zum schwarzen perg [2]). Vil schaferei gesehen, ohne schwanz, aber ein breit abhangend arsch wie ein hund.

Weiter uber obstand wasser Kuthe-su gefaren uber ein pruggen und das wasser auf der linken seiten gelassen, darnach an der straßen auf der rechten zu einer großen begrebnus kommen, alda viel schoner zerbrochner marmelstein, zu der hunde [d. i. der Türken] begrebnus dahin gefuert, welche sie zu haupten und fuessen in die hoche aufstellen. — Alda auf ein marmelstein ein Romischer adler und zwei ochsenkopf mit ein joch, wie in Asia der brauch ist. — Weiter wieder uber obstandt wasser Kuthe-su uber ein pruggen, haben wirs wider auf der rechten hand gelassen, ist schnell und dief, kann man nit [durch] reiten.

Zu Karalj auf dem begrebnus haben wir vil alter marmelstein gefunden, darauf noch viel lesliche kriechische Epitaphia [3]) gestanden und viel figuren — und was angesichter gewesen, haben sie alles glatt gehauen. — Zwischen Karalj und Czauß-Sadan haben sich die weissen ziegen angefangen mit langen weichen haren, daraus man Schamelot macht. Uberall im felde findt man absinthium ponticum und wilde cipreß und ander nider kreutlein, ist die schaf-, viech- und roßweide, kein wein haben sie da.

Auf zwei andere stein allda sunst kein geschrifft, allein diese weber instrumenten, — muessen anzeigen, daß alda das seidenwirken sey aufkommen, oder daß vil weber gewonet habn, dann in denen gegenden viel schaf sein und weiße ziegen, — werden auch tebbichwirker gewesen sein.



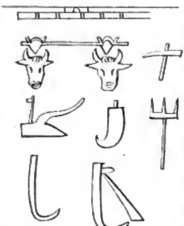
22. Merz. Von Karali fruh bis 1 uhr in ein dorf Togray, gehort dem Sultan Baiazet, der zu Trinapol wohnt, dem die statt Kuthe nit weit von hinnen auch zugehort. An der straßen auf der rechten ein hubel, darauf ein große begrebnus, darunder ein dorf halb under der

[1]) Richtiger schreibt der eben genannte Belsus Kutai-su; die größere Stadt in seinem oberen Thale, welche ihm damals den Namen gab, heißt bekanntlich Kjutahia (das antike Kotyaïum), der Fluß selbst, der Thymbres des Alterthums, wird jetzt seinem ganzen Laufe nach Pursak genannt.

[2]) Der türkische Name wird nicht einmal genannt, aber die Lage wie die Bedeutung des übersetzten Namens führen auf das von Humann und den Eisenbahn-Ingenieuren 26 km O von Eskischehir am Pursak verzeichnete Dorf Karahüjük.

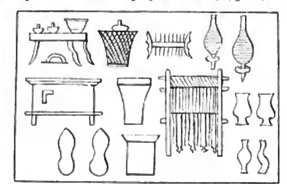
[3]) C. Inscr. Graec. III, n. 4122 — 4125. Ein Ort Karaly („schwärzlich") kommt in den neueren Reiseberichten hier nicht vor.

erden [1]) — in der mezit vil alter steine vermauert; alda auf dem hubel ein großer hocher marmelstein, darauf die nachfolgenden figuren gefunden: Weiter uber ein wasserle in eim graben ist zwirch uber durch das eben land geleit vor zeiten worden. — Weiter auf der rechten ein begrebnus von vil alten steinen mit figuren und schriften, alda diese figur und auf der linken hand von fernen ein geburge und welder gesehen, hat sonst nindert kein pau- noch prennholz.



Am wege ein gestuet dem Rustam Bascha zugehorig [2]), in 500 rossen, darbei ein siebenburgischer unger und walach und ein behaim von Kunigsgraetz.

Weiter an das gestrige wasser Kuta kommen, das gegen der linken hand wider durchs land fleußt, daruber wir uber ein steinen hoche pruggen gefaren mit einem schwibpogen und darneben ein kleiner schwibpogen am ende, darauf am gelender obn ein stein gelegen, daran diese figuren, alles



weber und debbichmacher Instrumenta, wie ichs zum theil wurken hab sehen in schlechten dorfen und nichts dabei geschrieben.

Die pruggen heißt man Ath-Kyuprj, das ist Roß-

[1]) Offenbar hat der Reisende über Tag, in der Zeit der Saatbestellung, wie es ihm auch später (2. April) und auch anderen ergangen ist, keinen Mann (Weiber würden kaum Rede stehen) im Dorfe gefunden, also auch keinen Ortsnamen erfahren, daher er gewissenhaft anmerkt: „ist in 14 tagreiß von Constp. danach zu fragen, wie dasselbig dorf heißet" und später am Rande Vgus villa (Wf) notirt hat; den Namen hat er erfahren, da auf der Rückreise zufällig das Nachtquartier an diesen Ort traf (s. unten 14. Juni).

[2]) Dasselbe besteht noch jetzt unter dem Namen Beilik aghyry „Fürstenthums-Gestüt" nach Humann, S. 25, der es ebenso wie die folgenden Punkte At-köprü und Dogrei nur von fern gesehen hat, da er an dieser Stelle genöthigt war, das Pursak-Thal zu verlassen, um auf mehr südlichem Wege die Ruinenstätte von Pessinus zu erreichen; so ist denn der weitere östliche Verlauf des Pursak außer Dernschwam's Itinerar für jetzt nur in der sehr flüchtigen Recognoscirung der im Auftrage W. Pressel's für Eisenbahnprojecte 1873 reisenden Ingenieure Ogleditsch und Schütt verzeichnet. Den Dorfnamen hat, wie die Neueren bestätigen, Dernschwam richtiger wiedergegeben, als Busbeck und Belsus, die ganz unverständlich Hazdengri, Haidengri schreiben. Griechische Inschriften von Dogrei a. a. O., Nr. 4117 bis 4119.

pruggen; innerhalb der prucken sind etlich paurn-huttlein und ein Mezith, hat der Rustan angefangen und stehen lassen. Weiter uber ein klein muelwasserle zwerchs uber auf die linke hand fliessend, fleußt neben dem dorf Togrei fur. — Also den tag schon eben land, guet erdrich, traidpoden, auf den seiten weit zu den gepurgen — wenig wasser, auf beiden seiten viel dorfen, sind uns wieder Camele mit gedrait begegnet per Prussa; diese straße heißt man des Kaysers straße, ist die große und ebene straßen von Constantinopel aus durchs Landt, feiert nit.

23. Merz. Von Togrei nach Masut-Kien[1]) 4 meil, auf beiden seiten große gepurge gehabt, aber mitten uber ein kaleit steinigen berg, darauf vil segelbaum, wider in ein thal und ebene kommen, ist gueter leimiger boden. Ein alt zerprochen schloß zu der rechten hand, dorflein hin und wider und weingerten auf der weiten gesehn. Zu Masut-Kien auf der begrebnus vil alte steine gefunden, kriechisch und lateinisch, auch ein stein, daraus die Turken ein morser gemacht, darin die gemein weiz stampft zu ihrer Zorba [Suppe]. Was irgends ein jeder fur ein handwerker gewesen ist, hat er auf sein grabstein sein handwerksweise abconterfeit, als goldschmidt becher, tebbichmacher ihr zeichen von weberwerk, — dabei irgends einig namen gestanden, aber kein solch Epitaphium haben wir gefunden, das ad historiam dienet.

Im dorf ist ein wasserlein voller grundeln, so die Turken nit fahen durfen; — haben die baurn den herrn N(icolaus Brenczy) uberredt, daß in der nahend ein dorf sei, alda man alte schriften und stein findt, bin ich auch mitgangen und nichts gefunden, hat man uns zu einem felsen auf einen hohen berg gefuert und gesagt, das ist ein alter fels, solche hunde und barbari seind die Turken, seind in 2 meil also umbgangen.

24. Merz, in ein dorf Muhat[2]) 4 meil. Erstlich von Masut-Kien durch ein alt zerschleist dorf, über das gestrig bachlin, darbi ein mul [Mühle] under der erden, durch ein zerschleist kriechisch dorf, darin große heuser gestanden, zwo meil zur rechten an obstandem bachlin ein dorflin rechts am bergle darauf ein zerschleiste kriechische kirchen. Uber zwo prucken von steinen, weingarten hin und wider, dorfer auf beiden seiten, uberall zwischen gepurgen, wie in Siebenburgen, hat gueten feisten leimigen boden. — Allenthalben kein lang gras noch weide, auch kein holz, darbei man kochen macht, kochen bei kuhkot zusammengescharrt und gedorrt. Haben viel gaiß und schaf mit dicken feisten breiten schwenzen und zigen von langen subtilen haren.

Darnach seindt wir kommen an ein wasser, das zwerchs uberfleußt von der rechten hand des gepurgs her kommend in ebenem felde, soll Sangarius sein; daruber ein hulzen pruggen, alda wir am sontag Laetare gebadt haben[1]). — In ein solchen schlechten dorf, alda man sich weder kette noch hitz verwaren mag, wirken die alten weiber tebbich, — und hat mich wunder genommen, wie solch grob einfaltig leut solch arbeit solten machen und die model in kopf und sinn haben und das garn von allen farben, das man doch in dorfern nit spinnen noch ferben kann; in den feldern und pergen ist es voller alabaster gewest, den ich wie ein thon geschnitten hab[2]).

Weiter fur ein quell gefahren auf der linken hand von warm wasser. Wider perganf und ab, — die perge sind alle kahl steinig ohne holz und gras.

25. Merz von frue bis umb 2 uhr in 3 meil, daß wir ein rad zerprochen haben, in einem dorflin bleiben mussen, Sunglie genannt; auf beiden seiten schneegepurge von ferns.

26. Merz. 3 uhr erst auszogen bis in nacht 3 meil in ein dorf, genannt Jalanschy-Aly, ist sovil als verlogner Ali, ist zwischen zweien perglen in der hoche gelegen, hat einen ziemlichen gut ensprung wasser. Denselbigen tag mehr mal durch ein pechlin in eim graben [Thal], vil weite ebene, gueten roten leimigen poden, scheint salniterisch sein, denn hier und wider das erdrich gar weiß ist. Weiter zwirchs ein große kreuzstrassen durchs land.

27. Merz von 7 bis 12 uhr 2 meilen in ein dorflin Kutilin, die heuser halb im perge und vornen mit erden überschutt, wie wolfs und fuchs locher.

28. Merz. 3 meil um 10 uhr vormittags gen Ancira, so auf turkisch Angur genannt, — ist alles voll, so in der statt gewesen, heraus geloffen in 2 oder 2½ tausend man, hudelmans gesind, der Bascha Beglerbegk ist auch in 150 man heraus geritten. — Die statt ist an einem trefflich schonen ort und boden gelegen, wie mans nur immer wunschen kunnt, ist weit und groß umb den berg bis in die ebene gepaut, ohne ordnung, enge kleine gassen ungepflastert, von lauter kot und gedruckneten ungepranten zieglen gepaut, die dacher allein mit erden gedeckt und an den fundamenten sieht man uberall, daß die statt noch viel grosser gewesen ist. Das schloß auf aller hoche des perges hat weit umbfangen und rundumb ein hoche maur von quadratten steinen, ein halber thurn um den andern in 45 schritt von einander und davor hats noch ein zwinger mit zinnen in zween mann hoch. Darin ist der Armenier kirchen, ein hendle von kot gemacht, in 4 schritt lang und breit mit 3 gewelbn, in einem fenster ein alabasterstein eingemaurt, scheint wie ein durchsichtig licht und feur, daruber wollen zu narren werden und fur ein wunder halten, das doch naturlich und des alabastersteins art ist, — hab ich auswendig mit eim huet verdeckt, darum er bald dunkler worden. Gegenuber hat es dergleichen ein solchen hochen perg darauf ein wehr stehet, wird vor zeiten auch ein schloß gewesen sein — zwischen den zweien fleust im grunde ein zimlicher pach, daruber von einem perge zu dem andern ein hoche clausen von quadratten gepaut, hat 3 thuren under eine dardurch jetz der pach fleußt und auf den seiten oberhalb thuren welche feiern, das wasser heißt Bentiresy[3]). — auf obstanden fluder seind zween steinene liegende Lewen gegen einander uber, von einer andern seiten kombt ein ander wasser aus dem perge Aytos, das man

[1]) Mas'ûd-kjöi, Dorf des Mas'ûd (häufiger arabischer Personenname), ebenso in Schültz's oben genannten Routier, mehr entstellt Majotthoy bei Belsus und Busbeck. Wahrscheinlich identisch mit *Massik-Keui* bei Perrot, Explorat. Atlas feuille C. Griechische Inschrift Nr. 4133. lat. tit. 284 bis 286. Diese besonders wichtig, weil sie sich auf eine *Colonia Julia Augusta Felix* beziehen, die, wie Mommsen nachgewiesen hat, nur das etwa 2 bis 3 Meilen südlich entfernte Germe sein konnte.

[2]) Mahathli bei Busbeck, Maslü, östlich vom Sakaria in Ainsworth's Route. Die folgenden Orte — bei Busbeck Zugli, Chilancyck, und dann irrig nochmals als verschiedene Nachtstation Jalanchich, endlich Polughin geschrieben — sind, wenn sie überhaupt noch existiren, mit den jetzt vorhandenen Mitteln um so weniger zu verificiren, als die Richtungen der Straßen häufigem Wechsel unterworfen sind. Wohl aber finden sie sich, auch zweifelhaft, ob richtig geschrieben und gedruckt, wieder in einer im Dschihânnümâ (S. 671 der türk. Ausgabe) doch ohne Entfernungen mitgetheilten, also vor 150 Jahren noch frequentirten Route: Aktjöprü, Oghlakdji, Mahare (Mahaze?), Jüklü, Jalandji, Kadja-Ada, Angora.

[1]) Diese Brücke des Sakaria muß identisch sein mit der bei dem Dorfe Pebi, nahe oberhalb der Mündung des Pursak in den Sakaria von den Eisenbahn-Ingenieuren verzeichneten.

[2]) Also wohl eher Talk oder Speckstein, oder Meerschaum, der bekanntlich in der Umgegend von Eskischehir massenhaft ausgebeutet wird.

[3]) Bend-deressi „Wasserbehälter-Thal"; mit dem der persischen Sprache entlehnten Worte bend werden auch die großen Reservoirs für die Constantinopeler Wasserleitungen bezeichnet.

Czibuk-su [Tschibuk-su, „Rohrwasser“] genannt, die kommen bei Ancira zusammen und felt in ein ander wasser Tarhawamolar [??] kommt in das wasser Sangarium.

In der statt herniden steht ein schone alte hoche dicke seule auf ein breiten gevierten fuß von quadratsteinen, ausgehauen als wann sie mit großen und zwischen mit kleinen reifen gepunden war, hat kein schrift gehabt. Die Turken habens Baalkeß [1]) genannt, das sovil ist Jungfrauhonig, sagen von Salomon fabeln das ers gesetzt hat, das erlogen ist, denn die Turken habn keine historien, wissen nichts anders als was ein nachpaur dem andern aus einfaltigkeit fursagt.

In der statt auf dem nit gar hochen berg darauf das schloß steht, haben wir noch ein alt Romisch gepeu gesehn, welches ein groß gewaltig theatrum oder palatium gewesen, aufs zierlicheste gepaut von schonen weißen marmelstein und die Turken nicht alles hernieder haben prechen mugen, hat kein dach mehr und jeʒ habn die pfaffen in 10 kamern an das inwendig gemeur gepaut, die thuren nit $1^1/_4$ wiener ellen hoch, in solchen gemechen wohnen die Turken. — — Daselbst sind Romische Antiquitates zwirch uber nach der lenge eingehauen gewesen, die man zum theil lesen mugen [2]).

Ist nit theur, hat man 8 brot umb ein asper ($1^1/_2$ Kreuzer) kauft, daran ein mensch in der noth in 7 oder 8 tag solt sich mugen behelfen, bachen auch sunst runde wohlgeschmacke baygel mit weissem suessen mohn bestreut; wein haben wir bei den kriechen gefunden zimlich theur.

30. Merz. Von Ancira ein kurze tagreiß 7 bis 12 uhr 2 meil in ein klein dorfle Ballaczer dadurch ein greble fleußt, hat grundel gehabt; weiter uber ein steinen brucken mit zwei schwipogen uber das wasser Benth und Zubuck, durch das wasser sinnd wir also im eben thal uber 6 mal gefarn, scheint weit auslaufen, wann es regenwetter ist [1]).

31. Merz in das dorf Sarikurt, das ist zum gelben wolf [2]) — alda haben sich kranbitbeerstauden [Wacholder] angefangen, dann in etlich tagen kein holz noch straus gesehen worden. — Wider uber ein lang hochen kahlen steinigen perg, nochmal in ein langen thal, dardurch obstandt wasser fleußt, dardurch wir mehrmal gefaren, dasselbig nennen die pauern Hosan-su [3]). Nebn obstandem pach ist ein gar alt zerschleist groß gepeu gewesen, darin noch vil gewelbe gestanden von lauter quadratsteinen — muß ein wirthshaus sein gewesen in der wildnus, denn von beiden seiten man uber lange hoche perge ziehen hat mussen, daruber man in ein tag nit wol kommen mugen. — Also den ganzen tag durch schone landschaft, perg auf und ab zogen, auf beiden seiten weit von der straffen dorfer uber 30 gesehen.

[1]) Baltis, mythischer Name der Königin von Saba bei den Arabern; die Volksetymologie vom türk. bâl „Honig“ und kyz „Mädchen“ hat natürlich keinen Sinn.

[2]) Gemeint ist natürlich das Hauptmonument der alten Stadt, das Augusteum mit dem inschriftlich erhaltenem Testamente des Kaisers, wovon wir nach Perrot's noch nicht erschöpfenden Bemühungen jetzt durch Humann die erste vollständige, durch Abgießen hergestellte Kopie erhalten haben.

[1]) Von den schon hier und noch mehr in Busbeek's Berichte entstellten Stationsnamen bis Tschorum (Balygazar, Zarekuet, Zermeczii, Algeos, Goukurthoy) läßt sich bei unserer in diesen Gegenden noch immer sehr mangelhaften Detailkenntniß kein einziger aus anderen Quellen wieder erkennen, ebenso wenig von den theilweise abweichenden Ortsnamen der Rückreise.

[2]) Die ausnahmsweise fehlende Distanz läßt sich aus der Rückreise auf etwa 7 bis 8 Meilen berechnen.

[3]) Wohl nach dem Dorfe Hassanoghlu benannt, welches auf der oberen Straße von Angora nach Katedschik, nördlich von der hier beschriebenen liegt.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Lande der Golden.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest.**

IV. (Schluß.)

Die großen Schamanen geben sich mit Krankenheilungen nicht ab, sondern ihr Amt besteht einerseits im Vorhersagen der Zukunft, andererseits in der Ueberführung der Seelen Gestorbener in das Jenseits. In ersterer Beziehung verfahren sie mit großer Vorsicht, indem sie ihre Weissagungen wie die Orakelspender aller Zeiten und Nationen in eine möglichst unbestimmte Form kleiden, damit ihnen kein Vorwurf gemacht werden kann, wenn bei vermeintlich treuer Befolgung ihrer Rathschläge der Frager einen Mißerfolg seines Strebens erlebt. Die Ueberführung der Seelen in das Jenseits ist eine ziemlich complicirte Handlung, über deren Verlauf Jakobsen Folgendes in Erfahrung gebracht hat. Nach der Beerdigung eines Todten wird der Platz in der Hütte, welchen jener bei Lebzeiten einzunehmen pflegte, mit einem zusammengefalteten Teppich bedeckt, auf dem ein Bündel Platz findet, dessen Umhüllung aus dem Kopfkissen, dessen Inhalt aber aus den Kleidern des Verstorbenen besteht. Vor diesem Bündel stellt man dann eine, auf einem grob geschnitzten hölzernen Untersatze stehende, etwa 20 cm hohe, menschliche Figur aus demselben Materiale auf, welche in Gesichtshöhe mit einem kleinen runden Loche versehen ist, das den Mund vorstellen soll. In dieses Loch wird häufig das Mundstück einer mit Tabak gestopften und angezündeten Pfeife gesteckt, die dann mit dem Kopfe auf der Erde ruht und dadurch Halt gewinnt, außerdem aber werden vor diese Statuette hin und wieder Holzgefäße mit zerlegtem Fisch und chinesischem Branntwein gestellt, als ob die durch dieses den Namen „Panja“ tragende Holzbildchen dargestellte Seele des Verstorbenen sich davon nähren sollte. Diese Erinnerungsstatuetten müssen nun so lange im Hause an dem früheren Platze des Verstorbenen aufbewahrt werden, bis die Seele des Todten von dem Schamanen in das Jenseits übergeführt ist. Da nun aber diese Ceremonie mit verhältnißmäßig großen Kosten — etwa 100 Rubel — verknüpft ist, so wird sie gewöhnlich im Herbst vorgenommen, nachdem die Golden durch reichen Fischfang und den Verkauf ihres Ueberflusses zu Gelde gekommen sind. Sehr häufig thun sich dann, um die Kosten zu vermindern, mehrere Familien zusammen und lassen die Seelen ihrer verstorbenen Mitglieder in Gemeinschaft in das Jenseits expediren; nicht selten aber vermögen auch arme Golden in langen Jahren nicht die Summe aufzubringen, welche dieser Akt der Pietät verschlingt. Dann kommt es wohl vor, daß sich in einer Hütte eine Menge solcher Panjas ansammeln, die durch die Einwirkung des Herdfeuers und Tabakrauches allmählich völlig geschwärzt werden, und es soll sich sogar ereignen, daß die lebenden Bewohner eines Hauses durch die todten so sehr im Raume beengt werden, daß sie sich gezwungen sehen, auszuwandern und eine neue Hütte zu erbauen.

Wenn eine goldische Familie sich entschließt, die Ueberführung ihrer Verstorbenen in das Jenseits vornehmen zu lassen, so benachrichtigt sie den nächsten Oberschamanen und seinen Gehilfen von ihrem Vorhaben und sorgt ferner für die Herbeischaffung einer erklecklichen Quantität von chinesischem Reisbranntwein. Nach der Ankunft des Schamanen wird dann am Ufer des Flusses, der das Dorf bespült, eine Hütte erbaut, welche ganz mit kostbaren Zeugen chinesischen Ursprungs ausgeschlagen und dem oder den Panjás als Aufenthaltsort angewiesen wird. Darauf richtet man in der Nähe dieser Hütte einen ziemlich hohen, mäßig dicken Mast auf, welcher durch eine an der Thür der Hütte befestigte und dann rings um die letztere gezogene Leine mit dem Wohnsitze der Seelen in Verbindung steht. An dieser Leine befestigt dann der Schamane eine Menge von bunten Zeuglappen, von Vogel- und Menschenfiguren aus Holz, welche letzteren sich vor den übrigen Idolen besonders dadurch auszeichnen, daß sie einen kammartigen Aufsatz auf dem Kopfe tragen [1]). Alle diese Dinge gelten als dienstbare Geister des Schamanen, welche ihm bei der Beförderung der Seelen in das Jenseits behilflich sein sollen. Dann wirft sich der Schamane in sein Kostüm, welches aber erst weiter unten beschrieben werden soll, und beginnt die eigentliche Ceremonie. Zu derselben weiht er sich durch den Genuß von Hundeblut, das er aus einer Holzschale von der Form einer Ente trinkt, und durch das Verbrennen eines Krautes, dessen Dampf ihn in eine gewisse Betäubung versetzen soll [2]). Nachdem er in feierlichem Schritte mit seinem Gehilfen die Hütte betreten hat, beginnen beide unter Trommelschlag und leisem Gesange einen Tanz, der fast nichts weiter ist, als ein in gewissen rhythmischen Bewegungen verlaufender Umgang um die auf dem Tische der Hütte oder einem eigens dazu hergerichteten Bette aufgestellten Panjás. Je länger dieser Umgang dauert, desto unverständlicher wird der Gesang des Oberschamanen, in welchem, wie bei den Burjaten und bei den nordwestamerikanischen Indianern, unheimliche Kehltöne eine bedeutende Rolle spielen, desto wilder aber werden auch seine Bewegungen, bis er endlich, wie von einer höheren Macht getrieben, aus der Hütte herausstürzt, auf den Mast zueilt und ihn mit bewundernswerther Schnelligkeit erklettert, indem er die oben erwähnte Leine nach sich zieht. Auf der Spitze des Mastes verbringt er dann schaukelnd und fortwährend die Arme und den Oberkörper bewegend oft mehrere Stunden, ohne die Augen zu öffnen, plötzlich aber läßt er sich wie leblos von der Höhe herabfallen. Nachdem er dann eine Zeit lang, den Athem anhaltend, am Fuße des Mastes wie todt gelegen hat, wird er von einigen der Umstehenden in die Hütte getragen und von seinem Gehilfen durch Gesang und Trommelschlag wieder ins Leben zurückgerufen. Wie neugeboren erhebt sich dann nach einiger Zeit der scheinbar Todte, tanzt und springt einige Zeit lang wie ein Besessener herum, wird dann aber allmählich wieder ruhiger. Hier tritt eine Pause in der heiligen Handlung ein, welche wahrscheinlich mit einer Rede des Schamanen ausgefüllt wird, in der er die Angehörigen der Verstorbenen ermahnt, nicht mehr traurig zu sein, sondern sich zu freuen, daß die Seelen ihrer Familienglieder in das Jenseits eingegangen sind, und dieser ihrer Freude durch den Genuß von einer Schale Branntwein Ausdruck zu geben. Dann macht der Oberschamane den Versuch, seine Mütze vom Kopfe zu nehmen, doch vermag er das trotz alles Reißens und Zerrens nicht fertig zu bringen. Auch das Schlagen mit einem dicken Stabe, den er bei sich trägt, pflegt nicht die beabsichtigte Wirkung zu haben, ja es soll sogar vorkommen, daß sich die Schamanen den Kopf mit einem Beile bearbeiten lassen, um die Mütze zu entfernen. Endlich tritt auch hier der Gehilfe des Schamanen als rettender Engel ein, indem er unter vielen seltsamen Geberden seinem Meister die Mütze vom Haupte nimmt und damit die heilige Handlung beendigt. Die allmählich wilder werdenden Bewegungen des Schamanen in der Hütte, bei denen er auch häufig ein langes Messer schwingt, sollen wohl einen Kampf mit bösen Geistern um die Seelen der Verstorbenen darstellen, die er denselben entreißt, indem er in vollem Laufe aus der Hütte eilt. Indem er den Mast erklettert, will er symbolisch sein Aufsteigen in den Himmel darstellen, wohin er vermittels der erwähnten Leine die ihm anvertrauten Seelen nach sich zieht, die ihm aber auch so noch von den nachfolgenden bösen Geistern streitig gemacht werden, wie seine heftigen Bewegungen auf der Spitze des Mastes zeigen. Erst nachdem er sein Werk vollbracht hat, erlahmt seine Kraft; er kann sich auf der mit aller Gluth der Ekstase erreichten Höhe nicht halten und stürzt herab, um dann durch seinen Genossen mit Hilfe der ihm untergebenen guten Geister zu neuem Leben erweckt zu werden. Ist die heilige Handlung vollendet, so werden die Erinnerungsstatuetten zerschlagen und damit fallen die Namen der Todten der Vergessenheit anheim, so daß z. B. ein Golde, welchen der Reisende fragte, wie sein verstorbener Vater geheißen habe, die Antwort gab: „Ich weiß es nicht mehr, ich habe es vergessen.“ Mit allgemeiner sinnloser Betrunkenheit der „trauernden“ Hinterbliebenen und ihrer Dorfgenossen schließt dann die Feierlichkeit.

Die Kleidung der großen Schamanen weist bei weitem mehr Besonderheiten auf, als die der kleinen. Der Oberkörper ist mit einer Lederjacke bedeckt, auf der sich zahlreiche Bilder von heiligen Thieren, wie Schlangen, Schildkröten, Eidechsen und andere zeigen. Unterleib und Beine stecken in einem Unterrocke von russischem oder chinesischem Zeug, der etwa bis zum Knie reicht. Bei den eben geschilderten Festen tragen sie über beiden Kleidungsstücken ein langes Obergewand aus weißem Zeuge, das ebenfalls phantastisch bemalt ist. Auf Brust und Rücken hängen eine Anzahl von runden Metallscheiben, welche von den Chinesen für sehr hohen Preis gekauft werden und nichts Anderes als Spiegel sind, während die Schamanen behaupten, daß sie gleich nach Erschaffung der Welt auf einem Baume gewachsen und von dem Stammvater ihres Volkes heruntergeschossen worden seien. Die Hände werden mit baumwollenen Handschuhen bedeckt, welche denselben Schmuck zeigen wie Jacke und Oberkleid. Eine Trommel führt auch der Oberschamane, und er behauptet, daß ihm die Gottheit durch dieselbe Offenbarungen zukommen lasse. Dieselbe Thätigkeit schreibt er auch dem Vogel Kori zu, welcher, aus Holz bestehend und mit Leder überzogen, über seinem Haupte aufgehängt wird. Ein weiteres Stück seiner Ausrüstung ist ein ziemlich langer und dicker Stab, der im Allgemeinen mit Schlangenhaut überzogen, sonst aber ohne

---

1) Diese Idole heißen Agami.

2) Vergl. Nr. 1 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift S. 15. Ob übrigens die im Texte genannten Vorbereitungen von den Schamanen vor dieser religiösen Handlung oder vor den von ihnen vollbrachten Opfern angewendet werden, will ich dahin gestellt sein lassen, denn Jakobsen's Bericht ist über diesen Punkt nicht ganz klar; der hohe Grad von ekstatischer Erregung, in welchem sich die Schamanen bei dieser Handlung befinden, rechtfertigt vielleicht die Fassung des Textes. Beachtenswerth ist übrigens, daß sich auch die Hametze der Bella-Koola-Indianer durch den Genuß von Hundeblut auf ihre religiöse Verrichtung vorbereiten, wie mir durch eine briefliche Mittheilung von Jakobsen's Bruder, der sich noch jetzt bei ihnen aufhält, bekannt geworden ist.

Schmuck iſt. Der, welchen Jakobſen mitgebracht hat, war urſprünglich an ſeiner Spitze mit einem metallenen Buddhabilde von chineſiſcher Arbeit geſchmückt, für deſſen Bedeutung übrigens der Beſitzer kein Verſtändniß hatte. Trotzdem bat er den Reiſenden, der ihm halb mit Güte, halb mit Gewalt ſeine Ausrüſtung abnahm, ihm wenigſtens dieſes Bild zu laſſen; wahrſcheinlich, weil er daſſelbe für einen ganz beſonders kräftigen Beförderer ſeiner Zwecke hielt. Neben der Trommel iſt das wichtigſte Stück der ganzen Schamanenkleidung die Mütze, von welcher allgemein angenommen wird, daß ſie der Sitz der dem Schamanen dienſtbaren überirdiſchen Macht iſt [1]). Sie iſt mit eiſernen Bügeln und Hörnern, ſowie mit Meſſingglocken verziert, und rings herum hängen von ihrer Spitze eine Menge von Streifen aus dem Felle von Bären, Zobeln, Vielfraßen, Wölfen, Füchſen und anderen Thieren herab. Wenn der Schamane nun bei ſeinen Tänzen, wie das zu geſchehen pflegt, heftig den Kopf ſchüttelt, ſo erklingen die Schellen, die Fellſtreifen aber fliegen ihm wie Schlangen um Haupt und Schultern und verleihen ihm ein wahrhaft unheimliches Ausſehen. Im Inneren der Mütze befinden ſich zwei ſtarke und breite Lederſtreifen, welche über die Backen gelegt und unter dem Kinn derartig befeſtigt werden, daß es allerdings ſchwierig iſt, die Mütze durch einen auch recht kräftig geführten Schlag vom Kopfe zu entfernen. Uebrigens dienen die erwähnten eiſernen Bügel und Hörner dazu, die Wucht dieſer Schläge derartig abzuſchwächen, daß ſie dem Getroffenen keinen Schaden thun. Bei länger dauernden Ceremonien pflegt in den Zwiſchenpauſen an die Stelle der eben beſchriebenen Kopfbedeckung eine weniger ſchwere und große zu treten, damit der Schamane ſich von der ihm aufliegenden Laſt einigermaßen erholen kann. Nach Beendigung einer Schamanenhandlung iſt es nicht erlaubt, die heiligen Kleider auf den Erdboden oder in den Behälter, der ſie ſonſt einſchließt, zu legen, ſondern ſie müſſen erſt einige Zeit lang aufgehängt werden.

Wie dem Reiſenden mitgetheilt wurde, verehren die Golden als höchſtes, ſegenſpendendes Weſen die Sonne; neben ihr aber außerdem als dem Menſchen freundliche Mächte den Mond, den Gott des Waſſers oder beſſer geſagt den Amurſtrom und endlich einen Waldgott, alſo neben den Tag und Nacht regelnden Geſtirnen diejenigen Dinge, welche ihnen das Daſein überhaupt ermöglichen. Wie auch bei anderen, dem Schamanismus ergebenen Völkern ſcheint bei den Golden ſich die Verehrung dieſer guten Gottheiten in kultiſcher Beziehung auf ein Minimum zu beſchränken, denn man meint, daß ſie ohnehin ſchon bereit ſind, dem Menſchen nur Gutes zu Theil werden zu laſſen, und daß man ſich vielmehr unabläſſig bemühen müſſe, die böſen Geiſter milde zu ſtimmen. Daher bringt man dem höchſten Weſen nur zweimal im Jahre ein Opfer dar, welches in einem ſchwarzen Schwein zu beſtehen pflegt. Zum Zwecke der heiligen Handlung verſammeln ſich an den betreffenden Feſttagen die Golden eines beſtimmten gottesdienſtlichen Diſtriktes gegen Sonnenaufgang auf einer Lichtung des Waldes, wo in der Nähe eines durch beſondere Größe und Schönheit ausgezeichneten Baumes zwölf ſtarke Pfähle in den Boden eingeſchlagen ſind. Hier tödtet der Schamane das zum Opfer beſtimmte Schwein, beſprengt mit dem Blute deſſelben die Pfähle und eröffnet dann, nachdem auch die Aelteſten der Golden die heiligen Pfähle beſprengt haben, ein Opfermahl, bei dem es höchſt fröhlich zugeht. Als beſondere Ehrengabe ſteht bei dieſem Opfermahle dem Schamanen der Kopf des Schweines zu. Zur Zeit des Mondwechſels pflegen die Golden das Nachtgeſtirn mit ſtillen Gebeten zu verehren, zu deren Vollbringung jeder einzelne auch ohne die Unterſtützung des Schamanen berechtigt und befähigt iſt. Dem Amur werden als Opfergaben hölzerne Fiſche dargebracht, deren Rücken ſchüſſelförmig ausgehöhlt und mit Hirſe angefüllt ſind. Ein ſolches feierliches Opfer findet alle Jahr einmal von Seiten ganzer Diſtrikte ſtatt; daneben aber vollzieht ein ähnliches auch jeder einzelne Angehörige des Volkes, wenn er, um ſich günſtigen Fiſchfang zu verſchaffen, es für nöthig hält. Bei dieſen Einzelopfern ſoll, wie Jakobſen berichtet, nur die Hirſe in den Fluß geſchüttet werden, während der Holzfiſch, nachdem man ſeine Höhlung mit Steinen angefüllt hat, am Ufer niedergelegt wird. Was letzteres Verfahren bedeuten ſoll, weiß ich nicht zu erklären; denn ſollte etwa das Gefäß für ſpäteren Gebrauch aufbewahrt werden, ſo geſchähe das ohne Zweifel weit ſicherer im Hauſe des Opfernden, oder ſollte etwa beabſichtigt ſein, daß ſich der Fluß bei höherem Wellenſchlage oder Waſſerſtande ſelbſt den Holzfiſch aneignete, ſo würde dieſer Erfolg doch viel beſtimmter erreicht, wenn man ohne Weiteres zugleich mit dem Inhalte die Schale verſenkte. Wahrſcheinlich liegt hier ein Mißverſtändniß von Seiten des Reiſenden vor, wie es bei der immerhin großen Eile, welche er beim Sammeln ſeiner Nachrichten anwenden mußte, wohl unterlaufen konnte.

Neben dieſen ohne Bild verehrten vier höchſten Weſen exiſtiren noch eine Menge von anderen guten Mächten, welche, in der Geſtalt von Thieren und Menſchen abgebildet, in jedem Goldenhauſe gefunden werden. Alle dieſe Götzenbilder ſind roh aus Holz geſchnitzt oder ſie werden aus Stroh angefertigt, hin und wieder findet man auch wohl ein Thierbild aus Metall oder eine Puppe aus Fiſchhaut. Es würde unmöglich ſein, alle die bei den Golden vorkommenden Götzen aufzuzählen; ich beſchränke mich daher auf einige wenige, welche von beſonderer Bedeutung ſind. So ſteht an der Wand der Vorderſeite des Hauſes eine etwa 70 cm hohe weibliche Geſtalt, welche als Beſchützerin des Hauſes gilt. Dieſelbe Bedeutung hat in anderen Gegenden ein ziemlich langer Stab, der hin und wieder auch mit Schnitzerei verziert iſt und im Inneren des Hauſes aufgeſtellt iſt. Andere ſchon oben beſchriebene Frauengeſtalten gelten als Beſchützerinnen der kreiſenden Frauen; andere als Beſchützer der Kinder, an deren Wiegen übrigens auch kleine Puppen aus Fiſchhaut befeſtigt werden, welche demſelben Zwecke dienen ſollen. Beſonders bemerkenswerth iſt es, daß man für den Fall, daß von Zwillingen das eine Kind ſtirbt, zum Schutze des überlebenden einen beſonderen Götzen verwendet, nämlich eine kleine Männergeſtalt mit ſchwarzem Hute. Auch als Schutzgott für die Pferde dient ein beſonderer Götze, ebenſo wie ein hölzerner Vogel als Helfer bei der Jagd angefleht wird. Am zahlreichſten ſind die Fiſchgötter vertreten, welche zunächſt als hölzerne Fiſche erſcheinen, und zwar ſo, daß deutlich Lachſe, Störe, Schleien, Hechte und andere von einander zu unterſcheiden ſind. Daneben findet man Menſchengeſtalten, ſowie Tiger und Bären aus Stroh [1]) und Holz, unter denen ſich die Tiger durch ihre eigenthümliche, bei allen Golden typiſch gewordene Geſtalt auszeichnen.

[1]) Daraus erklärt ſich auch die Unfähigkeit des Schamanen, nach vollbrachter heiliger Handlung die Mütze mit Aufwendung rein irdiſcher Mittel von ſeinem Haupte zu entfernen.

[1]) Dieſe Strohfiguren werden nach Jakobſen's Mittheilung von den Frauen angefertigt, das heißt wohl von Schamaninnen (ſ. unten), wie ſie, um das hier noch nachträglich zu erwähnen, bei den Golden neben den männlichen Gliedern der Zunft erſcheinen. Uebrigens verrichten dieſe weiblichen Schamanen gerade ſo wie die ſogenannten kleinen Schamanen vor allem den Dienſt von Aerzten.

Auf den ersten Blick möchte man sie für Krokodile halten, doch steht dem nicht nur der Umstand entgegen, daß Krokodile den Golden völlig unbekannt sind, sondern auch die ausdrückliche Erklärung der letzteren, daß diese Figuren Tiger bedeuten sollen. Dabei ist es nun im hohen Grade merkwürdig, daß die Verwendung des Tigers als Fischgötze und als Amulet gegen Krankheiten nach Norden hin nur bis zum Gorin reicht, während jenseits desselben bei dem oben besprochenen Uebergangsvolke und den Giljaken der Bär an seine Stelle tritt. Es hängt diese Erscheinung damit zusammen, daß der Gorin in dieser Gegend die nördliche Grenze des Verbreitungsbezirkes des den Golden so furchtbaren Thieres bildet, während an dem Nordufer des Stromes der Bär als Herrscher über die Thierwelt eintritt. Die Golden, welche die Stärke des Tigers an sich selbst zu erfahren so oft Gelegenheit haben, zollen ihm göttliche Verehrung, ihre nördlichen Nachbaren, welche seine Macht gar nicht oder doch nur von Hörensagen kennen, versagen sie ihm [1]). Die Fischgötter werden, ehe man auf den Fang auszieht, um Hilfe und Segen angefleht. Fällt der Fang reichlich aus, so schreibt man ihnen den Erfolg zu und belohnt sie mit Opfern, die darin bestehen, daß man ihnen das Maul mit dem Fette oder Blute von Fischchen bestreicht oder sie mit Flossen schmückt; bleibt dagegen der erbetene Segen aus, so entzieht man den Fischgöttern die Verehrung und fertigt neue, welche vielleicht bei der nächsten Gelegenheit schon wieder anderen den Platz räumen müssen [2]). Daher trifft man dieselben überall bei den Golden in großen Mengen an, und so ist es denn auch Jakobsen gelungen, eine ganze Anzahl derselben zu erwerben.

Nur selten stellt ein Golde die in seinem Hause befindlichen Götzenbilder oder Amulete selbst her, sondern er läßt sie von dem Schamanen anfertigen und bezahlt sie ihm mit hohen Preisen. Ueberhaupt wissen auch bei diesem Volke die Schamanen ihr Gewerbe gründlich zu ihrer Bereicherung zu benutzen, wie sie z. B. den größten Theil der immerhin beträchtlichen Kosten, welche die Ueberführung der Seelen in das Jenseits erfordert, für sich einheimsen oder bei Krankenheilungen und Prophezeiungen schon ihren Lohn in Empfang nehmen, bevor sie die religiöse Handlung vollziehen, um im Falle des Mißerfolges ihres Gewinnes nicht verlustig zu gehen, was allerdings bei der allen Golden eigenthümlichen Furcht vor der Macht dieser Zauberpriester selten genug vorkommen würde.

Zum Schlusse will ich noch eine Sage des Volkes über seine Entstehung mittheilen. Vor langen Zeiten, heißt es, lebte in dem Lande, welches jetzt die Golden bewohnen, ein Held von gewaltiger Größe und Körperstärke. Dieser Mann litt ganz außerordentlich unter der Hitze, die damals auf der Erde herrschte. Denn es gab nicht wie heute nur eine Sonne, sondern drei, welche mit ihren sengenden Strahlen alles Leben auf der Erde zu ersticken drohten. In Folge dessen gab es auch nur wenig Wasser, und wenn einmal ein Fisch es wagte, aus dem Wasser herauszuspringen, wie sie es heute an schönen Tagen so gern thun, so büßte er seine Kühnheit sicher mit dem Tode. Ebenso gingen viele Thiere des Waldes durch die Sonnengluth, welche allen Pflanzenwuchs zerstörte, elend zu Grunde. Da faßte eines Tages der Held den Entschluß, diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu bereiten, und ging schnell an die Ausführung desselben. Eines Abends, als die Sonnen zur Ruhe gegangen waren, stieg er mit Pfeil und Bogen bewaffnet auf einen hohen Berg und erwartete hier den Anbruch des Tages. Als nun die Sonnen eine nach der anderen am Himmel empor stiegen, spannte er mit gewaltiger Kraft seinen Bogen und durchschoß die erste und die zweite mit seinen Pfeilen, so daß sie erloschen und herabfielen. Nun wurde es auf der Erde erträglich; überall sprudelten frische Quellen aus der Erde hervor und füllten die Flüsse, in welchen die Fische fröhlich ihr Wesen trieben, und Gras und Bäume gediehen herrlich den Thieren des Waldes zur Nahrung. Zuerst freute sich der Held dieses frischen, fröhlichen Lebens, aber bald wurde es ihm einsam inmitten aller der Herrlichkeit, denn es gab außer ihm keine Menschen. Da fand er bei seinen Irrfahrten im Lande einen mächtigen Baum, an dessen Zweigen runde, glänzende Scheiben hingen, von welchen er mit sicherem Schusse eine herunterholte. Kaum berührte dieselbe den Erdboden, so verwandelte sie sich in ein menschliches Wesen, das Weib. Der Held nahm dasselbe zu sich, sie lebten als Mann und Weib, und von ihnen stammen die Golden.

[1]) Erwähnen will ich hier, daß als Idol die Schildkröte bei den Golden nur in der Nähe der Mündung des Ussuri von Jakobsen constatirt ist, und daß dies gerade die Stelle ist, wo meines Wissens allein im Amurgebiete die Schildkröte von Schrenck nachgewiesen ist.

[2]) Wir haben es hier sowie in dem Glauben der Golden an die Heilkraft der oben besprochenen Amulete mit den deutlichen Resten des früher auch bei ihnen herrschend gewesenen Fetischismus zu thun.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein nicht vom geographischen, aber vom statistischen und volkswirthschaftlichen Standpunkte interessantes Buch ist Rudolf Bergner's „Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute“ (Breslau, J. U. Korn's Verlag. 1887. Preis 10 Mk.), schon darum, weil unsere Litteratur über dieses Reich überaus dürftig ist. Der erste Theil bietet in unterhaltender Form Reiseschilderungen, der zweite wissenschaftliche, namentlich statistische Daten und Tabellen, die zum Theil auf officielle oder officiöse Quellen zurückgehen. Das Ganze ist mit ersichtlicher Vorliebe für die Rumänen geschrieben, ohne die Schattenseiten zu verschweigen. Bergner führt uns zuerst nach der Villenstadt Bukarest, die gegen früher an Civilisation bedeutend gewonnen hat, dann nach Jassy, diesem Judenneste ersten Ranges. Die Opposition der rumänischen Regierung gegen die Juden, von deren Schmutz, Aberglauben und Wucher er Unglaubliches berichtet, billigt er durchaus (S. 77); übrigens werden dieselben nur in der nördlichen Moldau zur Plage — in der Walachei finden sie sich nur vereinzelt (S. 167). Bergner behauptet (S. 349), daß die Bevölkerung solcher Städte, wo die Zahl der Israeliten die der Christen übertrifft, in demselben Maße abnimmt, als die der Juden wächst, während die rumänische Rasse, die städtische Bevölkerung der Walachei sowohl, als auch die der Dorfgemeinden im ganzen Reiche, sich beständig vermehrt. — Dann wird ein Ausflug in die Karpathen erzählt, das zurückgehende Galatz, das aufblühende

Braila und Konstanza (Küstendsche) geschildert, dessen Ausfuhr seit den zwei letzten Jahren um 100 Proc., dessen Einfuhr um 300 Proc. gestiegen ist und für dessen Hafen die Kammer unlängst 20 Millionen Lei bewilligt hat. — Mit der Erwerbung der Dobrudscha hat Rumänien ein schlechtes Geschäft gemacht: es mußte einige Hunderttausende seiner Söhne und Töchter mit Bessarabien abtreten und erhielt dafür eine klägliche fremdartige Bevölkerung in der Dobrudscha, die unablässig bestrebt ist, dem Lande den Rücken zu kehren (S. 157). Namentlich die Tataren wandern nach Osten aus; in unergiebigen Jahren, weil sie sich unglücklich fühlen, in ergiebigen, weil sie alsdann Reisegeld haben. Das erklärt die erschreckende Bevölkerungsabnahme der Dobrudscha: von 250000 Seelen ist die Bevölkerung auf 170000 gesunken (S. 148 f.). Aus dem zweiten Theile heben wir hervor die Abschnitte über die zahlreich vorhandenen Heilquellen (S. 262 ff.), die Ortschaftsstatistik (S. 305 ff.), die Bevölkerung (S. 351). Im Ganzen ist es nicht gerade ein durchaus erfreuliches Bild, welches vor uns aufgerollt wird, es zeugt nur für die unerschöpfliche Lebenskraft des Landes, wenn seine Finanzen sich verhältnißmäßig in gutem Stande befinden. Denn Ackerbau, Weinbau, Viehzucht sind heruntergekommen und ebenso der Verbesserung bedürftig, wie die gesammte Lage der Bauern (S. 380). Der Salzexport ist zwar groß, Wälder noch reichlich vorhanden und die freie Jagd ergiebig, aber sonst existirt ebenso wenig ein Bergbau als eine Forstwirthschaft oder ein Jagdgesetz. Die rumänische Industrie befindet sich noch in den ersten Anfängen, abgesehen von den Ausländern gehörigen Fabriken; der Handel ist blühend, aber gleichfalls meist in den Händen von Ausländern. Dagegen befriedigt die Entwickelung der Eisenbahnen und der Schiffahrt durchaus. Mancherlei bedarf in Rumänien noch der Besserung, aber die Aussichten für die Zukunft sind die schlechtesten nicht.

Asien.

— Der zwischen Großbritannien und China bezüglich Birmas und Tibets am 24. Juli 1886 abgeschlossene Vertrag, dessen Ratificationen am 25. August d. J. in London ausgewechselt wurden, hat im Wesentlichen folgenden Inhalt: „Art. I. Da bisher Birma alle zehn Jahre eine Mission geschickt hat, um Producte des Landes zu überreichen, so stimmt England bei, daß die höchsten Behörden Birmas fortfahren sollen mit diesen alle zehn Jahre wiederkehrenden Missionen, deren Mitglieder birmanischer Rasse sein sollen. Art. II. China stimmt zu, daß England in allen Angelegenheiten, welche sich auf die gegenwärtig von England in Birma ausgeübte Herrschaft und Autorität beziehen, Freiheit haben solle, nach bestem Ermessen zu handeln. Art. III. Die Grenze zwischen Birma und China soll durch eine Kommission abgesteckt werden und der Grenzverkehr durch eine eigene Convention festgesetzt werden. Beide Länder versprechen, den Handel zwischen China und Birma zu ermuthigen. Art. IV. Da die von der chinesischen Regierung eingeleitete Untersuchung ergeben hat, daß die in einem besonderen Artikel des Vertrages von Tschifu vorgesehene Expedition nach Tibet auf viele Hindernisse stößt, so verspricht England die Expedition abzuberufen. Da die britische Regierung den Handel zwischen Indien und Tibet zu beleben wünscht, so wird es die Pflicht der chinesischen Regierung sein, nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse Maßnahmen zu treffen, um die Bevölkerung zur Entwickelung des Handelsverkehrs anzuregen. Falls es ausführbar ist, soll die chinesische Regierung dann Handelsregulative erlassen. Sollten sich aber unüberwindliche Hindernisse zeigen, so wird die britische Regierung nicht in ungehöriger Weise darauf dringen." — Der letzte Abschnitt in Betreff des indisch-tibetischen Handels ist so gut wie nichtssagend; aus seiner Fassung leuchtet offenbar Chinas feste Absicht hervor, die von Großbritannien so lange und lebhaft gewünschte Eröffnung Tibets auch jetzt noch nicht zu gewähren.

Afrika.

— Das Reuter'sche Bureau hat aus St. Paulo de Loanda eine vom 9. September datirte Depesche empfangen, der zufolge Major Barttelot, der mit einer Besatzung von etwa 100 Mann im Lager von Yambuga am Fuße der Stromschnellen des Aruwimi gelassen wurde, betreffs Stanley's Expedition für den Entsatz von Emin Pascha folgende Mittheilungen nach Leopoldville sandte: „Major Barttelot empfing Nachrichten von Hrn. Stanley, die er etwa am 2. Juli nach einem zehntägigen Marsche von Yambuga nach dem Inneren abgefertigt hatte. Zu dieser Zeit war Stanley noch immer auf der Fahrt den Aruwimi aufwärts begriffen, welchen Fluß er bis auf eine gewisse Entfernung oberhalb der Stromschnellen schiffbar fand. Hier ließ er ein mitgebrachtes stählernes Walfischfangboot vom Stapel, sowie mehrere Flöße, die von der Expedition angefertigt und für den Transport des schweren Gepäcks bestimmt worden waren. Sämmtliche Mitglieder der Expedition waren bei guter Gesundheit, und Lebensmittel waren in den großen Dörfern unweit des Flusses leicht zu erlangen. Das Land, welches die Expedition passirte, zeigte eine allmähliche Steigung nach einem etwas hoch gelegenen Tafellande. Eine andere Karawane von 480 Mann folgt der Expedition am linken Ufer des Aruwimi. Die aus 40 Sansibarern bestehende Vorhut, unter Führung des Lieutenants Stairs, ist aus leicht bepackten Mannschaften zusammengesetzt, deren Aufgabe es ist, nach Proviant zu forschen. Stanley hoffte etwa am 22. Juli im Mittelpunkt des Distrikts Mabodi anzukommen und erwartete, Wadelai Mitte August oder früher zu erreichen. Der Vorstoß vollzog sich so friedlich, daß Stanley den Major Barttelot instruirte, daß, sollte dies fortdauern, er ihm in Kurzem Befehle senden würde, der Expedition an der Spitze der in Yambuga zurückgelassenen 100 Mann auf derselben Route zu folgen." Major Barttelot hatte, begleitet von Tippo Tip, die Wasserfälle besucht und eine Abtheilung von 20 Mann daselbst zurückgelassen. Tippo Tip kam am 16. Juni an der Station der Wasserfälle an. (A. Z.)

Inseln des Stillen Oceans.

— Ein Telegramm aus Cooktown überbringt der Neu-Guinea-Compagnie in Berlin die Nachricht, daß eine wissenschaftliche Forschungsexpedition unter Führung des Dr. Schrader an Bord des Seedampfers „Samoa" den Kaiserin-Augusta-Fluß bis 141° 48' östl. L. befahren hat. Die frühere Fahrt des Dampfers „Ottilie" erstreckte sich auf ungefähr 200 Seemeilen, während jetzt der Strom auf eine Länge von etwa 260 Seemeilen schiffbar befunden worden ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

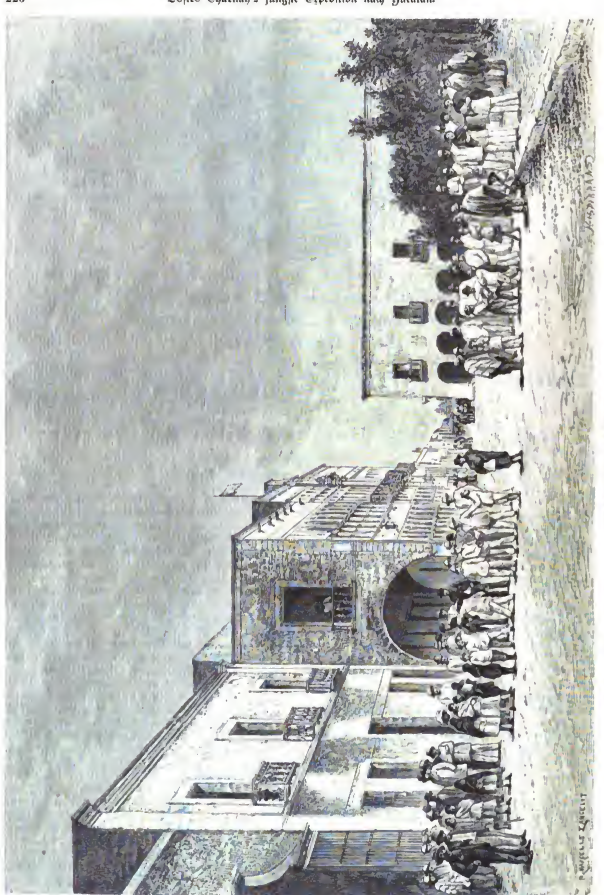
III.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

An demselben Platze, wie die verwüstete Kathedrale, liegt auch das Stadthaus von Valladolid, ein Gebäude ohne jede Originalität, aber auch ohne Prätention, in welchem die Bureaux des Magistrats, der Präfektur, die öffentliche Bibliothek und ein Wachlokal vereinigt sind. In letzterem waren damals die mit der Vertheidigung der Stadt betrauten Milizen untergebracht. Sonst bietet Valladolid nichts Bemerkenswerthes, abgesehen von seinem Cenote, einer geräumigen und tiefen Grotte; dieser Teich gehört mit seinen Felsstürzen, seinen Höhlen, Stalaktiten und dem schönen Spiegel klaren grünlichen Wassers, in welchem hübsche schwarze Fische spielen, zu den schönsten und malerischsten der ganzen Halbinsel. Die Fische waren schuppenlos und von glatter Haut und gehörten zur Familie der Siluroiden; die größten maßen 18 bis 20 cm Länge. Sie haben auf beiden Seiten des Bauches zwei Stacheln, welche eine gefährliche Verletzung erzeugen sollen: die Haut ist glatt wie beim Aal und färbt die Hände beim Anfassen stark roth und Alkohol rosafarbig. Sie waren so zutraulich, daß Charnay mit einem rohen Angelhaken rasch ein Dutzend derselben fing, die ein treffliches Gericht abgaben und im Geschmacke an den Aal erinnerten; als er aber am folgenden Tage nach dem Cenote zurückkehrte, um sich ein frisches Gericht zu angeln und etwa auch einige Exemplare für das Pariser Museum zu erbeuten, biß kein einziger Fisch, offenbar durch Erfahrung gewitzigt, mehr an.

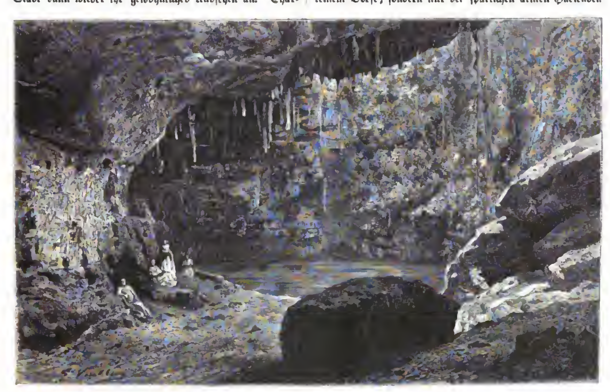
Was die Einwohner der Stadt Valladolid anlangt, so stimmt Charnay mit allen früheren Berichterstattern in dem Lobe ihrer Herzlichkeit, ihres Wohlwollens und ihrer Gastfreundschaft überein. Sowohl der oberste politische Beamte, als auch der militärische Befehlshaber stellten sich ihm zur Verfügung; Oberst Traconis überließ ihm für die ganze Dauer seines Aufenthaltes ein mit Möbeln ausgestattetes Haus und sein Freund Manuel Herrera diente ihm bei allen Ausflügen als Führer. — Als Typen der Bevölkerung mögen die auf unserer dritten Abbildung dargestellten Personen dienen: vorn sitzen der indianische Häuptling Aniceto Zul, einer von denjenigen, welche im Jahre 1886 wiederum die Offensive ergriffen hatten, und neben ihm der yucatekische General Canton; dahinter steht ein Mestize und ein Indianer, letzterer, sowie sein Häuptling, leicht an ihren Zügen und ihrer Kleidung kenntlich.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten schlecht; die Regierungstruppen waren in drei auf einander folgenden Gefechten geschlagen worden, und in Folge dessen herrschte allgemeine Aufregung und alle Verbindungen waren unterbrochen. Der geplante Besuch der Ruinenstätte Koba war dadurch für Charnay unmöglich geworden; denn es befand sich in der ganzen Stadt kein einziger Soldat mehr, der ihn hätte begleiten können, und die Möglichkeit, sich allein dorthin zu begeben, war einfach ausgeschlossen. Valladolid war nur von einigen Hunderten rasch bewaffneter, aber ganz ungeübter- und fast munitionsloser Milizen beschützt, so daß unter seinen Einwohnern große Bestürzung herrschte, denn dieselben glaubten, daß das Endziel der Indianer eine neue Plünderung ihrer Stadt sei. In ruhigen wie in Kriegszeiten hatte man ein Signalsystem eingeführt, welches darin bestand, daß man rings in der Umgegend dort, wo sich die Indianer am wahrscheinlichsten nähern würden, Posten im Walde versteckte, welche Tag und Nacht dort aushielten und beim geringsten Anzeichen vom Heranrücken des Feindes die Lunte einer gefüllten Bombe anzuzünden hatten. So-



Das Stadthaus in Valladolid.

bald dieselbe platzte, steckte der nächste Posten die seinige an, dann der dritte, der vierte u. s. f., so daß die Einwohner der Stadt und der umliegenden Dörfer gewarnt wurden und sich für den Angriff vorbereiten konnten. In einer Nacht nun hörten die Wachtposten den Knall einer solchen Bombe oder glaubten ihn wenigstens zu hören und bald ertönte auch die Sturmglocke; Charnay, der nichts ahnte, wachte davon auf und sah bald darauf sein Zimmer von den zum Theil weinenden Frauen des Hauses erfüllt; nun erst erfuhr er den Grund des Alarms. Rasch kleidete er sich an und begab sich durch die finstere Regennacht nach dem Rathhause. Ueberall liefen Leute umher, um Nachrichten einzuziehen, und ganze Familien flüchteten sich schon in die Kathedrale. Als der Tag anbrach und sich keine Indianer zeigten, wurde man ruhiger und fing an, jenen Bombenknall für problematisch zu halten. Allmählich nahm die Stadt dann wieder ihr gewöhnliches Aussehen an. Charnay aber, welchem der Indianerangriff den Besuch von Koba vereitelt hatte, sollte durch eine andere Entdeckung mehr als entschädigt werden. Als er sich, unglücklich über sein erzwungenes Nichtsthun, bei denjenigen Einwohnern der Stadt, welche sich mit Antiquitäten abgaben, nach alten Denkmälern erkundigte, theilte ihm einer derselben, Don Juan Medina, mit, daß in den Wäldern seiner Hacienda Ek-Balam, etwa 30 km nördlich von Valladolid, also gänzlich außerhalb des Bereiches der Indianer, zahlreiche Pyramiden mit theilweise noch aufrecht stehenden Monumenten und Gewölben vorhanden sein sollten; der Besitzer selbst aber hatte noch nichts davon gesehen. Die ganze Mittheilung beruhte nur auf Hörensagen; aber der indianische Name Ek-Balam, d. h. der schwarze Tiger, schien vielversprechend. So reiste Charnay in einer Volanecoche dorthin ab; der abscheuliche Weg führt gerade nördlich über Tizimin, bei keinem Dorfe, sondern nur bei spärlichen armen Haciendeu



Cenote von Valladolid.

und einfachen Ranchos vorbei. Die Vegetation zu beiden Seiten war um so schöner. Um fünf Uhr Morgens waren Charnay und Don Juan von Valladolid abgefahren, um $9\frac{1}{2}$ Uhr trafen sie bereits auf der Hacienda Ek-Balam ein. Ein weiter, von indianischen Hütten umgebener Platz liegt vor dem Hofe der Hacienda, in seiner Mitte erheben sich zwei mächtige Ceibas und verbreiten in der heißen Jahreszeit angenehmen Schatten. Zwei Höfe für das Vieh, eine kleine, mit Kokospalmen bepflanzte Huerta und ein langes strohgedecktes Gebäude, das als Wohnung und Vorrathsraum dient, bilden die ganze Ansiedelung.

Nach einem einfachen Frühstücke machten sich die beiden Herren auf den Weg nach den Ruinen, voran zwei Indianer mit Waldmessern, um ihnen den Weg zu bahnen. Etwa 1 km von der Hacienda zeigen sich zahlreiche Pyramiden, von jeder Größe und wie durch Zufall umhergestreut; weiterhin andere, bedeutendere, im Viereck angeordnet, mit Ruinen und zum Theil noch aufrecht stehenden Bildwerken bedeckt. Eine große Entdeckung! Sofort kehrte Charnay, ohne auf die Bemerkungen seines Begleiters zu hören, nach Valladolid zurück, um seine Instrumente und seinen photographischen Apparat zu holen und damit eine vollständige Durchforschung der Ruinen vorzunehmen. Mit Don Juan wurde ein Vertrag wegen der zu stellenden Arbeiter abgeschlossen, und am dritten Tage befand sich Charnay wieder in Ek-Balam. Während sich die Indianer unter Leitung des Don Manuel Herrera an die Ausgrabung der Denkmäler machten, durchwanderte Charnay die ganze Stadt des schwarzen Tigers und machte auf Schritt und Tritt neue Funde und Entdeckungen. Dieselbe muß einst ein bedeutender Ort gewesen sein; sie enthält Denkmäler von der uns bereits genugsam bekannten Art und ist verhältnißmäßig modern, denn sie gehörte mit Choaca, Ake, Koba jenen östlichen, von dem Eroberer Montejo besuchten Städten zu jener Gruppe größerer und kleinerer Ortschaften, welche zur Zeit der Conquista blühten und sich nach dem Sturze der beiden

großen Herrscherfamilien, d. h. nach dem Falle des Toltekenreiches, unter Maya-Häuptlingen entwickelt hatten.

Eine Menge zerstreuter Pyramiden umgiebt in Abständen von 100 bis 300 m den Kern der Stadt selbst, welcher aus einem gewaltigen rechteckigen Platze von 80 und 100 m Seitenlänge besteht. An seinen vier Hauptecken ist derselbe von verschiedenen Gebäuden eingefaßt. Im Westen erhob sich auf einer gemauerten Esplanade von 75 m Länge, 40 m Breite und 5 bis 6 m Höhe ein 70 m langer Palast, welcher den westlichen Rand der Esplanade einnahm. Dieses Gebäude bestand aus einer doppelten Reihe kleiner nicht zusammenhängender Gemächer, darin wie durch ihre gleiche Größe Klosterzellen gleichend; es waren ihrer etwa 24, auf jeder Seite 12, und jedes 2 m breit und 5 m lang. Ihre Thüren sind schmal und innen mit Haken versehen, an denen Matten zum Verschlusse der Oeffnung aufgehängt werden konnten. Charnay hat dieses Bauwerk „Palast der Nonnen" getauft, weil in allen alten Städten derartige

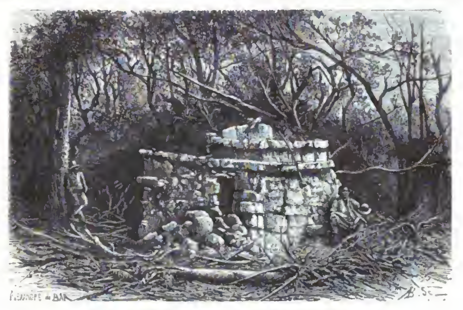


Aniceto Jul und General Canton.

Bauwerke mit zahlreichen Gemächern so heißen; in Uxmal, wie in jeder anderen großen Stadt, gab es ja ein Collegium von vestalischen Jungfrauen, welche mit der Unterhaltung des heiligen Feuers betraut waren. Das Aussehen dieser Ruine, seine Abmessungen, seine Einfachheit, sein schmales und wenig vorspringendes Gesims bringen Charnay zu dem Glauben, daß der obere eingestürzte Theil ebenso kahl, wie die untere Hälfte der Mauer, und nur mit Malerei verziert war. Das zeigt also einen ganz anderen Charakter, als jene gewaltigen Bauten von Chichen, Uxmal und Kabah mit ihrem massiven Material, den vorspringenden Gesimsen und der prächtigen Dekoration, welche die Gebäude von oben bis unten bedeckte; an Stelle der einstigen großen Fürsten sind jetzt zahlreiche unabhängige Kaziken getreten, welche weder die Macht, noch die Mittel, noch auch den Geschmack jener besaßen, sondern nur noch deren Werke in ärmlicher und kleinlicher Weise nachahmten. Auch befanden sich die Maya-Stämme bei Ankunft der Spanier entschieden

im Verfall; sie standen nicht mehr unter jener eisernen Organisation, welche aus ihnen das gehorsamste aller Völker gemacht hatte, und verfielen so rasch wieder in Barbarei, daß, wenn die Spanier ein Jahrhundert später gekommen wären, sie vielleicht nur noch Spuren der früheren Civilisation vorgefunden hätten.

Wie uns die Geschichtsschreiber berichten, hatten die Mayas eine Vorliebe für die Einsamkeit und die Stille der Wälder und flohen das Treiben der Städte und Dörfer; das ist aber keine Eigenschaft eines civilisirenden Stammes. Als beim Sturze der Toltekenherrschaft die Halbinsel in eine Menge kleiner Fürstenthümer zersplitterte, war das der



Kleiner Tempel in Ek Balam.

Anfang einer Rückkehr zu dem ursprünglichen wilden Leben des Naturvolkes und heute, wo diese Indianer zum großen Theile ihre Freiheit wieder erlangt haben, sind sie in die Wälder zurückgekehrt und führen ein Leben der Isolirung,



Ruinen des Palastes der Nonnen in Ek Balam.

wie es für sie so großen Reiz hat — übrigens ein höchst natürlicher Atavismus. Das Volk der Maya ist demnach niemals civilisatorisch aufgetreten, sondern ist nur gewaltsam durch eine fremde Rasse civilisirt worden, und die Denkmäler Yucatans sind auch nicht auf die Mayas zurückzuführen.

Nun zurück zu den Ruinen.

Zur Rechten des erwähnten großen Platzes, d. h. im Osten und gegenüber dem Palaste der Nonnen, erhebt sich eine große dreistöckige Pyramide, auf deren Spitze Charnay spärliche Reste eines Tempels fand. Darunter entdeckte er einen kleinen, mit Schutt erfüllten Raum, an dessen Thür ein Theil der Ornamentik — ein Todtenkopf aus Stuck

und Reste von Inschriften — erhalten war. Seine ursprüngliche Vermuthung, es mit einem Grabe zu thun zu haben, erwies sich aber nach dreitägiger Ausgrabung als falsch: es war eine einfache Kapelle. Immerhin lieferten die Arbeiten einige interessante Funde, darunter Bruchstücke einer Terracottastatue, welche schwarz bemalt war. Vielleicht liegt darin eine Beziehung zu dem Namen der Stadt, Ek-Balam oder Schwarzer Tiger, wie auch ihr Kazike hieß.

An der Südseite des Platzes, aber nur einen kleinen Theil derselben ausfüllend, liegt auf einer ziemlich niedrigen Pyramide ein doppelter Palast; die beiden gleich großen Bauwerke sind etwa 18 m lang und enthalten jedes vier ziemlich große Räume, welche vielleicht die Wohnung des Kazikeu darstellten. Auch hier war die Ausschmückung ärmlich, ohne Skulpturen und nur aus bemaltem Stuck bestehend. Im Südosten des Platzes liegen im Walde auf einer schönen Esplanade zwei weitere Gebäude, beide sehr klein, wahre Kapellchen, davon eine ganz zerstört, die andere noch aufrecht stehend, aber in schlechtem Zustande. Letztere erinnert an ähnliche Tempel auf den Inseln Mugeres und Cozumel, deren Heiligthümer zur Zeit der Conquista in voller Blüthe standen; sie umschließt nur einen einzigen Raum von $4^1/_2$ m Breite, 2,70 m Tiefe und 3 m Höhe, war mit Stuck überzogen und weist über der Thür noch Spuren von Inschriften auf.

Die ganze Nordseite des Platzes wurde einst von einer Pyramide eingenommen, in welcher Charnay jedoch keine Ausgrabungen vornahm, da sie nur aus Schutthaufen bestand. Durch Dammschüttungen stand sie mit der östlichen Pyramide in Verbindung; zwischen beiden wurden eine Anzahl sehr gut erhaltener Cisternen gefunden, welche zur Aufnahme des von den Esplanaden und Pyramiden abfließenden Regenwassers bestimmt waren. Davor breitet sich eine Milpa aus, d. h. ein nach indianischer Weise bestelltes Feld, für dessen Anlage der von den Vorfahren gereinigte und geebnete Stadtplatz eine vortreffliche Stelle darbot. Um ein Feld herzurichten, beackern die Indianer nicht den Boden, wie man es in Europa macht; dazu wäre die felsige Oberfläche Yucatans nicht geeignet. Man begnügt sich vielmehr damit, das Gebüsch abzuschneiden und die Bäume 1 m über dem Erdboden umzuhacken, was meist im Oktober geschieht. Dann läßt man beides bis zum März trocknen und zündet es bei Südostwind an. Die große Menge zurückbleibender Asche düngt den Boden, in welchen der Indianer bei den ersten Regengüssen seine Maiskörner legt; kommen keine Heuschrecken, was leider nur zu oft geschieht, so darf er einer reichen Ernte entgegen sehen.



Eine Milpa oder yucatekisches Ackerfeld.

Ek-Balam ist, wie gesagt, Vertreter einer Epoche des Verfalls, welche bisher unbekannt war, weil die Städte derselben in Folge ihres schlechten Materials, der Kleinheit der Gebäude und der mangelhaften Bauweise fast vollständig zerfallen und verschwunden sind, weil ihre weniger schönen Reste die Aufmerksamkeit der Reisenden weniger auf sich zogen, und weil dieselben vom Centrum mehr entfernt lagen und deshalb weniger besucht wurden.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. H. Kiepert.

IV. (Schluß.)

1. April von 6 bis 3 uhr 5 ungr. meil in ein klein dorflein Dgiermj genant, nicht so hoche perg als vor dato, den ganzen tag das gestrige wasser gehabt und dardurch bis in 25 mal gefaren, scheint ein solch wasser sein wie die Wien, zu seiner zeit an ihm selbs klein, allein ein pergwasser, das vom regen und schnee groß wird. Die Inwoner sind solche barbari, daß sie nichts mehr wissen, ob es das wasser Halis sey und wie es vor zeiten genannt gewesen. Die Turken nennens alles Su, das ist wasser, und ungefehrlich von der stelle da es fur fleußt. Ein meil von dem dorf bis ins nachtlager glitzend stein gefunden, soll alumen squamosum oder lapis specularis [Marienglas] sein.

2. April. 6—12 uhr 5 ung. M. zu eim dorf, alda kein mensch daheim gewest, heißt Alligwyss[1], erstlich uber ein breiten berg, darnach uber ein wasser so von der linken seiten von Septentrione fleußt in das ander wasser,

[1]) Ali-göz, Auge (d. i. Quelle) Ali's?

darneben wir zogen und den ganzen tag zu der rechten gehabt haben; obstandt zwirchwasser ist ein trieb ungeschmach salniterisch wasser, nach kupfer schmeckend, das fleußt von eim kupferbergwerk, so auf der linken seiten gelegen bei einer statt und schloß Kangri[1]) genannt, soll Agi-su [Adschi-su, „bitteres Wasser"] auf turkisch heißen, wird das wasser Halis sein, scheint ein bos wasser sein. Alsbald wir uber das wasser Agi oder Halis gefaren sein um 9 uhr hat sich ein wunderbarlichs geburg angefangen bis um 12 ur oder weiter, ganz kahl von mehr farben und von alabastersteinen, grauen und roten steinen, große adern, solche perge sinnd lautr salz, graulich und weiß, wo man das erdrich kost ist es gesalzen und aus diesem salzberge ist ein wasserlin geflossen, daruber wir auch gefaren, als breit daß man es uberspringen mag, dasselbig ist so gesalzen gewest, wie das wasser zu Hall im Innthal, fleußt vergebens in das wasser Halis, wenn man gleich gern wollt alda salz sieden, hat man nit so viel holz daß man darbei kochen mocht[2]). Die Turken kunden nichts zu nutz bringen, seind allein aufs rauben geschickt. — In der ebene im thal fleußt das wasser Halis, dann muß man wider uber ein geburge — ist all nit schoner zu wunschen, allein daß kein holz noch wein hat. Umb diese Zeit hat sichs angefangen, daß im dorf die paurn alle ihre heuser verlassen haben und sich mit ihrem viech in die geburg an die wasser lagern in hutten. Das wasser darneben wir auf den 2 April am urfar [Ueberfahrt] gelegen, ist ein trieb kalt tief wasser, breiter als die Gran zu Gran oder der Main zu Frankfurt mag sein, heissen die Turken an demselbigen ort Kaczul-Armut [Kizil-Irmák] ist sovil als rot wasser, soll aus den gepurgen komen, die wir zur rechten hand gesehen, darbey ein statt liegen soll Znas [Siwás] genannt, alda vil Armenier. Die wasser daruber wir von dato zweien tagen und auf dato gefaren fliessen alle darein und machens also groß, wird das wasser Halis sein, ist auf dato so groß als die Thunau zu Ofen mag sein[3]).

3. April. 6 bis 2 uhr 6 meil ungrisch, alles gegen aufgang zogen in ein dorf genannt Czukur-kuy[4]). Das gestrig wasser Halis den ganzen tag gesehn und auf der rechten hand gelassen und jenhalb noch hocher schwarz gepurge und vil dorfer. Auf den seiten des wassers den ganzen tag berg und tal gefaren, zu der linken hand das kahl steinig salniterisch gepurge gelassen — und uber drei bachlin die aus dem gepurge von links gekommn — an vil orten seind die perge rot leimig erdrich, ein weil eng ein weil breite theler, wohl angebaut mit traid. Seind an der straffen durch ein dorf gefaren, alda der kayser vor etlich tagen gelegen und waidwerk pflegt, heist Kutlar-sarai. Die ganzen straßen herein ist das volk verprent und schwarz wie halbe moren, habn scheußliche weibsbilder ubel durchaus gekleidt. Mehr an den straßen kein antiquitet gesehen, darumb das irgends in dem land wenig stette wesen sein mussen, helten sonst die alten steine alle zu ihren begrebnussen gefirt. In denen landen fehrt man nicht mit wagen, kann auch nit uberall fahren.

4. April frue 6 bis 5 uhr, 7 bis 8 meil wegs bis Zorom [Tschorúm, Czoram Pr. Choron Busb.] ein lange schwere tagreiß, uber ein gesalzen bachlin, zwirchs fliessend von dem geburge, daruber zwo hulzen pruggen beyeinand, ist noch ein schons weits tal gewesen, dorfer auf den seiten, angeseete felder und griene baume in ackern, dergleichen man in etlich tagreisen nit gesehen hat. Darnach sind wir uber das wasser Halis zogen, ist gegen der linken hand geflossen, daruber ist ein hulzene pruck neu gemacht 190 schritt lang und 5 breit, hat von beiden seiten erhochte gelender[1]), das wasser ist rot und trieb, hat hoche urfer.

Darnach hat sich ein berg angefangen dergleichen lengern und hochern wir auf der straffen nit zogen sein, anfenglich kahle saliterische perg und gegen der hoche holz klein und groß zerstreut, forchen oder kienbaum, kranawitbeerstauden, auch stauden wie segelbaum gestalt die habn solche schwarze kranwetbern wie bey uns groß und wohlgeschmach, weiter ein quell von gutem trinkwasser als auf der straffen vil tag nit mag gewesen sein und uber ein wasserle von dem gepirg bey der statt Czoron gegen uns fliessend, daruber vor zeiten ein alt Romisch steinen prucklein gewesen.

Die turkische statt Czorom (Tschorum) wer draussen[2]) mit einem dorfe gleich, hat kein maur umb sich, ligt under einem berge, hat eine schone breite ebene und ackerfelder, kein garten, haben zwo steinen Metzil gesehen. Bosen wein hat man von eim armenischen dorf in die statt pracht. Wir sind gelegen bei irer begrebnus, die auf einem hubel liegt, darauf vil alter Columnen und an den werksteinen etliche kriechische unlesliche schriften[3]).

5. April von 6 bis 11 uhr in ein dorf Alwan Czelibi [Tschelebi] von wegen der Derwisch-wohnung nennen sie es auch Deke (Tekhie Pr.[4]), das ist Derwischcloster und einsidlen; erstlich ein weil von Zorom ein eben thal bis an zwei kleine bachlin zwerchs uber fliessend, danach lauter kahle steinige gepurge und auf den seiten noch hochere schneegeburge gesehen, hat kein holz denn allein irgends ein kienbaum weit von dem andren. Im dorf ist ein hulzene Meczit, alda haben die Derwisch ein kirchen von steinen schlecht gebaut, die von allen gepeuen gerissen, also ungefehrlich gestalt; darin wohnen 5 paurn und narren, die sich

[1]) Kjankari, vulgäe Tschangri, das alte Gangra, noch immer eine ansehnliche Stadt. Danach muß der Weg, welchen die Gesellschaft geführt wurde, das linke Ufer des wirklichen Halys weit abwärts verfolgt haben, womit die Autorität der Zeichnung des betreffenden Flußlaufes durch den Ingenieur Briot, der ich in den angeführten Karten gefolgt bin, mit ihren starken, durch Felsrisse gebildeten Flußkrümmungen allerdings schwer zu vereinigen ist.

[2]) Die von Hamilton (Travels in Asia Minor I, 405) beschriebenen Steinsalzlager von Tschajanköi gehören ziemlich derselben Gegend an, liegen jedoch auf dem entgegengesetzten Ufer des Stromes.

[3]) Der scheinbare Widerspruch hinsichtlich der Wasserfülle erklärt sich durch die in diese Gegend treffende Einmündung des größten südlichen Zuflusses des Halys, von dem wir nur den türkischen Namen Delidsche-irmák (toller Fluß) kennen. Doch ist die Vergleichung mit der Donau eine starke Uebertreibung. Man sieht, daß der Autor über die Identification des Halys nicht von vornherein sicher gewesen ist, indem er diesen alten Namen zuerst einem kleinen nördlichen Zuflusse beilegt; erst zuletzt hat er das Richtige getroffen. Es ergiebt sich daraus, daß das wahrscheinlich im jedesmaligen Nachtquartier niedergeschriebene Tagebuch keine spätere Redaktion seitens des Verfassers erfahren hat.

[4]) So Wf., richtig Tschukúr-kjöi, „Grubendorf"; sonst stark entstellt: Pr. Czatarkroy, Busbek Gouturthoy!

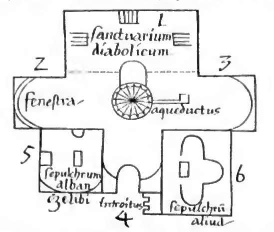
[1]) Unzweifelhaft dieselbe, welche jetzt der von Iskelib nach Jozgad und Kaisarie führenden Hauptstraße dient; weiter abwärts, wo der Halys in enge Felsschluchten tritt, ist ein Fahrweg längs des Flusses überhaupt nicht mehr möglich. (Nach G. Hirschfeld's Lokaluntersuchung 1884.)

[2]) Er meint: in europäischen Ländern. Aehnlich angeekelt äußert sich vor einem halben Jahrhundert Hamilton (Travels I, 378), welcher glaubte der erste europäische Besucher zu sein, und neuerdings Humann (a. a. O. S. 85).

[3]) Lesbar nur die nach Dernschwam's Copie C. I. Gr. III, 4105 edirte.

[4]) Thekethioi (statt Tekke-kjöi „Klosterdorf") bei Busbeck und auch Hamilton hat keinen anderen Namen gehört, Perrot 1861 dagegen den wirklichen nach dem mohammedanischen Heiligen, den er wohl nach moderner Aussprache Evten-Tchelebi schreibt; als Scheich-'Alwán-Tekkijessi kennt das Kloster schon die beste Autorität, der Fortsetzer des türkischen Geographen Hadschi-Chalifa (Dschihánnüma, türkische Ausg. Konst. 1732, S. 625). Das Eindringen in das Innere des Heiligthums ist nur der Gesandtschaft, keinem neueren Reisenden gelungen.

der almusen, heimblicher rauberei und aller schelmerei und buberei behelfen. 1) der schelmen sanctuarium, darin sie belen mit decken uberlegt, hat oben ein hulzen poden mit erdrich uberschutt, auswendig ist ein grosser stein in der hoche eingemauert, darauf ein kriechisch Epitaphium gestanden, 2 und 3 abseiten, 4 der eingang in die runde oben



gewelbt, 5 ist daran gepant, darin ein erhaben grab mit planen zamlot bedeckt, daruber ein weiße stol und turkischer bund gelegt, 6 daran ist noch ein stockte paut mit drei runden gewelben, darin auch ein grab, soll S. Jorgen freund sein gewesen. Von keinem heiligen wissen die Turken nicht als von S. Jorgen, den sie nennen Chedir-Iles, das er sei gewesen in den Lande Cappadocia ein beruhmter rittersman und daß er nicht gestorben sei und noch lebe und wer ihn anruft, weß glaubens er sei, denselben hilft er. Sie sagen auch von einem Drako, der alda gewohnt habe auf dem perge, ist oben in der hoche ein zeichen 6 schritt lang mit steinen gelegt, als lang der Drako gewesen soll sein. Under dem perge ein weisser marmelstein, darin sicht man wie hufeisen, soll S. Jorgen mirakel sein. Die Derwisch haben anzeigt, wie S. Jorgen roß an den ort mitten in ihr kirchen ein wasser aufsteigt in ein stein, das sein roß alda mit dem fuß das wasser erweckt habe, das doch von anderswo, wie wir die locher gesehen, dahin geleit ist. Und daß dieselbige gegend einem herrn oder kunig hab zugehort, nachend von obstandem dorf Balwan Czetibi gelegen, ist genannt Allekat[1]) soll ein große statt sein gewesen, dahin man uns neben der straffen gefuert in ein dorf Sagana[2]) komen, darnach gen Aetkat, ist ein zerschleift dorf in einer klammen — allein ein alten stein gefunden, weiter in zwo meilen mehr begrebnus an der straffen auf einer großen seulen C. Jul. Vero Maximino nobilissimo Caesari[3]).

6. April von fruh 6 bis 4 oder 5 uhr, gute 6 meilen in ein dorf Bagblidezscha[4]), schone landschaft, hat viel weite grunde, woht angeseet, mehr dorfer, wein- und obsgerlen, leimig rot-erdrich.

7. April fruh bis mittag drei gute meil bis Amasia. Ein schon zimlich groß wasser fleußt gen Amasia von der rechten her, das ist Iris[5]) und zu der statt zeucht man wol ein halbe meil in einer Clausen zwischen kahlen steinigen geburg, die straß ist eng also, daß unserer wagen keiner dem andern weichen kundt, auf der rechten seiten mag man reiten und gehn am steig und wo man nit hat vor dem velsen gehn mugen, seind durch den vels hin wider hoche und nidere fußwege ausgehauen in 5 schuch breit, welche ihre naturliche gelender haben. Und die statt kann man eher nit sehen, bis man gar hinzukombt, bis wider an das wasser, das im grund zwischen hochen geburgen fur fleußt und wo es neben dem wasser erdboden hat, da seind wein- und obsgarten, ackerfelder, alle von stein- und kotmauren befriedet und lustheusten von kot darein. Wenn man zu der statt kombt ist wider ein hulzene brucken 80 schritt lang, dabei etlich hoche wasserreder, die wasser heben in die gerten und stehen noch zwo alte schone kirchen von werkstucken rechts und links gegen uber, sonoch die Kriechen gepaut haben, alda gehet der weg durch wie durch ein ander thor. Die heuser sind alle aus gebrenten zieglen und kot gemacht und die inngeben von ungehaunem holz und tramen von zweien gaden hoch, unden seind roßstelle, oben auf ihre wohnungen, auch mit tramen uberlegt und bretern, darauf reisig und mit erden uberschutt einen halben ellen dick und liegt schier auf jedem hauß ein runder langeleter stein, wie ein columna, mit demselben hin und wider gewalzen schlecht man den estrich wie mit eim cilinder. Fast mitten in der statt ist ein alter runder thurn von zieglen, darin man in ein schnecken hinauf gehet, hat oben ein vier- oder achteckelen umbgang und uber sich ein klein spitzig thurnlein, habn noch die Kriechen gepaut, ist irgends ein glocken darin gehangen.

Ist ein arme elende paurn statt von kot wie die schwalbennester ubereinander, sollten nit heuser genannt werden, sitzen in der zimmer wie in ein gefengnus, habn kein kuchen [Küche] in keinem hausse, nur in den kamern kleine kamin, darbei sie kochen. Sind in 11 Metziten aber die furnemste so der Bajazeth gepaut mit zwey turnen.

Das ober schloß hat wol ein schon ansehen auswendig, seind aber nur dinn maurn und inwendig kotheuser, darin dienstvolk wohnt und ein Purggraf, der das ganz jahr nicht fur das thor darf gehen. In dem undern schlosse bin ich gewesen, ist von steinen mauern, auswendig rund, inwendig von ungeprenten zieglen, holz und brettern ohne dacher — ist mitten drin ein groß haus tief in der erden oder felsen, darumb man oben gehen mag und hinabsehn, wie ein keller durch hulzen gitter, ist oben mit pley gedeckt, — in welchem hauß des Kaysers zelt liegen. Auf dem schloß gehet man an der steinwand herumb in die felsen hinein, und große thor scheinen gehauen, der seind 5 nach einander, je eins hocher als das ander, das seind nicht wohnungen gewesen, sonder alter heidnischer Künige begrebnus, — von ersten sind zwo hoche stolwand gegeneinander uber ausgehauen in zween landsknechtische spieß hoch und in 2 oder 2½ schritt breit, ist ein stolwand in 10 schritt lang hinein in velsen und von einer wand zu der andern ist der vels auch ausgehauen wie ein schwibpogen uber sich, — also das der umbhaute velß frey stehet, so seind die zwo stolwende hindurch auch zusammen gelochert worden. — Under anderm ist zu dem hochsten begrebnus in 70 staffel hinauf ein breiter gang mit ein gelender in die steinwand ausgehauen.

Von wegen des Mustaffa, des Kaysers sohn, so er umpringen lassen, ist das land Cappadocia vast geschwurig und heimlich Persianisch, darumb der Turk viel richten [hinrichten] lassen. Der Kazulbascha, soll heißen Schachane [Schahanschah] hat nit also vil volk als der Turk und dazu kein geschutz, darumb stehet er kein schlacht, aber weil das land gepurgig ist, hinderzeucht er ihn und zwackt ihm taglich vil volk ab, hauts alles nieder. — Und wie die gefangen Cristen sagen, soll der Turk dem Kazul nicht 50 mann ab-

[1]) Aetkhat Pr., Aurhat bei Hamilton und (nach diesem) bei Perrot, richtiger Archat bei Chanykoff. Ztschr. d. Berl. Ges. f. Erdk. 1866, S. 432.

[2]) Tchaana bei Hamilton, Tchahanah bei Perrot.

[3]) Römischer Meilenstein, C. Inscr. Lat. III, 308.

[4]) Ballizscha Pr., Baglison Busbeck, richtig Baghlidscha „Weinbergsort", nach Chanykoff, Barth, Perrot.

[5]) Gelehrter Name aus dem Alterthume; die türkischen Namen (Tozanlu-su und Jeschil-irmak) scheint der Autor bei seinem längeren Aufenthalte in Amasia nicht erkundet zu haben.

geschlagen haben, aber der Kazul dem Turken viel tausend, weil er behender zeucht, in einem tag oder nacht so vil als der Turk in 3 tagen. — Denn sie die Persianer nichts von den Turken halten und seind vast beherzt wider sie und die Turken sind ein gar elend weibisch volk haben kein herz gegen ihnen; wan die gefangenen und verleugneten Cristen nit weren, als die Krabaten, Winden, Bosner und Ungern, reudig vermaledeit ungezifrig volk, die erger und verzweifelter sind als der Teuffel selbs, so wer der Turken mannheit gar nichts.

Solch volk ist ein hart volk, das nur von dem viech lebt und sauer milch ißt und trinkt allein wasser, sind alle wie halbe moren verprinnen auf der sonnen, solch volk das hitz kelt hunger durst und armut gelitten thuet es uns Cristen zuvor, die wir im kriege nur wohlleben wollen, wein und uberflussig provand nachfuren, und davon wird all unser kriegsvolk krank daß sie ganzen tag auch nacht fressen und saufen, auch ubel kleidt sein, regen wind kelten und hitz nit leiden kunnen, so uberkommen sie alle krankheit, preun, bauchweh, durchflussig werden, wie ich wohl darbey gewesen zweimal under Ofen gesehen hab. Wenn man unserem volk kein wein nachfueret und sie wasser trinken lernet wie die Turken pflegen, wurden sie auch besser kriegsleut sein, alda wurd man sie gehorsam machen, wurden nicht mehr balgen gottslestern aufrurig sein von wegen ihrer bezahlung, wurden auch nit also spilen und mehr verkleiden als ihr besoldung ist, wie ich ihr vil gesehen, die in 18 Wiener ellen daffet under die ploderte zerschnittene hosen zu futter tragen, die ihnen mogten nachschleifen.

Zu Amasia findt man kein weintabern, uns hat ein Kriech vom land in ziegenheuten wein zugefurt aber theur und doch nichts sonders, hitzige kalchwein und alle roth geferbt mit ebulo [Hollunder] und dazu gemengt mit geprannten wein; heimlich haben auch etlich Armenier in steinern krugen under der erden wein vergraben, doch vor den Turken offentlich nicht geben dorfen, — wir haben wohl weisse wein gefunden, die also naturlich alda herumb gewachsen, noch lassen sie die nit ungemacht, wie wol sie laugnen, so sind sie doch also hitzig unlieblich zu trinken, das sich einer darnach erschuttet, als hett er lauter geprannten wein getrunken.

(Rückreise.)

Sie folgt genau derselben Linie, nur durch andere Nachtquartiere werden Abweichungen von dem ersten Bericht bedingt und auf diese können wir unseren Auszug beschränken.

Abfahrt von Amasia am 2. Juni Nachmittag 3 M. nach Bagdlitza.

3. Juni fruh bis 6 uhr 8 meil in ein dorf **Karabagin**, das wir des wegs verfehlt, liegt in einen thal vast steinig [1]), hat gut kalt wasser; in der Metzit uber der thur ist ein alt romisch Epitaphium.

4. Juni 6 M. nach Czorom.

5. Juni Czukurkoy, alda hat herr Say in obstandnem wasser Halis gefischt und bald zwo große schaiden gefangen $1^1/_2$ Wiener ellen lang.

6. Juni 8 M. Aligunhs.

7. Juni fruh bis halb 7 uhr, 9 bis 10 M. feldlager an eim guten frischen wasserle neben dem dorf **Abasla** [?], uberall vil seltsamer kreuter gefunden die man in der Apotheken braucht und draussen nicht hat, als Abrotonus, Ruta, Salvia silvestris et romana, Dragantum, Folia Senae, Rubia tinctorum, Cilicriza [Glycyrrhiza] oder suesholz, Absintium ponticum.

[1]) Also seitwärts der Hauptstraße, daher von keinem neueren Reisenden bemerkt. Die Inschrift C. I. Gr. III, 4116 wird auch aus Belsus, Abschrift unter dem Ortsnamen Karadyl (?) citirt.

8. Juni 7 bis 4 uhr 6 meil ins Dorf **Kalaba** [?] sind auf dato wieder fur das alte zerschleifte closter gefahren, am wasserle daruber ein steinern prucken von quadratten gewesen.

9. Juni fruh bis 11 uhr mittags 4 meil nach **Ancira**.

Nahend bei Ancira in $^1/_2$ meil ist ein Closter zu unser frauen genannt, ein schlechte alte kriechische kirchen, darin seind 4 oder 5 munich Armenier — alda ist ein groß alt Cristen begrebnus, dahin von den alten herlichen Romischen Palatien große zerbrochen stein seulen und Epitaphien gefurt [1]).

11. Juni den ganzen tag sovil als wir vor in 2 tagen hinein gereist 9—10 M. nachend bei Jalanczy-Ali gelegen.

12. Juni 10—11 M. neben dem wasser Sangari neben der prucken gelegen.

13. Juli von fru bis umb 3, 10 Meil oder mehr fur ein dorf heißt **Karagiedi** [2]).

14. Juni von fru bis 3 uhr, 9—10 meil uber das wasser Kuthe-su in ein dorf **Ugus**, auf den begrebnus so auf einem berge ist, sind viel alte stein, darauf geschrieben Antiquitates [3]).

15. Juni, fruh bis 3 uhr 9 meil nach **Mutalal** (**Mutalop** Pr.) auf dem gemeinen begrebnus seind vil zerbrochner antiqaitates deren man wenig recht mehr lesen kann, alles kriechisch [4]). Gegen obstandem dorf uber under dem gepurge mag man ein alte statt sehen, nennen die Turken ungleich, einer Ekyscher einer Beylik [5]).

16. Juni fru bis $2^1/_2$ uhr 8 M. bis Boz-byugk.

17. Juni 7 oder mehr M. durch Pazarzikh bis Agbing.

18. Juni 8 M. bis Nicea.

19. Juni still gelegen.

20. Juni uber den langen wald, wo ein alter gepflasterter weg gewest, so noch der Romer gemacht, 9—10 meil per Kasikhly.

21. Juni Nicomedia, 22 Gewise, 23 Skutar, zusammen 143 meil bis Constantinopel.

Constantinopel hat alles schlecht hulzen und nieder geben, nit halb als gut als in Schwaben oder Bayrn ein gemein dorf, als draussen nit einem stall gleich sehen. In ander leut heusern kann man nit underkomen wie in der Cristenheit, sind auch nit darauf gepaut und ist zwischen ihnen kein ehrbarliche vertraulichkeit nicht daß ein freund zu dem andern sollte einziehn durfen, dann sie selbs nit versammlungen durfen haben. Darum handelsleut und kriegsvolk alles in die Karvasalia einziehn, wie zigeinerisch gesind. In solchen karwasalia sind auch K. Maj. Botschafter eingesperrt gewesen, sambt den dienern und verhuetet und

[1]) In der dem Reiseberichte angehängten Inschriftensammlung (es gehören hierher C. I. Gr. III, 4019, 4045; C. I. Lat. III, 253, 244, 275) wird das Kloster armenisch **Surb-Pogos**, d. h. S. Paulus, genannt.

[2]) Karagiegi Pr. (— jedi „sieben"? oder — gedit „Rücken, Anhöhe"?) C. I. Gr. III, 4126.

[3]) C. I. Gr. III, 4041 — 4048, auch nach der Abschrift von Belsus, der irrig Ogur und Ogul schreibt; von D. auf der Hinreise am 22. März schon nahezu richtig als **Ugus** erwähnt; **Ujuz-hammami** „Krätzebad" nach einer heißen Heilquelle in Humann's neuestem Reiseberichte.

[4]) Die Inschriften nach Busbeck's Copie im C. I. Gr. III, 4136 — 4140; aber sein Ortsname **Montalab** ist ebenso falsch wie das bei Tournefort (1704) vorkommende Mounptalat; Dernschwam's Schreibweise wird durch Tschihatcheff's (Itinerar von 1849, 25. Mai) und Humann's **Mutalib** bestätigt (ungenauer Mutalyk in Wrontschenko's Karte von 1835), ebenso wie die Lage nahe nördlich von Eskischehir.

[5]) Jenes ist der schlecht verstandene Name, dieses Titel „Fürstenthum, Fürstensitz".

verschlossen worden wie andre gefangene leut und nit frey ausgehn lassen. In der Karwasalia auf den gangen in einer abseiten hat es ein heimlich gemach mit stulen auf ihr arth, und als oft ein durkischer schelm darauf gehet muß ihm sein erkaufter gefangener ein krug mit wasser nachtragen, alda wascht er sich wie ein beschissen kind mit dem finger im arsch umbgewandt und als oft er sein wasser abschlagt auch dergleichen, als unverschamt wie andre seue. Solche Mores hat auch ein Ungrisch Bischof von Gran, Paulus de Warda gehabt, der im 15. Jahr zu Presburg gestorben, welcher mit verlaub stets vor den leuten mit dem finger im arsch umbgangen ist, daß einem grausen hat sollen, ein gefeffre supp mit ihm zu essen. Sollten die Turken papier brauchen, wer ihrem Machomet ein große unehr; wo sie nur ein stucklein weiß oder beschrieben papier finden, so heben sie es auf und sagen, daß ihr heiliger glauben auf papier sey geschrieben, in ehren gehalten soll werden.

In den kamern der Karwasalia sind lauter handwerker und am meisten schuster gewest, unbeweibte leut, die ihren zins daraus geben, was sie fertigen tragen sie feil aus, kocht ihr keiner nit, auch der wirt kocht fur seine gest nichts, haben auch gar kein kuchen [Küche] nit darinnen, sondern die sudelkoch tragen ihr eine zween kupfern kessel am hals hangende von eim zum andern herumb, ist in den einen Czorba, das ist ein koch [Gekochtes] oder mus von linsen, gersten, faseoli, ein suppende speiß, in den andern etwa ein lumpen oder schlecht schafenfleisch. Die Turken lebn ubel, essen gar schlecht ding als kes brot knobloch zwieffel rettich plutzer [Melonen] und vil obs durch das ganze jahr aus und trinken wasser darauf, ander nationen wurden krank davon, schadt ihnen nicht; wer ein Czerbet vermag zu trinken das ist ein wasser mit honig angemacht, der ist ein herr. Wann ein Turk wohlleben will, so tragt er das schaffleisch grad von dem mezger zu dem sudelkoch, der schneidt es gar kleine setzt es ungewaschen in ein diese kupfern schussel im bachofen, laßt es in seinem feisten rosten, thut geschnittn zwiffl daran und ein wenig essig, also frist er das fleisch samt dem unflat.

Nach dem abendmahl pflegen sie durcheinander zu singen als wenn die hunde heuleten, haben keine melodei noch lieblich gesang nach den noten, ihr gesang ist allein Alla illa hillala, mit diesem gesang mocht man hundert meil wegs ziehn, wie die Ungern mit ihrem lied daidanum haidanum, hat kein end nit. — und ihr spilleut, pfeiffer trommeter und pauker haben so ein liebliche musica, als wenn die seue untereinander kurren und wenn man ein alten pelz ausklopfet.

Es ist nit wie in der Cristenheit, das der gemein mann von einem land zu dem andern, wie die lanzknecht und andere landfarer pflegen, laufen und frey ziehen durfen, man siecht anderst auf, wer nicht dem Kayser zugehort, das ist welcher nit ein Czauß oder Janezar ist, sein gewonliche tracht furt, wie ihr brauch ist, der kann selb dritt oder funften nicht durchs land komen und wann irnz kaufleut hin und wieder reisen wollen, so samlen sich auf der straßen ihr viel zusamen, damit sie sicher durch mugen komen, nehmen von einer statt zu der andern bekannte oder ein Janczar mit sich; — item die Juden und frembde kaufleut aus Polen, Reussen, Walachey, Ungern wissen nach ihrem prauch aus und ein zu reisen, sind uberall mit ihrer waar frey, wann sie nur dem Kayser seine maut zahlen, und mancher hat kaum fur 20 oder 50 fl. waar, als ungrisch messer, hute, preusisch rot leder, geprannte wein und bier, leinwat und ungezweifelt seind die Juden alle kundschafter auf beiden theilen und wer es wagen will, der mag mit solchen leuten bald aus und ein komen, auch weiter hinein in Aegypten und Asiam ziehen.

Wie wohl der Kayser ein unsaglich dienstvolk in krieg furet, so bleibt doch ein unsaglich volk noch in der statt, denn Constantinopel allein ein konigreich von volk ist, darum so große hurerei alda ist, als in der welt mag sein; wann Spahi Czausen und all ander besoldt volk ein jahr, zwei oder drei außen bleiben, dieweil habens ihre weiber gut, baden den ganzen tag, kommen in etlich tagen nicht heim, saufen in winkeln wein, gehn ihr etlich mit einander zu einem in ein haus, dahin dann puben sich finden lassen, treibens mit einander wie das viech und wie auch zu Rom und Venedig unverschamt getrieben wird, also sind zu Constantinopel viel tausend offner huren, gehen alle vermummt, daß sie auch ihre menner underwegens nit kennen."

Das Wenige, was auf der am 3. Juli von Constantinopel angetretenen Rückfahrt durch Bulgarien und Serbien nachträglich bemerkt wurde, findet sich bereits der obigen Darstellung der Hinreise einverleibt; etwas ausführlicher wird der Erzähler erst, wo er diesmal auf dem Landwege über Esseg den ungrischen Boden wieder betritt und zwar, da er hier nichts in geographischer Beziehung Neues zu berichten hat, in Schilderung der entsetzlichen Zustände, welche die türkische Verwüstung herbeigeführt hatte. Viele mannhafte Leute hatten verzweifelnd sich in die damals noch ausgedehnteren Wälder geflüchtet und jagten als Haiduken den Türken selbst, auch den wohlbewaffneten Geleitsreitern des Gesandtschaftszuges Furcht ein. Daß die furchtbar gemißhandelten Ungern selbst die Hoffnung auf baldige Wiedervertreibung der Türken nicht aufgegeben hatten, scheint die wiederholt angeführte „verehrung so die armen leut im durchziehn dem kaiserlichen botschafter entgegengebracht" zu bezeugen. Andererseits läßt es der Autor an Vorwürfen gegen seine Glaubensgenossen und neuen Landsleute nicht fehlen; von den Bewohnern von Bátuszél heißt es „seind ungrisch und lutterisch und doch erger als die Turken". Semlin gegenüber Belgrad „ist jetzund einem schlechten dorf gleich, das schloß gar zerschleift — soll der Turk eher eingenommen haben als Weißenburg [Belgrad] das doch nichts fest gewesen — auf solche heuser haben sich die Ungern an der granitzen verlassen, ist ein pfaffengassen der Thunau San Tran Theissa nach gewesen, also haben sie das land mutwillig verloren".

Als Hauptschuldigen an dem Unglück, welches das Land und die ganze Christenheit durch die türkischen Verwüstungen und Eroberungen getroffen, nennt der Autor, außer dem wiederholt mit den derbsten Phrasen überschütteten Papste „der alle zerruttung in der Welt gemacht und allein daran schuldig daß der Machomet in Asia oberhand genommen" einen angeblichen Rivalen des Mediceers Leo X., den Bischof Thomas von Gran, welcher gewissermaßen zur Entschädigung für die getäuschte Hoffnung von dem neuen Papste die Indulgenz zum Predigen eines Kreuzzuges gegen die Türken 1514 aus Rom zurückgebracht habe, „und klagt man auf diese stund in Ungerland und alle umbliegende lender, daß sich die weltliche fursten solche ehrlose pfaffen von ihres eigen geiz und ruhms wegen habn verfueren lassen und ihnen glaubt, als wolten sie den Turken blos mit aufrurischem volk und ohne geld schlagen".

Das Eindringen türkischer Bevölkerung in Südungern wird wiederholt in den allerdings damals sehr verfallenen, vor Zeiten großen Märkten Sata (Sotin in Sirmien), Bukhuwar (Bukovar), Muhaczisch (Mohács) bemerkt: „seind Ratzen [Serben] Ungern und Turken durcheinander wohnend, doch jetzund das mehrer theil turkisch." „In Ofen haben die Janitzaren das schloß innen, ist elendig anzusehn, gehet das dachwerk alles ein, die heuser gehn ein gaden nach dem andern ein, bauen nichts allein so vil einer trucken sitzen mag, wo große weite zimmer und saal gewesen haben sie

lesterle von holz und koth gemacht, die keller brauchen sie nicht, sind mit mist ausgefullt, die heuser also verbaut, daß man die thor und großen einfahrten nicht erkennen mag, dann vor den heusern obdacher und kremerladen gebaut, darin die handwerker nach turkischem brauch auf der gassen sitzen. Aus unser frauen kirchen haben die Turken die oberste Metzith gemacht, die altar und grabstein heraus gethan und anderst gepflastert. S. Jorgen kirchen ist die andere metzith, darbei ein neuer thurn auf turkisch art [ein Minare] darauf ihre hoschia schreien. Die hunde haben auch die hohen fenster uber die helfte vermaurt und daran ihre krem und hutten gebaut. S. Johanniskloster ist auch zu einer metzith gemacht. Aus dem Closter zu S. Niclas haben sie ein zeughaus gemacht. Die Cristen haben zu S. Magdalena noch die kirchen innen und eine schlagende uhr und laute glocken, seind in dem glauben zwiespaltig, ihr zween alte graubertige papistische pfaffen haltens auf die alte versuerische art und ihr zween oder drei auf lutterische und zum theil zwinglische art, darumb sie die kirchen mit brettern underschlagen. Die Papisten haben den chor innen, alda sie messe halten und vesper singen auf lateinisch, darzu wenig kommen; wo sie ihr ambt verbracht, so fachen die lutterischen in der außeren kirchen ihr ceremonien und gesang an auf ungrisch, darzu vil leute gehen und halten es ehrbarlich, aber auf beiden seiten sind es grobe und ungelehrte leute, die nicht noch lateinisch kunden. — Ist der ungelehrten pfaffen schuld, das vil einfaltiges volk zu Turken werden, solch unverstand und hoffart der pfaffen hat bisher in Teutschland allen irthumb angefangen, denn grafen edelleut ungelehrte leute Thumherrn sein und die gelehrten als Doctores gottlose leute sein, der anderen liedlein singen und wie ichs gesehen, so sind unsere geistliche nicht ehrbarer als der Turken hoschia, — dann nit allein bei den Cristen, sondern auch bei den Turken die pfaffen uberall den vortanz haben zur holle.

Es ist zu Ofen und Gran ein hudelmansgesind und von weibern lauter huren und haben alda kleine maidlen von 11 in 13 jahren verheiratet gesehen, die noch auf der gassen umblaufen, sagen die eltern mussen darumb thuen, daß ihnen sonst die Turken mit gewalt nehmen und ihren muttwillen begehen."

Am 11. August 1555 erreichte die politisch erfolglos gebliebene Botschaft nach 1³/₄ Jahren wiederum Wien.

Das geographische Ergebniß dieser Aufzeichnungen konnte allerdings, so lange das völlig vergessene Buch im Bibliothekstaub ruhte, der Mitwelt keine neue Aufklärung gewähren, und überall, auch im europäischen Theile, der seit jener Zeit wiederholte, zum Theil genauere, namentlich aber an die Oeffentlichkeit getretene Beschreibungen erfuhr, beschränkt es sich ja auf eine der vielen Wegelinien, aus denen erst zwei Jahrhunderte später ausgezeichnete Fachmänner, vor allem Bourguignon d'Anville, die ersten kritischen kartogaphischen Versuche zu combiniren unternahmen. Hätte er, hätten seine englischen Nachfolger um den Anfang unseres Jahrhunderts, James Rennell und William Martin Leake, das Werk unseres Autors gekannt, so würde es ihnen namentlich für einen Theil Kleinasiens eine weit sicherere Grundlage gewährt haben, als die alle Distanzangaben vermeidenden mageren Aufzählungen meist arg entstellter Ortsnamen in den einzigen damals zugänglichen Quellen, Busbeck und John Newberie (1582); ist es doch gerade für diese specielle Linie meines Wissens bis zum Jahre 1877 die einzige brauchbare Quelle geblieben und auch seitdem noch nicht vollständig durch neue Beobachtungen ersetzt.

Es mag auffallend erscheinen, daß eine vor drei Jahrhunderten zu den besuchtesten Reichsstraßen gehörige, nach Dernschwam's Zeugniß (auf der Rückreise) von nach Tausenden zählenden Kameelkarawanen benutzte, überdies fast durchaus gut fahrbare Linie seitdem so völlig verödet ist. Nicht weniger aber muß ein anderer Umstand uns, an möglichst geradlinige Hauptstraßen gewöhnte und auf Grund correcter Karten urtheilende Europäer befremden: der von der Gesandtschaft eingeschlagene Weg zwischen Ismid und Angora macht eine gewaltige südliche Ausbiegung, um erst etwa von der Station Bazardschik an in die normale Ostrichtung überzugehen. Solche Unregelmäßigkeit scheint ihren Grund in der echt orientalischen Trägheit alter Gewohnheit zu finden; verfolgt man auf der Karte die Hauptrichtung weiter in westlicher Richtung, so führt sie (beiläufig auf dem von Humann 1881 gemachten Wege) direkt auf Brussa, die ältere Residenz der osmanischen Herrscher: aus ihrer Zeit also scheint sich jene große Straße mit ihren zahlreichen Karwanserais erhalten zu haben, auch nachdem längst der Reichsmittelpunkt nach dem Bosporus verschoben war, und man behalf sich mit einer die ältere Straße in kürzester Linie von Ismid aus erreichenden Querstraße, so erheblich auch der dadurch veranlaßte Umweg war. Es wird kaum zu ermitteln sein, wie lange es gedauert hat, bis diesem Uebelstande durch Gebrauchnahme der jetzt gewöhnlichen direkten Poststraße von Ismid über Sabandscha, Nallychan, Bejbazar nach Angora abgeholfen wurde; ich finde sie mit ihren Stationen zuerst verzeichnet in der unter dem Namen Dschihânnüma („Weltspiegel") bekannten türkischen Geographie, die jedoch in diesem Theile nicht mehr von dem gewöhnlich als Autor citirten Staatsmann-Hadschi-Chalifa († um 1650), sondern von seinem Fortsetzer und Druckleger (1732), dem Renegaten Ibrahim-Agha, herrührt.

Daß diese die ganze Halbinsel in NW—SO-Richtung durchschneidende große Verkehrsstraße demnächst (sogar noch im laufenden Jahrhundert?), wie soeben wieder Zeitungstrompetenstöße aus Constantinopel melden, durch eine Eisenbahn werde ersetzt werden, mögen diejenigen glauben, die türkischen Schlendrian nicht aus eigener Erfahrung kennen!

Ausflüge nach der Westhälfte von San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

I.

Einige Stunden genügen zu einem Spaziergange auf einen der kleineren vulkanischen Hügel, welche Ponta Delgada umgeben. Die Wege sind anfänglich wenig anmuthend, da sich nach links und rechts am Strande die Vorstädte in die Dörfer fast ununterbrochen fortsetzen und bergauf wenigstens lange, selten weiß getünchte Mauern aus schwärzlicher basaltischer Lava weithin Gärten und Felder einschließen, den Blick unangenehm beengen und die Orientirung häufig fast unmöglich machen, so daß man in dem Labyrinthe gelegentlich die Richtung verwechselt. Die Farbe erscheint um so öder, als die Frische des Gesteins kaum den freundlichen Ueberzug grüner Moos- und Farnvegetation aufkommen ließ, wie in Südeuropa unter gleichen Bedingungen. Gelegentlich ragen Bananen über die Mauern, außerdem Pittosporumhecken, auch noch vereinzelte Palmen und Weinlauben; weiter nach dem Freien zu folgen Bataten- und meistens Maisfelder. Die Bataten, auf den ersten Blick den Kartoffelfeldern ähnlich, leiden unter der oft ungeheuren Menge eines bei uns weniger gemeinen Schmetterlings, des Windenschwärmers, dessen Raupe an den Blättern dieser Convolvulacee ausgezeichnet gedeiht. Raupen und Puppen waren zu Tausenden zu finden, wie bei uns die Kohlweißlinge, und es interessirt vielleicht die Züchter, daß unter den erwachsenen Raupen im August die grüne, Ende September die rothbraune Varietät bei weitem überwog. Sollte die Sommersonne wirklich die Ursache der Dunkelung sein? Der Schmetterling fliegt vielfach bei Tage, und er wie der Todtenkopf wurde mir häufig als „Vögelchen" ins Hotel gebracht, wo ich Mühe hatte, den Cadaver vor der Freßlust einer äußerst kleinen gelbrothen Ameise, die im Zimmer gemein war, zu schützen. Uebrigens reinigt man die Felder von der Raupenplage, indem man eine Heerde Truthühner hineintreibt, die in wenigen Tagen reine Bahn machen. Die Maiskultur scheint ziemlich ergiebig; zum Theil war er schon im August reif, zum Theil noch Ende September auf dem Felde. Um die Reife zu beschleunigen, nimmt man den Pflanzen nach dem Kolbenansatz alle Blätter bis auf die, welche den Kolben umhüllen. Die Felder machen so einen ziemlich kahlen Eindruck. Nachher werden die Kolben herausgebrochen; schließlich werden die Halme geerntet, und selbst die Stoppeln mit den Wurzeln schont man nicht, um sie in diesem ziemlich holzarmen Lande als Brennmaterial zu gebrauchen. Die Werkzeuge zur Bodenbearbeitung und Ernte sind äußerst einfach und in der Hauptsache nur zwei, eine große Hacke, die etwa unter einem Winkel von 65° am kurzen Stiele sitzt, und ein grobes Messer, etwas stärker als ein Haubajonett, wie dieses gerade aufgepflanzt und an der Rückseite weiter oben mit einem kurzen aufwärts gekrümmten Haken versehen. Auf den Feldern fiel hier und da ein runder, oben offener roher Thurm auf, nur mit einer kleinen Eingangsöffnung zur vorläufigsten Aufbewahrung. Mit der Aberntung der Maiskolben ist man noch nicht am Ende angekommen. Sie müssen erst (Dank der Feuchtigkeit des Klimas?) an der Luft getrocknet und vor den Ratten geschützt werden. Ersteres geschieht an langen kräftigen Stangen, die zu drei oder vier zu einem hohen Pyramidengerüste vereinigt und einzeln in ganzer Länge rings mit den Kolben behängt werden. Diese Pyramiden bilden eine eigenartige lebhafte Staffage in allen Dörfern, um so bunter, als vorzugsweise die gemeine gelbe Sorte und nur selten die dunkelrothe gebaut wird; und die beladenen Karren, die vom Felde heimschwanken, sind gern symmetrisch mit den verschiedenen bunten Kolben geschmückt. Die getrockneten Kolben ziehen die Ratten in Schaaren an. Will man sie auf dem Boden aufstapeln, so ist ein senkrechter Graben von fast Meter Breite und Tiefe unerläßlich. Fast alle Speicher aber, namentlich auf der Westhälfte, ruhen auf Holz- oder Steinsäulen, deren jede oben mit einer breiteren Steinplatte gedeckt ist, eigenthümliche Scheuern, häufig, in wohlhabenden Dörfern, zierlich bunt. Trotzdem sind sie nicht immer rattenfrei, und man versicherte mir, daß in einem Falle, als die Dielen aufgerissen wurden, ein Paar Hunde auf einmal über 60, in einem anderen über 100 der Unthiere erbissen hatten. In den Landhäusern herrschte noch vielfach die gemeine oder Hausratte; sie hat sich schon dahin flüchten müssen vor der Wanderratte, die später von den Hafenplätzen aus vordrang; der bekannte Rattenkrieg. Um die Hunde gleich zu erwähnen, so giebt es wohl nicht zu wenig, aber ich entsinne mich nicht, daß mir einer lästig gefallen wäre. Meist sind es gewöhnliche Köter, dem Balearenhunde ähnlich; eine besondere Bedeutung hat nur der Terceirahund gehabt, den man auch auf S. Miguel häufig antrifft. Von der Größe, Statur und dunkelgraubraunen Farbe des Boxers, doch weniger stark, Doppelnase mit kurzem Schwanze und Ohren und mit schiefem, heimtückischem Blick wurde diese von Cuba stammende Rasse, die zum Hetzen von Stieren gebraucht wurde, während der spanischen Herrschaft im 17. Jahrhundert auf Terceira eingeführt, wo sie sich bei der allgemeinen Liebhaberei so vermehrte, daß sie aus Nahrungsmangel Nachts rudelweise auf die Jagd ging und so viel Schafe riß, daß deren Zucht fast einging.

Doch zurück zu den Hügelfeldern. Wo die Mauern gerade vom Berge kommen, hört man oft das Wasser in ihnen rauschen, denn die Wasserleitungen sind in sie eingelassen. Von Zeit zu Zeit hat die Wand eine Nische mit einem Brunnentrog und einem schwachen Rohre darüber, den Trog für die Esel, das Rohr, um das Wasserfäßchen zu füllen oder unmittelbar daraus zu trinken. Doch geht die Sparsamkeit der an große Oekonomie gewöhnten Bevölkerung so weit, daß jeder, der seinen Durst löschte, nachher das Rohr mit einem schmutzigen Lappen wieder verschließt. Uebrigens scheint die Schnauze des Esels hier ein wichtiges Transportmittel zu sein für die niedere Thierwelt des süßen Wassers. Die außerordentliche Armuth der Kraterseen auf der Höhe, von denen die Leitungen kommen, werden wir sehen. Umgekehrt enthalten die Brunnen in der Stadt und zwischen den Gärten eine ganze Reihe kleiner Würmer, Krebschen, nebst einer Süßwasserschnecke (Physa) und einer winzigen Muschel (Pisidium), und ihre Ausbreitung geht stromaufwärts von Brunnen zu Brunnen. Bei deren geschützter Lage dürfte an kein anderes Vehikel zu denken sein, als an die Schnauze des Esels, der von Brunnen zu Brunnen Halt macht. Wo die Mauern aufhören, pflegt Brombeer-

gebüsch und Adlerfarn die Raine zu begleiten, wie häufig bei uns. Auf den Hügeln steht wohl ein Hain von Pinus maritima. Die bekannte Feldheuschrecke mit rothen und blauen Unterflügeln (Acridium), die Feldgrylle, deren Gesang beliebt ist, treiben ihr Wesen, unter den Steinen haust die Spinnenassel oder der langbeinige Tausendfuß, fast das einzige Wesen, das an südliches Klima erinnert, wie in den Häusern die große amerikanische Schabe. Auch ein paar Ameisenkolonien, deren geschlechtslose Thiere sich in gewöhnliche Arbeiter und großköpfige Soldaten gliederten, waren südeuropäisch. Auf einem Hügel stand eine kleine Windmühle, von holländischer Art, aber äußerst einfachem Bau, ein kleines Rad, zwei Steine, aber weiter keine Getriebe oder Beutel zu irgend feinerer Verarbeitung; und doch ist diese schon ein Fortschritt, denn wenn man früh Morgens durch die Dörfer reitet, hört man überall das Geräusch der Handmühle, auf der für den Tagesbedarf der Mais gemahlen wird. Eine Verbesserung ist es schon, wenn der Esel in der Stube die Menschenhand ersetzt. Uebrigens hat jede Hütte, roh aus Stein aufgeführt (ein viereckiger Bau mit oft nur einem Fenster, das nur zum Theil durch kleine Scheiben, sonst durch einen Holzladen ausgefüllt wird), seinen großen, plumpen, breiten, schornsteinartigen Backofen neben sich, der, weiß getüncht, gegen die Hauswand scharf absticht. Auch in der Stadt sieht man derartige Schornsteine massenhaft, wenn auch anders auf den Häusern angebracht. Jede Familie bewohnt im Allgemeinen ihr eigenes Haus, heißt dort „casado" (von casa, Haus) „verheirathet". Die Billigkeit des einfachen Bauens bringt es wohl mit sich, daß man oft angefangene oder verlassene Häuser ruinenartig verfallen sieht, bei der jungen Kultur ein unerwarteter Anblick. Auffallend contrastirt fast immer die schmucke Kirche mit der sonstigen Einfachheit der Dörfer. So etwa in der näheren Umgebung.

Gleich in der ersten Woche machte ich mit Sr. Chaves eine Partie auf die Berge hinauf ein wenig westlich von Ponta Delgada. Früh halb sechs Uhr stand der Eseljunge bereit. Der Esel war ungemüthlich gesattelt. Ich weiß nicht, ob dieser Sattel noch sonst irgendwo Mode ist. Vorn und hinten als Sattelknopf ein halbrundes Holz, oben mit schrägem Kreuz, die beiden Hölzer jederseits durch zwei Längsstäbe verbunden. Das harte Gestell wird durch bunte Decken und Polster erträglich, aber sehr breit gemacht. Hinten Ledergeschirr und Schwanzriemen, mit Schaffell gefüttert. Halfter und Strick statt Zaum, kein Bügel. Der Eingeborene jockelt meist, die Beine nach einer Seite. In der That fand ich das Reiten nach ordentlicher Sitte auf die Dauer sehr anstrengend. Vorn und hinten hingen am Sattel große frische Zweige von Pittosporum, wie es hieß, gegen die Fliegen. Das Thier sah bunt genug aus. Der barfüßige Junge trabt, wenn er nichts zu tragen hat, den ganzen Tag mit größter Ausdauer nebenher und treibt von Zeit zu Zeit mit einem Stocke, in dessen Spitze ein Nagel eingelassen ist, zu größerer Eile an, man merkt es am unvermeidlichen seitlichen Ausschlagen, der Esel „löckt gegen den Stachel". Anfangs ging es zwischen den Mauern hin, über die noch mancher südliche Baum herüberwinkte, dann durch ein Dorf, dann durch die Maisfelder; dazwischen Getreidestoppeln. Kein Haus folgt mehr. Jetzt fühlt man sich, von der Steilheit der Felder abgesehen, wie im Vaterlande. Der Eindruck wurde erhöht durch den Wachtelschlag, der von allen Seiten ertönte. Bemerkt mag werden, daß dieses Hauptfederwild der Inseln nicht selten weiß wird, wie die Schneehühner. Auch die Schwarzamsel wird sicher viel häufiger theilweise weiß gefärbt als bei uns. Ich sah mehrere mit weißem Schwanze im Freien; bei uns wäre es eine Seltenheit. Liegt es im Klima oder nicht vielmehr darin, daß die weißen Exemplare, die so viel auffälliger sind, nicht so leicht durch Raubvögel ausgemerzt werden? Uebrigens sind die Wachteln Standvögel geworden, so gut wie die Singvögel. Von Zeit zu Zeit sieht man den gemeinen Mäusebussard dahin schweben, den einzigen so nützlichen Tagraubvogel der Inseln, der ihnen bekanntlich durch eine Verwechselung den Namen gegeben hat. Er war das größte einheimische Thier, das den Entdeckern durch seine Menge auffiel, und wurde, weil Raubvögel vom Laien so schwer zu unterscheiden sind, für einen Habicht (Astur) gehalten, daher die Azoren oder Habichtsinseln. Uebrigens scheinen die Vögel dort längst nicht mehr die Häufigkeit zu besitzen, die sie anfangs so bemerkbar machte. Hat man die Felder hinter sich, dann beginnt eine wesentlich verschiedene Region, die immergrüne. Auf unserem Wege waren die Sträucher spärlich, nur die Erica azorica trat mehr hervor; dafür herrschte ein gleichmäßiger Graswuchs. Und als wir, etwas über 2000 Fuß, auf dem Sattel angekommen waren, wo auch von der anderen Seite der Ocean heraufgrüßte, konnten wir uns wohl in den schottischen Hochlanden wähnen. Gräser, Rietgräser und Binsen mit wenigen Blumen (die Flora der azorischen Blüthenpflanzen erreicht die Zahl 450 noch nicht) zwischen sanften Hügeln, in die breite Rinnsale, vielleicht von 30 bis 40° Neigung, eingeschnitten waren; auch sie in gleichmäßigem Grün. Hier und da ein kleiner Weiher, und die Gleichmäßigkeit der grünen Berglandschaft wurde dadurch erhöht, daß außer einigen Mikrolepidopteren ein einziger Schmetterling, das allbekannte Ochsenauge (Epinephele janira), überall sich herumtrieb. Eine nebelige Luft gestattete wenige Blicke hinunter nach der belebten Küste, wo den ganzen Tag klares Wetter herrschte. In der That, jeder der feuchten Luftströme, der an den Bergen aufsteigt, muß durch die Auflockerung in der Höhe seine Feuchtigkeit verdichten, und diese Gipfel sind meistens in lockere Wolken gehüllt. Kein Wunder, daß die Sumpfgräser vorwiegen. Dazwischen dichte Polster von Sphagnum, und namentlich oben an den Tuffabhängen über und über die Charakterpflanzen dieser Höhen, die zierlichen Lebermoose, die so wenig Thiere ernähren, häufig von graziösen Selaginellen überkleidet. Die Vegetation der Weiher so arm wie nur möglich, ein gleichnamiges Potamogetongrün. Kein Schlammgrund, sondern ein lockerer grober Sand von Lapilli, zum Theil faustgroß, schwärzlich, roth überlaufen, wie Coaks anzufühlen, hier und da in frischen Spiralen gewunden, und so die Einwirkung der Schleuderkraft auf die flüssig ausgeworfene Masse handgreiflich demonstrirend. Diese Kraterseen sind außerordentlich wenig belebt. Eine kleine, grüne, schwimmende Alge färbt das Wasser, ein einziges kleiner Copepod, eine vereinzelte Blattlaus auf dem Potamogeton, kein Wasserfloh oder dergleichen, höchstens ein paar Insektenlarven; der gemeine Wasserfrosch (Rana esculenta), der erst 1820 eingeführt wurde, hat sich überall verbreitet, und als einziger Fisch schwärmt der Goldfisch, zwar in großen Massen, aber bei dem Nahrungsmangel nur ausnahmsweise in großen Exemplaren. Dieses feuchte grüne Hochland ernährt in den unteren Partien, die Einzelbesitz sind, Rinderheerden, weiter oben, wo die Gemeinden participiren, schwarze und weiße, nicht sehr feinwollige Schafe und eine schöne, milchreiche Ziegenrasse. Diese stattlichen, schwärzlichen, graubraunen oder gelblichen Thiere mit kurzen Schnauzen zeichnen sich durch ein hübsches Gehörn aus, ähnlich dem der Gazelle oder Saigaantilope, anfangs parallel, dann aus einander tretend und oben wieder genähert. Die Hörner erreichen bei einzelnen Böcken eine ganz auffallende Länge. Man wollte zwar behaupten, daß die Rasse in Degeneration sei und früher noch längere

Hörner gehabt habe. Sollte das aber nicht auf die allgemeine Täuschung hinauslaufen, die uns die Kindheitserinnerungen größer erscheinen läßt? Möchten doch künftige Reisende der Sache ihre Aufmerksamkeit schenken und die ausgesucht schönen Bälge, die mir der deutsche Konsul, Barão de Fontebella verehrte und die sich im Berliner und Frankfurter Museum befinden, zum Vergleich nehmen! Die Schäfer haben sich in den lockeren Tuffen hier und da eine feuchte Höhle mit Bank ausgegraben, ein Schutz gegen die Witterung, aber sicher ein Rheumatismusherd. — Die Sphagnumbänke sind dem Zoologen besonders wichtig, denn hierher haben sich die Charakterschnecken der Inseln zurückgezogen, die Vitrinen, die Plutonia atlantica, eine Nacktschneckengattung, die nirgends in der Welt noch eine Art hat, und Arion, Thiere, die es durchaus vermieden haben, in die Kulturzone herabzusteigen. Ihre Beschränkung auf die Höhen erlaubt vielleicht den Schluß (da für ihren Mangel in den Uferstrecken kaum ein anderer Grund vorzuliegen scheint), daß die Inseln, deren Alter durch Kalkablagerungen auf St. Maria, die einzigen bekannten Sedimente der Gruppe, bis in die Miocänzeit zurückverlegt wird, sich in Hebung befinden, freilich im Gegensatze zur platonischen Atlantissage, die in neuerer Zeit viele Verfechter gefunden hat, wonach die Eilande den Rest eines alten untergetauchten Festlandes darstellen würden.

Noch mag ein landschaftliches Moment erwähnt werden. Verschiedene Aquädukte durchziehen das Hochland, ein- und mehrstöckig; und an dem von Nove Janellas (neun Fenstern) fällt die lebhaft orangerothe Flechtenbekleidung geradezu als einziger bunter Schmuck des grünen Stimmungsbildes auf. Hier trennten wir uns und ich ritt allein zurück, um in zwei bis drei Stunden noch einmal die Kontraste schottisch-melancholischen Hochlandes, süddeutscher Getreidefluren und südlich reichen Uferlebens auf mich wirken zu lassen.

Zur Kenntniß der Wai-Neger.

Von Oscar Baumann.

(Mit einem Facsimile der Wai-Schrift.)

Unter dem Namen Kruboy begreift man an der afrikanischen Westküste gewöhnlich jeden Schwarzen, der sich an der Liberianischen Küste als Arbeiter für Dampfer und Faktoreien anwerben läßt. Dieser Schablone werden mannigfache Völkerstämme eingereiht; das Stammeszeichen des schwarzblauen Streifens über Stirn und Nasenrücken, sowie der ausgefeilten Schneidezähne gilt schon längst nicht mehr als Kriterium, da die echten Kru von der Kruküste dasselbe häufig verschmähen, während andere Stämme es adoptirt haben. So geht denn Alles, echte Kru, Bassa, Krebo, Veribó und andere, unter der Bezeichnung Kruboy.

Eine einigermaßen selbständige Stellung haben die Waileute (auch Vei oder Vey genannt), die seit circa 30 Jahren bei Weißen arbeiten, sich zu wahren gewußt, obwohl auch sie öfters der allgemeinen Kruboy-Schablone beigezählt werden. Da sich bei der österreichischen Congo-Expedition einige Wai befanden, hatte ich im täglichen Verkehr Gelegenheit, sie kennen zu lernen und manches von ihren heimischen Sitten zu erfahren.

Die Wai bewohnen den Küstenstrich zwischen Monrovia und Cape Mount, sowie das Hinterland, wo sie im Osten an die Mandingo anstoßen. Mit letzteren fühlen die Wai sich stammverwandt; viele haben sogar den Islam angenommen, während andere zwar den „Mandingo-Gott" anerkennen, im Uebrigen aber ihr bequemeres Heidenthum vorziehen. — Die Waileute sind meist kräftige, wohlgebaute Menschen von ziemlich lichter Hautfarbe und angenehmen Gesichtszügen. Unter guter Zucht sind sie als Arbeiter besonders auf Plantagen und zum Expeditionsdienst brauchbar und zeigen sich sehr anstellig. Sie verdingen sich für ein bis zwei Jahre und erhalten 4 bis 6, Headleute auch 8 Dollars monatlich in Gütern. Als oberster Agent für das Engagement fungirt Wai-John, auch King John oder Huga Pataua genannt, ein alter Waineger, der bei Monrovia wohnt und Waiboys an die Weißen vermiethet, wofür er das Angeld einsteckt. So viel Respekt die Wai vor diesem haben, so gering ist die Achtung, welche sie den schwarzen Beamten der Republik Liberia erweisen. Sie hassen diese amerikanischen Freigelassenen gründlich, da diese sie nur durch Steuern auszusaugen suchen, ohne ihnen irgend welchen Rechtsschutz zu gewähren, und würden jede europäische Regierung der ihrigen vorziehen.

Ist einem Waimanne ein Kind geboren worden, so darf er der betreffenden Frau erst nach einem Jahre wieder beiwohnen. Der Name, den ein Knabe bei der Geburt bekommt, wird bei vielen nach Vollendung einer Art religiöser Erziehung später umgeändert. Dabei fungirt ein Mann als Pathe, dessen Namen der Knabe von nun an trägt. Die Beschneidung wird stets vor Eintritt der Mannbarkeit oder im Kindesalter vollzogen. Schulen giebt es keine, die nationale Wai-Schrift, von welcher später die Rede sein wird, wird den Knaben vom Vater oder Freunden gelehrt. Will ein Mann heirathen, so wird mit dem Vater der Braut das Kaufgeld ausgemacht. Der Wille des Mädchens ist jedoch nicht vollständig unterdrückt; erklärt dasselbe, einen bestimmten Mann heirathen zu wollen, so können die Eltern sie daran nicht verhindern. In diesem Falle hängt es von der Frau ab, ob sie den Mann Brautgeld zahlen lassen will oder nicht. Meist ist dieser jedoch freiwillig dazu bereit, da er durch diese Zahlung größere Rechte über die Frau erlangt. — Jagt ein Mann seine Frau fort, so hat er, selbst im Falle eines Ehebruches ihrerseits, kein Anrecht auf Ersatz des Kaufgeldes vom Vater, stets jedoch, wenn die Frau ihn verläßt. Den Ehebruch zu rächen, bleibt dem Ermessen des Einzelnen überlassen; meist wird derselbe jedoch sehr gelinde beurtheilt. — Hat eine Frau bei der Geburt eines Kindes Schwierigkeiten, so glauben die Wai, daß das Kind nicht von ihrem Gatten sei und daß die Geburt erst dann vor sich gehen könne, wenn die Frau den Namen ihres Verführers genannt hat. — Beim Tode eines Mannes werden Tänze abgehalten und der Sohn oder nächste Anverwandte ist verpflichtet, Jedermann reichlich zu bewirthen, der ihn an diesem Tage besucht. Hat er keine Mittel, so erhält er von Freunden Geschenke, um seine Pflichten erfüllen zu können. — Der Sohn beerbt den Vater; ist er jedoch noch jung oder abwesend, so wird er vom Dorfchef und anderen Häuptlingen oft seines Erbtheils unter allerlei Vorwänden beraubt, ohne dies verhindern zu können.

Sehr merkwürdig, ja unter den Negern alleinstehend ist die Existenz einer nationalen Schrift der Wai-Neger. Dieselbe wurde vor ca. 50 Jahren von einem Waimanne erfunden und ist schon mehrfach philologisch behandelt worden. Es ist eine Silbenschrift, welche mehr als 50 Schriftzeichen kennt, von links nach rechts geschrieben wird und keinerlei

europäische oder arabische Zeichen aufgenommen hat. Dieselbe trennt die Worte nicht, der Schluß jedes Satzes wird durch die Silbe „he" angezeigt. Es existirt eine ältere und sehr bedeutend vereinfachte neuere Schriftform. Die Wai sind sehr schreiblustig, manche unserer Leute führten förmliche Journale, ja man konnte keinen Zettel liegen lassen, ohne daß einer derselben ein paar Schriftzeichen darauf gemalt hätte. Zum Erlernen der Schrift haben sie ein Alphabet und ein Buchstabirsystem. Weiber erlernen die Schrift selten. Von einer Abnahme des Gebrauches der Wai-Schrift ist wenig zu bemerken. Fast alle Waiboys, die ich an der Küste traf, schrieben dieselbe, während nur wenigen der Gebrauch der lateinischen Lettern bekannt war.

Das beistehende Facsimile giebt einen Brief wieder, den mein Wai-Diener Daia an meine Eltern richtete.

Es lautet in der Umschreibung:

Ng-mga Da-a-ia mu
Ng-naa hi-su-ua ka-ka
he-ng-fa-ba| ng-fa ng-
naa hi-su-ua ka-ka. he.

und auf deutsch:

„Ich Daia selbst
ich sage der Grüße viele
meines Herrn Mutter| dem
Herrn sage ich der Grüße viele. Schluß."

Hierbei ist unter dem Herrn in der letzten Zeile mein Vater zu verstehen.

Alle Wai glauben bestimmt an die Existenz von Vampyren. Dieselben betreiben schon im Leben ihr blutdürstiges Gewerbe und besitzen die Gabe der doppelten Gestalt. Zwar können sie sich nicht unsichtbar machen, jedoch den Menschen, dessen Blut sie saugen, lähmen und am Schreien hindern. Meist sind es Kinder, welche sie anfallen und langsam zu Grunde richten. Wird Jemand vom ganzen Stamme als Vampyr erklärt, so kann er verbrannt werden, was jedoch höchst selten geschieht. Meist werden Sklaven getödtet, wenn in einem Hause mehrere Kinder sterben und der Zauberdoktor (meist ein Mandingo) dieselben als Vampyre bezeichnet.

Die Hauptkunst der Zauberer besteht im Anfertigen von Amuletten, sowie darin, aus Strichen im Sande die Zukunft und Geheimnisse zu entziffern. Jedem Verstorbenen wird die Milz aus dem Leibe genommen. Ist sie normal groß, so war der Mann kein Vampyr, ist sie jedoch angeschwollen, so war sie es, die den Mann zum Vampyr machte und wird schleunigst verbrannt. Geschieht dies nicht, so bleibt der Mann auch nach dem Tode Vampyr. Er verwest nicht im Grabe und verläßt dasselbe nächtlich, um in die Häuser einzudringen. Er ist unsichtbar, doch hört man ihn schlürfend den Palmwein trinken, die Speisen verschlingen und schnarrend schreien. Natürlich saugt er auch Blut. Auch treibt er sich als Waldteufel herum und schlägt Menschen, die dadurch dem Tode geweiht sind. Entdeckt man endlich sein Grab, so wird er verbrannt, was seinem Treiben ein Ende macht.

Die Wai haben nicht unmelodische Gesänge, sowie zahllose Sagen, Märchen und Fabeln. Als Beispiel sei eine der letzteren mitgetheilt, wie mein Diener Daia sie nach dem Urtexte übersetzte.

„Dieses Papier ist ein Fabelpapier (d. h. dieser Text berichtet eine Fabel). Das Leguan hörte einst, wie der Hund immer von dem Menschen gerufen wurde, und dachte: ‚Der Hund muß eine wichtige Person sein, da er stets gerufen wird.' Und das Leguan schloß Freundschaft mit dem Hunde und bat denselben, ihm ebenso große Bedeutung für den Menschen zu verschaffen. Der Hund war einverstanden und ließ das Leguan auf seinen Rücken steigen. Dann lief er ins Dorf und stahl ein Stück Fleisch aus einem Topfe. Und die Weiber liefen ihm schreiend nach und hieben mit einem Knüttel auf ihn ein, trafen aber nur das Leguan. Das Leguan, welches früher hochbeinig lief, wurde damals derart niedergeschlagen, daß es bis heute den Bauch am Boden schleppen muß."

Damit schließe ich meine kurzen Bemerkungen über die Wai, die ich nur deshalb mitgetheilt habe, weil ich beobachtete, daß Schwarze im intimen Verkehr in der Fremde oft eher geneigt sind, von den internen Gebräuchen ihres Stammes etwas auszuplaudern als in der Heimath selbst. Und wie wenig von dieser ihrer Heimath ist noch bekannt! Das Land der Kru, Wai, Krebo und anderer Stämme, die schon seit Jahrzehnten bei Weißen arbeiten, ist heute noch so gut wie unerforscht, und wenige Meilen landeinwärts von der Liberianischen Küste dehnt sich die große terra incognita West-Mandingos aus.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In ornithologischer Hinsicht merkwürdig ist das häufige Auftreten der Tichkrähe (Nucifraga caryocatactes L.) hier in den westlichen Schären, schreibt die in Helsingfors erscheinende „Nya Pressen". Auf Drumsö ist dieser Vogel während der letzten Tage (Ende August) in kleineren Völkern bis zu 80 Stück gesehen worden. Mehrfach sind Vögel, die nicht im geringsten Grade scheu zu sein scheinen, durch Steinwürfe getödtet worden. Im Jahre 1844 erschien die Tichkrähe zum ersten Mal in großen Schaaren bei uns und verbreitete sich damals sogar bis Lappmarken hinauf. Mehrere Exemplare wurden noch im November angetroffen, wo sie, steifgefroren, mit den Händen sich fangen ließen. Woher sie kamen, wohin sie zogen und welche Ursachen das Auftreten dieser Vögel in so großer Menge an Orten veranlaßten, wo sie zuvor niemals und auch nachher nicht wieder gesehen wurden, dürfte noch jetzt nicht aufgeklärt sein. Seit jener Zeit sind einzelne Exemplare bei Helsingfors, Laukas, Rantalampi, Kuopio, Jyväskylä, Kajana, Paldamo, Wasa, Sibo und Hollola geschossen worden. Heckend ist der Vogel bei uns mit Sicherheit noch nicht angetroffen worden. Nach Magnus von Wright heckt er in dichten Wäldern im Gebiet des Haselstrauches, mithin in Europa und Asien. Da der ungefähr einen Fuß große Vogel an seinem langen schwarzen Schnabel, seiner braunen, mit weißen tropfenförmigen Flecken versehenen Kleidung, seinen schwarzen Flügeln, und seinen mit

weißen Spitzen garnirten schwarzen Schwanzfedern zu erkennen ist, so läßt er sich leicht beobachten.

— Eine wirklich unangreifbare Ziffer für die Bevölkerung Rumäniens — schreibt R. Bergner in seinem „Rumänien" (Breslau 1887) — läßt sich schwer erbringen; indessen kann man, ohne viel zu irren, die Gesammtzahl aller Bewohner auf über 5½ Millionen angeben. Wenn die Zählung von 1859 als Resultat 4 424 961, die von 1885 4 650 123 ergab, so ist es augenscheinlich, daß die letztere Ziffer zu tief gegriffen ist. Der Nationalität nach möchte er obige Zahl wie folgt vertheilen: Rumänen 4½ Millionen, Juden 300 000, Zigeuner 200 000, Bulgaren 100 000, Magyaren 50 000, Deutsche 50 000, Griechen und Armenier je 15 000, Russen, Lipovener, Türken, Tataren, Italiener, Franzosen (die letzteren drei besonders in den Hafenstädten) bilden den Rest (über 270 000). Im moldauischen Oberlande wohnt auch eine kleine Zahl russischer Starowinzen und Bukowinaer Ruthenen. Die Zahl der Juden giebt M. J. Ghika mit 134 168 viel zu niedrig, M. Frunzecu mit 400 000 viel zu hoch an. Im Ganzen dürften über neun Millionen Rumänen vorhanden sein, von denen Bergner dem Königreiche 4½ Millionen, Bessarabien ½ Million, Siebenbürgen 1¼ Millionen, Bukowina ⅓ Million, Ungarn 1⅔ Millionen, Bulgarien und Serbien ¼ Million, Makedonien und Thessalien ½ Million, Oesterreich ¼ Million zuweisen möchte.

Asien.

— Wie Bonvalot, der inzwischen mit seinen Gefährten Capus und Pépin indisches Gebiet erreicht hat, aus Russisch-Turkestan an die Pariser Geographische Gesellschaft (Compte rendu 1887, Nr. 12) schreibt, erhielt der Kapitän Grombtschewski 1885 den Befehl, die Grenze Ferganas gegen das chinesische Kaschgarien bis zur russischen Festung Irkeschtam (am oberen Kuzyl-su) zu bestimmen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Kaschgar, nahm die Pläne dieser Stadt, sowie von Jarkand und Chotan auf und verfaßte dann einen Bericht über die Verwaltung, den Handel, die militärischen Streitkräfte u. s. w. von Chinesisch-Turkestan, dem seine Routenaufnahmen beigegeben sind. Die Chinesen legten ihm möglichst Schwierigkeiten in den Weg und bedrohten jeden, der dem russischen Officier Mittheilungen machen würde, mit tausend Stockschlägen. Trotzdem, trotz des schlechten Wetters und trotz eines Militäraufstandes in Kaschgar, bei welchem er nur knapp dem Tode entging, wußte Grombtschewski sein Ziel zu erreichen. Sein Bericht ist leider nur in sehr geringer Auflage gedruckt worden und darum schwer zugänglich.

Afrika.

— Seit April d. J. erscheint eine zweite verbesserte Auflage von „Justus Perthes' Specialkarte von Afrika" in 10 Blatt, wovon bereits vier Sectionen vorliegen. Unter den deutschen ist sie jedenfalls die größte (1 : 4 000 000) und detaillirteste für den ganzen Erdtheil, und ihre Uebersichtlichkeit und Klarheit sichert ihr eine weitere Verbreitung, als sie den bedeutend specielleren 60 Blättern der „Carte d'Afrique" von R. de Lannoy de Bissy, wenigstens in Deutschland, beschieden sein dürfte. Die bisher erschienenen Sectionen 2, 6, 7 und 8 zeigen überall die bessernde Hand, welche stets das Neueste an Entdeckungen und politischen Aenderungen nachzutragen bemüht ist; namentlich sind in dieser Hinsicht die Routen von Capello und Ivens und diejenigen von Reichard und Dr. Böhm auf Section 7 (Congo) und 8 (Seengebiet) zu nennen. Section 7 ist im März gedruckt, aber bedürfte schon jetzt wieder mancher Verbesserung (z. B. am Lopuri, an der Congo-Mündung, im sogenannten Congo Français, für welchen die Rouvier'schen Arbeiten grundlegend sind); nichts beweist besser, wie unablässig die Erforschung hier fortschreitet. (Inzwischen sind zwei weitere Lieferungen mit den Sectionen 4, 5, 9 und 10 erschienen, welche gleichfalls viel des Neuen enthalten.)

— Das vom „Globus" auf S. 383 des vorigen Bandes angezeigte Werk von Dr. J. Chavanne, „Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate", ist hinsichtlich seiner naturwissenschaftlichen Schilderungen, wie Dr. Charpentier im Septemberhefte der „Preußischen Jahrbücher" nachweist, ein dreistes Plagiat aus den Veröffentlichungen des Dr. Pechuël-Loesche. Chavanne schildert z. B. ein Gewitter, welches er 1884 in Duketown erlebt haben will, mit denselben Worten, wie Pechuël-Loesche eines, das er am 5. Mai 1875 an der Loangoküste beobachtete und in seinem Buche „Die Loango-Expedition" beschrieb. Schwer zu begreifen ist, wie Chavanne, der mehr als hundert solcher Abschreibereien sich zu Schulden hat kommen lassen, glauben konnte, daß sein Verfahren lange verborgen bleiben würde.

— Ueber den Plantagenbau in Kamerun hat die „Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft Woermann, Thormählen u. Co." drei Berichte des Hrn. E. Teuß veröffentlicht, welche sich auf die Zeit vom 1. August 1885 bis 30. Juni 1887 beziehen. Aus denselben geht hervor, daß die Versuche im Tabaksbau nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben; das Produkt zeigte eine mangelhafte Brennbarkeit, was auf die unmittelbare Nähe des Oceans und dessen salzige Ausdünstungen zurückgeführt wird, weshalb man ein weiter landeinwärts gelegenes Gebiet, und zwar in Batanga, für weitere Versuche in Aussicht genommen hat. Um so besser sind bis jetzt die Kakaopflanzungen gediehen; Ende 1886 befanden sich bereits 30 000 Kakaobäumchen in gutem Gedeihen, und es bestand die Absicht, 1887 eine noch größere Anzahl anzupflanzen. Das gute Fortkommen derselben und die leichter werdende Arbeit in den Kakaoplantagen hat die daselbst beschäftigten Accra-Leute, 20 an der Zahl, veranlaßt, um Verlängerung ihres Engagements zu bitten; dieselben wollen ihre Frauen nachkommen lassen und sich dauernd auf den Plantagen niederlassen. Es ist das immerhin ein nicht zu unterschätzender Erfolg.

Südamerika.

— Hr. Dr. R. A. Philippi schreibt uns aus Santiago in Chile vom 22. Juli 1887: Der Vulkan Llaima, der genau im Osten der Mündung des Rio Cautin oder Imperial und 19 deutsche Meilen von derselben entfernt liegt und 3011 m hoch ist, ist seit Mitte Juni in Eruption. Den 24. desselben Monats war der Ausbruch so stark, daß die Besatzung des am Südfuße angelegten Forts Llaima und die Einwohner des im Schutze desselben entstandenen Dörfchens um Mitternacht sämmtlich flüchteten, aus Furcht vor dem Aschenregen und aus Besorgniß, der schmelzende Schnee könnte das Flüßchen, an welchem das Fort liegt, so anschwellen, daß es vom Wasser fortgerissen würde; es ist aber nicht dahin gekommen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

IV.

Der Bericht Oviedo's über Montejo's Zug, welcher auf einen Begleiter des letzteren, den Ritter Alonzo Luxan, zurückgeht, bestätigt durchaus Charnay's Ansichten über das verhältnißmäßig junge Alter der Ruinen im östlichen Yucatan. Montejo war gegen Ende September 1527 auf der Insel Cozumel (gegenüber der Ostküste von Yucatan) gelandet und nach viertägiger Rast nach dem Festlande übergesetzt, das er bei dem Dorfe Xala, dem heutigen Xelha, betrat. Durch die Wahl eines sumpfigen Lagerplatzes verlor er einen Theil seiner Soldaten, wurde aber in seiner Noth von Unopate, dem Kaziken der Insel, unterstützt und nach dem Dorfe Mochi geleitet, wo er freundliche Aufnahme fand. Dieses Dorf zählte über 100 sehr schöne Häuser und eine Anzahl Cués, d. h. mit Tempeln und Bethäusern gekrönter Pyramiden, alle aus Stein erbaut und mit kunstvollen Skulpturen versehen. Dort weilten die Spanier volle zwei Monate, während die Indianer von allen Seiten herzuströmten, um die Weißen und namentlich deren Pferde, vor denen sie große Furcht bezeigten, anzustaunen. Der Weitermarsch führte durch zahlreiche Dörfer von 500 bis 1000 Häusern, wo sie eine Menge von Gebäuden und sehr schöner Denkmäler bewunderten, nach der Stadt Conil, welche mehr als 5000 Häuser zählte, und wo die Spanier wiederum zwei Monate verweilten, ehe sie sich nach dem nur zwei Wegstunden entfernten Cachi begaben. Dort befanden sich Marktanlagen nebst einem Raume für die Marktrichter, wie Charnay ähnliche in den Ruinen von Chichen-itza aufgefunden und beschrieben hat. Ihren Weg nach Westen durch eine mit weihrauchhaltigen Bäumen bewachsene Gegend fortsetzend, gelangten die Spanier nach Choaca, der größten Stadt, welche sie bis dahin betreten hatten. Sie wird von allen Schriftstellern erwähnt, war Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und von solcher Ausdehnung, daß Montejo's Schaar, welche bei den ersten Häusern um Mittag eintraf, erst gegen Abend die Wohnung des Kaziken erreichte; die Häuser dieser Stadt bestanden alle aus Stein und Mörtel und die Tempel (cués) zeichneten sich durch ihre Ornamentik und ihre Skulpturen aus. Diese Beschreibung, welche an den Brief Montejo's an Karl V. über die von ihm besuchten yucatekischen Städte, jene großen, schönen und „ganz neuen" Orte erinnert, liefert wiederum den Beweis, daß die Bauten Yucatans zum großen Theil modern waren, Werke der damals lebenden Bevölkerung. Es folgten Feindseligkeiten mit den Bewohnern der nächsten Stadt, Ake, welche von den doppelzüngigen Leuten von Choaca gegen die Spanier aufgehetzt worden waren und ihre Vertrauensseligkeit mit einer blutigen Niederlage büßen mußten; dann ging es weiter nach Cicia und Lodje, wo ein besonders mächtiger und stolzer Kazike residirte, der sich um die Spanier wenig kümmerte und sie fast nur durch seine Beamten anreden ließ; sprach er ja selbst einmal zu ihnen, so mußten sofort zwei Diener zwischen ihm und dem christlichen Anführer ein leichtes Tuch an den Zipfeln in die Höhe halten.

Als Stephens dieselbe Gegend durchzog, wie Montejo, konnte er die Wahrheit jenes Oviedo'schen Berichtes prüfen; als er sich in Chemax östlich von Valladolid befand, erzählte ihm der dortige Pfarrer von der Indianerstadt Koba und der schönen Straße, welche dort noch erhalten ist und einst Chichen-itza (westlich von Valladolid) mit der Insel Cozumel verband. Solche 8 bis 10 m breite, cementirte Straßen durchzogen die ganze Halbinsel. Derselbe Pfarrer



Tempel in Tuloom. (Nach Stephens.)

besaß in Kantunile eine Hacienda, auf welcher sich mehrere künstliche Pyramiden befanden; in einer derselben hatte er ein Grab aufgedeckt, welches drei Skelette, das eines Mannes, einer Frau und eines Kindes, und außerdem zwei irdene Vasen barg, in denen Schmucksachen aus Stein und geschnittenen Muscheln, Obsidianpfeilspitzen und ein Messer mit Horngriff lagen; letzteres datirte sehr wahrscheinlich aus der Zeit von Montejo's Zuge her und gelangte als Geschenk oder durch Tausch aus dem Besitze eines spanischen Soldaten in denjenigen des dort begrabenen Indianers.

Stephens konnte seiner Zeit auch die heute vollständig im Walde versteckten Ruinen von Tuloom an der Ostküste (84 km südöstlich von Valladolid) besuchen, welche im Jahre 1518 die Bewunderung der Spanier hervorriefen. Die dortigen Bauwerke entsprechen durchaus der Beschreibung, welche die Historiker von ihnen hinterlassen haben; ihre Tempel und Paläste gleichen ganz denjenigen, welche Charnay im Inneren der Halbinsel besucht und beschrieben hat. Derjenige Tempel, welchen unsere erste Abbildung darstellt, ist offenbar nach demselben Modell und demselben Plane erbaut, wie derjenige in Chichen-itza; beide werden auch jetzt von den Indianern „Castillo" genannt; die Aehnlichkeit beider erstreckt sich nicht nur auf das Aeußere, sondern auch die Vorkragung, die Decoration und die Anordnung der Räume — ein isolirter, auf drei Seiten von einem Korridor umgebener Saal — ist bei beiden dieselbe.

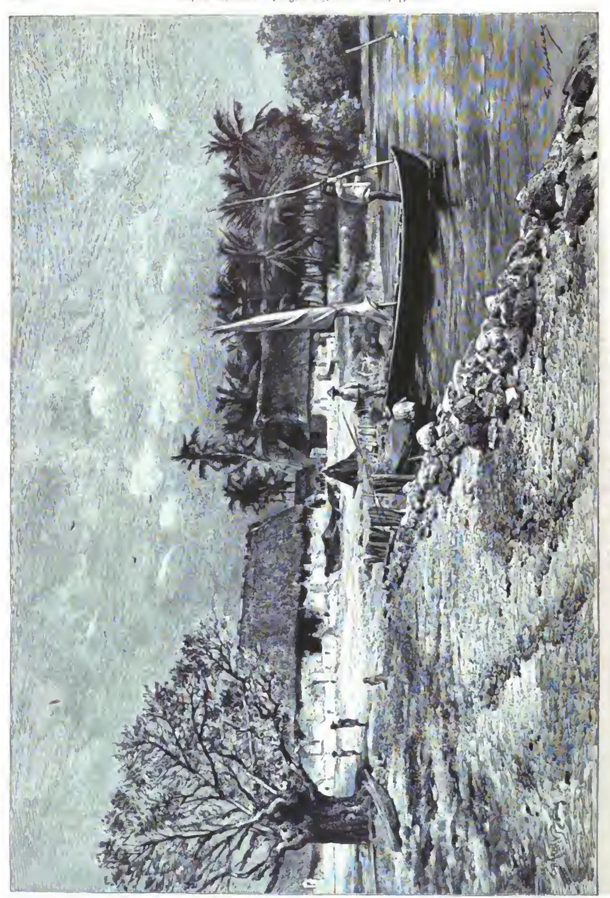
Da der Indianeraufstand andauerte und sich keine Aussicht auf weitere Ausflüge und Forschungen bot, so kehrte Charnay nach Merida zurück und begab sich von dort, sobald seine Photographien entwickelt waren, nach Campeche an der Westküste. Bis Chochola, eine Entfernung von 32 km, konnte er schon die Eisenbahn benutzen; von dort ging es in einem guten Wagen den ersten Tag über Maxcanu nach Calkini und am zweiten in sechs Stunden nach Pocmuch, von wo ein Tramway nach dem nur 8 km entfernten Tenabo geht. Drei Reisende im Ganzen benutzten diese Gelegenheit, deren Zweck man nicht begreift; denn es giebt dort weder Waaren zu befördern, noch auch Personen. Vielleicht wird das Unternehmen von der Centralregierung mit Geld unterstützt, und man hat es mit einem bloßen „job", wie es in den Vereinigten Staaten heißt, zu thun.



Fruchthändlerin in Campeche. (Nach einer Photographie.)

Von Tenabo ging es wieder im Wagen nach Vistalegre, und von dort führt eine Eisenbahn nach Campeche; es sind 24 km, aber daß sie weiter gebaut wird, dafür ist wenig Aussicht vorhanden. Man befindet sich bei dem Bahnendpunkte Vistalegre im dichten Walde, wie in Pocmuch; kein Dorf, kein Haus, nicht einmal eine Hütte ist zu sehen. Als Charnay seinen Kutscher nach dem Bahnhofe fragte, wußte dieser nicht, was damit gemeint sei. Das rollende Material bestand aus einer alten, ganz verfallenen Streckenmaschine, einem Personen- und einem ganz kleinen Güterwagen. Der Personenwagen hatte drei Abtheilungen, für jede Klasse eine; nur die erste enthielt Sitzbänke und war leidlich rein, die beiden anderen starrten vor Schmutz. Einige Indianer hockten sich in die dritte Klasse, zwei niedliche Mestizinnen bevölkerten die zweite und fünf Personen die erste, zusammen ein Dutzend Passagiere, so viel, wie vielleicht niemals zusammengekommen waren. Begreiflich, daß die Einnahmen nicht einmal die Kosten des Holzes, womit die Lokomotive geheizt wird, decken. Aber die Linie selbst ist schnurgerade, das Terrain eben, von keinem Wasserlaufe durchschnitten, weshalb Kunstbauten nicht in Frage kamen. Der Erbauer legte einfach seine Schwellen auf die vorhandene gute Straße und die Schienen darauf.

Anfangs ging die Fahrt gut von statten, abgesehen natürlich von gelegentlichen Erschütterungen; Charnay stand auf der Plattform und freute sich an dem Walde, in welchem Palmen zerstreut waren, hier und da auch eine Pyramide oder eine sonstige geheimnißvolle Ruine sich zeigte und dessen große Bäume mit Lianen überladen waren. Plötzlich aber ging der Zug langsamer und die Maschine fing an zu husten, wie ein Schwindsüchtiger, denn es ging ein wenig bergauf, und darauf war die Lokomotive nicht eingerichtet. Schon fing sie an wieder zurückzurollen, als der Heizer schnell hinabsprang und Holzscheite hinter die Räder steckte, um sie daran zu hindern. Eine Anzahl Passagiere stieg ab, und so nahm die um einige hundert Kilo erleichterte Lokomotive einen neuen Anlauf, um wenige Meter weiterhin wieder stehen zu bleiben. Es blieb den Reisenden zuletzt nichts übrig, als selbst Hand anzulegen und den zum Glück kleinen Zug über die für die Lokomotive unüberwindliche Steigung hinwegzuschieben; sonst wäre es ihnen nie gelungen, Campeche



Charnay's Wohnung in Jaina. (Nach einer Photographie.)

zu erreichen. In der That, eine merkwürdige Art Eisenbahn!

Campeche ist eine hübsche kleine Stadt, welche Charnay schon zweimal berührt hatte, jedoch ohne sich aufzuhalten. Diesmal aber mußte er einige Tage verweilen, um Erkundigungen einzuziehen, und er fand dort so freundliche Aufnahme, daß er den Aufenthalt nicht bereute. Namentlich rühmt er den Klub „La Lonja“ wegen seiner guten Wirthschaft und seines geräumigen Saales; Gründer desselben ist ein Bétancour, wahrscheinlich ein Nachkomme der als Herren der Canarischen Inseln berühmt gewordenen normannischen Béthencourt (1402 bis 1424). Der Klub liegt an dem Hauptplatze der Stadt, welcher von einem prächtigen, in Newyork angefertigten Gitter umgeben, mit Fayenceplatten belegt und mit Bäumen und Blumen bepflanzt ist; letztere werden Morgens und Abends von Strafgefangenen begossen. Zur Rechten die sehr bescheidene Kathedrale und vor derselben der Markt mit seinen Verkäuferinnen von Gemüsen und Früchten in indianischer Tracht, welche derjenigen von Merida ähnlich ist; an der anderen Seite des Platzes liegt das Rathhaus, und wendet man sich von da links, so kommt man zu dem Molo, wo man sich allmorgendlich an dem bewegten Leben und Treiben der Fischer erfreuen kann. Die Mannigfaltigkeit der dort feilgebotenen Fische ist erstaunlich; man findet ihrer dort von allen Formen und Farben, gestreifte, schwarze und weiße Rochen, Aale, Sägefische, Krötenfische, Krabben &c. und den besonders beim niederen Volke beliebten „cazon“, d. h. junge Haifische von der gewöhnlichen Art oder vom Hammerhai, darunter Burschen bis zu 2 m Länge. Nur den König aller Fische des Golfes von Mexico, der in Blau und Gold mit Purpurreflexen schimmernde Pampano, wird dort nicht verkauft; derselbe, dessen Wohlgeschmack seinem wundervollen Aeußeren gleichkommt, wird unmittelbar den reichen Leuten ins Haus gebracht und dort mit Freuden begrüßt.

Charnay bekam in Campeche verschiedene Alterthümer, Statuetten, Obsidianmesser, Perlen von Halsketten u. dergl. zu sehen, nach deren Ursprung er forschte. Dabei ergab es sich, daß die meisten dieser Gegenstände von Indianern einer Insel Jaïna herstammten, daß dieselbe acht Stunden nördlich von Campeche liege und dem Hafenkapitän Don Andres Espinola gehöre, welcher sie als ein irdisches Paradies mit Tausenden von Kokospalmen schilderte, wo zahllose interessante Sachen zu finden seien; nach seiner Ansicht sei die ganze Insel künstlichen Ursprunges. — Zwei Tage später reiste Charnay, mit Lebensmitteln für zwei Wochen versehen, dorthin ab; Don Andres begleitete ihn, um ihn seinen Leuten vorzustellen. Um 10 Uhr Abends fuhr die Canoa bei gutem Winde von Campeche ab und erreichte Jaina schon um 4 Uhr Morgens. Bei Tagesanbruch konnte Charnay seine Wohnung, einen wahren Palast, erblicken: zuerst ein am Meere gelegenes Gebäude, eine Art großer, allen Winden offen stehender Gallerie, wo man um die Mittagsstunde in der Hängematte verweilt, um sich der Seebrise zu erfreuen; dahinter und mit der Gallerie durch eine Laube von Schlingpflanzen verbunden lag das eigentliche Wohnhaus, gut im Stande und ganz geschlossen, da die Nächte kalt sind. Links die Wohnung des Majordomus und unter den Kokospalmen zerstreut die Hütten der Indianer.

Sobald Charnay und sein Diener Valerio untergebracht waren, ließ Don Andres die Glocke läuten, ein Zeichen, worauf sich der Majordomus und an 40 Indianer in der Gallerie versammelten. Andres stellte denselben seinen Gast als Herrn des Hauses, dem Jeder ohne Bezahlung unbedingten Gehorsam schulde, vor und bezeichnete einen der Leute, der ihm Fische, einen zweiten, der Austern zu liefern habe, und eine hübsche Indianerin als Köchin, während der Rest bei den Ausgrabungen helfen sollte. Eier und Geflügel lieferte der Hof in Menge, und da das Wasser der Insel schlecht war, sollten 100 Kokosnüsse dasselbe ersetzen. Kurz, Charnay fand sich in aller Form zum Herrn der Insel Jaïna eingesetzt, worauf Don Andres, nachdem die Indianer Gehorsam gelobt hatten, gegen 1 Uhr die Rückfahrt antrat.

Aber kaum war die Canoa aus dem Gesichtskreise verschwunden, als die sämmtlichen Leute davongingen und sich um ihren provisorischen Herrn nicht mehr kümmerten. Charnay begriff sehr bald, daß die Aussicht, nichts für ihre Dienste zu erhalten, die Indianer mißgestimmt machte, ließ also schnell den Majordomus kommen und versprach, alles und Alle zu bezahlen, und zwar reichlich; er selbst, Policarpio, solle täglich 8 Realen (5 Franken), jeder bei den Ausgrabungen verwendete Mann die Hälfte davon, d. h. doppelt so viel, als er sonst verdiente, erhalten. Das schien zu wirken, und Don Policarpio versicherte den Reisenden der Ergebenheit sämmtlicher Inselbewohner.

Ausflüge nach der Westhälfte von San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

II. (Schluß.)

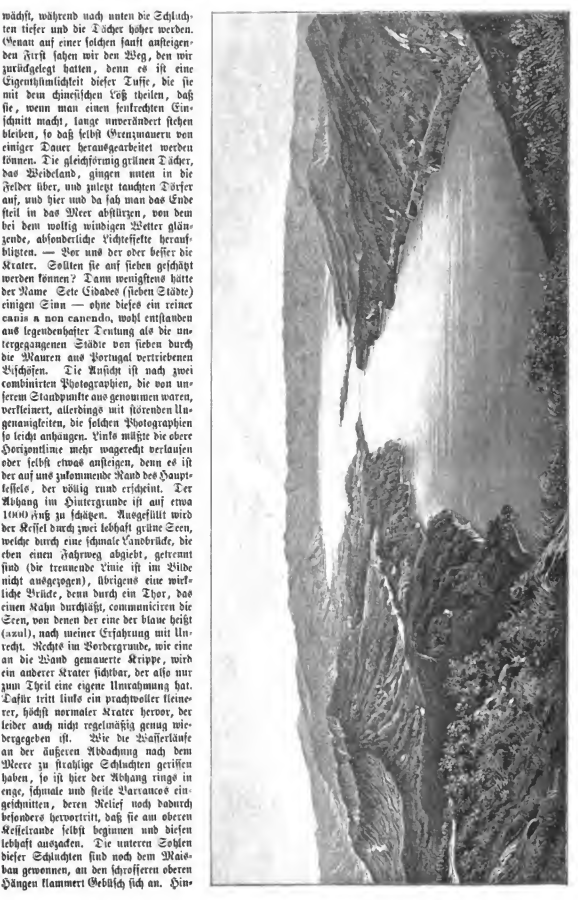
Ein anderer Ausflug galt Sete Cidades, der großartigen Kraterlandschaft im Westen der Insel, nicht weit vom Pico do Carvão, der nur einen unbedeutenden Kegel auf der ganzen westlichen Erhebung darstellt. Doch führt der direkte Weg nicht an ihm vorbei, sondern eine leidliche Straße geht etwa zwei Stunden weit vom Meeresufer hin bis Feteiras, und die Städter gelangen bis hierher im Wagen, um dann auf vorausgesandten Eseln ins Gebirge aufzusteigen. Ich zog es vor, den ganzen Weg zu Esel zu machen. Es ist bequemer, da man jeder Zeit beliebig lange halten und das Thier dem Jungen überlassen kann. Der Weg an der Küste führt durch einige ziemlich malerische Dörfer, inzwischen steigt er bald hoch auf, so daß man schroff unter sich zur Linken die Brandung sieht, bald überschreitet er einige schmale Schluchten, welche die Wasser gerissen haben, und die jetzt durch die Belladonnalilie verschönt waren. Die Dörfer erhalten durch Maispyramiden und Weinlauben ihren Charakter, sodann aber muß des mächtigen Rohres (Arundo donax) gedacht werden, das um Felder und Gärten erstaunlich üppige Hecken bildet und namentlich am Abhange freudigst gedeiht. Auf den Mauern sieht man häufig Agaven oder noch mehr die so ähnlich in runden Büscheln wachsende australische Gewebepflanze Phormium tenax, die Hortensie taucht hier und da

auf. Die Schweine, die genug meist in offenen Kofen oder unter einer Weinlaube gehalten werden, sind schwärzlich grau oder roth, hochrückig, dieselbe Rasse, die in Portugal am verbreitetsten ist. Wirthshäuser trifft man in Dörfern gar nicht, nur den obligaten Cigarren- und Cigarretten-verschleiß, wo auch wohl ein scharfer Fusel in großen Schnapsgläsern verschenkt wird, nach dem leider die Eseljungen sehr lüstern waren; doch sieht man keinen Betrunkenen. Von Feteiras beginnt der eigentliche Aufstieg, der für den Esel immerhin steil genug ist; doch ist durchweg ein bequemer Reitweg vorhanden. Wir treten sogleich in eine Schlucht ein, in die ein kleiner Weiler aus zerstreuten Holzhütten sich idyllisch einklemmt. Hier beginnt die Vegetation der eigentlichen Azorengehölze, von der bei der Tour zum Pico do Carvão weniger zu sehen war. Es ist die Region der immergrünen Sträucher und kleinen Bäume, reichlich mit prächtigen Farnkräutern untermischt. Die erste Azorenflora wurde von Seubert geschrieben, die jüngste Bearbeitung stammt von Watson (in Godman, Natural history of the Azores. London 1870); man möge sie nachsehen. Die geringe Anzahl der Blüthenpflanzen, die auf den Inseln vorkommen, wurde bereits erwähnt, sie beträgt wenig mehr als ein Drittel von denen, die in England, und noch nicht ein Viertel von denen, die in Deutschland wachsen, bei der südlichen Lage und dem feuchten Klima eine außerordentliche Armuth, so recht zu der Natur entlegener oceanischer Inseln passend. Das Verhältniß würde sich noch viel ungünstiger gestalten, wollte man die Eindringlinge, die der Mensch als Kulturpflanzen und Unkräuter mitbrachte, abrechnen, denn sie würden natürlich einen besonders hohen Bruchtheil ausmachen. Von diesen 440 Pflanzen sind nicht weniger als 40 endemisch, also auf den Inseln selbst entstanden, eine Folge der Isolirung und der dadurch veränderten Existenzbedingungen. Im Uebrigen ist die Flora wesentlich mit der südeuropäischen verwandt, am meisten mit der iberischen, doch finden sich auch genug Elemente von Madeira und den Canaren darunter, weniger amerikanische, und am schwächsten ist das afrikanische Festland vertreten. Darauf, daß der Graswuchs auf den Hochsätteln mehr oder weniger deutschen Sumpf- und Moorwiesen gleicht, wurde schon hingewiesen. Besonders bezeichnend für die Inseln ist das Gebüsch lorbeerartiger Sträucher, die sich, wo sie sich selbst überlassen sind, zu einem lichten Hain mäßiger Bäume erheben. Das Grün herrscht durchaus vor. Die Unterschiede mit unserer Flora treten vielleicht am besten hervor durch einige Zahlenvergleiche. In England ist die artenreichste Pflanzenfamilie die der Compositen, also bunt- oder insektenblüthiger Kräuter, auf den Azoren die der grün- oder windblüthigen Gräser; während in England die Farnkräuter an Artenzahl die elfte Stelle einnehmen, kommen sie auf den Azoren an vierter, tragen also wesentlich zum Grün der Landschaft bei; unseren waldbildenden Amentaceen, den Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Weiden 2c. steht auf den Azoren nur ein einziger Kätzchenträger gegenüber, die Myrica faya, welcher die Insel Fayal ihren Namen verdankt, und dieser eine hat die Tracht des Lorbeers angenommen mit immergrünen, ovalen, dunklen, lederartigen Blättern, so daß er im Gros verschwindet. Und das ist um so auffallender, als doch in Portugal noch Korkeiche und Kastanie, zwei Kätzchenträger, einen so wesentlichen Antheil haben an der Physiognomie der Landschaft. Zu solchen immergrünen Azorengesträuchen gehören der kurznadelige Wachholder (Juniperus brevifolia), Persea indica, die gemeine Myrte, allerdings selten geworden, weil sie zum Gerben gebraucht wurde (nach Watson), Viburnum tinus (unser sogenannter Laurustinus), Laurus canariensis u. a., vor allem aber die Azorenhaide, die gelegentlich so große Sträucher bildet, daß der kurze Stamm mehr als schenkeldick wird. Dabei zeichnet sie sich vor unserer gemeinen Haide vortheilhafter aus durch das frische Saftgrün der Spitzen, die mit zarten Tannentrieben wetteifern. Am schönsten wächst sie an sonniger Tuffwand. Ueberhaupt gedeihen alle diese Pflanzen am besten in den schluchtartigen Thaleinschnitten, die immerhin zu steil sind, um als Ackerland benutzt werden zu können, oberhalb der Kulturzone tritt namentlich die Erika hervor. Wenn ein solcher Abhang noch über und über mit den hellen, meterlangen, hängenden Fiederwedeln der Dicksonia culcita, des hervorragendsten unter den freilebenden Farnkräutern, überdeckt ist, dann dürfte es schwer sein, ein reicheres in Grün abgestuftes Vegetationsbild aufzutreiben. So zieht sich der Weg durch Schluchten und Hohlwege hinan, an Feldern vorbei nach dem Weidelande, das dem vom Pico do Carvão gleicht. Auffallend sind nur die hier noch massenhafteren ganz schmalen Zickzackpfade an den grünen Steilhängen. Sie dienen alle einem bestimmten Zwecke, nämlich der Herabbeförderung der ausgerodeten Haide auf Eselsrücken, um Composterde für die Ananashäuser zu gewinnen. Ueberall sieht man die unmäßig bepackten Thiere ihren sicheren Schritt nehmen, und ein Beispiel der Tragkraft mag der kleine mit Maisstroh beladene Esel geben, den ich auf dem Wege in möglichst genauen Maßverhältnissen skizzirte. Doch an den Eseln vorbei zur höchsten Höhe des Weges, ziemlich 2000 Fuß hoch. Hier wartet unser ein wunderbarer Anblick. Die Paßlänge beträgt wenige Meter, vor uns liegt der gewaltige Kraterkessel von Sete Cidades, dessen Wände außerordentlich steil, anscheinend senkrecht abstürzen zum doppelten Katersee, hinter uns ein sanfter grüner Abhang, der sich doppelt so tief abflacht bis zum unendlichen Ocean. Jede Seite fesselt den Blick durch Großartigkeit, Eigenart und den unmittelbaren Einblick in den Schaffenswettstreit der beiden wichtigsten Erdformer, Vulkan und Neptun. Als der Entdecker von S. Miguel, Gonçalo Velho Cabral, der 1444 bei der ersten Landung eine Anzahl Afrikaner dort zurückließ, im nächsten Jahre zur Insel wiederkam, fand er das Westgebirge verändert, denn die Bergspitze war durch eine gewaltige Eruption weggeblasen und die erschreckten Leute hatten sich nach der Ostseite geflüchtet. Freilich zeigt der Augenschein — und Hartung („Die Azoren in ihrer äußeren Erscheinung und nach ihrer geognostischen Natur geschildert", Leipzig 1860) weist speciell darauf hin — daß dieser $^3/_4$ geographische Meilen weite Kessel nicht auf einmal entstanden sein kann, aber sicher ist wohl, daß er vor 400 Jahren seine jetzige definitive Gestalt im Großen und Ganzen erhalten hat. Nun lehrt ein Blick auf die Vidal'sche Karte, wie der glatt fortlaufende, nur hier und da höhere und mit besonderen Kegeln besetzte Kraterrand rings gleichmäßig nach dem Meere abfällt und nur nach Osten zu, wo die Insel sich verlängert, unregelmäßiges Gebirge sich anschließt. Dieselbe Karte zeigt aber, wie am äußeren Kraterabhange ziemlich hoch oben rings eine Reihe Bäche entstehen, die fast genau radiär dem Ocean zustreben. Ein solches Bild hatte ich hinter mir. Das Wasser hat auf die homogenen Tuffschichten so regelmäßig schwemmend eingewirkt, daß der Abhang in eine Anzahl anscheinend paralleler Dächer zerschnitten ist, deren Firste oben aus dem Berge heraus-



Esel, mit Maisstroh bepackt.

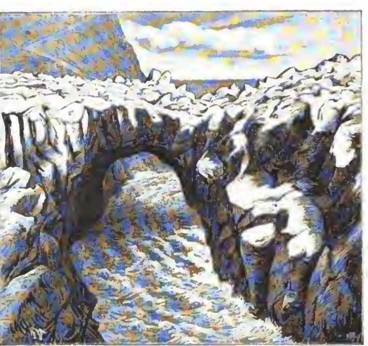
wächst, während nach unten die Schluchten tiefer und die Dächer höher werden. Genau auf einer solchen sanft ansteigenden First sahen wir den Weg, den wir zurückgelegt hatten, denn es ist eine Eigenthümlichkeit dieser Tuffe, die sie mit dem chinesischen Löß theilen, daß sie, wenn man einen senkrechten Einschnitt macht, lange unverändert stehen bleiben, so daß selbst Grenzmauern von einiger Dauer herausgearbeitet werden können. Die gleichförmig grünen Dächer, das Weideland, gingen unten in die Felder über, und zuletzt tauchten Dörfer auf, und hier und da sah man das Ende steil in das Meer abstürzen, von dem bei dem wollig windigen Wetter glänzende, absonderliche Lichteffekte heraufblitzten. — Vor uns der oder besser die Krater. Sollten sie auf sieben geschätzt werden können? Dann wenigstens hätte der Name Sete Cidades (sieben Städte) einigen Sinn — ohne dieses ein reiner canis a non canendo, wohl entstanden aus legendenhafter Deutung als die untergegangenen Städte von sieben durch die Mauren aus Portugal vertriebenen Bischöfen. Die Ansicht ist nach zwei combinirten Photographien, die von unserem Standpunkte aus genommen waren, verkleinert, allerdings mit störenden Ungenauigkeiten, die solchen Photographien so leicht anhängen. Links müßte die obere Horizontlinie mehr wagerecht verlaufen oder selbst etwas ansteigen, denn es ist der auf uns zukommende Rand des Hauptkessels, der völlig rund erscheint. Der Abhang im Hintergrunde ist auf etwa 1000 Fuß zu schätzen. Ausgefüllt wird der Kessel durch zwei lebhaft grüne Seen, welche durch eine schmale Landbrücke, die eben einen Fahrweg abgiebt, getrennt sind (die trennende Linie ist im Bilde nicht ausgezogen), übrigens eine wirkliche Brücke, denn durch ein Thor, das einen Kahn durchläßt, communiciren die Seen, von denen der eine der blaue heißt (azul), nach meiner Erfahrung mit Unrecht. Rechts im Vordergrunde, wie eine an die Wand gemauerte Krippe, wird ein anderer Krater sichtbar, der also nur zum Theil eine eigene Umrahmung hat. Dafür tritt links ein prachtvoller kleinerer, höchst normaler Krater hervor, der leider auch nicht regelmäßig genug wiedergegeben ist. Wie die Wasserläufe an der äußeren Abdachung nach dem Meere zu strahlige Schluchten gerissen haben, so ist hier der Abhang rings in enge, schmale und steile Barrancos eingeschnitten, deren Relief noch dadurch besonders hervortritt, daß sie am oberen Kesselrande selbst beginnen und diesen lebhaft auszacken. Die unteren Sohlen dieser Schluchten sind noch dem Maisbau gewonnen, an den schrofferen oberen Hängen klammert Gebüsch sich an. Hin-



Sete Cidades (nach einer Photographie verkleinert). Im Vordergrunde die kleine Lagoa, dahinter die Lagoa grande. Der Blick ist von Süden nach Norden gerichtet.

ter diesem Kegel macht sich ein anderer Krater bemerkbar, der aber, wie mehrere kleine Kegel, gegen den Hinterrand verschwindet. Links in der Nähe der Landbrücke liegt ein freundliches Dörfchen mit Kirche, ein Herrenhaus am See, rechts hinten an der großen Lagoa ein kleiner Weiler, sonst erlauben die Steilabstürze kaum weitere Ansiedelungen, namentlich fallen die Wände rings um die Lagoa pequena mit alpiner Steilheit ab; doch wird solcher Eindruck durch das Grün gemildert.

Wieder ergab der Kraterrand in seinen Sphagnumpolstern einige charakteristische Weichthiere, namentlich das kleine Craspedopoma azoricum, ein gedeckeltes Gehäuseschneckchen, dessen Verwandte auf dem europäischen Festlande in seltenen Tertiärablagerungen gesucht werden müssen; in diesem stillen Winkel hat sichs gehalten, während der reichere Wettbewerb des Kontinents es wegfegte und durch andere Formen ersetzte. Doch hinab den steilen Zickzackweg in den Kessel, in den schon einmal, wie versichert wird, ein Wagen gelangte. Aus dem Gebüsch in gemischten Wald, und unten bequem weiter zum Dörfchen, wo wir bei Sr. Travassos in einfachem Wirthshaus eine gute Aufnahme finden. Dieser kleine, untersetzte Mann, der lange Jahre in Brasilien zubrachte, nach Art vieler ärmeren Inselbewohner, die als Brasileiros in die Heimath zurückkehren, war das Muster eines beweglichen, gutmüthigen Südländers, der die übliche Zeichensprache bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatte. Man wird in Portugal (von den Hauptstädten abgesehen) nicht leicht zum Essen gerufen, ohne daß Kellner oder Wirthin mit dem Munde und beiden Händen eifrige Eßbewegungen ausführen, und wenn ich früh in Ponta Delgada nach meinen Fischern rief, so legte der Einzige, den ich erwischte, regelrecht die Backe in die rechte Hand, um zu sagen, daß Alle noch schliefen. Travasso war am lustigsten und drastischsten. An der Art, ein Diner herzurichten, könnten sich die Wirthe in unseren entlegenen Dörfern ein Muster nehmen. Hühnersuppe, Huhn mit Reis, Fricassé von Huhn, gebratenes Hühnchen und ein Dessert von Kuchen, Marmeladen, Bananen, die noch hier oben gedeihen, und Obst bildete eine reiche Speisekarte auf einfachster Grundlage, und altes vortrefflich. Ich speiste mit Sr. Marcã Rapozo, dem Eigenthümer der Seen, dem ich mancherlei Belehrung verdanke. Der Tag wurde mit Sammeln hingebracht. Das Wetter blieb trotz dem September feucht und nebelig, und das will bei dem eingeschlossenen Becken genug heißen. Die Betten, wiewohl im ersten Stock, waren naß anzufühlen, und früh war es unmöglich, mit schwedischen oder vielmehr Mailänder Zündhölzern, die auf dem Tische des Schlafzimmers gestanden hatten, eine Cigarre anzuzünden. Sie brannten erst, als sie eine halbe Stunde in der Hosentasche erwärmt und getrocknet waren. Ich machte einen Morgenspaziergang über die Landenge zwischen den Seen. Zum Theil üppige Gehölze wachsen am Strande, zum Theil dürre Kiefern; auf der Halbinsel, die in die Lagoa grande hinausragt, wuchern malerische Feigenbäume im Waldesdickicht; am Wege steht viel verwilderter Papyrus in dem sumpfigen Boden. Ich entsinne mich nicht, derartige Luftfeuchtigkeit wieder erlebt zu haben. Wolken und Nebel deckten von oben den Kessel zu und senkten sich tiefer und tiefer, man konnte nicht unterscheiden, ob es regnete oder nebelte, schließlich waren Wolken und Seespiegel eins; eine triefende Gewächshausschwüle. Einige Möwen über dem See; die üblichen Goldfische; am Rande, wo ein sanfter Wellenschlag dürre Bimssteinbrocken wälzt, hüpfen ungezählte Frösche; wenige Heerden, und ein Paar waschende Weiber, die bis an die Knie im See stehen, bilden die Staffage, letztere, wie in Portugal und auf Madeira, die unvermeidlichen Figuren, wenn man glaubt, fern von der Stadt ein einsames Fleckchen gefunden zu haben; und bei Ponta Delgada begegnete mir wiederholt unser Sr. Travassos an der Spitze einer großen Cavalcade von Eselreiterinnen, jede zwischen riesigen Wäschebündeln thronend. Aber in diesem entlegenen Wasser waren sie doppelt auffallend. Gegen Nordost geht, da kleinere Kegel sich gegen den See vorlagern, eine tiefe Schlucht gegen den Rand des Hauptkraters. Man dringt über Gerölle hier festerer Lava vor. Die Schlucht, mit frischem Bache, verzweigt sich nach oben, die Wände rücken einander immer näher, hier und da steht eine hohe begrünte Tuffsäule, von der Verwitterung noch verschont, ein prachtvolles Grün, wie überall, schließlich die letzten schmalen Spalten mit reichen Lebermoosdraperien belegt und endlich vollkommen geschlossen, nur der Blick allein klettert an der senkrechten Kraterwand gegen die Wolken empor. Hinten lag das Wasser des Sees schwarz, und die Bergwand dunkel, und als der blaue Himmel ein wenig durchbrach, war es über der Mitte des Kessels, auf dessen Rande ein schweres Kuppelgewölbe von Wolken lastete, die ungeheure Höhlung des Kraters nach oben fortsetzend und in die Höhe verengend, so daß selbst der Gedanke bloß durch die Oeffnung im Zenith mit der fernen Welt sich zu verbinden wagte. — Nebenbei mögen einige Staubpilze (Lycoperdon) erwähnt werden, die aus vollkommen blanken, mageren, einzeln daliegenden Bimssteinbrocken herauswuchsen, an die neuesten Recepte, Champignons auf Bauschutt mit



Basaltische Lava mit Kanälen und Brücken am Westende von S. Miguel, am Fuße des Pico das Camarinhas.

Salpeterwasser zu cultiviren, erinnernd. — Gegen Mittag wurde das Wetter klarer, und ich machte eine Rundfahrt auf dem See. Sr. Rapozo leiht freundlichst den Kahn. Aber es bedarf eines kundigen Ruderers, weil nicht selten föhnartige Böen vom Kraterrande herabbrechen und es an Landungsplätzen fehlt. Die Bucht am Herrenhause, wo der Kahn lag, war die einzige Stelle der Kraterseen und der Azoren überhaupt, wo die weiße Nymphäa prächtig gedeiht; sie ist wohl eine ganz moderne Einführung, da sie in der Flora noch nicht erwähnt wird. Im Uebrigen hat auch dieser See dasselbe Potamogeton, dieselbe Chara, sein Wasser ist durch dieselbe Alge grün gefärbt, derselbe Copepod zwischen den Algen und dasselbe Bryozoon an den Potamogetonstengeln. Hier spielt sich der Kampf ums Dasein und die gegenseitige Oekonomie in äußerst einfachen Verhältnissen ab. Der Goldfisch muß hauptsächlich von der Alge sich nähren, ebenso die Kaulquappe des Wasserfrosches. Dadurch wird sie aber merkwürdig beeinflußt. Versuche haben ergeben, daß die Verwandlung und Geschlechtsreife von einem hinreichenden Quantum animalischen Futters abhängig ist, daß dagegen rein vegetabilische Kost die Larvencharaktere länger conservirt. In der That war es höchst verwunderlich, wie die jungen vierbeinigen und oft schon hüpfenden, ziemlich großen Frösche am Seestrande noch den völlig langen und kräftigen Ruderschwanz der Larve besaßen und sich ins Wasser flüchteten, um dort in schlängelnden Ruderbewegungen nach Quappenart davonzueilen. Der Hauptantheil animalischen Futters möchten die Leichen niederer Thiere sein, die vom Kraterrande in die Seen hinabgespült werden, wie denn an dem kleinen Wasserfalle der Lagoa pequena die Fische am dichtesten sich drängen. Neuerdings hat man nun aus Deutschland und England Lachsforellen kommen lassen und in die Seen gesetzt, und vor mehreren Jahren waren einige Aale von Furnas gebracht worden. Beide müssen von Goldfischen und Fröschen leben, die außerdem höchstens den vereinzelten Wasservögeln oder dem Hunger zur Beute fallen. Dies Jahr nun war ein Aal gefangen von 1,2 m Länge, und eine todte Lachsforelle trieb auf dem Wasser, reichlich armeslang und entsprechend dick. Gleichwohl bestehen für beide Schwierigkeiten, der Aal zum mindesten pflanzt sich hier nicht fort, denn die Seen haben keinen sichtbaren Abfluß nach dem Meere, und über das Laichen der Lachsforellen liegen noch keine Erfahrungen vor. Ein stärkerer Besatz dieser köstlichen Wasserbecken mit Edelfischen dürfte leider keine Aussichten haben. Wir landeten an verschiedenen Stellen; wo der Wasserfall herabfiel, war eine wahrhaft tropische Vegetation, modernde Baumstämme lagen zwischen den kräftigen Blättern der Igname (Caladium esculentum), die aus schwellendem Selaginellenteppich sich erhob; unter ihm ein zusammenhängender Marchantiarasen, alles von Baumkronen überdeckt. Auf der anderen Seite eine tiefe schmale Höhle, zum Scherz durch Menschenhand gegraben. Fast waren wir mit der Rundfahrt zu Ende, als Freund Chaves, der nachgekommen war, am Ufer erschien. Wir stiegen zusammen den waldigen Abhang hinauf nach dem Rande des einen rechten Kraters, der sich an den des großen anlehnt. Ein regelrechter Kreis, der gleichmäßig steil grün abstürzt, tief unten ein vollkommen unbewegtes dunkles Wasserbecken, vier weiße Möwen schwammen darauf, eine märchenhaft ruhige Einsamkeit. Es kostete Mühe, sich vom Rasen wieder zu erheben.

Den anderen Morgen gings auf frischen Eseln (die vom Lande sind entschieden munterer als die geplagten Thiere der Stadt) den westlichen Abhang hinauf. Wieder ein steiler Zickzackweg zwischen den beiden Westkratern; eine große Ziegenheerde. Als wir die Höhe erklommen hatten, jagte ein frischer Wind Wolken und Nebel über den Kamm, und von unten brüllte, im Nebel verborgen, die Brandung herauf. Wir stiegen zum Westende der Insel hinab, wo der Fels viel steiler abfällt; in kurzer Zeit ist man unten. Ein kleines Dorf, freundlich gelegen, und dann zu den blasigen, schlackigen, schwarzen Klippen, die öde und unfruchtbar, hier und da mit kleinen Spalten, in den Ocean hinausstarren, ein anderes Bild vulkanischer Kraft. Spärliche Pflanzen (Hieraciumarten) standen zerstreut, und einige Heuschrecken belebten sie. Der Nebel theilt sich, und aus dem Meere ragen mehrere schwarze Felsen auf, während die Brandung zum Theil weit draußen weiße Strudel wirft und von der Zerrissenheit des Meeresbodens zeugt. Wir stehen am jüngsten Punkte der Insel. Hier war es, wo 1811 der letzte Vulkan, Sabrina, aus der See emporstieg, um bald wieder zu verschwinden. Jetzt liegen hier draußen, bei Mosteiros, die reichsten Fischgründe, und künftig reisende Zoologen mögen nicht versäumen, die Bank zu untersuchen, sie verspricht reiche Schätze, die zu heben mir Mangel an Zeit und, bei anderer Disposition, an Mitteln verbot. Von hier führte uns der Weg nach dem Pico das Camarinhas, einem ziemlich kahlen Kegel, der seinen Namen von einem kleinen Gestrüpp hat, welches weiße, eßbare, den Heidelbeeren ähnliche Früchte trägt (Corema alba). Eine große bunte Radspinne breitete ihre Netze aus, die sich von dem der Kreuzspinne durch eine im senkrechten Durchmesser elegant angelegte Treppe unterscheiden; ihre großen birnförmigen Eiercocons, die im Spätsommer erzeugt werden, waren gerade fertig. Unten am Pik wartete unser eine andere Scenerie. Ein flaches Feld schwarzer basaltischer Lava lagert sich gegen den Ocean vor (Ponta Ferraria). Einzelne heiße Quellen entspringen hier noch innerhalb der Fluthzone zwischen dem zerrissenen Gestein, wo sie sich mit dem Seewasser mischen. Ein höchst einfaches Badehaus ist gebaut, das, so viel ich weiß, auf öffentliche Kosten arme Rheumatismuskranke aufnimmt. Das Baden allerdings ist so primitiv als möglich. Der Kranke muß über zackige Klippen in ein kleines natürliches Becken, eigentlich ein Loch, hinabkriechen. Mir wurden diese Thermen zoologisch interessant, denn eine kleine, durch ihre Kriechbewegungen mit quergetheiltem Fuße merkwürdige Schnecke, Pedipes afer, die an der Küste von Senegambien im brackischen Wasser zu Hause ist und sonst an den Klippen der Azoren nur sehr zerstreut vorkommt, trat hier unter den geeigneten klimatischen Bedingungen in größter Häufigkeit und Ausbildung auf. Doch würde die meisten ein landschaftliches Vorkommniß mehr fesseln. Die Lava, halb säulig zerklüftet, ist durch tiefe, spaltenförmige Kanäle zerrissen, durch die das dunkelgrüne Meer schäumt. Drei oder vier Brücken sind über den Kanälen stehen geblieben, und die blendende Sonne warf schwarze Schatten unter den Felsenthoren; bei der Stärke der Brandung ein großartiges Schauspiel. Ein Theilchen giebt die flüchtige Skizze nothdürftig wieder. Ungleich gewaltiger soll der Eindruck sein, wenn der Sturm die Wogen aus den Kanälen heraufpeitscht. Boca de inferno würde man es in Portugal nennen, wenn es bekannt wäre, denn dieser Theil der Insel ist der abgelegenste. In Ginetes, einem freundlichen, wohlhabenden Dorfe, haben Sr. Chaves' Schwäger ihr Landgut, und wir wurden gastlichst aufgenommen. Die Herren machten durchweg einen feinen, gebildeten Eindruck, die Damen, die bei Tische nicht mit erschienen, traten in einfacher ländlicher Kleidung auf. Der Hof war ganz den südlichen Verhältnissen angemessen. Ein einstöckiges Wohnhaus, mit mäßigem, solidem Comfort, aber schönen Räumlichkeiten, die große Hausflur bereits als Wohnzimmer benutzt. Vor der Thür eine Art Veranda, mit Ziegeln

gepflastert, von niedriger weißgetünchter Mauer umrahmt, an der sich eine Steinbank hinzieht, der Boden mit frischen Binsen bestreut, der beliebte Spielplatz für die Kinder, ein angenehmer Aufenthalt für Familie und Gesinde. Letzteres wird, wie mir schien, fast sanft behandelt, und als beim Kaffee Chartreuse gereicht wurde, erhielten die barfüßigen Dienstboten ebenfalls ihr Glas. Unter den Verwandten herrscht große Zärtlichkeit, und die Diminutivformen sind gerade auf den Inseln sehr gebräuchlich, ein weiches „oh compadrinho meu" (Gevatter) klingt häufig herüber und hinüber. Bei Tische legt der Hausherr dem Gast die besten Stücke reichlichst vor, und es ist Sitte, einen Rest auf dem Teller zu lassen. Ich fürchtete umgekehrt durch Mäkelei unhöflich zu erscheinen und strengte mich entsprechend an. Neben dem Hause war die offene Tenne, ein festgestampfter Platz, von Steinplatten umgeben. Man war dabei, die Körner von den Maiskolben zu lösen, mit der Hand oder einfacher Holzraspel. Auf der anderen Seite der mit Maisstroh belegte Viehhof, auf den die stattlichen Rinder gegen Abend heimgetrieben wurden. Wenig Ställe. Reiche Maisfelder zogen sich hoch am Kraterrande von Sete Cidades hinauf. Man forderte mich zur Jagd auf (auf Amseln, Wachteln, Canarienvögel, Kaninchen). Mir war die Zeit zu kostbar, und wir ritten lieber nach einem lichten Hain, um zu sammeln. Der übliche immergrüne dünne Wald, mit mäßigen Bäumen und Selaginellen am Boden; in der That war die Ausbeute an Landschnecken, den Charakterthieren, relativ reich, trotzdem er nur mehrere 100' über der See lag. Man hat gemeint (nach alten Berichten), daß die Azoren ursprünglich dicht bewaldet und so regnerisch gewesen wären, als die feuchtesten Antillen. Wahrscheinlich aber hat das grüne Aeußere der Berge, die man schwerlich erstieg, getäuscht, und es wird sich kaum um eine andere Vegetation gehandelt haben, als man sie jetzt noch in solchen Hainen, namentlich in den höheren Schluchten, antrifft. — Ein kleiner Luftballon, den Sr. Chaves gegen Abend steigen ließ und der über dem Krater von Sete Cidades in den Wolken verschwand, erregte den Jubel der jungen und alten Dorfbewohner, ein freundlicher Verkehr. Als bald nach 6 Uhr mit südlicher Schnelle die Nacht hereinbrach, sagten wir den liebenswürdigen Wirthen adeos und fuhren in einer Droschke, nach Landessitte mit drei rüstigen Maulthieren neben einander bespannt, in drittehalb Stunden heim nach Ponta Delgada, eine prächtige Fahrt in ruhig dunkler Nacht, bald am Meeresstrande, bald zwischen engen Tuffwänden, über welchen die riesigen Arundohecken zusammenschlugen. Mein Begleiter schwärmte von den feurigen Augen der Andalusierinnen, ich dachte nach Hause. „Vous n' êtes pas pour l'amour? — c'est chose de la race." Nachher sang er mir die getragenen, melancholischen, ein wenig monotonen Weisen azorischer Volkslieder, und ich darf hinzufügen, daß keine von unseren Melodien dem Inselbewohner so sympathisch ist, als unser altes

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten".

Das Schamanenthum unter den Burjäten.[1])

1. Die Götter und die Gottheiten.

Die höchsten Gottheiten der Schamanenbekenner (Schamanisten) sind die **Tengerin**, die Himmelsgötter, welche im Himmel über der Erde wohnen, aber sonst ein Leben führen, wie die reichen Burjäten auf Erden. Es giebt 99 Tengerin — die Zahl 9 spielt eine besondere Rolle unter den Burjäten — davon sind 55 westliche, ältere oder gute, und 44 östliche, jüngere oder böse. Die ungleiche Zahl ist dadurch zu erklären, daß ursprünglich zwischen den 54 westlichen und 44 östlichen Himmeln (d. i. Göttern) ein Grenzgebiet („Obo") lag, welches schließlich von den stärkeren westlichen Göttern eingenommen wurde, so daß es nun 55 westliche Himmel oder Götter giebt.

Die erste Stelle unter den westlichen Tengerin hat der Sajan-Sagan-Tengeri (Burjäten von Kudinsk) oder der Chan Tjurmaß (Burjäten von Balagansk), die erste Stelle unter den östlichen Tengerin aber **Chamchir-Bogdo** oder **Ata-Ulan**. Die genannten Götter besitzen eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft und Verwandtschaft, deren einzelne Angehörige keineswegs bei allen Burjäten in gleicher Weise benannt und beschrieben werden. Das darf nicht Wunder nehmen. Die Burjäten haben keine schriftlichen Aufzeichnungen über ihre Götter, deren Namen und Schilderungen nur in der Tradition leben. Hier sollen selbstverständlich nicht alle Namen des Geschlechtsregisters wiedergegeben werden; doch mögen einige Platz finden. Als Stammvater der 10 westlichen Tengerin gilt **Oer-Monchyn-Tengeri** (Tengeri bedeutet etwa Himmel); seine neun Söhne haben verschiedene Namen, wie **Galta-ulan-Tengeri** (feurigrother Himmel) und **Ssar-Ssagan-Tengeri-Ssachilagata-Bndal** (der Himmel, welcher den weißen Blitz herniedersendet). Es ist leicht ersichtlich, daß es sich bei allen diesen Götternamen nur um eine Personifikation der physischen Eigenschaften des sichtbaren Himmels handelt.

An die Tengerin schließt sich deren zahlreiche Verwandtschaft, die Chaten oder Fürsten, ferner der Herr des Feuers und der Erzeuger des Gewitters.

Der Herr des Feuers. Die Verehrung des Feuers ist unter den Burjäten sehr verbreitet. Die personificirte Gottheit des Feuers heißt bei den Balagansker Burjäten Ssachjäda-noyon und seine Frau Ssachala-Chatun; bei den Kudinsker Burjäten lauten die Namen etwas anders. Dem Feuergotte, welcher eben als ein Sohn des Tengeri gilt, wird geopfert, indem man einen Schafbock oder ein Pferd schlachtet, und zwar innerhalb der Jurte am Herde. In jeder Jurte vertritt die Stelle des eigentlichen Feuergottes ein besonderer Haus- oder Herdgott, d. h. ein Beschützer

[1]) Nach dem Russischen: **N. N. Agapitow** und **M. N. Changalow**, **Beiträge zur Kenntniß des Schamanismus in Sibirien. I. Das Schamanenthum unter den Burjäten des Gouvern. Irkutsk.** Besonders abgedruckt aus den Nachrichten der Ostsibirischen Abtheilung der k. Russ. Geographischen Gesellschaft in Irkutsk. Bd. XIV, 1883, 170 Seiten mit Abbildungen. Die beiden Verfasser leben im Gouvernement Irkutsk; der eine von ihnen, M. N. Changalow, ist von Geburt ein Burjäte, wurde im Lehrer-Seminar in Irkutsk erzogen und ist jetzt Lehrer der Schule in Kudinsk; er sammelte über das Schamanenthum Notizen und schickte ein davon handelndes Manuskript an N. N. Agapitow in Irkutsk. Dadurch wurde der Letztere veranlaßt, in den Jahren 1881 und 1882 gemeinsam mit Changalow Reisen in das Gebiet der Burjäten zu machen, um weitere Forschungen anzustellen. Als Resultat der gemeinsamen Untersuchung ist die vorliegende Schrift veröffentlicht. Wir geben hier das Wesentlichste aus der Abhandlung wieder. **L. Stieda.**

und Beherrscher des betreffenden Herdes. Demnach steht eine große Schaar von niederen Feuergöttern unter der Botmäßigkeit des Herrn des Feuers. — Eine Erzählung wird am besten die Auffassung der Burjäten wiedergeben:

Einst ritt ein Mann, welcher 10 Sprachen kannte und die Gabe besaß, die Stimme der Thiere zu verstehen, seines Weges. Er reitet am Hause eines reichen Mannes vorbei und hört, wie die Hunde bellen: „Kehre nicht bei uns ein, man wird dir nichts zu essen geben und dein Pferd wird hungrig bleiben!" Er reitet weiter und kommt zur Hütte eines Armen; da hört er, wie die Hunde bellen: „Kehre bei uns ein, du und dein Pferd werden satt werden." Der Arme empfängt den Gast freundlich und ergreift sofort ein junges Schaf, um es zu schlachten, aber das andere alte Schaf — es waren nur zwei vorhanden — spricht: „Schlachte lieber mich; ich bin schon alt und das junge Schaf wird dir viele Nachkommen bringen." Der Gast, welcher die Sprache des Schafes verstand, wies den Hausherrn an, das alte Schaf zu schlachten. So geschieht es: Während des Mahles wirft der arme Mann große Stücke Fleisch in das Feuer als Opfergabe für den Herrn des Feuers. Der Gast bemerkt, daß der Herr des Feuers anwesend und gut gekleidet und genährt ist. In der Nacht tritt eine elend und erbärmlich aussehende, schlecht gekleidete Gestalt in die Hütte: das war der Herdgott aus dem Hause des Reichen! Der Herdgott der Hütte des Armen fragt den Ankömmling, warum er so schlecht aussehe und sein eines Auge verletzt sei. Der Herdgott des Reichen antwortet: „Der Reiche ist geizig; er nährt mich schlecht, er hat mir neulich sogar ein Auge ausgestoßen, als er mit einem spitzen Gegenstande das Herdfeuer aufrührte (dies Verfahren gilt den Burjäten als eine Sünde); aber ich werde ihn dafür bestrafen; noch in dieser Nacht werde ich sein Haus niederbrennen." Da bat der Feuergott des Armen, der Feuergott des Reichen solle einen hölzernen Becher, welcher Eigenthum des Armen sei, aber sich im Hause des Reichen befinde, beim Brande retten. Als in der Nacht das Haus des Reichen niederbrannte und der Becher des Armen aus dem Feuer herausgeworfen wurde, klagte der Reiche den Armen der Brandstiftung an. Da trat der Gast dazwischen und setzte dem Reichen auseinander, daß das Haus durch seinen eigenen Herrn des Feuers angesteckt worden sei, zur Strafe für den Geiz und die Nichtachtung des häuslichen Herdgottes. Der Reiche aber glaubte dem Gaste nicht, daß dieser die Unterhaltung der Feuergottheiten und die Stimme der Thiere verstanden habe, fragte ihn, um ihn zu prüfen: „Wohin fliegen jene beiden Krähen?" Der Gast antwortete: „Sie fliegen zur Stelle, wo der Sohn des Reichen bestattet werden soll." Man folgte den Krähen und gelangte wirklich zur Bestattung; das Opferthier war bereits geschlachtet, beide Krähen saßen dabei. Jetzt endlich glaubte der Reiche den Worten des unbekannten Gastes und hörte auf, den Armen wegen der Brandstiftung anzuklagen.

Jeder gläubige Burjäte hält es für seine Pflicht, sobald er speist, dem Herrn des Feuers einige Stücke zuzuwerfen, oder beim Trinken einige Tropfen des Getränkes in die Herdasche zu träufeln. Sobald ein Schaf oder ein anderes Thier geschlachtet wird, schneidet man ein dreieckiges Stück aus der Kopfhaut heraus und wirft es ins Feuer — kurz bei jeder derartigen Gelegenheit erhält der Herr des Feuers seinen Antheil.

Als ein Bruder des Feuerherrn wird der Herr des Sternes Solbon, „Solbon-sagan-tengeri", angesehen. Solbon ist der Planet Venus, der Stern, welcher Morgens und Abends sichtbar ist, der Schutzherr der Pferde und der Menschen. Wenn im Herbst nach dem Erscheinen des Sternes ein Füllen geboren wird, so nimmt man an, daß es zu einem guten Pferde heranwachsen wird. Getigerte Pferde sind dem Solbon geheiligt. Blutige Opfer werden demselben heute wohl nicht mehr gebracht. Solbon hatte drei Frauen, die letzte war eine einfache Burjätin; sie war bereits verlobt; als sie aber, von den Hochzeitsgästen umringt, zum Bräutigam sich begeben wollte, wurde sie von Solbon ergriffen und gen Himmel gehoben.

Der Erzeuger des Donners und des Blitzes. Die Burjäten nennen den Donner den Himmelsgesang (tengeri-dun); wenn es donnert, sagen sie, der Himmel singt (tengeri dugara). Die verschiedenen Donnergottheiten gehören zu den westlichen Tengeri und sind Brüder. Man erzählt eine Sage, nach welcher eine jener Gottheiten, Chochodo-Morgon, früher als guter Jäger und sicherer Schütze auf der Erde lebte, dann aber in den Himmel versetzt wurde, um den Blitz und Donner zu bewachen. Der Gott des Regens, Churon-noyon, hat seinen Aufenthalt im Himmel; hier besitzt er ein Schloß und neun Tonnen mit Wasser; wenn er eine Tonne öffnet, so regnet es drei Tage lang.

Die Erfindung einzelner Gewerbe und einzelner Handwerke wird den Himmelsgöttern, den Tengerin, zugeschrieben; so vor allem die Kunst, das Eisen zu schmieden. Der erste Himmelsschmied war Dadaga-chara-darchan (darchan = Schmied); er hatte 73 junge Schmiede unter sich; alle 74 gehören zu den westlichen Himmeln und ließen sich einst auf den hohen Berg Mundarga (Berge von Tunkinsk) herab.

Die Chaten (Himmelsfürsten) sind verschiedene; es giebt sowohl westliche wie östliche; ein besonderer ist der Uchan-chat. Bei den Burjäten von Balagansk spielen die westlichen Chaten, bei den Burjäten von Kudinsk und Olchonsk die östlichen Chaten eine besonders wichtige Rolle. Die Burjäten von Kudinsk erzählen, neun Söhne des Buchan-noien-babai ließen sich vom Himmel auf die Erde nieder, wählten sich neun verschiedene Wohnsitze und wurden zu Herrschern oder Fürsten. Jeder Sohn hatte abermals neun männliche Nachkommen, so daß es schließlich 90 Chaten giebt. Die Verfasser führen lange Reihen der verschiedenen Bezeichnungen der Chaten nach verschiedenen mündlichen Ueberlieferungen auf, welche wir alle bei Seite lassen können. Es handelt sich dabei um mannigfache Gottheiten, welche theils Beschützer und Herrscher bestimmter Gegenden sind, z. B. der Gott der Angara-Quelle, des Flusses Selenga, des Berges Chardal u. a., theils bestimmte Verhältnisse beschützen, z. B. Tulman-sagon-nojen, der Gott der Hochzeit und der Ehe.

Mit dem Namen Uchan-chat werden alle Beherrscher der Meere, Seen und Flüsse bezeichnet; sie sind vom nordwestlichen Himmel herabgestiegen und haben sich in die größte Tiefe der Gewässer niedergelassen, doch gilt meistens der Himmel als ihr Aufenthaltsort. Es sind 12 an der Zahl; der oberste Gott ist Uchan-lobsen und seine Frau Uchan-daban; einer heißt Gochoschi-nojen, der Beschützer des Fischfangs mittelst der Kienfackel. Aus einer Analyse der Namen der verschiedenen Wassergottheiten ergiebt sich den Verfassern, daß es sich dabei nur um eine Personifikation der physischen Eigenschaften des Wassers handelt — der Glanz, die spiegelglatte Oberfläche des Elements haben ihnen den Namen gegeben. Den Wassergöttern werden Fische und Branntwein geopfert, mitunter aber auch Schlachtopfer dargebracht.

Die Burjäten aber kennen auch eine große Menge östlicher Chaten (Gottheiten), welche dem Menschen nicht wohlwollend gesinnt scheinen, darunter Chara-morin-eschin, den Herrn des schwarzen Pferdes. Ihm wird eine kolossale Körperkraft zugeschrieben; einst war er ein gewöhnlicher Burjäte, der eben wegen seiner großen Kräfte zum Range einer Gottheit erhoben wurde.

Aus der großen Menge der Wassergottheiten treten einzelne schärfer hervor, so z. B. die Gottheit des Baikalsees. Die Burjäten bringen einer besonderen Göttin, der Herrin des Sees, Aba-chatan genannt, ihr Opfer dar und sprechen auch von einer Tochter des Sees, welche die Frauen beaufsichtigt. Die Burjäten von Balagansk erzählen, der Baikalsee habe neun Söhne und eine Tochter; die neun Söhne sind der Fluß Selenga mit seinen Nebenflüssen, die Tochter die Angara.

Doch nicht allein der Himmel und seine wechselnden Erscheinungsformen, nicht allein das Wasser werden zu Gottheiten, — die ganze Natur, je nachdem sie Furcht oder Verwunderung oder Zufriedenheit im Menschen hervorruft, gab der schöpferischen Phantasie des Menschen Veranlassung, in der Sonne, im Monde, in den Sternen, in den Thieren und Pflanzen, ja in den abgeschiedenen Menschenseelen Gottheiten zu finden.

Sonne und Mond haben eine gemeinschaftliche Gottheit (Geist), einen Herrn (eshin), richtiger eine Herrin, welche Schandangin Chandangin heißt. Es giebt eine Sage, welche so lautet: Eine Frau hatte zwei Töchter; als sie starb, verheirathete sich der Mann zum zweiten Mal; aber die Stiefmutter liebte die Töchter aus erster Ehe nicht. Einst sagte sie: „Wenn Euch doch die Sonne oder der Mond holte!" Als die Mädchen hinausgingen, um Wasser zu holen, wollten die Sonne und der Mond sie greifen. Das eine Mädchen klammerte sich an einen Busch, die Sonne aber packte das Mädchen, und ein Theil des Busches riß ab. Da bat der Mond die Sonne, ihm das Mädchen zu überlassen. Die Sonne lieferte dem Monde das Mädchen aus und seit jener Zeit sieht man im Monde das Bild eines Mädchens, welches mit einer Hand einen Busch erfaßt. Die Burjäten glauben in der Mondfläche das geraubte Mädchen, die Herrin des Mondes, zu sehen und zeichnen ihr Bild auf die Kisten der Schamanen.

Die Verehrung der Sonne und des Mondes spielten in früherer Zeit entschieden eine viel wichtigere Rolle als heute; das ist daraus zu erschließen, daß auf gewissen Bildern (Ongn), von denen später die Rede sein wird, an den beiden Enden des bogenförmig sich wölbenden Himmels, und noch heute auf den Kisten der Schamanen Sonne und Mond dargestellt sind. Idole des Sonnen- und Meergottes, wie dieselben Schaschkow in Form von hölzernen, kreisförmigen, mit rother Seide überzogenen Scheiben beschreibt, haben die Verfasser jedoch nicht zu Gesicht bekommen.

Auch andere Naturerscheinungen wurden Veranlassung dazu, besondere Gottheiten zu erfinden. So haben die Burjäten eine solche, welche Morgens die Sonne anzündet; Gegelama, und eine andere, welche sie Abends verlöscht, Dalai-lama.

Die Burjäten reden ferner von den Herren des Süd- und des Nordwindes; sie rechnen beide zu den westlichen Tengerin, während sie die Gottheit (Herr) des Nebels zu den östlichen Tengerin zählen. Sie haben ferner einen Herrn des Waldes, der Steppe u. s. w. Letzterer ist böse und macht, daß sich die Menschen verirren.

Die verschiedenen Gottheiten des Waldes und der Steppe haben keine Gewalt über die wilden Thiere; diese üben nur ganz bestimmte Lokal-Götter aus; so unterscheiden die Burjäten „Herren" oder Gottheiten der östlichen, westlichen, südlichen und nördlichen Taiga (undurchdringlicher, dichter Wald).

Die Verehrung der Thiere ist nicht sehr verbreitet. Als Gottheit wird nur der Adler angesehen, weil er vom Himmel kommt; sonst werden gewisse Thiere verehrt, weil man ihnen die Urheberschaft eines Volksstammes zuschreibt, so das Gnu, der Wolf; der Igel wird wegen seiner Klugheit, der Bär wegen seiner Stärke verehrt. Von wirbellosen Thieren kennt die Mythologie der Schamanen nur die Biene und einen Wasserkäfer; beide werden oft bei Gelegenheit der Götzenbilder (der Ongon) gemeinsam mit anderen Thieren dargestellt.

Spuren einer früheren ausgedehnten Thierverehrung sind wohl noch in den Belustigungen zu suchen, welche am Abend nach großen Opferfesten und bei anderen feierlichen Gelegenheiten stattfinden, bei denen der Schamane selbst die Rolle eines Thieres, eines Bären oder eines Igels, übernimmt.

In den Sagen und Sitten der Burjäten sind auch Andeutungen eines gewissen Schlangenkultus zu erkennen. Eine Schlange (Mogoi, burjätisch) erscheint in vielen Sagen als ein vielköpfiges Ungeheuer. Ein buntes Schaf wird dem Schlangenkönige Altan-toli und seiner Frau geopfert, indem man die Knochen, sowie einen Theil des Fleisches, welches mit vierfarbigen seidenen Streifen umwickelt ist, verbrennt. Bei der Beschwörung, wenn der Schamane die Gottheit anfleht, das Opfer gnädig anzunehmen, erzählt er, daß das Oberhaupt der Schlangen (Taischa) auf dem Berge Tamiri-Ulan wohne. Ein wirklicher Kultus einzelner Thiere existirt aber heute wohl kaum mehr unter den Burjäten.

Ueber Pflanzenkultus läßt sich nicht viel sagen: einzelne Pflanzen, z. B. die Fichte, sollen göttlichen Ursprungs sein. Vor anderen haben die Burjäten eine gewisse abergläubische Scheu, z. B. vor stark verkrüppelten Bäumen; unter solchen durch zu kriechen, gilt als Sünde. Anderen Bäumen wird aus unbekannten Gründen eine gewisse Verehrung zu Theil. Beim Dorfe Kurtun steht z. B. ein Lärchenbaum, an dessen Stamm bunte Fetzen gehängt werden; einzelne Haine gelten als heilig, weil sie gewissen Gottheiten als Aufenthaltsort dienen, oder weil Schamanen daselbst beerdigt sind.

Der Schamanist entnimmt aber auch dem Mineralreiche Gegenstände der Verehrung. Der unerwartete Fund eines ungewöhnlich geformten Steines ist Grund genug, um denselben zu verehren und ihm zu opfern. Solche Steine heißen Bumal-schulun, d. h. vom Himmel gefallene Steine; doch handelt es sich dabei nicht um Meteorsteine. Bei den Burjäten von Kudinsk hat jeder Uluß (Dorf) seinen heiligen Stein, welcher mitten im Uluß in einem Kästchen eingeschlossen auf einer Säule aufbewahrt wird.

An das Ende der ganzen Reihe der verschiedenen Gottheiten der burjätischen Mythologie seien die „Geister" gestellt, welche nichts als die Seelen der verstorbenen Verwandten, der Ahnen u. s. w. sind. Zur Kategorie derselben gehören 1) der Dachul, 2) der Muschubun, 3) der Ada. Dachul ist die Seele eines Verstorbenen, eines armen Mannes, einer armen jungen Frau oder eines Mädchens, jeder Uluß (Dorf) hat einen eigenen Dachul. Derselbe schadet den Kindern, Erwachsenen aber kann er nichts anhaben; bei Krankheiten der Kinder wird deshalb ein Schamanen herbeigerufen, um den Dachul zu besänftigen.

Muschubun, wörtlich schlechter Vogel, ist die Seele einer Jungfrau, welche der Vater nach ihrem Tode ins Grab gesenkt hat. Der Muschubun hat eine menschliche Gestalt und zwar die eines Weibes, nur die Lippen sind roth und schnabelartig vorgestreckt; wenn ein Muschubun sich in ein beliebiges Thier verwandelt, so bleiben dennoch seine Lippen unverändert. Er trägt unter dem rechten Arme einen Feuerstahl; sobald man ihm denselben entreißen will, so schreit er: „schau in deine Hand". Man darf aber nicht hineinsehen. Sieht man dennoch hinein, so erblickt man statt des Stahles einen Wurm; sieht man nicht hinein, so kann man reich werden.

Ada sind sowohl gute, wie böse Geister, die etwas an die russischen Hausgeister (Domowoi) erinnern. Ein Ada

erscheint in der Gestalt eines kleinen Menschen mit einem eigenthümlichen Munde, welcher unter dem Unterkiefer liegt; er kann sich in ein Kind, ein Mädchen, einen Hund, sogar in eine gefüllte Blase verwandeln. Hat der Ada die Gestalt eines Menschen angenommen, so verbirgt er seinen ihn entstellenden Mund im Aermel seines Rockes. Er verbreitet einen eigenthümlichen knoblauchartigen Geruch. Ist ein Ada getödtet worden, so erscheint er als ein kleines Thier. Eulen sind dem Ada sehr gefährlich, indem sie ihm nachstellen und ihn vernichten. Weil die Ada vor allem danach trachten, die Kinder zu schädigen, so halten die Burjäten in der Nähe ihrer Kinder eine Eule, mindestens hängen sie den Balg einer solchen hin. Gewöhnliche Menschen können nur bisweilen die Ada sehen, der Schamane dagegen mit Leichtigkeit.

Wie die Ada von den Schamanen verfolgt und vernichtet werden, darüber giebt folgende Erzählung Auskunft. Ein großer Schamane reiste einst zu einem reichen Burjäten, wo er 13 Ada sah. Der Burjäte bat ihn, er möge sein Haus von den ungebetenen Gästen befreien, welche die Ursache des Todes aller seiner Kinder seien. Der Schamane versprach es und befahl am anderen Tage gebratenes Fleisch und andere Nahrungsmittel in einen Krug zu thun. Als er am anderen Tage die Jurte betritt, nimmt er selbst die Gestalt eines Ada an und sieht, daß alle 13 Ada im Kruge sitzen; sie lassen sich die Speise gut schmecken und sagen: „Wie gut sind doch Vater und Mutter!" Sie bemerken den neuen Ada, den Schamanen und fragen ihn, wo er herkomme? Dieser antwortet: „Ich streife durch die Häuser und sehe in die Schale"; dann schließt er sich der essenden Gesellschaft an. Alle Ada saßen nun im Kruge und speisten, nur einer saß am Rande und wachte. Als nun die Reihe an den Schamanen kam zu wachen, so schlug er den Deckel zu und nun waren alle Ada gefangen. Der Krug mit den 13 Ada wurde dann aufs Feld hinausgetragen und daselbst verbrannt.

Eine andere Erzählung lautet: Im Uluß Tangut, beim Burjäten Barjädai, war ein Ada, welcher alle Kinder des Burjäten gefressen hatte. Der Burjäte bat nun eine Schamanenfrau Arsut, den Ada zu vernichten. Diese befahl, Fleisch und Mehlbrei in einen Krug rechts in die Jurte zu stellen; sie selbst ging außen um die Jurte herum und zauberte; sie umspannte die ganze Jurte mit einer Schnur aus Haaren und ließ nur die Thür frei. Vier starke Männer betranken sich, und die Schamanenfrau stellte sich trunken; da kam der Ada durch die geöffnete Thür in die Jurte — sofort versperrte die Schamanenfrau auch die Thür mit dem Haarseil. Nun befahl sie den Männern sie fest zu halten, sobald sie gewahr würden, daß sie etwas fange. Die Frau zauberte eine Zeit lang, dann faßte sie plötzlich etwas in der östlichen Hälfte der Jurte und warf sich von einer Seite zur anderen, als ob sie mit Jemand kämpfe. Die Männer aber hielten sie an den Handgelenken und am Körper und fuhren dann mit einem scharfen Messer zwischen beide Hände der Frau — plötzlich verbreitete sich ein starker Geruch nach Schnittlauch; es zeigten sich deutliche Fischschuppen und gleichzeitig erschien eine Art Ziesel oder Iltis, aber ohne Fell; das Thierchen wurde sofort erschlagen.

Die guten Ada sind ganz anders; sie pflegen, hüten und bewachen die Kinder, das Vieh und alles Hausgeräth. Sobald ein Fremder etwas nehmen will, so schreien sie „manai", d. h. es ist unser.

Bemerkenswerth ist der Glaube der Burjäten an eine gewisse Verbindung zwischen der Seele eines lebenden Menschen und seinem Bilde. Ein dem Bilde zugefügter Schaden, so meinen sie, tritt beim Menschen in Wirksamkeit, ganz abgesehen davon, daß die Aehnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Bilde nur eine sehr geringe ist. — Die Burjäten fertigen nun sog. Sjä an, d. h. sie zeichnen auf Zeuglappen menschliche Figuren mit dem Kopf nach unten. Diese Abbildungen werden an irgend einem Orte in der Jurte des Besitzers, dem man Schaden zufügen will, versteckt. Der Einfluß des Sjä giebt sich durch Krankheit und Tod des Jurtenbesitzers kund. So lange ein Sjä in der Jurte ist, helfen alle Opfer nichts; die Gottheiten haben alsdann die Menschen verlassen. Sobald daher in einer Jurte ein Sjä vermuthet wird, so muß ein Schamane geholt werden, um den Sjä aufzusuchen und zu verbrennen. Dieser kommt, ruft die Gottheiten an und beginnt den Sjä zu suchen, sowohl innen, wie außen um die Jurte laufend; hat er den Sjä entdeckt, so zieht er einen Kreis; nun suchen auch die anderen den Sjä. Hat der Schamane den Sjä gefunden, so versucht er ihn zu verschlucken, was die anderen nicht zulassen, denn das wäre eine Sünde. Wenn es nicht gelingt, den Sjä am gegebenen Orte zu finden, so wandert er fort, einen glänzenden Streifen wie eine Sternschnuppe hinter sich lassend. Der gefundene Sjä muß verbrannt werden, kehrt aber zu dem Schamanen, welcher ihn gemacht hatte, zurück und beunruhigt ihn so lange, bis der Schamane einen neuen Sjä anfertigt und denselben versteckt. Es herrscht auch der Aberglaube, der Sjä könne sich in eine todte Frau verwandeln, er leuchte und werde durch Feuer nicht zerstört.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachdem bis September 1886 eine Vertiefung des Fahrwassers der Seine stattgefunden hat, können jetzt zwischen Rouen und Paris Schiffe von 700 bis 900 Tonnen verkehren, während früher nur Schiffe von 300 bis 400 Tonnen den Fluß befuhren. Sogar ein Schiff von 1000 Tonnen Inhalt hat Paris ohne Schwierigkeiten zu erreichen vermocht. Auch die Schnelligkeit des Verkehrs hat sich gehoben, indem das Passiren der Schleusen früher $1\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch nahm, jetzt aber in 20 Minuten bewirkt wird, so daß ein Schiff auf der Tour von Rouen nach Paris volle 10 Stunden Zeit spart und die Reise jetzt wöchentlich zweimal statt wie früher nur einmal machen kann. Es ist also erklärlich, daß der Verkehr seit Vertiefung des Fahrwassers um 20 Proc. zugenommen hat und daß sich die Frachten weit billiger als früher stellen. Zu Anfang des Jahrhunderts zahlte man 25, nach den Bauten von 1846 dagegen 8 bis 10 und gegenwärtig nur 3 Frcs. pro Tonne.

— Ueber die Deutschen in Rumänien, speciell in der Dobrudscha, enthält R. Bergner's „Rumänien" (Breslau 1887) einige Angaben (S. 145, 150, 352), welche wir ihres Interesses halber hier zusammenstellen. Die Behauptung, daß die Deutschen der Dobrudscha gleich denen Ungarns und Siebenbürgens unterdrückt und mißhandelt würden, erklärt Bergner für durchaus irrig. Den Leuten, welche unter türkischer Herrschaft gute Zeit hatten, so viel Land bebauen

konnten, als sie nur wollten und nur den Zehnten der Ernte zu bezahlen hatten, kommt es sauer an, jetzt Militärdienste zu leisten und Viehsteuer, Kopfsteuer und Feldabgaben zu bezahlen, wie so ziemlich jeder andere Bewohner Europas. Auf Rosen gebettet sind sie nicht, aber es geht ihnen befriedigend. Für das große Mutterland freilich müssen sie schon seit Decennien als verloren gelten; ihrer politischen Ansicht nach sind sie Zigeuner. — Bergner giebt folgende Liste der deutschen Dörfer der Dobrudscha:

Name	Religion	Besteht seit ungefähr	Ungefähre Anzahl der Familien
Malkotsch	römisch-katholisch	26 Jahren	40
Kulului	"	6 "	20
Katalui	protestantisch	26 "	50
Atmadscha	"	34 "	70
Tschukurowa	"	34 "	70
Kuschulal	"	10 "	110
Tarawerdi	"	10 "	90
Kodschali	"	6 "	30
Babati	"	4 "	30

In nachstehenden Ortschaften wohnen Deutsche mit Türken, Tataren, Rumänen oder Bulgaren gemischt:

Name	Religion	Besteht seit ungefähr	Ungefähre Anzahl der Familien
Babadagh	protestantisch	25 Jahren	10
Tulcea	protest. u. katholisch	35 "	40
Karamurat	römisch-katholisch	10 "	60
Anatolkiöj	protest. u. katholisch	6 "	15
Köstendsche	" " "	6 "	15

Kolonien von Deutschen giebt es fast in jeder Stadt Rumäniens; ihre Gesammtzahl im Lande veranschlagt Bergner auf 50000. Speciell deutsch-evangelische Gemeinden mit Pfarrern existiren in Turnu-Severinu (300 Seelen, eine zweiklassige Schule), Craiova (600 Seelen, eine dreiklassige Schule), Pitestschi (250 Seelen, eine einklassige Schule), Galatzi (600 Seelen, eine dreiklassige Schule), Braila (600 Seelen, eine einklassige Schule), Bukarest und Jassy.

Asien.

— Der französische Vicekonsul Pavie in Luang-Prabang am mittleren Mekong-Flusse hat es versucht, von dort einem Zuflusse des Mekong folgend Tongking zu erreichen. Nach 19 sehr schwierigen und anstrengenden Tagemärschen mußte er indessen kurz vor dem wichtigen Orte Theng umkehren, da Banden der als Räuber verrufenen chinesischen Hôs das Land verheerten.

— Im „Bulletin de la Soc. de Géogr. Commerciale de Paris“ (IX, Nr. 6) behandelt der Hydrograph J. Renaud die Frage der Häfen von Tongking und weist nach, daß als solche nur Haï-phong, wo sich die Franzosen zuerst festsetzten, dann Quang-jen und das weiter östlich gelegene Hone-gac oder Port Courbet in Betracht kommen können, daß aber die beiden ersteren für größere Seeschiffe gar nicht oder sehr schwer zu erreichen sind. Nur Hone-gac entspricht den Anforderungen sowohl der Seeschiffahrt, als auch des Binnenhandels; es liegt im Centrum eines allerdings noch nicht ausgebeuteten Kohlenbezirkes und läßt sich mit dem Hinterlande am leichtesten durch eine Eisenbahn in Verbindung setzen. Renaud räth deshalb, möglichst bald Haï-phong als Hafen aufzugeben, wenn auch die Interessen der dort angesiedelten Kaufleute darunter litten, und Hone-gac an seine Stelle zu setzen.

— Auf S. 319 f. des vorigen Bandes hat der „Globus“ bereits über die Reise der Engländer James, Younghusband und Fulford in der Mandschurei berichtet; seitdem sind über dieselbe vollständigere Berichte erschienen, von Fulford ein Blue-Book (China, Nr. 2, 1887), von James ein Vortrag in der Londoner R. Geographical Society (gedruckt in deren „Proceedings“, September 1887). Letzterem entnehmen wir Folgendes. Der Theorie nach ist der 8000 Fuß hohe Tschang-pai-schan (Langer weißer Berg) an der Grenze der Mandschurei und Koreas ein den Ahnen des chinesischen Kaiserhauses geheiligter Berg, den zu betreten als Sakrileg gilt. Noch vor Kurzem veröffentlichte die Pekinger Zeitung einen Bericht des Gouverneurs von Kirin, wonach er, den bestehenden Befehlen gehorsam, alle Schluchten im Tschang-pai-schan sorgfältig durchsucht hätte, um zu sehen, ob etwa verbrecherische Leute dort nach der Ginseng-Wurzel suchten, aber er habe das Gebiet ganz ruhig und frei von Eindringlingen gefunden. In Wahrheit denken die Mandarinen nicht daran, in das Gebirge zu gehen, und es wachsen dort rasch Ansiedelungen empor. Die Kolonisten thun sich zu Gesellschaften oder Gilden zusammen, mit Vorsitzenden, Stellvertretern und Ausschüssen, welche Gesetze erlassen und Gewalt über Leben und Tod haben. Die Behörden von Kirin wissen sogar davon und wenden sich gelegentlich bei Verfolgung von Räubern an diese Gilden, und nicht ohne Erfolg; aber theoretisch existiren dieselben nicht. Manche von ihren Gesetzen sind eigenthümlich, aber praktisch. So sah James eine Bekanntmachung, worin die Leute gewarnt wurden, gewisse, namentlich aufgeführte Uebelthäter zu beherbergen. Eine andere untersagte allen Koreanern das Fischen; dieselben werden nämlich in großer Anzahl von den Kolonisten als Feldarbeiter verwendet und sollen ihre Zeit nicht mit Sport vertändeln, sondern dem Ackerbau obliegen. Eine dritte regelte den Handel mit Ginseng und verbot Jedermann, solchen vor einem bestimmten Tage zu kaufen oder zu verkaufen. Für Uebertretung dieses Verbotes sollte ein wohlhabender Mann der Gilde ein Pfund Reis — dort im Gebirge ein Luxusartikel —, zehn Taels in Geld und zwei Schweine, je im Gewichte von mindestens 75 Pfund, bezahlen; ein Ausländer jedoch, der als arm und zahlungsunfähig angesehen wird, sollte mit Stöcken zu Tode geprügelt werden. Dies Gesetz war zum Schutze für eifrige Ginseng-Sucher erlassen, welche die abgelegeneren Thäler aufsuchten und dann den Markt oft von anderen, welche vor Schluß der Saison zurückkehrten, überfüllt antrafen. Diese Gilden sind höchst wirksame Einrichtungen; in der ganzen Mandschurei ist Leben und Besitz eigentlich nur innerhalb ihres Machtbereiches gesichert, trotzdem Räuber in demselben, weil er mit dichtem Walde bedeckt und weit ausgedehnt ist, unter anderen Umständen sichere Zuflucht finden würden.

— Der englische Konsul in Hiogo (Japan) weist in seinem letzten Berichte auf die Wichtigkeit hin, welche die canadische Pacificbahn für den japanischen Handel erlangen dürfte. Während der Theesaison von 1886 (ehe noch Vancouver durch regelmäßige Dampfer mit Yokohama verbunden war) wurde Thee in Segelschiffen nach Port Moody verschifft, um von dort durch die canadische Pacificbahn nach dem Osten von Canada und den Vereinigten Staaten gebracht zu werden. Im Ganzen gingen sieben Schiffe mit über $3\frac{1}{4}$ Millionen Pfund Thee von Hiogo nach Port Moody. Ueber dieselbe Angelegenheit verbreitet sich Mr. Hall, der Konsul in Yokohama. Er weist darauf hin, daß ein ansehnlicher Theil des Handels zwischen Japan und Amerika auf dem langen und umständlichen Wege über den Atlantischen und Indischen Ocean anstatt über den Stillen vermittelt wird. Fast ein Drittel des 1886 von Japan nach Amerika verschifften Thees ging in Dampfern durch den Suez-Kanal nach New York, während das meiste Kerosene in Segelschiffen von New York und Philadelphia aus um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum importirt wurde. Dagegen ging mehr als $\frac{3}{4}$ von dem Handel Amerikas mit Japan und die Hälfte der nach Europa ausgeführten Seide über

den Stillen Ocean nach San Francisco; an diesem Handel sind Großbritannien und die Vereinigten Staaten etwa je zur Hälfte betheiligt. Unzweifelhaft werden die Dampfer der canadischen Pacificlinie (s. oben S. 31) binnen Kurzem nicht nur den größten Theil des Thees, welcher bisher durch den Suezkanal ging, an sich reißen, sondern ebenso auch einen guten Theil der bisher über San Francisco gehenden Ausfuhr.

Afrika.

— Dr. H. Bolau, Direktor des Hamburger Zoologischen Gartens, plädirt in seinem Vortrage: „Der Elephant in Krieg und Frieden“ (Sammlung von Virchow und Holtzendorff. Neue Folge, zweite Serie, Heft 6, Hamburg, J. F. Richter, 1887), warm für die Verwendung gezähmter afrikanischer Elephanten in unseren Kolonien. Nachdem er die Geschichte ihrer Verwendung im Alterthume kurz dargelegt, kommt er auf die Schwierigkeiten zu sprechen, welche die Trägerfrage der Erforschung Afrikas bereitet, und rechnet aus, daß ein Elephant 75 bezw. 110 Träger zu ersetzen vermag. „Daß die Erschließung Afrikas für den europäischen Handel und damit für die europäische Kultur ungleich größere Fortschritte machen wird, wenn man erst den gezähmten afrikanischen Elephanten zum Bundesgenossen hat, ist unzweifelhaft.“

— In Zanzibar sind im Laufe von zwei Jahren (1885 bis 1887) nicht weniger als fünf europäische Aerzte gestorben; man ist dort jetzt in Krankheitsfällen auf die Hilfe eines Parsen angewiesen.

— Dem Reuter'schen Bureau wird unter dem 17. September aus Sansibar gemeldet, daß dahin Nachrichten aus dem Inneren gelangt sind, wonach es den Boten, die von den dortigen Konsuln entsandt worden, um Emin Pascha von der Absendung der Stanley'schen Expedition in Kenntniß zu setzen, und die den neuesten Nachrichten zufolge in Mlisa, am östlichen Gestade des Albert Nyanza-Sees, angekommen waren, endlich gelungen sei, zu dem Pascha zu gelangen. Sie trafen mit ihm am Südende des Albert Nyanza zusammen und kamen in seinem Lager an, gerade als er von seiner Expedition nach dem Usungora-Lande zurückkehrte. Die Kunde von der Entsendung der Entsatzexpedition unter Stanley überraschte Emin Pascha ungemein und ließ ihn, da er nicht wissen konnte, welche Route die Expedition eingeschlagen habe, den Entschluß fassen, nach Wadelai zurückzukehren, nachdem er vorher die von seinen Truppen an der Westküste des Sees besetzt gehaltenen verschiedenen Posten von den Umständen in Kenntniß gesetzt, die ihn bewogen, den Rückzug anzutreten. Als die Boten, welche obige Nachrichten überbringen, Emin Pascha verließen, war er völlig wohl und brachte von seiner Expedition von Usungora eine Quantität Mundvorräthe mit. Die Emissäre der Konsuln sollten unverzüglich, nachdem sie Emin Pascha gesprochen, nach der Küste zurückkehren; als aber die Zeit dafür erschien, weigerten sie sich abzureisen, mit dem Bemerken, daß sie nicht wünschten, sich aufs Neue den Gefahren auszusetzen, die sie auf dem Marsche nach dem See durchgemacht hatten, insbesondere da die Route infolge des zwischen M'Wanga, dem König von Uganda, und der benachbarten Bevölkerung von Unjoro geführten wüthenden Krieges gefährlicher geworden ist. Die Truppen M'Wanga's waren in zwei Schlachten besiegt und die zwischen dem Albert Nyanza-See und dem Muta Nzig-See gelegene Gegend gänzlich verwüstet worden. — Im Anschlusse an diese Nachricht machen wir auf einen in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung (Neue Folge, zweite Serie, Heft 5) erschienenen Vortrag von Prof. P. Trentlein, „Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan“, aufmerksam, welcher nach den sehr zerstreuten Originalberichten eine historische Uebersicht des Wachsens und Vergehens der ägyptischen Macht im Sudan und der bisherigen Schicksale und Thaten Emin's giebt. Vielen mag jetzt, wo das Zusammentreffen Stanley's und Emin's unmittelbar bevorsteht, damit gedient sein, rasch Näheres über den deutschen Pascha in Innerafrika zu erfahren.

— Ein Brief Stanley's vom 23. Juni an Mr. Mackinnon meldet, daß Tippu Tib, der arabische „Gouverneur“ der Stanley-Fälle, bei seiner Ankunft daselbst zwar bei seinen eigenen Leuten Gehorsam fand, daß aber die anderen Sklavenhändler, den Said-bin-Habub an der Spitze, ihm denselben verweigerten und ihn nicht als Gouverneur anerkannten. Tippu Tib verlangt nun 30 Soldaten des Congo-Staates nebst zwei Officieren, um sich Anerkennung zu verschaffen; aber Stanley selbst meint, daß es ihm schwer ankommen muß, gegen seine früheren Spießgesellen und Freunde mit Gewalt aufzutreten, glaubt jedoch, daß er dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprechen wird. — Man sieht, die Schwierigkeiten lassen nicht auf sich warten.

— Im Auftrage der Regierung des Congo-Staates ist Kapitän Van Gèle am 1. Juli mit den Lieutenants Liénart und Dhanis und 100 Mann auf zwei Dampfern von der Station Bangala aufgebrochen, um die Frage über den Uëlle und seine vermuthete Zugehörigkeit zum Congo-Systeme ihrer Lösung näher zu bringen. Er wird den rechtsseitigen Congozufluß Itimbiri (Loika) bis zu den Lubi-Fällen hinauffahren, dort einen Posten unter Dhanis zurücklassen und dann nördlich zum Uëlle vordringen, wo ein zweiter Posten errichtet werden soll. Dort öffnet sich ein weites, noch nie von einem Europäer betretenes Forschungsfeld vor ihm, wo es manches Räthsel zu lösen giebt.

Südamerika.

— Zwei neuere chilenische Expeditionen, diejenige des Kapitäns Serrano auf dem Rio Palena ($43^3/_4{}^0$ südl. Br.) (s. „Globus“, Bd. 51, S. 304) und eine zweite, an welcher stud. Otto Philippi theilnahm und welche die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean auf der Strecke vom Rio Palena bis zum Passe von Villa rica feststellen sollte, haben dargethan, daß in jener Gegend die Wasserscheide keineswegs mit dem Kamme der Anden zusammenfällt, sondern östlich desselben, also auf bisher argentinischem Gebiete liegt. Die Flüsse entspringen östlich von der Cordillere auf einer ca. 500 m hohen Ebene und durchbrechen das Gebirge in engen Schluchten. In Folge dieser Wahrnehmung wird, wie H. Wichmann in Petermann's Mittheilungen (1887, S. 253) ausführt, eine in dem Grenz-Vertrage vom Juli 1881 bereits vorgesehene neue Grenzbestimmung sich nöthig machen.

Polargebiete.

— Im Frühjahr dieses Jahres wurde bekanntlich viel davon gesprochen, daß Freiherr Nordenskiöld eine Expedition nach dem Südpol zu unternehmen beabsichtige. Es zeigte sich indessen bald, daß die Nachricht wenigstens verfrüht sei, aber sie hatte doch das Gute, daß die Frage wegen einer wissenschaftlichen Forschungsreise Gegenstand eingehender Discussion in der englischen Presse wurde. Allgemein erkannte man an, daß Freiherr Nordenskiöld der richtige Mann an der Spitze eines solchen Unternehmens sei. Inzwischen ist ein diesbezüglicher neuer Plan aufgetaucht. Man ist nämlich in Australien ernsthaft darauf bedacht, eine Forschungsexpedition nach dem Südpol auszurüsten. Die königl. Gesellschaft in Victoria und die königl. australische geographische Gesellschaft haben nämlich mit dem Premier-

minister in Victoria darüber berathen, ob es zweckmäßig sei, durch Staatsunterstützung zu Südpolarforschungen zu ermuntern, und haben vorgeschlagen, daß zu diesem Zwecke 10 000 Pfd. St. bewilligt würden. Der Premierminister in Victoria hat auch zugestimmt, eine solche Bewilligung ins Budget aufzunehmen, unter der Voraussetzung, daß die übrigen Kolonien an dem Unternehmen sich zu betheiligen bereit sind. Genannte wissenschaftliche Gesellschaften haben ferner vorgeschlagen, daß man Schiffsbesitzer auffordern solle, geeignete Schiffe zu dem angegebenen Zwecke zur Verfügung zu stellen. Die Bedingungen für die Annahme einer solchen Offerte sollen sein, daß jedes Schiff die nöthigen Bequemlichkeiten für zwei Gelehrte darbietet und daß die Schiffskapitäne auf alle Weise ihren Wünschen bezüglich der Anstellung wissenschaftlicher Untersuchungen entgegenkommen. Die den Schiffsbesitzern zu gewährenden Entschädigungen sollen sehr annehmbar sein und außerdem will man noch eine Prämie demjenigen Schiffe gewähren, das über 70° südl. Br. vordringt. Es sind zwei Schiffe erforderlich, die am 15. Oktober in Port Philip Bay zum Absegeln bereit liegen müssen. Der Zweck der Expedition soll die Kartirung von Küstenstrecken und Inseln innerhalb des antarktischen Kreises sein, welche in den Karten der Admiralität noch nicht enthalten sind, ferner die Aufsuchung neuer Wasserwege nach dem Südpol und geeigneter Häfen zur Ueberwinterung, die Anstellung wissenschaftlicher Untersuchungen betreffend Meteorologie, Erdmagnetismus &c. In England hat man die Nachricht über die beabsichtigte Expedition mit Sympathie aufgenommen.

Vermischtes.

— Die in den letzten Jahren so häufig eingetretenen Erdbeben und Erdrevolutionen haben mehr als je das Interesse des großen Publikums für die Geologie geweckt, welche in Prof. Dr. Melchior Neumayr wohl zum ersten Male einen Interpreten gefunden hat, der es unbeschadet aller Wissenschaftlichkeit versteht, sie in einer jedem Gebildeten verständlichen und ihn fesselnden Form vorzutragen. Von seiner „Erdgeschichte" (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegt jetzt der prachtvoll ausgestattete zweite (Schluß-) Band vor, der die geschichtliche Entwickelung des Erdinneren und den jetzigen Bau der einzelnen Länder der Erde schildert. Durch die geistvolle und leicht verständliche Darstellung ist das Buch vortrefflich geeignet, geologische Kenntnisse in weitere Kreise zu tragen, nicht minder durch die zahlreichen, mit größter Sachkenntniß ausgewählten Textfiguren und die farbigen Tafeln und Karten. Es sei unseren Lesern aufs Beste empfohlen.

— In Nr. 122 der vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegebenen „Sammlung gemeinnütziger Vorträge" behandelt Dr. Georg Müller-Frauenstein in fesselnder Weise die Frage: „Wie malen sich die Naturvölker den Anfang und das Ende der Menschen aus?" Wir geben hier kurz seine Resultate, indem wir wegen des Einzelnen auf die Abhandlung selbst verweisen. Die bei weitem meisten Völker stimmen mit der biblischen Erzählung überein, daß der Schooß der heiligen Mutter Erde im wörtlichen Sinne auch die Wiege des Menschengeschlechtes sei, und zwar suchen sie den Ort im Allgemeinen in ihrer eigenen Heimath. Hohe Berge oder Höhlen sind gewöhnlich die Ausgangspunkte. Die Herero aber, manche Kaffern, besonders aber amerikanische Stämme (Arawaks, Yurakareer) und die Polynesier lassen die ersten Menschen aus Bäumen oder doch Pflanzen hervorgegangen sein; Anklänge an diesen Glauben finden sich auch in der Edda, bei den alten Persern und Griechen, sowie bei den Birmanen. Vielfach wird auch den Affen, wohl ihrer Menschenähnlichkeit wegen, die Ehre zugetheilt, unsere Stammväter zu sein, so namentlich in Vorder- und Hinterindien, sowie in dem von indisch-buddhistischen Ideen erfüllten Tibet; anderswo gelten Ameisen, Schlangen, Krokodile, Fische, Hunde, Wölfe, Hyänen, Raben als Urväter des Menschengeschlechtes. Hier hat wahrscheinlich deren religiöse Verehrung den Gedanken, sie seien die Schöpfer der Menschen, erst erzeugt; ähnlich bei den Bewohnern der Urwälder, die nichts Gewaltigeres und Nützlicheres kennen, als die Riesenstämme, denen sie so oft ihre Nahrung und Wohnung verdanken, welche sie deshalb göttlich verehren und von denen sie dann auch ihren eigenen Stammbaum ableiten. Die Thatsache schließlich, daß der menschliche Körper in Staub zerfällt, legt den Gedanken wie keinen anderen nahe, daß er auch daraus hervorgegangen sei. Der Naturmensch hält daran fest, daß der Körper nach dem Tode vergeht, und strebt nur in seltenen Ausnahmefällen danach, ihn zu erhalten für die Zeit der Rückkehr des Geistes. Daß letzterer nicht vergeht, sondern unsterblich ist, diese Hoffnung begleitet den Natur-, ebenso wie den Kulturmenschen durch das Leben. Es läßt sich das heute bei dem massenhaft gewachsenen Material sicherer behaupten als früher. Die Leugner des Unsterblichkeitsglaubens, denen ein Leben im Jenseits eine Utopie ist, sind bei den Kultur- und ebenso bei den Naturvölkern durchaus vereinzelt; sie sind nicht etwa die Träger, sondern die Verächter des Volksglaubens. Unbezweifelte Anhänger dieses Glaubens sind die amerikanischen Urbewohner, die Polynesier, die meisten Papuas und Kontinental-Australier, die Dravidas, die asiatischen Malayen und Mongolen, die wollhaarigen Kap-Völker, die Bantu- und Sudanneger und natürlich die Kaukasier. Am mittleren Congo, am oberen Nil und vielleicht auf den östlich von Neuguinea gelegenen Inselgruppen allein ist er mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Doch geben auch da alle genauer erforschten Völker, welche mit den dort wohnenden verwandt sind, durch ihren Ahnendienst zu der Hoffnung Anlaß, daß hier nur noch längere Beobachtung nöthig ist, um die Regel zu einer ausnahmslosen zu machen.

— In einer im Verlage von J. Springer in Berlin als Sonderabdruck aus dem Archiv für Post und Telegraphie erschienenen Schrift, betitelt: „Landkarten, ihre Herstellung und ihre Fehlergrenzen" unternimmt Geh. Rechnungsrath H. Struve, in einer dem ursprünglichen Publikationsorte entsprechenden Weise eine populäre Darstellung der theoretischen wie praktischen Arbeiten zu geben, mit denen der Kartograph, wie dessen Vorarbeiter, der Topograph, zu thun haben. Dem Laien, welcher nur einen Einblick in diese Arbeiten thun will und sich um das Wie und Warum nicht weiter kümmert, ist daher die vorliegende Schrift zu empfehlen und nützlich, für den Fachmann aber ist dieselbe wohl kaum ein Ersatz für die verschiedenen vorhandenen Lehrbücher, mögen dieselben nun den praktischen oder den theoretischen Gesichtspunkt mehr im Auge haben. Allein diesen Ersatz zu bieten hat ja der Verfasser auch nicht beabsichtigt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

V. (Schluß.)

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Am nächsten Morgen unternahm Charnay mit einigen Begleitern einen Ausflug durch die Insel Jaïna, um sich einen Ueberblick über dieselbe zu verschaffen, und photographirte einige landschaftliche Ansichten. Jaïna liegt, wie gesagt, etwa 32 km nördlich von Campeche und gilt bei den Einwohnern, ebenso wie die noch 12 km nördlicher gelegene Isla de Piedras, für eine künstliche Schöpfung, was falsch ist; bei näherem Zusehen ergiebt sich, daß die Basis der Insel wie von ganz Yucatan Kalk ist. Jaïna ist 3 km lang und etwa 800 m breit; ein Kanal von 80 bis 100 m Breite, der bei Ebbe trocken liegt, trennt sie vom Festlande. In denselben ergießt sich der Bach Sacpool, d. h. Bach des weißen Kopfes, so genannt, weil er über weißen Kalkstein fließt. Auf dieser angeblich so fruchtbaren Insel wird aber gar nichts gebaut, da die Eingeborenen, durch wiederholtes Erscheinen der Heuschrecken entmuthigt, von jedem Landbau Abstand genommen haben. Sie beschäftigen sich damit, auf dem Festlande Brennholz zu schlagen, dasselbe auf Jaïna anzusammeln und es in Canoas nach Campeche zu führen. Wie der ganze Norden Yucatans, wo die Indianer Cisternen bauten oder das Wasser der Cenotes benutzten, fehlt es auch Jaïna an süßem Wasser; zwar entspringt etwa 30 m vom Ufer eine Quelle unter der Meeresoberfläche, eine an den Küsten Yucatans öfter vorkommende Erscheinung, und man hat auch versucht, dieselbe in einem ausgehöhlten Palmstamme zu fassen; aber ihr Wasser vermischt sich mit demjenigen des Meeres und wird brackig, so daß Charnay während seines Aufenthaltes auf die Milch von Kokosnüssen angewiesen war.

In der ersten Zeit der toltekischen Eroberung muß Jaïna ein heiliger Ort gewesen sein, wohin die Pilger von allen Seiten her zusammenströmten; denn sie umschließt vier große und acht kleine Pyramiden, welche einst ebenso viele Paläste und Tempel getragen haben. Daraus, daß die Historiker von denselben nichts berichten, möchte Charnay schließen, daß sie älter waren, als die ähnlichen Bauwerke von Izamal, Chichen-itza und Cozumel, und, durch letztere verdrängt, in Vergessenheit geriethen, aus der Mode kamen. Außerdem aber diente die Insel als Begräbnißplatz, und wenn man nach der zahllosen Menge dort gefundener Gräber, der von Charnay entdeckten Masse von Knochen und nach den Tausenden von Vasen, Idolen, Terracotten, Statuetten und sonstigen Alterthümern, welche man dort gesammelt und entweder zerbrochen oder nach allen Seiten hin verkauft hat, schließen darf, so sind einst Leichen von weither dorthin geschafft worden. Jene Ueberreste werden an der östlichen und nördlichen Küste der Insel meist bei starkem Seegange bloßgelegt, welcher freilich zugleich dazu beiträgt, dieselben zu zerstören, so daß die Indianer, wenn wieder Ruhe eingetreten ist, immer nur einen Theil der bloßgelegten Stücke, der von den Wogen verschont worden ist, sammeln können. So gleicht das ganze Ufer nur einem großen Haufen von Muscheln und Terracottascherben. Es giebt das auch einen Beweis dafür ab, daß das Meer früher nicht so weit reichte und schon viel von der Insel abgespült hat. Charnay selbst fand denn auch die meisten seiner Alterthümer im Meere.

Er begann seine Arbeiten am Strande unweit seiner Wohnung, wo man schon früher Gräber entdeckt hatte; es

ließen sich dort leicht noch drei Stellen erkennen, wo man nachgegraben und große Urnen von derjenigen Art, in welcher man noch heute in den Häusern Wasser aufbewahrt, gefunden hatte. Ursprünglich waren diese Stellen durch große Muscheln bezeichnet, deren Spitze in der Erde stak, während die Oeffnung mit der Erdoberfläche in gleicher Höhe lag.



Panorama von Jaïna.

Eine ähnliche Sitte findet sich in Nieder-Californien, wo die Indianer ihre Gräber mit Walfischknochen bezeichneten. Am ersten Tage stieß Charnay nur auf Bruchstücke, am zweiten aber fand er einen Krug (cantaro), wie zwei ähnliche bereits früher an derselben Stelle ausgegraben und von den Indianern ihrer ursprünglichen Bestimmung als Wasser-



Strand von Jaïna.

behälter zurückgegeben worden waren. In dem größten dieser Gefäße befanden sich außer Lanzenspitzen, Obsidianmessern, Steinäxten u. dergl. die Gebeine von zwei Personen. Da die Leichen selbst nicht in der Urne Platz gefunden hätten, so folgt daraus, daß nur die des Fleisches bereits beraubten Knochen in dem Gefäße, das sich durch zierliche

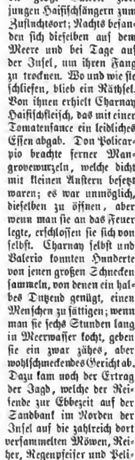
Formen und einen Kranz von hübschen Rosetten auszeichnet, von auswärts nach der Insel gebracht worden sind.

An den nächsten Tagen grub Charnay im Centrum der Insel, um den dortigen Boden kennen zu lernen, und machte von dem Gipfel einer Pyramide eine hübsche Aufnahme von der Nordspitze, auf welcher, von Palmen umgeben, zwei Hütten liegen.

Jaïna erinnert an die Insel Bellote, welche der Reisende 1881 besuchte, und die er zum großen Theile aus Küchenabfällen bestehend fand, welche von den späteren Indianern zur Fabrikation des Mörtels für ihre Bauten verwendet wurden. Auf Jaïna aber ist die Oberfläche in der That eine künstliche, insofern sie zum größten Theile aus Küchenabfällen und Gefäßscherben besteht. So ergab eine 1,50 m tiefe Nachgrabung am Fuße einer Pyramide ein Gemisch aus Erde, Muscheln von verschiedenen Arten und einer Menge von Terracotta-Scherben verschiedener Färbung oder mit Mustern bedeckt, von denen Charnay eine Sammlung anlegte. Die Pyramiden und deren Unterbauten bedecken einen gewaltigen Raum; sie bestehen aus einer Art Molasse und sind mit Hausteinen verblendet. Man hat dort eine Säule von 50 cm Durchmesser und mehreren Meter Höhe gefunden; dicht dabei stieß Charnay auf zwei riesige, mit „Inschriften" bedeckte Platten, deren Charaktere (katunes) wie in Palenque im Viereck angeordnet sind und neben bekannten hieroglyphischen Zeichen Figuren von Menschen und Thieren aufweisen. Diese Inschriften sowohl, wie auch zwei, auf den Rückseiten der Platten angebrachte große Figuren sind sehr schlecht erhalten; ebenso hat sich von den Tempeln, welche einst die Pyramiden krönten, keine Spur erhalten.



Verschiedene, auf Jaïna gefundene Gegenstände.



Die Arbeiten gingen langsam von statten, und Fundstücke waren selten; am Rande der Unterbauten fanden sich Massen von Trümmern und verwitterten Knochen, aber wenig oder gar keine wohl erhaltene Sachen; alles war durch den Druck zerstört worden. Als aber Charnay eine Pyramide öffnen wollte, verweigerten seine Indianer unbedingt jeden Gehorsam; ihr Widerwillen gegen die verlangte Arbeit aber rührte nicht nur von der Abneigung her, die sie gegen jede Veränderung ihrer Gewohnheiten hegen, sondern auch von ihrer Furcht, an die alten Monumente Hand anzulegen. Der Majordomus erzählte dem Reisenden, daß sie vor einigen Jahren einer Pyramide Baumaterialien entnommen hätten, und daß dabei ein Mann durch einen Sturz seinen Tod gefunden; dies wurde als Werk eines Geistes eines der alten Indianer angesehen, und seitdem wagten sich die Leute nicht mehr an die Pyramiden heran. Man habe schon öfter, fügte der Majordomus hinzu, zur Nachtzeit einen Zwerg aus einer Pyramide in die andere gehen sehen, und zu gewissen Zeiten verwandele sich derselbe in einen Hahn oder in ein Krokodil; es sei also thöricht, an die alten Bauwerke zu rühren. Daraufhin blieb dem Reisenden freilich nichts anderes übrig, als zu schweigen. Allerdings war die Furcht nicht der einzige Grund der Widerspenstigkeit, denn auch die anderen Leute, welche nicht bei den Ausgrabungen beschäftigt waren, zeigten sich von einer unliebenswürdigen Seite: der Fischer brachte keine Fische, man weigerte sich, ihm von den, im Ueberfluß vorhandenen Hühnern zu verkaufen, und nur für schweres Geld konnte er anderthalb Dutzend Eier erstehen. Nur die indianische Köchin blieb immer bei guter Laune und that ihr Möglichstes, aus den Rohprodukten, welche aufzutreiben waren, genießbare Speisen herzurichten. So diente die Insel und selbst die große Galerie zwei jungen Haifischfängern zum Zufluchtsort; Nachts befanden sich dieselben auf dem Meere und bei Tage auf der Insel, um ihren Fang zu trocknen. Wo und wie sie schliefen, blieb ein Räthsel. Von ihnen erhielt Charnay Haifischfleisch, das mit einer Tomatensauce ein leidliches Essen abgab. Don Policarpio brachte ferner Mangrovewurzeln, welche dicht mit kleinen Austern besetzt waren; es war unmöglich, dieselben zu öffnen, aber wenn man sie an das Feuer legte, erschlossen sie sich von selbst. Charnay selbst und Valerio konnten Hunderte von jenen großen Schnecken sammeln, von denen ein halbes Dutzend genügt, einen Menschen zu sättigen; wenn man sie sechs Stunden lang in Meerwasser kocht, geben sie ein zwar zähes, aber wohlschmeckendes Gericht ab. Dazu kam noch der Ertrag der Jagd, welche der Reisende zur Ebbezeit auf der Sandbank im Norden der Insel auf die zahlreich dort versammelten Möwen, Reiher, Regenpfeifer und Pelikane machen konnte; letztere ware indessen selten, sehr scheu und dabei so zähe, daß er bald auf sie verzichtete. Wichtiger aber war der Fang zweier Manatis oder Lamantine durch einen indianischen Bewohner der Insel, was große Freude in den Herzen seiner Genossen und für länger als einen Monat Ueberfluß in den Hütten derselben hervorbrachte. Jedes der beiden Thiere, Männchen und Weibchen, wog über 300 kg, und es bedurfte der Anstrengung von acht Männern, um jedes auf das feste Land zu schaffen. Drei mit langen Messern versehene Leute zogen der Beute das Fell ab, welches an Dicke der Haut des Flußpferdes gleichkommt; Kopf, Flossen und Schwanz wurden abgeschnitten und der Rest in lange Streifen zertheilt, die man an der Sonne trocknen ließ. Nun konnte jedermann für einen höchst mäßigen Preis sich mit Vorrath ver-

sehen, und auch Charnay erstand sich für 3/4 Franken ein mächtiges Rückenstück. Kopf, Schwanz und Flossen dienten zur Bereitung eines Nationalgerichtes, das den Namen pibicochinita führt. Dazu wird ein großes Loch in die Erde gegraben, dasselbe mit Holz und Kohlen ausgefüttert und letztere in Brand gesteckt; darauf kommen dann, in Bananenblätter gewickelt, die Fleischstücke zu liegen, die mit Zweigen zugedeckt werden, worauf das Ganze mit Erde beworfen wird. Nach 24 Stunden Schmorens wird die Grube geöffnet und der Schmaus beginnt.



Teller aus Gräbern der Insel Jaïna.



Fischerstation auf Isla de Piedras.

Früher wimmelte der Golf von Mexico von Lamantinen, welche sich von den Algen und Wasserpflanzen, die in Menge die sanft abfallenden Ufer bedeckten, nährten; dem fast vollständigen Verschwinden der Thiere schreibt das Volk das Auftreten des gelben Fiebers zu: dasselbe entstände aus den versaulenden Algen, welche nicht mehr von den Lamantinen beseitigt würden. Ebenso mißt der Volksglaube der Haut dieser Thiere eine besondere Eigenschaft bei: es werden daraus Stöcke gefertigt, welche angeblich sehr gefährlich sind, weil jede, damit beigebrachte Wunde nicht heilen, sondern

unfehlbar den Tod zur Folge haben soll. So glaubt man wenigstens in der Habana, wo solche Stöcke so zu sagen mit Gold aufgewogen werden.

Indessen war Charnay nicht nach Jaïna gekommen, um dort als Robinson zu leben und zu faulenzen, und es mußte ihm sehr darauf ankommen, den Starrsinn der Bewohner zu überwinden. Er ließ sie also sämmtlich zusammenrufen und setzte für jeden antiken Gegenstand, Beil, Urne oder Statuette, welcher ihm gebracht würde, je nach seiner Bedeutung eine Belohnung von 1 bis 4 Realen (etwa 1/2 bis 2 Mark) fest. Diese Ankündigung that Wunder, denn schon am folgenden Morgen machten sich die Leute an die Arbeit; es waren die Frauen und Kinder, welche die besten Funde machten.

Mit einem alten Waldmesser oder auch nur einem Stücke harten Holzes durchwühlten sie bei Ebbe, Morgens und Abends, das Ufer des Meeres und gruben aufs Gerathewohl Löcher. Auf solche Weise wurden Teller, wie die drei in der vierten Abbildung dargestellten, gefunden, welche denjenigen, die Charnay in dem Gräberfelde von Teotihuacan entdeckt hat, in der Form ähneln. Es sind das Grabesbeigaben; sie haben in der Mitte gewöhnlich ein Loch und sind meist mit rother Malerei, welche eine Lyra oder eine Palme darzustellen scheint, versehen; der mittelste Teller ist grau.

Täglich gab es neue Funde, so kleine Gegenstände neben zierlichen Knochen, offenbar armen Kindern angehörig, grobe Gefäße, phantastische, kaum aus dem Gröbsten herausgearbeitete Thierfiguren, dann ein hübscher Tiger, wohl das Spielzeug eines reichen Kindes, gelb bemalt und mit rothen Flecken überdeckt, und besser modellirt als die Schafe und Kühe aus den Gräbern Cyperns oder Alt-Griechenlands; ferner Perlen einer Halskette aus grünem Stein, Achat, Muscheln und drei kleine, sehr fein gearbeitete Köpfe; neben großen Röhrknochen die grobe Axt eines Ackersmannes und weiterhin eine ganze Sammlung von Messern und Werkzeugen aus Obsidian, die vielleicht einem Arzt oder einem Barbier angehört haben. Jeder Gegenstand läßt Schlüsse auf seinen einstmaligen Besitzer zu: so mag eine prächtige Axt aus polirtem Kieselstein einst einem Fürsten angehört haben, und unweit davon lag zwischen Gebeinen eine niedliche Statuette, die einen Kaziken in Festestracht darstellt (s. die dritte Abbildung). Derselbe trägt einen kronenförmigen Kopfschmuck, überragt von dem großen, yucatekischen Federschmucke, Ohrgehänge, eine Halskette und Armbänder; der Leib ist in eine lange Tunica gehüllt, über welche ein prachtvoll gearbeiteter Baumwollpanzer gezogen ist. Das Gesicht ist so fein modellirt, daß man geneigt ist, es für ein Portrait zu nehmen.

Später fand Charnay eine zweite Statuette von einem ganz anderen Charakter; daneben lag ein Opfermesser aus Feuerstein, und so liegt die Vermuthung nahe, daß das Bildwerk einen Priester (ahkin) vorstellen soll. Ihn kennzeichnet als solchen die langen, auf die Schultern herabfallenden Haare und das lange Gewand mit schlaffem Gürtel; das Gesicht aber mit der riesigen Nase und dem breiten Munde ist entschieden eine Carricatur. Das Bestreben, gerade die priesterliche Klasse im Bilde lächerlich zu machen, kehrt übrigens bei vielen Völkern wieder, in China, Japan, Indien wie in Europa; nur die Mohammedaner sind davon frei, da ihnen ja der Koran das Abbilden der menschlichen Gestalt überhaupt verbietet.

Das Vorkommen von Feuerstein, Achat, Obsidian ꝛc. beweist übrigens, daß in früherer Zeit zwischen Yucatan, Tabasco und den Hochplateaus von Mexico ein reger Verkehr bestanden hat. Auch berichtet uns ja Sahagun, daß reiche Kaufmannsgesellschaften aus Mexico ein ganzes Jahr im warmen Unterlande umherreisten, ihre Waaren dort absetzten und dafür Cacao, Baumwolle und Stoffe eintauschten; und noch heutigen Tages unternehmen die indianischen Kaufleute von Guadalaxara, die Eisenbahn verschmähend, mit ihren kleinen Eseln dieselbe Reise, treiben in derselben Weise denselben Handel und bleiben wie ihre Vorfahren ein volles Jahr lang unterwegs.

12 km nördlich von Jaïna liegt die Isla de Piedras, wohin sich Charnay, nachdem er seine Arbeiten auf der ersteren Insel beendet hatte, von den beiden jungen Haifischfängern rudern ließ. Sie ist viel kleiner als Jaïna und nur 500 m lang, 300 m breit, war aber, wie jene, ein heiliger Ort, wie eine große künstliche Plattform beweist. Dieselbe war einst mit Hausteinen bekleidet, welche jetzt herabgestürzt sind und den Strand bedecken; von ihnen hat die Insel ihren heutigen Namen („Steininsel") erhalten. Einige Händler haben auf ihr eine Fischfangstation errichtet, ein paar strohbedeckte Hütten unter Kokospalmen. Auf der Plattform, welche sich 3 bis 4 m über den Meeresstrand erhebt, ist jede Spur des Tempels, den sie einst trug, verschwunden; eigenthümlich sind die aus sehr geschickt angeordneten Muscheln errichteten Scheidewände, welche den Unterbau durchziehen; namentlich an der Nordseite, wo das Meer die Steinbekleidung fortgerissen hat und in die Pyramide selbst eingedrungen ist, kann man diese, in Yucatan sonst nicht wieder vorkommende Bauweise gut beobachten. Offenbar ist es aber nur der Mangel an Steinen gewesen, welcher den Baumeister auf den Gedanken gebracht hat, die zu Tausenden auf der Insel und in ihrer Umgebung vorhandenen Muscheln so zu verwerthen.

Die Isla de Piedras war Charnay's letzter Ausflug. Von dort kehrte er über Campeche nach Frankreich zurück.

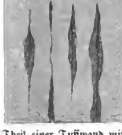
Ausflüge nach Furnas und der Lagoa do Fogo (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

I.

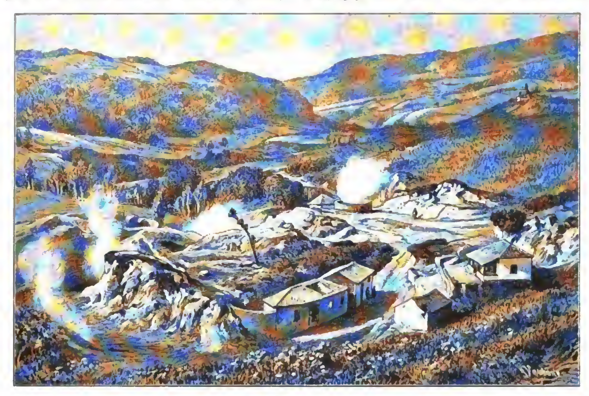
Bei meiner Ankunft in der Hafenstadt Ponta Delgada im August war es zunächst unmöglich, die Herren, welche mir bei ihren Verdiensten um die Kenntniß der Inseln aus der Literatur bekannt waren, aufzusuchen. Denn fast die ganze fashionable Welt war auf den Bergen im berühmten Badeort Furnas. So zögerten wir nicht lange und sandten ein Telegramm (es ist dies die einzige Drahtverbindung auf den Inseln) an den Hotelier, Sr. Jeronimo, ob Betten frei seien. Die Antwort lautete günstig mit ein Paar Tagen Aufschub, nicht ohne Zufügung eines Grußes, aber dieser wieder in der insular-zärtlichen Diminutivform „Saudinha" (Prößchen). So brachen wir eines Morgens auf, Zervas und sein Neffe begleiteten mich freundlichst. Das übliche Maulthierdreigespann, das nicht geschont wurde. Allerdings führt nach Furnas, im Ostgebirge, die beste moderne Straße an der Südseite der

Insel entlang, aber bei der häufigen Zerrissenheit durch Schluchten geht es oft scharf bergauf und bergab, und schließlich steigt der Weg doch zu fast 1000 Fuß auf, aber es geht in fünf- bis sechsstündiger Fahrt in schlankem Trabe ohne Schleifzeug. Ponta Delgada setzt sich östlich in Dörfer fort, Rosto do Cão bis Alagoa, der drittgrößten Stadt der Insel, und man hat genug Gelegenheit, Einblick in Hütten zu nehmen. Je näher der Stadt, um so wohlhabender im Allgemeinen; es fällt die südliche Freude an Form und Farbe in die Augen, die Firmenschilder sind, der Waare entsprechend, anschaulich lebhaft gemalt, ein Weinausschank setzt die Buchstaben aus Reben zusammen und dergl., die buntesten Töne concurriren; weiterhin wird die Anpreisung schon primitiver und unmittelbarer, Proben hängen an der oberen Kante des offenen Fensterrahmens, so in einem eine Scheere, ein Zwirnknäuel, ein Harnknapf ꝛc. Die Ausstattung der ländlichen Wohnung ist äußerst dürftig, ein Tisch, eine Lade u. dergl., aber kaum Stühle, die Leute sitzen auf dem mit Binsen bestreuten Boden umher, die Frauen vielfach mit der Zubereitung des Flachses beschäftigt. Mit der dürftigen Unsauberkeit der Wohnung (Drouet giebt an, daß die Bettwanze, die ich nirgends traf, allgemein verbreitet sei — Drouet: éléments de la Faune açoréenne, Paris 1861) contrastirt auffallend die weiße Wäsche, die überall auf den Zäunen zum Trocknen umherhängt, und meine barfüßigen Fischer z. B. trugen unter dem leinenen Beinkleid noch eine gleichfalls leinene Unterhose. Hühner sieht man natürlich in Masse, und zwar oft die besten Racen, Malayen, Cochinchinas u. a. Die Straße ist nicht selten als Tenne genommen, der Mais liegt am Wege aufgeschüttet, und die Hühner haben freien Zutritt. Verschiedentlich sah ich hier und bei anderer Gelegenheit wohl einen Mann, der seine Bohnen auf holperiger Dorfstraße, wo die Esel darüber gingen, ausdrasch und nachher mühsam zusammenlas, durchweg sehr kleine Wirthschaft. Bei der Villa da Agoa do Pao ändert sich die Landschaft, weil die gleichnamige Serra, der westlichste Ausläufer des mannigfach gegliederten Ostgebirges, an die Küste herantritt. Reizend sind von dieser Strecke die Rückblicke nach Ponta Delgada. Da die Küste von dort bis zur Ponta Galera, an der wir uns jetzt befinden, eine flache und doch vielfach gebrochene Bogenlinie beschreibt, entsteht eine allerliebste Strandübersicht, mit den reichen Dörfern und Quintas, den massenhaften Kegeln der mittleren Senkung darüber, und endlich dem Gebirge von Sete Cidades als Hintergrund. Agoa do Pao liegt in einem breiteren Thal, das hinten durch steileres Gebirge malerisch abgeschlossen wird. Häufig ändert sich hier die Scenerie, denn die Straße führt oft durch tiefe Hohlwege, oder Tuffschichten, mehrere 100 Fuß hoch, treten, fast nackt, heran. Sie erinnerten mich auffallend an unsere Muschelkalk- und Juraabhänge, so gleichmäßig horizontal waren sie geschichtet, natürlich aus vulkanischer Asche und Tuff. Die Lagen treten hier und da sehr instruktiv auf, die Wirkung des durchsickernden Regenwassers darlegend. Man sieht ein Band von Puzzolan, das sich weithin wagerecht am Abhang hinzieht; die thonigen Bestandtheile sind an seiner Sohle als Liegendes zusammengeschwemmt, wozu irgend ein Wechsel der Tuffschichten den Anlaß gab, und bilden eine für Wasser undurchlässige Schicht, und diese verräth sich äußerlich durch eine Linie kleiner Farnkräuter, die sich prächtig an dem geologischen Profile markirt. Wo die Abhänge weniger steil sind, finden sich überall Orangengärten und Weinberge, leider aber die ersteren zum großen Theile wüst und verwildert, und die Weinberge kümmerlich (s. u.). In einem der Gärten steht ein riesiger Drachenbaum, der größte, den ich sah, wie man ihn sonst nur von Teneriffe abgebildet findet. Bei Villa Franca ist wieder eine der wenigen Strandpartien, wo dem Meere die Anhäufung eines schwach geneigten Sandes gestattet wurde, auf den die Brandung Welle auf Welle wuchtig glättend hinaufwirft; einer der Punkte, den der Conchyliensammler zu benutzen hat. Im Sande wurden denn eifrigst Schnecken- und Muschelschalen zusammengelesen, eine Menge allerliebster, zierlicher, bunter, aber sehr kleiner Sächelchen, wie denn nur sehr wenige Weichthiere, ein Tritonshorn und eine Steckmuschel, hier zu stattlicher Größe, aber nur vereinzelt, heranwachsen. Die niedlichen Formen, namentlich die kleinsten Cypraeen, noch nicht 1 cm, haben zu einer besonderen Industrie Veranlassung gegeben: die Mädchen kleben sie zusammen, wie bei uns auf Schachteln u. dergl., doch nicht bloß als decorativen Zierrath, sondern zu wirklichen Landschaften; so soll der Pic von Pico ganz gut wiedergegeben werden. Häufig scheint diese Kunst allerdings nicht mehr zu sein, denn es gelang mir nicht, ein Bild aufzutreiben. Villa Franca ist die alte Hauptstadt der Insel, die bereits 1623 durch ein Erdbeben von Grund aus verwüstet wurde. Sie hat nicht wieder vermocht, sich zur Blüthe von Ponta Delgada, das jedenfalls die Zukunft für sich hat, emporzuschwingen. Immerhin machen die sauberen Gebäude, Plätze und Straßen einen fast vornehmeren Eindruck als dort. Wir frühstückten im Gasthofe, der, wie in Portugal so sehr viele, von einer freundlichen Wittwe gehalten wurde. Angenehm ist es dem Reisenden, daß ihm überall sogleich selbstverständlich Waschwasser und Handtuch gereicht wird. Die daneben zur allgemeinen Benutzung angebrachte Zahnbürste mag als ein Zeichen allzu naiver gastlicher Aufmerksamkeit Erwähnung finden. Während wir aßen, stand eine brunette Odaliske mit aschbraunem Teint dienstfertig dabei, um mit großer Schilfrispe die Fliegen von uns und den Speisen abzuwedeln, ein Makartbild.


Theil einer Tuffwand mit Regenrissen.

Bald hinter Villa Franca beginnt der Weg zu steigen, zwischen den Maisfeldern. Die blaue Hortensie nimmt als Chausseezaun immer mehr überhand, häufig ist Populus angulata angepflanzt, eine neuere Einführung, die trefflich gedeiht. Nicht lange, und wir waren zur Höhe von einigen Hundert Metern emporgestiegen, links das Gebirge, rechts den freien Blick auf die See, und hier mit einigen wunderbaren Aussichten. Vor uns die große tiefe genau keilförmige Schlucht, an deren oberem Ende der Wagen fährt, mit gleichmäßig frisch grünen Wänden, und die ganze Thalweite ausgefüllt vom Ocean, so daß das Auge Mühe hat, von der unten sichtbaren Uferlinie bis zur Horizontbegrenzung emporzuklettern, und immer wieder von der Masse der Wasserfläche überrascht wird, und diese Fläche im zartesten hellblauen Atlas mit unzähligen feinen Furchen wie der Flügel eines Bläulings, oder besser eines jener brasilianischen Falter, die bei geeigneter Beleuchtung hell atlasblau aufblitzen; darüber eine flache Decke zarten Sommergewölks mit unendlich scheinender Luftperspektive, und am Schluß, in einer Entfernung von 80 km, selbst ein Wölkchen, Santa Maria. Eine der eigenartigsten Landschaften, und wie wenig Momente, aus denen sie sich aufbaut! Von Zeit zu Zeit kam unten Villa Franca in Sicht und das Inselchen dabei und die ganze reiche Uferstrecke in violettem Duft — aber nichts reichte an die einfache Größe jener Schluchtenbilder. Nun bogen wir von der See ab und zwischen die Berge hinein. Häufig schien

der Weg versperrt durch einzelne hohe Kegel oder fast Säulen von Tuff, die stehen geblieben sind und die gelegentlich an die Absonderung des Quadersandsteins in der sächsischen Schweiz erinnern. An den Tuffhängen ließ sich hier die Einwirkung des Regens sehr klar verfolgen, und die beistehende Skizze zeigt ein Stückchen einer solchen Steilwand. Die Regentraufe, die etwa von einer überhängenden Pflanze kommt, giebt die erste seichte Rinne, und das wird die Straße, auf der sich das Wasser tiefer und tiefer in das lößartig festlockere Material scharfrandig hineinfrißt; und es kommt bei der horizontalen Schichtung wirklich etwas Aehnliches zu Stande, wie im Elbsandsteingebirge. Das Ende ist die Schluchtenbildung. Allmählich erweitert sich der Paß, und ein reicher Wald, theils aus einheimischen Sträuchern und Bäumen, theils aus angepflanzten Eucalypten, Cedern, Araucarien bestehend, nimmt Platz, mit der dichteste Waldwuchs, den man auf der Insel trifft. Nicht lange, und das Thal thut sich aus einander und die Lagoa von Furnas liegt zwischen herrlichen Bergen. Leider fand ich keine Ansichten dieser schönen Landschaft, Walker aber hat zwei prächtige Bilder davon gegeben, die man nachsehen möge. Wirklich ist es nicht übertrieben, wenn man diese Scenerie mit Schweizer Bildern verglichen hat, von den Schneespitzen abgesehen. Mich erinnerte sie ziemlich lebhaft an den köstlichen Kessel von Obersdorf im Allgäu. Bei der Fahrt am See entlang hat man Zeit, ausführlich zu genießen. An seinem Ende biegt die Straße wieder in ein engeres Defilé ein und um den Fuß des Pico de Gaspar herum, und wir sind binnen wenigen Minuten im Dorfe Furnas. Ueber einen Hügel hinweg machen sich bereits auf weithin die weißen Dampfwolken der Geyser bemerkbar; rings ist das Thal durch hohe Bergwände eingeschlossen, aus denen der Ausgang zu fehlen scheint, vor uns im Norden erhebt



Thermen von Furnas. (Nach einer Photographie.)

sich das Gebirge noch 300 bis 400 m unmittelbar höher, seitlich und hinter uns sitzen den Wänden stattliche Kegel auf. Sie halten allseitig rauhen Luftzug ab, Jahr aus, Jahr ein herrscht eine gleichmäßig milde Wärme, eine üppige Vegetation, ein ewiger Frühling, ein zweites Tempe.

Sr. Jeronimo empfing uns vor dem Hotel, einem weitläufigen Gebäude, mitten im Dörfchen. Es waren genug Fremde da, so daß in zwei großen Zimmern gespeist wurde. Die Fremdenzimmer freilich waren einfach genug, und Walker klagte über Mangel an Reinlichkeit. Sonst fanden wir uns mit ihm recht gut aufgehoben. Man trifft selbst einigen Comfort, namentlich die bequemen Rohrstühle von Madeira. Ein einfacher Saal ist der Versammlungsraum für den Abend, der Kursaal. Ein Pianino steht im Hintergrunde. Mit Einbruch der Dämmerung kommt ein ziemliches Publikum zusammen, fast alles, was die Insel an Honoratioren beherbergt, auch ein englischer General mit seiner Tochter hielt sich auf. Ich lernte Dr. Machado und Sr. Ernesto do Canto, den alle früheren Reisenden wegen seiner freundlichen Unterstützung mit Rath und That erwähnen und der als Herausgeber des „Archivo dos Açores“ alle auf die Inseln Bezug habenden, namentlich historischen Thatsachen sammelt, kennen. Nicht lange, und es wird Musik gemacht, einige Herren mit guter und namentlich sehr kräftiger Stimme tragen italienische Lieder, Opernmelodien u. dergl. vor, ein Tanz schließt sich an; Rundtänze waren dabei so gut wie verpönt, man bewegt sich mehr gemessen und graziös. Die Alten plaudern. Genossen wird nichts. Gegen 10 Uhr ist bereits alles aus. Früh wird gebadet, den Tag über geht jeder seinen Weg, die Jugend belustigt sich mit Eselpartien u. dergl. Das ist das ziemlich gleichförmige Leben der haute saison. Erstaunlich ist es, mit welchem Mangel an Behaglichkeit sich der vornehme Portugiese, der wohl in Coimbra und Paris studirt hat, begnügt. Einige der Herren wohnen zwar in

ihren prächtigen Villen, sonst aber ist man mit der einfachsten Bauernstube mit kahlen Wänden und ohne Sopha zufrieden, ja man miethet einige Parterrezimmer, die jeden Morgen mit frischen Binsen ausgestreut werden. Doch im Ganzen gilt dasselbe auch von den feinen Häusern der Stadt, in denen man neuerdings alte Möbel aufhäuft, ohne sie jedoch zu behaglicher Einrichtung zusammenzustellen. Wenn uns die Franzosen bisweilen ähnlichen Mangel an Geschmack vorwerfen, hier können wir uns trösten. Freilich kommt das südliche Klima in Rechnung, das den Schwerpunkt des Lebens ins Freie verlegt.

Unser erster Ausgang galt natürlicher Weise der Besichtigung der Geyser und Thermen (siehe die beistehende Abbildung, für deren photographisches Original der Standpunkt leider insofern unglücklich gewählt ist, als der Hintergrund viel zu niedrig und trivial erscheint). Sie liegen zumeist in einer geringen Entfernung hinter einem Hügel. Die Hauptquelle sprudelt in einer Stärke von 2 Fuß etwa 3 Fuß hoch regelrecht empor. Man hat sie mit einer niedrigen Mauer eingefaßt und sieht von weitem die starke Rauchsäule sich erheben. Sie kommt aus einem kleinen Kegel von Kieselsinter, den sie allmählich abgesetzt hat. Rings um diese Caldeira grande ist natürlich der Boden heiß, und selbst der Weg geht über die erhitzte Stelle. Bis auf die andere Seite geht die Umwandlung des Gesteins durch die salinischen Wasser und Gase. Man sieht, wie die Trachytlava mehr und mehr zerfressen und ausgeblasen wird, bis eine bimssteinartige Masse entsteht. Dabei ist der Boden vielfach mit reinem, aus der Einwirkung von schwefliger Säure auf Schwefelwasserstoff entstandenem Schwefel überzogen, so viel mir schien, von der monoklinen Form. Wenigstens erkennt man hier und da längere Nadeln, undurchsichtig schwefelgelb, also nachträglich wohl in rhombischen Schwefel umgesetzt. Handstücke zerbröckelten mir leider unterwegs. Neben der wallenden Caldeira grande wird das Wasser in einigen gemauerten Becken gesammelt und erscheint hier von einer trüben hellhimmelblauen Farbe. Ein Stück davon befindet sich eine wesentlich andere Erscheinung, ein kleiner Schlammvulkan, der bereits seit Jahrhunderten an derselben Stelle ununterbrochen in Thätigkeit ist. Ein flacher Schlammhaufen, der durch und durch brodelt; überall steigen Blasen auf und halten den Schlamm in Bewegung. Die Temperatur erreicht den Siedepunkt, und wir sahen, wie die Leute geflochtene Korbe, mit Farnkraut ausgelegt und mit Ignams gefüllt, einfach in den Schlamm gruben, um sich ihr Mittagsmahl zu kochen. Eine Strecke weiter unten an dem Abhange des Baches, Ribeira quente, der alle diese Wasser aufnimmt und nach Süden zum Meere abführt, selbst im Unterlaufe noch die höhere Wärme bewahrend, dringen wieder starke Dampfwolken aus einer Grotte hervor; Wasser ist wenig darin, aber der Eindruck, den man empfängt, ist gleichwohl der stärkste, denn es bricht mit vielem Geräusch in intermittirenden Stößen aus, um dann wieder zurückzusinken. Das ist die Caldeira de Pedro Botelho, die ihren Namen trägt nach einem Wundermanne, der einst aus Versehen hineinfiel, aber seiner Heiligkeit halber wieder ausgespien wurde. Es behielt ihn nicht. Auch hier viel Kieselabsatz, den das Landvolk fast mit Lebensgefahr an den unzugänglichsten Stellen wegkratzt, seiner eingebildeten Heilkraft wegen. Dies die hervortretendsten Punkte. Nicht weniger interessant ist es aber, im ganzen Umkreise, namentlich um die ersten beiden, den ganzen Erdboden prickeln und rauchen zu sehen. Alle paar Schritte kommt eine Quelle oder brodeln Blasen auf; und die Wasser sind von der verschiedensten Temperatur, ja an einer Stelle dringen unmittelbar neben einander, kaum einige Fuß getrennt, eine ganz heiße und eine kalte Quelle aus der Bergwand, letztere wohl auf Regenwasser zurückzuführen, das zufällig seinen direkten Abfluß hier findet, ohne zu dem heißen Herd in der Tiefe niederzusinken. Uebrigens ist mit diesem allen das Gebiet vulkanischer Thermen nicht erschöpft, es streicht vielmehr eine Zone von OSO nach WNW quer durch die Insel, an der Nordküste kommen bei Ribeira grande ähnliche Mineralwässer zum Vorschein, und weiter nach Süden sind es Mofetten, die Kohlensäure aushauchen, stark genug, um für Vögel und kleine Vierfüßler zum Todesthal zu werden. Die früher erwähnten warmen Quellen im Fluthgürtel bei Ginetes stehen schwerlich mit dieser östlichen Zone im Zusammenhange.

Der Gehalt der Furnaswasser an Salzen, Gasen und Säuren ist sehr verschieden, durchweg aber ein ziemlich hoher. Die Regierung ließ 1872 alle Heilquellen der Insel durch Prof. Fouqué untersuchen, Walker hat einige Analysen mitgetheilt; hier genügt es wohl, nur die wesentlichen Bestandtheile anzugeben. Der Hauptquell enthält in absteigender Reihenfolge Kieselsäure, Glaubersalz, Kochsalz, Gyps, schwefelsaures Kali, Eisenoxyd, dazu Salzsäure. In anderen herrschen Carbonate vor, Natrium-, Eisen-, Calciumbicarbonat, und von Gasen Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, Stickstoff und Spuren von Sauerstoff. Sonst tritt noch Mangan auf und von größerer Wichtigkeit Alaun. In früherer Zeit beutete man ihn mehr versuchsweise aus, doch erlagen die Werke bald wieder, bis sie bereits 1630 durch einen Vulkanausbruch, der hier stattfand, und das damit verbundene Erdbeben vernichtet wurden. Es lohnt wohl nicht, die Gewinnung wieder aufzunehmen. Ungleich wichtiger ist selbstverständlich die außerordentliche Heilkraft der Wasser. Wir kosteten einige und verspürten eine mäßig abführende Wirkung. Sie soll gegen Stein- und Leberleiden wohlthätig sein, ähnlich den böhmischen Thermen. Am meisten werden sie aber gegen Rheumatismus, das erwähnte Hauptübel der feuchten Inseln, angewendet, und hier sollen sie Wunder thun. Bis jetzt ist ein kleines Hospital erbaut, das 30 bis 40 ärmere Kranke aufnimmt. In den letzten Jahren hat man ein Badehaus errichtet, während früher mehr in kleinen Hütten unmittelbar an den Quellen gebadet wurde; jeder durfte sich ein privates Badehaus bauen, der ein öffentliches errichtete. Es scheint fast, als ob die alte Weise vortheilhafter gewesen sei, da jetzt das Wasser bei der Leitung an Wärme und gelösten Stoffen verliert. Anfangs sollen die Bäder aufs Stärkste angreifen, so daß der Kranke glaubt, es gehe zu Ende, und kaum mehr zur Fortsetzung der Kur zu bewegen ist; dann aber geht's aufwärts, und nach zwei bis drei Dutzend Bädern pflegen sehr schlimme Fälle geheilt zu sein. Die Saison dauert vom Juni bis zum September. Man sieht Leute, die sich mühsam an zwei Krücken fortschleppen, noch Heilung suchen, und in den ersten Morgenstunden werden andere auf Eseln zum Bade gebracht. Man hat sich neuerdings mit der Idee getragen, ein modernes Hotel im großen Stile zu bauen und durch die nöthige Reklame Furnas zu einem Weltbade zu machen. Die Wasser scheinen es zu verdienen, und daß keine Carlsbader Diät verlangt wird, würde vielen erwünscht sein. Der Aufenthalt könnte kaum reizender sein. Jetzt schon wird sich kaum ein Kurort an Promenaden messen können, denn es sind hier fast noch kostbarere Parks angelegt, als in Ponta Delgada, wenigstens hat man sich mehr ausbreiten können, und so sind wahre Perlen von Landschaftsgärtnerei entstanden. In diesem geschützten Thale scheinen trotz der Höhe sämmtliche, auch tropische Pflanzen so gut zu gedeihen als unten an der Küste, und viele Bäume scheinen noch viel üppiger zu werden. An Pracht-Araucarien zählte ich 18 Astquirle, die obersten weit aus einander, und es wurde

versichert, daß sie erst vor sechs Jahren angepflanzt seien, und sicher nicht mit den 12 untersten Quirlen. Wie reimt sich das zur gewöhnlichen Jahresfolge? Auch sonst wirkt das gleichmäßige Klima verschiedentlich abweichend ein; so sollen die Tulpenbäume nicht blühen, weil ihnen die winterliche Ruhe fehlt oder nur ganz kurz ist. Es kommt wohl nicht zur genügenden Bildung und Aufspeicherung von Reservestoffen für den Frühlingstrieb. Daß man die rauhblätterige, unfreundliche Ulme, wenn auch in ausnehmend schönen Exemplaren, als Einzelbaum bevorzugt, war mir bei der Fülle der Holzarten verwunderlich; doch scheint auch das gewöhnliche Landvolk eine besondere Vorliebe dafür zu besitzen; denn wenn ich irgendwo etwas skizzirte und ein Haufen Weiber und Kinder herumstand, wurde die Ulme auf dem Blatte zuerst entdeckt. Einer der Parks ist öffentlich, doch sind auch die privaten alle offen, und Niemand wehrt den Eintritt. Allerliebst nimmt sich die Umrahmung der kleinen gewundenen Teiche mit Gebüsch von Farnen und Fuchsien aus. Des Thales Charakterblume aber ist die blaue Hortensie, die über und über in Blüthe stand, mit riesigen Bällen (ich maß einen von 35 cm Durchmesser); manche Blüthen waren auch wieder in die kleine fruchtbare Urform zurückgeschlagen. Die schönste Parkmauer, die man sich denken kann, stand hier als ein Erdwall, der oben ein blaues Hortensienband trug, unter dem die langen Wedel der Dicksonia, alle gleich frisch grün, über die Böschung herabfielen. Unsere beliebte Calla aethiopica bildete einen Rasen am Bache, mit genug Blumen. Ihr ähnlich sind bekanntlich die Yamspflanzen oder Ignams, die mit dem warmen Wasser der Thermen berieselt werden. Die Felder stehen überall, wo das Wasser über einen sanften Abhang ohne besondere Mühe hingeleitet werden kann. Sie machten den üppigsten Eindruck. Zervas fand ein Blatt, dessen Stiel 2 m, und dessen Fläche 1 m maß. Ich sah Ernte und Neubestellung, beides vereinigt. Man holte Pflanze auf Pflanze heraus, erntete die großen Knollen und steckte einzelne Triebe wieder an Ort und Stelle in den sumpfigen Boden, um baldigst von Neuem zu ernten.

Die bolivianische Provinz Yungas.

Von Christian Nusser.

I.

Die Provinz Yungas, so klein sie im Verhältniß zum ganzen Areal des an Naturschätzen aller Art so reichen Boliviens ist, war von jeher der wichtigste Bezirk dieser Republik — nicht in politischer Hinsicht, denn dazu ist sie viel zu wenig bevölkert und kann keinen Vergleich mit den volkreicheren Centren der kalten und gemäßigten Distrikte der Andinischen Hochebene aushalten, wohl aber in ökonomischer, weil die tropischen Thäler und Schluchten, aus welchen sie sich zusammensetzt, jahraus jahrein eine Summe von Produkten zur Ausfuhr bringen, welcher eine ebenso hohe Bedeutung zugesprochen werden muß, als der Edelmetallgewinnung, welche bekanntlich die Hauptindustrie des Landes bildet. Die Produktion der Yungas ruht hauptsächlich auf landwirthschaftlicher Basis, deshalb ist die Ausbeute eine regelmäßige, stets in den gleichen Verhältnissen sich wiederholende — vielleicht auch zunehmende —, während der Ertrag des Minenbetriebes, wie Jedermann weiß, sehr vom Zufall abhängt.

Die Erzeugnisse der Yungas, von welchen die Coca obenan steht, haben aber, so lange nicht bequeme Verkehrswege zu diesen Thälern führen, was noch lange auf sich warten lassen dürfte, nur lokale, d. h. auf das Inland sich erstreckende Bedeutung, weil die Frachten, sobald es sich nicht um einen Artikel handelt, der zu medicinischen Zwecken von Europa gefordert wird, der Ausfuhr hindernd im Wege stehen.

Zwar ist der Yungaskaffee auf der letzten Pariser Weltausstellung dem arabischen Mokka an Güte gleich erachtet worden, allein deshalb wird er noch nicht exportfähig, und die kleine Ausfuhr, die davon nach Chile stattfindet, hängt weniger mit Wechselkursoperationen zusammen, als mit dem Geschmack einiger Liebhaber extra guten Stoffes, welche ihn mit Recht dem centralamerikanischen vorziehen und diesen Tribut ihrem Geschmack wohl entrichten können.

In europäischen Lehrbüchern wird die Behauptung aufgestellt, der Name Yungas werde den Gegenden gegeben, welche unter 1600 m Meereshöhe liegen. Es ist dies nicht richtig. Die Zone der Yungas erstreckt sich, wenn wir eine Landmarke aufstellen wollen, ungefähr vom Huaina Potosi in südöstlicher Richtung bis zum Tunari-Gebirge und zerfällt, in landläufiger, nicht geographischer oder administrativer Redeweise, in die Yungas von La Paz und die Yungas von Cochabamba. Allerdings hat der Name Yungas insofern einen typischen Beigeschmack erhalten, als stets ein alle tropischen Erzeugnisse hervorbringender tiefer, von Gebirgsbächen und Flüssen durchströmter Einschnitt darunter verstanden wird, aber weder weiter nach Norden, in der Provinz Caupolican, noch nach Osten, in der Provinz Valle grande, ist je von Yungas die Rede gewesen. Mit dem Begriff Yungas verbindet sich eben auch derjenige einer verhältnißmäßig intensiven Kultur, und vollends in den tropischen Niederungen des den Amazonas und Paraguay speisenden Flußnetzes kann man nur von Llanuras (Ebenen) sprechen.

Was den als Provinz Yungas bezeichneten administrativen Bezirk anbelangt, mit dem wir uns hier vorzugsweise beschäftigen, so repräsentirt er die Yungas von La Paz. Er hat keine natürliche Grenzen, doch kann man sagen, daß er einerseits vom Rio Coroico, andererseits vom Rio La Paz-Bopi eingeschlossen wird, mit einem Annexe, der bis in die Ebenen des Beni hinausreicht. Der Flächeninhalt der Provinz ist natürlich nicht anzugeben, da ihre Grenzen zu unbestimmt sind; die auf 36 000 Seelen angegebene Einwohnerzahl beruht auf einer alten, willkürlichen, wahrscheinlich zu niedrig gegriffenen Schätzung.

Der Reisende, der die interessanten Yungasthäler zu besuchen beabsichtigt, hat, wenn er nicht über eigene Thiere verfügt, schon von Anfang an mit Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich Maulthiere für seine Reise zu beschaffen, da eine Reitpostverbindung mit Yungas nicht besteht und nur selten Jemand gewillt ist, Thiere für diese Tour gegen Entgelt auszuleihen, weil sie sowohl der schlechten Wege als des Futtermangels wegen sehr herunterkommen. Hat er endlich mit Mühe und Noth einen Yungas-Indianer,

Eigenthümer von zwei oder drei Maulthieren, aufgetrieben, der in seine heimathlichen Thäler zurückkehrt, so kann er darauf zählen, daß er, wenn der Aufbruch für 9 Uhr Morgens verabredet ist, etwa um 12 Uhr im Sattel sitzt und wie ein rechter Don Quijote durch häufige Anwendung der Sporen dem schwächlichen und unwilligen Geschöpf Lust und Liebe zu dem begonnenen Tagewerke einzuflößen hat. Die wenigen Maulthiere, welche die Yungas-Indianer besitzen, sind alle gleich elend; sie sind betreffs Tragkraft nur unbedeutend leistungsfähiger als die Esel, welche zudem gegen Strapazen ausdauernder sind, und diese Inferiorität hat, selbst wenn der Indianer bessere Qualität kaufen und größere Sorgfalt auf die Thiere verwenden würde — zwei Sachen, die er nicht thut —, wohl ihren Grund darin, daß das Klima der Yungas die Lastthiere entnervt, quälerische Insekten und die Futterknappheit den Zustand chronischer Entkräftung aufrecht erhalten. Es ist seltsam, daß da, wo die Vegetation so üppig ist, daß sie selbst steile Abgründe mit einem von Lebenskraft strotzenden Pflanzenteppich überwuchert, nur eine dürftige, „cachi" genannte Futterpflanze von der Natur gespendet wird.

Statt 300 spanischen Pfunden, der Last eines kräftigen Maulthieres, transportiren jene kaum 200 Pfund. Das Maulthier, welches das Bett, d. h. die Wollmatratze, und die anderen Habseligkeiten des Reisenden trägt, wird von dem ihn begleitenden Indianer, der mit dem Reiter gleichen Schritt hält, am Halfterstrick geführt.

Hat man die holperigen Straßen von La Paz im Rücken, so dehnt sich vor dem Beschauer das breite, von hohen Abdachungen begrenzte, anfänglich sanft ansteigende Thal von Potopoto aus, durch welches der Weg direkt zum Gebirgskamm hinaufführt, der noch am gleichen Tage überschritten werden muß. Die breite Thalsohle ist gut kultivirt und weithin streift der Blick über das sehr ansprechende Bild der von kleinen Baum- oder Gesträuchgruppen beschatteten Landhäuser oder Indianerhütten, obwohl der Baumwuchs spärlicher vertreten ist, als es im Interesse der landwirthschaftlichen Schönheit zu wünschen wäre. Nach einer Stunde hört das kultivirbare Terrain auf, das Thal verengt sich und an der einst reichen Gewinn abwerfenden Goldwäscherei Chuquiaguillo vorbei steigt der Pfad an, in die Regionen, wo die Punanatur in dem spröden, in Büscheln wachsenden Cordilleragras verkörpert ist.

Während diese Strecke über den mit losen Kieseln bedeckten abscheulichen Weg zurückgelegt wird, kann der indianische Führer einer näheren Betrachtung unterzogen werden. La Paz liegt hart am Rande der Puna (Andinische Hochebene) in einem Einschnitt, der mit dem Ausdruck „Cabezera de Valle", d. h. die oberste Stufe eines nach den Niederungen sich senkenden Flußthales, das verschiedene Zonen durchstreicht, bezeichnet wird. Man hat hier also Gelegenheit, die verschiedenen Typen der Ureinwohner, wenn wir die jetzt noch ansässige Indianer-Rasse dafür gelten lassen wollen, zu studiren. In der Umgebung von La Paz, welche auf 50 Stunden im Umkreise, beinahe nach allen Seiten hin, nur Indianer der Aymará-Rasse beherbergt, stoßen wir zuerst auf den numerisch wichtigsten Theil derselben, auf den die Puna bewohnenden Indianer. Nach diesem, der sich in der Mehrheit durch stämmigen Körperbau und seine von der Hochlandluft gedunkelte Kupferfarbe auszeichnet, kommt der schlanke, eine lichtere Hautfarbe aufweisende Indianer der warmen, aber noch nicht tropischen Thäler (valles); Thäler, in welchen Melonen, Trauben, Aprikosen, Feigen 2c. gedeihen und die ihrer herrlichen Luft und ihrer Fruchtbarkeit wegen als paradiesische Ruheplätze gepriesen werden. Auf den Valle-Indianer, den Stutzer unter seinen Stammesgenossen folgt der Yungas-Indianer. Weiter hinaus, beim Betreten der Tiefebene, stößt man auf die Movimas, Lecos, Mozetenes u. s. w., die zum Theil unterworfen sind, zum Theil nicht, auf die hier aber, weil sie anderer Rasse sind, nicht einzugehen ist. Der Yungas-Indianer ist kleiner, von zierlicherem Körperbau als sein Bruder der Hochebene. Seine Hautfarbe ist gelb, von einem Gelb, das man einer krankhaften Umbildung des dunkelkupferfarbenen Pigments zuschreiben möchte; auch die Physiognomie ist eine andere geworden; wir finden bei ihm nicht mehr das charakteristische Vogelgesicht, die häßlich gebogene Nase des Aymará; die Züge sind weicher, verschwommener. Auch er trägt den auf den Rücken herabhängenden Zopf. Die Beine sind nackt bis zur Kniebeuge; zum Marschiren bedient er sich lederner Sandalen. Nicht selten sieht man Yungas-Indianer, deren Füße bis an die Waden herauf mit greulich entzündeten oder eiternden Geschwüren bedeckt sind; in der Regel die Folge ihrer Nachlässigkeit, die von den Sandflöhen (piques) in die Zehen gelegten Eierbeutel nicht rechtzeitig zu entfernen. Der wollene grellfarbige Poncho verläßt sie als Schutz gegen Kälte und Regen nie auf ihren Reisen.

Es bedarf einiger Uebung, um anfänglich einen Indianer von anderen individuell — im gleichen Bezirk — zu unterscheiden, aber selbst für den Neuling sind die Durchschnittsmerkmale leicht erkennbar, welche den Puna-Indianer vom Valle-Indianer und den Yungas-Indianer von den beiden ersteren trennen. Die Unterschiede sind wie von Tag zu Nacht, wie die, welche zwischen dem Deutschen und dem Italiener bestehen.

Es ist anzunehmen, daß die die Puna bewohnenden Indianer den Urtypus der Rasse darstellen, daß aber ihre physischen Eigenschaften durch die topographischen und klimatischen Bedingungen der Wohnplätze, die sie sich ausgesucht haben, modificirt worden sind. Das Band der Sprache umschlingt sie, und wenn, wie alle spanischen Geschichtsschreiber übereinstimmend aussagen, die Incas den von ihnen unterworfenen Völkern, oder wenigstens den Häuptlingsfamilien derselben, die Quichuasprache aufgedrungen haben, so berichtet dagegen keine Tradition von einer zwangsmäßigen Verbreitung der Aymarásprache.

In den Yungas von Cochabamba herrscht, weil sie in den Bereich der Quichuadistrikte fallen, natürlich die Quichuasprache.

Im Uebrigen sind diese drei Aymarákategorien, ob sie jetzt auf der Puna, im Valle oder in den Yungas leben, Heloten, die sich unter der Zuchtruthe des Corregidors, Pfarrers, Gutsbesitzers, Soldaten und des lieben Publikums im Allgemeinen zu beugen haben; sie sind eine unbehilfliche Masse von arbeitleistenden Instrumenten, in welcher sich grausame Instinkte sammeln können und müssen, ohne daß sich deshalb aus ihren Leidenschaften je ein Aufschwung zu einem höheren Ziele heraus entwickeln könnte. Sie sind nicht dem Untergange geweiht, dazu sind sie zu nützlich; und der Boden, den sie bewohnen, wird ihnen wohl nie streitig gemacht werden. Man darf sich aber mit einiger Neugierde wohl fragen, was das Schicksal dieser peruanischen und bolivianischen Ackerbauer in späteren Zeiten sein wird, wenn sie schon in der jetzigen in Bezug auf ihre gesellschaftliche Stellung Anachronismen sind.

Der Weg, welchen der Reisende verfolgt, ist einer der belebtesten der Republik. Kaum eine Stunde vergeht, daß nicht größere oder kleinere Züge von Lastthieren angetroffen werden, meistens Esel; doch auch das Llama muß sich zum Besuch der heißen Thäler bequemen, wird aber, nachdem die Frachtangelegenheiten erledigt sind, ohne Aufenthalt wieder den kälteren Regionen zugetrieben. Die Frachten nach Yungas bestehen aus Lebensmitteln inländischen und ausländischen Ursprungs und europäischen und nordamerika-

nischen Industrieerzeugnissen; die Rückfrachten per Esel und Maulthier zu 9/10 aus Cocaballen, der Rest aus Kaffee, Cacao, Chinarinde u. s. w.; und per Llama beinahe ausschließlich aus 1½ m langen, 20 cm breiten und etwa 6 cm dicken, roh zugerichteten Brettern, der alleinigen Bau- und Möbelholzzufuhr, mit welcher der allernöthigste Bedarf bis in das jetzige Jahrzehnt hinein gedeckt werden konnte.

Jedem Thiere werden zwei Bretter, eines an jeder Seite, angebunden und, den lästigen Panzer wohl innerlich verwünschend, schleppen sie sich, die gewöhnlichen herzbrechenden Seufzer ausstoßend, der Heimath zu. Neuerdings mag ihr Loos in dieser Beziehung gemildert sein; Dank der Eisenbahn von Mollendo-Puno und der Dampfschiffahrt auf dem Titicacasee gelangen nordamerikanische Fichtenholzbretter auf der holzarmen Hochebene zum Verkauf, während die letztere oft kaum durch eine Entfernung von 15 Leguas (à 5572 m) in der Luftlinie von unerschöpflichen Wäldern der werthvollsten Holzarten getrennt ist!

Nach Bewältigung der zu den Hochflächen der Cordillera von Yungas ansteigenden Berglehnen führt der Weg durch eine breite, am Fuße schneebedeckter Gipfel durchbrechende, sattelartige Oeffnung auf die andere Bergseite. Auf steilem, drei Stunden dauernden Abstieg wird um 9 Uhr Nachts das aus ein paar elenden Hütten bestehende Pongo erreicht, wo übernachtet und für die Thiere ein unverschämt theures Futter beschafft werden kann. Von Pongo aus fängt der Weg an, recht schlecht zu werden und zwar von nun an so schlecht, daß die Yungaswege bei den in Betreff der Reisebequemlichkeiten gewiß anspruchslosen Landessöhnen eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Indeß entschädigt hierfür einigermaßen die Vegetation, die sich mit jedem Schritt abwärts großartiger entfaltet. Von dem von Pongo zwei Stunden entfernten Unduavi zweigen zwei Wege ab, von welchen der eine nach Coroico, der andere nach Chulumani, den beiden Emporien der Provinz, führt. Auf- und absteigend zieht sich der Pfad zwischen wild verwachsenem Gehölz zum Flußbett hinab, aber nur hier und da gestattet die von der Sonne noch nicht aufgesogene Feuchtigkeit, die sich als Nebel an den Bergseiten festgesetzt hat, die Aussicht auf die dunkelgrünen Linien ihrer Wälder, welche mit der Nacktheit der im Rücken liegenden Gipfel contrastiren. Neun Stunden hat der Abstieg gedauert, bis zu der Ecke, an welcher der Rio Chairo in den viel bedeutenderen Coroico einmündet. Wir sind im Herzen der tropischen Natur, an einem Punkte, der, nicht minder malerisch als erfrischend, den Reisenden in bewunderndes Staunen versetzt. Wo in der tiefen Flußrinne die Bodengestaltung keine Kultur erlaubt, bedeckt der vom Menschen noch nicht berührte Urwald die Bergseiten, wo sich aber oberhalb dem Flusse die Berglehnen etwas abflachen, begegnet man Hütten, die von Anpflanzungen umgeben sind, in welchen die Bananen, Orangen, Ananas, der Kaffeestrauch und der Cacao üppig gedeihen. Der reichste Pflanzenwuchs, die herrlichsten Blüthen erfreuen den Beschauer in der nun von ihrem Dunstschleier befreiten Atmosphäre. — Nicht weit von den Einmündungen des Elena und Yolosa in den Coroico beginnt der steile Aufstieg zu dem hoch über dem Flußbett gelegenen Coroico. Wenigstens zwei Stunden sind erforderlich, um diese Strecke zurückzulegen. Coroico ist ein altes Städtchen von circa 2000 Seelen, das im großen Indianeraufstande von 1780 schwer heimgesucht wurde. Ueber die während dieser Rebellion in Coroico vorgefallenen Greuelthaten berichtete der Augenzeuge Pfarrer D. Marcos Aliaga: „Grauen und Abscheu erregten die von den Indianern von Coroico (des Bezirks) während des Aufstandes verübten Scheußlichkeiten, denn sie machten alle Spanier, Mestizen, Neger und Mulatten nieder, die es in ihrem Distrikte gab, ohne selbst die Säuglinge zu verschonen, wobei sie die unmenschlichsten und ungeheuerlichsten Todesarten zur Anwendung brachten, wie sie die barbarischsten und rohesten Völker nicht zu ersinnen vermöchten; denn sie versuchten, sich durch Trinken von Menschenblut zu sättigen und zwar so sehr, daß sie mit einander stritten, wer den Vorrang dabei haben würde, und thaten es so unmäßig, daß sie davon krank wurden. Am Gründonnerstag des vergangenen Jahres (1780), an welchem der Aufruhr den höchsten Punkt erreichte, schlachteten sie, nur allein in der Kirche von Coroico, in Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament auf dem Altar, 572 Personen ab, welche sie dann herausschleppten und auf dem Dorfplatz einscharrten, so daß, wenn sich nicht die Feder dagegen sträubte, unerhörte Greuelthaten aufgezählt werden könnten, welche den Berichterstatter als wenig wahrheitsliebend erscheinen lassen würden."

Heute ist Coroico die Hauptstadt der zweiten Sektion von Yungas. Der Ort steht auf einer tafelförmig vorspringenden Flanke in der halben Höhe des gepriesenen Berges Uchumachi, welcher der Kern und das Centrum der besten Haciendas (Landgüter) der Yungas ist. Zweiundfünfzig Haciendas, welche Coca, Kaffee und Cacao produciren, bedecken die Abdachungen dieses ungeheuren Kegels, von dessen Gipfel nach verschiedenen Seiten hin wasserreiche Bäche herabströmen. Aus der überall zu Tage tretenden Feuchtigkeit bilden sich fortwährend Wolken, deren Niederschläge in jenen Pflanzungen ein außerordentliches Wachsthum befördern. Ungefähr die gleiche Zahl von Landgütern bedeckt die Seiten der gegenüber liegenden Höhen, die durch ihre gleichartige Produktion mit derjenigen von Uchumachi wetteifern.

Die überreiche Vegetation von Yungas ist um so interessanter, als die von den nackten Rändern der Cordillera aus zur Thalsohle hinab von Stunde zu Stunde sich ändernden Formen in hundertjährigen Urwald übergehen; sie zeigt, vereint mit einem klaren Horizonte, ein verführerisches Bild. Mit ewigem Grün bedeckte Berge, schäumende Kaskaden, die von hohen Gipfeln herabstürzen und nach kurzem Lauf zu mächtigen Flüssen anschwellen, die fremdartige Vogel- und Insekten-Welt, die mit Wohlgerüchen geschwängerte Atmosphäre, das Alles sind Erinnerungen, bei welchen der Geist mit Vorliebe verweilt. Die Schattenseiten fehlen freilich auch nicht; beständen sie auch nur aus dem heimtückischen Wechselfieber (Terciana), sie wären schon im Stande, jeden Genuß auf die Dauer zu verbittern. Es giebt Plätze, an welchen auch die eingeborenen Indianer häufig davon befallen werden, andere, wo es selbst die Indianer des Fiebers wegen nicht auszuhalten vermögen und die dann zu Zeiten der Kolonialherrschaft mit Negern besetzt worden sind, die sich allerdings als gegen Fiebermiasmen gefeit erwiesen und deren Nachkommen noch heute existiren, wie z. B. in Mururata, einer der schönsten Besitzungen in Yungas.

Coroico ist der Sitz eines Corregidors, eines Fiskals und eines Untersuchungsrichters. An einem Notar und verschiedenen Advokaten fehlt es auch nicht. Man mag hieraus auf den Lieblingssport, die Proceßsucht, der Leute schließen. Die Einwohner, die sich zu den Weißen rechnen, sind, wie beinahe alle unter tropischem Himmel lebenden Bevölkerungen, indolenter Natur. Die in bestimmten Zwischenräumen auf einander folgenden Coca-Ernten und der Aufkauf (rescate) der von den Indianern in kleinen Quantitäten gepflanzten Coca bilden ihre hauptsächlichen Beschäftigungen, welche für ihre Bedürfnisse, unter die eine gewisse unordentliche Lebensweise mitgerechnet werden darf, genügend abwirft. Von einem milden Klima begünstigt, vegetiren sie in der Unbeweglichkeit ihrer Wälder, wo weder

aufregende Hoffnungen noch beunruhigende Sorgen Platz haben; eine materielle Existenz, die weder intellektuelle Genüsse noch Pflichten gegen Andere kennt; die verwandtschaftlichen Bande sind locker geschürzt. Ein Hauptzug ihres Charakters scheint Eitelkeit zu sein, gepaart mit Egoismus, dagegen ist ihnen Gastfreundlichkeit nicht abzusprechen. Drei oder vier Familien bilden die Dorfaristokratie, die tonangebenden Kreise, welche unter der übrigen Bevölkerung ihre Anhänger rekrutiren. Da erlebt man denn zeitweise das Schauspiel der Montecchi und Capuleti, wenn sie sich einander in die Haare gerathen. Aber nicht in blutigem Ringen enden die Kämpfe dieser Recken, sondern in lächerlich hochtrabenden Zeitungsartikeln, welche das Publikum der Landeshauptstadt zu seinem größten Gaudium mit den Schmerzen der Provinz bekannt machen und über die ungeahnte Wichtigkeit einiger seiner bisher recht obskuren Mitbürger erleuchten. Der Vorgang spielt sich zum Beispiel so ab: Die Familie Solis hat eines der zahlreichen Feste zu feiern, welche durch die Wohlanständigkeit, den guten Ton oder den Wunsch sich zu vergnügen geboten sind. Sie ladet dazu auch den Sohn der Familie Murillo, einen vielversprechenden Baccalaureus, unter den übertriebensten Freundschaftsdemonstrationen ein. Anfänglich herrscht die schönste Harmonie, alles ist Zucker; sobald aber die geistigen Getränke ihre Wirkung äußern, stören die schönen Damen oder die noch schönere Landespolitik das Gleichgewicht. Dem rebellischen Gaste werden einige Teller auf dem Kopfe zerschlagen und er selbst sehr unceremoniell zur Thür hinausspedirt. Der Baccalaureus, der den Musen huldigt und schon Gedichte an den Mond, die Sterne, an „Sie“ und so weiter veröffentlicht hat, schleudert vielleicht Steine gegen die wieder verschlossene Thür, vielleicht begnügt er sich damit, unter einer Fluth von Schimpfwörtern mit schwerem Kopf sein Lager aufzusuchen.

Acht Tage später erscheint in der angesehensten Zeitung der Landeshauptstadt ein mit „Tentativa de asesinato“ (Mordversuch) überschriebener langer Artikel, in welchem der Baccalaureus zu wissen thut, daß er von seinem politischen Gegner Solis in eine Falle gelockt und seiner politischen Meinungen wegen mit Tellern und anderen stumpfen Instrumenten überfallen und für todt auf dem Platz gelassen worden sei; das unparteiische und aufgeklärte Publikum möge bis zur Erledigung des jetzt beim Untersuchungsrichter anhängigen Falles mit seinem Urtheil zurückhalten.

Die nächste Nummer bringt als Entgegnung: Una impostura (eine schmähliche Verleumdung). Ein Mulatte, Manuel Murillo, dessen Herkunft wir nicht kennen und der nicht wohl unser politischer Gegner sein kann, da er noch nicht trocken hinter den Ohren ist, beschuldigt uns, vermittels Suppenschüsseln und Tellern einen mörderischen Anschlag gegen ihn ausgeführt zu haben. Die Wahrheit ist, daß besagter Mulatte und Baccalaureus sich in der aufdringlichsten Weise in unsere Gesellschaft einschlich und wegen seines unanständigen Benehmens gegen die anwesenden Señoritas an die Luft gesetzt werden mußte. — Dann folgt eine Fluth von Sarkasmen, die mit der Versicherung endet, daß man mit der Ruhe eines unbefleckten Gewissens der angekündigten Untersuchung entgegensehe, inzwischen aber das aufgeklärte und unparteiische Publikum bitte u. s. w.

So wogt das Gefecht lange hin und her, bis die Parteien der Einrückungsgebühren müde sind, und da der Proceß in der Zwischenzeit einschlief, so sehen wir die Gegner, durch gemeinsames Gelage an drittem Orte ausgesöhnt, wieder als dicke Freunde verkehren.

Diese krankhafte Neigung, persönliche Angelegenheiten in der Presse zur Sprache zu bringen, ist für diese Böoter ein beliebter Zeitvertreib. Da ist beinahe kein Pfarrer, Corregidor, Richter oder Municipalrath der Provinzen, der nicht einmal in seinem Leben als ein ganz gefährliches Subjekt und gemeines Scheusal hingestellt worden wäre. Dem mit Recht oder Unrecht Angegriffenen bleibt alsdann nichts Anderes zu thun übrig, als Unterschriften zu sammeln und die Reinheit ihres Wandels und die Verderbtheit ihrer Gegner ebenfalls durch die Presse bezeugen zu lassen. — Die Besitzer der großen Haciendas residiren meistentheils in der Departementshauptstadt. Denn erstens genießen sie dadurch die gesellschaftlichen Vortheile, welche jedes größere Centrum bietet, zweitens wickelt sich dort der Verkauf ihrer Erzeugnisse, also namentlich der Coca, ab, und drittens ist es nöthig, zum rationellen Betrieb einer Yungashacienda auch eine Hacienda auf der Puna zu besitzen, welche die für den Transport nach und von den Yungas nöthigen Lastthiere, sowie den aus getrocknetem Schaffleisch (chalona), getrockneten Kartoffeln (chuño) u. s. w. bestehenden Lebensmittelzuschuß liefert, der für die auf der Hacienda in Yungas arbeitenden Indianer (colonos) bestimmt ist, während die Yungashacienda im Austausch die auf der Punahacienda lebenden Colonos mit der unentbehrlichen Coca versieht. Der Gutsbesitzer hat demnach bald dieser, bald jener Hacienda einen Besuch abzustatten; verläßt er sich ganz auf seine Mayordomos (Verwalter) und fröhnt er nur dem lieben Nichtsthun, so kommt er zurück und verarmt mit der Zeit.

Man behauptet, die mittlere Lebensdauer betrage in Yungas nur 35 bis 40 Jahre und die Bevölkerung nehme ab. Ob es sich wirklich so verhält, mag dahin gestellt bleiben; der Beweis dafür wäre in Abwesenheit jeder Art von Statistik jedenfalls schwierig zu erbringen. Immerhin ist sicher, daß zur Zeit der Coca-Ernten Arbeitskräfte gern gesehen sind. Es strömen auch welche periodisch in kleiner Anzahl zu, aber beinahe ausnahmslos verdorbenes Volk, Deserteure und in Folge von Revolutionen versprengte Soldaten, welche alle in den weitverzweigten Thälern und Schluchten Schutz und Nahrung suchen. Es ist ein miserables Leben, welches sie da führen müssen, und nicht umsonst ist „picar la coca en Yungas“ (in Yungas Cocablätter abpflücken) zu einem Sprichwort geworden, das den letzten Ausweg eines am Hungertuch nagenden Unglücklichen oder Faullenzers bezeichnet.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

2. Die Götterbilder (Idole).

Die schamanischen Götterbilder oder Götzenbilder (Idole) sowie alle mit dem Kultus in Verbindung stehenden figürlichen oder bildlichen Darstellungen werden „Ongon“ genannt. Aber auch einige niedere Götter oder heilige Thiere führen diesen Namen, ebenso wie einige berühmte Schamanen, z. B. Muschin-ongon, Choгtu-ongon u. A., ferner heißt es Teche-ongon (Ziegenbock), Bucha-ongon (Stier), Babagon-ongon (Bär).

Die Ongone sind von einander unterschieden, 1) nach ihrem Standort, 2) nach dem Materiale, aus welchem sie

angefertigt sind, und 3) nach der Gottheit, welche sie darstellen sollen.

Nach dem Standorte hat man Gebirgs- (Berg-) Ongone und Jurten- (oder Haus-) Ongone. Erstere finden sich nur noch unter den Burjäten am Baikalsee und werden von den Schamanen für verheirathete Burjäten bald nach der Hochzeit, für unverheirathete selten angefertigt. Auf ein viereckiges, etwa 18 cm messendes Stück Seidenzeug oder Plüsch oder anderes Zeug werden drei bis fünf menschliche Figuren gezeichnet; bei einigen Burjäten nimmt man zwei Lappen und zeichnet auf den einen Lappen drei, auf den anderen fünf Figuren; bei den Burjäten in Olchonsk werden je vier Figuren auf einen Lappen gezeichnet. Die Figuren bestehen aus einfachen Umrissen; der Kopf ein Kreis, mit Strichen für Nase und Mund, zwei gläserne oder metallene Perlen statt der Augen; auf dem Kopfe eine Eulenfeder oder ein Stück Otternfell; der Rumpf ein grader Strich mit ausgestreckten Strichen, welche Arme und Beine darstellen; in der Brustgegend eine kleine menschliche Figur aus Blech. Unterhalb der großen Figur sind am Rande des Lappens senkrecht und wagerecht sich kreuzende Linien als eine Art Verzierung angebracht, oben an den Ecken des Lappens hängen zwei Bänder, ein weißes und ein gelbes. Welche Bedeutung die kleinen Figuren auf der Brust der großen haben, ist unbekannt; die Schamanen geben darüber keine Auskunft. Die großen Figuren stellen Gottheiten dar, deren Namen sehr verschieden sind. Die Ongone werden nebst etwas Thymian oder Tabak, als Opfergabe, in einen Kasten oder einen Sack aus Filz gethan, und dieser in der Nähe des Dorfes (Uluß) entweder oben auf einem Berge oder am Fuße eines Berges niedergelegt. Gewöhnlich richtet man eine Säule auf, welche oben eine Vertiefung hat; in dieselbe stellt man das Kästchen oder den Sack; ein Deckel schließt das Ganze. Bei den Burjäten in Olchonsk hängt man das Kästchen zwischen zwei Säulen auf, welche etwa 1 m von einander entfernt sind. Bisweilen wird ein Birkenstämmchen benutzt, indem man das Kästchen zwischen die aus einander weichenden Aeste einfügt. Die Ongone bleiben so lange unverändert stehen, als ihre Besitzer am Leben sind; nach dem Tode derselben werden sie verbrannt und die Säule umgestürzt. Beim Aufrichten eines Ongons ist ein Schamane zugegen; er macht den Ongon, weiht ihn, beschwört die Götter; dabei wird geopfert: zwei Schafe, Stutenmilch und 15 Kessel Tarassun (Milchbranntwein). Bei der Einweihung wird Tarassun verspritzt, und die Götter werden angerufen, dann wird der Ongon an seinen Platz gestellt, das Fleisch aber und der Branntwein zu Ehren der Gottheit von den Anwesenden verzehrt.

Die Haus- (Jurten-) Ongone haben ihren Platz innerhalb der Jurten oder außen an der Eingangsthür. Die Gestalten sind verschieden: entweder sind es rohe Nachbildungen der menschlichen Figur oder nur ein Kopf allein, oder es sind Zeichnungen auf Zeugstoffe. Von dem Herrn des Feuers wurde schon berichtet; eigenthümlich sind nur die demselben geweihten Ongone: ein solcher hatte die Gestalt eines fußlangen Sackes aus Filz; an einer Seite war derselbe offen, und hier wurden Fleisch, Fett und andere Opfergegenstände hineingesteckt. Außen waren auf dem Sacke drei Figuren, eine kleine und zwei größere, sichtbar. Ein andererOngo n bestand aus zwei platten, hölzernen, menschlichen Figuren von ca. 21 bis 22 cm Länge und 4,5 cm Breite, die Figuren waren mit rothem Tuch überzogen, der Kopf mit schwarzer Wolle verziert. Die beiden Figuren, welche den Herrn des Feuers und seine Frau darstellen sollten, wurden in einem rothtuchenen Sack an einer der vier Säulen am Herd der Jurte aufgehängt.

Die Beschreibung einer Anzahl anderer Ongone können wir hier fortlassen; es handelt sich im Wesentlichsten immer um dasselbe: Figuren von Menschen oder Thieren; Zeichnungen auf Tuch und anderen Stoffen.

Die Verfasser vergleichen die Figuren der Ongone mit jenen bekannten bildlichen Darstellungen an den felsigen Ufern des Baikals, und sprechen in Berücksichtigung der Aussage der Burjäten selbst den Darstellungen am Baikalsee die Bedeutung von öffentlichen (d. h. Gemeinde-) Ongonen zu.

3. Opferdarbringungen und Wahrsagen.

Die Opfer sind sehr verschiedener Art:

1. Branntwein-Opfer. Ehe ein Burjäte gewöhnlichen Branntwein oder Milchbranntwein (Tarassun) trinkt, gießt er ein paar Tropfen auf den Boden, wenn er sich im Freien oder in einem Zimmer befindet, oder er gießt etwas Branntwein auf den Herd, wenn das Trinken in einer Jurte vor sich geht; es gilt das Opfer also dem Herrn des Feuers. Das Besprengen mit Branntwein spielt bei jedem Thieropfer eine Rolle. Eine besondere Verwendung findet das Branntweinopfer bei Gelegenheit der Erkrankung eines Burjäten, weil die Krankheit als ein Akt der Rache von Seiten der Götter für das Ausbleiben eines Opfers angesehen wird. Die Verfasser schildern das dabei geübte Verfahren folgendermaßen: der Kranke setzt sich an den Herd und stülpt sich eine Mütze auf den Kopf; vor ihm steht ein Gefäß mit Milchbranntwein und ein hölzerner Trinkbecher; der Schamane mit bedecktem Haupte, die Peitsche und die Schellen in der linken Hand, stellt sich rechts am Herde auf, zündet Fichtenrinde oder andere stark riechende Stoffe an und beräuchert damit den Kranken, den Branntwein und die Schale. Jetzt gießt der Kranke den Branntwein in die Schale und reicht diese dem Schamanen; dieser spricht ein Gebet zu dem Gott, der nach seiner Meinung das Opfer verlangte, trägt der Gottheit die Bitte des Kranken um Genesung vor und schleudert dreimal etwas Branntwein aus der Schale an die Decke der Jurte. Das vierte Mal spritzt er den Branntwein in den Winkel der Jurte, wo der Ongon des Iltisherrn (Cholongon-ezhin) hängt; die fünfte, volle Schale wird dem Schamanen gereicht, welcher sie nach Verspritzung einiger Tropfen entweder selbst leert oder einem der Anwesenden zum Leeren giebt; die sechste Schale trinkt der Kranke oder einer der Verwandten; die siebente bekommt der Schamane gleichsam zum Lohn.

2. Bänder und Tabak sind gleichfalls Opfergaben. Der Ongon und alle Geräthe der Schamanen werden reichlich mit Bändern geschmückt; an die heiligen Bäume werden buntfarbige Bänder, weiße, blaue oder rothe, gehängt. Tabak wird als Opfergabe in die Kästchen oder Säcke gethan, in welchen man die Ongone aufbewahrt; mit demselben werden heilige Plätze, auch Paßübergänge im Gebirge bestreut.

3. Das Opfer, welches eine Person oder eine Familie bringt, heißt Kyryl; der Zweck ist, eine erzürnte Gottheit, welche Krankheit oder Unglück sendet, günstig zu stimmen. Geopfert werden verschiedene Thiere: Stuten oder Hengste, Kühe, Schafböcke, Ziegen, selten Fische. Das Opferthier muß je dem Gotte entsprechende Eigenschaften haben, die Auswahl steht dem Schamanen zu. Unter freiem Himmel vor der Jurte oder in einiger Entfernung davon wird geopfert. Die Anwesenden sitzen; der Schamane beräuchert die Personen und die Opfergeräthschaften, bringt ein Branntweinopfer und spricht ein Gebet. Nun wird das Opferthier getödtet, ihm das Fell abgezogen, das Fleisch zerschnitten und in einen Kessel geworfen; die Alten und die Schamanen trinken dazu Branntwein. Ist das Fleisch gekocht, so werden die Knochen herausgenommen, gesammelt und aufs Feuer

gelegt. Dann nimmt man eine junge Birke und bindet die mit Stroh gefüllte Haut des Opferthieres an dieselbe. Jetzt folgt die eigentliche Beschwörung von Seiten des Schamanen. Schließlich wird das gekochte Fleisch gegessen und nur ein ganz kleiner Theil verbrannt. Die Anwesenden betreten noch einmal die Jurte, Branntwein wird verspritzt und damit ist die Ceremonie des Kyryk beendigt.

4. Ein Opfer, an welchem sich ein ganzes Dorf oder ein ganzer Stamm betheiligt, heißt Taylagan. Auf eine eingehende Beschreibung desselben, welche die Verfasser liefern, muß hier verzichtet werden. Im Wesentlichen ist das Verfahren das gleiche, wie beim Kyryk, nur betheiligen sich hier viele Personen und es werden mehrere Thiere geopfert. Auffallend ist, daß alle Frauen fern bleiben müssen; nur die Männer, Mädchen und Kinder beiderlei Geschlechts dürfen zugegen sein. Die Zahl der Opferthiere kann sehr groß sein, oft sind es 20 bis 30 Pferde und 100 Schafe. Es sind selbstverständlich nicht alle Opferfeste einander gleich, insofern als je nach den verschiedenen Gottheiten gewisse Eigenthümlichkeiten zu beobachten sind; so ist z. B. das dem Herrn des Feuers geltende Opferfest anders als das, welches dem Schlangengotte gilt.

5. Heiligsprechen der Thiere. Es können den verschiedenen Gottheiten verschiedene Thiere geweiht werden, so dem Uchan-Chat ein Stier, anderen Gottheiten ein Pferd, eine Ziege. Das betreffende Thier wird mit Wasser, dem Thymian und andere Riechmittel beigemengt sind, gewaschen; dann wird der Gottheit ein Branntweinopfer gebracht, das Thier mit Bändern geschmückt und zuletzt in Freiheit gesetzt.

6. Opferfeste, welche zu Ehren sehr hoher Gottheiten begangen werden, heißen Churai-gargacha; solche sind das Fest zu Ehren der Gottheit in Ssatinek, der Gottheit der Insel Olchon, zu Ehren der östlichen und westlichen Tengeri u. a. Auf die Einzelbeschreibung können wir hier nicht eingehen.

Das Bestreben eines jeden Menschen, über die Zukunft etwas zu erfahren, ist so natürlich, daß wir uns nicht darüber wundern dürfen, auch bei den Burjäten die Neigung dazu zu finden. Zum Prophezeien und Wahrsagen werden von den Burjäten sehr verschiedene Gegenstände benutzt, der Bogen, das Schulterblatt der Thiere, Zinn, Wasser. Am allerverbreitetsten ist das Prophezeien aus den Rissen eines gebrannten Schulterblattes.

Beim Wahrsagen mittels eines Bogens wird aus dem Tone, welchen die mit größerer oder geringerer Kraft angespannte Sehne von sich giebt, die Zukunft verkündigt.

Bei Gelegenheit eines dem Wassergotte dargebrachten Opfers wird in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, in welcher ein Pferdehaar liegt, geschmolzenes Zinn gegossen und aus der Form des erkaltenden Metalles die Zukunft verkündigt.

In ein Gefäß, welches Wasser oder Branntwein enthält, werden einige Stückchen Pflanzenmark (von einer Saussurea) geworfen: das eine Stückchen bedeutet den Hausherrn, d. h. diejenige Person, welche die Zukunft erfahren will, die anderen Stückchen bedeuten die Schamanen. Derjenige Schamane, dessen Stückchen sich mit dem des Hausherrn vereinigt, muß zum Abhalten des Opfers aufgefordert werden.

Das Verfahren, aus den Rissen des gebrannten Schulterblattes eines Schafes zu prophezeien, ist sehr verbreitet. Die Erklärungen der Schamanen über die Bedeutung der verschiedenen Risse und Sprünge sind meist gleichlautend: zwei große einander parallel laufende Längsrisse werden als der Weg des Lebens und der des Todes bezeichnet; die Prophezeihung knüpft an das Verhältniß der Länge beider Linien zu einander und an ihre Richtung an; ist die Lebenslinie länger als die Todeslinie, so ist die Prophezeihung günstig, weicht die Lebenslinie ab, so droht dem Menschen baldiger Tod; das Auftreten mehrerer Risse baldige Freude, Gunst des Himmels, eine bevorstehende Reise, die Nothwendigkeit, eine bestimmte Handlung vorzunehmen u. s. w.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 29. September starb zu Berlin Geheimerath Prof. Dr. W. Koner im 71. Lebensjahre, in der geographischen Welt allgemein bekannt als der langjährige verdiente Herausgeber der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" und deren Fortsetzung, der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", welche beide unter den zahlreichen geographischen periodischen Veröffentlichungen in vorderster Reihe standen und stehen.

— Topinard giebt in der „Revue d'Anthropologie" die Resultate der genauen Messungen an den Schädeln aus den Dolmens von Lozère. Die dortigen Menschen waren danach nicht so ausgeprägt dolichocephal, wie die Höhlenbewohner Frankreichs, sondern bereits mesaticephal, und auch weniger leptorhinisch. Topinard sucht in ihnen bereits die ersten Resultate der Mischung der alten höhlenbewohnenden Dolichocephalen mit den am Ende der Renthierperiode eindringenden Brachycephalen, deren direkteste Nachkommen heute in der Auvergne und der Lozère wohnen.

— In London findet demnächst auf Anregung der Miß Mary Brown eine Ausstellung von allen möglichen Gegenständen statt, welche sich auf die Entdeckung Amerikas durch die isländischen Normannen beziehen. Unter anderen wird die vollständige Nachbildung eines Wikinger-Saales vorgeführt werden, möglichst mit echter Einrichtung, echten Waffen und Geräthen, ebenso getreue Nachbildungen der in Norwegen gefundenen Wikingerschiffe 2c.

— Die dänische Regierung hat in dem Finanzgesetz für 1888/89, welches dem jetzt versammelten Reichstage vorgelegt worden ist, die außerordentliche Bewilligung von 68000 Kronen zur Vermessung und Untersuchung der isländischen Gewässer beantragt. In den Motiven wird darauf hingewiesen, daß seit dem Jahre 1848, wo der Krieg eine in Vorbereitung begriffene Expedition nach Island zu dem erwähnten Zweck verhinderte, von dem isländischen Althinge schon zweimal diesbezügliche Anträge gestellt worden sind. Große und für den Verkehr wichtige Fjorde, heißt es in den Motiven weiter, liegen unvermessen und sind so unbekannt, daß aus diesem Grunde jährlich mehrere Schiffsverluste stattfinden, sowie auch auf vielen Stellen das Anlaufen der Küste in unsichtigem Wetter wegen mangelnder Kenntniß der umgebenden Meerestiefen unmöglich gemacht wird. Außer dieser sehr nöthigen Vermessung wird auch beabsichtigt, eine Vermessung und Untersuchung der die Insel umgebenden Fischgründe vorzunehmen, die jetzt um so größere Bedeutung für den Staat haben, als das Interesse für die Fischerei bei Island in den letzten Jahren in hohem Grade rege geworden ist, dieses aber der Unterstützung und Anleitung seitens des Staates bedarf, damit diese einträgliche Fischerei, deren ganzer

Ertrag bisher nur fremden Nationen zugefallen ist, auch der dänischen Rhederei zu Gute kommen kann. Außerdem muß man sich auch des großen Interesses erinnern, welches diese Untersuchungen in wissenschaftlicher Richtung haben werden, nicht nur bezüglich der Tiefenverhältnisse, sondern auch in zoologischer und meteorologischer Hinsicht, Arbeiten, welche Norwegen in seinen angrenzenden Gewässern vor mehreren Jahren schon ausgeführt hat. Diese Untersuchungen sollen alljährlich in den Monaten Mai bis August stattfinden, und man hofft dieselben im Laufe von fünf bis sechs Jahren vollenden zu können.

Asien.

— Der Konsul der Vereinigten Staaten in Jerusalem, Herr N. Gillmann, theilt dem „American Naturalist" mit, daß er in unmittelbarster Nähe der Kirche des heiligen Grabes ein uraltes Grab aufgedeckt habe, welches nach den Grabbeigaben kanaanitisch oder jebusitisch, jedenfalls vorjüdisch sein muß. Die Kirche steht somit auf einem altheidnischen Begräbnißplatze und es wird dadurch noch unwahrscheinlicher, daß sie die richtige Stelle des Grabes Christi bezeichnet; ein frommer Jude hätte zur Zeit des Beginnes unserer Aera gewiß nicht einen solchen Ort zur Anlage eines Familiengrabes gewählt. Gillmann verspricht übrigens, demnächst noch eine Anzahl durchschlagender Beweise dafür zu bringen, daß das wahre heilige Grab sich vor dem Damaskusthore und zwar an dem Hügel, welcher die Höhle des Jeremias enthält, befunden habe.

— In Petermann's Mittheilungen (1887, VIII) ist eine Uebersetzung von A. M. Konschin's „Geologischem Ueberblick Transkaspiens" veröffentlicht, welche für die Frage des alten Oxusbettes von entscheidender Wichtigkeit ist und dieselbe endgültig zu beseitigen scheint. Weder der Ungus (zwischen Tschardschui am Amu und Bala-ischem am Usboi), noch der Usboi selbst haben nach Konschin's Untersuchungen je dem Amu (Oxus) zum Bette gedient; beide sind vielmehr durchaus marinen Ursprunges, entstanden in Folge der allmählichen Austrocknung eines Meeres, welches einst die Wüste Karakum bedeckte, Aral-See und Kaspisches Meer mit einander verband und umfaßte und durch Hebung des Bodens und Einfluß polarer Winde in (geologisch gesprochen) junger Zeit verschwand. Den Beweis für dessen Existenz liefern ganze Kolonien von Vertretern der aralo-kaspischen Molluskenfauna im Sande, die Existenz von Uferwällen, Spuren von Meeresbrandung an den beiden Balkan-Gebirgen ꝛc. Wasser ist allerdings einmal durch den Usboi geflossen, aber es geschah das in vorhistorischer Zeit, und es ist Meerwasser gewesen, welches aus dem, einen weit größeren Umfang als jetzt besitzenden Aral-See — derselbe überfluthete damals noch die Gegend der Sarykamysch-Seen — dem Kaspischen Meere zuströmte. Mit diesem Nachweise wird auch das Projekt einer Ableitung des Amu-darja in den Usboi endgültig beseitigt.

— An die Spitze der Verwaltung aller ostasiatischen Gebiete Frankreichs wird nächstens ein Generalgouverneur gestellt werden; unter demselben verwaltet ein „Lieutenantgouverneur" Cochinchina, je ein „Generalresident" Kambodscha und Tongking und ein „Oberresident" Annam. Der Generalgouverneur wird eine Art von Ministerium zur Seite haben, bestehend aus den Direktoren der allen vier Gebieten gemeinsamen Verwaltungsfächer. Der Kolonialrath von Cochinchina verliert seine bisherige Selbständigkeit, und seine Beschlüsse werden von der Genehmigung des Marineministers abhängig.

Afrika.

— Am 24. September kam bei Dr. Felkin in London ein aus Wadelai, 17. April, datirter Brief Emin Pascha's an, worin derselbe schreibt, selbst wenn Stanley dort ankomme, werde er nicht mit demselben zurückkehren. Er habe 12 Jahre ausgeharrt, und würde es für das größte Unrecht ansehen, seinen Posten zu verlassen. Er wolle Gordon's Werk fortsetzen und dort die möglichste Civilisation einführen. Früher oder später müßten auch jene Länder in den Kreis des Fortschrittes gezogen werden, und er bleibe unbedingt so lange an seinem Platze. Das einzige, was England zu thun brauche, sei der Abschluß eines Vertrages mit Uganda und Unyoro, um eine sichere Straße nach der Küste zu eröffnen, welche nicht von der Laune irgend eines kindischen Königs oder von irgend einem Araber-Chef abhinge. Wadelai sei durch Grasbrand ganz zerstört worden, allein mit Hilfe eines benachbarten Negerfürsten habe er Wadelai wieder schöner als früher aufgebaut. Nur unter den größten Anstrengungen retteten sie Waffen und Munition. Im Februar brachen durch einen Sturm Brände in fast jeder Station aus. Ihr Leben, führt der Brief weiter aus, spinne sich jetzt regelmäßig wie früher ab. Sie säen, ernten, spinnen, bessern die Dampfer aus und bauen einige neue Boote. Er, Emin, occupire alle ihm von Gordon anvertrauten Stationen, und er wiederhole, er würde es für schmählich halten, dieselben aufzugeben und zu verlassen, wenn die Entsatz-Expedition ankomme. Er und sein Volk hätten böse Zeiten durchgemacht, aber sie seien mit Ausnahme der Aegypter gute tapfere Menschen. Ein Fremder, erklärt Emin, könne nur schwer sein Werk fortsetzen, und er werde daher keineswegs desertiren. England solle bloß für eine sichere Straße nach der Küste sorgen, mehr brauche weder er noch sein Volk.

— Der Sultan von Zanzibar soll die ihm durch den deutsch-britischen Vertrag überlassene Festlandsküste, soweit dieselbe innerhalb der deutschen Interessensphäre liegt, auf fünf Jahre an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft verpachtet haben, wodurch er in den Bezug von „erheblichen sicheren Einnahmen" gelangt.

— Dr. Hans Meyer aus Leipzig, welcher, wie wir bereits früher mittheilten, Deutsch-Ostafrika bereist, hat als der erste den höchsten der beiden Gipfel des Kilimandscharo, den nahezu 6000 m hohen Kibo, bis zum Rande seines Kraters erstiegen. H. H. Johnston, welcher 1884 behufs naturwissenschaftlicher Sammlungen längere Zeit auf dem Gebirge verweilte und zweimal dessen Ersteigung versuchte, konnte nicht bis zur Spitze gelangen, sondern mußte in einer Höhe von 4973 m wieder umkehren. Dr. Meyer wird im Oktober in Deutschland zurückerwartet.

— Ende September haben sich Dr. Zintgraff und Lieutenant Zeuner in Hamburg nach Kamerun eingeschifft, wo ersterer ethnographische und astronomische, letzterer zoologische und meteorologische Beobachtungen anstellen wird. Daneben aber sollen sie den praktischen Zweck verfolgen, die Neger des Inneren an den Verkehr mit Weißen zu gewöhnen und sie dahin zu bringen zu suchen, daß sie mit Vermeidung der den Zwischenhandel monopolisirenden Küstenstämme selbst zum Tauschgeschäft an die Küste kommen. Um die nicht gerade leichten Verhandlungen mit Nachdruck zu führen, nehmen die beiden Reisenden ein reich ausgestattetes Lager sorgfältig ausgewählter Tauschartikel und von Kamerun aus 50 bewaffnete Träger mit sich.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine Erforschungsexpedition unter Leitung von George Hunter und Harding, welche der britische Specialkommissar von Neu-Guinea, John Douglas, ausgerüstet hatte, ist am 15. Juli d. J. wieder in Port Moresby eingetroffen. Die Reisenden verfolgten den östlichen Arm des in 10° südl. Br. und 147° 40′ östl. v. Gr. mündenden

Kemp Welch River und erstiegen das 5000 bis 6000 Fuß hohe Hauptgebirge zwischen Mount Obree in 9° 30′ südl. Br. und 148° östl. v. Gr. und Mount Brown in 9° 45′ südl. Br. und 148° 18′ östl. v. Gr. Sie entdeckten jenseits dieses Gebirges vorzügliches Land und brachten werthvolle Sammlungen aus dem Thier- und Pflanzenreiche zurück.

— Die Expedition unter W. R. Cuthbertson und W. Sayer (vergl. oben S. 94) hat am 20. Juli Port Moresby verlassen. Der vorerwähnte Mr. George Hunter begleitet dieselbe, und der Specialkommissar, Mr. John Douglas, hat die nöthigen Pferde für den Transport geliefert. Der Reiseplan ist der vorgerückten Jahreszeit wegen dahin geändert worden, daß nicht Mount Owen Stanley, sondern der 10240 Fuß (3120 m) hohe Mount Obree bestiegen werden soll.

— Die katholischen Missionare, welche seit ungefähr zwei Jahren auf Yule Island in 8° 48′ südl. Br. und 146° 28′ südl. Br. stationirt sind, leisten auch der Erforschung von Neu-Guinea gute Dienste. Sie haben festgestellt, daß die frühere vom Kapitän Runcee entdeckten Flüsse Ethel und Helida, welche an der gegenüberliegenden Küste von Neu-Guinea in 8° 45′ südl. Br. und 146° 33′ östl. v. Gr. münden, nur unbedeutende Wasserläufe sind. Ein neuer Fluß, den sie Sanct Joseph benannten, wurde von ihnen aufgefunden. Er kommt vom Fuße des 3062 m hohen Mount Yule in 8° 15′ südl. Br. und 146° 40′ östl. v. Gr. her und verläuft von dort in südlicher Richtung. Das Land zu seinen beiden Seiten ist außerordentlich fruchtbar und von friedliebenden Eingeborenen dicht bevölkert. Die Missionare besuchten 15 Dörfer, unter denen einige einen bedeutenden Umfang hatten und über 2000 Bewohner zählten. Sie beabsichtigen, 32 km den Fluß hinauf eine Station zu errichten und wollen unter Begleitung des Dr. Edenfeldt noch vor Beginn der nassen Jahreszeit versuchen, den Mount Yule zu ersteigen.

Nordamerika.

— Die Existenz einiger submariner Thäler an der Küste von Californien ist durch die neuesten Untersuchungen der Coast Survey genauer festgestellt worden. Nach einer Mittheilung von Geo. Davidson im „Bulletin of the California Academy of Science“ haben diese Thäler eine unerwartete praktische Wichtigkeit gewonnen. Die Küste von Californien ist nämlich so gleichmäßig gebildet, daß die Küstenfahrer im Nebel sich vermittels des Lothes orientiren. Ein Plateau, im Großen und Ganzen innerhalb der Hundertfadenlinie bleibend, begleitet die Küste in einer Breite von 40 bis 50 Miles und stürzt dann jäh zu 2000 bis 2400 Faden ab. So lange also die Hundertfadenleine noch keinen Grund findet, ist das Schiff weit genug draußen, um seinen Kurs ruhig fortzusetzen. Im vorigen Jahre scheiterte aber ein nach Port Humboldt bestimmter Dampfer trotz dieser Vorsicht; er befand sich eben im Gebiete eines der submarinen Thäler, welche mit ganz bedeutenden Tiefen und steilen Gehängen bis dicht an die felsige Küste herantreten. Verschiedene setzen sich ins Land hinein fort; eines derselben bildet die prächtige Bucht von Monterey und läuft in das Thal des Rio Salinas aus, ein anderes bildet den Santa Barbara-Kanal und in seiner weiteren Fortsetzung das Thal von Santa Barbara; mehrere enden aber auch schon vor der Küstenlinie. Die Fauna dieser Thäler ist leider noch nicht genauer untersucht; jedenfalls tritt hier die nordische Tiefseefauna stellenweise bis dicht an die Küste und unter die Fauna der wärmeren südlichen Strömung heran. Ob die Existenz der Thäler auf eine positive Niveauveränderung deutet, müssen genauere Untersuchungen feststellen.

— Die geographische Breite des californischen Lick Observatory beträgt nach den seitherigen Sternbeobachtungen 37° 20′ 24,9″. Die Triangulation der Coast Survey hatte 0,4″ weniger ergeben. Der wahrscheinliche Fehler beträgt ± 0,10″.

— Der Konsul der Vereinigten Staaten in Merida, Mr. E. H. Thomson, hat nach einer Mittheilung des „American Naturalist“ in den Ruinenstädten Yucatans eine interessante Beobachtung gemacht. Bei seinen Forschungen in dem von Europäern noch nie, von Indianern nur selten besuchten Labna fand er nämlich in weitem Umkreise um die Hauptruinen überall im Walde zerstreut kleine Trümmerhäuschen auf rechtwinkeligen festen Terrassen, offenbar die Ruinen ehemaliger Wohnungen, die, aus Luftziegeln erbaut, bis auf ihre Fundamente verschwunden sind. Damit verliert die Ansicht, daß die großen Ruinen Ueberreste gemeinschaftlicher Wohnungen, analog denen der Pueblosindianer, seien, bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Herr Thomson erhofft von seinen Nachforschungen, welche er im Interesse des amerikanischen Nationalmuseums fortsetzt, bedeutende Resultate, da in dem abgelegenen Labna viel weniger zerstört und verschleppt worden ist, als in den anderen leichter zugänglichen Städten.

Südamerika.

— Der französische Reisende de Brettes, welcher bereits im April 1885 den südlichen Gran Chaco bereist und dort einen großen, bisher unbekannten Salzsee entdeckt hat, erhielt vom französischen Unterrichtsministerium eine Mission nach derselben Gegend und traf Ende Juli 1886 in Montevideo ein, wo der Ingenieur de Boiviers, welcher die hydrographischen Arbeiten übernehmen sollte, zu ihm stieß. Aber die von der Regierung der Argentinischen Republik zugesagte Unterstützung resp. Eskorte blieb aus; die Reisenden befuhren also zunächst den Parana und Paraguay bis Asuncion und berichtigten die Karte beider Flüsse. In Folge des Ausbruches der Cholera wurde der Hafen von Asuncion geschlossen und sie drei Monate daselbst festgehalten; sie benutzten diese Zeit, um die Lagune Ypacaray aufzunehmen und auszulothen, eine Arbeit, welche vor Jahren von den Ingenieuren Walpy und Hurell begonnen, aber 1864 durch den Krieg unterbrochen wurde. Die Reisenden wollen nun in der Umgebung von Villa Concepcion eine Indianereskorte anwerben und mit derselben auf eigene Hand den Gran Chaco zu kreuzen und Tarija in Bolivien zu erreichen versuchen.

— Die Regierung des argentinischen Staates Córdoba hat Ende März d. J. auf Veranlassung des Professors O. Döring die Mittel zur Errichtung eines Netzes von meteorologischen Stationen, 40 an der Zahl, bewilligt.

Berichtigungen:

In Nr. 8 des laufenden Bandes lies:

S. 123, Spalte 1, Zeile 15 v. u. Spaniern (statt Chamirn).
S. 126, Spalte 1, Zeile 13 Diatribe (statt Diatrite).
S. 126, Spalte 2, Zeile 29 depositadas (statt depositados).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Obock.

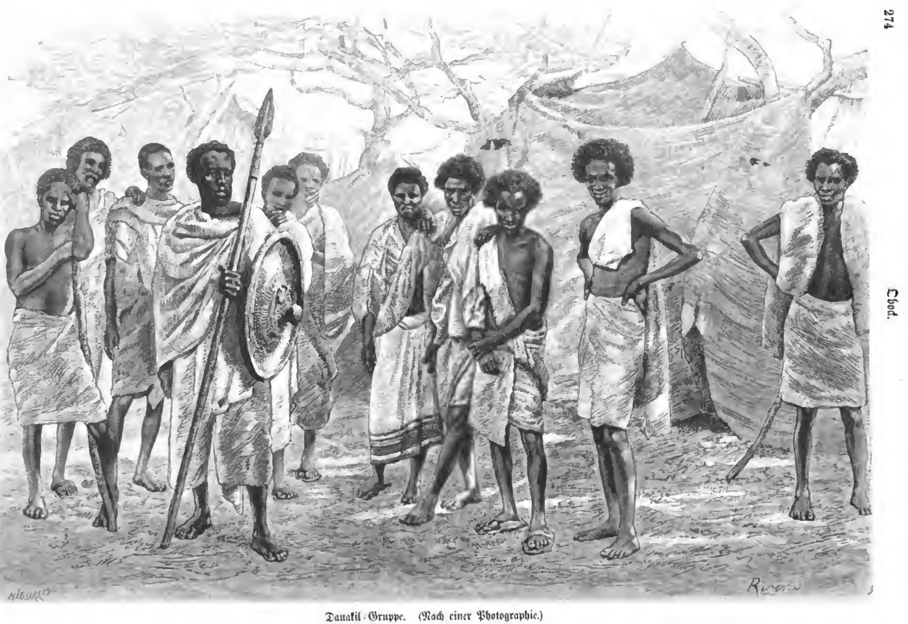
(Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.)

Als Hr. Marcel Dieulafoy dem Director der französischen Museen de Ronchaud von seiner Mission nach Persien (vgl. „Globus", Bd. 44 bis 49) Bericht abstattete, erwähnte er auch des Eindruckes, welchen die unbestreitbar antiken Schutthügel von Susa auf ihn gemacht hatten, der Versuche der Engländer, dort nachzugraben, und des Interesses, welches Nachforschungen daselbst haben müßten. Dies gab den Anstoß zur Ausrüstung einer neuen Expedition, zu welcher das Ehepaar Dieulafoy bestimmt wurde, und wozu ihm 31 000 Franken aus Ersparungen der Museen ausgeworfen wurden. Der Unterrichtsminister steuerte seinerseits 10 000 Franken bei, der Kriegsminister lieh Waffen, Zelte und Pferdegeschirre, der Marineminister übernahm den Transport der Expedition bis Aden, und die Directoren der École des Ponts et Chaussées und der École normale wählten jeder einen ihrer Zöglinge aus und stellten ihn unter Dieulafoy's Befehl. Soweit war alles in Ordnung; aber als M. de Ronchaud bei der persischen Regierung officiell um einen Firman, der die Nachgrabungen gestattete, nachsuchte, wurde derselbe rundweg abgeschlagen. Da wandte sich Dieulafoy an seinen alten Freund Dr. Tholozan, den vertrauten Leibarzt des Schah, welchem er schon während seiner ersten persischen Reise so viel zu danken gehabt hatte; dieser stellte dem Schah vor, welches günstige Licht die Gestattung der Ausgrabungen auf seine Liebe zu den Wissenschaften werfen würde, und hatte schließlich Erfolg. Die persische Regierung erhob zwar noch einige Einwendungen wegen der räuberischen Stämme in Arabistan und des dort herrschenden Fanatismus, machte Vorbehalte hinsichtlich des Grabes des Daniel und forderte einerseits eine Theilung der auszugrabenden Objekte, andererseits die sämmtlichen Edelmetallsachen für sich, aber gab schließlich ihre Einwilligung zu den gewünschten Ausgrabungen. Da die betreffenden Firmane nicht vor Ablauf von zwei Monaten abgefaßt und abgeschickt werden und in Paris ankommen konnten, so kam man überein, daß sie nach Buschir gesandt werden sollten, wo Dieulafoy sich etwas aufzuhalten beabsichtigte.

In Toulon stießen noch zwei Algerier mohammedanischen Glaubens, beides ehemalige Turkos, der eine eine Art Schreiber, der andere ein ehemaliger Polizist, zu der Expedition, welche sich am 17. December 1884 an Bord des großen Transportschiffes „Tonkin", das Munition für das chinesische Geschwader geladen hatte, einschiffte.

Die Fahrt ging über Philippeville, durch den Suez-Kanal und das rothe Meer, bei Perim vorbei nach Obock, wo das Schiff Kohlen und Proviant einzunehmen hatte. Als es sich dem Vorgebirge Ras Bir näherte, zeigten sich am Horizonte Berge, die von Nordost nach Südwest ziehen und dann zwischen Obock und Tadschura nach Süden umbiegen; am Fuße dieser vulkanischen Kette erstreckt sich ein madreporisches Plateau, das in ziemlich hohen Steilklippen zum Meere abfällt, und das Gebiet von Obock bildet. Im Jahre 1862 wurde dasselbe vom Kommandanten Fleuriot de Langle eingeborenen Häuptlingen abgekauft und mit 10 000 Maria-Theresia-Thalern bezahlt; seine Oberfläche beträgt etwa 25 Wegstunden im Quadrat.

Beim ersten Anblick zeigt sich zunächst der Soleillet-Thurm, dann einige knorrige Bäume, eine Senkung mit unansehnlichen Rhizophoren, welche dem Bette eines ausgetrockneten Gießbaches entspricht, schließlich ein Haus, welches der Kohlencompagnie gehört, ein im Bau begriffenes



Danakil-Gruppe. (Nach einer Photographie.)

Hospital und einige Seemeilen davon entfernt ein Haufen Kohlen, welcher unter freiem Himmel lagert. Der Hafen wird von einer doppelten Reihe von Riffen eingefaßt, die von Ras Bir und von Kap Obock ausgehen. Eine Korallenbank im Südosten der Bai theilt ihn in zwei Becken, welche durch einen Kanal mit einander zusammenhängen. Wäre letzterer nicht gewunden und mit Klippen besetzt, so könnte der Ankerplatz für ausgezeichnet gelten, da er, ausgenommen gegen schwere See von Nordosten, überall hin geschützt ist. Vorsichtig fährt der „Tonkin“ auf die Bojen zu, bei denen der „Brandon“, das Stationsschiff der Kolonie, liegt und wirft in mehr als einer Seemeile Entfernung vom Lande Anker. Von sonstigen Schiffen sind nur der ganz kleine Regierungsdampfer „Pingouin“, eine mit Kohlen beladene Schute und zwei bis drei Barken von Eingeborenen in diesem sonderbaren Meereshafen zu sehen. Inzwischen hat der „Tonkin“ seine Signale gegeben; langsam antwortet ihm der Semaphor des Soleillet-Thurmes, und eine Stunde später laufen ein paar schwarze Eingeborene zum Strande, waten bis an das Knie ins Wasser und klettern auf die Kohlenschute. Dann erscheinen drei ganz weiß gekleidete Europäer, entledigen sich ihrer Schuhe, streifen die Hosen hinauf und waten etwa 20 Minuten im Wasser, ehe sie ein paar Kähne erreichen, die zwar nur zwei Fuß tief gehen, aber immer noch zu groß sind, um sich dem Lande mehr nähern zu können.

Mit der Kohlenschute und den Europäern, welche die Behörden der Kolonie Obock darstellen, fanden sich auch Fischer ein, deren einer von den Reisenden in Dienst genommen wurde, um sie dem Lande so nahe als möglich zu



Ansicht von Obock. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

schaffen, und das war noch etwa eine viertel Seemeile. Den Schirm in der Hand, die Schuhe über der Schulter, sprangen die Männer lustig ins Wasser, das freilich fast heiß zu nennen war, während sich Madame Dieulafoy durch den Fischer an das Land tragen ließ. Eine Eingeborenenhütte — vielleicht versieht sie auch Dienste als Zollstation — bezeichnet den Landeplatz, von wo aus ein sandiger Pfad und daneben eine schmalspurige Eisenbahn, auf welcher man wahrscheinlich „Goldstaub und Elephantenzähne“ zu transportiren hoffte, sich landeinwärts ziehen. Links bleiben die früher erwähnten Rhizophoren; dann erreicht man den Klippenabfall, an dessen Fuße im Schatten baumartiger Tamarisken und knorriger Mimosen mit feinem spärlichem Laube etwa dreißig Hütten liegen. Dieselben sind mit Stoffen aus Ziegenhaar bedeckt oder bestehen einfach aus Palmblattmatten, die an den größten Aesten aufgehängt sind. Ringsherum liegen sehr kleine magere Kühe, Ziegen und stattliche weiße Schafe mit schwarzem Kopfe. Was die Tracht der Bewohner anlangt, so begnügen sich die Männer mit einem Schurze um die Lenden, während nur ein paar Wohlhabendere eine Toga von weißem Calicot hinzufügen. Mehr Kleidung tragen die älteren Frauen, indem sie sich ganz in Leinwand wickeln, dabei aber Schultern und Arme nackt lassen. Auf dem Kopfe, dessen Wollhaar einige Coquetten in Zöpfe zu flechten sich bemühen, sitzt ein Stück Baumwollenzeug in Gestalt einer mehr oder weniger phantastischen Kappe. Silberne Armspangen und Halsbänder aus Perlen vollenden ihre Kleidung. Die Kinder aber tragen nichts als ein Amulet um den Hals.

Die Danakil sind von schwarzer Hautfarbe, wohlge-

wachsen, aber von mageren Formen; sie sind gewandte Jäger, geschickte Fischer, laufen sehr schnell und verbinden mit diesen Vorzügen eine Grausamkeit und Hinterlist, deren sie selbst sich vor allem rühmen. Einen Feind von hinten zu treffen, gilt bei ihnen für lobenswerth; ihn niederzumetzeln, verleiht Ruhm. Die Tödtung eines gewöhnlichen Feindes verleiht das Recht, ein volles Jahr hindurch eine schwarze Feder im Haare zu tragen; wer einen Löwen oder einen Weißen erlegt — diese Gleichstellung sollte für letzteren höchst schmeichelhaft sein — darf zehn Jahre lang eine weiße Feder tragen. Diese blutigen Sitten passen so gut zu dem Charakter des Volkes, daß ein Mann kein Weib zur Ehe findet, wenn er nicht seine Würdigkeit durch Erlegung eines Mitmenschen dargethan hat. Vorsichtige Familien sollen sogar alte schwache Neger kaufen und sie ihren Kindern zum Tödten überlassen, welche auf diese Weise schon im jugendlichen Alter dem grausamen Stammesgesetze Genüge leisten und sich die schwarze Feder erwerben können.

Die Ehre, mit dem Löwen auf gleiche Stufe gestellt zu werden, machte die drei damals (Ende 1884) in Obock ansässigen Europäer sehr vorsichtig. Im vorhergehenden Jahre wagten sie sich niemals unbewaffnet von einem ihrer Häuser, die kaum 40 m von einander entfernt waren, zum anderen. Wurde doch einer der ältesten Ansiedler, Arnous, über welchen sich die Danakil angeblich zu beklagen hatten, auf der Schwelle der Faktorei selbst getroffen. Noch heute herrscht solche Unsicherheit in Obock, daß der Gouverneur sich allabendlich an Bord des „Pingouin" begiebt, um dort zu schlafen, während der Wachtposten bei Anbruch der Nacht die Zugbrücke aufzieht und sich möglichst verschanzt.



Frauen von Obock. (Nach einer Photographie.)

Nachdem man den aus Korallenkalk bestehenden Klippenrand erstiegen hat, erreicht man die Faktorei: innerhalb der Umfassungsmauern stehen zwei Gebäude, das eine zur Wohnung des Gouverneurs bestimmt, das andere zur Kaserne für zwanzig, unter dem Befehle eines Sergenten stehende Soldaten. Dann folgt die Concession Menier, wo man einen Gemüsegarten mit drei Kohlköpfen und einem Dutzend Salatstauden bewundern kann, und weiterhin das Hospital, ein großes Gebäude aus Madreporenkalk mit großer Terrasse.

Vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, kann Obock einmal eine werthvolle Kolonie werden; es ist eine Kohlenstation, wo die französischen Schiffe sich mit Heizmaterial versehen können, falls ihnen Aden verschlossen ist. Selbst den Fall gesetzt, daß der Suez-Kanal frei wäre, könnte England die Enge Bab-el-Mandeb durch Perim schließen und dadurch die französische Marine zwingen, wieder den Weg um das Kap der guten Hoffnung herum einzuschlagen. Aber auch für Friedenszeiten hofft man sich durch Obock von den englischen Kohlen- und Transportschiffen los zu machen; aber einstweilen ist man noch nicht so weit. Heute kostet Obock alljährlich mehr als 400000 Franken und bezieht, was französische Waaren anlangt, Kohlen, welche direkt von Cardif kommen, und zwar in Schiffen, die in England erbaut und in Swansea beladen worden sind und die nichts Französisches an sich haben, als die Flagge, die Bemannung und einen Anlegehafen, wo sie von Zeit zu Zeit rasten, um sich die Schiffahrtsprämie zu verdienen. Und dabei kosten dieselben Kohlen in Aden 20 Franken weniger als in Obock und werden in ersterem Hafen fünfmal schneller an Bord geschafft, als in letzterem.



Danakil-Familie in Obock. (Nach einer Photographie.)

Nun befördern zwar Kolonien im Allgemeinen nicht bloß den Kohlenhandel, sondern auch Ackerbau, Industrie und Handel. Aber wie kann von Ackerbau die Rede sein in einem Lande, welches nur Gießbachbetten ohne Wasser, Felsen ohne Humus, eine Atmosphäre ohne Wolken und eine unerbittlich herabglühende Sonne besitzt? So bleibt also der Handel mit den Hinterländern, mit Schoa und Abessinien, die Karawanen mit ihrem Golde, Elfenbein und Getreide. Leider aber ist die commercielle Zukunft von Obock ebenso trübe, wie die landwirthschaftliche, denn eine schwer zugängliche Bergkette trennt die Kolonie von den nach Abessinien führenden Karawanenstraßen und sperrt dem Hawasch, der sonst vielleicht hätte befahren werden können, den Zutritt zum Meere; das mehrere Tagereisen südlicher gelegene Tadschura ist in dieser Hinsicht mehr bevorzugt.

Wie es heißt, unterhält Frankreich mit König Menelek von Schoa, dem Vasallen des Königs Johannes von Abessinien, die besten Beziehungen: aber sein Land ist weit entfernt. Eine Karawane braucht sechs lange Monate, um sich zu organisiren; der Weg, welcher zwischen Tadschura — nicht Obock — und den schoanischen Grenzen liegt, ist weit und wird von räuberischen Somalistämmen unsicher gemacht. Und worin besteht die Einfuhr nach Schoa? In Salz, Waffen und einigen Toilettenbedürfnissen für die Königin; eine einzige Karawane jährlich würde für alle Erfordernisse in diesen Richtungen genügen. Als Rückfracht können Karawanen Honig, Kaffee, Moschus und Goldstaub, welcher in geringen Mengen in den Flüssen gesammelt wird, aufkaufen, und zwar nur vom Könige selbst, der diesen ganzen Handel monopolisirt. Mit dem Elfenbein ist es seit einigen Jahren nur noch knapp bestellt; der Elephant verschwindet mehr und mehr, und abessinische Stoßzähne, welche von den Indiern besonders gesucht sind, werden in den königlichen Magazinen immer seltener.

Aus allem dem geht hervor, daß Obock keine Station für Karawanen ist. Abessinien genügt sich selbst und wird noch für lange Zeit keine französische Produkte kaufen; Schoa ist aber schwer zugänglich und wird es täglich mehr werden, wenn man fortfährt, den Somali-Häuptlingen in beschämender Weise Tribut zu zahlen, um von ihnen zu erlangen, daß sie sich anscheinend unterwerfen. Warum braucht man für einen Thurm, ein Hospital und zwanzig Strohhütten einen Gouverneur und Bureaukraten. Fünfzig Soldaten unter einem energischen Officier, ein Marinezahlmeister, gut eingerichtete Kohlenlager, eine Landebrücke, einige Bojen u. dergl. würden genügen, um den Eingeborenen Achtung vor der französischen Flagge einzuflößen und im Nothfalle die französische Flotte oder von Süden kommende Schiffe, welche Aden nicht anlaufen wollen, mit Kohlen und Proviant zu versehen.

Ausflüge nach Furnas und der Lagoa do Fogo (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

II. (Schluß.)

Das Wetter scheint hier weniger trübe zu sein, als in Sete Cidades; die Entfernung vom Meere ist weiter und es liegt, namentlich nach Nord und Ost, noch ein höherer zusammenhängender Gebirgscomplex schützend dazwischen. Gleichwohl hatten wir vor Sonnenaufgang stets das Thal voll Wolken, und nachdem sie weg und der Himmel scheinbar klar war, spannte sich doch von Viertelstunde zu Viertelstunde, wenn man auf die Berge stieg, ein Regenbogen unten durchs Thal. Eine Straße führt ziemlich steil den nördlichen Hang hinauf zu einem ausgedehnten Hochland, von dem man den Ocean wieder erblickt. Es ist das übliche Weideland, doch mit mehr Haide als Gras, auch fehlte die Sphagnum-Vegetation fast ganz. Eine riesige Heidelbeere, den Inseln eigenthümlich (Vaccinium cylindraceum), ist hier nicht selten. Große Rinderheerden genug. Furnas hat man jetzt unter sich, man sieht über den Berg weg, der es von der Lagoa abschließt, und gewinnt so einen Ueberblick über die Formation des Gebirges, dessen einzelne Gipfel sich hier über 3000 F. erheben. Es ist hier aber schwerer, mit einiger Sicherheit die vulcanischen Herde herauszurechnen, denn die Kraterränder sind vielfach zerbrochen und eingestürzt, und die Akten dürften selbst über ihre Zahl noch nicht geschlossen sein. Ein Spaziergang galt einer engen und tiefen Schlucht ganz in der Nähe, aus der ein frischer Bach reißend hervordrang. Es ging durch eine wilde Vegetation in die Höhe. Oben war der Weg abgesperrt, eines Unglücksfalles halber; denn um ihn weiter zu verfolgen, ist Schwindelfreiheit nöthig, so schroff stürzt die Wand zur Tiefe ab. Es fehlt also auch nicht an grotesken Partien. Mir, der ich die deutschen Gebirge gewohnt war, wollte auf diesen lockeren Tuffen trotz aller Steilheit das echte Berggefühl allerdings nie recht kommen, denn es wird einem schwer, von dem Postulat des festen Gesteins ganz zu abstrahiren. Kein Wunder, daß gelegentlich beträchtliche Bergrutsche vorkommen. Erst vor ein paar Jahren war ganz in der Nachbarschaft eine Wand niedergebrochen und hatte einen großen Theil eines schönen Parks verschüttet. Hier war es interessant zu beobachten, wie leicht und schnell die Vegetation sich auf das lose Geröll übertragen läßt. Schon waren neue Wege geebnet, und eine ansehnliche Palme war ohne allen Nachtheil mitten in den Schutt verpflanzt worden, von niederen Formen abgesehen. Die Durchfeuchtung des Bodens läßt die Wurzeln nicht absterben. Selbstverständlich galt der Lagoa eine besondere Excursion. Auch hier, am unteren Ende des Sees, zeigt der Rauch Thermen an, der Boden ist heiß und voll Schwefel, und einige Quellen sprudeln heraus, bei hohem Wasserstand allerdings unter dem Seespiegel verschwindend. Am See dieselbe einförmige Vegetation, eine fluthende Bank bildend, die je nach dem Winde auf der oder jener Seite lagert. Der geringe Wechsel spielt sich so gleichförmig ab, daß manchmal eine Uferstrecke dick mit dem gelben Blüthenstaube des Potamogeton bedeckt ist, den man für eine mineralische Bildung genommen hat. Am Abhange des Ufers liegt, ziemlich hoch oben, ein einziges Haus, das mannigfache Schicksale gehabt hat, als Pensionat und dergleichen. Erstaunt aber ist man, am entgegengesetzten oberen Ende mitten in der Einöde eine äußerst luxuriöse Kapelle zu finden, die der Besitzer des Grundes, Sr. José do Canto, errichtet hat. Die ganze kostbare innere Ausstattung, Kronleuchter, Altarschmuck und dergleichen entstammt französischen Kunstwerkstätten. Ein wahres Prachtwerk, aber die Andächtigen fehlen, wenigstens für regelmäßigen Gottesdienst.

Auch hier, in aller Entlegenheit, wächst ein wohlgepflegter Park auf, der sich durch die große Menge exotischer Gehölze auszeichnet. Ein herrlicher Endpunkt für einen weiteren Ausflug einer zusammengereisten Badegesellschaft! Und wie abgeschieden dieser schweizerische Kessel! Die Lagoa hat keinen Abfluß, für die Straße hat man einen Hohlweg ausschachten müssen, und die Ribeira quente entspringt getrennt für sich.

Das Thierleben ist eben so arm, wie in Sete Cidades. Ja die Berge sind wegen des Mangels an Torfmoosen noch ärmer an niederen Thieren. Im Wasser dieselben paar Wesen, nur die Ribeira beherbergt reichlich den Aal, der Gelegenheit hat, wiewohl über steile Klippen und Hänge, zum Meere zu kommen. Auffallend ist es, daß das bewegte, ja das reißende Wasser sogleich reicher belebt ist, ein Strudelwurm ist gemein, und eine Mückenlarve klammert sich an den Steinen an, ganz im Gegensatz zu unseren Stechmücken, die doch im Jugendzustande gerade stagnirenden Sumpf bevorzugen. Die Berge beherbergen sehr zahlreiche wilde Kaninchen, die man früher eingeführt hat. Sie scheinen unverändert, höchstens kann man eine etwas hellere und eine dunklere Varietät unterscheiden, aber es bleibt künftigen Versuchen überlassen, zu entscheiden, ob das Klima sie in so weit beeinflußt hat, wie die von Porto Santo, so daß sie sich mit den festländischen nicht mehr fortpflanzen lassen. Frettchen und Wiesel, ebenfalls importirt, ersteres zur Minderung der Kaninchenplage, bilden das behaarte Raubwild. Am bemerkenswerthesten ist die Beschränkung des einzigen der Insel allein zukommenden Vogels, eines Dompfaffen ohne die lebhaft rothe Brust unseres Männchens (Pyrrhula coccinea s. murina), auf diese Ostgebirge. Die Entstehung reicht wohl weit zurück, was dadurch beglaubigt wird, daß nach Maßgabe der Geologie diese Ostgebirge den ältesten Theil von S. Miguel ausmachen. Auch beherbergen sie noch eine weitere ornithologische Merkwürdigkeit für die Inselbewohner, unseren Buntspecht nämlich. Ein Zufall ist es, daß auch hier die erste Besiedelung durch den Menschen erfolgte, in dem romantischen Thale von Povoação, südöstlich von Furnas, das ich indeß nicht besuchte. Nach einigen Tagen nahmen wir Abschied von dem paradiesischen Erdenfleck und nahmen mit uns die dem Insulaner eingewurzelte Ueberzeugung: Es giebt nur ein Furnas.

Noch gedenke ich eines Gebirgsausfluges, der zu dem einsamsten aller Kraterseen der Insel führte, zur Lagoa do Fogo. Er liegt fast in der Mitte auf dem westlichsten Vorsprunge der bergigen Osthälfte. Ich machte die Tour zu Esel, ein etwas anstrengender Ritt für einen Tag. Anfangs ist es dieselbe Straße nach Furnas, bis zur Praya vor Villa Franca, aber zu Esel ist es doch anders. Man kann mit dem Volke verkehren. Eine alte Bauerfrau mit ihren Enkelinnen (durch eine runde Holzlehne ist das unbequeme Gestell in einen Damensattel verwandelt) schloß sich mir an, und nachdem der Junge durch wuchtige Schläge, die auf die höchst schätzenswerthe Eselhaut niederdonnerten, mein Thier in lebhafte Gangart versetzt hatte, galoppirten wir unter Scherzen um die Wette. Von der Strandpartie bog dann der Weg ab und zum Gebirge hinauf, durch einen langen, drachenschluchtartigen Pfad, der in den Tuff gegraben war, oben gekrönt von der knieholzartigen Erica, frisch grün mit schwarzen Schatten, ein Tag mit voller südlicher Beleuchtung. Mir that allmählich der Esel leid, wegen der anhaltenden Steilheit. Aber als ich bedauernd abstieg und zu Fuß ging, benutzte schnell der Bengel die Pause zum Reiten; geschont wird nicht. Zur Rechten hatten wir wieder eine tiefe Schlucht, die indeß noch nicht so weit ausgehöhlt ist, als die östlicheren hinter Villa Franca. So fällt sie in Terrassen ab, über die ein wohlgefüllter Gebirgsbach, der Abfluß des Sees, in schönsten Cascaden herabschäumt, hübsche Blicke aus der Tiefe. Oben ein einsames Försterhaus, das mich, da ich ein Empfehlungsschreiben mithatte (wohl auch ohne dies) gastlich aufnahm. Freilich mit Proviant muß man sich selbst versorgen, Aepfel und Kaffee wurden freundlichst gespendet. Nun ein Hochwald, aus Pinien und prächtigen Cedern gemischt, und ein zierliches Gebüsch echter Akazien. Nachher biegt man in ein langes Defilé ein und fühlt sich plötzlich im Hochgebirge. Ein schmaler schlechter Pfad über Steine und Hochmoor, nackte und grüne Felsen mit Farn, Gras und Haide, am steilen Hange vereinzelte Kühe. Es ist schwer zu sagen, woher eigentlich der Eindruck des Hochgebirges stammt. Am Forsthause, das doch etwa 1000 F. hoch frei nach der See zu liegt, gedeihen noch ein paar Drachenbäume so gut wie an der Küste. Das Klima kennt nur geringe Höhenunterschiede, die Vegetation dagegen, sich selbst überlassen, desto mehr. Endlich kommt der See, etwa 1600 F. hoch, gleichmäßig von Bergen eingeschlossen. Mein Junge streckte sich auf dem sonnigen Strande aus und überließ mich meinen Untersuchungen. Das Wasser hatte noch weniger Pflanzenwuchs als die früher geschilderten Becken, einige Möwen flogen zwar darüber, aber wohl nur nach kümmerlicher Nahrung, ein paar verhungerte Goldfische lagen am Strande, ein einziger Frosch verkroch sich unter Bimssteingeröll, es gelang mir nicht, trotz vieler Mühe, eines zweiten ansichtig zu werden, ein paar Spinnen und Käfer, aber selbst die Kuhfladen ohne Mistkäfer, gierig von vereinzelten Regenwürmern, einer südlichen Form, aufgesucht. Der Zoologe, der fast überall eine reiche niedere Gesellschaft findet, kann sich kaum vereinsamter fühlen. In der Schlucht, wo dasselbe Wasser des Sees dahineilt, sofort ein saftgrünes Ufer, Würmer und Mosquitolarven und Frösche genug, wenn auch eine kleine Artenzahl, doch eine Masse von Individuen. Wenn irgendwo, hier gilt das Motto: Leben ist Bewegung. Die Entstehung dieses Kraters ist uns gut beglaubigt, sie erfolgte während eines heftigen Ausbruches 1563. Vom 24. Juni an fanden in diesem Theile der Insel Erdbeben statt, die man auch in Terceira gespürt haben soll, und denen bald Aschenregen folgten. Am 1. Juli nahm man zuerst wahr, daß der Gipfel des Trachytdomes des alten Monte Volcão gewichen und daß auf ihm ein Krater im Ausbruch begriffen war. Am 2. Juli brach an den Abhängen ein Lavastrom hervor, der drei Tage lang nach dem Meere abfloß. Die von Erderschütterungen begleiteten Explosionen, welche große Felsblöcke hoch in die Luft und weit fortschleuderten, dauerten bis zum 4. oder 5. Juli fort, aber während 30 Tagen schien die Sonne nur düster durch dichte dem Vulcan entsteigende Wolken. Ungeheure Massen von Asche und Bimsstein wurden emporgeschleudert und in den nächsten Umgebungen so hoch angehäuft, daß die Gebirgsbäche versiechten und erst nach 14 Tagen wieder hervorbrachen. In einer Entfernung von 200 Minuten regnete es Asche und Bimsstein auf ein paar Schiffe; die erstere soll sogar in Portugal niedergefallen sein (Hartung l. c.).

Der Rückweg war prächtig, mit schönen Aussichten, ähnlich wie auf der Höhe nach Furnas zu. Unten im Dorfe, das sich in die Schlucht hinaufzieht (diese von Bananengärten ausgefüllt), begegnete mir ein kurzer Leichenzug. Crucifix und schwarzgoldener Priester voran, auf einem Sargboden (ohne Deckel) lag ein weiblicher Leichnam, von weißem Flor überdeckt. Beim Rückwege, der durch einen herrlichen Sonnenuntergang auf dem Meere, dem nach kürzester Dämmerung ein klarster Mondenschein folgte, verschönt wurde, fielen wieder die vielen verödeten Orangengärten und kümmerlichen Weinberge auf und sie mögen die Veranlassung sein, noch kurz auf die Boden- und Kulturverhältnisse einzugehen.

Die Portugiesen bezeichnen gern die Azoren als den Garten ihres Landes, und man kann in den meisten Beschreibungen von ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit lesen. Die Gärten, die Parks, die Kulturen bei den Hafenplätzen machen gewiß diesen Eindruck. Aber mit solcher Ansicht steht die Thatsache in scharfem Kontrast, daß jede Frucht, die hier eingeführt, besonders gedieh und eine finanzielle Blüthe auf die Dauer versprach, nach einer gewissen Zeit verkümmerte und schließlich wieder aufgegeben werden mußte. Es kommen freilich Zufälligkeiten, namentlich Epidemien, ins Spiel, die auch anderswo Schaden anrichteten und die jene Thatsache verdunkelten. Aber die regelrechte Wiederholung dieser traurigen Erscheinung drängt doch, nach einer inneren Ursache, die in der Insel selbst liegt, zu suchen. Dem Klima kann schwerlich die Schuld beigemessen werden, wie könnte es günstiger sein? So bleibt wohl nur der Boden, der natürlich verschieden ist, je nachdem er aus alten oder jungen Laven oder aus Bimssteintuffen hervorging. Im Allgemeinen scheint er ärmer zu sein, als man anzunehmen geneigt zu sein pflegt, zum mindesten für die Bedürfnisse vieler Pflanzen. Freilich gelten Laven meist für sehr ertragsfähig, und sie sind gewiß mit allerlei Gasen, Ammoniumsalzen ꝛc. geschwängert, die dem Gedeihen der Pflanzen außerordentlich förderlich sind. Aber wir kamen zu dem Schluß, und namentlich war Zervas durch seine Analysen dazu geführt, daß jener Reichthum nur für eine verhältnißmäßig sehr beschränkte Zeit vorhält. Die krümelige, lockere, wenig gebundene Beschaffenheit des Erdreichs, zumal der oberflächlichen Tuffe und Aschen, habe ich öfters zu erwähnen Gelegenheit gehabt, die vielen beigemengten Bimssteinbrocken verhindern eine bessere Bindung. Auf diese Weise wird eine hohe Durchlässigkeit für das Wasser erzeugt, und bald, fast unmittelbar nach dem heftigsten Gewitterregen, ist die Erde wieder trocken, nicht weil das Wasser der Steilheit wegen so schnell abflösse — man sieht keine oder nur unbedeutende plötzliche Abschwemmungen, die allerdings bei winterlichen Platzregen bisweilen enorm sein sollen —, sondern es ist im Boden verschwunden, wie es etwa bei den so dürren Lateriten Innerafrikas, namentlich des Congogebietes, geschehen soll. So erklärt sich wohl auch das annähernd sich gleichbleibende Niveau abflußloser Kraterseen, die doch bei der Niederschlagsmenge auf den Bergen mehr und mehr anschwellen müßten. Auf diese Weise muß aber der Boden in mehr oder weniger kurzer Zeit ausgelaugt werden, und nur in den Schluchten, wohin sich der Hauptabfluß zog, hat sich das werthvollere Material gehäuft, so gut wie in der Uferzone. Ich muß natürlich zugeben, daß eine solche Anschauung noch durch viele analytische Untersuchungen erst zu beweisen ist, aber auf jeden Fall scheint sie mit der Vertheilung der Vegetation im besten Einklange zu stehen. Das Gedeihen der Banane im Hochthal von Sete Cidades, die üppigen Parks in dem von Furnas, die Drachenbäume am Försterhause vor dem Engpaß der Lagoa do Fogo zeigen, daß das Klima der Höhen selbst tropischen, mindestens subtropischen Bäumen gewachsen ist. Trotzdem kleiden sich die Spitzen in die allergenügsamsten Lebermoose, dann folgen die Gräser, und dann erst die immergrünen strauchartigen Gehölze in gleicher Höhe mit jenen Bäumen. In den Schluchten dagegen der freudige Hain, und weiter unten in den Dörfern die strotzenden Gärten von Bananen. Daß aber diese Vertheilung von jeher so gewesen und nicht erst durch die Kultur mit ihrer Waldvernichtung, mit dem Weidevieh hervorgerufen ist, beweist wohl der Mangel an Humus in allen höheren Lagen. Daß der ursprüngliche Wald nicht die Höhe und Dichtigkeit unseres Waldes besaß, wurde früher gefolgert. Namen, wie Pico dos Cedros, scheinen anzudeuten, daß man Bauholz nur an bestimmten Punkten schlagen konnte. Ja selbst das fruchtbare Thal von Furnas, das nach einigen Einsiedlern zuerst von Schäfern besucht wurde (Walker), scheint demnach mehr Graswuchs gehabt zu haben. Wo man den Weinstock am Gelände pflanzt, muß man erst ein hinreichend großes Loch am Tuffabhang graben und mit Erde füllen. Die Cerealien allein, namentlich der Mais, machen eine Ausnahme und geben überall gute Ernten, trotzdem daß seit Jahrhunderten nur von Zeit zu Zeit durch die Gründüngung untergepflügter Lupinen nachgeholfen wird; ihnen soll der hohe Kaligehalt des Bodens zu Gute kommen. Nun, sie genügen zur Noth, um die dichte Bevölkerung zu ernähren[1]; um aber einen wesentlichen Ueberschuß zu ergeben für den Export, zur Begründung wirklicher Wohlhabenheit und für den Eintausch industrieller Erzeugnisse, dazu fehlen in dem gebirgigen Lande die nöthigen Flächen. Hierzu müssen werthvollere Pflanzen gebaut werden. In früherer Zeit war es der Wein, der, wenn auch dem Madeirawein nachstehend, immerhin ein ähnliches Getränk ergab. Er soll lediglich durch Oidium, das 1853 zuerst auftrat, zerstört worden sein. Ob nicht der Boden mit die Schuld trägt, indem er die Constitution der Reben schwächte, muß unentschieden bleiben. Was man jetzt von Weinbergen sieht, macht keinen vielversprechenden Eindruck, trotzdem, daß wohl von der Pilzkrankheit keine Rede mehr ist und bereits Ende August die Lese stattfindet. Wie ich früher sagte, kultivirt man jetzt meist die widerstandsfähigere amerikanische Rebe, die aber ein schlechteres Produkt liefert, und sucht die Behandlung des Mostes zu verbessern. Von Versuchen, wie man sie auf Madeira neuerdings gemacht hat, bessere Sorten durch Pfropfen auf amerikanische Unterlage zu stärken, habe ich nichts gehört: auch sollen sie auf dieser südlicheren Insel selbst noch keineswegs vom erhofften Erfolge gekrönt worden sein.

Reben und nach dem Weine war es die Orange, die namentlich auf S. Miguel wunderbar gedieh. Einige alte Bäume von portugiesischer Zucht sollen noch in einem Garten stehen. Später brachte man ostasiatische Sorten, die den Ruf der Frucht weithin verbreiteten. Sie gingen namentlich auf den Londoner Markt und hatten einen regen Schiffsverkehr mit England während des ganzen Winters zur Folge. Man packte jede einzeln in ein Maiskolbenhüllblatt (ein ausgezeichnetes Packmaterial) und bezog das Holz zu den Kisten aus Portugal, bis der entsetzliche Bruderkrieg um 1830 dazwischen kam, dann von Amerika, und schließlich fielen diesem Zwecke alle stärkeren Bäume der Insel zum Opfer. Aber im laufenden Jahrhundert kam eine Schildlaus (Aspidiotus) und richtete großen Schaden an. Es ist aber hier, wie in anderen Fällen, anzunehmen, daß fast nur geschwächte Pflanzen derartigen Insektenangriffen erliegen und so zeigte sich bald auch in Gärten, die von Ungeziefer frei waren, eine Krankheit, die man lagrima nennt, eine Art Harzfluß. Daß aber in Wirklichkeit in der Erschöpfung des Bodens die Ursache liegt, wird erwiesen dadurch, daß die Bäume gesund bleiben sollen, wenn man sie von Zeit zu Zeit an einen anderen Standort versetzt. Es geht das um so eher an, als man die Pflanzen der Stürme wegen (die noch durch die Pittosporumhecken gebrochen werden) niedrig hält. So ist denn auch diese Quelle des Reichthums im Versiechen. Die

[1] Das Verhältniß könnte anders erscheinen angesichts der Thatsache, daß jährlich etwa 6—7000 Moios Mais (à 800 Liter) ausgeführt werden. Doch steht dem ein Auswandererstrom gegenüber, der in der letzten Zeit auf mehr als 3000 Personen im Jahre angeschwollen ist. Für den Mais ist aber jedes Fleckchen verfügbarer Erde in Anspruch genommen, daher der Maximalbetrag der Ernte, vom Dünger abgesehen, gewiß längst erreicht ist.

Kultur des Theestrauchs, die man durch zwei Söhne des himmlischen Reiches sachgemäß einrichten ließ, soll überraschend gute Resultate ergeben haben, hat aber bis jetzt, wenn auch eine Pflanzung von 27 000 Bäumen existirt, mäßige Fortschritte gemacht, und ich habe auch nicht gehört, daß man sich ihr mit besonderer Energie zuzuwenden gedenkt — wohl schon wieder eine halb aufgegebene Sache. Dagegen fing man Anfangs der 70er Jahre mit der Ananas an. Das Aroma soll so vorzüglich sein, wie bei westindischen, und die ersten Früchte erzielten in London horrende Preise. So nahm denn dieser Zweig der Hortikultur einen höchst erfreulichen Aufschwung, und jetzt steckt ein großes Kapital darin. Massenhaft sieht man die weißgetünchten Glashäuser, zum Schutze gegen die Witterung; sie werden nicht geheizt. Aber der Betrieb ist kostspielig genug. Die Ananas verlangt guten Humus, und der fehlt, daher man darauf angewiesen ist, aus den Bergen die Haide zusammenzuholen und zu Composterde vermodern zu lassen. Was aber das Schlimmste ist, jede Pflanze erfordert neue Erde, und die alte muß weggeworfen werden; sie kommt wenigstens den Gärten zu Gute. Eine Eigenthümlichkeit mag erwähnt werden. Wenn die jungen Pflanzen anfangen, ungleich zu wachsen, macht man in den Häusern ein Schmauchfeuer an, das starken Rauch verbreitet; dadurch wird wieder Gleichmäßigkeit erzielt, indem die allzu üppig treibenden zurückgehalten werden, ohne Schaden für die künftige Frucht. Gärtner mögen dies erklären. Leider hat die starke Konkurrenz bereits die Preise gedrückt, und schon hat sich ein Konsortium gebildet, um der Verschleuderung entgegenzutreten. Ich sah Grundmauern von Ananashäusern, die man nicht wieder in Betrieb setzte. — Gerühmt wird endlich der Tabak von S. Miguel, der mehr im Norden der Insel gebaut wird, nach dem ich nicht kam. Man fabricirt Cigarretten (Cigarros) und Cigarren (Charutos), beide nach unserem Geschmack sehr mäßig und sehr theuer, wie man vergleichsweise in Deutschland am billigsten raucht. Das Verkaufsrecht wird an den Meistbietenden vergeben. Aber auch diese Kultur kann zu keiner rechten Ausnutzung kommen, weil dieser Tabak aus der Provinz bis 1885 — kaum glaublich — in Portugal denselben Eingangszoll zahlte, wie jeder fremdländische, und weil der Boden zu sehr ausgesogen wird. Bekanntlich geht man augenblicklich in Portugal mit einem Monopolprojekt um, das hoffentlich S. Miguel vortheilhaft ist.

So hat denn, leider, diese glückliche Insel, ein reiner Acclimatisationsgarten, kaum eine glänzende Zukunft vor sich, weil die Grundlage, der Boden, nicht hält, was er zu versprechen scheint. Vielleicht, daß der eine Bestandtheil, die Puzzolane, einigen Ersatz schafft. Sie soll sich zu hydraulischen Mörteln vorzüglich eignen, da sie an 20 Proc. amorphe Kieselsäure enthält.

Noch ein paar Worte über die **Hausthiere**. Das Meiste ist schon erwähnt. Die Rinder sind von einer großen langhörnigen Rasse; man sucht sie durch eingeführte Guernsey-Bullen noch zu veredeln. Namentlich erscheinen die Ochsen sehr kräftig und breitbrüstig, weil man sie erst mit dem zweiten Jahre kastrirt. Auch scheinen sie gut behandelt zu werden, und man sieht sie häufig durch eine grüne Decke geschützt, die zeltartig an der gabelförmigen Deichsel befestigt ist. Sonst ist der Nutzen sehr gering, man gewinnt nicht die genügende Milch und fabricirt, immerhin ein Fortschritt gegen Portugal, ein wenig Butter. Außerdem kommt nur der Fleischwerth in Betracht. — Die Schafe werden in Ponta Delgada häufig zum Ziehen gebraucht, ein kleiner Wagen mit Gabel und Joch wird von einem Thier gezogen, meist um Wasser zu holen, doch nicht als Spielzeug für Kinder. Aber der unübertreffliche, unersetzliche Genosse des Menschen bleibt doch der Esel, dieses interessanteste der südlichen Hausthiere. Er ist entschieden ein Charakter, und in seiner Weise so vollendet, wie die Hauskatze als Raubthier; sicher hat er sich mehr Selbständigkeit gewahrt als das Pferd. Temperament und Constitution, zumal der Haut, erlauben ihm, alle Unbilden der Behandlung gelassen zu ertragen. Das harte Sattelgestell scheuert ihn wund. Als ich einen mit der Gerte an die Schenkel schlug, belehrte man mich, daß der Schlag an den Kopf gehöre, und der eingeborene Reiter lenkt ihn, indem er ihm mit einem Knüppel von links oder rechts eins an die Ohren versetzt. Er sucht sich selbst seinen Pfad, in fast halsbrecherischer Weise bei Steilhängen am äußersten Rande. „Va para caminho" (geh auf den Weg) ist des Treibers unablässige Ermahnung. Er zieht es vor, mit den zierlich sicheren Hufen die ungleiche Felsentreppe hinabzuklettern und im Vorbeigehen noch stachlichtes Brombeergebüsch zu naschen, als die bequeme Alltagsstraße daneben zu betreten. Dabei knickt er mit den Hinterbeinen ein und stützt sich auf die Fersen, und wenn Regen den Pfad zu schlüpfrig machte, rutscht er wohl glattweg hinab, kugelt sich und steht unbeschädigt dienstbereit wieder da. Er geht trotz des Reiters Verbot zum Brunnen, und ist er beim Aufstieg ermüdet, streckt er alle Viere von sich, ruht ein Weilchen auf dem Bauch und nimmt seinen Herrn beim Aufstehen bequem wieder auf. Und welche Lasten trägt er auf schlechtester Straße! Einiges ist schon erwähnt. Aber man sieht nicht selten die ganze Familie, Vater, Mutter und Kind, auf seinem geduldigen Rücken, auch wohl mehrere Kinder in riesigen Körben zu den Seiten, der genügsamen Ausdauer nach Tagen, Jahren und Jahrzehnten nicht zu gedenken. Sein Kleid, wiewohl rauh und struppig, ist doch ungleich malerischer, als das des Pferdes, eine harmonische Abstufung der Farben, Kopf und Ohr allein in reicher Schattirung, und so der ganze Körper. Man trifft sie auf S. Miguel in allen Größen und Farben, Rappen, Braune, Graue, Schimmel, Schecken. Von zoologischem Interesse war es, daß nicht selten die Fußgelenke (Knie) eine mehr oder weniger lebhafte dunklere Querstreifung aufwiesen, eine Erinnerung an die Zebrastreifung des Urpferdes. Ich zählte nach und nach wohl ein Dutzend solcher atavistischer Esel. Und welche Intelligenz prägt sich im Mienenspiel aus! Die lebhafte Bewegung des Ohres, und vor allem die außerordentlich bewegliche Muskulatur der Schnauze. Dem Hund ähnlich, hält der Hengst am Koth der Vorläufer, er reißt die Nüstern auf und spitzt die ausdrucksvoll faltige Oberlippe, in einer Abwechslung, die dem Pferde versagt ist. Mit ähnlichem Ausdruck streckt er den Kopf vor, wenn er einen Gefährten wittert. Dann ringt sich aus gepreßter Brust in höchster Sentimentalität Ton auf Ton los, bis es der beklommenen Stimme endlich gelingt, in Trompetengeschmetter auszubrechen. Jetzt setzen sich beide Freunde in lebhaften Trab, der bis zur Begegnung anhält. Aehnlich wird jeder Gegenstand, der des aufmerksamen Thieres Interesse erregt, begrüßt, die Ziegenheerde, der Reiter, der abstieg und sich eine Zeit lang entfernte. Und wie traulich sich das graziöse Füllen bei unserer Annäherung hinter die Mutter schmiegt! Wahrlich, der Esel ist ein Charakterthier, dem nur eins fehlt, die Schnelligkeit. Zwei Töne sind es, die mir vom Inselstrande noch im Ohr klingen, das unausgesetzte Brüllen der Brandung, und, mit ihm wetteifernd, des Esels Geschrei.

Die bolivianische Provinz Yungas.

Von Christian Nusser.

II. (Schluß.)

Ueber die Coca und ihre Eigenschaften ist besonders seit Entdeckung der werthvollen Eigenschaften des Cocaïns schon unendlich viel geschrieben worden, so daß dieses Thema hier nur insoweit in Betracht gezogen werden soll, als es sich um die Kultur dieser Pflanze handelt.

Zum Gedeihen der Cocapflanze sind feuchte, kräftige Ländereien mit tropischem Klima, die in der Aymarasprache Yungas genannt werden, erforderlich. Soll eine neue Anpflanzung angelegt werden, so hat die Aussaat in den Monaten December und Januar vor sich zu gehen, in welchen die häufigen und starken, bis in den April dauernden Regengüsse das Aufgehen der Samen erleichtern. Man kann auf zweierlei Weise verfahren. Die eine Methode besteht darin, das Terrain zu reinigen, herzurichten und die Samen — drei oder vier Körner zusammen — in die auf dreiviertel Meter Entfernung von einander gezogenen Furchen reihenweise einzulegen und dann, wenn die Pflänzchen gesproßt haben, nur einen Stock stehen zu lassen und mit dem Ueberschuß das Nichtaufgegangene zu ergänzen; die andere, gebräuchlichere, vortheilhaftere, aber umständlichere Methode beginnt mit der Anlegung einer Pflanzschule (almáciga), auf welcher der Same dem zuvor gereinigten und gelockerten Boden übergeben wird. Da genügende Feuchtigkeit die erste Bedingung für das Wachsthum der schon nach wenigen (10 bis 14) Tagen aufgehenden Pflänzchen ist, so ist es, wenn der Regen zu lange auf sich warten läßt, leichter, eine Pflanzschule zu begießen, als eine weit ausgedehnte Anpflanzung. Das Gleiche läßt sich in Betreff des den Sämlingen zu gewährenden Schattens sagen. Das Ueberdecken einer Pflanzschule mit belaubten Rosten oder Matten zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen läßt sich leicht bewerkstelligen, während das Zwischenhineinpflanzen von Yuca (Brotwurzel, Maniok) und anderen Nutzgewächsen zur Beschattung der Sprößlinge der ersten Methode getadelt wird, weil jene die in dem Boden enthaltene Kraft, welche der Cocapflanze ungeschmälert zu Gute kommen sollte, theilweise auffangen. Im folgenden Jahre haben die Pflanzen eine Höhe von circa 40 cm erreicht und werden im December oder Januar in das hergerichtete, meistens stufenweise an den Bergseiten sich hinaufziehende Terrain versetzt. Keine Wurzel, so klein sie auch sei, darf beim Versetzen umgebogen werden, sonst stirbt die Pflanze ab; die Wurzelfasern müssen lothrecht in die Erde versenkt werden. Nun wächst die Pflanze schnell, blüht im April oder Mai und reift den „muello" genannten Samen. Erst im fünften Jahre steht der Strauch in seiner vollen Entwickelung von 2½ m Höhe, man läßt ihn aber nicht so hoch werden, sondern fördert seine Ausdehnung mehr in die Breite. Schon im zweiten Jahre können seine Blätter eingeerntet werden, und nun geht es mit den Ernten viele Jahre hindurch fort, ohne daß es nöthig wäre, die alten Stöcke durch neue zu ersetzen. Allerdings zeigt sich mit der Zeit sowohl bei den Pflanzen als auch bei dem Boden eine Erschöpfung, die in der Abnahme der geernteten Mengen ihren Ausdruck findet. Das Gedeihen des Strauches hängt von der Fruchtbarkeit, der genügenden Regenmenge und dem sorgfältigen Ausjäten und Entfernen des Unkrauts ab. Die Cocablüthe ist gelbweiß. Der Strauch blüht nur einmal im Jahre, giebt aber drei Ernten, die gewöhnlich mitas genannt werden. Diejenige, die beim Ausgang der Regenzeit stattfindet, ist die ergiebigste; man heißt sie mita de Marzo; dann kommt die mita de San Juan (Johannes der Täufer), sie ist die geringste, weil sie nach der Blüthezeit stattfindet, wo der Strauch seine Säfte theilweise zur Samenbildung verwendet. Die dritte und letzte ist die mita de Santos (Allerheiligen) Anfangs November. Man fängt mit der Ernte an, wenn die Blätter 1½ Zoll lang sind, Festigkeit besitzen, an der Innenfläche lebhaft grün, auf der Oberfläche etwas gelblich sind. Beim Einsammeln der Blätter muß mit viel Behutsamkeit verfahren werden, um die neuen Blattansätze nicht zu schädigen. Man packt mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand die Spitze des Zweiges und streift mit der rechten Hand die Blätter behutsam ab. Das noch Richtigere, Blatt für Blatt abzukneipen (picar la coca) geschieht selten, weil es gar zu viel Zeit beansprucht. Die gesammelten Blätter werden im Hofe der Hacienda auf einem Pflaster von Schieferplatten in der Sonne getrocknet. Diese Operation will mit großem Verständniß ausgeführt sein; von ihr hängen zum guten Theil die Brauchbarkeit und die Erhaltung der typischen Eigenschaften des Produktes ab. Die Blätter dürfen weder zu ausgetrocknet noch zu feucht verpackt werden; im ersteren Falle verlieren sie Farbe und Geschmack und zerbröckeln zu Staub, im zweiten Falle werden sie braun, gähren und sind ebenso untauglich. Die Fermentation, d. h. das Braunwerden, ist ein Uebelstand, dem auch die best präparirte Coca bei dem Versandt nach Europa ausgesetzt ist und den Verschiffern manchen Schaden zufügt.

Haben die Blätter den richtigen Trockengrad erreicht, so werden sie in Mengen von 25 spanischen Pfunden unter dem starken Druck einer Presse zu viereckigen Ballen gepreßt, die mit getrockneten Bananenblättern und einem grobwolligen Gewebe umgeben sind. Diese Menge erhält den Namen „Cesto". Zwei Cestos bilden einen Tambor, dessen vielen Schwankungen unterworfener Preis 1886 ungefähr mit 15 Pesos notirt wurde, d. h. 7½ Pesos per Cesto.

Auch Jauja und Ayacucho in Peru produciren viel Coca, allein der Coca der Yungas von La Paz wird von den Indianern, die ja in dieser Hinsicht die kompetentesten Kenner sind, vor allen anderen Provenienzen der Vorzug gegeben. Aehnlich wie beim Kaffee oder Thee Geschmacksunterschiede je nach der Herkunft der Produkte konstatirt werden, muß bei der Coca je nach der Lage und dem Distrikt, aus welchem sie stammt, ein für den Konsumenten wohl bemerkbarer Unterschied bestehen. Die Produktion gewisser Haciendas ist sehr gesucht und stets besser bezahlt als diejenige anderer, vielleicht am gleichen Berge liegender Pflanzungen. Die Coca de Rescate, die von den Händlern überall in kleinen Quantitäten zusammengekauft wird, erzielt ihrer gemischten Beschaffenheit wegen selbstverständlich die geringsten Preise. Die Hauptabnehmer, geriebene

Mestizen aus den Silberbergwerken, lassen sich da kein X für ein U vormachen. Bevor sie einen Handel abschließen, ziehen sie Proben, kauen einige Blätter, und wissen dann ganz genau, was ihnen geboten wird.

Man kalkulirt, daß Bolivien jährlich 400 000 Cestos (100 000 spanische Centner) producirt, wovon auf Yungas 300 000, auf die Yungas von Cochabamba und die Provinzen Caupolican und Larecaja 100 000 entfallen. Zum Mittelpreise von 6 Pesos per Cesto, wie er vom Zwischenhändler erstanden wird, ergiebt sich in diesem Artikel ein jährlicher Umsatz von 2 400 000 Pesos.

Am Produktionsorte wird für Rescate 3 bis 5 Pesos per Cesto bezahlt. An den entfernten Verbrauchsplätzen, besonders in den Bergwerksdistrikten, steigt der Preis auf 9 bis 10 Pesos, und im Kleinhandel wird wohl der doppelte Preis herausgeschlagen. Für die Regierung bilden die auf diesen Artikel gelegten Abgaben eine reiche und sichere Einnahmequelle. Diese Steuer wird vom Staate verpachtet und die Unternehmer ziehen in der Regel recht namhaften Nutzen aus dem Geschäfte. Verschiedene an den Kreuzungspunkten von Yungas postirte Zollstellen überwachen die Coca-Ausfuhr. Zur Instandhaltung und Verbesserung der Wege haben sich die Besitzer der Yungas-Haciendas eine Abgabe von 1 Real per Cesto auferlegt, was jährlich etwa 37 000 Pesos abwerfen sollte, allein der größte Theil der eingehenden Gelder wird in nutzlosen Reparaturen vergeudet oder gestohlen.

Die Preise der anderen Produkte, als Anhaltspunkte angeführt, stellten sich im August 1886 in La Paz für Reis ausgezeichneter Qualität von Songo auf 23 Pesos, Branntwein 25 Pesos, Cacao 36 Pesos, Kaffee 26 Pesos, Mani (Erdnüsse) 26 Pesos, alles per spanischen Centner. Das gegenwärtige Aequivalent eines Peso beträgt 2,40 Mark. Der Cacao, besonders die violette Spielart, ist unübertrefflich und steht hoch über dem brasilianischen und venezolanischen.

Bisher wurde der ganze Branntweinbedarf, der leider enorm groß ist, durch peruanische Einfuhr gedeckt. Jetzt ist der Anfang gemacht worden, dieses Gift im Lande selbst im Großen zu erzeugen. Die Eigenthümer eines der bedeutendsten in der Umgegend von Coroico gelegenen Landgüter, der Hacienda Mururata, ließen neuerdings mit ungeheuren Kosten eine vollständige Einrichtung zur Erzeugung von Branntwein aus Zuckerrohr aufstellen, deren nach den neuesten Systemen konstruirte Apparate ganz Erstaunliches zu leisten versprechen.

Wenn nun auf der einen Seite dem Lande ein ökonomischer Vortheil daraus erwächst, Industrien, deren Produkte im Lande selbst konsumirt werden, auch im Lande selbst zu pflegen, so hat auf der anderen Seite der Nationalökonomiker die Konsequenzen zu beklagen, welche in diesem speciellen Falle die Pflege der Industrie nach sich zieht. — Beklagte man bisher in Yungas das durch Excesse in Spirituosen herbeigeführte Zusammenschmelzen der indianischen Rasse, als die Flasche Schnaps noch vier Realen kostete, so wird es noch schlimmer gehen, wenn der Indianer für das gleiche Geld drei oder vier Flaschen erhält. Besonders in den Yungas ist die Trunksucht ein gefährliches Laster, das die Sterblichkeit vermehrt und viele nützliche Hände der Arbeit entfremdet. Eine Verschlimmerung nach dieser Richtung hin muß den Ruin der Coca-Industrie herbeiführen. Es entsteht da ein schwierig beizulegender Streit zwischen humanitären und ökonomischen Interessen. Einerseits hätte der Staat den Indianer, der mit idiotischer Leidenschaftlichkeit an dem Schnaps hängt, gegen neue Quellen des Verderbens in Schutz zu nehmen, andererseits sollen der Privatindustrie ihre Rechte gewahrt bleiben.

Wendet man sich zu den beiden letzten, einst wichtigen Erzeugnissen der Yungas, Gold und Chinarinde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Betreff des Goldes alle Gewässer dieser Provinz goldführend sind; an den Schwierigkeiten des Betriebes und dem Mangel an wohlfeilen Arbeitskräften gehen indeß die meisten Unternehmer zu Grunde. Es wird deshalb eigentlich nur noch ein Flüßchen ausgebeutet, der Rio Cajones, der nördlich vom Tamampayo unter 16° 7′ 6″ südl. Br. in den Bopi fließt. Sein Goldreichthum wurde vor etwa 30 Jahren entdeckt und seine Alluvionen werden seither unausgesetzt durchgewaschen, ohne daß aber vielleicht mehr als ein Drittel des Placers erforscht worden wäre. Das Gold ist grobkörnig, in Pepitas bis zu einer viertel Unze, nicht über 17karätig und deshalb von häßlicher, trüber Farbe. Bis jetzt war es nicht nöthig, tiefer als 12 m zu gehen, um auf den venero, die goldführende Schicht, zu stoßen; die ersten Entdecker stießen häufig schon bei ³/₄ m Tiefe auf denselben. Indeß scheint keiner der bisherigen Goldgräber besonders nennenswerthe Erfolge erzielt zu haben. Im Jahre 1886 bestanden 29 Concessionen, von welchen 13 bearbeitet wurden.

Die Chinarinden-Industrie hat einen vollständigen Umschwung erlitten. Nachdem durch das bis in die letzten Jahre hinein getriebene Raubsystem die die gute Rinde producirenden Cinchonas in den Wäldern ausgerottet oder so schwer erreichbar geworden waren, daß sich die Kosten der Gewinnung nicht mehr lohnten, wagte man sich daran, von diesem so unentbehrlichen Baume an hierzu geeigneten Standörtern künstliche Pflanzungen anzulegen. Deutsche waren es, welche hierzu den ersten Anstoß gaben. Leider war es schon etwas spät. Die in Indien und auf Java ausgezeichnet gedeihenden Cinchonapflanzungen machen den südamerikanischen Rinden eine furchtbare Concurrenz.

Die großen Erwartungen, die man auf den Gewinn setzte, der voraussichtlich aus den Cinchonapflanzungen zu ziehen war, spornte auch die Yungueños an, eine Arbeit zu unternehmen, deren Lohn erst nach sieben oder acht Jahren geerntet werden konnte. Die zahlreichsten Pflanzungen sind wohl am Mapiri, einem der Quellflüsse des Rio Caca, der aber schon zur Provinz Larecaja gehört. In Yungas bestanden 1886 am Rio Bopi 20 Pflanzungen, deren Baum-Inventar von 1000 bis 90 000 Stück wechselt, mit einer Gesammtsumme von 300 000 Bäumen. Zu diesen kommen die Pflanzungen der Mission Covendo mit 600 000, der Mission Sta. Ana mit 400 000 und der Mission Muchanes mit 200 000 Stück, zusammen am Rio Bopi 1 500 000 Bäume. Die Gesammtzahl der in der Republik angepflanzten Cinchonas soll über 4 000 000 Stück betragen. Es hat aber, wie gesagt, den Anschein, als ob die beträchtlichen, in diesen Geschäftszweig gesteckten Kapitalien kaum einen mageren Zins abwerfen werden. Sowohl die oben angegebenen Gründe, als auch die Einführung fieberstillender chemischer Präparate, wie Antipyrin u. s. w., erklären das wahrscheinliche Fehlschlagen der auf diese Industrie gesetzten Hoffnungen. —

Am 20. Oktober wird jedes Jahr in Coroico der heiligen Jungfrau zu Ehren ein Fest gefeiert, das seinen Ursprung einer denkwürdigen Begebenheit verdankt, welche sich dem Gedächtniß der Einwohner jenes Distriktes unauslöschlich eingegraben hat und von der wunderbaren Erscheinung der Mutter Gottes her datirt, die am 20. Oktober 1811 stattfand, als, wie im Jahre 1780, ein Indianeraufstand die spanische Mischrasse auszurotten drohte. Die mit Messern, Lanzen und Keulen bewaffneten Indianer hatten sich drohend um Coroico zusammengezogen und schickten sich unter scheußlichem Tumult und Geheul an, die Weißen und Mestizen in Massen abzuschlachten, als sie

plötzlich durch ein sichtbares Zeichen der heiligen Jungfrau überrascht wurden, das sie angsterfüllt über Berge und Schluchten in die Flucht jagte. In was aber dieses Zeichen bestand, ist nicht in Erfahrung zu bringen.

Sieben Leguas von Coroico liegt die Ortschaft Coripata. Auf der ganzen Strecke kommt man an gut unterhaltenen Cocapflanzungen vorbei, für welche das Terrain besonders günstig ist, weshalb auf die Produktion anderer Nutzgewächse wenig Gewicht gelegt wird. Eine Legua vor Coripata ist eine Schlucht zu überschreiten, auf einer Brücke, welche „Salto de Vasquez“ genannt wird, weil sich von ihr aus ein Individuum dieses Namens freiwillig in den schauerlichen Abgrund stürzte. Auf dem gleichen Wege passirt man auch die alte Hacienda Chuvacolla, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft einem Martin Lanza, Gouverneur von Yungas, gehörte. Auf seiner Flucht vor den im Jahre 1780 aufgestandenen Indianern ermüdete sein Pferd, aber das Glück wollte, daß er sein erschöpftes Thier mit einem frischen vertauschen konnte, dessen Eigenthümer er als Gegenleistung das schöne Besitzthum Chuvacolla schenkte, denn der Tausch rettete ihm auf Kosten einiger Ländereien das Leben.

Von Coripata aus, wo sich die Existenzbedingungen der Einwohner um kein Haar von denjenigen Coroicos unterscheiden, gelangt man an die Ufer des rasch fließenden Tamampayo, der durchwatet werden muß. Vom anderen Ufer aus zieht sich eine zwei Leguas lange Steige an einer abscheulich steilen Bergseite hinauf zum Dorf Chirca, auf welches eine Reihe von schneebedeckten Andengipfeln herabblickt, welche die Hitze mildern und die Lage und das Klima günstig beeinflussen. Ein lebhafter Transportverkehr findet dort statt, Kultur und Rescate der Coca bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Zwei Leguas guten Weges verbinden Chirca mit der Provinzhauptstadt (in sehr euphemistischem Sinne) Chulumani, dem Sitz einer Unterpräfectur. Chulumani liegt in der halben Höhe eines massigen abgeplatteten Gebirgsstockes, auf dessen Rücken sich die Lagune Casiri befindet.

Die Richtung, in welcher die Cordilleren zu Chulumani stehen, bewirkt, daß der Luftwechsel sehr erschwert wird und in der heißen Atmosphäre die erhitzten, aus dem strotzenden Pflanzenwuchs aufsteigenden ungesunden Dünste sich ansammeln. Das Fehlen des andinischen Elements, die Abkühlung, und die tropische Natur der unteren Regionen machen den Aufenthalt zu einem unerträglichen, von endemischen Fiebern begleiteten. Drei tiefe Schluchten, vier Gebirgsbäche, schlechte Wege und brennende Temperatur sind die Annehmlichkeiten, welche die Weiterreise nach Irupana schmücken.

Diese alte Ortschaft ist in reizender Lage eine Legua vom Rio Puri entfernt auf einem Gebirgsvorsprung angelegt, von welchem aus die Ortschaften Laza, Ocobaya und Chulumani erblickt werden können. Dank ihrer günstigen Lage ist sie von den Krankheiten, welche die meisten Punkte von Yungas heimsuchen, verschont. Von dicht bewachsenen hohen Bergen umgeben, deren obere Flächen mit Pflanzungen und Weiden bedeckt sind, besitzt Irupana einen Ueberfluß von Bodenerzeugnissen aller Art.

Nach der andinischen Hochebene sowohl, als nach den Valles und, dem Norden zu, nach den Missionen des Beni hin, kreuzen sich hier die Routen, sei es über Gebirgspfade, sei es vermittels Flußschiffahrt. Auch hier beschäftigt sich die Einwohnerschaft vorzugsweise mit der Kultur und dem Rescate der Coca, früher auch in bedeutendem Maßstabe mit der Einsammlung von Chinarinden.

Das nächste Ziel unserer Rundreise ist das in der Provinz Inquisivi (Departement Cochabamba) gelegene Circuata. Bevor die Ufer des zu überschreitenden Rio de La Paz erreicht sind, stellt sich die Nothwendigkeit ein, sich um ein Nachtlager umzusehen, das in der Hacienda Lopez gefunden wird. Die ländliche Wohnung ist von Chirimoyabäumen, majestätischen Bananengruppen und Orangengebüsch beschattet, deren Laub, von der balsamischen Nachtbrise leicht bewegt, zitternde Schatten auf die vom klaren Mondlicht hell beleuchteten Stellen abzeichnet.

Ein schroffer Pfad schlängelt sich eine Stunde lang zum Fluß hinab, der der Schlucht gegenüber, aus welcher der Miguilla herausbricht und in den La Paz mündet, überschritten werden muß. Von dem Punkte an, wo die beiden Flüsse zusammenströmen, beginnt die Schiffahrt auf dem La Paz, die allerdings riskirt, ohne eigentliche Verkehrsbedeutung und mit tausend Mühseligkeiten verknüpft ist, denn Riffe und Sandbänke häufen die Schwierigkeiten, welche beim Passiren der engen Stromschnellen zu gefahrvollen Wagnissen werden. Es ist in der That überraschend, wie unter dieser im Allgemeinen wenig unternehmenden und von keinem abenteuerlichen oder wißbegierigen Geist getriebenen Bevölkerung, die mit so Wenigem zufrieden ist, sich Leute finden konnten, welche den mühseligen Beruf der Bootsleute ergriffen. Es ist dies nur erklärlich durch die Liebe zum Umherschweifen, einen Trieb der Ungebundenheit, und die Aussicht auf Gewinn, der aber nie im Verhältniß zu den erduldeten Strapazen stand. Indem wir eine solche Expedition für einen Augenblick begleiten, sehen wir zunächst sechs oder sieben Bootsleute sich auf ebensovielen zusammengepflöckten Baumstämmen einschiffen, also auf einem Floß, das in der Landessprache Balsa heißt.

Die Ladung besteht aus 6 oder 8 Centnern Lebensmitteln, ihrem ganzen Vermögen, mit dem sie eine Flußreise von 50 bis 80 Leguas antreten. Festgeschwemmte Baumstämme (Pallisaden), Conglomeratbänke, über welchen sich die Strömung stürmisch bricht, kochende Wirbel, Stromstürze, schwindelerregende Stromschnellen, so ist die Fahrt beschaffen, die an der „Espia“ genannten Uferbank ihren Anfang nimmt. Mit jedem neuen Zufluß wächst die Mächtigkeit des Flusses; zuerst nimmt er den Puri auf, dann den Tamampaya, von dessen Eintritt an dem Fluß der Name Bopi beigelegt wird, den er aber bald mit dem Namen Beni vertauscht. Die Existenz der Bootsmannschaft gleicht derjenigen der wilden Stämme, die vagabundirend jene unermeßlichen Strecken durchstreifen, mit welchen sie zusammentreffen und von deren Blut vielleicht in ihren Adern rollt; aber schon hat die Civilisation sie leicht mit der Spitze ihres Flügels gestreift; sie finden es nicht mehr unerträglich, einem Bedürfnisse, einem Luxus zu lieb einen bestimmten Zweck zu verfolgen. — Nach einer an Mühen und Gefahren reichen Tagereise, die vielleicht tragische Ereignisse, Krankheiten, welche die Bemannung lähmen, Schiffbruch zwischen den brandenden Wassern und den Verlust eines Theiles ihrer ärmlichen Habe mit sich bringt, machen sie von Anstrengung und Hunger überwältigt an einer öden, ungastlichen Kiesbank Halt, um die Nacht zu verbringen. Ladung und Floß aus Ufer ziehend, bereiten sie die aus Reis und Bananen bestehende Mahlzeit zu, die mit ein wenig Kaffee das Mahl bildet, welches die den Tag über aufgebrauchten Kräfte zu ersetzen hat. Aber die Nacht bringt nicht viel Ruhe; neben den Insekten und selbst dem Jaguar, lästigen und gefährlichen Nachbarn, deren man sich, um die Feuer gruppirt, zu erwehren hat, stört die Sorge um das gebrechliche Fahrzeug den Schlaf, das ein plötzliches Anschwellen des Flusses entführen kann. Mit Tagesanbruch beginnt die Fahrt aufs Neue, die nur eine Wiederholung der Mühen des vorhergehenden Tages ist.

So kommen sie zuletzt Dank ihrer Verwegenheit und

Beharrlichkeit im Lager der Chinarindensammler an, wo sie Leidensgefährten antreffen, die sowohl von dem heißen, feuchten Klima als von dem Mangel an Lebensmitteln entkräftet und heruntergekommen sind, und die stets mit Begier der Ankunft eines Händlers entgegensehen, der ihnen Lebensmittel und Spirituosen zuführt, von welch letzteren sie einen unmäßigen Gebrauch machen. Haben die Rindensammler solchergestalt ihre Vorräthe erneuert, so vertiefen sie sich wieder in die Wälder, um ihrem unlohnenden, vom Zufall abhängenden Geschäft nachzugehen, das übrigens mit jedem Jahr an Ausdehnung verliert, seitdem künstliche Anpflanzungen die Produktion reguliren.

Von Circuata, das nichts Bemerkenswerthes bietet, zieht sich der Weg durch das Thal von Miguilla, dessen Breite, Fruchtbarkeit und Ausdehnung den Reisenden angenehm überrascht; die Dichtigkeit der Wälder, die romantischen Schluchten, die Bäche, welche zur Thalsohle niederfließen und die Kulturen befruchten, bilden zusammen ein bewunderungswürdiges Panorama. Cajuata liegt an einer erhöhten Stelle des vom Rio Suri durchflossenen engen Thales. Lähmende Hitze und endemische Krankheiten machen seine Bewohner zu schwächlichen, apathischen Kreaturen. Die kleine Ortschaft ist deshalb von Bedeutung, weil sich hier wieder Wege nach Inquisivi und Cochabamba, Yungas und La Paz schneiden. So nachläßig und in geringem Umfang die Agrikultur betrieben wird, so fruchtbar und freigebig sind die Ländereien. Die Ernten fallen nicht gleichzeitig ein. Das ganze Jahr hindurch blüht und reift die Frucht, säet und erntet man. Eine der Gegend eigene Kartoffelart, die Poreja, wird viermal im Jahre geerntet.

Ein gutes Stück Weg, auf dem der Ort Chirapaca berührt wird, ist von Cajuata bis Inquisivi zurückzulegen. Die Vegetation, die landschaftlichen Bilder bleiben sich gleich und verändern ihren Charakter erst, wenn der von einer Brücke überspannte Rio Sacambaya überschritten ist, von dessen Ufern aus ein eine Legua langer Aufstieg zwischen reich belaubten Mollebäumen zu der Provinzhauptstadt Inquisivi, dem Endziel der Reise, führt. — Die wichtigsten Centren der Yungas sind durchwandert und der Halbkreis, der mit dem einen Endpunkte von der andinischen Hochebene ausging, schließt sich mit dem anderen beinahe wieder an dieselbe an.

Inquisivi macht anfänglich einen nicht ungünstigen Eindruck. Das Klima ist gesund und erfrischend. Die mit Ziegeln gedeckten Häuser haben ein freundliches Aussehen; vier große Seibos, in welchen unzählige Vögel nisten, beschatten die Ecken des geräumigen Marktplatzes und rufen die Erinnerung an patriarchalische Dorflinden wach. Bald aber schwindet die Illusion, und wer dazu verdammt ist, längere Zeit inmitten der wenigen Einwohner zu verweilen, die sich gleichgültig in den Zerfall der früheren von der Rinden-Industrie herrührenden Prosperität zu ergeben scheinen, ist froh, nach Erledigung seiner Angelegenheiten jener Eintönigkeit wieder zu entrinnen.

Der nördliche Theil der Provinz Inquisivi, Arcopongo, ist kaum gekannt. Seine Höhenzüge, Thäler und weiten Ebenen erstrecken sich auf Entfernungen, deren Grenzen nicht einmal annähernd angedeutet werden können. Meistens sind es zahlreiche Viehheerden, welche auf den pajonales den Reichthum jenes jungfräulichen Bodens ausmachen, der größtentheils in Händen von Gutsbesitzern ist, die über die Ausdehnung ihrer Besitzungen selbst im Zweifel sind und die, so lange sie ihre Erzeugnisse nicht verwerthen können, eben nur ein kärgliches Dasein führen. Der Rest des Territoriums bleibt im Urzustande und geht in die Montaña, die herrenlosen Wälder, das herrenlose Gut, auf. Wolle, Häute u. s. w. bilden einen Theil der Erzeugnisse; in den tiefer gelegenen Ländereien gedeiht der Kaffeestrauch, Coca, Zuckerrohr, Tabak, überhaupt alles das, was die Yungas produciren. Nur fehlen Hände und Straßen, um davon in vollem Umfange profitiren zu können.

Man gelangt eben zu der Ueberzeugung, wenn man diese Gegenden bereist, daß die Verbindungswege überall das geblieben sind, was sie schon zu Zeiten der Inkas waren. Die Pfade führen bergauf, bergab, führen über unwegsame Bergrücken, weichen den Ebenen aus und verlängern die Entfernungen durch weite und unnöthige Umwege, die oft nur einem Felsblock, einer sumpfigen Stelle, oder der Abwesenheit einer Brücke zuzuschreiben sind, lauter Hindernisse, die leicht zu beseitigen wären. So war es, so ist es geblieben. Die Indianer, welchen die Verpflichtung obliegt, ohne Vergütung für die Instandhaltung der Wege zu sorgen, geben sich nur mit schlechtem Willen dazu her, und vielleicht nur einmal in vielen Jahren. Die Gutsbesitzer sträuben sich vollends gegen jede materielle Leistung; freilich ist es wahr, daß sie in vielen Fällen nur pobres de solemnidad, verschämte Arme, sind, die auf ihrem vom Verkehr ganz abseits gelegenen fürstlichen Areal sich glücklich schätzen, wenn sie eine Schüssel voll Bananen in den Kochtopf stecken können.

Es ist schwierig, die Anmuth, Schönheit und Abwechselung jener in ihren Höhenzügen eisigen, in ihren Thälern tropischen Marken zu schildern. Von den Gebirgskämmen herabsteigend, gelangt man in wenig Stunden von einer sichtlich abgegrenzten Zone in die andere — natürlich nur da, wo sich der Ostabhang der Anden jäh in die Tiefe senkt — und man könnte sagen, daß von dem Hochplateau aus, wo die Kartoffel unter dem Einfluß des gefrierenden Wassers zu Chuño präparirt wird, die Mühle sichtbar ist, in der das Auspressen des Zuckerrohrs vor sich geht; wo das Brüllen des auf den pajonales der Bergabhänge weidenden Viehes sich mit der zornigen, durchdringenden, der nervenaufregenden Stimme des Jaguars vermischt, der am Flußufer seiner Beute nachgeht. Aetherische Regionen und grausige Abgründe, Tummelplätze des Adlers, der auf den prächtig gefiederten Ara und das brennendrothe Felsenhuhn Jagd macht. Schweift der Blick aber, wo das Wirrsal der bewaldeten Höhen sich öffnet, in die Ferne, so labt er sich an einem Ocean von dichtbelaubten Wipfeln oder an den mit hohen Gräsern bewachsenen pajonales, die wie vom Winde bewegte Kornfelder in leisem Luftzuge hin- und herwogen.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

4. Die Schamanen.

(Erste Hälfte.)

Der Schamane (mongolisch und burjätisch bo, die Schamanin odegon) ist der natürliche Vermittler zwischen den Menschen und den Gottheiten, der Sachwalter der Menschen vor Gott, der Verkündiger des göttlichen Willens. Er bringt die Opfer, beschwört die Götter und verrichtet die nöthigen Ceremonien bei den wichtigsten Lebensakten der Burjäten, bei der Geburt, bei Krankheiten, beim Tode; er gilt als die Person, welche die Fähigkeit besitzt, mit Hilfe der schützenden Gottheiten die Zukunft zu enthüllen.

Es können sowohl Männer wie Frauen Schamanen werden. Ueber die Entstehung des ersten Schamanen berichtet folgende Sage: Anfangs gab es gar keine Menschen, sondern nur die himmlischen Götter, die Tengerin, böse wie gute; die bösen waren früher da als die guten. Die westlichen guten Tengerin schufen die Menschen, welche anfangs glücklich lebten, keine Krankheiten hatten und keinen Kummer kannten. Aber bei den östlichen bösen Göttern fielen die Menschen in Ungnade; sie fingen an zu erkranken und zu sterben. Die westlichen guten Götter nahmen Antheil an den Menschen und beriethen, wie ihnen zu helfen sei. Die Berathungen fanden auf den Plejaden, dann auf dem Monde statt. Man beschloß, den Menschen zur Unterstützung im Kampfe gegen die bösen Götter einen Schamanen zu senden. Dazu wählte man den Adler, eine Gottheit, welche von den östlichen Tengeri abstammte. (Sonderbar — wie konnten die westlichen Götter zur Bekämpfung der östlichen Götter einen aus der Mitte der letzteren auswählen?)

So wurde der Adler der erste Schamane.

Obgleich er den Menschen half, indem er die bösen Gottheiten vertrieb, so trauten ihm die Menschen doch nicht: sie sahen in ihm nur einen Vogel; überdies konnte der Adler den Menschen keine Rathschläge geben, weil er nicht reden konnte und die Menschen seine Stimme nicht verstanden. (Nach Meinung der Burjäten haben die Vögel, wie alle Thiere, ihre eigene, nur ihnen selbst verständliche Sprache; nur derjenige Mensch, welcher 70 Sprachen kennt, versteht auch die Stimmen der Thiere.) In Folge jener Schwierigkeit kehrte der Adler wieder in den Himmel zurück, berichtete den westlichen Tengeri von seinem Mißerfolge und bat, entweder einen Burjäten zum Schamanen zu machen oder ihm die Möglichkeit zu gewähren, mit menschlicher Stimme zu reden. Die Götter bestimmten nun, daß der Adler seine Schamanenwürde dem ersten ihm begegnenden Menschen übertragen solle. Der Adler kehrte also zur Erde zurück und bemerkte eine unter einem Baume schlafende Frau, welche ihren Mann verlassen hatte. Der Adler vereinigte sich mit der Frau und sie ward schwanger; jetzt kehrte sie zu ihrem Manne zurück. Die bösen Götter aber, um das Weib zu verderben, sandten einen bösen Geist Schulmus auf die Erde. Schulmus verwandelte sich in ein schönes Weib und veranlaßte den Burjäten, seine erste Frau zu verjagen. Aber der Adler kam der Frau zu Hilfe, ergriff den Schulmus und warf ihn ins Meer — nun lebte das Ehepaar wieder in Frieden. Die Frau aber gebar einen Sohn und das war der erste Schamane Morgon-Chara oder Bocholi-Chara.

Nach einer Variante der Sage wurde die Frau selbst zum ersten Schamanen.

Die Kleidung und das Zubehör eines Schamanen. Die Kleidung eines Schamanen von heute, sowohl die alltägliche als auch die bei Beschwörungen benutzte, unterscheidet sich nicht von der gewöhnlichen burjätischen, nur ganz besonders beliebte und bejahrte Schamanen pflegen besser gekleidet zu sein; die Mehrzahl der Schamanen ist aber sehr arm. Aber aus früherer Zeit findet man an Begräbnißstätten der Schamanen Reste von Kleidern und Verzierungen, welche für die jetzigen Schamanen unerreichbar und völlig unbekannt sind. Der Vollständigkeit wegen beschreiben die Verfasser auch viele zur Kleidung und Ausrüstung der Schamanen gehörige Gegenstände, welche heute gar nicht oder wenigstens seltener als früher benutzt werden.

Ein Pelz war früher ein beständiges Zubehör eines Schamanen; heute wird nur dem todten Schamanen ein solcher angezogen. Der Pelz kann blau oder weiß sein. Ein weißer Schamane empfängt einen weißen Orgoi (d. i. Pelz); ein schwarzer Schamane einen blauen. Der schwarze Schamane ist Nachts vor dem Antlitze des Nachthimmels „Ochtorgon" thätig; er ist der Diener des Nachthimmels. Der blaue Orgoi entspricht aber dem blauen Himmel. Der Orgoi wird aus seidenen oder baumwollenen Stoffen genäht, ist aber sonst seinem Schnitte nach nicht von einem gewöhnlichen Pelze zu unterscheiden. Die Schamanen von Balagansk erhalten wohl auch bei Lebzeiten einen solchen Pelz. Besonders eigenthümlich sind die ihnen angehängten metallenen Figuren von Menschen, Pferden, Vögeln u. dergl.

Eine Pelzmütze unterscheidet einen Schamanen von einem gewöhnlichen Burjäten; sie wird aus Luchsfell angefertigt mit einer Troddel oben; oder statt einer Pelzmütze wird eine Schirmmütze genommen, aber stets mit einer Troddel. Nach der fünften Weihe oder Waschung erhält der Schamane eine eiserne Mütze, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Krone hat, und eiserne Stöcke mit Pferdeköpfen.

Stöcke mit Pferdeköpfen (Morin-Chorbo) sind bei allen Schamanen der Baikal-Burjäten im Gebrauch; allein ausgenommen sind die Burjäten von Balagansk. Jeder Schamane hat zwei Stöcke aus Eisen oder Holz. Die hölzernen werden aus einer Birke gemacht, welche am Begräbnißplatze eines Schamanen gestanden hat; am Ende des Stockes wird in sehr kunstloser Weise etwas, das einem Pferdekopfe ähnlich sieht, geschnitzt. An den eisernen Stöcken steht der Pferdekopf unter rechtem Winkel zum Stocke. Die Stöcke werden mit allerlei Zierrath behängt.

Musikalische Instrumente. Bei den Schamanen von Kudinsk ist eine große Glocke im Gebrauche, weil dieselbe bequemer zu handhaben ist als die sonst übliche Trommel. Eine solche Trommel hat Gestalt und Aussehen eines Siebes, statt des Netzes ist ein Stück Pferdeleder ausgespannt. Dies sowie die mit Pferdeköpfen versehenen Stöcke sollen das Pferd darstellen, auf welchem der Schamane über die Erde hinwegreitet, sich zum Himmel erhebt und dann in das unterirdische Gefängniß Erlen-Chans sich hinabläßt. Ferner ist beständig im Gebrauch ein Instrument, welches Chur genannt wird; dies von den Verfassern

sehr ausführlich beschriebene und abgebildete Instrument ist eine sogenannte Maultrommel, die im Allgemeinen in Mittelasien eine sehr große Verbreitung hat. Die Burjäten von Balagansk aber wenden keine Maultrommel an, sondern ein Saiteninstrument, eine Art Geige.

Schließlich gehört zur Ausrüstung eines Schamanen noch ein großer Kasten, ein Zauberkasten, etwa 1 m lang und 35 cm hoch, von der Gestalt eines Hausdaches; die Wände sind mit allerlei Figuren verziert, mit allerlei Bändern, Schellen, Thierhäuten behängt. In ihm werden die verschiedenen Ausrüstungsgegenstände der Schamanen, die Pferdestöcke, eine Peitsche, Trommel, Thierhäute, kleine Holzgefäße von verschiedenen Größen u. s. w., aufbewahrt.

Einweihung des Schamanen. Ein jeder Burjäte kann Schamane werden; doch wird gewöhnlich nur ein solcher Schamane, dessen Vorfahren mütterlicher- oder väterlicherseits Schamanen waren, so daß er gleichsam schamanischer Abstammung ist. Doch können auch andere Leute und zwar zufällig oder, wie die Burjäten glauben, nach dem Willen der Götter Schamanen werden: so derjenige, dessen naher Verwandter vom Blitze erschlagen wurde, letzterer wird für einen Erwählten der Götter gehalten, für einen Schamanen, und als solcher begraben, nicht verbrannt; seine Verwandten gelten demnach als Abkommen eines Schamanen. Solche Schamanen heißen Nerjer-utcha. Ein vom Himmel gefallener Stein (bumal-schulun) kann auch Schamanen machen. Wer Mitchbranntwein (Tarassun) trinkt, worin ein solcher Stein gewaschen wurde, wird Schamane; denn man glaubt, daß vom Steine eine besonders geheimnißvolle Kraft in den Branntwein übergegangen ist. Ein so gewordener Schamane heißt Budal-utcha.

Auf die angegebene Weise können aber alte Leute Schamanen werden, denen es nicht mehr möglich ist, alle Gebete, Sitten und Ceremonien gut zu erlernen — dann giebt es schlechte Schamanen. Der eine der beiden Verfasser kannte einen Schamanen, der nicht die Namen seiner eigenen Götter herzusagen wußte. Solche Schamanen werden dann noch von besonders dazu geeigneten alten Leuten unterrichtet; es giebt solche, welche die Gebete und Beschwörungsformeln besser kennen als die Schamanen selbst.

Unter gewöhnlichen Umständen werden aber schon während des Knabenalters die Individuen dem Schamanenstande bestimmt. Ein geeigneter Knabe ist träumerisch, liebt die Einsamkeit, hat bedeutsame Träume und leidet an Nervenanfällen, in welchen er ohne Bewußtsein ist; man nimmt dann an, daß die abwesende Seele bei den Göttern unterrichtet wird. Wenn der Knabe älter wird, so geräth er oft in Verzückung, sieht Geister, hat häufige Träume und Nervenanfälle, dann fängt er an, durch die Dörfer zu wandern, um die Schamanengebräuche kennen zu lernen. Später begiebt sich der Jüngling in den Wald, auf einen Berg und beginnt hier sich in der Kunst der Schamanen zu üben, errichtet einen Scheiterhaufen, ruft die Götter laut an, fällt in Ohnmacht; dabei übt er sich seinen Körper gehörig zu bewegen und seine Stimme zu brauchen, um schließlich als fertiger Schamane hervortreten zu können. In früherer Zeit wurden bereits Knaben von 10 Jahren zu Schamanen ausgewählt, jetzt wohl kaum früher als mit 20 Jahren.

Es giebt zwei Arten von Schamanen, weiße und schwarze, je nachdem sie den guten oder bösen Göttern dienen. Der weiße Sagani-ba steht im Dienste der guten Götter, der westlichen Tengeri und Chaten, welche den Menschen nur Gutes thun; solche Schamanen sind sehr geachtet; ein solcher in Balagansk war besonders berühmt; er hieß Barlak, trug ein weißseidenes Gewand und ritt auf einem weißen Pferde.

Der schwarze Schamane (Charain-bo) steht im Dienste der bösen Gottheiten, deshalb bringt er den Menschen nur Böses, Krankheit und Tod. Wenn ein solcher Schamane einen Menschen vernichten will, so nimmt er einen Stock, schwärzt die eine Hälfte desselben, sowie seine eigene linke Gesichtshälfte mit Kohle und kehrt seinen Kessel in der Jurte so, daß der Boden aufwärts steht; ist es dann Nacht geworden, so ruft er die bösen Götter an, welche den betreffenden Menschen schaden sollen; schwarze Schamanen fertigen auch jene früher beschriebenen Zauberfiguren „Sjä“ an. Sie bringen auch nur den bösen Göttern Opfer, den östlichen Tengeri und Chaten, dem Erlen-Chan, dem Herrn der Insel Olchon und dem Herrn des schwarzen Pferdes.

Doch giebt es auch bei den Burjäten von Kudinsk Schamanen, welche sowohl den guten wie den bösen Gottheiten dienen.

Die eigentliche Weihe des Schamanen ist eine Körperwaschung; die einzelnen Individuen müssen bald drei, bald sechs Waschungen vornehmen, weil durch dieselben ihre Kenntniß und ihr Verstand wächst. Man wählt einen erfahrenen Schamanen, welcher die Ceremonie leiten soll, das ist der Schamanenvater, dann neun junge Leute zu Gehilfen, welche Schamanensöhne heißen. Das benutzte Wasser muß Quellwasser sein; diejenigen, welche das Wasser Morgens holen, opfern dem Herrn der Quellen etwas Branntwein, den übrigen trinken sie selbst; bei der Rückkehr durch den Wald nehmen sie ganz junge Birkenbäumchen und machen daraus Besen, welche in den Jurten des neuen Schamanen niedergelegt werden. Zu Hause wird das Wasser gekocht, und in den Kessel wirft man stark riechende Kräuter, Rinde u. s. w. Dann schneidet man einem Ziegenbocke etwas Wolle von den Ohren, Stückchen von den Klauen der Füße und von den Hörnern, tödtet ihn durch einen Stoß ins Herz hinein und läßt einige Tropfen des Herzblutes ins Wasser fließen. Den Ziegenbock erhalten die Weiber, welche das Fleisch kochen und essen — das Wasser ist nun zur Weihe geeignet.

Nun beginnt der Schamanenvater seine Thätigkeit, er prophezeit aus dem Schulterblatte eines Schafes, ruft die Götter an, taucht die Birkenbesen in das geweihte Wasser und schlägt damit auf den entblößten Rücken des Schamanenjünglings; ebenso verfahren die neun Schamanensöhne. Dabei werden folgende Rathschläge hergesagt:

„Wenn ein Armer dich ruft, so gehe zu Fuß zu ihm, fordere wenig für deine Mühe, nimm, was er giebt!“

„Immer sei besorgt um die Armen, hilf ihnen, bitte die Götter um Beistand gegen die Bösen und gegen deren Macht.“

„Wenn dich ein reicher Mann ruft, so reite auf einem Ochsen zu ihm und fordere nicht viel für deine Mühe.“

„Wenn dich ein Reicher und ein Armer gleichzeitig rufen, so gehe zuerst zum Armen und dann zum Reichen!“

Der Geweihte verheißt die Gebote zu erfüllen, dann spricht er die Worte des Gebetes, welche der Schamanenvater hersagt, nach; es wird noch einmal Branntwein gespendet und die Ceremonie ist beendigt.

Diese Waschung, bei welcher übrigens mitunter nur Wasser allein ohne Ziegenblut zur Verwendung kommt, geht der ersten Weihe voraus. Gewöhnlich nimmt jeder Schamane eine solche Reinigung durch Wasser mindestens alljährlich, hier und da wohl auch allmonatlich bei Neumond vor, oder auch in besonderen Fällen, wenn die Schamanen sich z. B. verunreinigt glauben, durch Berührung unreiner Gegenstände.

Einige Zeit nach der eben beschriebenen Ceremonie der Reinigung wird diejenige der ersten Weihe vorgenommen; solche Weihen können verschiedene auf einander folgen, drei bis neun, je nach dem Reichthume und Wohlstande der betheiligten Gemeinden, weil die zur Weihe nöthigen Mittel

Opferthiere, Branntwein, Geld und andere Unkosten verursachen. Daher begnügt man sich mitunter auch mit einer einzigen Weihe.

Zum Vater wird wie früher ein Schamanenvater mit neun Söhnen gewählt, in Begleitung dieser zieht der junge Schamane reitend zu seinen Bekannten, um Gaben zu sammeln. Die Ankommenden lassen laute Rufe erschallen; man bewirthet sie mit Milch, hängt Tücher und Bänder an die Birke, welche der junge Schamane in den Händen trägt, und schenkt ihm Geld, um die nöthigen Gegenstände, neun hölzerne Schalen, Schellen, Seide, Branntwein u. s. w., einzukaufen.

Am Abend vor dem Feste werden junge Leute in den Wald geschickt, um unter Aufsicht eines Alten eine Kiefer und eine Anzahl starker Birken zu fällen; eine besonders schöne Birke ist zur Anfertigung der Stöcke mit Pferdeköpfen bestimmt. Man sucht die betreffenden Bäume im Begräbnißhain des Uluß (Dorf), welcher Ajacha (russisch Schamanka) heißt, weil daselbst die Leichen begraben und die Schamanenleichen verbrannt werden. Das Fällen der Bäume ist von verschiedenen Ceremonien begleitet, bei denen der Milchbranntwein ebenfalls eine Rolle spielt.

Der Schamanenvater mit seinen neun Söhnen wohnen neun Tage in einem gemeinsamen Zelte, halten ein neuntägiges Fasten, wobei sie nur Mehl in Wasser gekocht, Branntwein und Thee genießen, und fertigen alle zur Ausrüstung des jungen Schamanen nöthigen Gegenstände an. Das Zelt ist dreimal umzogen von einem Haarseil (Seli), an welchem Thierfelle, farbige Fäden und kleine Hämmer aus Holz hängen. Am Vorabend zaubert schließlich der Schamanenvater nebst allen herzugereisten Schamanen und ruft die Götter an; am Morgen des Festtages wird endlich Alles hergerichtet, insonderheit werden die Bäume aufgestellt.

Vor allem wird in der Jurte eine große starke Birke so aufgerichtet, daß die Wurzeln rechts im südwestlichen Winkeln vergraben werden, während die Spitze des Baumes in der Rauchöffnung steckt — der Baum stellt die Thür der Götter (Udeschi-burchan) symbolisch dar oder den Weg, auf welchem der Schamane zum Himmel und zu den Göttern geht. Der Baum bleibt meist auch später noch in der Jurte stehen, so daß man an ihm sofort die Jurte eines Schamanen erkennen kann. Die anderen Birken werden im Umkreise der Jurte aufgerichtet und mit allerlei Dingen behängt; auf die Bedeutung der einzelnen Bäume und die Beschreibung der angehängten Gegenstände verzichten wir hier.

Der junge Schamane und die Gehilfen machen sich alsdann fertig und ziehen wo möglich reine Hemden an, welche mit bunten Bändern geschmückt werden.

Zuerst werden die Ausrüstungsgegenstände des jungen Schamanen geweiht, seine Pferdestöcke vor allem; diese sollen dadurch in lebende Pferde verwandelt werden, welche dem Schamanen zur Vermittelung zwischen der Erde und dem Geisterreiche dienen werden. Dabei wird ein Schaf getödtet und dem Herrn des Pferdestockes (Chorboschi-Noen) und seiner Frau Branntwein verspritzt; die unteren Enden des Stockes werden mit Blut bestrichen — so werden auch die anderen Sachen behandelt.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Am 22. September d. J. ist in Honolulu der Afrikareisende Dr. Karl Passavant von Basel im Alter von 33 Jahren gestorben. Er hatte Medicin und Naturwissenschaften studirt und absolvirt und beschloß, sein Leben der Afrikaforschung zu widmen. Er bildete sich zu diesem Zwecke unter Nachtigall's Leitung in Berlin speciell aus und rüstete aus eigenen Mitteln eine Expedition nach Westafrika. Ein widriges Geschick ließ ihn an der Westküste des schwarzen Erdtheils Schiffbruch leiden; Passavant verlor dabei einen Begleiter und seine sämmtlichen wissenschaftlichen Instrumente. Doch ließ sich der junge Forscher nicht abschrecken. Er kehrte nach Europa zurück, um, aufs Neue ausgerüstet, eine zweite Expedition nach Westafrika zu unternehmen. Bekannt ist, wie er durch seine Kenntniß des Landes der deutschen Expedition förderlich war und wie er mit seinen Krunegern die deutschen Truppen in ihren Kämpfen in Kamerun unterstützte. Seine Hoffnung, vom Westen in das Innere vordringen zu können, scheiterte an den kriegerischen Verwickelungen. Der lange Aufenthalt in dem mörderischen Klima hatte seine Gesundheit untergraben; mit halb gebrochenem Körper kehrte er nach Europa zurück, unternahm 1886 noch eine Reise durch Rußland und den Kaukasus und 1887 eine solche durch Nordamerika. Von San Francisco begab er sich nach Honolulu, wo er der Schwindsucht erlegen ist.

— Zu der Ersteigung des Kilimandscharo durch Dr. Hans Meyer (s. oben S. 271) wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Leipzig geschrieben, daß der Reisende am ersten Tage von Mareale's Dorf (in Marangu) bis zur unteren Urwaldgrenze, am zweiten durch den regentriefenden Urwald bis zur oberen Waldgrenze nach dem „Lager Johnston's" gegangen sei, am dritten Tage baumlose, mit wenig Ginster und Eriken bestandene Grasmatten bis zum ersten Schnee und am vierten ganz vegetationslose Aschen- und Lavalager bis zum Fuße des eigentlichen Kibo durchschritten habe, um endlich am fünften Tage den Aufstieg bis zum Kraterrande zu vollenden und zum Kraterfuße wieder zurückzukehren. Am oberen Kraterrande fand er noch eine 40 bis 50 m hohe, dem Rande aufliegende Eiswand vor sich, die er nicht zu ersteigen vermochte, da sein Begleiter 300 m tiefer wegen Schwäche zurückgeblieben war. Den sechsten Tag verwendete Dr. Meyer auf Anfertigung von Photographien des höchst eigenthümlichen Hochplateaus zwischen Kibo und Kimawenzi mit der dasselbe durchziehenden vulkanischen Hügelkette, auf Einsammeln geologischer Belegstücke und Herstellung eines Kartencroquis. Dann kehrte er zum ersten Schnee zurück, sammelte von dort aus mehrere Tage und hielt sich endlich noch zwei volle Wochen in Mareale's Dorfe mit Photographiren, Zeichnen und Sammeln auf.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame **Jane Dieulafoy**.

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Von Obock ging die Fahrt nach Aden, von dort auf der „Huzara" nach der Rhede von Karatschi, wo die „Assyria" die Expedition aufnahm; am 27. Januar 1885 warf dieselbe auf der gewaltigen Rhede von Bender-Abbas, wo sämmtliche Flotten Europas manövriren könnten, Anker. Zu beiden Seiten zeigen sich längs der gelben Küste Gärten und zahlreiche Dörfer, inmitten die persische Stadt, im Hintergrunde überragt von einer Kette schneebedeckter Berge. Der Ankerplatz befindet sich drei Seemeilen vom Lande bei einem entmasteten Schiffe, das an der Grenze der Untiefen liegt und für die Dampfer der englischen Gesellschaft als Magazin und Lagerplatz dient. Da die „Assyria" hier Ladung zu löschen hatte, so erhielten auch die Reisenden Erlaubniß an Land zu gehen. Wie in Obock, kann auch hier das Boot nicht unmittelbar an den Strand gelangen, so daß man sich die letzte Strecke von Menschen tragen lassen muß.

Bender-Abbas unterscheidet sich wenig von den persischen Städten, welche Dieulafoy während seiner ersten Reise besuchte: Neubauten neben Ruinen, Schmutz und Abfälle auf den unebenen, holperigen Straßen, auf den halb unterirdischen, mit Palmblättern überdeckten Bazaren Buden, deren Sauberkeit in scharfem Gegensatze zu der Vernachlässigung der vorüber- und hindurchführenden Straßen steht. Die Nachricht von der Ankunft der Europäer hatte sich rasch in der Stadt verbreitet, und nun wuchs die sie begleitende, drängende, schimpfende Volksmenge zusehends an; ein Shawlhändler nahm sich schließlich der ins Gedränge gerathenen Expeditionsmitglieder an und führte sie durch eines der Stadtthore hinaus auf das freie Feld, wo sich auf dem sterilen Boden eine riesige Mimose erhebt. Dort füllten roth gekleidete Frauen ihre antik geformten Vasen mit Wasser oder plauderten mit anderen, die wuschen. Hinter diesem Landschaftsbilde, welches den von den blendenden Sonnenstrahlen schmerzenden Augen so wohl thut, erheben sich Bauten aus Bruchsteinen, darunter eine fast zusammengestürzte, welche einer alten christlichen Kirche gleicht, und andere pyramidenförmige, letztere Grabdenkmäler von Engländern.

Am 28. Januar setzte die „Assyria" ihre Fahrt fort, die am frühen Morgen des nächsten Tages eine ängstliche Unterbrechung durch Auflaufen auf eine Sandbank erlitt. Zum Glück blies der Wind vom Lande her, so daß es möglich war, mit Hilfe von Segeln und einiger Manöver mit der Schraube bald wieder frei zu kommen. Untiefen sind in diesem sehr seichten Meere überaus häufig; sie verhinderten auch in Verbindung mit hohem Seegange eine Landung bei der nächsten Station, Linga, welche sich durch eine Schiffswerft, auf welcher volle Thätigkeit herrschte, auszeichnete. Der Kapitän mußte sich also damit begnügen, die Post durch ein Boot an Land zu schicken, und sobald dasselbe mit seiner bis auf die Haut durchnäßten Mannschaft wieder zurückgekehrt war, wurden die Anker wieder gelichtet und das Schiff, welches bisher von Karatschi an beständig der Küste von Beludschistan und Persien entlang gefahren war, nahm nun seinen Cours nach den auf der arabischen Seite liegenden Bahrein-Inseln. Dieselben sind in

Folge von Quellen, welche auf dem Festlande ihren Ursprung haben und unter dem Meeresboden hinfließen, sehr fruchtbar und verdanken ihre commercielle Bedeutung den schon im frühen Alterthume berühmten Perlenbänken, welche der chaldäische Stamm der Gerrhäer ausbeutete. Von hier zogen die Räuberbanden aus, welche zur Zeit der ersten Sassanidenkönige Mesopotamien verwüsteten und Ktesiphon plünderten; von hier segelte die Flotte mit dem ersten arabischen Heere ab, welches in Iran einzudringen versuchte; gleich nach der Landung wurde es indessen vom Satrapen Schehrek aufs Haupt geschlagen, während ein Sturm alle Schiffe vernichtete.

Mit dem Postboote gingen die Reisenden an Land, konnten aber auch hier nicht unmittelbar den Strand erreichen; Eingeborene hatten jedoch ihre weißen Helme bemerkt und kamen auf kräftigen Eseln an das Boot herangeritten, um die Europäer ganz an Land zu schaffen.

Ein natürlicher Quai schützt die Stadt gegen Hochfluthen; nach Süden liegt das große Postgebäude, von welchem die britische Flagge herabweht, nördlich davon zeigt sich eine Batterie mit veralteten Kanonen, welche den Eingang zu der officiellen Residenz des Scheich Aissa Ben Ali, des Sultans von Bahrein, schützt. Trotz seines Palastes und seiner Kanonen ist dieser Scheich nur ein Scheinfürst; denn es ist nur zu bekannt, daß alle diese reichen Inseln unantastbares Eigenthum Großbritanniens sind. Bahrein selbst macht davon keine Ausnahme; seine zahlreichen Einwohner leben und gedeihen unter dem Schutze des Obersten Roß, der eifersüchtig darüber wacht, daß sie nur englische Waaren beziehen, Eisenzeug, Tuche, Zucker, Baumwollwaaren und indischen Reis,



Mimose bei Bender-Abbas.

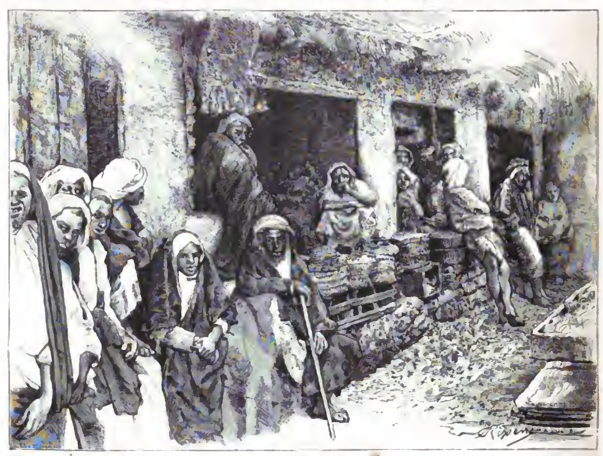
was alles die „British India“ alle vierzehn Tage herbeischafft.

Damals, Ende Januar, erschienen die Bazare, wo Tausende und aber Tausende von trockenen Fischen aufgestapelt waren, ruhig, fast verlassen; aber das Gleiche ist nicht zu jeder Jahreszeit der Fall. Im Monat März erwacht die Stadt; dann führt der Perlenhandel Schaaren von Tauchern und indische Kaufleute, die Auszubeutenden und die Ausbeuter, dorthin. Der Scheich weist jedem Boote die Stelle, wo es fischen darf, an, damit die Bänke sich wieder anschonen können, und auf ein verabredetes Zeichen verlassen sämmtliche Boote den Hafen. Der Taucher, der mit einem Netze, das von einem Weidenreifen offen gehalten wird, und mit einem langen Dolche zum Schutze gegen Haifische versehen ist, bindet sich um den Leib einen Strick, wodurch er mit dem Boote in Verbindung bleibt, steckt die rechte große Zehe in einen Ring, der an einem Gewichte von 10 kg befestigt ist, richtet ein kurzes Gebet an Allah, holt tief Athem und stürzt sich dann in das azurblaue Meer. Das Gewicht zieht ihn auf den Grund, wo er die Muscheln zusammenrafft und in sein Netz wirft, bis ihn Luftmangel zwingt, sich wieder hinaufziehen zu lassen. Die Araber von Bahrein bleiben gewöhnlich 60 bis 70 Sekunden unter Wasser; einige sollen es bis auf sechs Minuten gebracht haben. Manche sind nach zwölfmaligem Untertauchen ermüdet, andere wieder halten diese anstrengende Arbeit mehrere Stunden lang aus. Ein zweites Signal ruft die Boote ans Land zurück. Die Muscheln werden dann in einem wohl verschlossenen Gehege am Strande abgeliefert, wo man sie in Kessel mit sieden-



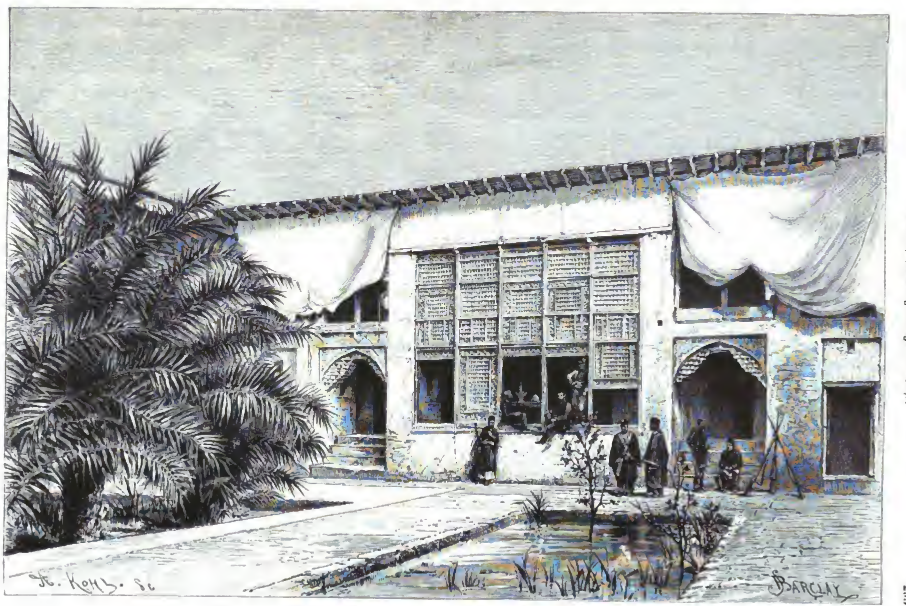
Palast des Scheich Aissa in Bahrein.

dem Wasser wirft oder wartet, bis die vorschreitende Fäulniß gestattet, sie zu öffnen, ohne daß man Gefahr läuft, die Perle zu beschädigen. Bootsherren und Käufer überwachen mit gleicher Sorgfalt das Auslösen der Perlen, wozu fast unbekleidete Arbeiter verwendet werden; sobald einer derselben die Hand zum Munde führt, also den Verdacht erweckt, als wollte er eine Perle verschlucken, so wird er gebunden und gezwungen, eine gehörige Dosis Ricinusöl zu trinken: der Werth des Objektes muß dieses etwas summarische Verfahren entschuldigen. Wir übergehen, was Madame Dieulafoy über die Entstehung der Perlen, ihre verschiedenen Formen und die daran geknüpften Sagen der orientalischen Völker sagt, und fügen nur noch hinzu, daß es bei diesem gesuchten Schmuckgegenstande nicht nur auf die Form, sondern auch auf das „Wasser" und den „orient" ankommt. Unter ersterem ist die Färbung zu verstehen, welche von Azur- und Silberweiß bis zu einem gelblichen Weiß, einem mehr oder weniger lebhaften Goldgelb, Rosa, Blau, Lila und Schwarz wechselt; in Europa bevorzugt man die weißen Varietäten, während die Araber die gelbliche Färbung als Zeichen der Unveränderlichkeit lieber haben. — „Orient" bezeichnet die Reinheit, das Schillern, den Glanz, Kardinaltugenden, deren Zusammentreffen den Werth einer Perle verdreifachen können gegenüber demjenigen einer sonst gleich großen und schweren. Während das Alterthum seine Perlen nur aus Indien und vom Persischen Meerbusen bezog, hat man jetzt Bänke an den Küsten Australiens, Amerikas und bei einigen Inseln des Stillen Oceans entdeckt; trotzdem werden die Fischereien von Bahrein nicht weniger emsig betrieben als früher. Im Frühjahr sind dort 1500 Boote beschäftigt, und die Taucherei wirft einen jährlichen Ertrag von acht Millionen Mark ab, wovon jedoch für die einheimische Bevölkerung nichts abfällt. In den Bazaren der Stadt findet man keine einzige Perle zu kaufen; alle werden unmittelbar nach Schluß der Fischerei verkauft und ausgeführt.



Bazar in Bahrein.

Ein Ritt durch die Umgebung der Stadt, welcher den Aufenthalt der Reisenden auf Bahrein beschloß, hinterließ in ihnen einen überaus günstigen Eindruck von der Fruchtbarkeit und Vegetation der Insel, welche in dieser Hinsicht hoch über den Ufern des Nil und des Schatt-el-Arab, den Rosengärten von Ispahan und Schiraz steht. Auf kothigen Wegen gelangten sie zu Esel zunächst zu einer vielfach ausgebesserten, großen, nun aber ganz verfallenen Moschee, deren beide Minarets noch aufrecht stehen. Zierliche, mit Inschriften versehene Kapitäle, Berichte über Restaurationen, Lobsprüche zu Ehren Allah's, hier und dort angebrachte Grabsteine könnten dem Kundigen die Geschichte des Bauwerkes erzählen. Unweit desselben sprudelt eine bis zum Grunde des Beckens durchsichtige warme Quelle; rings um sie herum, wie längs eines Kanals, welcher das Wasser eines artesischen Brunnens den Bewässerungsgräben zuführt, liegen Luzernefelder, welche in Beeten, wie Gartengemüse, gesäet ist und so grün und saftig aussieht, als wäre sie in Mistbeeten gezogen. Und so ging es endlos weiter, Garten an Garten, der Weg beschattet von Magnolien und Dattelpalmen und gelb blühenden Mimosen, an deren Stämmen sich duftendes Geisblatt emporrankte. Zahlreiche, mit Matten aus Palmblättern bedeckte Hütten, weiß gekleidete Bauern und Frauen in rothen Gewändern belebten das reizende Landschaftsbild.



Haus der Dieulafoy'schen Expedition in Buschir.

Am 31. Januar hielt die „Assyria" bei strömendem Regen vor Buschir; es dauerte länger als zwei Stunden, ehe die Expeditionsmitglieder in dem Lotsenboote die Stadt erreichten, welche wegen des dicht fallenden Regens auf 100 m Entfernung noch kaum sichtbar war. Völlig durchnäßt, fanden sie zuerst bei den Zollwächtern Aufnahme und wurden dann einigen Soldaten übergeben und von diesen nach dem Hause geführt, welches ihnen der Gouverneur der Stadt auf ihren Wunsch bereit gestellt hatte. Dasselbe war ihnen bereits vertraut und lieb, denn sie hatten es schon bei ihrer ersten Anwesenheit in der Stadt (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 97 ff.) bewohnt. Auch sonst ließ sich alles gut an; der Gouverneur ließ die Expedition durch seinen Stellvertreter begrüßen und melden, daß er die königlichen Firmane für sie in Händen habe; zugleich langte ein freundschaftlicher Brief des Dr. Tholozan an. Alle Hindernisse waren beseitigt, alle Schwierigkeiten überwunden. Auch hatte Prinz Zelle Sultan eingewilligt, Dieulafoy's Geld in Empfang zu nehmen, wogegen der Statthalter von Arabistan Befehl erhielt, dieselbe Summe den Reisenden später auszuzahlen und sie von dem Jahrestribute seiner Provinz in Abzug zu bringen. So konnten die Reisenden ohne Furcht vor Räubern nach dem Schauplatze ihrer geplanten Ausgrabungen sich begeben.

Den früheren Gouverneur fanden sie in Buschir nicht mehr vor; bald nach ihrer Abreise hatte die sich Bevölkerung der Stadt, der übertriebenen Erpressungen müde, empört und den Palast belagert. Mirza Mustofi Nizam hatte, als Fischer verkleidet, Reißaus genommen, während sein Gepäck geplündert wurde. Er hatte es aber während der kurzen Zeit seines Amtirens verstanden, so viel zu erübrigen, daß er mittels reicher Geschenke an die maßgebenden Persönlichkeiten bald darauf zum Verwalter der Provinz Kirman ernannt wurde und den tönenden Titel „Der Glückliche des Königreiches" davontrug. An seiner Stelle ist nun der älteste Sohn des Sahabi Diwan, des Statthalters von Schiraz, damit betraut, die Buschirer zu beglücken.

Am 7. Februar langte die „Arabia" auf der Rhede von Buschir an, mit welcher die Expedition ihre Reise fortsetzte. Ihre Bekannten und Freunde wünschten ihnen Glück zu ihrem Unternehmen, aber Niemand schien Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang desselben zu haben. Die Schwierigkeiten, welchen Loftus 30 Jahre früher begegnet war, die Gefahren, welche er trotz seines diplomatischen Ranges in Susa zu bestehen hatte, sind noch nicht vergessen, und Jeder, welcher ihnen Lebewohl sagte, that es mit einem Gesicht, aus welchem die Vorahnung eines Unglücks nur allzu deutlich abzulesen war. — Am nächsten Tage kam der Dampfer in Feilieh an, wo die Expedition auf den „Karun", welcher dem uns schon bekannten Scheich Moses (siehe „Globus", Bd. 48, S. 101) gehörte, überging. M. Dieulafoy bestand darauf, den „Karun" miethen und die verbrauchten Kohlen bezahlen zu wollen; aber der Scheich weigerte sich, auch nur die geringste Vergütigung anzunehmen. „Ich mache keinen Unterschied zwischen dem Gelde meiner Freunde und dem meinigen", war seine Antwort — eine im Orient sehr seltene Großherzigkeit.

Eine Azorenfahrt von Insel zu Insel.

Von Dr. Heinrich Simroth.

I.

Wer vor 30 Jahren in einem Sommer alle neun Azoren besuchen wollte, konnte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, so günstige Fahrgelegenheiten zu treffen, daß er mit einiger Regelmäßigkeit sein Ziel erreichte. Der Verkehr zwischen den Inseln war und ist zwar lebhaft, aber unregelmäßig, und man war leicht gezwungen, auf der unbequemen Barke unfreiwillig den Aufenthalt zu verlängern, wenn bei dem häufigen Windwechsel wohl noch kurz vor der scheinbar sicheren Landung eilig vor einem hereinbrechenden Sturme auf der hohen See Schutz gesucht werden mußte, bis nach Tagen und selbst Wochen ein neuer Versuch, die Küste zu gewinnen, möglich wurde. Man möge Hartung's allerliebst frische Schilderungen im citirten Werke nachlesen! Jetzt hat es der Reisende mit dem Dampfer bequemer, allerdings nicht ohne den Nachtheil flüchtigerer Hast, der unseren modernen Verkehrsmitteln anklebt. Und so ging ich am 9. September wieder an Bord des „Açor", mit dem ich vor vier Wochen gekommen, und der inzwischen eine Fahrt nach Lissabon gemacht hatte. Er lag zur achttägigen Runde im Hafen von Ponta Delgada bereit. Abends um $^1/_2$7 Uhr betrat ich das gute Schiff in völliger Nacht. Trotzdem von den Passagieren keiner über den Bereich der Inseln hinaus konnte, flossen doch reichliche Thränen zum Abschiede, und die Umarmungen wollten kein Ende nehmen. Im schönsten Mondscheine dampften wir ab, der Himmel war klar, nur über der Insel stand, wie üblich, einiges Gewölk. Eine Stunde ging's an S. Miguel entlang. Dann steuerten wir mit kräftiger westlicher Brise den flämischen Inseln zu. Die Azoren zerfallen bekanntlich in drei Gruppen, die in der Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest einander folgen. S. Miguel und S. Maria bilden die östliche, Corvo und Flores die westliche Gruppe, die fünf übrigen die Mitte, die zum Theil von Flamländern kolonisirt wurde. Anders, als der äußere Augenschein ergiebt, ist die wahre natürliche Eintheilung, wieder anders die politische. Die Anordnung der Vulkane läßt drei oder vier Reihen erkennen, die der angegebenen Himmelsrichtung parallel streichen. Die nördlichste Reihe umfaßt den östlichen Theil von S. Miguel; auf ihr liegt die früher besprochene Thermenlinie von Ribeira quente, Furnas und Ribeira grande, sie hat ihre Fortsetzung auf Terceira und Graciosa und wird durch zwei unterseeische Vulkane ergänzt, deren einer 1720 östlich, der andere 1872 westlich von Terceira entstanden ist. Die zweite Parallele beschränkt sich auf das Westgebirge von S. Miguel (Sete Cidades) und den westlich davon 1811 aufgethürmten und wieder weggespülten Sabrinakrater. Die dritte ist die längste; sie beginnt bei den Formigas, jenen Klippen zwischen S. Miguel und S. Maria, die zu allererst von einem maurischen Freibeuterschiff entdeckt zu sein scheinen; zu ihr gehören S. Jorge und Corvo und wieder ein verschwundener Vulkan, der 1683 westlich von S. Miguel ausbrach. Die vierte endlich, fast eben so lang, geht von S. Maria über Pico-Fayal bis Flores. — Wieder anders ist die politische Gruppirung. Danach zerfallen die Inseln

in drei Distrikte; der Gouverneur des ersten, S. Miguel und S. Maria, hat seinen Sitz in Ponta Delgada, der des zweiten, Terceira, Graciosa und S. Jorge, in Angra do Heroismo, der des dritten, Fayal, Pico, Flores und Corvo, in Horta. — Der Bevölkerung nach bilden die Inseln der Mittelgruppe noch immer ein Ganzes. Denn wenn auch die schwache fläminsche Kolonie mehr oder weniger von der portugiesischen Menge aufgesaugt wurde, man glaubt doch die heimischen, nordischen Züge sofort wieder zu erkennen. Das Volk ist strammer, geweckter, es wird viel weniger gebettelt, und mit geringerer Unterwürfigkeit und Zudringlichkeit. Der Bootseigner, der in Angra an Bord kam, um wegen der Landfahrten zu akkordiren, hatte einen blonden Schnurrbart, eine Seltenheit unter den Eingeborenen; die Abschlüsse vollzogen sich ohne allzu viel Feilschen, und die Fährleute begannen ein freundliches Gespräch, während es mir doch immer schwer geworden war, meine Fischer von S. Miguel, so willig sie sich benahmen, zu lebhafterer Unterhaltung zu bringen. Ich hatte die Nacht verschlafen und erwachte vom Kanonenschusse, der die Ankunft im Hafen anzeigte. An Deck erwartete mich ein reizendes Bild. Ein wundervoller Morgen, blaues Meer, und eine allerliebste Ansicht der Bucht, in die wir eindampften. Vor uns Angra, die noble Hafenstadt von Terceira, auf Hügeln amphitheatralisch aufgebaut, rings stattliche Quaianlagen, von wo breite, hohe Treppen an den Strand hinabführen; sie haben zum Theil beträchtliche Terrainabtragungen nöthig gemacht, und die steile Böschung ist von blanken Häusern gekrönt. Reichthum an Kirchen; namentlich tritt eine doppelthürmige gleich bei der Landung monumental entgegen, stattlicher als irgend eine auf S. Miguel; haben's doch die Jesuiten meisterhaft verstanden, die Symbole des Glaubens augenfällig und eindringlich zu machen, ich erinnere nur an die ähnliche Egreja da nossa Senhora dos montes über Funchal, die unübertrefflich auf den Ocean hinausleuchtet, ein Wahrzeichen dem noch fernen Seefahrer. Ueber der Stadt grüne Gärten mit Landhäusern, in die sie sich auflöst; und als krönender Bau der große Obelisk, der auf die hohe Bedeutung der Insel für Portugals geschichtliche Entwickelung hinweist. Im Hintergrunde hohe, im Morgenduft schwimmende Serren, die nach rechts und links symmetrisch, und doch abwechslungsvoll genug gegen die Bucht, sie umrahmend, hervortreten; links der Monte Brazil, ein aus hellen Tuffen aufgeschütteter, begrünter Berg, der nur durch einen schmalen Isthmus mit dem Lande zusammenhängt; er trägt eben an der Landenge das moderne Kastell; rechts auf schwärzlichen Felsen das alte spanische Fort und weiterhin, sich überschneidend, Klippe auf Klippe, Kap auf Kap, ins Meer abstürzend. Und hinter uns ist die Bucht auch wieder abgeschlossen durch ein neues landschaftliches Moment. Dem Meer entsteigt eine kleine Insel, regelmäßig conisch, oben abgeplattet, nach Art der Krater, anscheinend nackt und hell, zum Mindesten durch die Sommersonne kahl gebrannt, das Ilheo das Cabras, die Ziegeninsel, ein zweites Capri. In der That erinnerte sie mich lebhaft an die mannigfachen Capribilder, namentlich wenn sie, von der Abendsonne beleuchtet, roth golden aus der unendlich blauen Fläche sich erhob, in der prachtvoll harmonischen Stimmung der Complementärfarben, die hier, bei der völligen Unbebautheit durch kein weiteres Element gestört, in voller Stärke auf das Auge wirken. Bei näherem Zusehen entdeckt man, daß die losen Wände des Kegels durch des Meeres Gewalt in zwei Hälften zertheilt wurden, von denen die eine auch nur noch weniger hoch aufragt. So hat sie Aehnlichkeit mit dem noch merkwürdiger gebildeten früher erwähnten Ilheo von Villa Franca, einem nur auf einer Seite durch einen Lavaerguß geöffneten Krater, der nun im Innern eine Lagune umschließt, atollartig, nur höher. Kleinere Schiffe können einfahren und finden gelegentlich, wenn auch selten, volle Sicherheit bei tobendem Sturm.

Ich war zwei Tage am Lande, auf der Hin- und Rückreise, wenig genug; immerhin ließ sich Manches erhaschen. Die Stadt hielt, was sie aus der Ferne versprach. Sie macht zweifellos den vornehmsten Eindruck aller Inselstädte. Die freilich schlecht gepflasterten hügeligen Straßen sehen noch gleichmäßiger aus, als in Ponta Delgada, fast lauter zweistöckige weiße Häuser mit grünen Fenstergittern, ungemein blank. Wer nähme sich bei uns in einer Stadt von 11000 Einwohnern die Mühe, die Unterseite des vorspringenden Dachrandes zu putzen? Hier, wo allerdings die flacheren Dächer besser darunter sehen lassen, sind die Hohlziegel abwechselnd schwarz und mennigroth gestrichen, und ein sauberer weißer Rand grenzt sie vorn ab. Kachelbedeckung (Azulejos) sah ich keine, sie ist eine speciell portugiesische Sitte, und Angra verdankt seine Anlage oder doch seine Vollendung der spanischen Zeit, die während des dreißigjährigen Krieges nach sechzigjähriger Dauer ihr Ende erreichte. Neueren Datums ist bekanntlich der heroische Beiname. Der deutsche Reisende, der jetzt mit dem Schiff nach Lissabon kommt und nach üblichem Brauch im Hotel Central absteigt, wird das Denkmal des Herzogs von Terceira, das den kleinen Platz daneben schmückt, nicht leicht übersehen. Die Bronzestatue erschien mir wenigstens ganz vorzüglich. Das ist der Mann, der in der Zeit trübster Reaktion und Vergewaltigung das Banner des Rechts und der verfassungsmäßigen Freiheit hoch hielt. Noch jetzt hört man den portugiesischen Officier klagen, daß der Portugiese zwar nicht oft marschiren mußte, aber zumeist gegen Portugiesen. So leicht sich die Lostrennung Brasiliens vom Mutterlande vollzog, indem es mit der Rückkehr des durch Napoleon nach der Kolonie vertriebenen Hofes nach Lissabon Dom Pedro, den Kronprinzen von Portugal und Vicekönig von Brasilien, zum konstitutionellen Kaiser ausrief, um so blutiger wurden die Folgen für das Mutterland, und die Stürme des Bruderkrieges brausten zum Theil über die Azoren. Ohne mich auf einen historischen Excurs einlassen zu wollen, gedenke ich kurz der wenigen Thatsachen, die auf die Inseln hinführen. Die bigotte Königin Carlotta Joaquina suchte ihrem Lieblingssohne Dom Miguel die Erbfolge zuzuwenden; Intriguen und eine Verschwörung erfolgten, die seine Verbannung nach sich zogen. Beim Tode des Königs 1826 fiel die Krone von Portugal dem ältesten Sohne, dem Kaiser von Brasilien, zu, der zu Gunsten seiner ältesten Tochter, der achtjährigen Dona Maria da Gloria, darauf verzichtete. Die Königin-Mutter hatte inzwischen deren Verlobung mit Dom Miguel durchgesetzt, der nun zurückkehrte und als Regent den Eid auf die Verfassung leistete, — um ihn drei Wochen später bereits zu brechen und sich zum König zu machen. Jetzt begann der erbitterte Bruderkrieg. Der Graf Villa Flor führte Dom Pedro's Sache von Terceira aus, nachdem zu verschiedenen Malen auf der Insel abwechselnd die Konstitutionellen und die Miguelisten die Oberhand behalten hatten. Schließlich wurden die letzteren, die sich noch eine Zeit lang, von den Priestern gehetzt, im Gebirge verschanzten, unterdrückt, und Terceira wurde der feste Stützpunkt, von dem aus endlich die Wiedereroberung des Königreichs glückte. Villa Flor, der spätere Herzog von Tereeira, schwur, sich den Bart nicht zu scheeren, bis das Werk der Befreiung vollendet. Der erste Waffengang war der Ueberfall von S. Miguel, auf dessen Nordseite eine verhältnißmäßig kleine tapfere Schaar landete, um in energischem Vordringen die Uebermacht zu werfen und sich des Waffen-

depots im Fort von Ponta Delgada zu bemächtigen. Die übrigen Inseln machten keine Schwierigkeiten und heischten kein Blut. Der Kaiser Dom Pedro, der inzwischen auch auf die Krone von Brasilien zu Gunsten seines Sohnes, des jetzigen Kaisers, verzichtet hatte, kam selbst nach den Inseln, und Walker beschreibt ganz ergötzlich das Staunen der Landleute, die zum ersten Male ein gekröntes Haupt sahen und doch nur einen Menschen darin finden konnten. Diese Anwesenheit, hauptsächlich militärischen Zwecken gewidmet, wurde doch von der größten Bedeutung für die Inseln, denn die energische Regsamkeit des Kaisers schuf eine Reihe freisinniger fortschrittlicher Einrichtungen, Abschaffung der Klöster, die zum Theil bei der Einziehung der Klostergüter mit großen Härten, namentlich gegen die aus den besseren Familien stammenden Nonnen, die ihr Heirathsgut mitgebracht hatten, verbunden war, Erleichterung des Druckes, der auf dem gemeinen Manne in Folge zu hoher Abgaben lastete, Hebung des Volksunterrichts und dergleichen. Durch englische Parteigänger (— das officielle England und namentlich der alte Wellington nahmen für den Usurpator Partei —) verstärkte sich das kleine Heer, es folgte die Landung bei O'Porto u. s. w. Angra aber ist stolz, daß von ihm die gerechte Sache ausging, daher: Angra do Heroismo, a muito nobre e sempre leal cidade.

Jetzt freilich hat die Stadt außer landschaftlicher Schönheit hauptsächlich den historischen Ruhm, auf den sie sich zurückziehen muß. Der Handel ist mäßig, die Quais, auf denen zur Zeit des spanischen Regiments ungeheure Schätze sich aufstapelten (— Walker erzählt, daß im Winter 1589 zu 90 Silberkisten im Werthe von fünf Millionen Dukaten, von Gold und Edelsteinen abgesehen, als Ladung zweier spanischen Schiffe herumstanden —), sind jetzt ziemlich leer, und die Straßen kommen einem wie ausgestorben vor. Am hübschen baumumpflanzten Campo, der unerläßlich ist und ziemlich im Centrum liegt, konnte ich Nachmittags um drei Uhr im stattlichen Cigarrenladen, der, wie auf den Inseln überall, Tabak von S. Miguel anpries, nichts erhalten, weil die Leute, wie der Nachbar sagte, dinirten, in der Hauptstraße. Ich besuchte das alte weitläufige spanische Fort, dessen dunkle Mauern und Thürmchen allmählich zu zerfallen beginnen. Auf der Zugbrücke fragte ich um Einlaß. Erschrocken über den Fremdling bejahte eine kleine Brünette, die sich im Burggraben an einer freundlichen Bananenpflanzung zu schaffen machte. Aus dem Thorgebäude klang Klavierspiel; der innere Plan war ein Bataten- und Maisfeld, rings aber lagen noch alte Geschützrohre, und weite Gänge führten schräg nach abwärts durch den Felsen, Ausfallsthoren zu; überall die haltbaren Spuren des finstern Philipp und wilder Corsarenzeit, einer heiteren Gegenwart weichend.

Einige Straßen in der Nähe des Forts waren auffallend genug. Zwar dem ärmeren Viertel angehörig, hatten sie doch das Ebenmaß der Hauptstadt bewahrt, wenn auch in anderer Weise. So bestand die eine aus einer Reihe hoher, ganz gleicher Stufen, auf jeder dasselbe Häuschen, einstöckig, zwei Thüren neben einander, und außerhalb jeder ein Fenster, also zwei minimale Familienwohnungen. Noch wunderlicher dicht dabei die Rua dos Italianos, gleichfalls bergig, die Häuschen nur halb so groß, wieder ganz gleich, jedes auf einem Steinsockel, der nach einer Seite durch dieselbe Anzahl Stufen zugänglich ist. Jedes Gebäude hat in Portugal etwas Barockes, bemerkt Müller-Beeck (Reise durch Portugal). Auf der Straße, an den Seiten, auf den Mauern, auf jedem überflüssigen Plätzchen lagen Massen kleinerer Fische, zumeist Sardinen, ausgebreitet, um in der Sonne zu trocknen, eine kümmerliche Nahrung, hauptsächlich von einer fast noch trockeneren unterbrochen, vom Stockfisch nämlich, der hier überall massenhaft eingeführt wird. Die Portugiesen sind ja die Erfinder der Stockfischerei, die sie zuerst in Neufundland etablirten, und aus ihrem „bacalhão" (von baculus) ist wohl erst durch Umstellung unser Kabeljau geworden. Jetzt freilich sind sie gezwungen, den Bedarf am Nationalgericht durch Import zu decken. Noch gedenke ich der üblichen Märkte und vor allem der Fleischhalle, eines Musters von Marmor und Sauberkeit. Ist's nicht eigenthümlich, daß man hier im Süden, bei fast gleichmäßigem Klima, in jeder kleinen Stadt die Märkte auf eigens abgeschlossenen Plätzen abhält und die Waaren durch rings umlaufende breite Veranden genügend schützt, während wir Nordländer allmählich die Markthallenfrage für unsere Metropolen ventiliren und im Uebrigen Verkäufer und Waare Frost und Hitze, Regen und Wind aussetzen? Freilich kommt in Portugal die genaue Steuerkontrole, die am Thor geübt wird, dazu; auch ist der Südländer weniger wetterfest; ist doch ein portugiesisches Schilderhaus zierlich achteckig mit Glasfensterchen. Die Leute brachten ihr Geflügel in üblicher Weise herbei, einen breiten Stock über die Schulter, an dem die Thiere massenhaft mit den Beinen aufgehängt sind. Eigenartig ist die Tracht der Weiber; nicht der Kapuzenmantel von S. Miguel („capote e capello"), oder doch in anderer Anordnung; die Kapuze nämlich beginnt bereits an der Taille und erstreckt sich bis über den Kopf, so daß der Oberkörper darin steckt, wie im Fond einer Halbchaise; die untere Mantelhälfte ist natürlich ein gewöhnlicher Rock. Die Unterhaltung zweier Frauen, bei der lediglich die Hände aus der Kutsche heraus gestikulirten, hatte etwas Urkomisches.

Die Jungen am Strande waren munter genug; auch sie kamen mir geweckter vor, als in Ponta Delgada, wo sie zum Sammeln wenig zu gebrauchen waren. Am schwierigsten waren sie freilich in Portugal, wo die ärmsten Bengel, die einem freundlich Bescheid gaben über alles, was zu fragen war, ihre Beihilfe selbst gegen kupferne Berge verweigerten, und mit einem „Ich will nicht" lachend davon gingen. Hier in Angra waren sie gleich zur Hand und fingen mir Eidechsen, eine der größten Raritäten trotz Felsen und Sonne. Bei der Entdeckung fehlten Reptilien und Amphibien den Inseln ganz, und bekanntlich sind ihre Eier wenig transportfähig, da sie auch durch einen nur kurzen Aufenthalt im Seewasser zu Grunde gehen. Drouet fand vor dreißig Jahren die Lacerta Dugesii, die eine der beiden auf Madeira heimischen Arten, bloß an einer Stelle auf Graciosa (Éléments de la faune açoréenne. Paris 1861), Godman giebt 1870 noch keinen weiteren Fundort an. Jetzt konnte ich sie auf Terceira am Hafen und auf S. Miguel, in Ponta Delgada, aber auch nur an den Mauern des am Hafen gelegenen Forts S. Braz constatiren, an denen sie sich in den letzten Jahren immer weiter ausbreiten soll, ein hübsches Beispiel geographischer Verbreitung durch zufälligen Schiffstransport. — Aus einem Schifferkahn sah ich plötzlich einen Jungen, der sich eiligst halb entkleidete, sich ins Meer stürzen und geschickt tauchen, um einen großen Tintenfisch, der entronnen war, wieder einzufangen. Jetzt schnitt ihm der Alte mit einem geschickten Griff das Hirn (den Schlundring) entzwei, und das Thier lag hilflos im Kahn, noch die acht Arme mit ihrer so vollständigen Innervirung lebhaft aber zwecklos bewegend. Ich erwähne den Fall nur, weil ich auf den Azoren jene Taucherkünste, die in Funchal von einer jugendlichen Zunft so meisterlich geübt werden, durchaus vermißte; sie wären mir für meine Arbeiten äußerst willkommen gewesen. — Wie ich unter der alten Feste zwischen den Klippen eines kleinen Lavafeldes die Fluthzone nach Con-

chylien, lauter Kleinigkeiten, absuchte, tummelten sich ein paar Knaben, munter singend, im Wasser; bald aber kamen sie, hockten sich ebenso hin und fingen an, die spärlichen Bruchstücke aus den Gesteinsritzen hervorzusuchen und mir anzubieten. Auf einige Minutiosen erpicht, konnte ich ihre Hilfe nicht brauchen und wies sie zurück, doch war's schwer, sich der freundlich zudringlichen Bursche zu erwehren; und als ich schließlich aufstand, und ihre Begleitung gar nicht los wurde, fiel mir das rechte Mittel ein. „Habt Ihr das Gold gefunden?" rief ich ihnen zu; augenblicklich krabbelten sie mit verdutzten Gesichtern von Neuem im Sande und ließen mich ziehen. Das Volk kann sich, wie Hartung schon erfuhr, unter geologischen Arbeiten nichts Anderes denken, als die Suche nach edlen Metallen, die im Boden stecken sollen; wie denn der Blick nicht über das Praktische hinausreicht — selbstverständlich.

Die kopfschüttelnde Neugierde, mit der man meine Bemühungen um die niedere Thierwelt so häufig verfolgte, wich fast stets einer ehrfurchtsvollen Bewunderung, sobald ich durch die Geberde des Einnehmens den medicinischen Zweck meiner Thätigkeit klar gelegt hatte. Daß sich edle Erze nicht finden, ist nur zu gewiß. Aber ich möchte auch das Vorhandensein von Schwefelkies, zum Mindesten in größerer Menge, bezweifeln. Walker sucht für die Thermen und Solfataren von Furnas wenigstens die Möglichkeit aufrecht zu erhalten, daß sie durch Eindringen von Wasser in Pyritlager entstehen; er stützt sich auf isländische Vorkommnisse, die ausführlich geschildert werden, und weist zur Verstärkung der Parallele auf die gleichfalls vulkanische Natur der nordischen Insel hin. In der That setzt der Abfluß jener Thermen, der Ribeira quente, Oker ab, und einige kleine Quellen liefern die so beliebte Agua ferrea. Dennoch wird man jene Hypothese mit gutem Grunde zurückweisen dürfen. Eisen als geringer färbender Bestandtheil ist ja verbreitet genug; für den Absatz von Schwefelkies aber scheinen die Bedingungen zu fehlen. Hartung stützt seine Behauptung von der jungen Natur der Azoren nicht nur durch die Sedimente von Santa Maria, durch die geringe Vertiefung der Schluchten im Vergleich mit Madeira, sondern auch namentlich durch das Fehlen von Verwerfungen und entsprechenden Spalten und Klüften, woraus er weiter die rein vulkanische Erhebung der Gebirge — ohne Faltungen — ableitet. Mit den Spalten aber fehlt wohl die Basis für Schwefelkiesanhäufungen, und wir sind gezwungen, den Ursprung der Thermen, so gleichmäßig sie durch Jahrhunderte bereits springen, im vulkanischen Herd selbst zu suchen, eine Ansicht, die zu den im Beginn dieses Aufsatzes erwähnten bekannten Streichungslinien vorzüglich paßt.

Ein anderes geologisches Vorkommniß geht Terceira näher an. Hartung hat mit seiner gewohnten Umsicht zwei Punkte aufgefunden, wo andere, nicht vulkanische Felsarten aufgehäuft sind. Der eine ist die Bucht von Villa do Porto auf S. Maria (s. u.), dort „kommen zahlreiche, abgerundete Bruchstücke eines grobflaserigen Gneißes vor, der vielen schwarzen und weißen Glimmer enthält. Die Bruchstücke liegen mit den übrigen aus basaltischen Laven bestehenden Geschieben am Gestade, jedoch in so großer Zahl, daß man sie nicht gut für ausgeworfenen Ballast halten kann". Die andere Stelle ist Praia an der Ostküste von Terceira. Dort „bedecken das Gestade außer den Geschieben vulkanischer Erzeugnisse auch noch glatt geschliffene Bruchstücke von rothem Sandstein, von dichtem Kalkstein, von Quarz, von Schriftgranit und von einem anderen Granit mit gelblichweißem Feldspath, Quarz, schwarzem und weißem Glimmer und Turmalin. Aber diese Blöcke, welche einige Zoll bis mehrere Fuß im Durchmesser haben, kommen nicht nur unmittelbar am Meeresufer vor, sondern sie liegen auch eine halbe Minute weit landeinwärts an der Oberfläche zerstreut, wo man sie sammt den Lavabruchstücken behufs Einhegung der Felder in Steinwällen aufgehäuft hat. Es ist ebenso undenkbar, daß diese Blöcke durch Menschenhände an den vom Gestade entfernten Punkt geschafft sein sollen, als es unmöglich ist, daß sie bei der gegenwärtigen Oberflächengestaltung durch die Brandung dahin gerollt sein könnten ..." Hartung weist nun darauf hin, daß man derartige erratische Blöcke in den Vereinigten Staaten bis zum 38. Grade nördlicher Breite gefunden habe, und findet deshalb keine Schwierigkeit in der Annahme, daß sie an die Azoren, in 37° und 39°, gleichfalls durch Eisberge geschafft worden seien, woraus einmal eine geringe Hebung der Ostküste von Terceira, andererseits die Thatsache folgen würde, daß jene Inseln bereits zur Glacialzeit annähernd ihre jetzige Gestalt besessen hätten. Bei dem immer größeren Interesse, welches sich inzwischen an die Eiszeit geknüpft hat, wäre ein derartiger Beweis südlichen Vorschubs gewiß äußerst erwünscht. So viel ich aber in Erfahrung bringen konnte, dürfte die Erklärung doch eine andere sein. Man meinte, daß selbst der Bauer an jedem fremden Stein seine besondere Freude habe; und in der That, auf solchem vulkanischen Grunde ist einem der Anblick eines soliden Urgesteines ein Labsal; und ich wurde von einem Artillerieofficier um die Bestimmung eines gewöhnlichen Feuersteines angegangen, den der eine dem anderen als Dedikation sandte, und die, welche ich zwischen den Lavaklippen von Angra auflas, wurden mit vielem Danke angenommen, als Raritäten, nicht zum Feueranzünden. So sollen die Bauern den Ballast landeinwärts geschafft haben, hauptsächlich, um ihn ihren Häusern einzufügen; er blieb dann gelegentlich liegen und diente zur Einfriedigung. Aber noch andere Gründe scheinen mir gegen den Transport durch Eisberge zu sprechen; Praia auf Terceira liegt nach Osten, die Bucht von Villa do Porto dagegen öffnet sich direkt gegen Süden. Wie sollen hier regelmäßig Eisberge zum Stranden kommen? Zum Mindesten müßten wohl, wenn man zu abnormen Strömungen seine Zuflucht nehmen will, beide Lokalitäten eine entsprechende Lage haben. Noch mehr: Wenn die Wirkung der Eiszeit sich hier so weit bemerklich machte, daß dichte Schwärme von Eisbergen die Azoren passirten, hätte dann nicht die Temperaturerniedrigung so stark sein müssen, daß die höheren Höhen der Azoren, zum Mindesten der 7600 Fuß hohe Pik von Pico, der doch jetzt im Winter eine leichte Schneedecke trägt, sich selbst mit Gletschern bedeckte? Dann hätten aber wohl irgend welche Spuren bleiben müssen, Abschleifung der Unterlage, Moränen, Gletscherschrammen oder dergl. Von alledem scheint nichts vorhanden, und man wollte nichts bemerkt haben. Ich darf natürlich kein endgültiges Urtheil abgeben, meine Aufgabe war keine geologische, aber ich mochte doch nicht versäumen, mein Scherflein zur Klärung der interessanten Frage beizutragen.

Ein Spaziergang galt dem Monte Brazil, jenem Tuffvulkan, der nur schmal mit dem Lande verbunden ist. Im Hafen steht an einer Seite noch eine säulenartige Klippe mit derselben Horizontalschichtung; es ist verwunderlich, wie der einzelne Pfosten so lange der Fluth widerstehen konnte. Der Weg zum Berge war glühend heiß und sonnenverbrannt, kaum noch eine Spur von Vegetation; gleichwohl klebten zahlreiche Schnirkelschnecken (Helix erubescens) massenhaft an den trockenen Mauern. Den Portugiesen war der Eintritt zum Fort gestattet, ebenso dem Ochsenkarren, der das Wasser heraufführte; mir sah man wohl gleich den Fremden an, man sistirte mich, bis mein Paß geprüft war, eine merkwürdige Vorsicht, da der Berg weiter oben keine Befestigung trägt. Die Wache, Artilleristen,

musterte meine Gläser und nahm sich wieder mit freudiger Ueberraschung der Spinnen an. In Terceira liegt der Stab der Inselgarnisonen, Artillerie und Jäger, „Caçadores“. Auf dem Berge war's ausnehmend heiß und trocken, Adlerfarn, Haide, Ginstergebüsche und einige wenige Gruppen von Strandkiefern. Der Krater ist doppelt, zwei muldenartige Kessel, die dem Ackerbau gewonnen sind. Die regelmäßige Quadrirung der Mulden durch Steinwälle und Zäune nahm sich eigenartig genug aus. Ich kletterte in der Hitze umher und hoffte jenseits einen Weg zu finden, der außen herumzuführen schien; vergeblicher Wunsch, die Unterlage fällt überall in steilen, unersteiglichen Klippen ab, eine Brutstätte der Seevögel, und ich war gezwungen, rückwärts zu klettern. Einige Schiffskameraden halfen mir gleich die massenhaften Arten von Heuschrecken fangen, waren aber noch mehr auf die Feldgryllen erpicht, des Gesanges wegen. Und der Wächter des Signalflaggenstockes auf der Spitze, der unser Treiben beobachtet hatte, rief mich bald mit lebhafter Geberde hinauf, um mir einen mächtigen Rohrhalm zu überreichen, den er voll Gryllen gestopft hatte, freilich unsere gemeine Art. Woher dieser Ueberfluß an Heuschrecken? Gelegentlich werden Schwärme der afrikanischen Wanderheuschrecke herübergeweht, aber doch nur selten, und meist ohne großen Schaden zu thun, da sie die Stärke der Luftströmungen weiter treibt, zweifellos ins Meer. Der Grund ist ein anderer, und auffällig genug, um ihm ein paar Worte zu schenken. Terceira hat zwar mehr Niederschläge als S. Miguel, wenigstens in den Hauptstädten, und im Sommer so gut wie im Winter. Gleichwohl ist die Zahl der Regentage im Sommer geringer, der Himmel weniger bewölkt, kurz, das Klima nähert sich mehr dem Kontinentalklima, gewiß bei der noch weiteren Entfernung der Insel vom Festlande, unter derselben Breite, eine schwer erklärbare Erscheinung. Einige Daten aus einem achtjährigen Zeitraume, die ich dem Direktorium der Lissaboner Sternwarte verdanke, mögen es verdeutlichen.

Regenmenge in Millimetern.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	222,0	238,6
Sommer	90,8	111,1
Herbst	216,4	310,6
Winter	326,2	385,2
Jahr	855,4	1045,5

Danach hat der Sommer ungefähr den gleichen Procentsatz der jährlichen Niederschlagsmenge an beiden Orten, der Herbst ist sogar in Angra relativ feuchter. Anders aber stellt sich die Regenwahrscheinlichkeit nach den folgenden Beobachtungen:

Anzahl der Regentage.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	47,4	44,1
Sommer	31,0	19,3
Herbst	38,5	44,4
Winter	60,0	55,3
Jahr	186,9	163,1

Relative Heiterkeit des Himmels.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	2,9	5,4
Sommer	3,4	6,0
Herbst	3,2	5,5
Winter	2,4	4,6
Jahr	3,0	5,4

Danach entspricht die Regenwahrscheinlichkeit an beiden Orten in den verschiedenen Jahreszeiten ungefähr dem Verhältniß der Niederschläge, außer im Sommer, wo sich der Regen in Angra auf viel weniger Tage vertheilt. Ueberhaupt aber ist die Bewölkung auf Terceira eine viel geringere und entsprechend die Verdunstung eine viel größere; von Angra ist sie bloß für den Sommer bekannt und beträgt 484,7 mm, in Ponta Delgada erreicht sie im ganzen Jahre 812,1 mm, wovon 262 auf den Sommer kommen. Ein solches Verhältniß scheint dem Relief der Insel wenig angemessen. Die Erhebung des kompakteren, ovalen Eilandes ist ungefähr dieselbe wie die von S. Miguel, und das Gebirge ist in ähnlicher Weise in eine kleinere West- (Caldeira de Santa Barbara) und eine größere Osthälfte (Caldeirão) getheilt, nur ohne den trennenden, niederen Landrücken dazwischen, und die Abbildung, welche Hartung vom Caldeirão giebt, zeigt diesen durchaus mit Bäumen, zum Mindesten mit reichlichem Strauchwerk erfüllt. Man sollte also eher eine stärkere Entwässerung der an den Gebirgen aufsteigenden Luftmassen erwarten. So kann denn schließlich der Grund der merkwürdigen Verschiedenheit nur in dem Wechsel der Winde gesucht werden, auf die ich unten zurückkomme.

Mit der Bewölkungsdifferenz harmonirt die verschiedene Häufigkeit der Gewitter.

Anzahl der Gewitter.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	1,0	0,4
Sommer	0,7	0,3
Herbst	1,5	0,2
Winter	2,4	1,3
Jahr	5,6	2,2

Danach sind sie selten genug, zumal auf dem heiteren Terceira. Ich erlebte auf S. Miguel ein paar, die aber meist in einigen wenigen sehr heftigen Donnerschlägen sich erschöpften.

Der letzte Sommer 1886 war übrigens, wie es schien, auf den flämischen Inseln ganz besonders trocken, die Zeitungen klagten darüber, und auf Fayal versicherte man, daß es seit zwei Monaten nicht geregnet habe — Heuschreckenwetter.

Terceira wird wegen seines guten Wassers gerühmt. Ich verfolgte die breite gemauerte Leitung eine Strecke weit, man wusch und bleichte, und kleine Wassermühlen waren eingeschaltet. Leider erlangte ich keinen Einblick in die zum Theil sehr merkwürdigen natürlichen Kanäle. Sie werden durch Ströme von Lava gebildet, die in besonders flüssigem Zustande ausgequollen sein müssen; die äußere Kruste erstarrte, während das Innere völlig ausfloß, so daß das hohle Rohr übrig blieb, innen mit Kanten und Zacken, eine Tropfsteinhöhle in Schwarz. Auch Ponta Delgada hat derartige Galerien, die theilweise ins Meer sich öffnen, ein willkommenes Versteck den Schmugglern.

Endlich züchtet die Insel gute Esel und Rinder, und wir luden sehr schöne Schlachtochsen ein, noch langhörniger als die von S. Miguel. Zwei Gurte um den Bauch, ein Seil um den Kopf, der seitlich zurückgebogen wird, so hob sie der Krahn aus dem Boote hoch in die Luft, um sie im Schiffsbauch verschwinden zu lassen, wo sie sogleich behaglich an den Krippen Platz nahmen. Sie erinnerten an die Kriegslist, die von den Insulanern einst gegen die landenden Spanier gebraucht wurde. Wie Hannibal aus dem Engpaß entkam mit Hilfe der Ochsen, so wurde den anstürmenden Spaniern eine Ochsenheerde entgegengeschickt, die sie in Verwirrung brachte, so daß den Terceirensern ein leichter Sieg zufiel. Man könnte eine Beziehung finden wollen; nach der einen Tradition sind die Azoren von Algarve aus besiedelt worden, Algarbier dienten aber bereits in Hannibal's Heer (s. von Maltzan, Reise durch Algarve). Uebrigens versuchten es die guten Azoreaner noch ein zweites Mal; die Spanier aber wichen aus einander, ließen die Rinder durch und hatten leichten Sieg. Hannibal soll seine List bloß einmal gebraucht haben; der Insulaner ist schwerfälliger.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

4. Die Schamanen.

(Zweite Hälfte.)

Weiter werden die Gefäße in geweihtem Wasser abgespült, dabei zaubern am frühen Morgen alle Schamanen, rufen die Götter an und verspritzen Branntwein zu deren Ehren; damit die Angelegenheit schneller erledigt werde, opfern verschiedene Schamanen gleichzeitig verschiedenen Gottheiten.

Der junge Schamane wiederholt die ihm vorgesagten Worte des Gebets; bisweilen klettert er auch an der Birke bis an das Dach der Jurte und ruft hier die Gottheiten an. Nun gehen alle hinaus auf die Straße; vier Schamanensöhne tragen an den vier Zipfeln eine Filzdecke mit dem Handwerkszeug der Schamanen; dabei singen sie laut und schreien. An der Thür der Jurte machen sie ein Feuer und zünden Fackeln an, um die herausgetragenen Sachen gleichsam zu reinigen.

Voran schreitet der Schamanen-Vater, hinter ihm der junge Schamane und die neun Söhne, dann folgt die Verwandtschaft und die Gäste; sie gehen einen bestimmten vorher abgesteckten Weg. An einer bestimmten Stelle, woselbst eine der gefällten Birken aufgerichtet ist, wird Halt gemacht; alle setzen sich feierlich nieder um ihren Kessel, in dem Wasser gekocht wird. Ein Ziegenbock wird herbeigeführt, erstochen und mit dem Blute, das herausquillt, dem jungen Schamanen, der ohne Hemd dasitzt, Kopf, Augen und Ohren bestrichen, während ein anderer Schamane unterdessen auf der Maultrommel spielt; die neun Söhne tauchen ihre Besen in das Wasser, schlagen damit auf den entblößten Rücken des jungen Schamanen, zaubern immerfort und thun allerlei Fragen.

Damit ist die eigentliche Weihe des jungen Schamanen beendigt. Es werden dann noch unter fortgesetzter Zauberei neun Opferthiere mindestens, mitunter auch viel mehr, bis 60 Thiere, getödtet, wobei der junge Schamane nun schon ganz in die Rechte der Alten eintritt und in gleicher Weise die Gottheiten anruft.

Bei den Burjäten von Balagansk wird der Schamane erst neunmal auf einer Filzdecke um die Birke getragen; dann muß er auf jede der neun Birken hinauf klettern, dabei aber während des Kletterns neun Kreise machen; oben muß er dann immerfort zaubern. Dabei wird natürlich auch unter bestimmten Ceremonien gegessen und getrunken: alle Schamanen stellen sich in einer Reihe auf, in den Händen halten sie ihre Schale mit Fleischbrühe und Fleischstücken; sie rufen die Gottheiten an, werfen das Fleisch in die Höhe, gießen die Brühe ins Feuer — nun kostet der Schamane von den zubereiteten Braten der verschiedenen Thiere und giebt dadurch das Zeichen zum allgemeinen Schmause. Dabei wird gehörig getrunken. Der Schamane begiebt sich mit seinen neun Söhnen endlich in die Jurte, und das versammelte Volk geht zu allerlei Spielen über, welche mitunter einen religiösen Charakter tragen.

Am anderen und dem nachfolgenden Tage werden dann noch einige nachträgliche Sonderopfer speciellen Gottheiten dargebracht.

Die Bestattung eines Schamanen und die Gebräuche bei Bestattung eines gewöhnlichen Burjäten sind sehr verschieden. Der erkrankte Schamane ruft die Götter an — fühlt er, daß er sterben wird, so sagt er seinen Tod voraus und verkündigt sein späteres Schicksal, wohin er gelangen wird, daß er selbst ein Gott werden wird. Aber ein Schamane, der sich irgend eines Vergehens schuldig weiß, erhält seinen Lohn: er wird nach dem Tode in das Gefängniß Erlen-Tama, unter Aufsicht der Erju-Chara-noen gesperrt und in Ketten gelegt. Einzelne Schamanen geben auch Vorschriften für ihre Bestattung.

Die Leiche des Schamanen wird mit Wasser, dem Riechstoffe beigemengt sind, gewaschen, dann bekleidet; zuerst mit einem langen Gewande, dann mit einem Pelz, beides oft aus Seide. Ueber den Pelz wird der Orgoi, eine Art Obergewand, gezogen; gewöhnlich besteht dasselbe aus blauem Seidenzeug, so bei den schwarzen Schamanen, während die weißen Schamanen ein Obergewand aus weißem Calicot bekommen, vielleicht auch aus weißer Seide; dazu kommt ein Gürtel aus rother Seide. Alles, auch das Anfertigen der Gewänder, besorgen die Männer; die Weiber werden dabei nicht zugelassen. Die so bekleidete Leiche wird auf einen Tisch gelegt, die Zeichen der Würde, die Ausrüstung daneben; drei Lichte stehen zu Häupten und zu Füßen. Oder man setzt die Leiche mit untergeschlagenen Beinen hin und stellt ein Licht davor. So bleibt sie drei Tage, während neun junge Burjäten Beerdigungslieder singen, in welchen das Leben und die Thaten des Verstorbenen gepriesen werden.

Zur Beerdigungsfeierlichkeit eines Schamanen kommen viele Menschen und viele Schamanen zusammen: vor allem alle seine Klienten, d. h. alle diejenigen Personen, bei denen er gezaubert hat; sie bringen alles das zurück, was er ihnen geschenkt hat, und binden es an die Pferdestöcke; ferner bringen sie Opferthiere und Geld, um damit die Unkosten der Feierlichkeit zu decken.

Die erschienenen Schamanen rufen die Gottheiten an, zeigen die Stelle, wo die Leiche begraben werde, und geben an, was für ein Pferd hergerichtet werden soll. Drei Tage lang, während die Leiche im Uluß (Dorf) liegt, wird stark mit Thymian, Roßmarin und Fichtenrinde geräuchert, während die Alten des Dorfes mit Glocken läuten und die Trommeln schlagen. Am Ende des dritten Tages wird Tarassun (Milchbranntwein) bereitet, Schafe werden getödtet; das Fleisch gekocht und in Säcke verpackt, um an den Ort der Verbrennung der Leiche gebracht zu werden.

Das Pferd, welches die Leiche tragen soll, wird auch möglichst geschmückt; oft sind Sattel und Zügel versilbert, am Halse hängen Glocken, ein viereckiges Stück Zeug (weißer Calicot oder blaue Seide) mit Glocken verziert bedeckt fast das ganze Pferd. Drei Tage nach erfolgtem Tode wird die Leiche auf das geschmückte Pferd gesetzt, hinter ihr sitzt ein alter Mann, während ein anderer das Pferd am Zügel führt. Immerfort erschallen dabei die Glocken und Trommeln. Dreimal wird die Leiche um das versammelte Volk herumgeführt, dann geht der Zug hinaus aus dem Dorfe.

Ein Burjäte eröffnet den Zug; er hält in den Händen eine kleine Birke, welche mit Thierfellen behängt ist; dann folgt das Pferd mit der Leiche des Schamanen, umgeben von den neun Schamanensöhnen, und schließlich der zahlreich

berittene Haufe der Begleiter. So oft der Zug an eine Stelle gelangt, an welcher — wie man meint — die todten Schamanen oder ihre Seelen während ihrer Wanderschaft stille halten, hält er gleichfalls eine Weile an. Eine solche Stelle ist an den drei daselbst aufgerichteten Säulen kenntlich. An die Säulen werden Thierhäute gebunden, dann wird gegessen und getrunken und nun geht es weiter. Jetzt wird wieder gehalten, um eine neue Station (Barsa) für den eben gestorbenen Schamanen zu errichten; eine Säule wird gesetzt und mit Häuten und Glocken behängt; und wieder wird gegessen und getrunken und den Gottheiten Branntwein gespritzt.

Endlich ist der Hain erreicht, wo die feierliche Verbrennung der Leiche stattfinden soll. Man nimmt die Leiche vom Pferde und bettet sie auf Filz, damit sie nicht durch Berührung mit der Erde unrein werde; das Gesicht wird dabei nach Süden gewandt. Die neun Schamanensöhne gehen singend um die Leiche; unterdessen werden alle mitgebrachten Vorräthe und Sachen aufgestellt.

Nun wird ein großer Scheiterhaufen aus frisch geschlagenen Kieferstämmen hergestellt; obenauf werden Kieferzweige gelegt und mit einer Filzdecke bedeckt, dann wird die Pferdedecke darauf gethan und zuletzt die Leiche des Schamanen; unter den Kopf legt man den Sattel, dazu die Zügel, einen Bogen und einen Köcher mit acht Pfeilen; weiter thut man noch einige Scheite Holz darauf und nun wird der Haufen angezündet. Die Zeichen der schamanischen Würde aber und die Ausrüstungsgegenstände werden rings herum an die Bäume gehängt.

Ist das Alles beendigt, so wird mit Branntwein und Fleisch geopfert, gegessen und getrunken. Dann werden dem Pferde, welches die Leiche trug, ein paar Einschnitte an dem Kopf und am Rücken gemacht, dasselbe durch einen Messerstich zwischen die Halswirbel getödtet und ihm der Bauch aufgeschlitzt. Dann wird es entweder an einem anderen Orte verscharrt oder einfach liegen gelassen.

Jetzt machen sich alle fertig zur Rückkehr — auf dem Wege aber darf sich Niemand umsehen, sonst nimmt der Schamane den Neugierigen sofort zu sich in den Himmel.

In der Hütte, welche der Schamane bewohnte, bleiben die neun Söhne drei Tage und drei Nächte und singen immerfort Grablieder, wobei sie um einen Tisch gehen, auf welchem ein Licht brennt. Nach Ablauf dieser drei Tage kommen alle Schamanen, die Verwandten des Verstorbenen und die Miteinwohner des Dorfes noch einmal zusammen; es wird abermals eine große Menge Schafe, auch ein Pferd getödtet, das Fleisch gekocht, dann geht es hinaus auf den Verbrennungsplatz, um hier in ähnlicher Weise zu verfahren, wie früher: es wird gegessen, getrunken, es werden die Götter angerufen, darunter auch der eben Verstorbene, denn nun ist er ein Gott.

Die nächsten Verwandten des verstorbenen Schamanen sammeln die Knochen der verbrannten Leiche, zuerst den Schädel, dann die übrigen Knochen, und stecken sie in einen Sack aus blauer Seide oder aus weißem Calicot, je nachdem der Verstorbene ein schwarzer oder ein weißer Schamane war; der Sack mit Knochen wird in die eigens dazu gemachte Höhlung eines unversehrten Kieferstammes gelegt und die Höhlung sorgfältig verschlossen; der Baum heißt dann Begi-Kiefer, d. h. die Kiefer des Schamanen, und man meint, nun wohne der Verstorbene in dem Baume. Derselbe gilt als heilig und unantastbar; wer ihn fällt, geht mit seiner ganzen Familie zu Grunde.

Daß zum Schluß viel gegessen und getrunken wird, ist vorauszusehen.

Die Schamanen-Haine, die Stellen, wo Schamanenleichen verbrannt und bestattet wurden, sind leicht erkennbar: inmitten einer vollkommen waldlosen Ebene erheben sich einzelne Baumgruppen, welche daher schon von weitem sichtbar sind; oft stehen sie auf kleinen Erhöhungen. Jedes Dorf hat seinen eigenen Hain („Aicha"); der Ort ist heilig, kein Baum darf dort gefällt werden; die Rache, der Tod bleibt sonst nicht aus. Eigentlich soll in jedem Haine nur ein Schamane bestattet werden, aber dieses Verfahren wird nicht streng eingehalten.

Nach der Ueberzeugung der Burjäten erhebt sich die Seele des verstorbenen Schamanen mit dem Rauch des Scheiterhaufens in den Himmel und beginnt dort ein angenehmes Leben wie die Götter zu führen, das dem irdischen Leben völlig gleich ist. Doch ist der Verstorbene besorgt um seine auf der Erde zurückgebliebenen Verwandten, vertheidigt sie gegen die bösen Geister, beschirmt und beschützt namentlich einen Knaben aus seinen Verwandten, der einst auch Schamane werden soll. Bisweilen aber vergißt der Verstorbene die Seinen, infolge der Freuden des Himmels oder weil seine Fürsprache umsonst ist — dann muß durch erneute Opfer seine Aufmerksamkeit wieder rege gemacht werden.

Bemerkenswerth ist, daß alle Sachen und Gegenstände des Verstorbenen mit ihm verbrannt werden; daran knüpft sich die Vorstellung, daß auch jene Sachen mit dem Verstorbenen im Jenseits ein neues Leben beginnen — ein ewiges Leben, in welchem sich nichts verändert. Hiernach scheint es, als ob die Burjäten nicht allein dem Menschen, sondern auch allen Gegenständen eine Seele zuerkennen.

Nach anderen Mittheilungen ist der Aufenthalt der Schamanenseelen nach dem Tode ein etwas beschränkter; die Seelen sind den großen Gottheiten einfach untergeordnet, bald den guten, bald den bösen.

Statt der Verbrennung der Schamanenleichen und der Einschließung der Knochen in einen lebenden Baum wird auch noch ein anderes Verfahren beliebt, nämlich die Leiche auf ein „Aranga" gestellt. Ein vom Blitz Getödteter wird einem Schamanen gleich geachtet, man bestattet ihn wie eine Schamanenleiche. An der Stelle, wo das Unglück stattfand, errichtet man ein Zelt, die Leiche wird auf Bretter gelegt und mit Wasser begossen, weil man annimmt, dann kehre das Leben zurück. Ist das Wasser ohne Wirkung, so kleidet man die Leiche wie die eines Schamanen; drei Tage und Nächte singen die neun Schamanensöhne Grablieder, dann wird die Leiche in den Wald geführt, nicht nach Hause. Nachdem nun Alles hergerichtet ist, setzt man die Leiche nach drei Tagen auf ein Pferd und bringt sie unter denselben Ceremonien, wie die eines Schamanen, in den heiligen Hain. Hier wird eine besondere Vorrichtung gemacht: Man wählt eine Anzahl dicht bei einander stehender Bäume aus und vereinigt sie in einer Höhe von 2 bis 4 Saschen (4 bis 8 m) von der Erde durch Balken, so daß eine Art Gerüst zu Stande kommt. Dieses heißt eben „Aranga"; auf dasselbe legt man die in einen Sarg eingeschlossene Leiche des Verstorbenen.

Auf eben solches Gerüst legt man auch die Leichen der vom Blitz getödteten Thiere, doch nicht im Schamanenhaine, sondern an der Stelle, wo sie umkamen.

Jetzt werden nur die Leichen der Schamanen verscharrt, in früherer Zeit geschah dies aber mit allen Burjäten. Die Leichen wurden gut gekleidet, mit Lebensmitteln und Wasser ausgerüstet, in gleicher Weise, wie jetzt die Schamanenleichen, auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Mitunter verscharrt man auch das Pferd des Verstorbenen. Nach drei Tagen kehrten die Angehörigen zur Brandstelle zurück, sammelten die Knochen, legten sie in ein Gefäß aus Birkenrinde und vergruben die einfache Urne in die Erde.

Die Anwendung dieses einfachen Birkengefäßes ist wohl erklärlich aus der besonderen Achtung, welche die Burjäten

der Birke als einem heiligen Baume bezeugen; vielleicht besaßen sie früher auch keine irdene Töpfe. Wohl werden noch heute im Gebiete der Burjäten irdene mit Brandknochen gefüllte Töpfe gefunden, aber diese gehören unbedingt einem anderen Volksstamme an, welcher auf einer höheren Stufe der Kultur stand, als die heutigen Burjäten. Die Vertreter dieses untergegangenen Volkes wurden von den Russen als „Mungalen“ von den Burjäten als Chinesen oder Charamongolen bezeichnet.

Jetzt werden die Leichen aller Burjäten begraben. Die Leiche wird gewaschen und in die besten Gewänder gehüllt; in die Taschen steckt man silberne Münzen, Pfeife und Tabak, daneben stellt man Lebensmittel, Brot und Milch; Messer, Bogen und Pfeil fehlen nicht. Man legt die Leiche in einen Sarg, doch nicht immer. Bringt man sie ohne Sarg in das Grab, so wird zuerst eine Filzdecke untergebreitet und ein Sattel daneben gelegt. Hat die Leiche aber einen Sarg, so wird die Filzdecke, der Sarg und das getödtete Pferd zusammen auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Auf die zugeschüttete Grube stellt man eine zerschlagene „Arba“, einen zweiräderigen einfachen Wagen, dessen Räder ausgebrochen sind; man verbindet damit dieselben Vorstellungen, wie bei Verbrennung oder Vernichtung anderer Gegenstände; die Sachen werden hier zerstört, wie der Mensch starb, um jenseits aufzuleben, wo der Mensch weiter fortlebt.

An den zerbrochenen Rädern, welche hier und da aus der Erde vorragen, sind die Grabstätten der Burjäten leicht zu erkennen; sie liegen in Einsenkungen der Gegend oder an den Abhängen in Erhebungen nahe den Schamanenhainen.

Drei Tage nach der Bestattung trauern die Angehörigen, nehmen keine Arbeit vor, machen keine Reise — es sind Trauertage, schwarze Tage (Chaura-boro); während dieser Zeit eilt die Seele des Verstorbenen um das Haus herum und besucht die Verwandten. Ist die Zeit der Trauer vorüber, so halten die Angehörigen eine Art Trauermahl zum Gedächtniß an den Todten: Schafe werden geschlachtet, Milchbranntwein bereitet und alle Bekannten werden bewirthet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im September ist die durch ihre ausgedehnten Seereisen und populären Reiseschilderungen bekannte Lady Annie Brassey an Bord ihrer Yacht „Sunbeam“ auf der Fahrt von Port Darwin nach Mauritius in Folge von Malaria-Fieber gestorben und auf offener See bestattet worden. Von ihren Büchern, die weite Verbreitung fanden und auch ins Deutsche übersetzt wurden, nennen wir „A Voyage in the Eothen“ (1872); „Voyage in the Sunbeam“ (1878), eine Reise um die Welt, und „Sunshine and Storm in the East; or Cruises to Cyprus and Constantinople“ (1880). Die letzte Reise des „Sunbeam“ wurde im November 1886 angetreten und führte über Ostindien nach verschiedenen Häfen Hinterindiens und Australiens; auf der Heimfahrt starb die Lady.

— In St. Petersburg leben, wie kürzlich angestellte Erhebungen dargethan haben, gegen 38000 Juden; sie betreiben nur vortheilhafte Erwerbszweige und Handelsoperationen; mit Journalistik beschäftigen sich gegen 300.
(Nowoje Wrjemä.)

— Professor Dr. Palmén und Dr. Kilmann, welche während des verflossenen Sommers die Halbinsel Kola naturwissenschaftlich erforscht haben, sind kürzlich nach Helsingfors heimgekehrt und haben in einer Sitzung der dortigen naturforschenden Gesellschaft bereits einen Reisebericht abgestattet. — Auch Professor Aspelin ist von seiner Reise zu dem Quellgebiet des Jenissei heimgekehrt; er hatte sich im Auftrage der archäologischen Gesellschaft dahin begeben, um archäologische Untersuchungen anzustellen.

— N. J. Kusnezew ist vor Kurzem nach St. Petersburg zurückgekehrt, nachdem er im Laufe des letzten Jahres an der „Nord-Expedition“ Theil genommen und namentlich einige Lokalitäten am nordöstlichen Abhange der nördlichen Urals untersucht. Die Nord-Expedition, welche von der russischen Regierung zu mineralogischen Forschungen im Ural ausgesendet ist, ist bereits seit einigen Jahren thätig.

— Die Petschora-Expedition ist auf dem Landwege über Mesen Ende Juli heimgekehrt. Die acht Mitglieder derselben rückten von Tschadyn (gelegen an einem links in die Kama mündenden Nebenfluß) auf zwei großen Booten aus; sie erreichten glücklich die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet der Kama und der Petschora, mußten 30 Kilometer weit die Boote durch Pferde schleppen lassen und konnten dann wieder die Petschora stromabwärts fahren. Nach den Mittheilungen einiger Mitglieder der Expedition ist eine Verbindung der beiden Bassins der Kama und der Petschora durch eine Handelsstraße sehr leicht möglich. Der Boden im Gebiet der Wasserscheide ist fest, Berge sind nicht vorhanden und Material zum Straßenbau giebt es genug. Im Petschora-Bassin leben gegen 40000 Menschen, welche aus dem Kamagebiet Brot, Eisen, Manufaktur-Waaren u. s. w. beziehen. Aus dem Petschora-Gebiete werden ausgeführt: Fische, Felle, Wild, Cedernüsse und Thran. Die Erzählungen in Betreff der mineralogischen Reichthümer der Gebiete sind übertrieben. Die Ortschaften Ishma, Pustoosjerje und Ustzilma sind recht wohnlich; im Allgemeinen aber lebt die Bevölkerung in Armuth und Schmutz. Die Viehzucht ist wenig entwickelt, trotzdem daß Wiesen in Menge vorhanden sind. Die Renthierzucht geht allmählich aus den Händen der Samojeden in die der russischen Bauern über, und es kommt nicht selten vor, daß die früheren Renthierbesitzer bei den Bauern als Hirten sich vermiethen. Man zählt im ganzen Gebiete gegen 250000 Renthiere, so daß in einigen Tundren kein Raum mehr vorhanden ist; viele Thiere gehen in Folge der sibirischen Pest zu Grunde. Die Samojeden gelten als geschickte Hirten; eine aus fünf Gliedern bestehende Familie hütet 1000 Renthiere für einen Lohn von 40 bis 50 Rubel (80 bis 100 Mark) jährlich.
(Kronstädter Bote.)

Asien.

— Der gelehrte Reisende und Kaukasusforscher N. J. Dinnik hat einige Jahre hindurch Reisen im westlichen Kaukasus gemacht um naturwissenschaftlicher Forschungen willen; in der letzten Zeit hat er sich insonderheit mit der Untersuchung der Gletscher beschäftigt. —

Ein anderer Reisender, K. N. Rossikow, der gleichfalls sich der Erforschung des Kaukasus gewidmet hat, hat in letzter Zeit die Gebirgsgegenden, welche östlich von der grusinischen Militärstraße lagen, untersucht, und hat ferner die gebirgige Gegend der Tschetschna und das westliche Dagestan bereist und bedeutende Resultate erzielt. — Ueber diese Untersuchungen wird der kaukasischen Abtheilung der K. R. Geogr. Gesellschaft nächstens ein ausführlicher Bericht zugehen.

— Die Mitglieder der vom ostsibirischen Generalgouverneur Graf Ignatjew nach der Mongolei abgefertigten Expedition, Generalstabsoberst Bobyr, der Astronome und Geologe Makarow und einige Topographen, werden in diesen Tagen in St. Petersburg erwartet. Ihre Aufgabe war, das Sajanische Gebirge in der Umgebung von Munku-Sardyk und am Kossogol geologisch und geographisch zu untersuchen.

— Die Mitglieder der Expedition, welche im Auftrage der russischen Regierung vorläufige Untersuchungen über die Richtung der projektirten sibirischen Eisenbahn anstellen sollen, sind schon in Tomsk eingetroffen und haben ihre Arbeiten begonnen. Zuerst soll die Strecke von Tomsk bis Atschinsk (Gouv. Jenisseisk) in Ostsibirien untersucht werden; man hofft, daß das noch vor Eintritt des Winters geschehen wird. Im nächsten Jahre soll dann mit den eigentlichen Bahnarbeiten begonnen werden.

— In Rangun ist ein Bericht von Herrn Jones, Hilfs-Superintendent der geologischen Untersuchungen in Indien, über Kale, ein Kohlenfeld am Flusse Tschindwin in Oberbirma, veröffentlicht worden. Das Terrain ist nur ein kleiner Theil von dem, was ein viel größeres Kohlenfeld zu sein verspricht, denn Kohlen werden an sämmtlichen Flüssen gefunden, die sich am rechten Ufer in den Tschindwin ergießen. Die Kohlen sind von ziemlich guter Qualität, und die Lage ist wegen der Wasserstraße der Ausbeutung günstig. Obwohl die Kohle noch nicht chemisch untersucht ist, so hat sie doch beim Gebrauch auf den Flußdampfern befriedigt. Ihr großer Fehler ist, daß sie sich sehr leicht entzündet, da sie kleine Adern von fossilem Harz enthält. Gegenwärtig scheint es, als ob die vorhandenen Arbeitskräfte den Anforderungen genügen werden, aber zum Beginn müßte eine Anzahl gelernter Bergleute aus Indien importirt werden, um die Eingeborenen in der Arbeit zu unterrichten. Die Bewohner in der Umgegend der Kohlenfelder werden als freundlich und zuvorkommend geschildert, und es scheint auch kein früheres Recht auf die Kohlengruben zu existiren.

Afrika.

— Der Jahresbericht der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika konstatirt von neuem, daß die Gesellschaft vorläufig selbständige Unternehmungen zur Ausnutzung ihres Landes nicht beabsichtigt. Dagegen hat die Gesellschaft einige Namengebungen vorgenommen: die Bucht Angra Pequena hat zum Andenken an den verschollenen Adolf Lüderitz den Namen „Lüderitzbucht" erhalten. Um ihr Besitzthum geographisch zu bezeichnen und es von dem gleichfalls unter deutschem Schutze stehenden, aber selbständigen Hinterlande (Groß Nama- und Damara-Land) zu unterscheiden, hat sie für den südlichen Theil vom Oranje- bis zum Swakop-Fluß den Namen „Deutsch-Nama-Land" und für den nördlichen Theil bis zur portugiesischen Grenze den Namen „Deutsch-Damara-Land" angenommen. Erwähnenswerth ist ferner, daß der Gesellschaft demnächst Hoheitsrechte verliehen werden dürften, und daß sie fünf australischen Goldgräbern Erlaubniß ertheilt hat, in einem bestimmten Bezirke auf Edelmetalle und Edelsteine zu schürfen.

— Pechuël-Lösche, Congoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Congo-Unternehmen. II. Unterguinea und Congostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet, nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887. (Jena, Costenoble, 1887. 8°. XXXX und S. 521.)

Unsere schnelllebige Zeit hat den Streit Pechuel-Lösche contra Stanley, der so viel Aufsehen erregte, schon wieder beinahe vergessen, aber die von Pechuel-Lösche vertretene Ansicht über den Congostaat und seine Aussichten sind mittlerweile ziemlich allgemein die herrschenden geworden, und mit Ausnahme der zunächst dabei Betheiligten, die wohl oder übel bei dem Unternehmen ausharren müssen, und es darum auch noch preisen und loben, glaubt kein Mensch mehr recht an die großen Schätze, die im Congogebiete nur des Abholens harren. In dem Streite hatte die Leitung der belgischen Association angebliche Berichte Pechuel-Lösche's veröffentlicht, die seinen späteren Erklärungen direkt widersprachen. Er erklärte damals sofort, daß diese Berichte theils tendenziös aus dem Zusammenhange gerissen, theils geradezu gefälscht seien, und daß er zu seiner Rechtfertigung die Berichte unverkürzt zum Abdruck bringen werde. Das geschieht in dem vorliegenden Buche, aber der Autor hat sich glücklicher Weise damit nicht begnügt, sondern giebt in einem, den ersten an Umfang übertreffenden zweiten Theile einen erschöpfenden Bericht über den Congostaat und seine Bewohner, über die wirthschaftlichen und commerciellen Verhältnisse daselbst und über die Entwickelung, welche das Unternehmen seither unter der belgischen Leitung genommen. So ist das Buch zu einer sehr werthvollen Bereicherung der afrikanischen Litteratur geworden und Niemand, der sich ernstlich mit den Zuständen Innerafrikas beschäftigt, wird es entbehren können.

Als Einleitung ist eine Geschichte des Congostaates vorausgeschickt; sie beginnt mit der internationalen Konferenz in Brüssel am 12. bis 14. September 1876 und den Verhandlungen, die mit Stanley im November 1878 eingeleitet wurden und zur Bildung des Comité d'Etudes du Haut Congo führten. Daß Herr Stanley dabei nicht immer glimpflich behandelt wird, kann nicht wundernehmen, aber auch wenn man die Animosität des Verfassers gegen ihn in Betracht zieht, bleibt immer noch genug übrig, um zu beweisen, daß man ein kühner Reisender und Entdecker sein und doch gleichzeitig nicht das mindeste Talent für eine geordnete Verwaltung haben kann. Noch viel schlimmer kommen freilich die Herren weg, welche die eigentlichen Faiseure des ganzen Unternehmens sind und es verstanden haben, den König von Belgien nach und nach zur Hergabe von 15 Millionen Franken — so viel kostet das Unternehmen bis jetzt — zu bewegen, ohne so viel zu erreichen, wie z. B. die Baptistenmissionare mit kaum einem Hundertstel dieser Summe.

Doch der „Globus" hat mit dieser Polemik eigentlich nichts zu thun. In der zweiten Abtheilung hat dagegen der Autor eine Anzahl von ihm gehaltener Vorträge in zeitgemäßer Umarbeitung und Vervollständigung zum Abdruck gebracht, welche zum Theil noch gar nicht, zum Theil nicht in ihrem ganzen Umfange veröffentlicht worden sind. Sie behandeln: Handel und Produkte Unterguineas; — das Gebiet des Kuilu-Nyadi; — den Gebirgslauf des Congo; — die Geologie des westlichen Congogebietes und besonders den Laterit; — die Vegetation. Von besonderem Interesse sind die Schlußbetrachtungen über das innere Congoland, in welchen der Autor die Resultate der neuesten Forschungsreisenden und ihre Aeußerungen über das Land zusammenstellt. Das dadurch entstehende Bild ist nicht sonderlich tröstlich. Wo die Reisenden, welche die Flüsse befuhren, üppigen Urwald und unerschöpfliche Fruchtbarkeit zu erkennen glaubten, dehnt sich in geringer Entfernung vom Ufer schon der Laterit mit seiner

Steppenvegetation aus; wirklich fruchtbare Gebiete haben die zu Lande reisenden Forscher nur im fernen Südosten, im Seengebiete, gefunden; die schmale Zone längs der Flußufer wird vielfach durch Sümpfe unbewohnbar gemacht. Der Behauptung, daß das Innere gesünder sei, als das Küstenland, fehlt bis jetzt jede Begründung; von den Beamten der Stationen am Congo hat noch keiner seine drei Jahre in voller Gesundheit ausgehalten. Wirkliche ausgedehnte Wälder, mit Ausscheidung der Wasserwälder, welche die oberirdischen und unterirdischen Wasserläufe begleiten, finden sich außer im Sumpfgebiete des Südostens höchstens an zwei Stellen, am Zusammenflusse des Lubi und des Lubilasch und an dem des Lulua und Kassai; Wißmann's entgegenstehende Behauptungen werden theilweise aus seinen eigenen Reiseberichten, sonst aus den Berichten anderer als unbegründet nachgewiesen, ebenso seine Angaben über die allgemeine Verbreitung des wilden Kaffeebaumes, den kein anderer gesehen hat. Treffend ist die Bemerkung, daß, wenn von der Zukunft des Congostaates die Rede ist, nicht Indien oder gar das Mississippibecken zum Vergleich herangezogen werden dürfen, sondern viel eher Südamerika. Wenn dort am Amazonas und Orinoko trotz günstigerer Verhältnisse und ungehinderter Verbindung mit dem Meere immer noch kein zweites Indien hat entstehen wollen, wie soll das am Congo entstehen, dem erst mit riesigen Kosten eine immer kostspielig bleibende Eisenbahnverbindung zum Meere geschaffen werden müßte, und von dessen Produkten nur das rasch an Menge abnehmende Elfenbein höhere Transportspesen verträgt? Auch ist der Congo den amerikanischen Strömen als Handelsweg durchaus nicht vergleichbar, er gestattet nur kleinen Schiffen von ganz geringem Tiefgange freie Fahrt durch das ganze Jahr, und auch diesen nur bei größter Vorsicht. Für die Hauptstapelartikel, Sesam, Palmöl, Palmkerne und Erdnüsse, würde sich die Eisenbahnfracht selbst beim allerbilligsten Frachtsatze allein schon höher belaufen, als ihr gegenwärtiger Werth an der Küste; an ein Steigen der Preise ist aber nicht entfernt zu denken, jede Erhöhung der Produktion muß dagegen die Preise noch weiter herabdrücken. Als Frachtartikel können nur Elfenbein, Gummi und Kopal erster Sorte in Betracht kommen, und die würden in absehbarer Zeit kaum genügen, um wöchentlich einen Zug der Congoeisenbahn zu befrachten.

Es wird eben ein neuer Versuch gemacht, dem belgischen Congounternehmen durch eine Anleihe wieder auf die Beine, vielleicht richtiger den seitherigen Faiseuren aus der Klemme zu helfen; die für die Anleihe gewählte Form schließt sie glücklicherweise von Deutschland aus, aber in anderen Ländern wäre ein eingehendes Studium des vorliegenden Werkes sehr zu wünschen; es könnte manchen vor Schaden bewahren.

— Kapitän Van Gèle hat seinen Versuch, vom Itimbiri aus zum Uëlle vorzudringen (s. oben S. 255), bald aufgeben müssen; er gelangte bei den Lubi-Fällen in eine vollständige Einöde, wo an eine Verproviantirung nicht zu denken war. Er ist in Folge dessen nach dem unteren Congo zurückgekehrt, um neue Verhaltungsmaßregeln einzuholen. Vielleicht wird er Ende September im Dampfer „En Avant" einen neuen Versuch machen.

— Das französische Marineministerium veröffentlicht eine Depesche, wonach das Kanonenboot „Niger", Kommandant Schiffslient. Caron, Kabara, den Hafen von Timbuktu erreicht hat (vergl. oben S. 64) und dann nach Bammaku zurückgekehrt ist.

Australien.

— Die Zahl der Chinesen, welche zur Zeit in Queensland leben, beläuft sich bei einer Bevölkerung (ohne die Eingeborenen) von 350 500 auf rund 9000. Die allgemeine Erbitterung gegen sie, die bei ihrer einfachen und schmutzigen Lebensweise viel billiger arbeiten können als Europäer, und gewisse Handwerke, wie die Tischlerei, fast ganz in ihre Hände gebracht haben, ist im Steigen. Bisher mußte jeder die Kolonie betretende Chinese eine Kopfsteuer von 30 Pfd. St. entrichten, jetzt aber wird auf öffentlichen, stark besuchten Meetings stürmisch verlangt, daß dieselbe auf 100 Pfd. St. gesteigert werde und daß außerdem jeder Chinese zur Zahlung einer jährlichen Aufenthaltssteuer verpflichtet sein solle. Jedenfalls wird das Parlament eine Erhöhung eintreten lassen.

— Daß in Australien auch Edelsteine existiren, ist bekannt, in der Kolonie Neu-Süd-Wales werden Diamanten, Rubine, Saphire, Granaten u. s. w. gefunden. David Lindsay brachte von seiner letzten Forschungsreise in Centralaustralien auch Rubine und Granaten, welche aus der Umgebung der McDonnell Ranges (in 23° 30′ südl. Br. und 133° 30′ östlich von Gr.) stammten, zurück und ließ sich dann von der südaustralischen Regierung einen Mineral Licence, welcher ihn zur alleinigen Ausbeutung des Fundortes berechtigt, ausstellen. Auf diese Nachricht hin unternahm dann Mr. R. Pearson auf Kameelen eine Reise in jene Gegend, um weitere Nachforschungen zu machen. Er traf gegen Ende Juli dieses Jahres wieder in Adelaide ein und hat vom Barrow Creek, nördlich von den McDonnell Ranges, ein Kästchen mit Rubinen und Granaten zurückgebracht, welche in geringer Tiefe des Alluviums in 14 Tagen gefunden wurden. Die Steine variiren in der Farbe von dunkel- bis hellglänzend und in der Größe von der eines Nadelknopfes bis zu der einer Erbse und Weinbeere, und sollen einen Werth von mehreren tausend Pfund Sterling — ein großer Rubin darunter sogar den von 8000 Pfd. St. — haben. Es hat sich sofort ein Syndikat von Geldmännern gebildet, welches jene Gegend in bergmännischen Betrieb nehmen will. Außerdem ist eine große Anzahl von Abenteurern auf der Reise dahin, um nach Edelsteinen zu suchen. Nach dem in der Kolonie Südaustralien geltenden Berggesetze umfaßt das Areal (Kronland), welches einer Person gegen eine geringe jährliche Rente zur bergmännischen Ausnutzung auf Edelsteine überwiesen werden kann, eine englische Quadratmeile oder 2,59 qkm.

— Wir haben in Band 49, S. 255 über eine Forschungsreise Bericht erstattet, welche David Lindsay im Jahre 1886 von Port Augusta aus, an der Spitze des Spencer-Golfes in Südaustralien, durch Centralaustralien unternahm. Unser Bericht mußte sich damals auf den ersten Theil dieser Expedition bis Lake Nash, in ungefähr 21° südl. Br. und $9\frac{1}{2}$ km von der Grenze der Kolonie Queensland, beschränken. Mr. Lindsay ist inzwischen nach Adelaide zurückgekehrt und hielt am 28. Juni dieses Jahres vor der dortigen geographischen Gesellschaft einen interessanten Vortrag über seine Reise, so daß wir jetzt auch über den zweiten Theil derselben, von Lake Nash bis zur Telegraphenstation Powell's Creek in 18° 5′ südl. Br. und 133° 38′ östlich von Gr., wo sie endete, eine gedrängte Uebersicht geben können. Lindsay hielt sich auf diesem großen Gebiete sechs Monate lang auf. Es ist ein hohes Tafelland im Umfange von 25 000 englischen oder 1176 deutschen Quadratmeilen, wird nach Süden von sandigen Gegenden begrenzt und reicht nach Norden bis an das Küstengebirge. Die herrlichsten Hochebenen und Niederungen sind mit den besten nahrhaften und saftigen Gräsern (Mitchell grass, Astrebla elymoides, Kangaroo grass, Anthistiria ciliata, Flinders grass etc.), sowie mit vom Vieh gern gefressenem Gesträuch (Bluebush, Kochia sedifolia etc.) dicht bewachsen. Kalkstein, Sandstein, Eisenstein und auch Gips durchbrechen hier und

dort die Oberfläche. Flüsse, wie der Playford und der Buchanon, und zahlreiche Creeks mit westlichem Laufe durchfließen in der Regenzeit das Gebiet, verlieren sich aber dann auf der ausgedehnten Polygonum- und Bluebush-Niederung, welche sich östlich von den Ashburton Ranges in 18° südl. Br. und 133° 40' östlich von Gr. ausbreitet. Die jährliche Regenmenge beträgt 18 bis 20 englische Zoll oder 457 bis 508 mm. Durch Graben läßt sich ohne Schwierigkeit überall gutes Wasser erhalten. Brauchbares Nutzholz, welches meist nur die Wasserläufe einsäumt, kommt nicht viel vor, reicht aber für den Bedarf hin. Die Eingeborenen zerfallen in sechs Stämme, die zwar verschiedene Dialekte sprechen, in ihren Sitten und Gebräuchen jedoch nicht von einander abweichen. Sie sind von schönem Bau und Wuchs, messen bis über sechs Fuß und zeigen sich den Weißen gegenüber freundlich. Lindsay ist überzeugt, daß auf diesem Tafellande in nicht zu ferner Zeit einer der vorzüglichsten, Wolle producirenden Weidedistrikte Australiens entstehen werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Anfangs April d. J. hat die Neu-Guinea-Kompagnie am Ausflusse des Bubui in die Langemak-Bucht (nördlich vom Huon-Golf) eine neue Station durch ihre Beamten Schollenbruch und v. Puttkamer errichten lassen. Dieselben haben auch den Unterlauf des Bubui näher untersucht. — Landeshauptmann v. Schleinitz hat auf einer Fahrt mit dem Dampfer „Ysabel" im Mai sowohl in Kaiser Wilhelmsland, wie auch in Neu-Pommern mehrere gute Häfen und eine Anzahl Flüsse ihrer Lage nach bestimmt und zum Theil genauer untersucht, namentlich aber auf Neu-Pommern eine etwa 4000 qkm große, fruchtbare Tiefebene mit schiffbaren Strömen aufgefunden. Dieselbe liegt zwischen den vulkanischen Bergen der Westspitze und des Centrums und reicht von der Nordküste der Insel bis zu deren Südküste. — Dr. Hollrung hat die Umgebung von Hatzfeldt-Hafen, Dr. Schneider diejenige von Konstantin-Hafen näher untersucht. Dem Berichte des letzteren entnehmen wir Folgendes: „Die Eingeborenen sind freundlich. Ihre Bewaffnung sind Bogen mit Bambussehne und Pfeil. Die Lanzen mit Blutrinne scheinen den Bergbewohnern nur zur Ausführung des Todesstoßes zu dienen. Der Friede unter einander scheint mehr gefährdet, als derjenige mit den Weißen. So sagte man mir, von Jadabi nach Jengellam ginge kein Weg, weil die Männer des einen Dorfes in dem anderen getödtet würden. Von Medicinmitteln spielt die etwas geheim gehaltene Muju-Rinde (in Finschhafen musica, nach Herrn Dr. Hollrung Sassafras) eine Rolle. Einmal dient ihr Rauch als Fiebermittel, sodann kaut man sie bei Anstrengungen und speit dem Ermüdeten den Saft auf Schenkel, Brust und Kreuz. Die Hütten, an der Küste mit Gras gedeckt, haben auf den Bergen Matten- oder Laubdächer. Bretter werden im Gegensatze zu Finschhafen nicht verwendet, ebenso wenig ist das Bauen von Pfahlhäusern hier bekannt. In Kollyku zählte ich auf einem Hause 600 Matten. Die Dörfer sind meist sauber. Am größten ist Bokadio, dann Bongu mit rund 150 und 100 Hütten. Male schätzte ich auf 70, die anderen Dörfer haben: Gumba ca. 40, Correndu 19, Burrahm 30, Jagadamu 11, Manniga 27, Djindjam 22, Jadabi 41 und Ssongum 73 Hütten. Das ergiebt für das ganze Gebiet rund 600 Hütten. Wenn man nun bedenkt, daß jede verheirathete Frau ihre eigene Hütte hat, daß Vielweiberei häufig (bis drei Frauen) und eine vier übersteigende Kinderzahl des Mannes selten ist, so kann man die Kopfzahl der Bevölkerung auf höchstens 1500 abschätzen, wovon über die Hälfte auf die Küste kommt."

Vermischtes.

— Von F. Ratzel's „Völkerkunde" (Leipzig, Bibliographisches Institut), von welcher bereits zwei Bände erschienen sind, wird jetzt eine Ausgabe in 42 Lieferungen veranstaltet, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen möchten.

— Friedrich von Hellwald, Illustrirte Kulturgeschichte. Bd. 1, Haus und Hof. Mit vielen Illustrationen. (Leipzig, Schmidt und Günther.) Von diesem neuen Werke Hellwald's liegen uns gegenwärtig sieben Lieferungen vor, während das Ganze auf 15 bis 20 Lieferungen berechnet ist. In der bekannten gewandten Darstellung giebt uns der Verfasser eine Uebersicht der Entwickelung von Haus und Hof, von den Höhlenwohnungen der Troglodyten der Diluvialperiode an, durch alle Kulturstadien bis in die neueste Zeit, und zwar nur von Haus und Hof in engerem Sinne mit Ausschluß der Prunkgebäude und der zu religiösen Zwecken dienenden. Die Ausstattung ist eine sehr reiche; jede Wohnungsart ist durch wenigstens einen Holzschnitt illustrirt und jede Lieferung bringt ein ausgezeichnet ausgeführtes Vollbild. Bis jetzt kamen in denselben zur Darstellung: Japanischer Thorbogen; Wanddekorationen aus Pompeji; Inneres eines altrömischen Hauses; Eingang zur Löwengrotte in Elephante; Löwenthor in Mykenä; Trojanische Alterthümer; die Mündung der Cloaca maxima in Rom. Die Lieferungen erscheinen in ziemlich rascher Folge und der ganze Band wird wohl 1888 zum Abschluß gelangen. Der im Verhältniß zur Ausstattung sehr mäßige Preis (50 Pf.) für die Lieferung sichert dem schönen Werke eine weite Verbreitung; wir wünschen nur, daß der Verfasser seinen Plan, in weiteren Bänden noch andere Abtheilungen der Kulturgeschichte in derselben Weise zu bearbeiten, bald zur Ausführung bringt. Ko.

— Die beiden neu eingelaufenen Lieferungen (Nr. 6 und 7) von H. Ploß, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, enthalten ein unendlich reiches Material über die Niederkunft und die bei derselben herrschenden Gebräuche, welche leider bei weitaus den meisten Stämmen als schwere Mißbräuche bezeichnet werden, welche die Schmerzen und Gefahren der Wöchnerin eher zu vermehren als zu vermindern geeignet sind. Von ganz besonderem Interesse ist das Kapitel über die allmählige Organisation des Hebammenwesens in Deutschland vom 15. Jahrhundert ab. Die erste Instruktion ist die würtembergische von 1480, aber eine abgedruckte Miniatur vom Anfange des 15. Jahrhunderts beweist, daß schon damals Unterricht in der Geburtshilfe ertheilt wurde.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

II.

[Die Abbildungen nach Photographien der Expedition Dieulafoy.]

Der Dampfer „Karun", auf welchem sich die Expedition am 10. Febuar eingeschifft hatte, fuhr von Felijeh aus den Schatt-el-Arab ein Stück hinab, bog dann nach links um, fuhr dicht bei Mohammereh vorbei und lief in die Mündung des aus den Gebirgen im Südosten von Ispahan herabkommenden Karun ein. In seinem Unterlaufe bewässert dieser schöne Fluß eine sich nach Osten und Westen anscheinend endlos erstreckende Ebene, welche im Norden von einer langen, wellenförmigen Bergkette begrenzt ist. Man befindet sich dort an der Spitze eines Deltas, welches sich ungemein rasch in den Persischen Meerbusen vorschiebt, seit Beginn des laufenden Jahrhunderts um eine englische Meile in je 70 Jahren. Die geringe Tiefe des Golfes, seine unbedeutende Breite, das Fehlen einer starken Strömung und die große Masse des vom Euphrat und Tigris herabgeführten Schlammes sind die Hauptursachen dieses auffallend raschen Wachsthums. Der von der Fluth zurückgetriebene Schlamm bildet Untiefen, wie die Barre von Fau an der Mündung des Schatt-el-Arab, und solche Hindernisse zwingen wiederum den Fluß, seine Gewässer fächerartig über das ganze Aestuarium auszubreiten und dort die mitgeführten erdigen und sandigen Theile fallen zu lassen.

Oberhalb Mohammereh ändert sich die Landschaft und an die Stelle der ruhigen schattigen Palmenwälder treten unbewohnte, flache, mit Salzefflorescenzen bedeckte Ufer. Allmählich zeigen sich Objekte, welche den Reisenden von ihrer früheren Fahrt auf dem Flusse bekannt waren, die Kuppel des Imamzade (Heiligengrabes) Ali Ben Hussein mit einigen Bäumen, das Lager von Salunieh, die Palmen von Sabah, welche mehrere Stunden, bevor man sie erreicht, sichtbar werden und unaufhörlich in einer anderen Richtung erscheinen, so gewunden ist der Lauf des Karun. Von dem kleinen Dorfe Ismailiah an ist die Ebene ganz grün von lauter Kornfeldern, welche alle dem Herrn von Felieh, dem Scheich Moses, gehören. Dicht am Flusse stehen die braunen Zelte von Nomaden, und dazwischen weiden zahllose Heerden von Kameelen, Schafen und Kühen, welche Abends nur mühsam ihre runden vollgefressenen Leiber in die Zeltlager schleppen. Die Tamarisken werden schöner, die mit rothen Beeren beladenen dunklen Konarbäume sind über die ganze Ebene zerstreut. An das Wasser steigen Weiber in langen rothen Kattunhemden herab, um den Kopf einen dunkelfarbigen Turban, Haupt und Oberleib von einer braunen Abbaje bedeckt. Alle tragen die Haare vorn kurz geschnitten, Zöpfe an den Schläfen und Metallknöpfe oder Silberringe in den Nasenflügeln. Scheu scheinen sie nicht zu sein, denn sie lassen ohne ein Zeichen von Mißvergnügen ihre grob geschnittenen Züge betrachten.

Mit Einbruch der Nacht erreichte der Dampfer den auf einem den Fluß durchsetzenden Felsriegel erbauten Damm von Ahwaz, ein für ihn unüberschreitbares Hinderniß. Die Reisenden verließen ihn also und übernachteten in dem Dorfe, an dessen Stelle, nach den Ruinen säulengetragener Bauwerke und den in den Fels gehöhlten antiken Gräbern zu schließen, einst ein bedeutenderer Ort gelegen hat. Anderen Tages ging es auf dem östlichen Flußufer zu

Pferde weiter nach Kut Wais und Kalaï Bandi Kir, wo die bei Schuster sich trennenden beiden Arme des Karun sich wieder vereinigen und von rechts her den Ab-i-Diz aufnehmen. Hier setzte die Karawane über den Fluß, um einen weiten Umweg nach Osten zu vermeiden und quer durch die von den beiden erwähnten Armen eingeschlossene Insel nach Schuster zu gelangen. Bandi Kir ist zu allen Zeiten eine der wichtigsten strategischen Positionen gewesen; oberhalb desselben hat die Schlacht stattgefunden, in welcher Eumenes und Antigonus um den Orient und den Schatz von Susa kämpften. Die heutigen Bewohner des Ortes zeichnen sich durch ihren klassisch schönen Wuchs aus; die Frauen tragen über ihrem rothen Hemde große indigoblaue Schleier und schmücken sich mit silbernen Ringen, Hals-



Ufer des Karun bei Mohammereh.

ketten und Armbändern von Bernstein oder Korallen; an dem Turban von dunkelblauer Wolle hängt eine Schnur bunter Steine, die mit einem Maria-Theresia-Thaler schließt. Die Männer, welche nur eine Art Schurz um die Lenden tragen, sind kräftig und schlank gebaut. Die Reisenden hatten Gelegenheit genug, dies zu beobachten, denn trotz des strömenden Regens wurde die Thür des Stalles, in welchem sie Zuflucht gefunden hatten, nicht frei von neugierig hineinstarrenden Männern und Weibern.

Am folgenden Tage verzögerte eine ergebnißlose Jagd



Heiligengrab Neïzan bei Schuster. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

auf Wildschweine den Marsch der Karawane, so daß man bei Sonnenuntergang noch nichts von Schuster bemerkte und bei Nomaden die Nacht verbringen mußte. Mit Tagesanbruch stieg man am 14. Februar wieder zu Pferde und erreichte um Mittag das Heiligengrab Neïzan, welches in der Vorstadt von Schuster liegt, eine halbe Stunde später ein zweites, welches sich an die Mauern der ersten Häuser anlehnt. Die Straßen der Stadt boten diesmal einen fast noch verwahrlosteren Anblick als früher; Störche, welche auf den Badgirs oder Windfängern nisteten, schienen die einzigen lebenden Wesen zu sein; manche Quartiere waren derart verfallen, daß die Straßen nicht zu passiren waren.

Quartier war den Reisenden bei dem erst kürzlich zum Gouverneur der Stadt ernannten Seid Assadullah Chan bereitet worden; der Hakem, d. h. der mit der Verwaltung der Provinzen Luristan und Arabistan betraute Statthalter,

befand sich noch in Dizful, sollte aber bald seine Winterresidenz in der Citadelle von Schuster beziehen. Es lag Herrn Dieulafoy daran, demselben zu begegnen, ehe er sich aus der Nähe der Ruinen Susas entfernte; zuvor aber hatte er noch dem Hadschi Seid Hussein, dem angesehensten Pfaffen in Arabistan, werthvolle Empfehlungsschreiben zu übergeben.

Am 15. Februar stattete Madame Dieulafoy dem Andern (Harem) ihres Wirthes Assadullah Chan einen Besuch ab und fand ihn wohlbesetzt mit einer Schaar Ehefrauen, Töchtern, Schwestern, Schwägerinnen und Dienerinnen, die in einem ausgedehnten, zimmerreichen Hause zusammen wohnten. Mehrere der Frauen erkannten die Französin wieder, empfingen sie mit Complimenten und Zärtlichkeiten und nöthigten sie, auf einem Holzstuhle Platz zu nehmen, um welchen sie sich auf der Erde gruppirten. Alte und junge sahen ihren europäischen Gast als eine Art höheren Wesens an, das die Zukunft vorauszusagen, Kranke zu heilen und den Teufel zu bannen vermochte; ihr einziges Bedauern war, daß sie keine Mohammedanerin war.

Die Bewohner von Schuster kranken an drei Dingen:



Frauen von Schuster.

Die Rasse wird schwächlicher, die Frauen sind unfruchtbar und die Blattern richten unter den Säuglingen große Verheerungen an. Die Bevölkerung nimmt von Jahr zu Jahr ab; von zwölf Frauen, die um Mme. Dieulafoy herum saßen, haben vier überhaupt keine Kinder gehabt, sechs andere dieselben verloren, und nur zwei haben dieser köpfereichen Familie zusammen fünf mehr oder weniger schwächliche Kinder geschenkt. Und in derselben Lage befinden sich alle Einwohner, ja bei den meisten kommt noch zu solchem Unglücke die Armuth!

Darauf besuchte das Ehepaar den Hadschi Seid Hussein, den vom Volke hoch verehrten achtzigjährigen Beschützer der Armen und Niedrigen gegen die Staatsbeamten; schwer an Asthma leidend, klagte er den Reisenden seine Leiden, verlor aber für alles Interesse, sobald er ein linderndes Recept erhalten hatte. Sein ältester Sohn aber, ein Mann von 40 Jahren, einen riesigen blauen Turban auf dem Kopfe und in der Hand einen langen Stock, wie ihn schon die Achämenidenkönige trugen und wie er bis heute ein Abzeichen der hohen schiitischen Würdenträger geblieben ist, gab Herrn

Dieulafoy die Versicherung, daß er sich über die Geistlichkeit in Dizful und Umgegend nicht zu beklagen haben würde; ein Brief an den dortigen Scheich Taher solle die Aufregung beseitigen, welche etwa durch den Aufenthalt der Franzosen im Grabe Daniel's entstehen könnte.

Am 18. Februar fand der Aufbruch von Schuster statt, wie gewöhnlich im Orient nach schier endlosen Verzögerungen und viel später, als bestimmt worden war. Schließlich aber wurde die winkelige Brücke über den Karun überschritten. Die Aussicht nach vorn begrenzt ein felsiger Kamm, nach dessen Passirung man eine unbebaute Ebene betrat. Hier erhob sich zur Linken ein von einer Terrasse gekrönter würfelförmiger Bau, welcher ein âbambar, eine Cisterne, umschloß; auf der Terrasse zeigten sich nachlässig ausgestreckte, menschliche Gestalten, welche beim Nahen der Karawane von ihrem Beobachtungsposten herabstiegen. Einer der Männer trat auf Dieulafoy zu und übergab ihm einen französisch abgefaßten Brief des Mozaffer el-Molk, des Statthalters von Luristan und Arabistan, worin derselbe seine bevorstehende Abreise von Dizful und seine Ankunft in Schuster meldete und die Expedition bat, ihn in letzterer Stadt zu erwarten. Umkehren wollte man aber nicht, und so wurde beschlossen, den Marsch möglichst zu beschleunigen, um den Statthalter noch in Dizful zu treffen.

Der Ueberbringer des Briefes war Mirza Abdul-Kaïm, welcher bei den bevorstehenden Ausgrabungen noch ferner eine Rolle spielen sollte; er hatte ein feines, intelligentes Gesicht, kleine lebhafte Augen, gerade Nase, regelmäßiges



Stute aus dem Hedschaz.

Profil und einen gut proportionirten Körper. Haar und Bart hatten die schöne Mahagonifarbe, welche das Henna verleiht. Trotz seines Alters, welches durch dies Färben sich verrieth, bewegte sich der Mirza in jugendlicher Weise und trug ein persisches Kostüm von raffinirter Eleganz. Er ist weniger alt als gealtert. Früher hatte er in Rußland als Gesandtschaftssekretär gelebt und dort etwas Civilisation kennen gelernt, mußte aber dann zu seinem Schmerz nach Persien zurückkehren und seine Oberstenuniform wieder anziehen. Aber auch jetzt noch ist seine Beschäftigung mehr diplomatisch als kriegerisch; denn sie besteht darin, zwischen den Nomadenhäuptlingen eine leidliche Eintracht aufrecht zu erhalten oder sich bei allzu säumigen Steuerzahlern als Exekutor ins Quartier zu legen. Sein Herz geht auf bei dem Gedanken, während der Ausgrabungen in Susa bei den Franzosen leben zu können.

Am selben Abend erreichte die Karawane das hübsche Dorf Konah, halbwegs zwischen Schuster und Dizful; aber es war schon zu spät, um noch den dortigen, in dieser Jahreszeit ziemlich reißenden Fluß passiren zu können, so daß man in dem Tschapar-chane (Posthaus), dem es schon seit Jahren an Postreitern und Pferden gebrach, übernachten mußte. Um Mitternacht weckte lautes Geräusch am Thore die Schlafenden, und erst nach längeren Verhandlungen ließ man den Ankömmling ein. Wieder war es ein Bote des Mozaffer el-Molk, welcher den Befehl brachte, das Tschapar-chane zu reinigen und den nöthigen Proviant für das Gefolge Seiner Excellenz bereit zu halten. Auf diese Nachricht hin beschloß Dieulafoy, auf dem besten der vier Pferde bei Tagesanbruch nach Dizful vorauszureiten, um den Statthalter noch vor seiner Abreise dort zu treffen und von ihm die Ermächtigung zu erhalten, Gelder beim Banquier

des Zelle Sultan zu erheben und Arbeiter anzuwerben; die übrige Gesellschaft sollte einige Stunden später den Fluß überschreiten und langsam nachrücken.

Am 20. Februar ging es also durch die verschiedenen Arme des Flusses von Konah, welche durch Kiesbänke von einander getrennt sind, auf denen die Pferde, erschöpft von dem Ankämpfen gegen die Strömung, Athem holen können; jenseits liegt ein hübsches Wäldchen, überragt von dem Heiligengrabe Tschundi Schapur der Weisen, das in der Sassanidenzeit gegründet und nach der arabischen Eroberung verlassen worden ist. Solche Gräber entstanden oft auf den Trümmern zerstörter Städte und wurden zu Mittelpunkten unverletzlicher Begräbnißplätze, unter deren Schutze die Reste des Alterthums ungestört einer besseren Zeit entgegen schlummern. Hier waren schon im Schatten der Bäume Männer emsig damit beschäftigt, für den Statthalter ein mit blauen und grünen Mustern verziertes Zelt von rother Seide, das mit wasserdichtem Zwillich überzogen war, aufzurichten. Nicht weit davon begegnete unsere Karawane einer zahlreichen Abtheilung Fußsoldaten. Mit grauen, roth besetzten Lumpen bekleidet, die Lammfellmütze mit dem persischen Wappen auf dem Kopfe, trieben diese Helden schwer beladene Esel vor sich her, welche Zelte, Mehl, Datteln, Schaffelle, allerlei den Bauern weggenommenes Geräth und selbst die Waffen ihrer Herren schleppen mußten. Dann folgten Derwische zu Fuß und zu Pferde, Reiter und Leute mit Feldzeichen, nämlich einer Fahne im Lederfutteral und einer Stange, auf welcher eine blecherne Hand mit einem rothen Striche um das Gelenk befestigt war. Weiter eine Compagnie in leidlicher Ordnung, zwei Feldgeschütze mit je vier Pferden bespannt, dann ein langer Zwischenraum, darauf eine endlose Schaar Reiter auf schönen arabischen Rossen und zahlreiche Diener auf gepäckbelasteten Eseln, dazwischen arme halbnackte Bauern, die ohne Entgelt gepreßt waren, die Habseligkeiten der Officiere und Soldaten zu schleppen. Trübselig und resignirt lassen sie ihr unvermeidliches Geschick über sich ergehen. Endlich zieht einsam des Weges daher ein rothgekleideter Mann mit dummem Gesicht und einem riesigen schwarzen, bis an die Ohren reichenden Schnurrbart: der Scharfrichter. In einem Sacke führt er sein Handwerkszeug, drei oder vier haarscharfe Messer, bei sich. Sein Herr kann nun nicht mehr fern sein.



Der Unterstatthalter von Dizful.

Es folgt eine neue Abtheilung Reiter, noch besser beritten als die früheren, dann, von Stallknechten geführt, sechs prächtige Pferde, voran eine herrliche Stute aus dem Hedschas, weiß von Farbe, mit feurigem Auge und lebhaften Bewegungen. Ein mit Goldschuppen bedeckter Zügel schmückt den Kopf, ein hoher Sattel, mit einem sammetweichen Teppich bedeckt, wird von einem schwarzseidenen Bauchgurt und einem edelsteinbesetzten Brustriemen gehalten. Gleich darauf folgt ein Apfelschimmel, der an Feinheit und Eleganz seine Vorgängerin noch übertrifft; sein Geschirr besteht aus silbergestickter, rother Seide. Prachtvolle Thiere!

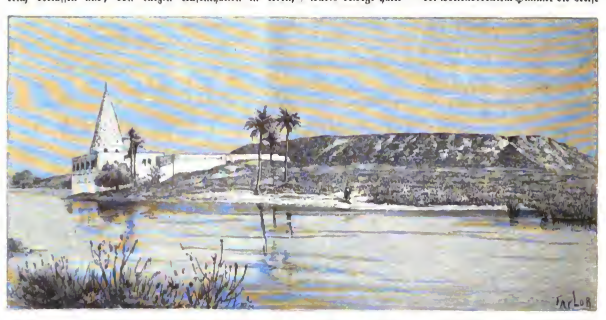
Nun endlich erscheinen drei Reiter, in der Mitte Dieulafoy, rechts von ihm der Statthalter und links dessen Leibarzt. Dieulafoy war ihm begegnet, als er gerade aus der Stadt herausritt, und begleitete ihn nun bis zu dem Heiligengrabe zurück, um unterwegs die Geschäfte zu erledigen, was im Laufe des Tages bestens gelang. Denn er erhielt von dem Würdenträger drei Briefe: der erste ermächtigte ihn, Geld zu erheben, der zweite, Arbeiter zu mieten und der dritte, das Bad des Dizfuler Palastes heizen zu lassen. Somit war alles in Ordnung.

Uebrigens war der Gouverneur nicht der letzte im Zuge, denn Reiter, Maulthiertreiber, Soldaten, Diener, Maulthiere und Esel bedeckten die Straße bis Dizful hin. So schwer es auch ist, solch' ungeordnet einherziehende Masse zu schätzen, so glauben die Reisenden doch, die Zahl des Gefolges auf mindestens 3000 bis 4000 Menschen veranschlagen zu müssen.

Die Straßen von Dizful unterscheiden sich in Bezug auf Reinlichkeit zu ihrem Vortheile von denen des traurigen trümmerhaften Schuster; die dortigen Backsteinhäuser stehen fast lothrecht, die Straßen sind passirbar, wenn auch etwas gefährlich wegen der in der Mitte angelegten Wasserleitungen, und in der Hauptstraße drängte sich eine thätige zahlreiche Bevölkerung. Die Expedition fand in dem Palaste, der übrigens nicht von irgend welchen Gartenanlagen oder Bäumen, sondern von felsigem, mit Schutt- und Steinhaufen bedecktem Unlande umgeben war, leidliche Unterkunft; die Honneurs machte ihr der Najeb-el-hukumet oder Unterstatthalter von Dizful.

Ein Besuch bei dem einflußreichen Scheich Mohammed Taher, welcher den Reisenden mit Wohlwollen aufnahm, war alles, was in Dizful zu erledigen war; dann wurde am

26. Februar — es war der 71. Tag, seitdem man Frankreich verlassen und, von kurzen Aufenthalten in Aden, Buschir, Schuster und Dizful abgesehen, beständig sich vorwärts bewegt hatte — bei wolkenbedecktem Himmel die Reise



Das Grab Daniel's und die Burg von Susa.



Verfallenes Heiligengrab bei Susa.

fortgesetzt. Rings um die Stadt herum dehnen sich Gärten, Getreidefelder, Ackerland für Indigo und Wassermelonen aus; je weiter man aber reitet, desto seltener werden die Felder, und schließlich bedecken nur Gräser und Tamarisken den jungfräulichen Boden. Allmählich beginnt es zu regnen, schwere Tropfen fallen, aber trotz des hereinbrechenden Un-

wetters und der Dunkelheit kann man nicht Halt machen, sondern muß einen Arm des Flusses von Dizful durchfuhrten. Jenseits desselben kam man zu einem riesigen Konarbaum, der mit als Weihgeschenken dargebrachten Lappen über und über behängt war. „Wir sind auf dem richtigen Wege", versicherte einer der Führer; „ich kenne diesen geweihten Baum. Aber bis zum Ziel ist es noch ein weites Stück Weg. Anstatt bei solchem Wetter umherzuirren, wäre es besser, die Zelte aufzuschlagen." Aber während man noch über diesen Vorschlag berathschlagt, zerreißt ein Windstoß die Wolken; am Horizonte zucken Blitze und ein heftiges Gewitter bricht los. Plötzlich zeigt sich beim Scheine der elektrischen Entladungen eine kolossale braune Masse, um gleich darauf wieder in der Dunkelheit zu verschwinden. „Schusch, Schusch!" schrieen da die Maulthiertreiber. Es war in der That die Festung von Susa, und in der Nähe derselben befand sich ja das Grab Daniel's, das für die naßkalte Nacht eine leidliche Unterkunft verhieß, so daß alle ihre Schritte beschleunigten. Eine halbe Stunde später zog die Karawane bei einem verfallenen Imamzade vorbei, dann an einer künstlichen Böschung entlang und betrat endlich durch ein Thor die rechteckige Umfassungsmauer des Daniel-Grabes, wo ihr der Wächter mürrisch eine an die Mauer sich anlehnende Bogenhalle zum Nachtquartier anwies.

Als die Reisenden am 27. Februar bei strahlendem Sonnenscheine erwachten, erblickten sie über die Mauer hinweg eine hohe, mit Grün bedeckte Masse, einem von Schluchten durchfurchten Bergabhange ähnlich, den Burghügel von Susa; unverändert stand er da, wie sie ihn bei ihrer ersten Reise gesehen hatten. Die Winter scheinen über ihn hingezogen zu sein, ohne eine einzige Furche in ihn gerissen zu haben; dieselben Ziegen klettern noch auf denselben steilen Pfaden umher und weiden das Gras ab. Noch immer wälzt der Schawur sein schlammiges Wasser bei den Mauern des Grabes vorbei und bildet dann ausgedehnte Sümpfe, ehe er seinen gewundenen Lauf zum Flusse von Dizful fortsetzt. Die Zeit scheint hier wie ein Traum vorüberzugehen.

Die steigende Sonne brachte die Fliegen in Bewegung und diese wieder weckten die Mitglieder der Karawane. Alle fühlten sich zerschlagen, steif und hungrig, aber dennoch begaben sie sich alsbald nach den Ruinenhügeln, um einen Platz für das Lager auszusuchen. Auch nur einen Tag länger im Heiligengrabe, wo sie nur wegen des nächtlichen Unwetters hatten Zuflucht suchen müssen, zu bleiben, wäre eine große Unklugheit gewesen.

Eine Azorenfahrt von Insel zu Insel.

Von Dr. Heinrich Simroth.

II. (Schluß.)

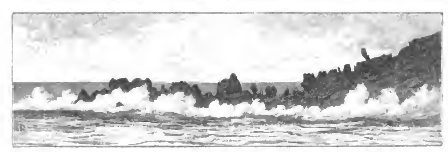
Gegen Abend ging ich an Bord. Wir hatten eine Militärabtheilung zur Ablösung für die anderen Inseln und einige Pfaffen als Passagiere bekommen. Letztere gaben sofort zur allgemeinen Prophezeiung schlechten Wetters Veranlassung. Die Subalternofficiere, die ihr kümmerliches Französisch an den Mann bringen wollten, fingen eine heitere Unterhaltung mit mir an, zogen sich aber später ängstlich zurück, als sie erfuhren, daß ich Allemão und Doutor sei. Hier sind eben die Brillen Seltenheiten. Um Mitternacht lichteten wir die Anker. Da ich einen Schlafkameraden bekommen hatte, blieb ich an Deck, denn das nächtliche Spucken und die Seekrankheit war entsetzlich, sie hielt selbst in ungeschwächter Stärke an, als wir die Nacht darauf ruhig im Hafen von Velas lagen. Als ich um 5 Uhr aufstand, fuhren wir zwischen Graciosa und der kleinen an ihrer Nordostseite vorgelagerten Inselklippe hindurch. Letztere erhebt sich allmählich von Osten unter einem scheinbaren Winkel von 16°, während sie im Westen unter mehr als 50° abstürzt, sich hier noch in eine Anzahl vom Meere halb bedeckter Felsen fortsetzend und so die Hauptrichtung der erodirenden Welle verrathend. Die Sonne ging bei schönstem Wetter als rother Ball aus dem Ocean auf, aber nur scheinbar, denn in Wahrheit lagerte trotz aller Himmelsklarheit eine undurchdringliche Dunstschicht von etwa 1° über dem Horizont. Seefahrten geben einem, dem das Schaukeln nichts anhat, natürlich Muße zu unausgesetzten Luftstudien, die aber wohl nur bei genauerer Analyse Interesse haben. Bloß eines Falles möchte ich gedenken, nämlich einer Cirrusschicht, die noch unter drei oder vier anderen Wolkenlagen stand, also sehr tief, dunkelgrau zwar, aber durchaus von dem fein federstreifigen Aussehen, das sonst nur den Eisnadelmassen in den obersten Regionen zukommt.

Graciosa bot einen freundlichen Anblick, wenn auch die Haine und Blüthenmassen, denen es den Namen verdankt, der Kultur weichen mußten. Jetzt sahen wir Stoppelfelder und spärliche Häuschen, aber die Abhänge waren noch grün, und der Wechsel der Berge, der Caldeiren und kleineren Hügel bot hübsche Ansichten. Wir legten auf der Hin- und Rückreise an verschiedenen Punkten an, bei Santa Cruz und Praya, das eine ein freundlicher Ort, mit Gärten und Windmühlen, das andere nur wenige Häuser, die auf ödem, klippigem Strande ziemlich trist dalagen. Nachdem das officielle Flaggenboot den Reigen eröffnet, begann ein reger Verkehr bunter Kähne, die hauptsächlich Getreide brachten, doch immer nur für wenige Stunden, zu kurz, um ans Land zu gehen und der von Hartung gemalten und durch ihn berühmt gewordenen Höhle, die durch einen kolossalen und jedenfalls lange während der Lavenerstarrung andauernden Gasausbruch entstand, einen Besuch abzustatten. So zeichnete ich die Klippen ab (Fig. 1 und 2), gegen deren Schwärze die Brandung grell weiß abstach, eigenthümlich zerrissene, zackige Formen, und wie es scheint, nur in dem Gürtel, der den Hochfluthen zugänglich ist. Sie sind wohl auf die chemische Zersetzung und Lösung des gesteinzerfressenden Seewassers zurückzuführen, also als eine Art Karst- oder Karrenbildung zu deuten. Alt genug sind die Laven jedenfalls, denn seit der Entdeckung ist die Insel von keiner Eruption wieder betroffen.

Von Graciosa ging's in einigen Stunden nach S. Jorge. Da sich der Himmel bedeckte und die wenigen über den Kamm sich erhebenden Spitzen in den Wolken verborgen blieben, so stand die Insel wie eine ungeheure Felsenmauer im Meere, entschieden großartig, wie ja der Nebel die Verhältnisse vergrößert; und als wir um das Westende bogen,

machte die freistehende Klippe, die wie eine Kirche geformt ist mit nadelförmig zugespitztem Thurm, einen gewaltigen Eindruck. Man erkannte eigentlich nur am oberen Rande einiges Grün. Hier und da klebte ein Weinberg an der Höhe (der Wein soll früher am besten gewesen sein), und man sagte, daß der Besitzer nur auf Leitern vom Kahne aus zu seinem Eigenthume gelangen könnte. Dann wandten wir uns zur Südseite und warfen vor der Hauptstadt Belas oder Bellas (siehe die dritte Abbildung) Anker. Um das Bild zu verstehen, denke man sich rechts als Fortsetzung die höher aufsteigende Gebirgswand. Der kleine Ort ist gegen die Westwinde gut geschützt durch ein Vorgebirge, das wie ein riesiges Schwarzwälder Bauernhaus dahinter liegt. In der Lücke treten Tuffwände hervor, die völlig den Eindruck einer Festung machen, für die ich sie zuerst nahm. Die Küste besteht wieder aus steil zerrissenen Lavaklippen, wie sie auch ringsum vorragen, als Wellenbrecher das Meer belebend. Von der Höhe des Berges winkt charakteristisch eine jener kleinen portugiesischen Windmühlen, wie sie dem Reisenden bei der Einfahrt in den Tejo in so großer Zahl als Wahrzeichen von Lissabon entgegentreten. Die Flügel sind so konstruirt, daß zwei Holzkreuze sich unter Winkeln von 45° schneiden. Ein Tau verbindet die Enden im Achteck, und dazwischen werden so viel dreieckige Segel gespannt, als der Windstärke angemessen sind. Sie haben ein sehr zierliches Aussehen. Da es bei dem regnerischen Wetter bald dämmerig wurde, blieb ich an Bord und sah dem Getriebe der Kähne zu. Wir hatten ein edles Pferd mitgebracht, das in zitternder Unruhe in seinem Kasten hinausschwebte und dann auf dem Kahne im fernen Nebel verschwand. Was wird sein Geschick sein? Die englischen Rosse, die man gelegentlich einführt, sollen theils in Folge ungeeigneter Behandlung, theils durch das Klima bald Lungenkrankheiten erliegen. Die Boote brachten uns meist Käse, das Haupterzeugniß der Insel, weit berühmt, nicht nur auf allen Azoren, sondern auch in Portugal. Es sind vorwiegend bloß die drei Inseln S. Jorge, Terceira und Pico, die Käse erzeugen. Walker erwähnt noch einen Ziegenkäse von Furnas, der, noch weiß, eine Delikatesse sein soll. Zufällig habe ich ihn nicht gekostet, wohl aber jene anderen zur Genüge, die je nach der Herkunft eine besondere Form und einen anderen Geschmack haben. Der von Terceira erinnerte am meisten an holländischen Käse, und das erweckte den Gedanken, daß diese nur auf den flämischen Inseln heimische Fabrikation in der That von den Flamländern mitgebracht sein mag, denn die Portugiesen sind in der Milchwirthschaft merkwürdig zurück. Es lohnte sich wohl, der Sache nähere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Nacht erst machte dem regen Treiben der Kähne ein Ende; der Regen rieselte langsam nieder, und die Wellen schlugen träumerisch gegen das Schiff. Um so greller erklang noch von den Felsen das Geschrei der Seevögel, die in ihren



Lavaklippen an der Küste von Graciosa.

Kolonien noch keine Ruhe finden konnten. Am Tage sahen wir auch genug Felsentauben (Columba livia), die Vorfahren unserer Haustaube. In S. Miguel bilden sie ein beliebtes Wild, das ich aber deshalb früher überging, weil seine Reinheit fast durchweg durch verwilderten Nachschub getrübt wurde. — Bei der Rückfahrt ging ich ans Land und sah mir die Stadt an, freundlich, sauber, klein, ohne Besonderheiten. Höchstens fielen die Calabassen auf, die als Milchflaschen dienen, da sonst der Flaschenkürbis auf den Azoren wenig gebraucht wird. Alt und Jung ging in die Häuser und labte sich an Milch, eine Reiseerquickung, die selbst die Officiere eifrig mitmachten; ich traf unterwegs keinen, der für blasirt gelten konnte, die Verhältnisse sind hier noch zu harmlos.

Sonntag früh um 5 Uhr ging's hinüber nach Pico, das gelegentlich aus Nebel und Wolken auftauchte. Nach anderthalb Stunden waren wir bereits an seiner Nordseite. Wieder war es ein langgestreckter Berg, der sich links, östlich, ins Meer verflachte. Nach rechts erhob er sich zwar, aber die Spitzen verschwanden bald bei dem trüben Wetter, und namentlich der Pik, die Westspitze, war nur in den untersten Partien sichtbar, so daß von der Majestät des Eilandes zunächst nichts zu bemerken war. Von Zeit zu Zeit ertönte die Dampfpfeife, um den Leuten im kleinen Stranddörfchen die Ankunft zu signalisiren; aber entweder schliefen sie noch, oder die Brandung, die allerdings sehr hoch sich aufbäumte, verhinderte sie an der Abfahrt. Wir mußten lange warten und machten mehrere Schwenkungen, bis ein Boot kam. In der Zwischenzeit hatten wir ein hübsches Schauspiel, springende Fische in ungeheuren Schwärmen. Die Thiere schleuderten sich aus dem Wasser heraus, um gleich wieder zu versinken und das Manöver im nächsten Augenblicke zu wiederholen; einer hinter dem anderen, in schnurgeraden Linien; aber Massen solcher Linien zugleich, einander parallel; das ganze Meer tanzte. Sie kamen schräg von der Küste auf uns zu und theilten sich in zwei Hauptkolonnen, die das Schiff zwischen sich nahmen. Ich sah's schon einmal bei S. Miguel, aber im kleineren Maßstabe. Waren es Thunfische oder die verwandten Boniten (Thynnus pelamys), die den fliegenden Fischen nachstellen? Von letzteren erspähte ich auf der ganzen Reise nur zwei, auch an den Azoren, wo sie auf etwa doppelte Schiffslänge in flachem Bogen über das Wasser schnellten. Erst weiter südlich beginnt ihre Häufigkeit.

Am Lande war nicht viel zu sehen, überall kleine Weingärten mit Obstbäumen, sehr wenig Häuser. Mit dem Wein hat es nur noch wenig auf sich, aber es stehen dort überall noch die ganz kleinen Mauerquadrate, auf denen er gezogen wird. Die Aprikosen dagegen sind berühmt und bilden neben dem Käse das Haupterzeugniß. Es kam nur ein Boot, die Post abzuholen. Der Export vollzieht sich wohl über Horta, und er ist unbedeutend. Pico ist am dünnsten bevölkert, nur 63 Einwohner auf das Quadratkilometer gegen 77 auf Terceira, 145 auf Fayal, 163 auf

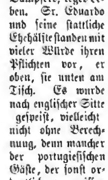
S. Miguel und 289 auf Graciosa; nur Santa Maria bleibt noch hinter Pico zurück mit 58 (s. Elisée Réclus, Nouvelle géographie universelle, die neuesten Lieferungen).

So dampften wir über die schmale Meerenge nach Horta zu, dem Stolz der Insulaner. „Lindissima vista!" klang's wiederholt. In der That, das kleine atlantische Neapel liegt reizend, und daß der Vulkan jenseits des Meeres sich erhebt, erhöht die Schönheit. Ich ging für drei Tage an Land und ließ Flores und Corvo mit seinen zierlichen Zwergrindern und mit der landschaftlichen Wiederholung aller Inselmerkwürdigkeiten in seiner Caldeira — nach Ansicht der Insulaner — im Stich. Horta, Fayals Hauptstadt, hat für uns Deutsche Interesse, denn zu ihren ersten Einwohnern gehörte ja der bekannte Nürnberger Tuchmacher und Kosmograph, Martin Behaim, der als Schwiegersohn des niederländischen Kolonisators, Jobst van Hurter, nach dem die Stadt heißt, 1486 auf einige Jahre hierher zog. Sonst hat die Stadt allerdings wenig Deutsches. Sie ist diejenige, die sich am allergleichmäßigsten aus Weiß und Grün sehr blank aufbaut, war doch selbst die Kirche in der Nähe des Hafens bis zur Dachspitze hinauf weiß getüncht mit grünen Fensterläden. Die Lage kann kaum symmetrischer sein; eine kleine Bai, die zu beiden Seiten durch je einen dem Meere entstiegenen und durch schmalen Isthmus mit dem Lande zusammenhängenden Berg, Monte Queimado und Guia, abgeschlossen und geschützt wird; dahinter erhebt sich sanft ansteigend das Gebirge der kegelförmigen Insel und gerade gegenüber, außerordentlich regelmäßig, auf breiter Basis immer steiler und steiler aufstrebend, der Pico do Pico, dem man von hier aus nicht ansieht, daß er nur den Vorposten eines langgestreckten Eilandes darstellt; man würde es für durchaus kreisförmig halten. In Wahrheit bilden Pico und Fayal nur ein Gebirgssystem auf gemeinsamer untermeerischer Grundlage, und die Meerenge mit dem Magdalenenfelsen ist so seicht als schmal. Ich nahm in dem einen der beiden Hotels ein Zimmer möglichst hoch, und genoß von hier aus die prachtvollste Aussicht. Im Hafen lagen wohl ein Dutzend Schiffe und ein altes Wrack; der Verkehr ist beträchtlich. Man schützt ihn neuerdings durch einen ähnlichen Damm, wie den von Ponta Delgada; doch macht der Bau weniger Schwierigkeiten. Nichtsdestoweniger muß die Gewalt der Wellen, trotz dem Schutz, den Pico gewährt, im Winter enorm sein, denn die breite, aus riesigen Quadern aufgeführte Hafenmauer, auf der wohl vier Personen neben einander gehen können, lag auf eine Strecke weit in Trümmern. Der Tag wurde klar, und das Meer wunderbar blau. Der Fuß des Piks war mit den kleinen Landhäusern der reichen Fayalenser freundlich übersäet, die Spitze, die nur selten frei wird, verbarg er mir leider während meines ganzen Aufenthaltes. Aber die Wolken, die sie einhüllten, nahmen fortdauernd eine gleichmäßige Form an, wie ein riesiger Pilzhut, zu dem der Berg den Stiel bildete, als wären sie eifersüchtig, das Heiligthum profanen Blicken preiszugeben. Hier würden die Griechen ihren götterbevölkerten Olymp gefunden haben. Doch die moderne Erklärung steht an Großartigkeit nicht nach, jene Wolken bezeichnen die Grenze des Passates und Gegenpassates, hier wird ein gut Theil vom Wetter Europas gebraut. Zur Linken begrenzte die ferne Felsenwand von S. Jorge den Horizont, mit nur kleiner Lücke, rechts der unendliche Ocean. — Abends lag der Mond gerade auf der Meerenge, aus Gewölk blendend hervorbrechend, im Kontrast mit der rothen Lampe des Leuchtthurms auf dem Hafendamme.

Wenn auch der Pik seine Spitze mit der leichten Rauchwolke verhüllte, man erkannte den Vulkan doch auf den ersten Blick an den zahlreichen zierlichen Flankenkratern, die, fast bis zum Fuß reichend, oft wiederholte seitliche Ausbrüche bezeugten. Ich zählte vom Fenster aus vierzehn. In historischer Zeit ist die Spitze nicht wieder thätig gewesen, und auch der enorm helle Ausbruch von 1572, dessen Schein die Wasser bei S. Miguel erleuchtete, erfolgte seitlich. Der Berg wird nicht selten und ohne allzu große Mühe erstiegen, allerdings für einen Tag eine sehr anstrengende Tour. Den Abhang bedeckt das übliche Gebüsch, die Heimath unserer Ringeltaube (Columba palumbus), nach oben hält unsere Calluna vulgaris am weitesten aus. Zu Wasseransammlungen, Sumpfbildungen und Sphagnumpolstern kommt es nicht, ja der Regen verschwindet in Spalten oder lockeren Tuffen, so daß die Einwohner der Insel gezwungen sind, sich in Cisternen Vorrath aufzubewahren.

Im Hotel herrschte, wie immer bei der Ankunft des Dampfers, reges Leben. Sr. Eduardo und seine stattliche Ehehälfte standen mit vieler Würde ihren Pflichten vor, er oben, sie unten am Tisch. Es wurde nach englischer Sitte gespeist, vielleicht nicht ohne Berechnung, denn mancher der portugiesischen Gäste, der sonst ordentlich zugegriffen hätte, wurde bei der Frage, ob der Hausherr Roastbeef und Huhn vorlegen sollte, verlegen und dankte; er mußte sich hinterher an sweet meats und Früchten schadlos halten. Uebrigens waren die Wirthsleute Insulaner, die sonst nur portugiesisch sprachen. Es waren selbst einige Sommerfrischler, wie es schien, zugegen, eine kurzhaarige Miß wohl am längsten. Der Oberkellner erschien durchaus modern sonntäglich elegant, der zweite Junge ebenso, aber barfuß. Es ging ziemlich steif zu in dem eingebildeten Englisch; ein einfacher Kapitän, den ich englisch anredete, entschuldigte sich verlegen, er verstehe nicht portugiesisch, sowie mir in Ponta Delgada ein Arbeiter, den ich portugiesisch nach dem Wege fragte, erwiderte, er verstehe nicht englisch. Freilich gebrauchte ich beide Sprachen nur stümperhaft; aber die Verlegenheit that die Hauptsache; wie mir denn die Wirthin, als ich im Garten eine schöne Akazie bewunderte, eine Hülse herabpflückte mit der Erklärung, wenn ich die Samenkörner in die Erde thäte, würden's wieder Akazien. Sonst war ich im Hotel sehr gut aufgehoben. Die Wirthin verkaufte die Industrieerzeugnisse der Fayalenser Mädchen, die schwarze Spitzentücher geschickt und geschmackvoll mit gemeinem Stroh durchflechten. Eine Probe, die ich mitnahm, findet allgemeinen Beifall. Auch sonst verfertigen sie allerlei Zierrath aus Muschelchen und Tang, wovon ich leider nichts sah. Das Sargassomeer entsendet häufig große Tangmassen an diese Küsten, die aber nicht gehörig aus-


Lavaklippen an der Küste von Graciosa.



genutzt werden, weder als Dünger, noch zur Pottasche- und Jodgewinnung. Während des Sommers scheinen die Anschwemmungen seltener zu sein, wiewohl sie andererseits auch an keine Jahreszeit ausschließlich gebunden sein dürften. Ich erkundigte mich häufig danach, um Studien an der eigenthümlichen Tangfauna zu machen, aber man verwies mich immer mehr oder weniger auf günstigen Zufall.

In der Stadt sieht man genug englische, oder besser amerikanische Firmen, die Kaufleute berechnen nach Dollar und Cent; der Handel ist eben am stärksten nach Amerika, namentlich sind es Wallfischfahrer, die hierher kommen, um ihre Jagdbeute hier niederzulegen, die dann von anderen Schiffen abgeholt wird. Sie selbst gehen mit neuer Ausrüstung wieder ihrem Gewerbe nach, oft auf lange Zeit. Dabei werden mit Vorliebe Insulaner als Matrosen angeheuert, die wegen ihrer Seetüchtigkeit ebenso geschätzt sind als wegen der Anspruchslosigkeit, Nüchternheit und bescheideneren Löhnung. Wir verkehrten in Ponta Delgada mit den Officieren eines Walers, der bereits drittehalb Jahre von der Heimath, New York, abwesend war. Er hatte als Matrosen meist Neger von den Cap Verden, die uns durch ihre Tänze erfreuten. Die längere Hafenruhe machte sie übermüthig, und als eines Sonntags Nachmittags der erste Officier vom Lande gerufen wurde, weil Streit ausgebrochen war, verwundete ihn ein Neger durch Messerstiche, sprang über Bord, um zu entkommen, wurde durch nachgesandte Revolverschüsse am Bein verwundet, dingfest gemacht und ins Gefängniß abgeführt — um nach vierzehn Tagen wieder eine Stelle an Bord einzunehmen, wohl auch ein Einfluß der milden Landes-Justiz, der er freilich nicht direkt unterstand, und der Mann wurde zudem gebraucht. Die lange Seefahrt hatte unter der Mannschaft manches Talent ausgebildet, der eine schnitzte vorzügliche Elfenbeinsachen und gravirte Bilder in Delphinkiefer, ein anderer dichtete, Folgen der abgeschlossenen Muße. Uebrigens ist das Azorenmeer reich namentlich an großen Zahnwalen, und diese Industrie gehört recht eigentlich den Inseln. Häufig soll man ganzen Heerden der Kolosse begegnen, ich sah nur zwei in der Ferne ihre pinienartigen Dampfsäulen auspusten.

Die Umgebung von Horta ist freundlich, aber durchaus kultivirt. An der Südseite geht eine gute Fahrstraße am Strande entlang, fortlaufend von blanker Mauer begleitet; überall Garten- und Feldbau, mit Rohr- oder Tamariskenhecken; die Landhäuschen sauber und, wie es scheint, wohlhabend. Der Strand mit den schwarzen zerfressenen Klippen, zwischen denen man seine Ernte hält an kleinem Gethier; hier und da ein guter Einblick in den Hergang beim Ausbruch. So häuften sich an einer Klippe die Littorinen in ovalen Höhlungen, die in einer horizontalen Linie die Felsen markirten, Gasblasen, in der noch teigigen Masse gestreckt und gerichtet, und dergleichen. Der Hafen hat die Seltenheit der Sandküste, aber der Sand war außerordentlich arm an Conchylien. — Fayal gilt für das bestbebaute Eiland. Von der ursprünglichen Bedeckung mit der Myrica faya ist nichts mehr zu sehen, von einem dichten Wald ist nirgends die Rede mehr. Doch ich wage auch hier die Vermuthung, daß die anfängliche Bewaldung überschätzt worden ist. Walker citirt alte Berichte, wonach Terceira reich war an Cedern, wahrscheinlich Juniperus oxycedrus; es wurden Tischlerwaaren für die spanischen Schiffe daraus gemacht, ja man holte auch die Stämme von S. Jorge herbei; letzterer Umstand scheint schon eine Einschränkung des Ueberflusses zu enthalten. Ferner werden die alten Taxus von Pico und Flores („teixo") gerühmt, sie sind vollkommen verschwunden. Auch sie können nur in beschränkter Menge vorhanden gewesen sein, da sie bald monopolisirt wurden für die königliche Hofhaltung. Daß Taxus jetzt nicht mehr aufkommt, liegt in seinem langsamen Wachsthum; vorher stand ihm unbegrenzte Zeit zu Gebote. Die Flora überschaut man am besten beim Aufstieg zur Caldeira, auf dem Gipfel der Insel. Ich miethete einen sehr kräftigen Esel und schmucken Führer. Der Weg steigt ziemlich sanft auf, zuerst zwischen Gärten und Landhäusern (es fehlen zwar die Parks von Ponta Delgada, aber auch die beengenden Mauern treten mehr zurück), dann folgen Hohlwege, ein Kiefernholz, Azorenhaide, Wachholder, Buchsbaum in hohen Büschen, mit ordentlichen Stämmen, aber sehr trocken. In dieser ganzen Region vom Ufer war, bei der Schmetterlingsarmuth der Azoren recht auffällig, ein großer rothbrauner Tagfalter mit schwarzen und weißen Punkten und Streifen (Danais archippus) gemein, einer der wenigen amerikanischen Einwanderer, die trotz der herrschenden westlichen Winde sich nicht mehren wollen. Drouet und Morelet fanden ihn noch nicht, Godman trieb nur zwei Exemplare auf, die 1864 auf Fayal und Flores erbeutet waren; jetzt war er auf Fayal die gewöhnlichste Erscheinung, und vereinzelte Falter flogen bereits auf S. Miguel, die Etappen lassen sich gut verfolgen. Sonst hat Südamerika drei Käfer geliefert, d. h. noch nicht 1,5 Proc., ein schöner goldgrüner Bockkäfer (Taeniotes scalaris) ist am hervorragendsten als das größte



Velas auf S. Jorge.

Azorencoleopter nicht nur, sondern als ein Schädling der Feigenbäume, die auf Fayal mit denen Algarbiens an Höhe und Umfang der Stämme wetteifern.

Oberhalb geht das Gebüsch mehr in Adlerfarn über und weiter in immer kleinere Formen, und es folgte eine weite Haidelandschaft, mit unserer Calluna vulgaris, die noch hier und da eine verspätete Blüthe zeigte, sonst aber dürr und trocken dastand. Häufig ein Wasserlauf, aber ziemlich flach, keine Schlucht, wohl weil wir über härteren Grund wanderten, statt über Tuffe; gelegentlich lagen Felsblöcke da. An den Wasserrändern Hecken von Erica azorica und Juniperus, quer hindurch stundenweit ein herrlich blaues Hortensienband als Grenze der Weidebezirke; in kleinen Trupps bis zum Gipfel Schafe, mehr schwarze als weiße, ausgezeichnet genährt und tadellos rein; Staub scheint unbekannt zu sein. Sie weiden ohne Hirten, in fünf Stunden trafen wir keinen Menschen. Je höher wir kamen, um so feuchter wurde der Boden, um so mehr wurde das Haidekraut durch Grasbüschel und hier und da durch Sphagnumpolster ersetzt; wir traten in die Region ein, die ich erwähnte, wo die beständige Grenze der beiden Windschichten regelmäßige Niederschläge und Nebel erzeugt, von 3000 Fuß etwa an. Alle die einzelnen Grasbüschel, etwa von einem bis zu mehreren Fuß Durchmesser, waren nicht rund, sondern kammartig zusammengedrückt, und offenbar nicht vorübergehend, sondern in fester Form. Ich habe leider versäumt, die Richtung der Kämme genau zu notiren, aus allgemeiner Orientirung aber, die durch den Pik sehr erleichtert wird, entsinne ich mich, daß sie Südwest — Nordost war, ein Beweis, auch ohne ständiges Observatorium, daß in dieser Höhe der Passatwind oder seine Gegenströmung bei weitem vorherrschen.

Jetzt pfiff ein kalter Nordwind, der häufig Regenschauer brachte, und man mußte die Pausen benutzen. Immer großartiger wurden die Rückblicke, immer besser und weiter die Umrisse der Insel, drüben der Pik und das ferne S. Jorge; kräftige Wolken um den Berg. Die Sonne pustete ordentlich Lichter hindurch, dann wieder warf sie Strahlenbündel aufs Meer, grellweiß auf den dunkelgrauen Ocean, in so scharfen Kreisen und Schlangenlinien, daß man jeden Augenblick wieder getäuscht wurde und die schwarzen Flecke für Inseln nahm, zur Seite von Pico, und die weißen Streifen für Kanäle. Am imposantesten war es oben; wir standen in der bis zum Pik reichenden Wolkendecke, die uns die einzelnen Wolken, die Ursache der wunderlichen Beleuchtung, verhüllte, hier wurde die Täuschung auf dem Meere vollkommen. Und nun den Blick vom Gipfel nach der anderen Seite in die Caldeira, die vor uns gähnt! Man denke sich einen Koch- oder Waschkessel in den gewöhnlichen Proportionen, ganz normal, aber 400 m tief; der obere Rand, natürlich in Bergspitzen etwas gezackt, nur durch einen schmalen Pfad bezeichnet. Die Wände grün, ein wenig unregelmäßig, hier und da ein paar Felsen, unten grüne Vorsprünge, durch Abschwemmung erzeugt, auf dem Boden ein niedlicher kleiner Krater und ein unregelmäßiger Teich. Der Sturm blies Nebel und Wolken umher, hier und da ein Sonnenblick auf einen Theil des Kessels, hier und da tief dunkel beschattete Wände mit frei sichtbarem Umriß, hier und da die Wolken über den Rand hineingepeitscht und den Kessel halb mit eilendem Nebel füllend; wir selbst oft genug ganz in Wolken. Zeichnung und Photographie dürften hier leider unmöglich sein, nirgends kann man genügend zurücktreten, um den ganzen Umriß aufzunehmen. Mir waren die Hände zum Versuch zu starr, mein Bursche in seiner leichten Leinwandkleidung fror bedenklich. Doch gelang es mir, noch ein paar vereinzelte Thierchen aufzutreiben, vor allem die Plutonia, die bisher nur von S. Miguel bekannt war, ein Beweis mehr für die enge faunistische Zusammengehörigkeit der verschiedenen Inseln.

Zum Diner waren wir bereits wieder unten. Abends ging's an Bord, nicht ohne Schwierigkeit wegen des Seegangs; in der Nacht begann die Rückfahrt. Der westlichste Punkt war der erhabenste gewesen. Das Wetter wechselte fortwährend. Als wir an S. Jorge vorbei waren, blies ein tüchtiger West gerade von der stolzen Nadelklippe her; die Sturmvögel folgten uns, „alma do mestre“ (Seele des Herrn). In einem anderen Theil des Oceans mußte ein starker Sturm gewüthet haben: wir hatten die langen, hohen, parallelen Wellen, mit denen sich das große Wasserbecken allmählich beruhigt. Wir steuerten gerade hindurch; welcher Hochgenuß, sich am Hintersteven anzuklammern, wenn das Vordertheil jetzt sich aufrichtet, um im nächsten Augenblick schlank hinabzugleiten und sich in den heranrückenden Wellenberg einzubohren. Der schönste Moment höchsten Aufsteigens endete mit großer Sturzwelle.

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, wie wichtig und wechselnd die Winde sind, nicht nur für die Inseln, sondern, von ihnen abhängig, für Europa. Hier ist die Zone, wo der Nordostpassat entsteht und die südwestliche Gegenströmung sich herabsenkt, eine eigentliche Wetterscheide, natürlich nicht konstant, sondern bald nach Nord, bald nach Süd sich verschiebend. Diese Verschiebungen rechtzeitig kennen zu lernen, müßte einer der vortheilhaftesten Fak-

Tabelle der Windrichtungen nach Beobachtungen um 9 h Vormittag, Mittag, 3 h und 9 h Nachmittag.

A. Ponta Delgada.

	N	NNO	NO	ONO	O	OSO	SO	SSO	S	SSW	SW	WSW	W	WNW	NW	NNW	Wind-stille	Summa
Frühling	29,3	45,2	36,5	4,7	5,6	17,5	14,9	17,9	30,8	17,3	27,9	12,2	32,3	31,9	26,2	12,7	5,1	367,9
Sommer	21,6	73,2	58,6	7,1	4,0	11,9	17,7	12,6	17,1	15,9	33,5	9,9	28,4	22,7	5,7	6,0	20,3	366,2
Herbst	28,9	58,4	43,7	8,9	4,7	11,7	14,6	19,0	28,0	15,8	30,8	12,3	25,5	23,9	11,5	15,0	10,8	363,8
Winter	25,4	32,9	34,9	7,3	8,1	14,5	10,5	11,0	27,4	29,6	43,4	18,9	27,8	29,8	20,3	12,2	7,5	361,1
Jahr	105,2	209,7	173,7	28,0	22,4	55,6	57,7	60,5	103,3	78,6	135,6	53,3	114,0	108,3	63,7	45,9	43,7	1459,0

B. Angra do Heroismo.

	N	NNO	NO	ONO	O	OSO	SO	SSO	S	SSW	SW	WSW	W	WNW	NW	NNW	Wind-stille	Summa
Frühling	13,6	13,0	15,1	14,5	11,2	13,8	15,5	8,4	11,4	16,4	27,7	23,6	62,3	33,2	21,0	20,3	5,8	327,0
Sommer	11,3	16,6	20,3	16,5	16,8	15,4	20,4	11,6	9,0	10,5	24,8	20,2	83,1	19,8	15,8	9,1	8,6	329,0
Herbst	15,0	14,9	15,3	21,0	20,5	13,8	11,3	8,5	10,8	20,7	24,2	23,4	60,1	24,4	23,6	15,2	4,9	327,3
Winter	14,0	12,4	15,8	17,3	15,0	13,0	7,9	7,0	8,7	17,0	34,1	26,9	56,6	35,9	23,9	12,3	5,8	324,4
Jahr	53,9	56,9	66,5	69,3	63,5	56,0	55,1	35,5	39,9	64,6	110,8	94,1	262,1	113,3	84,3	56,9	25,1	1307,6

toren sein für die Wetterprognose in ganz Europa. Die Meteorologie und zuletzt Réclus (l. c.) haben betont, was wir in dieser Hinsicht von einem bald nach den Azoren zu legenden Kabel zu erwarten haben. Ich erwähnte bereits die großen Verschiedenheiten im Klima der einzelnen Inseln und ihre muthmaßliche Abhängigkeit von den Differenzen der Luftströmungen. Wie bedeutend diese sein können, zeigt die vorstehende Tabelle, deren Beobachtungsmaterial innerhalb desselben Zeitraums von sieben oder acht Jahren gesammelt wurde. Beide Stationen, Angra wie Ponta Delgada, haben eine annähernd gleiche Lage, beide nehmen eine nach Süden geöffnete Bucht an der Südseite ihrer Eilande ein, ein Unterschied kann höchstens im Hinterland gesucht werden, insofern als Angra direkt das hohe, doch nur mäßig steile Gebirge, Ponta Delgada aber wenigstens gegen Nordost nur einen niedrigeren Landrücken hinter sich hat. — Zunächst ist es auffallend, wie in Angra die West-, in Ponta Delgada die Nordnordost- und Nordostwinde zumal im Sommer prävaliren. Gewöhnlich werden die Westwinde als die vorherrschenden betrachtet; auch sind sie der Natur der Sache nach, als von den tropischen Calmen stammend, die feuchteren; ja die Nord- und Nordostströmungen werden geradezu als trocken bezeichnet, natürlich nur relativ, denn jeder Wind, der so weit über die See streicht, muß sich wohl einigermaßen mit Wasserdampf sättigen. Der Südwind, relativ zurücktretend, ist doch in Ponta Delgada zu allen Zeiten doppelt so stark und stärker als in Angra, gerade entgegengesetzt dem Westwind. Auch sonst lassen sich eine Menge Differenzen aus der Tabelle ableiten, was ich indeß einer berufeneren Feder überlasse. So viel scheint wenigstens aus den Daten hervorzugehen, daß die klimatischen Unterschiede zwischen S. Miguel und Terceira, die sich in den Gegensätzen der Jahreszeiten, der Bewölkung und Niederschlagsmenge ausprägen (s. o.), ihren Grund in der Verschiedenheit der Luftströmungen haben.

Noch ein paar Worte über die letzte, östlichste Insel, Santa Maria. Ich sah sie Anfangs Oktober bei der Heimreise über Madeira. Sie erhob sich ziemlich trocken aus der See; die Villa do porto lag hoch auf steilem Gestade; die Abhänge in der Nähe waren graslos, dafür aber dicht mit jungen Agave- und Kaktuspflanzen bedeckt, deren erstere auf diesem am meisten entwaldeten und daher am stärksten der Trockenheit und Denudation ausgesetzten Eilande im Winter als Viehfutter benutzt werden, wie in Algarve. Die Insel ist am dünnsten bevölkert und producirt hauptsächlich Getreide. Wir verließen sie nach wenigen Stunden, um den nächsten Aufenthalt im Hafen von Madeira zu nehmen, mit dessen reinem Kobaltblau sich das großartige, wildbrandende Azorenmeer an Farbe doch niemals voll messen konnte.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

5. Die Ideen der Burjäten über die Seele und über das Leben nach dem Tode.

(Schluß.)

Der Glauben eines burjätischen Schamanen ist eng verbunden mit den Anschauungen über die ihn umgebende Natur, mit den Ansichten über das Wesen und die Eigenschaften der menschlichen Seele. Dem Burjäten ist die Seele ein vollkommenes vom Körper abtrennbares Wesen; sie kann den Körper zeitweilig oder auf immer verlassen. Verläßt die Seele den Körper auf immer, so tritt der Tod ein. Krankheit und Schlaf unterscheiden sich nur quantitativ vom Tode, d. h. während einer Krankheit und des Schlafes trennt sich die Seele zeitweilig vom Körper. Der Traum wird folgendermaßen erklärt: Die Seele hat den Körper verlassen, wandert über die Erde und besucht die Geister; alles, was sie auf ihrer Wanderung erlebt, bewahrt sie im Gedächtniß, auch nach der Rückkehr in den Körper; die Erinnerung an alles das, was ihr begegnet, ist der Traum. Es ist begreiflich, daß die Burjäten ihren Träumen eine gewisse reale Bedeutung beilegen. Aber die Seele ist nicht allein ein reelles, sondern sie ist auch ein materielles Etwas, sie kann von anderen Menschen gesehen und gespürt werden. Gewöhnlich nimmt sie das Aussehen einer Biene an; diese Vorstellung der Seele unter der Gestalt einer Biene ist den Mongolen eigenthümlich, so wie die Slaven und Russen sich dieselbe in der Gestalt eines Schmetterlings denken. In der bekannten mongolischen Legende von den Thaten Bogda-Gesser-Chans will der Lama Tschoridong den Chan tödten; dazu nimmt seine Seele die Gestalt einer Wespe an, wird aber vom Chan gefangen; jedesmal sobald der Chan die Wespe mit der Hand drückt, verliert der Lama das Bewußtsein, sobald der Druck nachläßt, kehrt das Bewußtsein zurück. Folgende Erzählung wird das Gesagte in Betreff der Beziehung der Seele zum Körper erklären: Zwei Burjäten wohnen in ein und derselben Jurte (Filzhütte); einst schläft der eine am Tage ein, der andere nicht; dieser sieht nun, wie aus der Nähe des schlafenden Kameraden eine Biene (oder Wespe) herausfliegt, in der Jurte herumschwärmt und zuletzt in das Freie gelangt. Er will wissen, was die Biene machen wird und folgt ihr. Die Biene flattert um die Jurte, fliegt weiter, kommt zu einer Grube und verweilt hier eine Zeit lang; dann kehrt sie wieder heim in die Jurte; hier klettert sie am Rande eines mit Wasser gefüllten Gefäßes herum und fällt ins Wasser, aus dem sie mit Mühe sich rettet, endlich begiebt sie sich wieder in die Nähe des schlafenden Kameraden.

Als dieser aufwacht, so erzählt er seinen Traum: Ich ging hinaus auf die Straße, fand eine große mit Silber gefüllte Grube, dann wanderte ich am Ufer des Meeres und stürzte vom steilen Ufer herab; fast wäre ich ertrunken, nur mühsam rettete ich mich — da erwachte ich. Unterdeß ging der Kamerad, der sich die Grube gemerkt hatte, in welche die Biene — die Seele des Schlafenden — hineingeflogen war, zur Grube und fand wirklich viel Silber darin. Die Vorstellung, daß die Seele als Biene (oder Wespe) leben kann, erklärt den Umstand, daß Bienen, welche in die Jurte fliegen, niemals von dem Burjäten getödtet werden: er fürchtet, eine Seele zu vernichten.

So hält der Burjäte die Traumgebilde für wirkliche Thatsachen, welche er entweder danach beurtheilt oder sinnbildlich erklärt. Für gute Träume gelten: das Reiten auf einem Stier oder das Baden; denn der Stier ist das Sinnbild des Bucha-noin, das Wasser weist auf Uchan-chat —

beide sind wohlwollende Götter. Im Gegensatz dazu bedeutet das Eingesperrtsein in irgend einem Raum oder das Herausnehmen eines Pfeiles aus einem Köcher Unheil und Tod; der Pfeil bedeutet die Seele eines Mannes. So wie im Schlafe, so trennt sich auch während einer Krankheit die Seele vom Körper; allein die Trennung erfolgt nicht freiwillig, sondern gewaltsam. Die Seele wird auf den Wunsch einer Gottheit mit Gewalt entführt, am häufigsten als Strafe dafür, daß kein Opfer gebracht wurde. Um nun zu erfahren, durch wen die Krankheit herbeigeführt, wer die Seele geraubt hat, oder wer von den Göttern ein Opfer forderte, wird der Schamane gerufen; er ist verpflichtet, aus den Rissen und Sprüngen des verbrannten Schulterblattes eines Schafes den Namen der Gottheit zu ermitteln. Wenn der Schamane den Namen der Gottheit nicht erfahren, oder wenn die Gottheit nicht gnädig gestimmt werden kann, so stirbt der Kranke. So stirbt der Mensch — sobald seine Seele geraubt und in dem Gefängniß Erlen-Chans eingesperrt worden ist.

Aber der Mensch kann dem Tode entgehen, wenn seine Seele sich unter den Schutz anderer Gottheiten flüchten kann. Als solche Gottheiten gelten: der westliche Chat, Uchan-Chat, das Herdfeuer, d. h. der Besitzer, der Herr des Herdes, welcher den Verfolgern Feuerfunken nachwirft; die Ongone u. s. w. Allein die Seele kann sich nicht nur bei den Göttern, sondern auch an bestimmten Orten verbergen, z. B. in der Mähne eines geweihten Pferdes, in den Häusern der Nachbarn, bei einem guten Hunde u. s. w.

Während die Seele von den Abgesandten der bösen Geister verfolgt wird, kann sie die Gestalt von Thieren, von Vögeln annehmen; so verwandelt sich die Seele einer Frau in eine Elster. Eine eingefangene Seele fängt an zu weinen, und dies Weinen wird oft von den Menschen vernommen.

Die Abgesandten Erlen-Chans oder die anderen bösen Geister benutzen, um die Seele der Lebenden zu fangen, verschiedene Mittel: z. B. sie reizen den Menschen während des Schlafes zum Niesen; beim Niesen springt die Seele des Schlafenden heraus und, wenn sie sich nicht sofort verbergen kann, wird sie gefangen.

Oder der böse Geist fährt in einem schwarzen Wagen zur Jurte des Kranken; seine Aermel sind zurückgestreift und die Hände voller Blut; er schneidet dem Kranken ein Loch in die Brust, dringt mit der Hand hinein und drückt die großen Blutadern zusammen; dann tritt der Tod ein. — Uebrigens wird dies Verfahren jedesmal bei der Tödtung von Opferthieren ausgeübt. Das Einfangen der Seele eines Menschen wird dadurch erleichtert, wenn vorher die Seele seines Pferdes gefangen ist, denn die Seele des Menschen kann auf einem Pferde sich leichter der Verfolgung entziehen. Aber auch die Seele des Pferdes kann sich bei den Chaten verbergen.

Die Seele eines kranken Menschen, wenn sie auch schon von Erlen-Chan ergriffen ist, kann unter Beihilfe eines guten Schamanen wieder in den Körper zurückgeführt werden.

Man erzählt folgende Sage: Ein guter Schamane wurde zu einem schwer Erkrankten gerufen; er lehnte ab, zu kommen, weil er wußte, daß die Seele des Kranken im Gefängniß Erlen-Chans eingesperrt sei; er wurde zum zweiten Mal gerufen, aber vergeblich, und erschien endlich auf den dritten Ruf. Der dritten Ladung muß der Schamane nämlich Folge leisten, sonst wird er zur Rechenschaft gezogen. Der Schamane kam, rief den Sajan (Gottheit) an und erklärte, daß die Seele des Kranken nur um den Preis seiner eigenen Seele befreit werden könne; er erklärte sich auch bereit zu sterben, sobald der Kranke ihm zur Beerdigung ein Pferd und eine gute Kleidung geben werde. Der Kranke willigte ein — der Schamane verweilte während der Verzuckung bei Erlen-Chan und erhielt die Erlaubniß, seine Seele an die Stelle der mit Ketten belasteten Seele des Kranken zu setzen. Die Ketten wurden der Seele des Schamanen angelegt, in Folge dessen er, nach Hause zurückgekehrt, erkrankte. Als er fühlte, daß er sterben müsse, schickte er zu seinem geretteten Patienten und bat um das Pferd und die Kleidung; dem Abgesandten wurde nichts als Beleidigungen zu Theil. Der sterbende Schamane wies seine Verwandten an, ihn nicht vor neun Tagen zu beerdigen, innerhalb dieser Frist werde er zum Leben zurückkehren; aber die Verwandten begruben dennoch den Leichnam auf dem Berge Tarjätüü Ondor.

Der Schamane aber verklagte den betrügerischen Burjäten; die Seele desselben wurde abermals ergriffen, in Fesseln gelegt und der Burjäte starb. Die Seele des Schamanen erhielt das Recht, heimzukehren, aber die heimgekehrte Seele fand ihren Körper halb verfault, angefüllt mit Würmern, Augen und Nase waren abgelöst. Nur mit Mühe gelangte die Seele in den Körper; der Schamane stand auf, schüttelte die Würmer ab und setzte Nase und Augen an ihren richtigen Platz. So begab er sich auf den Weg nach Hause, bedachte sich aber unterwegs, kehrte zu seinem Grabe zurück und starb zum zweiten Mal: seine Seele ging in das Land der Geister. Später wurde dieser Schamane zu einem Sajan (gute Gottheit); er wird oft angerufen und erzählt sein Schicksal.

Meist alle Seelen kommen in das Gefängniß Erlen-Chans; die Seelen guter Handwerker kommen in besondere Werkstätten, wo sie ihr Handwerk weiter führen; die Seelen der Schriftkundigen beschäftigen sich mit Schreiben; die Seelen der guten Näherinnen kommen in ein Gebäude, welches Ulenschi heißt, um hier zu nähen.

Die Burjäten glauben, daß kluge Leute, geschickte Handwerker und Schriftkundige nicht lange leben, weil man sie in jener Welt braucht; deshalb rauben Erlen-Chan und andere Gottheiten die Seelen jener.

Das Leben nach dem Tode kennt nach der Meinung der Burjäten nicht die Qualen des Kerkers, nicht stete Arbeit, sondern nur volles Vergnügen. Die Ideen einer Vergeltung nach dem Tode sind den Anhängern des Schamanismus fremd; wenn man hier und da solche Ideen in einzelnen Erzählungen antrifft, so darf man annehmen, daß dieselben dem Buddhismus entlehnt sind. Für den Schamanisten ist charakteristisch, daß er sich das Leben der Seele nach dem Tode nur als eine Fortsetzung des irdischen Lebenswandels denkt: die Seelen essen und trinken wie auf der Erde, machen Hochzeiten und Abendfeste mit; tragen gute oder schlechte Kleidung, je nachdem, wie sie bei der Bestattung gekleidet waren; sie gehen zu Fuß, fahren oder reiten, je nachdem sie Roß und Wagen hatten oder nicht. Diese Anschauungen spiegeln sich sehr lebhaft in den Bestattungsgebräuchen ab.

Aber abgesehen von dieser Fortsetzung des gewöhnlichen Lebens nach dem Tode erlangt die zu einem Geist gewordene Seele doch einige neue Eigenschaften. Die Seelen der Verstorbenen können von den Lebenden gesehen werden, aber hinterlassen dennoch in der Herdasche keine Spur; beim Wandern durch den Wald zerbrechen sie die dürren Zweige nicht und setzen die Blätter der Bäume nicht in Bewegung. Die Seelen der Verstorbenen — die Geister können erschlagen werden und danach wieder erwachen oder nicht erwachen; sie können sich in einen Beckenknochen verwandeln; sie spüren Schmerzen und fürchten sich vor dem Mehldorn und der Heckenrose. Deshalb werden in den Jurten Mehldorn und Heckenrose gehalten, insonderheit wenn ein Neugeborenes vorhanden ist.

Als Beispiel mag folgende Erzählung angeführt werden:

Einst wandert durch die Nacht ein Mann, der hat die Fähigkeit, die Geister zu sehen und mit ihnen zu sprechen. Er trifft drei Geister und gesellt sich zu ihnen. Auf dem Wege erfährt er von ihnen, daß sie die Seele des Sohnes eines reichen Mannes holen wollen; der Burjäte bittet nun, die Geister mögen ihm gestatten, an der Jagd auf die Seele Theil zu nehmen. Die Geister willigen ein. Beim Marsche fragen die Geister, warum ihr Begleiter, der lebende Mann, so wandere, daß das Gras zerdrückt werde, und daß unter seinen Tritten die trockenen Blätter rascheln. Der Burjäte antwortet, das käme daher, daß er erst vor Kurzem gestorben sei und nicht zu gehen verstände. Die Geister schenken ihm Glauben. So gelangen sie nun zum reichen Manne: der eine Geist stellt sich an die Thür, der zweite an den Rauchfang, der dritte geht in die Jurte und bringt den kranken Sohn zum Niesen. Da springt die Seele desselben heraus und will entfliehen, aber der Geist an der Thür fängt sie und läßt sie nicht los, trotzdem daß sie klagt. Auf dem Rückmarsche fragt der Burjäte die Geister, was sie am meisten auf der Welt fürchten. Sie antworten, die Heckenrose und den Mehldorn. „Aber was hast du während des Lebens am meisten gefürchtet", fragen die Geister. „Ich fürchtete mich vor fettem Fleisch", entgegnet der findige Burjäte. Die Geister glauben ihm abermals. Sie wandern weiter. Da spricht der Burjäte zu den Geistern: „Gebt mir die Seele, ich will sie tragen, ihr seid müde." Die Geister gaben ihm die gefangene Seele. Als der Burjäte auf dem Wege Mehldorn und Heckenrosen antrifft, so springt er mit der Seele hinein und verbirgt sich inmitten der dornigen Sträucher. Die Geister können nicht nahe herantreten und versuchen vorsichtig den Burjäten herauszujagen — endlich glauben sie ein Mittel gefunden zu haben; sie werfen fettes Fleisch in das Gesträuch. Der Burjäte ruft: „Ich fürchte mich; ich fürchte mich", aber verspeist das Fleisch. Die Geister sehen schließlich ein, daß sie überlistet sind und gehen ab; der Burjäte kommt aus dem Busche hervor, bringt dem Kranken seine Seele zurück und empfängt dafür eine Belohnung.

Sobald ein Mensch gestorben ist, so irrt die Seele drei Tage und Nächte um das Haus. Die früher verstorbenen Verwandten und Nachbarn erwarten den neuen Ankömmling im Reiche der Geister mit Freuden; sie bereiten ein Mahl; aber die Seele hält sich noch nicht für abgelöst vom Körper und bleibt bei ihm. Nach drei Tagen überzeugen die Geister die Seele davon, daß der Tod eingetreten, indem sie sie einen Versuch machen lassen; die Seele muß in die Asche des Herdes im eigenen Hause oder bei Verwandten und Freunden hineintreten, es bleiben keine Spuren davon, jetzt ist die Seele überzeugt, daß sie todt ist.

Uebrigens zeigt die mitgetheilte Erzählung, welche geringe Meinung die Burjäten von ihren Geistern (den todten Seelen) haben; diese Seelen sind, wie der Teufel in dem russischen Märchen, dümmer als dumm.

Eine andere Geschichte lautet: Ein Mann, welcher die Fähigkeit besaß, Geister sehen zu können, hatte einen Sohn und zwei Rennpferde, von denen das eine flinker war als das andere. Als der Sohn starb, so wurde ihm das beste Pferd mitgegeben, d. h. es wurde bei der Bestattung getödtet. — In einer leeren Jurte versammelten sich beständig die Geister und hielten daselbst Abendgesellschaften ab. Der Mann wollte zusehen und zuhören; er stellte sich auf die Wache. Die Geister versammelten sich, dann kam ihr Anführer; sie liefen hinaus auf die Straße, ihm entgegen und führten ihn an der Hand in die Jurte. Der Anführer war groß und dick und hatte auf der Stirn ein Auge; er saß auf dem Ehrenplatze und gab Befehl, die Seele des N. N. zu holen; jedesmal gingen einige Geister hinaus, um dem Befehle nachzukommen. Der Mann zielte und schoß dem Einäugigen gerade in die Stirn; er fiel um, schrie, daß man ihn erschlagen hätte und verwandelte sich in einen nackten Beckenknochen. Die Geister jagten zu Pferde dem Menschen nach; alle Geister wurden müde, ausgenommen der Sohn, dessen Pferd besser als das des Vaters war. Als der Sohn den Vater erkannt, so läßt er von der Verfolgung ab und erzählt den Geistern, daß er den Mann nicht habe ergreifen können, weil derselbe in das Haus gelaufen sei.

Der erschlagene Geist, welcher sich in einen Beckenknochen verwandelt hatte, ward innerhalb dreier Tage wieder zu einem Geiste; um diese Verwandlung zu verhindern, muß man den Beckenknochen im Feuer verbrennen. Andere Leute aber erzählen, daß der Geist sich nicht in einen Beckenknochen verwandelt, sondern, sobald er erschlagen ist, spurlos verschwindet.

Bei ihrem Abendkränzchen machen die Geister in leeren Jurten Feuer an; doch sind diese Feuer weiß und bläulich; man kann ihnen das Feuer stehlen; derjenige, der das vollbringt, wird zu einem reichen Manne. Die Geister sitzen oder tanzen um das Feuer, aber bilden dabei nie einen vollen Kreis, wie die Menschen. Die Geister können, wie bemerkt, von den Menschen gesehen werden; wenn der Mensch die Geister früher sieht, so bemerken die Geister den Menschen nicht; begegnen die Geister einem Menschen, so erschrecken sie sich. Die Geister singen auf ihren Märschen Lieder und diesen Gesang können die Leute hören.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der vor 5 Jahren von einer Anzahl von Fachmännern begonnene „Physikalisch-statistische Handatlas von Oesterreich-Ungarn" (Wien, E. Hölzel) ist soeben mit dem Erscheinen der letzten vier Karten vollendet, und damit in Wien ein stattliches Seitenstück zu dem Andree-Peschel'schen gleich betitelten Atlas des deutschen Reiches geschaffen worden, in welchem die Meteorologie, Geologie, physische Geographie, Ethnographie, Bevölkerungsstatistik u. s. w. eine übersichtliche kartographische Darstellung und textliche Erläuterung gefunden haben. Die erste der vorliegenden Karten behandelt die Bevölkerungsdichtigkeit (von F. von Le Monnier) und zeigt auf den ersten Blick, daß Böhmen, Mähren und Galizien, also der Norden, die dichtest, Ungarn, Kroatien und Slavonien die schwächst bevölkerten Theile der Monarchie sind. Am dichtesten (über 150 Einwohner auf den Quadratkilometer) ist, abgesehen von den großen Städten, das nördliche Böhmen, am schwächsten (unter 10 Menschen auf den Quatratkilometer) die Bezirke von Mittersill und Windisch-Matrei bewohnt. Dr. Anton von Kerner hat eine Florenkarte von Oesterreich-Ungarn beigesteuert, Lieutenant Hrubant eine solche über Abgrenzung

und Eintheilung der Militär-Territorial-Bezirke; Tafel 7 bringt außer einer Karte der Vertheilung der Hagelfälle im Jahresmittel noch solche der Vertheilung der Ortschaften auf die Fläche und der Vertheilung der Schweine in Oesterreich, sowie eine Karte der Analphabeten, auf welcher die deutschen Gebiete sich durch ihre Bildung leuchtend aus den slavischen (Böhmen ausgenommen) und magyarischen hervorheben.

— Mit Rücksicht darauf, daß viele der fremden, nicht russischen Völkerschaften im russischen Reiche mit großer Schnelligkeit zum Theil russificirt werden, zum Theil aussterben, hat die k. k. geographische Gesellschaft beschlossen, in allernächster Zeit specielle Programme aufzustellen, nach denen unter jenen Völkerschaften ethnographische Forschungen vorgenommen werden sollen.

— Nach den Mittheilungen der „Nowoje Wrjema" ist der Ethnograph E. A. Wolter von seiner lithauischen Reise in St. Petersburg eingetroffen. Er ist nicht zum ersten Male in Lithauen, hat die Gegend wiederholt besucht, so im vorigen Sommer; jetzt hat er sich während der drei Sommermonate dort aufgehalten, um das Volk zu studiren. In einer der nächsten Sitzungen der k. k. geographischen Gesellschaft wird er die Resultate seiner Forschungsreise veröffentlichen.

— Im Verlaufe dieses Jahres ist in St. Petersburg in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften eine Ausgabe des neuen Testaments in kalmückischer Sprache hergestellt worden. Es ist das geschehen auf Anregung und auf Kosten der großbritannischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft. Die Uebersetzung lieferte der Professor der mongolischen und kalmückischen Sprachen an der St. Petersburger Universität, A. M. Posdnejew. Gegen 200 Exemplare sind bereits in Astrachan an getaufte Kalmücken verkauft worden. Der größte Theil der Auflage ist von Petersburg nach England versandt worden, um in Asien durch europäische Missionare zur Verbreitung zu gelangen.

— Wie „Helsingfors Dagblad" berichtet, ist die in diesem Frühjahr zur Erforschung des Inneren der Halbinsel Kola ausgesandte finländische Expedition (s. o. S. 301) zurückgekehrt. Die Expedition hatte sich in zwei Abtheilungen getheilt, wovon die eine längs des Ponoiflusses vordrang und die andere ihren Weg über die Tundras nach Jakonza und Ponoj nahm. Nach einer sehr beschwerlichen Reise kamen alle Mitglieder der Expedition Mitte September in Ponoj an, von wo Professor Freiherr Palmén und einige Mitglieder der Expedition nach kurzem Aufenthalt mit einem Boot nach Archangel segelten. Auf der Reise wurden zoologische, botanische, meteorologische und astronomische Studien und Untersuchungen vorgenommen, sowie auch die geographische Lage der Halbinsel genau bestimmt und kartirt. — Eine andere von dem finländischen Alterthums-Verein in diesem Sommer nach dem oberen Laufe des Jenisej ausgerüstete Expedition unter der Leitung des Professors Aspelin ist gleichfalls kürzlich zurückgekehrt. Das Resultat war über Erwarten groß. Von einer Klippe und neun Bautasteinen wurden Abzeichnungen der darauf befindlichen, bisher noch nicht entzifferten Inschriften genommen, gleichfalls von verschiedenen „hällristningar", und beinahe 30 Steinstatuen u. s. w. Einige Gräberfunde gaben reiche Ausbeute und in den Dörfern und Ulussen wurden einige hundert Gegenstände gekauft, welche meistens dem sibirischen Bronzealter angehören, aus dem sich nach der Ansicht mehrerer Alterthumsforscher das finisch-ugrische Eisenalter entwickelt haben soll.

— Die von Seiten der St. Petersburger geographischen Gesellschaft nach Nowaja Semlja abgesandte Expedition hat jetzt ihre Arbeit beendet. Zweck derselben war, die Frage nach der Gestalt der Erde durch Beobachtung in Pendelschwingungen zu fördern; nach dieser Richtung hin sind gute Resultate erzielt worden. Ein Mitglied der Expedition, der Naturforscher A. W. Grigorjew, ist schon nach St. Petersburg zurückgekehrt. Der Chef der Expedition, Marine-Lieutenant A. J. Wilkizki, ist noch unterwegs. Der ihm vom Marineministerium gewordene Auftrag, die Bucht von Chaipudyr zu untersuchen, hat nicht so ausgeführt werden können, wie man es erwartet hatte, weil der Schoner „Bakon" nicht die zweckentsprechende Einrichtung besaß.

Asien.

— Im südlichen Theile von Transkaspien nahe der russisch-afghanischen Grenze, wo sich eine die Oase Pendeh begrenzende Hügelreihe befindet, sind kürzlich gegen 12 alte Höhlen entdeckt worden. Die Zugänge derselben sind mit Felsstücken und Sand verschüttet. Zwei Höhlen sind schon ganz, die dritte theilweise ausgegraben. Die eine besteht aus zwei über einander gelegenen Reihen von Zimmern, welche durch Wendeltreppen mit einander im Zusammenhange stehen. Viele Zimmer haben Nebenräume, in denen zwei bis drei Sajhen (4 bis 6 m) tiefe Schächte (ausgetrocknete Brunnen?) sich befinden. Die Decken der Zimmer sind gewölbt, die Wände und Thüren mit Nischen und Gesimsen verziert. In den Wänden, etwa 2 Arschin (1,4 m) vom Fußboden, sind kleine Vertiefungen, welche offenbar zur Aufnahme von Lampen dienten, denn sie sind berußt. Ein Zimmer scheint besonders ausgezeichnet; der hintere Theil ist vom vorderen durch eine Barriere und einen Bogen geschieden; in den Seitenwänden befinden sich vier Nischen mit Bögen. An der Wand einer Gallerie sind zwei tatarische Inschriften zu sehen; beim Eingange zahlreiche Abbildungen von Hörnern und ein grobes kreuzähnliches Zeichen. Die zweite Höhle liegt einige Meter tiefer und besteht nur aus einem langen, durch eine Barriere getheilten Zimmer, im hinteren Theile ein altarähnlicher Vorsprung mit zwei Stufen. Die Einwohner von Pendeh behaupten, daß irgend ein mohammedanischer Heiliger in der Höhle Zuflucht gesucht hat; andere erzählen, daß die Araber oder Perser die Höhlen hergestellt haben; am wahrscheinlichsten ist aber, daß sie den alten Christen zum Zufluchtsorte gedient haben. („Nowoje Wrjema" 1887, Nr. 4152.)

— Der Bischof von Jakutsk hat der St. Petersburger Synode mitgetheilt, daß nach statistischen Ausweisen im Gebiete des Jakutsker Sprengels gegen 250 000 getaufte Jakuten leben, daß aber etwa nur der achte Theil derselben russisch versteht. Wegen der herrschenden Unkenntniß der Sprache und der christlichen Lehren ist viel Aberglauben und Schamanenthum unter den Jakuten im Gange.

— Grum-Grshimailo ist von seiner Forschungsreise nach St. Petersburg heimgekehrt; er hat während des Sommers im Auftrage der entomologischen Gesellschaft die iranische Hochebene besucht.

— In dem englisch-chinesischen Vertrage von Tschi-fu (Chefoo) ist die Bestimmung enthalten, daß, falls es Dampfern glücken sollte, den Jang-tse-kiang bis Tschung-king hinauf zu fahren, die chinesische Regierung Anstalten und Einrichtungen in Hinsicht auf die Eröffnung britischer Handelsetablissements daselbst treffen würde. Nun hat ein Mr. Little den Westen der volkreichen Provinz Sze-tschwan und speciell den oberen Jang-tse-kiang mit Rücksicht auf diese Frage bereist, fand dann in England Unterstützung und die Mittel für einen Dampfer, welcher kürzlich in zerlegtem Zustande in Schang hai angelangt ist, und erbat durch Vermittelung des englischen Gesandten die Erlaubniß der chinesischen Regierung zu jener Fahrt. Natürlich machte dieselbe zunächst allerhand Ausflüchte und Umschweife, schilderte die Gefahren der Schiffahrt auf dem Jang-tse oberhalb J-tschang u. s. w., konnte aber doch

nicht umhin, im Princip die Fahrt zu gestatten; sie erwartet nur noch die Auskunft der Statthalter von Hupeh und Szetschwan darüber, ob der Dampfer die Fahrt unternehmen kann, und will dann die Behörden mit Verhaltungsmaßregeln versehen. — Uebrigens hat Mr. Little ein Buch über seine bisherigen Reisen unter der Presse.

Afrika.

— Unter Hauptmann van de Velde verläßt, wie der „Allg. Z." aus Brüssel geschrieben wird, eine neue große Expedition Europa, zunächst um die Station bei den Stanley-Fällen den arabischen Sklavenhändlern wieder zu entreißen, dann aber, um den ganzen Osten des auf den Karten als zum Congostaat gehörig bezeichneten Gebietes bis zum Tanganika-See hin unter die staatliche Autorität zu bringen und eine große Handelsstraße vom Congo nach Zanzibar zu schaffen. Ein riesiges Projekt, an dessen baldiger Durchführung wohl noch leise Zweifel gestattet sind.

— Der unseren Lesern durch eine Anzahl von interessanten Beiträgen im laufenden und im vorigen Bande bekannte Züricher Zoologe Dr. Konrad Keller hat die Berichte, welche er von seinen beiden afrikanischen Reisen an die „Neue Züricher Zeitung" geschrieben, zusammen mit späteren Studien und u. a. auch mit seinen Beiträgen zum „Globus" zu einem Buche unter dem Titel „Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar" (mit 43 Holzschnitten. Leipzig; C. F. Winter) vereinigt, das wir namentlich wegen einiger hochinteressanter naturwissenschaftlicher Abschnitte warm empfehlen. Wir rechnen dahin die thiergeographischen Ergebnisse im Suez-Kanal (Kap. 2), die Kap. 13 und 15 über die Flora und Fauna von Madagaskar und besonders Kap. 14, Ergebnisse über Humusbildung und natürliche Bodenkultur in den Tropen. Im letzteren behandelt Keller seine Beobachtungen über die Bedeutung der Regenwürmer für die Humusbildung, welche bekanntlich Darwin zuerst dargelegt hat; dessen Ansichten hat Keller in Madagaskar durchaus bestätigt gefunden. Die Regenwürmer, welche auf jener Insel durch ganz besonders große Arten vertreten sind, fressen große Mengen von Erde, treiben sie durch ihren Darm und werfen sie an der Oberfläche des Bodens wieder aus, von wo sie durch den niederfallenden Regen fortgeschwemmt werden. Den Würmern kommt also insofern eine geologische Bedeutung zu, als sie die Denudation der Erdoberfläche befördern. Keller fand, daß die Arbeit dieser Thiere in den Tropen dreimal so bedeutend ist, als sie Darwin in England beobachtete; es wird dort innerhalb fünfzig Jahren eine Erdschicht von 1 m Dicke durch Regenwürmer an die Oberfläche geschafft. Von Interesse ist folgende Berechnung Keller's (S. 254 f.). „Die Insel (Madagaskar) zeigt das Maximum der Vegetation im Urwalde, welcher einen zusammenhängenden Gürtel in einiger Entfernung von der Küste bildet. Der Gürtel hat mindestens eine Länge von 3000 km und eine Breite von 20 bis 25 km. Mäßig gerechnet hat Madagaskar eine Waldfläche von 70 Milliarden Quadratmeter. Die durch Regenwürmer herausgeworfene Erde würde jährlich in runder Summe $1\frac{1}{2}$ Milliarden Kubikmeter ausmachen. Vergleichen wir diese Arbeit mit der Leistungsfähigkeit des Menschen. Ein Erdarbeiter leistet täglich eine Erdbewegung von 5 cbm, im Jahre also etwa 1500 cbm. Die Arbeit, welche demnach die Regenwürmer im Urwalde pro Jahr verrichten, entspräche der Arbeit von einer Million Erdarbeitern. Nehmen wir madagassische Arbeiter, deren Löhnung 1 Franken pro Tag wäre, und welche an der Stelle der Regenwürmer dieses Umackern im Gebiete des Urwaldes zu besorgen hätten, so würde die erwachsene männliche Bevölkerung von ganz Madagaskar eben hinreichen, um diese Arbeit auszuführen, und müßte täglich mit einer Million Franken gelöhnt werden! Hierbei ist aber nur das Urwaldgebiet gerechnet, die Erdbewegung in den übrigen Gebieten des Landes ist ganz außer Betracht gelassen." Uebrigens wirken an der Humusbildung außer Regenwürmern noch Ameisen, Schnurasseln, auf Korallenriffen Sandkrabben und Eremitenkrebse mit. — Keller's Ansichten über die Bevölkerung Madagaskars sind unseren Lesern bekannt; in zoologischer Hinsicht weist er Sclater's Hypothese von der einstigen Existenz eines Kontinents Lemurien, welcher sich im Süden von Asien bis nach Madagaskar und Afrika hin ausdehnte, nicht von der Hand; nur, meint er, darf man nicht so weit gehen, in demselben die Wiege des Menschengeschlechtes zu erblicken. Lemurien war längst zerfallen oder doch sehr reducirt, als der Mensch den Schauplatz der Schöpfung betrat.

Nordamerika.

— Wie die „Montreal Gazette" meldet, sind von Dr. G. M. Dawson, welcher an der Spitze einer geologischen Expedition den Yukon-Distrikt erforscht, Briefe eingelaufen, aus denen Folgendes zu entnehmen ist. Die Expedition baute am Dease-See zwei Boote, verließ denselben am 3. Juni und fuhr den Dease-River hinab bis zu dessen Vereinigung mit dem Liard. Hier trennten sich die Theilnehmer, indem Mac Connell mit zwei Mann den Liard hinabfuhr, während der Rest mit fünf Indianern den nördlichen Quellfluß des Liard hinauffuhr bis zum Francis-See, hier die Boote zurückließ und nach dem Ueberschreiten eines 60 engl. Meilen langen Trageplatzes den Pelly-River in der Nähe des früheren Hudson-Bai-Postens „Pelly Banks" am 29. Juli erreichte. Hier wurden die Indianer zurückgesandt, und, nachdem Dr. Dawson mit Mac Evoy und zwei Weißen ein Boot erbaut hatte, fuhren dieselben den Pelly-River hinab bis zu seiner Mündung in den Yukon-River. Das Land nördlich vom Dease-See zeigte einen granitischen Kern mit paläozoischen, von der cambrischen bis zur Kohlen-Formation reichenden Massen an den Rändern, sowie darüber lagernde Tertiärschichten. Der alte Trageplatz wurde in gänzlich unbenutztem Zustande gefunden, so daß sich die Theilnehmer der Expedition mit Mühe durch das Gestrüpp hindurcharbeiten mußten, oft knietief in den Morast sinkend. Das Land wird weiter als gut bewaldet geschildert, auch wurde eine große Anzahl den östlichen Territorien eigenthümlicher Pflanzen in Blüthe gesehen neben mehreren westlichen und nördlichen Fremdlingen. Nur der reiche Wuchs der Sphagnen, sowie der Ueberfluß an Renthiermoos gab der Landschaft ein anderes Aussehen als der von Britisch-Columbia. Indianer kamen nicht zu Gesicht. Obgleich die Jahreszeit schon weiter vorgerückt war, als Dr. Dawson hoffte, so glaubte er doch vor dem Zufrieren der Flüsse die Küste erreichen zu können.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

III.

[Die Abbildungen nach Photographien der Expedition Dieulafoy.]

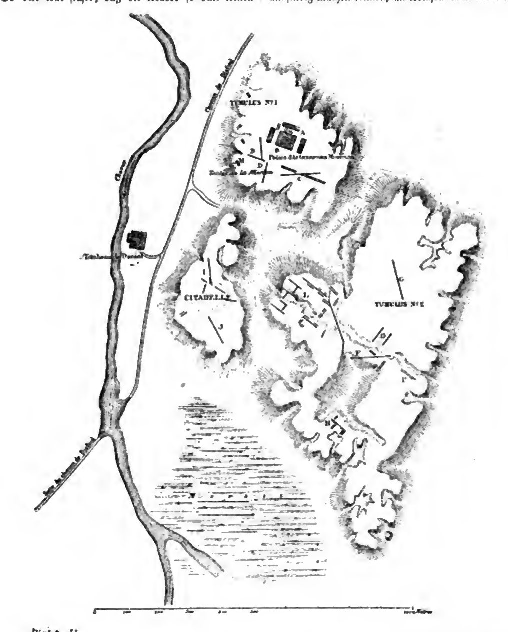
Die Ruinenhügel von Susa zerfallen in drei Theile, welche von verschiedener Zusammensetzung und ungleicher Höhe sind. Der höchste Punkt, der Kaleh Schusch (Festung Susa) liegt im Südwesten gerade über dem Danielsgrabe, 36 m über dem mittleren Wasserspiegel des Schawur. Als im Jahre 1851 Sir Kennet Loftus zuerst in den Hügeln grub, schlug er dort sein Lager auf; von dort genoß er eine weite Aussicht, und dorthin dringen weder die Nebel des Flusses, noch die Miasmen der von ihm gebildeten Sümpfe. Die französische Expedition aber, welche nicht über viele Geldmittel verfügte, mußte einen bequemer zu erreichenden Platz wählen, wohin der Transport des Wassers und der größeren Fundstücke nicht so schwierig und theuer war, und entschied sich für den nördlichen Hügel, welcher auf dem umstehenden Plane als Tumulus Nr. 1 bezeichnet ist; derselbe erhebt sich nur zu 20 m Höhe über den Schawur, hat sanfte Abhänge und beherrscht sowohl den Weg nach Dizful, als auch das Danielgrab und die Senkung zwischen den drei Ruinenhügeln. Dort wurden die Zelte aufgeschlagen.

Als die Reisenden am nächsten Morgen erwachten, bedeckte dicker Nebel das ganze Land, so daß man kaum das zweite, kaum 10 m entfernte Zelt erkennen konnte. Erst gegen 7 Uhr wird er durchsichtiger und beginnt sich in leichte Wolken aufzulösen. Zuerst zeigte sich der Halbmond, dann der weiße Spitzthurm des Danielgrabes, noch ein paar Minuten, und im hellen Scheine der Morgensonne lag die Ebene, das Bachtijarengebirge, der Lauf des Schawur und der Wald an den fernen Ufern der Kerka da, ein prächtiges Bild, doch ohne Leben: kein Gezwitscher, keine Thierstimme läßt sich vernehmen, alles ist still und todt.

Während die Reisenden noch ihre steifen Glieder in der Sonne wärmten, zeigte sich ein zahlreicher Trupp Reiter und schickte sich an, die sanften Abhänge des Tumulus zu erklettern. Araber, die Kuffije und die Schnur aus Kameelshaar auf dem Kopfe, ein Hemd mit rundlich langen spitzen Aermeln und eine wollene Abba (Mantel) am Leibe und mit Steinschloßgewehren bewaffnet, eröffneten den Zug; Reiter mit langen Lanzen folgten ihnen. Dann kam auf einer schönen weißen Stute ein älterer Mann mit rothbraun gefärbtem Barte, Scheich Ali, der angesehene Häuptling eines Stammes, dessen Lagerfeuer man am vorhergehenden Abend in der Ferne hatte leuchten sehen. Ein Teppich wurde auf der Erde ausgebreitet, auf welchem der Scheich und ihm gegenüber die Reisenden sich niederließen; ein persischer Diener machte den Dolmetsch. Der Scheich war zwar geneigt, den Fremden Butter, Schafe, Hühner und Eier zu verkaufen, weigerte sich aber, ihnen Arbeiter für ihre Ausgrabungen zu stellen; er schien solche Arbeit für zu niedrig für seine Leute zu halten. Uebrigens war die Begrüßung der Franzosen nicht der einzige Zweck seines Kommens gewesen. Im Besitze einer englischen Jagdflinte hielt er sich für den König des Landes. Nun hatten die Franzosen am vorhergehenden Abend ihre Karabiner im Wettschießen probirt, und es hatte nicht lange gedauert, daß die Nomaden davon Kunde erhalten hatten, worauf sie sich auf den Weg gemacht hatten, um den Werth der Flinten

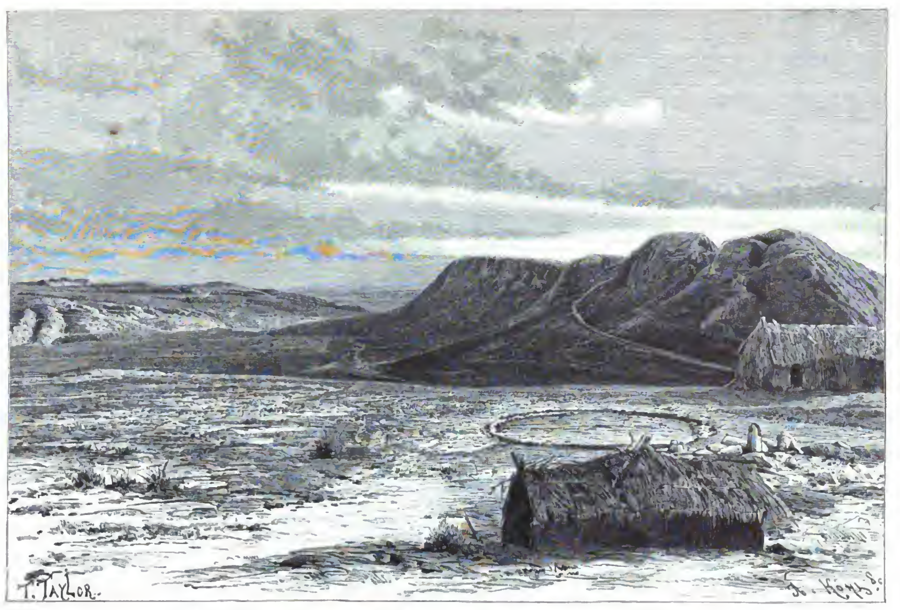
kennen zu lernen. Die Herren der Expedition ließen sich nicht lange bitten, die Wirkung ihrer Waffen zu zeigen und damit den Arabern einen heilsamen Respekt einzuflößen. Scheich Ali und einige seiner Verwandten und Begleiter versuchten vergebens, es den Fremden im Treffen gleich zu thun, und selbst Madame Dieulafoy, von den Arabern zum Schießen gedrängt, zeigte sich als besserer Schütze als jene. So viel war sicher, daß die Araber so bald keinen Angriff auf das Lager der Expedition machen würden. Schließlich stieg Scheich Ali zu Pferde und ritt davon, während die Seinigen um ihn herumsprengten und ein wüthendes Flintenfeuer unterhielten.

Der Nachmittag wurde dazu verwendet, durch die Schutthügel und die tiefen Schluchten, welche deren Abhänge zerreißen, zu wandern, ohne daß man einen Punkt hätte ausfindig machen können, an welchem man lieber als anders-



Vorläufiger Plan der Tumuli von Susa. (Die Doppellinien bezeichnen die in den Gräben entdeckten Mauern.)

wo den Spaten angesetzt hätte. Kaleh Schusch glich einem verschlossenen Buch, dessen Entzifferung zu beginnen, schwer genug erschien. Indessen glaubte Dieulafoy, daß der Eingang zu der Halle, deren Säulenbasen Loftus aufgedeckt hat, gegen Süden unter noch unberührter Erde liege, und daß vor dem Eingang ein Pylon, wie der Porticus Pisadaju in Persepolis, sich befinden müsse. Er zweifelte nicht, daß der Haupteingang des Palastes der Burg gegenüber gelegen hatte. Er hatte also ziemlich entfernt von den englischen Ausgrabungen nach den Thoren und Treppen zu suchen und beschloß, zu diesem Zwecke einen Graben von 4 m Breite und 6 m Länge schräg zur Südfaçade des Palastes und zu der Stelle, wo der vermuthete Pylon liegen sollte, auszuwerfen. Leider aber fehlte es an Arbeitern; obwohl man Boten in die umliegenden Nomadenlager geschickt hatte, hatte doch Niemand der Aufforderung Folge geleistet.



Die Citadelle von Susa und die Westecke des Tumulus Nr. 2, von den Zelten der Expedition aus gesehen.

Dafür aber erschien auf der Straße von Dizful her Mirza Abdul Kaim, welchen man nicht so bald erwartet hatte, in Begleitung eines Saïd — wenn man wenigstens von seiner riesigen blauen Kopfbedeckung auf seinen Rang schließen durfte — und etwa eines Dutzend Mollahs mit nicht weniger umfangreichen Turbans. Alle begaben sich in das Grab Daniel's, kamen dann zum Lager, erkundigten sich nach der Ursache, warum die Fremden so rasch das Danielgrab verlassen hätten und entfernten sich wieder, als Dieulafoy entgegnete, daß die Ausgrabungen seine beständige Anwesenheit auf den Ruinenhügeln erforderten. Abends bemerkte man den Saïd mit dem blauen Turban eiligst auf der Straße nach Dizful reiten.

Am 1. März nahmen die Ausgrabungen auch wirklich ihren Anfang; aber die ganze Arbeiterschaar bestand nur aus einem alten Araber, der sich in Ermangelung von etwas Besserem von jungen Diesteln nährte, einem Einäugigen, dem halb verhungerten Sohne einer Wittwe, zwei Soldaten des Mirza Abdul-Kaïm, und zuletzt den Dienern und Mitgliedern der Expedition. Zunächst wollte man an einigen Stellen recognosciren und nahm darum eine Ziegelmauer, die unweit der Zelte aus einem Schutthaufen hervorragte, in Angriff. Bis Mittag war die Mauer 2 m tief bloßgelegt, aber da nichts zum Vorschein kam, gab man die Arbeit auf und wandte sich den früher von den Engländern aufgedeckten Säulenbasen zu, welche zu der südöstlichen Ecke des Achämenidenpalastes gehören. Trotzdem die Arbeiter den für dortige Verhältnisse reichlichen Tagelohn



Arabischer Reiter mit seinen Kindern.

von 15 Schahis (ca. $^1/_2$ Mark) erhielten, lockte doch diese Freigebigkeit keine Nachfolger an, und die Arbeiten nahmen in Folge dessen in den nächsten Tagen nur einen geringen Fortgang. Am 5. März jedoch stellte sich ein unbeschäftigter Maurer ein, den schon sein Turban als einen Dizfuler erkennen ließ, Usta Hassan mit Namen, und versprach Erdarbeiter heranzuschaffen; Dieulafoy verhieß 15 Schahis Lohn für jeden Mann, ihm als Aufseher aber täglich einen Kran und außerdem 2 Schahis für jeden von ihm gestellten Mann, nahm auch sofort seinen Begleiter Dor Ali in Dienst, einen früheren Soldaten, der sein Handwerk hatte aufgeben müssen, weil er weder seinen Lohn, noch Pulver für seine Flinte, noch auch einen Rock erhalten hatte. Schon von diesen Leuten erfuhr man, daß in Dizful wegen der französischen Ausgrabungen große Aufregung herrsche und auf dem Bazar tolle Märchen über die Europäer umliefen; einer derselben solle sich kopfüber in den Schawur gestürzt haben in der Hoffnung, auf diesem Wege in die sonst unzugängliche Grabkammer Daniel's zu gelangen. Seit vier Tagen sei er noch nicht wieder emporgekommen, tränke Flußwasser und verzehre dazu rohe Fische. Um dies Wunder zu sehen, hatten sich die beiden auf den Weg gemacht und waren nun sehr enttäuscht, daß sich die Fabelgeschichte als erfunden herausstellte. Schließlich kehrten beide nach Dizful zurück, mit dem Versprechen, wiederzukommen und graben zu wollen, wenn es der Scheich Taher, der Imam Dschuma und der Untergouverneur erlauben würden. Am folgenden Tage zogen einige Soldaten auf ihrem Wege von Dizful nach Hawize vorüber, von denen sich vier anwerben ließen, als sie erfuhren, daß zwei ihrer Kameraden bereits be-

schäftigt seien und nahezu Oberstengehalt bezögen; da die Leute ihre einzigen militärischen Abzeichen, die Kupferbeschläge an Kopfbedeckung und Gürtel, nicht an sich trugen, so konnte Dieulafoy sie ohne Bedenken in seine Dienste nehmen. Am 7. März wurde die Basis der Ecksäule des Thronsaales freigelegt; dieselbe ruht auf einer riesigen viereckigen Platte, welche wie alle ihre Nachbaren in einer dicken Kiesschicht eingebettet war. Die ganzen Palastruinen waren von Dorngestrüpp überwuchert und fast unzugänglich gemacht; Dieulafoy ließ wenigstens die vier Inschriftbasen freilegen. Kein einziger der in persischer, medischer und babylonischer Keilschrift abgefaßten Texte ist unverletzt; alle sind durch den Sturz der benachbarten Säulen und Kapitäle beschädigt worden. Nach Oppert's Uebersetzung der von Loftus gemachten Abschrift besagt die Inschrift Folgendes.

„Es spricht der König Artaxerxes, der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder, der König dieser Erde, Sohn des Königs Darius, Sohnes des Königs Artaxerxes, des Sohnes des Königs Xerxes, des Sohnes des Königs Darius, des Sohnes des Hystaspes, der Achämenide. Diesen Palast (apadâna) baute Darius, mein Urgroßvater; später, zur Zeit des Artaxerxes, meines Großvaters, wurde er vom Feuer verbrannt. Durch die Gnade des Ormazd, der Anahit und des Mithra befahl ich, diesen Palast wieder aufzubauen. Mögen Ormazd, Anahit und Mithra mich gegen jedes Unheil beschützen, mich und was ich gemacht habe; mögen sie es nicht angreifen, mögen sie es nicht zerstören!“ Es ist aber anders gekommen.

Am 8. März nahmen die Dinge eine Wendung zum Besseren; der brave Maurer Usta Hassan hatte die Zu-



Schluchten in den Seiten eines Tumulus von Susa.

stimmung der geistlichen und weltlichen Machthaber von Dizful erhalten und traf mit 40 Erdarbeitern ein. Nun gab man es vorläufig auf, die Säulenbasen des Palastes weiter freizulegen, und nahm den projektirten großen Graben, welcher auf dem Plane mit C bezeichnet ist, mit ganzer Kraft in Angriff. Derselbe war gleich zu Beginn der Arbeiten abgesteckt worden und wurde nun in Loose zu je 10 m Länge getheilt, von denen diejenigen mit ungerader Nummer zuerst in Arbeit genommen wurden. Falls sich eine Spur finden sollte, wollte man derselben folgen, ohne sich weiter um die geraden Loose zu kümmern, im entgegengesetzten Falle aber an letzteren graben. Die Soldaten rückten zu Aufsehern vor, und bei jedem Loose wurden drei Leute mit Hacken und neun mit Schaufeln angestellt, während vier mit der Aufsicht über das Lager, mit Brotbacken und Wasserholen betraut wurden. Die Arbeit begann täglich um 5½ Uhr, sobald es anfing, Tag zu werden, und dauerte mit einer kurzen Unterbrechung, welche die Leute zum Verzehren eines Kuchens aus Gerstenmehl benutzten, bis 4 Uhr Nachmittags, wenn aus dem Zelte der Ruf „tamam“ (Ende) ertönte und von den Arbeitern vergnügt wiederholt wurde. Dann stellten Usta Hassan und Dor Ali mit M. Babin, Dieulafoy's einem Begleiter, die Rechnung auf, nahmen das Geld in Empfang und vertheilten es an die Leute, welche von da an freie Zeit hatten. Die Dizfuler begaben sich dann nach dem Heiligengrabe, einige Luren zogen sich in die Schilfhütten zurück, welche sie sich unweit der Zelte errichtet hatten, M. Babin brachte seine Bücher in Ordnung, M. Houssay, der andere Begleiter, sammelte Insekten und das Dieulafoy'sche

Ehepaar nahm eine genaue Untersuchung der Ausgrabungsstätte vor.

Nicht selten wurden sie dabei Zeuge des mannigfaltigen Thierlebens, welches in diesen Einöden sich ungestört entfalten kann. Wildschweine, Geparden und selbst Löwen finden in dem Dickicht zwischen Schawur und Kerka sicheren Unterschlupf; letztere holen sich allnächtlich ihren Tribut von den Heerden der Nomaden, welche in der Umgebung des Danielgrabes zelten. In Massen kommen dort kleine Rebhühner mit braunem Fleische vor; auf den Wiesen wandeln dunkelfarbige Dorradsch, die in ihrer Gestalt an die Frankolinhühner erinnern, und in den Sümpfen schnattern wilde Enten, stolziren Störche und tummeln sich Häher. Leider aber verfügten unsere Reisenden nur über Militärgewehre, da ihre Jagdflinten verloren gegangen waren, und befanden sich außer Stande, durch die Jagd ihrer einförmigen Küche, in welcher zuletzt sogar das Hammelfleisch ausgegangen war, eine kleine Abwechselung zu verleihen.

Am 12. März traf unerwartet ein Brief des Gouverneurs Mozaffer el-Molk ein, worin die Reisenden aufgefordert wurden, ihre Arbeiten einzustellen, ihr Gepäck in Dizful unterzubringen und selbst nach Schuster sich zurückzuziehen. Die Bevölkerung von Dizful war nämlich durch das Gerücht, die Franzosen wollten den Leib Daniel's entführen, erregt worden und einige Hundert, mit schlechten Flinten, Pistolen, Lanzen und den weit gefährlicheren Schleudern bewaffnet, hatten sich unter Anrufung Ali's und seiner beiden Söhne heulend, schreiend und tanzend auf den Weg nach Susa gemacht, um die Fremden anzugreifen. Nur 20 km vor den Ruinenhügeln war es zwei Söhnen



Karpfen aus dem Schawur.

des Scheich Mohammed Taher gelungen, die Rotte zur Umkehr zu bewegen, aber nur gegen das Versprechen, daß eine Abordnung von Seids und Mollahs untersuchen sollte, ob die Franzosen, wie man glaubte, das Danielsgrab verletzt hätten oder nicht. In Folge dessen hatten sich bald nach ihrer Ankunft in Susa die Träger der blauen und weißen Turbane nebst Abdul Kaïm bei ihnen eingefunden und die Lage der Dinge untersucht. Damit hing auch die Schwierigkeit, Leute zu erhalten, das Zögern Usta Hassan's und die Furcht Dor Ali's zusammen. Aber trotz der beruhigenden Nachrichten zeigte sich das Dizfuler Volk erregt über die Anwesenheit der Christen in der Nähe des Danielgrabes, und das hatte den Gouverneur zur Absendung seines Briefes bewogen. Dieulafoy aber schlug das Ansinnen rund ab, verlangte vom Gouverneur Schutzmaßregeln und sandte Usta Hassan nach Dizful, um sofort möglichst viele Arbeiter für die bisher nur schwach betriebenen Ausgrabungen anzuwerben.

Die nächsten beiden Tage brachten einige kleinere Funde, eine Urne mit Gebeinen, welche Dieulafoy der parthischen Epoche zuschreibt, einen emaillirten Ziegel, ein Armband aus emaillirtem Glase und ein Bruchstück einer Keilinschrift; dann aber machte sintfluthartiger Regen zwei Tage lang jedes Arbeiten unmöglich, und als derselbe am 19. März aufhörte und man den Graben C besuchte, zeigten dessen Wände so viel Risse und drohten so sehr den Einsturz, daß man einen ganz neuen Graben, B des Planes, der senkrecht zur Südfront des Palastes stand, in Angriff nahm. Falls die Thore nicht völlig zerstört waren, mußte dieser Graben Aufschlüsse über deren Lage, Gestalt und Aus-

schmückung geben. Die oberste Erdschicht war mit Skorpionen wie vollgestopft; wie die Natur selbst, schienen dieselben aus ihrem Winterschlaf zu erwachen und krochen in Masse auf den grünen Rasen hinaus. Da gab es große und kleine, lange und kurze, weiße, schwarze, grüne, gelbe, und in der Blechbüchse, in welche sie M. Houssay setzte, lieferten sie sich erbitterte Kämpfe. Einer der Arbeiter wurde von einem Skorpion gestochen, aber den oft schweren Folgen solcher Verletzung wurde alsbald durch einen Schnitt mit dem Messer und Anwendung von Phensäure vorgebeugt. Als die Leute ihren Kameraden zwei Stunden später gesund umhergehen sahen, war ihre Ueberraschung und Freude keine geringe. Ueberhaupt erwarb sich die Expedition durch die Praxis des M. Houssay und die reichlich vertheilten Arzneien die Achtung der Umwohner, welche sich schließlich nicht damit begnügten, wegen ihrer eigenen Krankheiten zu konsultiren, sondern um die Wiederherstellung zerbrochener Uhren, Flinten, Spieldosen u. dergl. baten und Wunder was zu thun vermeinten, wenn sie dafür ein Honorar von 10 Schahis (32 Pf.) anboten.

Am 19. März Morgens erschienen zwei arabische Fischer im Lager, welche, in ein Stück Zeug aus Ziegenhaar eingewickelt, ein wahres Seeungethüm herbeischleppten, das sie mit dem Dreizack in dem schlammigen Wasser des Schawur erbeutet hatten. Es war ein riesiger Karpfen, uralt und ungeschlacht, mit einer Haut wie von Leder bedeckt. Die 10 Finger hohen Rückenstücke wanderten in die Küche, das Skelett des Thieres wurde sorgsam eingegraben, um später nach Frankreich mitgenommen zu werden. Wenn man die Größe des Thieres bedenkt und sich daran erinnert, daß man hundertjährige Hummern und Langusten verspeist, so ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser Fischkoloß unter der Herrschaft des Chosroes oder Schapur das Licht der Welt erblickte; über gewisse Geschöpfe ziehen die Jahre spurlos dahin, und ein stumpfsinniges Thier widersteht dem Zahne der Zeit, welchem der Mensch und seine Werke unterliegen.

Aus und über Istrien.

Von Dr. Karl Lechner in Kremsier.

I.

Die folgende Studie mag wohl um so eher berechtigt erscheinen, als man über diese Provinz des österreichischen Kaiserstaates verhältnißmäßig wenig in deutschen Werken findet. Und doch ist dieselbe in mannigfacher Hinsicht unserer Beachtung werth. Wir stützen uns hierbei auf die verläßlichsten Hilfsmittel und zum Theil auch auf eigene Anschauung, soweit wenigstens das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Mitterburg in den Bereich unserer Betrachtung fällt. Allerdings können wir im engen Rahmen einer Zeitschrift keineswegs so weit ausholen, um eine genaue Kenntniß von Land und Leuten zu vermitteln, geben uns aber trotzdem der Hoffnung hin, einiges für die Verbreitung der Kenntniß dieses höchst interessanten Landes durch die vorliegende Studie beitragen zu können. Wer übrigens der Anschauung leben sollte, daß dies Ländchen keine landeskundliche Litteratur aufzuweisen habe, wäre in einem argen Irrthum befangen, denn der 1884 verstorbene Capodistrianer Carlo Combi hat schon im Jahre 1864 einen „Saggio di bibliografia istriana“ zusammengestellt, der 3060 Nummern aufweist; darunter finden sich höchst werthvolle Publikationen verzeichnet [1]).

Die Begrenzung des Landes, das keilförmig sich ins Meer hinausschiebt, ist verschieden, je nachdem man die unveränderlichen geographischen Verhältnisse oder die politische Administration ins Auge faßt. Die natürliche Grenze läuft längs des Istrianer Karstes, also etwa von Duino angefangen über das Bergland von Sesana nach Herpelje-Cosina, wo an Stelle einer alten Römerstraße heute die Triester Straße über das Hochplateau nach Fiume führt; von da weiter herab über die Höhen, die unter dem Namen Tschitschenboden bekannt sind, bis zum Meere. Die politische Grenze beginnt weiter südwärts bei der Bucht von Muggia und führt nach Osten fast bis an den Fuß des krainischen Schneeberges und von da südwärts gegen Fiume hin. Politisch grenzt Istrien also an das Gebiet von Triest, Görz, Krain, Kroatien und das ungarische Litorale. Die größte Breite der Halbinsel bis hinüber zum Schneeberge mißt 76 km, die größte Länge ungefähr 100 km, während die Küstenerstreckung etwa 365 km erreicht. Der Flächenraum dieses Gebietes beträgt rund 4000 qkm, mit Hinzurechnung der politisch zu Istrien gehörigen Inseln 4954 qkm, oder nach dem neuen Kataster 860 820 Quadratjoch.

Die Westküste weist von Triest bis Salvore breite und tiefe Buchten auf, von da bis zur Punta di Promontore jedoch nur mehr Baien und Hafenplätze. Da das Land orographisch nach Südwesten zu abfällt, ist diese Küste naturgemäß die belebtere und für den Seeverkehr wichtigere. Sie bietet auch dem Reisenden mit ihrem bunten Wechsel von rebenumkränzten Hügelreihen und Olivenhainen, aus denen verstohlen Weiler und Dörfer hervorgucken, und trockenen, oft schroffen Felsgehängen, die von irgend einem rotten borough malerisch gekrönt sind, mehr Abwechslung und Anregung, als die meist steil und unvermittelt ins Meer abstürzende Ostküste, die arm an Buchten und Häfen ist.

---

[1]) Die vorliegende Arbeit stützt sich ganz besonders auf nachstehend verzeichnete Werke:
Dr. Benussi, Manuale di Geografia dell' Istria, Trieste 1877.
Derselbe: Manuale di Storia e Statistica del Litorale, Pola 1885.
Derselbe: l'Istria sino ad Augusto, Trieste 1883.
Dr. Torquato Taramelli, Descrizione geognostica del Margraviato d'Istria, Milano 1878, sammt dazu gehöriger, separat ausgegebener Karte.
Istrien. Historische, geographische und statistische Darstellung der Istrischen Halbinsel nebst den Quarnerischen Inseln, Triest 1863; ein Buch, das längst eine neue Auflage wünschenswerth erscheinen läßt, da es mit großer Gründlichkeit und Sachkenntniß ausgearbeitet wurde.
Notizie storiche di Montona del Dr. Pietro Kandler, Trieste 1875.
Notizie storiche di Pola, Parenzo 1876.
Pola, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Studie. Mit 4 Tafeln, enthaltend Ansichten und Pläne. Wien, Gerold, 1886.
Materiali per la Statistica dell' Istria di Dr. Francesco Vidulich, Parenzo 1886.
Carlo de Franceschi, L' Istria. Note storiche. Parenzo 1879.

Hier trifft der Blick nur an den südöstlichen Gehängen des Karstgebirges auf einen Fleck Erde von reizender Schönheit: es ist die Gegend von Lovrana bis Voloska. Als die bedeutendsten Einschnitte auf der Westküste führen wir an die Bucht von Muggia (5 km breit), von Capodistria (7 km breit), von Pirano, die Bucht der Dragogna mit der Punta di Salvore, der westlichsten Spitze von Istrien mit einem 36 m hohen Leuchtthurme, den Porto Quieto (2 km breit), den Kanal von Lemme, der 1 km breit und beiläufig 12 km lang ist. Er hat bei seiner geringen Breite und seinen steilen, bis 150 m sich erhebenden Gehängen um so mehr einen fjordartigen Charakter, als seine Tiefe nicht selten 70 m erreicht. Dann stoßen wir auf die Bucht von Rovigno, weiter auf den Kanal von Fasana, der seine ursprüngliche Breite von 4 km mehr und mehr verengert, je näher man gegen den Eingang des Hafens von Pola kommt. Dieser durch die brionischen Inseln und das gegenüberliegende Festland gebildete Kanal hat eine große Bedeutung für die Küstenvertheidigung. Die Zufahrt zum Hafen von Pola zwischen der Punta Cristo und dem Capo Compare beträgt an der engsten Stelle kaum viel über 150 m Breite. Im äußersten Süden ragt weit ins Meer hinaus die Halbinsel Promontore, von deren südlichstem Ende der Scoglio Porer mit einem 34 m hohen Leuchtthurme nur 2 km entfernt ist. Seltener sind die Einbuchtungen auf der Ostküste; hier haben wir außer einigen ganz offenen und überdies kleinen Hafenplätzen zunächst den Golf von Medolino, den 15 km langen Kanal der Arsa und die schmale Bucht von Fianona. Von da bis Volosca ist die Küste fast gar nicht gegliedert, da sie von dem Massiv des Monte Maggiore sehr jäh in den Quarnero abfällt und die steilen Böschungen nur durch zahlreiche, gewaltige Erosionsschluchten durchfurcht werden. Politisch und zum Theil auch orographisch und geologisch gehören zu Istrien noch neben mehreren Eilanden einige größere Inseln. Da ist zunächst Cherso zu nennen mit einem Flächeninhalte von 417 qkm. Bei einer Länge von 66 km hat diese Insel doch nur 13 km größte Breite, die im nördlichen Theil sich sogar auf 2 km reducirt. Sie ist wegen der Steilheit der Küsten schwer zugänglich und wird stark von den im Quarnero heimischen Winden Bora und Scirocco heimgesucht. Als eine südwestlich beginnende Verlängerung setzt sich nach Südost die Insel Lussin fort. Sie hat bei einer Länge von 31 km an vielen Stellen kaum mehr als 100 m Breite, ihr Flächeninhalt beträgt 72,5 qkm. Endlich gehört zu Istrien noch die fast dreieckige Insel Veglia mit einer Größe von 428 qkm.

Die Adria, welche die Gestade Istriens bespült, bildet ein weites, hinabgesunkenes Thalbecken, das von Norden nach Süden an Tiefe zunimmt und in der Breite von Promontore eine solche von gegen 50 m erreicht. Zwischen Cattaro und Barletta beträgt dieselbe schon an die 1200 m. Diese unterseeische Thalung verflacht sich allmählich gegen die italienische Küste zu. Auf der 106 km langen Strecke zwischen Chioggia und Rovigno finden wir die größte Tiefe 24 km westlich der Küste von Istrien. Der Salzgehalt der Adria ist wegen der großen Verdunstung und der geringen Menge des zugeführten Süßwassers größer als in den nördlichen Meeren, denn er beträgt 38,08 pro Mille. An der Oberfläche steigt die Temperatur bis zu 25 bis 30° C. und sinkt im Winter auf 8 bis 12° C. herab. Der Unterschied der Gezeiten beträgt beiläufig 1 m, selten 1,5 m und hängt außer von den siderischen Verhältnissen von lokalen und von den herrschenden Winden ab. Die größte Ebbe tritt gewöhnlich im Februar ein (Vorherrschen der Bora), die größte Fluth im September (Vorherrschen des Scirocco).

In orographischer Hinsicht gehört Istrien zum Karstgebiete, das durch die Senke, welche längs der Laibach nach Oberlaibach (281 m Seehöhe), Loitsch (474 m), Planina (466 m) und dem Paß von Adelsberg (540 m) und Prewald (566 m) ins Thal der Wippach führt, von den Julischen Alpen geschieden wird. Von der thalartigen Senke, welche die Eisenbahn von Adelsberg über St. Peter nach Fiume durchschneidet, nach Osten zu liegt die Pivka Planina, welche im Schneeberge mit 1796 m kulminirt. Nur ein geringer Theil Istriens reicht noch in dieses Gebiet. Der ganze westlich gelegene Theil von der Furche von Fianona bis zum Isonzo gehört einem Erhebungssysteme an, das in einem mehr oder minder stark gekrümmten Bogen verlaufend den Namen Istrianer Karst trägt. Wie dies auch anderwärts zutrifft, ist dieser generelle Name bei den Eingeborenen nicht gebräuchlich. Diese bezeichnen vielmehr im Allgemeinen als Karst jedes gebirgige, steinige und vegetationsarme Terrain. Vom Nanos bis gegen Fiume (Tarsaticum, heute Schloß Tersatto oberhalb Fiume) lief eine 83 km lange und an 2 m breite wallartige Mauer, zur römischen Kaiserzeit mit Thürmen und Kastellen wohl bewehrt, zum Schutze Italiens gegen die Barbaren. Ihre Trümmer heißen heute noch die „Heidenmauer“. Bei den Alten hieß die ganze Gebirgskette Ocra; sie zerfällt in mehrere Theile. Von der angegebenen Furche bis zum Straßenübergang (950 m) am Monte Maggiore, der mit 1396 m die Kulmination bildet, heißt die Kette Caldiera bei den Italienern, Učka bei den Slaven; ihre mittlere Erhebung beträgt etwas über 600 m.

Von da ab bis gegen S. Giovanni bei Duino streicht die Venakette, die wieder in zwei orographisch verschiedene Gruppen zerfällt: den Tschitschenboden oder die Tschitscherei (Cicceria) bis zur Senke bei Herpelje-Cosina, und den Triestiner Karst. Die mittlere Erhebung des ersteren beträgt etwa 550 m Höhe und kulminirt im Planik mit 1273 m, jene des letzteren nur mehr bei 475 m mit dem Terstel (639 m) als höchstem Gipfel. Außer den zwei genannten Pässen ist keiner mehr von Belang, Fußsteige führen jedoch häufig über das Gebirge, an dessen Südwestseite der ganzen Länge nach im Mittelalter eine Reihe fester Burgen das innere Land gegen die östlichen Gebiete schützte. Ich nenne nur Cosliach-Waxenstein, Bragna-Goldsburg, Lupoglava-Mahrenfels, Popecchio, Covedo, Grad, Ospo, S. Servolo, Pinguente und auf der Höhe Rozzo, lange Zeit die wichtigste Hochwacht der Venetianer. Eine Linie von der Rhede von Pirano über Buje und Sansanaro zur Mündung der Arsa weist im Anschlusse an die Hauptkette ein stark gegliedertes Bergland (regione pedemontana) mit 300 bis 500 m hohen Erhebungen auf. Daran schließt sich gegen das Meer eine vielfach wellenförmige Hügellandschaft (regione marittima). Die Gebirge auf den Inseln des Quarnero sind nur eine Fortsetzung jener des Festlandes von Istrien. Der Charakter des Karstsystems ist seiner Wesenheit nach der gleiche wie jener der Kalkalpen, nur treten hier die ungünstigen Faktoren besonders in den Vordergrund. Der Boden ist häufig von tiefen Furchen und Schlünden zerrissen oder weist trichterförmige Senkungen auf. Das Regenwasser versickert in dem Boden sehr rasch und sammelt sich dann in unterirdischen Höhlen. Es fehlt in Istrien gänzlich eine Thalung, die als Pulsader für die Communication gelten könnte. Das Land ist arm an fließenden Gewässern auf der Oberfläche, hingegen reich an unterirdischen Wasseradern. Man kann, den bekannten Schiller'schen Vers travestirend, sagen: „Aus den Höhlen kommt es, in die Höhlen stürzt es.“ Zur trockenen Jahreszeit versiegen fast alle Bäche, steigen aber nach lang anhaltendem Regen ganz außerordentlich rasch. Was wir an Flüssen haben, ist sehr wenig. Lassen wir den Timavo mit seinem noch immer nicht völlig enträtselten Laufe bei Seite, so haben wir zuerst

den Sturzbach Lusandra, der in die Bucht von Muggia fällt; der nächste Bach ist der ziemlich gleichmäßig wasserreiche Risano mit einer Länge von 19 km, der bei Capodistria mündet. Die nicht viel längere Dragogna fließt in den Golf von Pirano. Der Hauptfluß des Landes ist der wegen seines geringen Gefälles so genannte Quieto. Er hat seine Quellbäche Brazzana und Fiumera im Gebiete von Pinguente und nimmt unterhalb ihrer Vereinigungsstelle links die Bottonega auf. Bis Montona verhält sich das Gefälle wie 1:600, von da bis zur Mündung wie 1:1000. Die Gesammtlänge beträgt 50 km, die größte Thalbreite etwa 1,5 km. Dieselbe füllte ehedem unfraglich ein Meeresarm aus und noch zur Römerzeit galt der Fluß als schiffbarer Kanal. Im Südosten des Landes nimmt unweit des Cepičsees die Arsa ihren Ursprung, die im gleichnamigen Kanal nach kurzem Laufe (23 km) mündet. Im Inneren haben wir den Wildbach Foiba, der bei Pisino in einer gewaltigen Felsschlucht von 128 m Tiefe verschwindet. Er bildet den echten Typus istrischer Gewässer. Bei normalem Wasserstande genügt er nur nothdürftig zum Betriebe einiger kleiner Mühlen; sein Bett ist voll Untiefen und Felsspalten. Nach heftigem Gewitter oder anhaltender Regenzeit staut sich jedoch in der genannten Schlucht, da die unterirdische Abflußöffnung, die übrigens auch noch nicht genügend erforscht ist, das Wasser nicht zu schlucken vermag, dasselbe bis zu einer Höhe von zehn und mehr Meter auf. Die Foiba stellt bei Pisino das Maß der Erosionsthätigkeit des Wassers zwischen der Mergel- und Sandsteinschichte einerseits, den härteren Kalken andererseits dar; denn das Thal von Vermo, das am Beginn der Foibaschlucht seinen Ursprung nimmt, dann in südlicher Richtung bis Due Castelli streicht, um von da westwärts sich zum Kanal von Lemme zu erstrecken, führt nicht umsonst den Namen Draga (= Thal). Zu einer Zeit, wo die eingelagerte weiche Sandsteinmasse noch nicht ausgefressen war, floß die Foiba durch diese heute wasserlose charakteristische Furche ab. Hat sich doch noch die Erinnerung daran in der Tradition erhalten, wonach man noch in historischer Zeit bis Due Castelli herein zu Schiffe gekommen sein soll.

Von Seen ist nur der vorerwähnte Cepičsee vorhanden, der in einer Seehöhe von 32 m liegt und bei circa 4 m größter Tiefe ein Areal von etwa 860 ha bedeckt. In trockenen Jahren schrumpft er stark zusammen, ja nach Valvasor soll er im Jahre 1683 ganz ausgetrocknet sein, so daß man bei 90 Saumladungen Aale erhielt. Heute ist von einer Fischzucht dortselbst kaum die Rede. Auf Cherso liegt der Vranasee, umgeben von fast 200 m hohen Bergwänden; er hat eine Länge von beiläufig 16 km und liegt 14 m unter dem Meeresniveau, seine größte Tiefe reicht bis zu 40 m unter dasselbe hinab.

In geologischer Hinsicht zerfällt das Land in drei ziemlich scharf geschiedene Zonen, von denen die orographischen und agriculturellen Verhältnisse völlig abhängig sind. Es ist das 1. das nordöstliche Kalkplateau mit der Gruppe des Monte Maggiore von dem Wildbache Lusandra bis nach Fianona, zusammenfallend mit der Axe der orographischen Erhebungen; 2. die Sandsteinzone vom Golfe von Triest bis zum See von Cepič, und 3. das reine Kalkplateau von der Punta di Salvore bis zum Kap von Promontore im Süden und dem Golf von Fianona im Osten. Der namhafte Archäologe und istrische Geschichtsforscher Dr. Peter Kandler aus Montona hat hierfür die wissenschaftlich freilich nicht ganz richtigen, aber für die Bodenverhältnisse treffenden Ausdrücke eines weißen, gelben und rothen Istriens eingeführt. Freilich gehen die einzelnen Zonen mitunter in einander über. So zeigt sich in der Sandstein- und Mergelgruppe ein Streifen Kalkgebiet von Buje bis nahe an Pinguente und Rozzo hin zur Verbindung mit den nordöstlichen Kalkketten, während andererseits in dem Gebiete von Buje und Albona die mittlere Zone nur vereinzelt auftritt. In der ersten Gruppe ist von dem Monte Maggiore nordwestwärts vorwiegend ein Kalk, der dem unteren Eocän angehört, während südwärts davon derselbe der Kreideperiode zuzuweisen ist. Beide geben unter den meteorologischen Einflüssen ziemlich denselben Detritus, so daß der Ackerbau von der verschiedenen Mächtigkeit desselben abhängig ist, weshalb er mit einigem Erfolg nur im Grunde der Mulden und kleinen Thalungen betrieben werden kann. Mitunter finden sich auch in dieser ersten Zone mergelige Sandsteinschichten vor, so im obersten Laufe der Lusandra gegen den Slaunik hin, wodurch dieses Gebiet zu einer Oase mitten im öden Karste wird; weiter in der Gruppe des Monte Maggiore, wo an den Rändern der Sandsteinschichte und Nummulitenkalke reichliche und perennirende Quellen ihren Ursprung nehmen. Der Kreidekalk ist hier feinkörnig, weiß oder gelb und hat eine durchschnittliche Stärke der einzelnen Schichtungen von 0,4 bis 0,7 m. Vom Slaunik und Orliak gegen das Triestiner Karstgebiet zu stoßen wir auch auf bituminöse Kalke, deren Verwitterungsprodukte unfruchtbar sind. Die zweite Zone hat eine etwas schärfere Umgrenzung. Von Pirano bis über Muggia hinaus und längs der Lusandra bis gegen Croglie reicht sie nach Nord und Nordwest; ihre Ostgrenze bildet eine Linie von S. Servolo bis nach Bragna hin. Die Alluvionen der Vogliuncizza und anderer kleinerer Wildbäche an der Depression des Cepičsees bilden gegen die Kalkgruppe von Pedena hin die Südgrenze. Nach Westen zu haben wir die Abgrenzung in einer Linie von Mantuani bei Pedena bis zum Bache Potok bei Buje zu suchen, die nur durch Kalkschichten am Quietoflusse theilweise unterbrochen erscheint. Dadurch und durch den Karst von Buje zerfällt diese Mergel- und Sandsteinzone eigentlich in zwei Becken, das von Triest und jenes von Pisino. Der landschaftliche Charakter derselben ist ein durchwegs gefälliger, zahlreiche Dörfer liegen an den Gehängen zerstreut, Weiler und einzelne Häuschen stechen mit ihren grauen Tinten lebhaft gegen das Grün der herrlichen Vegetation ab. Einer ganz besonders schönen und günstigen Lage erfreuen sich Capodistria, Pirano und Montona; allein die Wassernoth ist hier überall schwer fühlbar, namentlich in den heißen und trockenen Sommermonaten. Im südöstlichen Theil senkt sich diese Zone zum Becken des Sees von Cepič ab, das in landschaftlicher Hinsicht wohl zu den schönsten und wechselvollsten Theilen der Halbinsel zählt. Die gewaltigen Alluvionsschichten aus der postglacialen Epoche lassen zur Evidenz erkennen, daß die Arsa der natürliche Abzugskanal für den See gewesen ist, ehe der Poserśky und andere Bäche durch ihre Anschwemmungen denselben unterbrachen. Die unteren Eocänschichten dieses ganzen Gebietes sind vorwiegend Kalke mit Alveolinen, Nummuliten, Operculinen und anderen Arten. Darüber lagern vielfach Breccienkalke und vereinzelt Kalkmergel mit Konglomeraten. Der eigentliche Tassello ist ein blaugrauer oder grünlichgrauer Thon, der durch die Regengüsse leicht zerfurcht, von der Sonne stark erhitzt und zersprengt wird; er unterliegt ganz unglaublich stark der Erosion des Wassers. Wird hier der Boden nicht durch Steinmauern geschützt, so spült der Regen alle Dammerde fort. Die unteren Tasselloschichten haben etwa eine mittlere Mächtigkeit von 30 m, darauf folgen Konglomerate mit einer solchen von 7 bis 12 m. Damit wechseln Sandsteinschichten, in denen viele Fucoiden eingelagert sind, in einer Mächtigkeit von wenigstens 200 m ab. Die oberen Schichten des Tassello sind stärker und bilden nicht selten den sogenannten Massegno, einen festen Sandstein, der von Quarz und Glimmer durchsetzt

ist. Er spaltet sich wie Basalt in Parallelepipede und wird von den Bewohnern zur Erbauung ihrer Häuser, zu Umfassungsmauern und die dünnen Schichten zur Bedachung benutzt. Südlich vom oberen Quieto ist dessen größte Mächtigkeit zu suchen. Die Gesammtmächtigkeit der mittleren Zone mag an 400 m betragen. Die letzte Zone besteht aus Kalk, der mehr oder minder mit rothen Verwitterungsprodukten bedeckt erscheint; sie umfaßt ein weites, plateauartiges Gebiet, das vom Meere allmählich bis zu einer Höhe von 350 m ansteigt und sich in die Hochebene von Buje, Parenzo, Rovigno und Pola und von Albona gliedert. Die wichtigsten Erosionsthäler sind hier das des mittleren und unteren Quieto, der Kanal von Lemme und das Arsathal. Charakteristisch sind im ganzen Gebiete die zahlreichen muldenartigen Bodensenkungen, die man gewöhnlich als Dolinen bezeichnet, obwohl dieser von dem Verfasser eines geographischen Lehrbuches, F. Klun, einstens eingeführte Name nicht entsprechend ist, denn bei den Südslaven bedeutet dol, dolina ein Thal[1]), während wir es hier doch ausschließlich nur mit kraterähnlichen Einstürzen zu thun haben. Ich kann mich auch nicht erinnern, den Namen an Ort und Stelle je gehört zu haben, wohl aber den Ausdruck jama = Grube, Erdloch bei den Slaven, foiba (wohl zu lateinisch fovea = Grube) bei Italienern. Sie sind selten kreisrund, meistens oval und von sehr verschiedener Tiefe und Ausdehnung; an vielen zeigen die am Grunde liegenden Steinblöcke ihre Entstehung deutlich genug an. Da die fruchtbare Dammerde vom Regen in die Tiefe gespült wird, ist dieselbe natürlich dem Ackerbau günstig. Das Plateau von Buje weist Eocäne und Kreidekalke auf. Im untersten Theile der ersteren stoßen wir häufig auf eine röthlichweiße Breccie, weiter herauf auf Kalktuffe mit zahlreichen Versteinerungen. Die letzteren sind von grauhellem Farbenton und in den oberen Schichten minder compact. Mit dem Plateau von Parenzo, wo die erwähnten Jamen mit der rothen Dammerde besonders häufig auftreten, hat jenes von Rovigno und Pola das Meiste gemein. Das ganze Gebiet ist mit Kreidekalk bedeckt, sehr verschieden an Kolorit und Mächtigkeit. Eine Eigenthümlichkeit des Bodens dieser Landschaftsgebiete ist der sogenannte Saldame, ein feinkörniger Quarz in winzig kleinen hexagonalen Doppelpyramiden, der Vorsäure und alkalische Stoffe enthält und dem Geiserit, mit dem er gleiche Entstehung haben dürfte, ähnlich ist. Er wird seit Jahrhunderten um einen wahren Spottpreis (jetzt etwa 60 Centesimi per Hektoliter) in die Glasfabriken zu Murano bei Venedig geschafft. Der Karst von Albona bildet gewissermaßen eine Insel zwischen dem Thal der Arsa und der Furche von Fianona, reich an orographischen Formen, an fossilen Ueberresten und Braunkohlenlageen, besonders bei Carpano; eocäne Kalke sind hier in weiter Ausdehnung vorhanden und reich an Versteinerungen[1]). Soweit die „terra rossa" reicht, ist der Boden fruchtbar, das ganze Gebiet leidet aber besonders unter dem Mangel größerer Waldungen. In Unter-Istrien tritt die terra rossa in einer Mächtigkeit von etwa 3 m auf, erreicht aber bei Salvore gegen 7 m. Die chemische Zusammensetzung derselben ist im ganzen Küstenlande (und in Friaul) ziemlich gleich; sie enthält neben unbedeutenden Mengen verschiedener Stoffe 75,9 Proc. Kieselsäure, 12,3 Proc. Eisenoxyd und ist wegen des letzteren fruchtbar, nur trocknet sie sehr rasch aus. Taramelli hält die terra rossa für einen submarinen Schlamm von Vulkanen, ausgeworfen in der miocänen Epoche.

[1]) Der Vorschlag Prof. Rutar's (Zeitschr. f. Schulgeographie VII, 160), dafür dole oder dola zu setzen, scheint mir um nichts besser zu sein, als die bisherige Bezeichnung.

[1]) Dr. Anton Scampichio in Albona besitzt eine sehr reichhaltige Sammlung dieser Art.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. H. Simroth.

I.

Leider muß ich hier eine Warnung und Einschränkung vorausschicken. Man erwarte nicht, daß ein Reisender, der, mit anthropologischen und ethnographischen Studien nur wenig vertraut und speciell zoologische Zwecke verfolgend, bei einem zweimonatlichen Aufenthalte auf den Inseln das schwierigste Problem, welches sie bieten, originell und erschöpfend löste! Leider ist die Besiedelungsgeschichte, als Grundlage einer rationellen Erforschung, viel zu wenig dokumentarisch beglaubigt, als daß man mit Leichtigkeit sichere Schlüsse daraus ableiten könnte. Dennoch hat die Beschäftigung mit einer Bevölkerung, die aus sehr verschiedenen Elementen ursprünglich zusammengewürfelt wurde und dann durch Jahrhunderte in fast völliger Abgeschlossenheit sich selbst überlassen blieb, einen hohen Reiz, theils weil der Gang oder die Hemmung der Rassenverschmelzung sich verfolgen lassen müssen, theils weil der Ausschluß des kontinentalen Fortschrittes eine Menge alterthümlicher Sitten und Züge bewahrte, theils weil die Eigenart sowohl als die Armuth der umgebenden Natur in bestimmter Weise das Gemüth der Bewohner beeinflussen mußte. Wenig genug ist bis jetzt zur Lösung der vielseitigen Aufgabe geschehen. Der Reisende aber, der unter der Einwirkung fortwährend wechselnder neuer Eindrücke steht, muß sich nur zu ängstlich hüten, den Werth seiner augenblicklichen subjektiven Wahrnehmungen zu überschätzen. Als ich das erste Mal in Lissabon landete und so den unvermittelten Gegensatz der norddeutschen und portugiesischen Bevölkerung vor mir sah, hatte ich beim Umherschlendern unter dem gewöhnlichen Volke der Plätze und Straßen die Empfindung, daß kaum das dreißigste Gesicht in Deutschland durchschlüpfen könnte, ohne für einen Ausländer genommen zu werden, so stark schien sich die Einwirkung des maurischen und Negerblutes geltend zu machen. Die Leute von Ponta Delgada und S. Miguel erschienen dem gegenüber gewöhnlich und kaum von mancher deutschen Bauernphysiognomie verschieden. Als ich dann aber über Madeira wieder zu längerem Aufenthalte nach Lissabon zurückkehrte, war jener erste Eindruck völlig verwischt, und nur noch vereinzelte ausgesprochene Niggergesichter mochten als fremdartig gelten. So leicht zerschellte der Maßstab objektiver Beurtheilung an subjektiver Gewöhnung — bei mir wenigstens — und es dauerte längere Zeit, bis allmählich wieder eine Klärung der Begriffe ein-

trat. Somit muß ich mich für einen wenig kompetenten Arbeiter halten in diesem Weinberge. Gleichwohl möchte ich mich auch auf diesem Boden versuchen, hauptsächlich um andere „Specialisten" zu besserer Ausbeute anzuregen. Zweifellos drängt die Zeit, denn auch die Azoren haben den modernen Hebeln des Verkehrs und der Dampfkraft nicht widerstehen können und sind momentan in ziemlich energischem, wirthschaftlichem und ethnographischem Umschwunge begriffen. Glücklicher Weise ist bereits einiges geschehen, was als Vorarbeit gelten kann, der Hauptsache nach von den Azoreanern selbst. Dr. Ernesto do Canto hat im schon erwähnten „Archivo dos Açores" gesammelt, was er namentlich an historischen Thatsachen, die Inseln betreffend, zusammenbringen konnte; in erster Linie aber besitzen wir die Studie von Arruda Furtado: Materiales para o estudo anthropologico dos povos açorianos, observaçoes sobre o povo michaelense, Ponta Delgada 1884. Leider hat ein früher Tod diesen meinen Freund, den ich in Lissabon kennen lernte, als einen der begabtesten und gebildetsten Insulaner, einen eifrigen Zoologen, im letzten Sommer dahingerafft, so daß die Aussicht, eine Fortsetzung der Arbeit über die anderen Inseln zu erhalten, vorläufig geschwunden ist. Auch muß Furtado's Abhandlung eine gewisse Einseitigkeit nothwendig anhaften; denn ihm, dem Michaelenser, der, so viel ich weiß, nie über die Grenzen Portugals hinausgekommen ist, fehlte die eigene Anschauung anderer Völker, die er zum Vergleiche heranzieht, und so urtheilt er wohl, da ihm die unbekannte Welt sehr rosig erscheint und er mit großer Gewissenhaftigkeit an seine Aufgabe herangeht, über sich und seine Landsleute mit schonungsloser, vielleicht übertriebener Strenge. Die angegebenen Quellen hat Walker bereits reichlich benutzt, so gut wie die ältere englische Arbeit Bullar's: a winter in the Azores; man findet viele Einzelheiten in seinem citirten Buche eingeflochten. Die portugiesischen Bücher, die das wenige noch vorhandene Material enthalten, findet man bei Furtado erwähnt, auf den ich hiermit verweise.

Daß die Azoren bei ihrer Wiederentdeckung durch die Portugiesen unbewohnt waren, ist sicher; fast so bestimmt ist's auch, daß sie nie zuvor vorübergehend besiedelt wurden. Humboldt versicherte zwar, um den ältesten möglichen Besuch vorwegzunehmen, daß 1749 auf Corvo bei einem Sturme, wo die Wogen einen dolmenartigen Steinbau aufdeckten, phönizische Münzen gefunden wurden von Gold und Kupfer in einem Thongefäße, entweder von Carthago oder Cyrene stammend. Doch ist die Tradition außerordentlich unklar, und ehe sie zur Untersuchung kamen, waren sie durch verschiedene Hände und Länder gewandert, Gelegenheit genug zur Verwechselung oder Mythenbildung; der Fund ist durchaus in das Gebiet der Legende zu verweisen.

Ganz ähnlich verhält sich's mit jener poetischen Ueberlieferung von der Reiterstatue, die auf dem äußersten Ende von Corvo gestanden haben soll, mit der erhobenen Rechten nach Westen weisend, ein aufmunterndes Symbol dem kühnen Seefahrer, nach dem Inselchen den neuen Erdtheil zu entdecken. Ja am Piedestal stand eine räthselhafte Inschrift, die kein Zeitgenosse entziffern konnte, wie Damião de Goes, der in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, versichert. Die Sache ist mit solcher Bestimmtheit vorgetragen (der König Dom Manoel sandte einen Mann von Oporto, die Antiquität zu holen, doch brachte er nur zerbrochene Theile heim — man hat selbst an die Normannenfahrten gedacht —), daß im Anfang unseres Jahrhunderts der Gouverneur von Terceira von seiner Regierung Auftrag erhielt zu genauer Nachforschung; sie hatte keinen Erfolg. Der General Noronha, der später auf Corvo sich wieder danach umthat, erklärt die Geschichte durch eine Luftspiegelung. Walker dagegen sucht eine andere für die Entdeckungsgeschichte der Inseln interessante Deutung plausibel zu machen. Er weist zunächst auf die hohe Unwahrscheinlichkeit hin, daß eine aus einem Stein gehauene Reiterstatue von irgend welchen früheren Besuchern an einem äußerst unzugänglichen Punkte aufgestellt worden wäre, denn die Leute, welche die Keilinschrift abnehmen sollten, mußten nach jener Erzählung an Stricken herabgelassen werden. Ferner leitet er aus der Beschreibung des Mantels, den die Statue getragen haben soll, ab, daß sie nur von einem iberischen oder maurischen Volk stammen konnte. Den Mohammedanern aber verbot ihre Religion, Statuen zu setzen. Wie entstand aber die Sage?! Gegen die vierte Decade des zwölften Jahrhunderts scheint der arabische Seefahrer Scherif Mohammed al Edrisi, der die Cap Verden, die Canaren und Madeira entdeckte, auch bis zu den Azoren vorgedrungen zu sein. Auf einem großen Globus von gediegenem Silber soll er alle seine Entdeckungen eingetragen haben, im Auftrage von Roger II., König von Sicilien. Leider verschwand der Globus bald, und es blieb nur die arabische Beschreibung vom Jahre 1153, die 1691 von Hartmann ins Lateinische übertragen wurde. Hierin werden neun Inseln, nördlich von den Canaren, erwähnt, darunter die Insel Raka, d. h. die Vogelinsel. „Ferunt in hac insula esse genus avium aquilis rubris similium unguibusque instructarum, quae belluas marinas venantur et comedunt. Ab hac insula eas nunquam recedere affirmant." Es liegt gewiß nahe, an die Azoren oder Habichtsinseln zu denken, hat doch selbst der Bussard, der der echte Açor ist, mehr Aehnlichkeit mit einem Adler als mit einem Habicht. Leider erlaubt die weitere Schilderung nicht, in diesem alten Bericht die verschiedenen atlantischen Inseln gehörig aus einander zu halten, sie werden confundirt. Gelegentlich der Canaren aber heißt es: „Auf jeder Insel stand ein steinernes Standbild, hundert Ellen hoch, auf jedem saß eine eherne Figur, mit der Hand nach Westen zeigend; es gab sechs solche Standbilder." Und Ibn al Vardi fügt hinzu: „wie ein Leuchtthurm, um die Schiffe zu lenken." Mit diesen sagenhaften Statuen, die dem Dzou-el-Oarnayn, dem Herkules der Araber, zugeschrieben werden, bringt Walker auch das Standbild von Corvo in Verbindung. Woher freilich stammt die Sage von jenen? „Konnten die alten Erzähler davon gehört haben, wie Plato berichtet, daß die große Statue Poseidon's auf Atlantis von den hundert kleineren Statuen der Nereiden umgeben war? Oder hängt die Idee zusammen mit der phönizischen Astarte, welche, am Vordertheil ihrer Schiffe, stets mit erhobenem Arm den Weg zeigte?" Wie dem auch sei, das Wesentlichste ist die Verweisung des Standbildes von Corvo in das Reich der Fabel. — Aehnlich und noch unklarer verhält sich's mit einer Höhleninschrift von S. Miguel.

Und so scheint's in der That, als wenn die Azoren vor jenen Arabern im zwölften Jahrhundert nie besucht wären; zum mindesten hat kein Volk, so wenig wie jene, irgend welche Spuren hinterlassen. Die Wiederentdeckung aber und Besiedelung knüpft sich an den Namen Heinrich's des Seefahrers.

Dieser Prinz dürfte, nachdem er bereits Madeira und Porto Santo entdeckt, weitere Kunde von den atlantischen Inseln erhalten haben durch seinen Bruder Pedro, den irrenden Ritter, der in zwölfjähriger Abwesenheit die meisten europäischen Höfe, Constantinopel, das heilige Land und Venedig besuchte. Aus letzterer Stadt brachte er eine Abschrift des Reiseberichts von Marco Polo und eine Karte heim, auf der die Azoren verzeichnet waren. Das wurde der Anlaß für Prinz Heinrich, neue Expeditionen aus-

zurüsten, die, consequent geleitet, zum erhofften Erfolge führten. Für die Besiedelung der Inseln wurde die Vermählung der Schwester des Prinzen, der Infantin Isabel, mit Philipp dem Guten, dem Herzoge von Burgund und Grafen von Flandern, wichtig. Ihr gastlicher Hof, durch Glanz und Ritterlichkeit berühmt, zog einen großen Theil des Adels der Niederlande, die damals nach und nach theils durch gütlichen Vertrag, theils Waffengewalt an Burgund fielen, an. Viele dieser Flüchtlinge fanden ihren Weg nach Portugal, und Prinz Heinrich verwandte manche an Bord seiner Entdeckungsschiffe, andere als Kolonisten. So erklärt sich der Antheil, den die Niederländer an der Besiedelung der Azoren gehabt haben. Sollte sich daraus nicht auch die Beimischung des französischen Blutes, das, wie wir sehen werden, Furtado glaubt nachweisen zu können, ohne den Weg der Einwanderung aufzufinden, herleiten lassen? Die erste Expedition sandte der Prinz 1431 unter Gonçalo Velho Cabral von Villa de Sagres in Algarve aus, mit dem Auftrage, nach Westen zu segeln, bis sie zu einem Eiland kämen. Nach zehntägiger Fahrt kamen sie zu den Formigas, jenen Klippen zwischen Santa Maria und S. Miguel, und kehrten enttäuscht nach Lissabon zurück, da sie von weiteren Inseln nichts wahrnahmen. Walker sucht den immerhin auffälligen Umstand, daß die Inseln unsichtbar blieben, durch ihre dichte Bewaldung und den daraus folgenden Wolkenmantel zu erklären — wohl möglich, doch sah ich auch Pico von dem nahen S. Jorge aus verschwinden trotz der jetzigen Veränderung der Pflanzendecke. Prinz Heinrich ließ sich nicht irre machen, erblickte vielmehr in dem Funde eine Bestätigung seiner Vermuthungen und sandte den Kapitän bereits im nächsten Jahre mit einer besser ausgerüsteten Flotille aus, und am 15. August wurde Santa Maria entdeckt und erhielt den Namen zu Ehren der Heiligen des Tages. Bei der Rückkehr übertrug ihm der Prinz die Herrschaft der Insel, sandte zunächst ein Schiff mit Rindvieh und anderen Hausthieren, die ausgesetzt wurden, und gab Cabral den Auftrag zur Kolonisation, die drei Jahre später ins Werk gesetzt wurde, unter Betheiligung der vornehmsten Familien des Landes.

In ähnlicher Weise, wie Cabral als eine Art von Vicekönig mit Santa Maria belehnt wurde, erhielten bald die übrigen Inseln ihre Herren, und wie die Sache nur zu bald ausartete, ihre Peiniger. Ein solcher „Capitão donatorio“, Schenkungskapitän, hatte nur zu viele Macht in Händen, alle seine Befehle mußten strikte befolgt werden, ein Zehntel aller erhobenen Steuern gehörte ihm, er hatte das Monopol des Salzverkaufs und war Eigner aller Mühlen und Backöfen, für deren Gebrauch die Gemeinde eine Abgabe zahlen mußte. Nur mit seiner Erlaubniß durften die Kolonisten sich die verwilderten Thiere aneignen; und, was vielleicht das Schlimmste, er hatte das Recht, das unkultivirte Land zu verschenken an wen er wollte, unter der Bedingung, daß binnen fünf Jahren der Besitz angetreten wurde. Die Würde war erblich, ja es war für den Fall, daß der Donatorio minorenn war, eine Regentschaft vorgesehen.

Es leuchtet wohl ein, daß in dieser Einrichtung, die anfangs eine schnelle und energische Kolonisation bewirkte, die Quelle gegeben war für Günstlingswesen und Mißwirthschaft, die bald überhand nahmen. Namentlich schreiben sich davon die großen Latifundien her, die noch jetzt bestehen. Der Grundbesitz befindet sich in wenigen bevorzugten Händen, und dem kleinen Manne ist es sehr schwer gemacht, sich emporzuarbeiten. Ein auffallendes Beispiel finden wir auf Fayal und Pico. Anfangs fürchtete man sich, die letztere Insel zu betreten, der Vulkan erschien gar zu drohend. Aber nach wenigen Jahren bereits haben sich die wohlhabenden Familien von Horta in den Grund und Boden getheilt, die Armen hatten das Nachsehen.

Ein Verdienst der Spanier ist es, jene verhängnißvolle Würde abgeschafft zu haben. Mit ihnen kommt ein neues ethnographisches Element hinzu, das sicherlich Spuren hinterlassen hat.

Von noch größerer Bedeutung aber war jedenfalls die so bald eintretende Blüthe der Sklaverei, welche die Neger massenhaft nach den Azoren brachte und eine starke Depravation der anfangs kräftigen Bevölkerung zur Folge hatte. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts waren in vielen Ortschaften die Schwarzen zahlreicher, als ihre weißen Herren. Man fürchtete einen Aufstand, und die unwissende und rohe Priesterschaft benutzte eine Seuche, die acht Jahre lang die Einwohnerschaft decimirt hatte, um die Schuld und Verantwortung auf die Schwarzen zu wälzen. So entstand ein Rassenkampf, in dessen Verlauf jeder männliche Neger und Araber massakrirt wurde — eine unedle That, die immer ein Flecken bleiben wird in der Geschichte dieser eminent friedlichen Bevölkerung, wie Walker sich ausdrückt. Uebrigens war damit der Sklavenhandel nicht abgeschafft, und noch zu Ende des Jahrhunderts verpflichtete sich der Gouverneur von S. Miguel, neun Jahre lang je 4240 Afrikaner nach Brasilien einzuführen. Auch derartige Geschäfte mögen das Ihre zur Mischung des Blutes beigetragen haben.

Endlich hat auch das Judenthum ein beträchtliches Kontingent gestellt. Durch die Inquisition aus Portugal vertrieben, fand es vielfach auf den Inseln eine Freistätte, freilich auch gelegentlich das Loos der Sklaven theilend. So wurden einige Hundert, die 1501 nach der Berberei segelten, nach den Azoren verschlagen, hier gefangen und vom König dem Vasqueanes Corte-Real zum Geschenk gemacht, der sie zu ewiger Sklaverei verurtheilte. In neuerer Zeit spielen sie selbstverständlich eine andere Rolle, und das größte Handelshaus von Ponta Delgada ist mosaisch; leider hat es sich, wie es sich im letzten Jahre herausgestellt hat, enormer Steuerentziehungen schuldig gemacht, man spricht von Millionen, ein harter Schlag für S. Miguel, aber doch charakteristisch für die Zustände; denn die Zollwächter sind anscheinend Tag und Nacht auf dem Platze; und doch ist eine derartige Unterschlagung kaum dem Einzelnen möglich, ohne officielle Mitwisser.

Soweit haben wir ungefähr wohl die Faktoren zusammen, die, bunt genug, die Gesellschaft der Inseln zusammensetzen. Bei der immerhin geringen Zahl von Menschen mögen außerdem zufällige und kürzere Berührungen, wie man sie bei einer größeren Nation übergehen würde, nicht ohne Einfluß geblieben sein, so die wiederholten Plünderungszüge algerischer Corsaren, die u. a. 1679 in Ribeira quente landeten und bis Furnas räubernd und mordend vordrangen. Daß sie nicht vereinzelt blieben, zeigt die Anlage der Forts, die ursprünglich den Seeräubern galten. Auch die Engländer haben sich in früher Zeit schon in größerer Anzahl eingefunden; 1597 operirte hier eine englische Flotte gegen die Spanier, schließlich ohne Erfolg wegen eintretenden Unwetters, aber doch verschiedentlich und nicht zu flüchtig landend.

Alle diese Elemente haben in gewisser Weise sich mit einander verschmolzen, trotzdem noch Unterschiede genug bestehen. In der Hauptsache sind alle fremden Bestandtheile von der vorwiegenden portugiesischen Menge aufgesogen; ja Furtado verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß der frischere Zug, den die Bewohner der übrigen Inseln denen von S. Miguel gegenüber, welche letzteren allein gar keine flämischen Elemente in sich aufgenommen haben, eben auf das niederländische Blut zurückgeführt werde, — ob mit

Recht, muß ich dahingestellt sein lassen. Längere Zeit erhielten sie sich rein, jetzt aber erinnert an sie fast nur noch Dorf und Thal „dos Flamengos" auf Fayal, in der Nähe von Horta, und vielleicht, wie ich früher andeutete, die Käsebereitung.

Nun enthält aber kaum ein europäisches Land so verschiedenartige Bewohner als Portugal, nicht nur ihrer Entstehung nach durch Zusammenwürfelung von Kelten, Phöniziern, Römern, Gothen, Mauren, Negern zc., sondern in der noch fortbestehenden Differenz zwischen Süd und Nord. Furtado giebt sich viele Mühe, herauszubekommen, woher der Hauptstrom der ursprünglichen Einwanderung sich ergoß, ohne sonderlichen Erfolg. Namen und Schicksale der hervorragenden Familien, die sich betheiligten, sind uns erhalten geblieben; es existiren einige handschriftliche Kopien einer alten Aufzeichnung des Paters Fructuoso, der 1522 auf S. Miguel geboren wurde, diese Genealogie betreffend. Doch ist damit schwerlich viel anzufangen; auch scheint der Versuch kaum gemacht. Die Hauptsache liegt wohl im Mangel einer guten Ethnographie des Mutterlandes selbst. Auf den Inseln bleibt es auffällig, daß trotz der scheinbar völligen Verschmelzung der Rassen doch fast jedes Dorf noch seine eigenthümlichen Züge, sei es der Physiognomie, sei es der Sitten, bewahrt. Eine Straße in Horta, die Rua Velha, halb zerfallen, wird von einer abgeschlossenen Gruppe armer Fischer bewohnt, die noch jetzt es verschmähen, aus ihrer Genossenschaft herauszuheirathen, und sich auch sonst durch manche Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Walker denkt daran, daß sie der abgetrennten Fischerbevölkerung von Aveiro und Oporto entstammen mögen, die man auf alte phönizische Kolonisten hat zurückführen wollen, und deren bunte, mit hohen geschnitzten Schnäbeln geschmückte Schiffe man in Portugal bewundert; sie fallen einem sofort in die Augen. Die Schiffe freilich trifft man in Horta nicht. — Daß die Vatersnamen auf den Azoren wenig gebräuchlich sind, erwähnte ich früher; selbst der Ausländer wird, wenn er sich ansässig macht, bald nur beim Vornamen genannt, wie denn die Honoratioren in Oporto und in Coimbra selbst die Universitätsprofessoren auf der Straße nur nach den Vornamen zu erfragen waren. Unter den Landleuten der Inseln sind Spitznamen dafür sehr im Schwange, der Lange, der Kurze, der Bucklige zc.; eigenthümlich aber ist jedenfalls die Sitte, dem Vornamen des Sohnes stets den der Mutter hinzuzufügen, Jacintho Helena, Francisco Albina, Antonio Thereza, Francisco Josepha, José Guiomar u. a. m., und am wunderlichsten bleibt es, daß diese absonderliche Art populärer Benennung sich auf eine einzige Ortschaft beschränkt, Bretanha im äußersten Nordwesten von S. Miguel, wo auch noch andere Eigenheiten zum Vorschein kommen. — Auch die Leute von Agoa de Pao, nicht weit von Ponta Delgada, ursprünglich vom besten portugiesischen Blute, haben sich abgesondert und altväterisch erhalten, und gelegentlich macht sich ihre übertriebene Sparsamkeit noch in lustiger Weise bemerkbar. Das Landvolk und die Arbeiter gehen auf den Inseln durchweg barfuß und gestatten sich Schuhe und Stiefeln nur an Sonntagen, oder wenn sie in die Stadt zu Markte gehen; die von Agoa de Pao erlauben sich den gleichen Luxus, aber sie ziehen nur den einen Schuh an und tragen den anderen unterm Arm. Neue Kleider ziehen sie zunächst links an, die Innenseite nach außen, um sie zu schonen. Sie werden von den Landsleuten geneckt und mit einem besonderen Sprichwort beehrt, dessen Sinn wohl kaum noch zu enträthseln ist („a porca ja furou o pico", die Sau hat schon ein Loch in den Berg gemacht); dafür revanchiren sie sich mit Redensarten, die zum Theil längst nicht mehr im modernen Lexikon zu finden sind.

So ließen sich eine Menge Einzelheiten gewiß zusammenbringen, die alter Tradition entstammen. Bis jetzt ist nur S. Miguel einigermaßen ausgebeutet. Hier giebt es sogar Alterthümer auszugraben, in Münzen und Geräthen bestehend, in Villa Franca nämlich; und wenn sie auch nicht in die Bronzezeit zurückragen, sie würden auch bei uns geschätzt werden, da sie mindestens vom Jahre 1522 herrühren, in dem die Stadt am 21. October durch ein nächtliches Beben verwüstet wurde. Das Interesse, welches wir an der Bevölkerung nehmen, gründet sich ja gerade darauf, daß sie selbst fast eine Antiquität darstellt. Wurde sie doch in einer Zeit vom Mutterlande getrennt, als dieses noch nicht in sein goldenes Zeitalter eingetreten war, in die Zeit der großen außereuropäischen Entdeckungen und Kolonisationen, die der Nation eine weltgeschichtliche Bedeutung verschafften, ihr Reichthum und Verkehr und, was nicht zu unterschätzen, ihr eine Litteratur brachten. Das frühere Portugiesisch hat noch viel mehr Aehnlichkeit mit dem Lateinischen, wenn auch die Aussprache eine andere sein mochte. Seinen jetzigen Wohllaut verdankt es der Epoche des Camões, des nach Art der Heroen im Leben darbenden und nach dem Tode in den Himmel erhobenen Mannes. Die Sprache von S. Miguel gilt für rauh, grob und laut, und selbst meinem ungewohnten Ohr fiel der tiefe Brustton und die harsche Aussprache einiger Diener auf. Doch soll das mehr auf Rechnung des Charakters zu setzen sein, als auf alte Ueberlieferung. In hervorragendem Maße hat das Volk von Santa Maria, das von Estremadura und Algarve stammt, den ersten vom Süden Portugals ausgehenden Expeditionen entsprechend (s. oben), den eigenthümlich singenden Klang des mittelalterlichen Portugiesisch bewahrt, das, nicht ohne einen gewissen Wohllaut, gleichwohl die Quelle wird für Neckereien von Seiten der übrigen, mehr vorgeschrittenen Inseln, welche die weichen musikalischen Töne nicht mit ihrer eigenen rauheren und häßlicheren Aussprache in Einklang bringen können. Auch sonst hat sich auf den einzelnen Eilanden, wo nicht ein besonderer Dialekt, so doch eine verschiedene Betonung und Sprachweise herausgebildet, die natürlich dem portugiesischen Ohr am vernehmlichsten ist. So haben die Leute von Bretanha viele Anklänge an die Nasallaute des Französischen, in anderer Weise wird auf Terceira genäselt, in wieder anderer auf S. Jorge, Pico und Fayal gesungen.

Selbstverständlich haben die Natur und die kleinen Verhältnisse der Inseln das genannte Gebiet der Vorstellungen beeinflußt; der Insulaner kennt keinen Fluß, geschweige denn Strom, keine große Stadt, ein großer Hund ist ihm ein Monstrum, denn die einheimische Thierwelt bewegt sich in minimalen Proportionen. Umgekehrt mußten die oft erneuerten Schrecknisse der Erdbeben und Eruptionen dem Gemüth eine besondere Richtung geben. Gleich im ersten Jahre erlebten die ersten Kolonisten von S. Miguel, einige Freunde und Afrikaner, die Cabral zurückgelassen hatte, den großen Ausbruch von Sete Cidades, und waren gezwungen, sich nach den Bergen der Osthälfte zu flüchten, wo sie Cabral im nächsten Jahre in kümmerlichem Zustande traf. Aber noch jetzt wirkt die gleiche Ursache auf den beschränkten geistigen Horizont in bisweilen ergötzlicher Weise. Erst vor wenigen Jahren passirte es, daß die Bauern von Povoação bei einer neuen Regierungsverordnung aufsässig wurden und sie verbrannten. Den anderen Tag setzte eine Periode von Beben ein, wobei einige Häuser einstürzten. Und die Folge war, daß dieselben, die sich eben als Herren gefühlt hatten, auf den Knieen durch die Straßen rutschten, sich ins Gesicht schlugen und um Gnade bettelten, eine praktische Unterstützung der Regierungsgewalt.

Zweifellos hat auch das feuchte Klima und die vorherrschende Bewölkung die Konstitution der Azoreaner verändert. Wenigstens versichert Furtado, daß allen, die auf den Kontinent gehen, sich ihre Organisation verändert zu haben scheint, sie fühlen sich beweglicher, vollständig anders, in Berührung mit der trockenen Luft und im Angesicht des häufiger klaren und stets tiefer blauen Himmels.

Bevor ich auf weitere Einzelheiten der Sitten, der Lebensweise, des Aberglaubens und dergleichen eingehe, mag eine Schilderung der körperlichen Eigenthümlichkeiten Platz greifen!

Skizzen aus dem Haussaland.

Von Ernst Hartert.

(Reiseleben. Flußübergänge. Trockenzeit und Regenzeit. Krankheiten. Medicinisches. Fulbe und Haussa. Industrie. Ehe. Unsittlichkeit. Religion. Aberglaube. Die Kolanuß. Heidnische Stämme. Sklaverei. Sklavenraub und Krieg. Zerstörte Städte. Veränderungen des Landes. Deutsche Forschung.)

I.

Die eigentlichen Haussaländer, die Sultanate Sokoto und Gandu, sind reich an Abwechselungen in Bezug auf Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung.

Der lichte Buschwald aber, welcher einen großen Theil des Landes bedeckt, wirkt seiner Gleichförmigkeit halber auf den Reisenden sehr ermüdend ein. Um die Scenerie zu veranschaulichen, will ich einen Marsch durch solche Gegend beschreiben.

Noch lagen wir nicht selten in der kleinen Lehmhütte, die uns zum Nachtquartier gedient, in tiefem Schlafe da, als ein Rascheln und Stimmengewirr uns erweckte. Es waren die ersten Träger, die ihre Lasten zu holen kamen. Schnell in die Höhe — die wollenen Decken abgeschüttelt, eilig Kopf und Arme in den blechernen Becken gewaschen, rasch den heißen, schwarzen Kaffee aus zinnernen Bechern getrunken, die Kleidung geordnet, die verschiedenen Kleinigkeiten in den Decken zusammengeschnürt, kurzen Abschied von den Gastgebern, die Büchse über die Schulter geworfen und hinauf auf das gesattelte Roß. Drei, vier Träger traben schon den Thoren zu, einer setzt sich nach dem anderen in Bewegung, zuletzt die Träger unserer Schlafdecken, unsere bewaffneten „boys“ und der gute Sklave Igalla, der treuliche Pfleger der Pferde. Manch' liebender Blick, manch' freundlicher Zuruf wird noch dem einen oder dem anderen der fröhlichen Träger zu Theil, bald ist das Thor erreicht, wo der Reisende die Uhr nachsieht und die erste Richtung der Tagesroute notirt.

Rechts und links am Wege stehen Felder üppigen Sorghum- und Penicillaria-Getreides, Erdnüsse oder dergleichen. Bald ist das Ende der Felder erreicht, es beginnt ein lichter Buschwald mit hohem, dichtem Grase, aus dem zuweilen zwitschernde Singvogelstimmen und der Ruf eines Frankolinhuhns gehört werden. Stunde für Stunde geht es durch die Büsche hin, streifen die Bügel durch das hohe, thaudurchnäßte Gras, höher und höher steigt die Sonne an dem wolkenlosen, bleiblauen Himmel empor, immer häufiger machen die Träger Rast, immer schweigsamer werden sie, wie auch die Natur stiller wird. Der leichte Hauch, der die Luft am frühen Morgen bewegte, macht sich nicht mehr fühlbar, viele Vögel pflegen der Ruhe im dichtesten Schatten, nur der große Bienenfresser (Merops nubicus) läßt seinen einförmigen Ruf in hoher Luft ertönen, die Klapperlerche (Megalophonus Buckleyi) steigt da und dort noch auf und bringt mit ihren Flügeln jenes weithin tönende Geräusch hervor, welches an das sogenannte Meckern der deutschen Becassine erinnert. So geht es Stunde für Stunde, immer zeigt sich dasselbe Bild, die Hitze wird größer, es schmerzt der Kopf, es flimmert die Luft vor den Augen, die Pferde ziehen matter ihre Straße, die Diener klagen über schmerzende Füße. Endlich ändert sich das Bild: holzsuchende Frauen kriechen in den Büschen herum, Baumstümpfe zeigen sich, Geier kreisen in hoher Luft, der Weg zieht zwischen Feldern hin und vor uns liegt, von schlanken Melonenbäumen (Carica Papaya) überragt, ein Dorf mit spitzdachigen Hütten. Am Thore harrt der vorausgesandte Quartiermacher, zugleich Koch und Dolmetsch unserer Expedition, und führt uns zu einer soeben von den Bewohnern geräumten Lehmhütte, in der die Träger ihre Lasten niederlegen und die Lagerdecken ausgebreitet werden; ein bereitstehendes, aus den leichten Blattrippen der Bambupalme (Raphia vinifera, tukkurua der Haussa) hergestelltes Bettgestell wird aus gesundheitlichen Rücksichten vorgezogen, ein ahnungsvolles Grauen vor etwa schon vorhandenen, unsichtbaren Bewohnern im Keime erstickt. Schon ist der Tag weit vorgerückt, doch harren noch der Geschäfte mancherlei, erquickliche sowohl als unerquickliche. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel das Besorgen der Nahrung, welches selbst dann nicht immer fortfällt, wenn der Wirth reichliches Essen spendet, da wir große Anhänger der Fleischnahrung sind, und das pfefferscharfe, schwer verdauliche Mahl der Neger unseren Magen weniger zusagt. Die Notizen müssen vervollständigt, die Tagesroute verglichen, das Mahl — sehr erquicklich — eingenommen und Erkundigungen über Namen und Bewohner des Ortes eingezogen werden.

Nach Besprechung über den folgenden Tagesmarsch folgt dann wohl ein Stündchen in kühler Abendluft beim Glanze des auf der Rundung liegenden türkischen Halbmondes, träumerischer Gedanken voll von der fernen Heimath, dann trotz Hitze und Mücken ein stärkender Schlaf, und ein Tag auf der Reise im Haussalande ist vollendet.

Recht oft geht der Ritt so einförmig, wie er oben geschildert worden, dahin, während er oft auch angenehme Abwechselungen erfährt und andererseits nicht selten durch Hindernisse mancherlei Art unterbrochen wird. In den tieferen Gründen ziehen sich häufig feuchte Streifen üppigen Urwaldes hin, und es ist ein hoher Genuß, wenn der Weg sich senkt und man hineintaucht in das kühle Halbdunkel, und unter den riesigen Wollbäumen und den schlanken Palmen dahinzieht, wo bunte Bananenfresser ihre rauhen Stimmen hören lassen und Affenheerden unter zornigem Blöken das Weite suchen. Gewöhnlich bietet auch ein frisches Rinnsal Roß und Reiter erquickenden Trunk und mit neuen Kräften kann die Reise fortgesetzt werden. So angenehm solche Urwaldstreifen sind, so gefährlich und zeitraubend sind die zur Regenzeit oft kaum passirbaren Sümpfe. Wenn es nicht möglich ist, dieselben zu umgehen, so ist der

Marsch durch sie eine anstrengende und in Folge der schädlichen Ausdünstungen gefährliche Arbeit. So selten auch Leute darin umkommen, so oft brechen doch Pferde und Träger zusammen, Lasten laufen Gefahr verdorben und verloren zu werden. Wieder ein anderes ist es, wenn zwischen Felsen eingeengt ein reißender Gebirgsbach herabstürzt, oder in freiem Graslande ein breiter Strom dahinzieht. Da heißt es oft mit den Pferden das schäumende Wasser durchschwimmen, da stürzen die Träger mit den Lasten, werden Gewehre und Munition verdorben, Sattelzeug und Kleider durchnäßt. In bewohnteren Gegenden sind gewöhnlich Vorkehrungen zum Uebergange getroffen. Zuweilen sind aus Lianen und den großen Blattrippen der Bambuspalme mit Pflanzentauen hergestellte, schwankende Hängebrücken von einem großen Baume zu einem ebensolchen am anderen Ufer gezogen, bald stehen Kanus bereit, bald kleine Flöße zum Uebersetzen der Lasten — dann aber kann man sicher sein, daß auch der sariki-n-rua, der „Herr des Wassers" mit seinen Leuten nicht fehlt, der den Uebergangszoll in Kaurischnecken oder Tauschwaaren erhebt und es zumal beim Fremden an unverschämten Forderungen und Schwierigkeiten selten fehlen läßt.

Da das Uebersetzen oft lange Zeit in Anspruch nimmt, so findet man an solchen Uebergängen auch gewöhnlich Frauen mit Eßwaaren zum Verkaufe. In bewohnteren Strichen begegnet man solchen auch oft unter schattigen Tamarindenbäumen an einer Theilung des Weges und anderen günstigen Plätzen. Namentlich ist es nono, d. i. saure Milch, frisches Wasser, furrah, d. h. halbgekochte Mehlbreikugeln, geröstete Grundnüsse (Arachis hypogaea), summa, d. i. flüssiger Honig, rogo, d. h. Cassawa-Wurzeln und dergleichen mehr, was da angeboten wird und von den leichtlebigen und genußsüchtigen Trägern gern gekauft wird.

Nicht immer war es möglich, am Abend einen Ort zu erreichen, was der Verpflegung der Karawane halber immer erwünscht ist, während andererseits in den bevölkerten Gegenden oft eine ganze Anzahl kleiner Dörfer und größerer, ummauerter Städte an einem Tage passirt wurden, so besonders zwischen Saria und Kano, zwischen Dangoga und Sokoto, Sokoto und Gandu.

Während namentlich in den trockeneren Gegenden des Nordens, zumal bei Kano und Wurnu, die Gegend zur dürren Winterszeit einen überaus öden Eindruck macht, gewähren die grünen Felder gerade dort in der Regenzeit einen freundlichen Anblick. Wo in der ersteren Wirbelwinde die dürren Stengel umherschleudern und über den Boden hineilende Sandhosen sich erheben, da grünt dann üppig Sorghum, Pennisetum und Arachis und dehnen sich oft jene weiten Lachen und Sümpfe aus, dem Reisenden Gefahr beim Passiren, Verderben durch die schädlichen Ausdünstungen bringend.

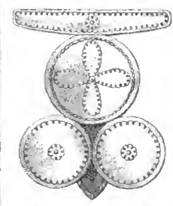
Tag für Tag sendet in der trockenen Zeit die Sonne ihre glühenden Strahlen unverhüllt zur Erde herab; im Osten geht sie auf und wandert über den Scheitel hin gen Westen, alltäglich in derselben unverhüllten Gestalt, wo sie dann allabendlich in derselben Weise am dunstigen Horizont verschwindet. Die Hitze steigt bis zu den höchsten Temperaturen (wir beobachteten bis zu 44, 45 und einmal sogar ein Maximum von 48° C.), während die Nächte, besonders im December und Januar, wenn der kalte Harmattan aus der Sahara herabbraust, empfindlich kalt waren. Mitte December 1885 beobachteten wir nahe bei Maska in der Provinz Kadschena um 5 Uhr Morgens kurz vor Sonnenaufgang eine Minimaltemperatur von + 6° C. Es ist nicht zu leugnen, daß diese kalten Nächte sehr erfrischend wirken und viel wohlthätiger sind, als die heißen Nächte vor der Regenzeit, in denen der Körper in Folge der fortwährenden Transpiration nicht trocken wird und statt stärkenden Schlafes eine große Erschlaffung eintritt. Andererseits wieder sind diese großen Temperaturunterschiede die Ursachen der häufig eintretenden, schmerzhaften Muskelrheumatismen und bei den Negern auch katarrhalischer Erkrankungen.

In der Regenzeit ist es ganz anders; da brausen heftige Gewitterstürme mit furchtbaren Regengüssen oft Wochen lang Abend für Abend und Nacht für Nacht mit großer Regelmäßigkeit hernieder, während auch nicht selten mehrere Tage, ja selbst eine ganze Woche ohne Regen vergehen kann; die Ströme überfluthen das flache Land und die Verdunstung des vielen Wassers erfüllt die Luft mit Miasmen der schlimmsten Art. Die Fieber treten im Inneren in feuchten, tiefliegenden Gegenden mit derselben Heftigkeit auf, wie an der Küste, der mangelnde frische Seewind, fehlende Hilfe, fehlende Bequemlichkeit machen ihren Verlauf wo möglich noch bösartiger. Außer den Fiebern treten Dysenterien häufig auf, doch gelang es uns jedesmal sehr bald, bei uns auftretende Anfälle zu bekämpfen. Diät und Eingeben von pulvis Doweri oder ähnlichen haltbaren Mischungen mit den Hauptbestandtheilen Ipecacuanha und Opium halte ich für ganz vorzügliche Heilmittel gegen diese Krankheit. Ich glaube, daß gewöhnlich die schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers die Dysenterie hervorbringt und daß sorgsames Abkochen und Filtriren desselben ein gutes Schutzmittel gegen diese Krankheit ist. Gegen das Fieber kenne ich keinen anderen Schutz, als sich unter eine luftdichte Glasglocke zu setzen, da es ohne Zweifel durch in der Luft schwebende Gifte erzeugt wird und weder durch Früchte oder schlechtes Wasser, noch durch Sonnenhitze hervorgebracht wird, wohl aber durch dergleichen zum Ausbruche kommen oder verschlimmert werden kann. Die Muskelrheumatismen pflegen zwar schmerzhaft, aber doch ohne bleibende Folgen aufzutreten, dagegen können sich Schmerzen in cariösen Zähnen oft bis zur Unerträglichkeit steigern und heftige Zahngeschwüre entstehen. An Hautkrankheiten leiden manche Naturen, zumal Neuangekommene, sehr stark, während andere ganz davon verschont bleiben. Magenschwache Leute können unter keinen Umständen daran denken, im tropischen Afrika zu reisen. Wie an sich schon die Unregelmäßigkeiten des Reiselebens nicht wohlthätig auf den Magen wirken, so kann die Art der Ernährung, scharfgewürzte Negerkost oder Konserven, das schwer verdauliche Rindfleisch und Palmöl, Wasser, Früchte überhaupt nur einem kräftigen und gesunden Manne zugemuthet werden. Die von uns von der Küste mitgeführten Neger erkrankten im Inneren alle am Fieber, das jedoch nach Chinin meist rasch verschwand, klagten auch nicht selten über Diarrhöen und Verstopfungen, bei denen sie theils Negermedicinen, theils unsere Mittel mit Erfolg anwandten. Sehr häufig zeigten sich Schwellungen der Beine und Leistengegend bei unseren Leuten, die ich anfangs auf die ungewohnten weiten Märsche zurückführte, die sich später aber auch bei ruhigem Aufenthalte einstellten, so daß deren Natur mir unbekannt geblieben ist. Die Araber haben sehr oft schlechte Zähne, während wir sie bei den Negern meist, wenn auch nicht immer, bewundernswerth fanden. Während der Europäer, der gewohnt ist, in großen Städten bei größter Kälte in der offenen Droschke oder der Pferdebahn mit ihrem kalten Fußboden zu fahren, oder bei tiefem Schnee Tage lang Treibjagden mitzumachen, von Erkältungen wenig befallen wird, leiden die Neger viel an Halskrankheiten, und namentlich hört man die Kinder oft Nächte lang in erschreckender Weise wie bei einem Keuchhusten bellen. Die Syphilis ist stellenweise häufig, im Allgemeinen aber selten. Es ist ein sehr verbreiteter Glaube, daß diese Krankheit durch Europäer

eingeführt sei, eine Annahme, die stellenweise ohne Zweifel zutrifft, eine allgemeine Gültigkeit aber nicht hat. So findet man die Syphilis am unteren Niger an Orten, die auch heute noch kein Weißer betritt, so im Hinterlande von Onitscha und tief im Inneren der Congoländer, wo noch nie ein Europäer gewesen ist. Krankheiten der Augen, Staar und Entzündungen, sind nicht selten und treten in einzelnen Orten besonders häufig auf. An Verstopfung leiden die meisten Männer sehr oft, so daß ein kräftiges Abführmittel zu den größten Wohlthaten gehört, die man ihnen erweisen kann. Hämorrhoiden kommen bei alten Leuten vor, sowie auch ganz wunderbare Leiden im Anus, aus deren wirren Beschreibungen wir nichts entnehmen konnten. Elephantiasis der Genitalien scheint in manchen heißen Ländern (so in Braß an der Nigermündung und in Liberia) vorzukommen; an den Füßen, zumal bei Frauen, ist dieselbe nicht selten. Diese dicken Füße sehen recht unangenehm aus und die damit Behafteten bilden mit den Blinden einen Theil der Bettler, die in den Straßen der großen Städte Ekel erregen.

Es ist sehr unrecht, zu glauben, daß die schwarzen Mädchen insgesammt unseren Augen nicht wohl gefielen: unter den Haussa giebt es viele schöne Mädchen von üppigen Formen, kleinem Mund und zierlichen Händen und Füßen. Bei den Fulbe findet man mehr schlanke, hagere Gestalten, oft sehr charaktervolle, scharfgeschnittene, stark jüdische und zuweilen ganz kaukasische Formen. Im Gegensatze zu dem entgegenkommenden und nicht selten aufdringlichen Benehmen der Haussafrauen ist ihr Wesen zurückhaltend, bescheiden und furchtsam, nicht selten auch stolz und vornehm, ihr Anstand oft beinahe königlich. Wenn ich absehe von den verweichlichten Herrscherfamilien, in deren Adern das Blut nicht nur der Fulbe und Haussa, sondern auch vieler anderen Stämme, deren Frauen in den Harems leben, fließt, und in denen die Sittenverderbniß oft nicht gering zu sein scheint, so machten auf mich die Fulbe einen entschieden sympathischeren Eindruck als die Haussa. Schon vom Beginn unserer Reise an offenbarte unser unvergeßlicher Flegel eine große Voreingenommenheit für die Haussa, und schon im Anfange äußerte ich wiederholt andere Auffassungen des Verhaltens der Haussa, bei denen Flegel stets die besten Absichten voraussetzte, während er sich den an den Nigerufern wohnenden Stämmen gegenüber außerordentlich mißtrauisch und zurückhaltend verhielt. Ich hatte gehofft, noch manche Besprechung des Charakters der verschiedenen Stämme mit ihm zu halten, wofern ich gesund zurückkehrte, aber ein trauriges Geschick raffte ihn dahin, während ich gesund zurückkehren konnte. Eine große Vorliebe für die Haussa zeigt sich auch in Flegel's interessanter Charakterschilderung derselben auf S. 30 seiner „Losen Blätter". Vollkommen stimme ich mit Flegel überein, wenn er die religiöse Toleranz der Haussa lobend hervorhebt, und theile seine Ansicht, daß die Haussa für Annahme einer höheren Kultur viel empfänglicher sind als die Fulbe. Den von Flegel hervorgehobenen Muth und männlichen Stolz konnte ich nur sehr vereinzelt entdecken, im Allgemeinen trat uns eine widerwärtige Feigheit entgegen. Von den Fulbe wissen wir, daß sie bei jenem großen Eroberungskriege im Anfange dieses Jahrhunderts, vom Glaubensfanatismus entflammt, mit unübertrefflicher Tapferkeit und Todesverachtung kämpften, während man ihnen sonst auch nicht selten Feigheit vorwirft. Die Haussa sind ganz vorzügliche Kaufleute und leisten an Schlauheit im Handeln und Uebervortheilen das Möglichste.

Die Industrie der Haussa ist bekanntlich eine sehr ausgebildete. Die von Flegel und unserer Expedition mitgebrachten, haltbaren und geschmackvollen Stoffe, die wundervollen, roth, braun, gelb und hellgrün gefärbten Lederartikel und Flechtwaaren erregen ungetheilte Bewunderung. Die runden, geflitterten Kissen, welche Nachtigal in „Sahara und Sudan" als Haussakissen abbildet, sind nicht ursprünglich haussanisch; wir sahen sie nur bei Arabern und den Fürsten des Nordens und sie wurden als to Gabbas, d. i. vom Osten kommend, bezeichnet. Wahrscheinlich stammen sie von Kuka, oder wie ich es stets nennen hörte, Kukaua (über diesen Namen bitte Barth II, 364 und Nachtigal I, 586 zu vergleichen). Von feineren Arbeiten erlaube ich mir auf einen aus einem einzigen Maria-Theresien-Thaler hergestellten Silberschmuck hinzuweisen, deren unser Wirth in Saria, der sariki-n-makirá (d. i. Herr der Schmiede, Metallarbeiter), eine große Anzahl für die Frauen des Sultans von Sokoto anfertigte, und von denen einer durch uns in das Museum für Völkerkunde zu Berlin gelangt ist. Obenstehende Zeichnung mag den Schmuck veranschaulichen.


Silberschmuck in natürlicher Größe.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Frankreich und Großbritannien haben im Oktober ein Uebereinkommen getroffen, worin die in den Jahren 1878 und 1883 protokollarisch gegebene Zusage, daß beide Mächte die Unabhängigkeit der Neuen Hebriden achten werden, vertragsmäßig formulirt ist, mit dem Zusatze, daß dort französische und englische Kriegsschiffe gemeinsam die Polizei ausüben werden. Die zwei französischen Militärposten, welche im Jahre 1886 daselbst errichtet wurden, werden in Folge dessen geräumt werden. — In einem anderen Uebereinkommen wird die Londoner Convention vom 19. Juni 1847 aufgehoben und für die Inseln unter dem Winde im Tahiti- oder Societäts-Archipel (Bellingshausen, Scilly, Lord Howe, Maupiti, Tubai, Borabora, Tahaä, Raiatea und Huahine) die Souveränetät Frankreichs anerkannt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

IV.

[Die Abbildungen nach Photographien der Expedition Dieulafoy.]

Erpressungen, welche Mirza Abdul-Kaim, der „Commissar" des Statthalters, den Arbeitern gegenüber ins Werk setzte, und über welche letztere sich beklagten, hätten den Ausgrabungen fast ein Ende bereitet oder dieselben doch auf einige Zeit unterbrochen. Festzustellen war nichts; denn mit dem Obersten, der alles leugnete, confrontirt, wagten die Arbeiter nicht, ihre früheren Beschuldigungen zu wiederholen. Entlassen konnte sie Dieulafoy auch nicht, da die Wegräumung des Schuttes von Tag zu Tag schwieriger wurde. Man war auf Reste arabischer oder sassanidischer Häuser gestoßen und darunter auf Lagen festen Thones, welche aber keine zusammenhängende Schicht bildeten, sondern scharf begrenzte Zonen einnahmen. In Folge dessen machten die einzelnen Gräben unregelmäßige Fortschritte; stellenweise erreichte der Graben C 1,40 m; in B, wo man an manchen Punkten bis 2,30 m vorgedrungen war, entdeckte man große Ziegelsteine, die auf einer sehr dicken Schicht von Kieseln lagen, eine Art Bettung, welche in gleichmäßiger Weise unter dem ganzen Palaste und seinen Nebengebäuden hergestellt war. Das Ziegelpflaster aber reicht genau bis zur oberen Kante der gewaltigen Steinplatten, auf welchen die Säulenbasen der achämenidischen Thronhalle stehen. Abgesehen von diesem Fußboden, der fast in der ganzen Länge des Grabens B bloßgelegt worden war, hatte man keine Spur von den Umfassungsmauern oder Thoren gefunden, welche M. Dieulafoy in der Achse des Palastes aufzudecken gehofft hatte. Die Enttäuschung war groß, denn die noch wegzuschaffende Erdmasse war zu gering, um noch irgend welche baulichen Reste von Bedeutung zu bedecken; man beschloß, diesen Graben zu verlassen und die frei werdenden Arbeiter auf den Graben C, der inzwischen schon etwa 2 m Tiefe erreicht hatte, zu concentriren. Die Nachgrabungen bei A nahmen den besten Fortgang; man war auf Trümmer von Doppelstieren gestoßen, welche einst Säulenkapitäle bildeten, und hatte dieselben mit Hilfe von Winden gehoben. Beim Anblicke dieser Maschinen machten die Dizfuler ganz verdutzte Gesichter; so etwas war ihnen anscheinend noch nicht vorgekommen, denn sie schienen dabei vollkommen den Begriff der Schwere zu verlernen und hätten sich ohne die sorgfältigste Vorsicht und eine beständige Ueberwachung zermalmen lassen. Die Reste waren zahlreich genug, um wenigstens im Geiste das Riesenthier reconstruiren zu können; dasselbe ruhte auf zwei Gruppen von acht Voluten, welche eine Säule von 20 m Höhe krönten. Deutlich konnte man den mit lockigen Haaren bedeckten Bauch des Thieres, seine plumpen Knie und den Hals erkennen, der mit einer Kette von Tausendschön und einer Lotusblume als Gehänge verziert war. Neben einer Säulenbasis lag der Kopf des Stieres, ähnlich denjenigen, welche die Kapitäle in Persepolis krönten, und deren Bild auf der Säulenfaçade der achämenidischen Hypogäen wiederkehrt; nur die Spitze der Schnauze, die Hörner und die Ohren, welche durch Zapfenlöcher angedeutet waren, fehlten noch.

Diese Skulpturen waren in einem schwarzen, sehr feinkörnigen Kalkstein ausgeführt und gaben Zeugniß von

einer kraftvollen dekorativen Kunst und einer vorgeschrittenen Technik. Mit Geschick angebrachte verschiedenartige Einschnitte lassen einzelne Muskeln im Relief hervortreten, lassen andere wieder verschwinden und verleihen dem Steine eine wechselnde Abtönung, welche der Masse der Kolosse jede Einförmigkeit nehmen.

Als der Palast in Staub sank, zerbrachen diese Ungeheuer von hartem Steine in hundert Stücke, aber unter ihnen, von hoch herabstürzenden Trümmern kamen Vasen von gebranntem Thone zum Vorschein, welche noch unverletzt waren.

So erfreut Dieulafoy über diesen Fund war, so wurde er durch denselben doch zugleich beunruhigt. Ein Kubikmeter Kalkstein wiegt nämlich an drei Tonnen, während die dortigen Kameele höchstens eine in zwei Packen vertheilte Last von 250 kg schleppen können; Karren sind dort aber kaum dem Namen nach bekannt, während der Lauf des Schawur durch Dämme für etwa zu benutzende Boote untauglich gemacht wird. Und woher sollte man sich Boote oder Keleks (Flöße) verschaffen und wie die Stromschnellen des Flusses von Dizful überwinden? Ein schwieriges Problem für schlecht ausgerüstete Leute! — Die Besorgniß, die schwerwiegenden Fundstücke im laufenden Jahre nicht fortschaffen zu können, hinderte Dieulafoy daran, alle Erdarbeiter, welche nach und nach im Graben C frei wurden, sobald man das Pflaster erreicht hatte, bei der Freilegung der Thronhalle zu verwenden und neue Arbeiter, welche in großer Zahl herzuströmten, in Dienst zu nehmen.

Es wurden also zwei neue Gräben, L im Tumulus Nr. 2 und I auf der Burg, ausgesteckt; ersterer, wie ein Bajonett sich umbiegend, geht von dem zwischen den drei Tumuli gelegenen Thale aus und nimmt die Richtung auf eine Art Senkung oder Krater, der in den südlichen Theil des Tumulus Nr. 2 eingesenkt ist (vergl. den Plan



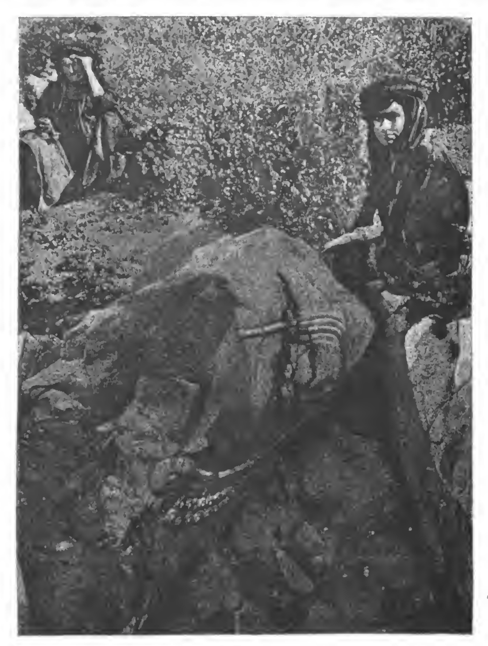
Stierfragmente.

auf S. 322). Bei der Auswahl dieser Richtung wurde übrigens nicht willkürlich zu Werke gegangen, sondern Dieulafoy ließ sich dabei von den Unregelmäßigkeiten der Tumulusoberfläche leiten, welche offenbar nicht auf Zufall beruhten. Bevor man diesen Entschluß faßte, hatte man versucht, längs des ganzen Umfanges des Hügels Reste der Umfassungsmauern zu finden, um dann, allmählich fortschreitend, ein Thor aufzudecken und so ins Innere des Palastes einzudringen. Aber diese Hoffnung war vergebens; denn beim sorgfältigsten Nachforschen entdeckte man keine Spur, keinen Fingerzeig. Man mußte sich also in die Erde graben, um auf irgend eine Mauer oder ein Pflaster zu stoßen und so einen Faden, der in das Labyrinth führen konnte, zu entdecken; denn Dieulafoy beabsichtigte durchaus nicht, aufs Gerathewohl Löcher zu machen und nach Schaustücken für das Museum zu suchen, sondern methodisch zu graben, ein Verfahren, das allein wissenschaftliche Resultate versprach.

An den verschiedenen Stellen waren jetzt im Ganzen 290 Arbeiter beschäftigt. Dieselben gehörten drei verschiedenen Rassen des Landes an und waren in drei Gruppen getheilt, welche bei Tage abgesondert von einander arbeiteten und auch in der Nacht keine Berührung mit einander hatten.

Die zuerst gekommenen, die Leute aus Dizful, gruben am Thronsaal und zogen sich bei Einbruch der Nacht in das Grab Daniel's zurück. Sie sind klein, schmächtig, kränklich, schlecht gebaut, mit Eiterbeulen behaftet, mit Pflastern und Binden bedeckt, von schlechtem Aussehen, von hell chokoladefarbener Haut und tragen die Hauptmerkmale gewisser schwarzen Völker an sich. Die Stirn ist nur zwei Finger hoch, der Schädel klein, die Lippen wulstig, die Backen vorspringend. Vorliebe oder Sitte veranlaßt sie, Städte oder Dörfer als Wohnsitze aufzusuchen. Ob man in ihnen mit Dieulafoy Nachkommen der alten semitischen Susianer erkennen darf, bleibe dahingestellt. Obwohl der Ausschuß der

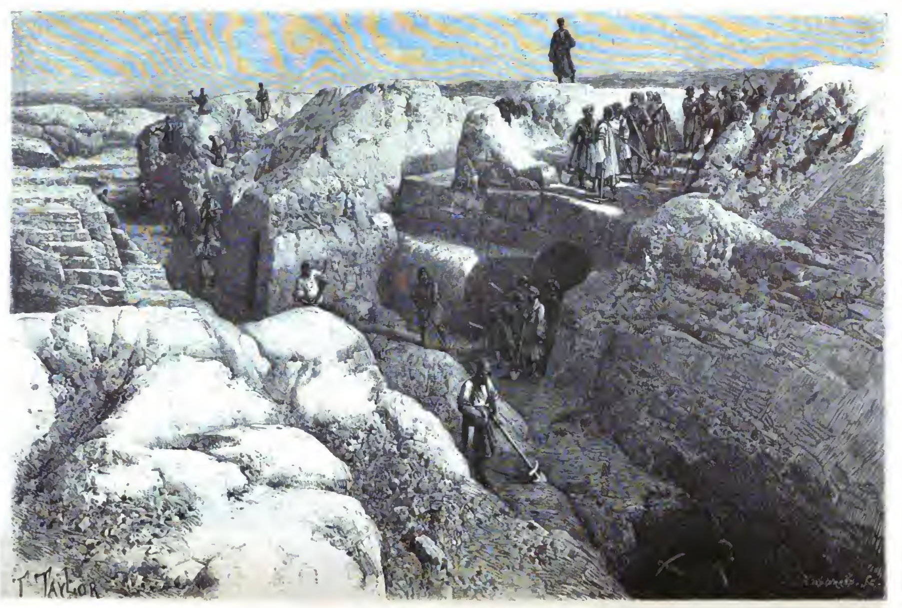
Bevölkerung engagirt war, so entbehrten doch die meisten dieser Stadtbewohner weder der Intelligenz, noch der Geschicklichkeit. Aber ihr sehr entwickeltes religiöses Gefühl steht im schärfsten Gegensatze zu ihrer außerordentlichen Kleinmüthigkeit und ihrer verderbten Moral. Beim Anblick eines Soldaten fangen sie an zu zittern, kriechen vor dem geringsten Angestellten der Regierung und fürchten sich vor den Nomaden so sehr, daß sie nur in geschlossenen Haufen die kurze Strecke bis zum Danielsgrabe zurückzulegen sich getrauen. Unter hundert finden sich etwa sechs, die fließend lesen, und zwei, welche schlecht schreiben können. Alle sprechen ein schleppendes Patois, welches mit nur dort gebräuchlichen Worten, die weder dem Persischen, noch dem Arabischen, noch dem Türkischen angehören, gemischt ist. Ihre abgenutzten Kleider legen Zeugniß ab von ihrer außerordentlichen Dürftigkeit, welche zum Theil ihre moralische



Stierkopf.

und körperliche Schwäche erklärt und entschuldigt. Die elegantesten tragen zwei Koledschas (Röcke) aus hellfarbigem Baumwollzeuge, die auf der Brust kreuzweise über einander gehen und von einem Gürtel zusammengehalten werden, darunter eine weite Hose von blauem Baumwollzeuge und auf dem Kopfe eine weiße Kappe mit blauem Turban, während die jungen Leute eine schwarze oder braune Filzmütze vorziehen.

Das schöne Geschlecht war nur durch einige mehr oder weniger legitime Frauen von Arbeitern und drei bis vier schwärzliche wilde Mädchen vertreten, allesammt von abschreckender Häßlichkeit, dazu über alle Begriffe faul und so diebisch, daß ihnen bald der Zutritt zum Lager untersagt wurde. Eine solche Ehe, worin nur der Mann arbeitet und einige Schahis verdient, kann unmöglich zu Wohlstand führen, und so müssen sich die Dizfuler, die meist un-



Lurische Arbeiter beim Ausgraben.

beschäftigt sind und für geleistete Arbeit oft nur mit Schimpfworten bezahlt werden, zeitlebens mit Brot und schlammigem Wasser begnügen. Aber keiner würde seiner Frau zumuthen, zu arbeiten und zu kochen.

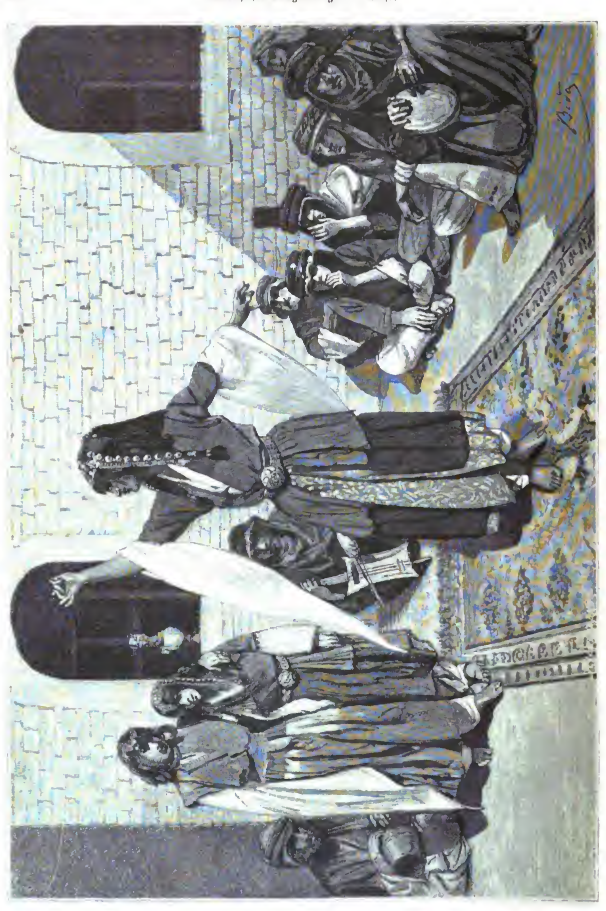
Die meisten Dizfuler erbaten sich gelegentlich einen Urlaub, um „aus Furcht vor den Arabern" ihre Ersparnisse in die Stadt zu bringen; aber wenn sie zurückkehrten, waren sie neu gekleidet, patent wie Fürsten, und hatten Haare und Nägel mit Henna gefärbt, ein Beweis, daß sie sich in Dizful den Freuden des Bades und der Liebe hingegeben hatten. Fast alle brachten ihren französischen Herren ein paar süße Citronen oder Kuchen mit, die sie mit schönen Redensarten begleiteten, wie „das Gold, welches der Reiche centnerweise aus seinen Kästen nimmt, hat nicht so viel Werth, als der Heller, den der Arbeiter giebt" oder „Jeder mißt die Last nach seinen Kräften; ein Heuschreckenfuß ist für eine Ameise schwer". Aber trotz dieser Zeichen von Ehrerbietung, bringen sie aus der Stadt auch böse Einflüsterungen mit; denn dort wurde der sintfluthartige Regen der letzten Zeit, welcher verschiedenen Schaden angerichtet hatte, als Strafe Allah's für die Anwesenheit der unreinen Franken angesehen.



Knabe aus Dizful.

Ganz anders geartet sind die Luren, Ackerbauer und Hirten zugleich; stark, kräftig, von fester Bauart, mit nie geschorenen Bärten. Nie entfernen sie sich weit von ihren Feldern und Weiden, die ihnen Scheich Ali angewiesen hat. Alle gehören zum Stamme Kerim Chan's, der damals an dem Ufer der Kercha lagerte. Ihr dolichocephaler Schädel, ihr glattes schwarzes Haar, die feine Nase, die breit geschlitzten, oft blauen Augen erinnern durchaus an die Perser Farsistans. Von den Dizfulern hielten sie sich scharf getrennt; mit Hilfe von Aesten, Strauchwerk und Schilf bauten sie sich in der Nähe der Zelte Hütten, die den Regen besser abhielten als jene. Auch nährten sie sich besser als die Dizfuler; täglich wurde der übliche Pilaw bereitet und aus dem Lager ihres Stammes wurden ihnen Eier, Hühner und Lämmer geschickt. Gekleidet waren sie nach Dizfuler Art, aber in dunkle Stoffe: eine braune Filzmütze, ein kurzes langärmeliges Hemd, zwei Röcke, eine blaue oder grüne Hose und dazu ein mächtiger ungenähter Mantel von brauner Wolle, der sie vollständig gegen Nässe und Kälte schützt. Aber auch ohne letzteres Unterscheidungszeichen erkennt man die Luren an ihrem edleren, stolzeren Benehmen. Sie sind tapfer ohne unnütze Prahlerei, stehlen gern Büffel und Schafe, fürchten die Regierung und sind entsetzlich unwissend; um die Religion kümmern sie sich nicht viel. So schwächlich die Dizfuler sind, so sind sie doch bei der Arbeit besser zu brauchen, als die kräftigen, aber ungeschickten Luren, die beim Anfassen alles zerbrechen und die werthvollsten Spuren ohne Ueberlegung vernichten.

Als drittes Volk sind die Araber zu nennen, welche auf dem Tumulus Nr. 2 arbeiten. Sie sind ernst, muthig, so hitzig, daß vor ihren rollenden Augen die Dizfuler die Flucht ergreifen, mehr an einer Person als an einem Princip hängend, noch weniger intelligent als die Luren, aber lügnerisch, diebisch, jedoch mit Anstand; mit jedem ihrer Vorzüge schienen sie den entgegengesetzten Fehler verbinden zu können. In ihrem Herzen, ihrem Geiste vermischen sich, ohne einander auszuschließen, die verschiedenartigsten Gefühle und Leidenschaften: Begierde zu plündern und Achtung für den Gast, Raubsucht und Freigebigkeit, kalte Grausamkeit und ritterlicher Edelmuth. Von Geist und Körper unabhängig, kehren sie allabendlich in ihr Lager zurück, ohne sich um wilde Thiere, Räuber oder böse Geister, die in der Steppe hausen, viel zu kümmern. Dabei sind sie noch mäßiger, als die Dizfuler, bringen sich nicht einmal Brot mit, sondern nähren sich von wenigen Datteln und den jungen Diesteln der Thalschluchten. Um Wissenschaft, um Litteratur, um Bücher kümmern sie sich nicht; nur beim Lagerfeuer werden Geschichten erzählt, die sich auf die Thaten und die Genealogie der Vorfahren beziehen, und zuweilen stellen sich Possenreißer ein, die wegen der Abwechslung, welche sie bringen, mit Jubel begrüßt werden. So erschien einmal im Danielgrabe eine Truppe von Tänzern unter Leitung eines hartherzig aussehenden Unternehmers und gaben dort Vorstellungen, ehe sie zu den Zelten Scheich Ali's weiterzogen. Bald hallten die heiligen Mauern wieder von dem Geschrei der Musiker, dem Dröhnen der Trommeln und dem Kreischen der einsaitigen Geigen. Junge Männer mit langen Haaren, in Weiberkleider gehüllt, metallene Castagnetten in der Hand, führen dort



Arabische Tänzer.

üppige Tänze auf, untermischt mit höchst unerwarteten Pirouetten. Die langen Aermel der Hemden fegen bald auf dem Boden hin, bald schweben sie wie weiße Flügel über dem Kopfe des Tänzers, dem die losen Haare wild ums Gesicht fliegen; hinter den aufwirbelnden Staubwolken verschwinden seine Züge so sehr, daß ihn die Zuschauer mit etwas gutem Willen leicht für ein Mädchen halten können. Die Bewegungen sind wenig graciös, die Musik einförmig und unmelodisch, aber der rothe Tarbusch, die silbernen Halbmonde, welche auf die schwarzen Haare herabhängen, die schimmernden Verzierungen des Gürtels, das alles giebt ein prächtiges Bild, zu welchem die zuschauenden Araber mit ihrer braunen Haut und den braunen Mänteln den passendsten Hintergrund abgeben.

Araber sitzen noch nicht seit sehr langer Zeit im Flachlande von Susiana; der Stamm des Scheich Ali soll erst vor etwa 250 Jahren aus Nedschd in das Land zwischen Karun und Kercha eingewandert sein, wo er sich von Seiten Fath Ali Schah's großen Entgegenkommens erfreute und einen weiten Strich Landes angewiesen erhielt. Allmählich aber wurden die Geschenke seltener und kleiner, Mohammed Schah forderte von ihnen sogar einen kleinen Tribut und Nasr-ed-din läßt denselben ohne Unterlaß anwachsen. Die Nomaden aber in ihrem Unabhängigkeitssinne antworteten auf diese Plackereien damit, daß sie nach türkischem Gebiet auswandern, wo sie der ohnmächtigen Regierung gegenüber die Herren spielen. 1850 gab es zwischen dem Tigris und dem Bachtijaren-Gebirge 15 000 arabische Zelte, heute sollen es westlich der Kercha nur noch 6000 bis 7000 Familien sein. Dauert diese Bewegung an, so wird Susiana vor Ende dieses Jahrhunderts eine menschenleere Einöde sein. Um die Auswanderung zu bekämpfen, beauftragte der Schah vor einigen Jahren den mächtigen Häuptling Scheich Ali mit der Erhebung der Steuern, von denen er einen bestimmten Satz abzuliefern hat. Doch scheint dessen ernstes, nachdenkliches Gesicht darauf hinzudeuten, daß seine Pflichten ihm sauer ankommen, und daß es ihm schwer fällt, die Nomaden halbwegs im Zaume zu halten.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. Heinrich Simroth.

II.

Bullar meint, daß die Rasse der Azoreaner, wiewohl sie sich Portugiesen nennen, doch durch die Kreuzung mit dem maurischen Blut während der spanischen Herrschaft verbessert wurde. Sie sind schöner und graciöser als die Portugiesen. Auch Wyville Thomson, der mit dem „Challenger" die Inseln besuchte, findet Anklänge an den spanischen Typus. Die Weiber seien zwar im Allgemeinen von einer untergeordneteren Erscheinung als die Männer, aber manche Mädchen waren doch schön und von zartem Aussehen und mehr von spanischem als portugiesischem Typus. Walker findet, daß die Mädchen von Furnas sich an Wuchs den Griechinnen vergleichen können, namentlich wenn sie, das antike Wassergefäß frei auf dem Kopfe balancirend, stattlich und leicht einherschreiten, ein verführerischer Anblick für die jungen Lions der Badesaison, die eine Zeit lang den Sport entwickelten, mit dem Alpstock das Gefäß herunter zu stoßen und den feinen Witz mit einem Dollar (Milreis) zu bezahlen. Das sind vereinzelte Eindrücke, die wohl im Allgemeinen mehr an Ausnahmen gewonnen sind, als an der Regel. Die Bilder der beiden Bauern, die im ersten Aufsatze (s. oben S. 185) gegeben wurden und die ein recht verdutztes Photographiergesicht machen, können recht wohl für typisch gelten, für die ländliche Bevölkerung ebenso das dralle Mädchen und der Diener oder Hausirer, die umstehend folgen, letzterer offenbar mit einem starken Antheil hebräischen Blutes in seinen Adern. Diese paar Figuren zeigen aber schon physiognomische Unterschiede genug. Der Hausbursche, den Zervas im Dienst hatte, erinnerte, wenn ich mich nicht sehr täusche, trotz der hellen Hautfarbe an den Neger, und ich entsinne mich, daß von zwei bäuerlichen Dirnen, die ich auf dem Lande traf, die eine mehr das derbe, gedrungene Gesicht der Abgebildeten hatte, während das der anderen, einer Blondine, schmal und fein geschnitten war. Derartige gehörten allerdings zu den Seltenheiten. Der feinere Kenner entdeckt fast in jedem Dorfe charakteristische Züge. Furtado hat eine Anzahl Photographien zusammengestellt, auf die ich verweise. Die Männer mögen alle einigermaßen mit jenen Bauern übereinstimmen, während die sieben Weiber durchweg etwas besser weggekommen sind, als die umstehende Krugträgerin.

Wichtiger sind die genauen anthropologischen Untersuchungen, die Furtado angestellt hat, als Grundlage einer physischen Beschreibung der Leute von S. Miguel, die von denen der übrigen Inseln, wie früher bereits gesagt wurde, charakteristisch sich unterscheiden und von flämischem Blute frei sind. Er unterwarf zunächst hundert Rekruten und Bauernburschen den üblichen Messungen, fügte Beobachtungen an Bäuerinnen wie an Personen der besseren Stände hinzu und brachte so ein leidliches Material zusammen, das durch die Vergleichung mit entsprechenden Daten von Festlandsportugiesen noch werthvoller wird.

Die Körperhöhe stellt sich danach bei den Bauern von S. Miguel im Mittel auf 164 cm, indem sie nur selten auf 148 cm herabsinkt und auf 181 cm steigt.

Nach der Schädelform mit einem mittleren Index von 78,50 vertheilen sich (nach der Nomenklatur von Broca) jene 100 Personen folgendermaßen:

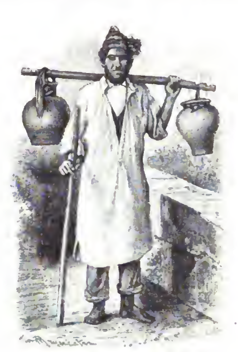
Dolichocephale	12	44
Subdolichocephale	32	
Mesaticephale		31
Subbrachycephale	21	25
Brachycephale	4	
		100

Der mittlere Schädelumfang beträgt 55 cm, 59 cm in maximo und 52 cm in minimo, der mittlere Schädeldurchmesser in antero-posteriorer Richtung 18,7 (20 und 17 in max. und min.), der in transversaler Richtung 14,7 cm (16 und 13,5 in max. und min.).

Das Gesicht ist meist mehr oder weniger verlängert (81 Proc.), seltener gerundet (19 Proc.). Die mehr oder weniger senkrechte Stirn (43 Proc.) steht der schräg zurücktretenden (57 Proc.) wenig nach.

Die Nase ist im Allgemeinen gerade (70 Proc.), weniger häufig konvex (23 Proc.) und am seltensten konkav eingedrückt (7 Proc.). Wenn auch stark konvexe und große Nasen nicht eben selten sind, so scheinen eigentliche Adlernasen ganz zu fehlen. Die Nasenwurzel ist fast nie ganz glatt, viel häufiger tief eingedrückt (24 Proc.).

Die Haare sind meist glatt und oft, was uns Deutschen besonders auffällt, außerordentlich voll und dicht, so daß sie, kurz geschoren, wie die dichteste Bürste emporstarren; gelockte oder gewellte bringen es nur auf 6 Proc. und krause sind noch seltener. Die blonden und schwarzen kommen am wenigsten vor, die hell- und dunkelkastanienbraunen wiegen vor, auch sind rothe neben Sommersprossen bei Männern und Weibern nicht ausgeschlossen. Auch die Bärte sind meist dunkelbraun, seltener schwarz. Die Augen sind gleichfalls dunkel- oder hellkastanienbraun, doch kommen grüne und hellbraune, worunter wohl graubraune zu verstehen sind („pardo" gegenüber „castanho"), häufiger vor als die dunkeln; rein blaue dagegen sollen durchaus fehlen; auch ich entsinne mich nicht, welche gesehen zu haben. Betreffs des dunklen Kastanienbraun möchte ich kaum Bedenken tragen, dafür Schwarz zu setzen, mir erschienen die meisten schwarzhaarig; der Südländer ist wohl an eine stärkere Dosis von Schwarz gewöhnt und unterscheidet deshalb feiner unter den dunklen Tönen. Furtado hätte auch die Kinder berücksichtigen und zufügen können, daß man Blond- und selbst Flachsköpfen in den Dörfern und Vorstädten gar nicht selten begegnet, und zwar in der für uns so reizvollen Zusammenstellung mit dunkelbraunen Augen. Unter den Erwachsenen kommen natürlich die hellbraunen Haare meist mit helleren Augen kombinirt vor, die Kontraste sind selten, doch ließen sich auch ganz hellgrüne Augen


Criado von San Miguel. (Nach einer Photographie.)


Mädchen, Wasser holend. (Nach einer Photographie.)

neben ebenholzschwarzen Haaren bei Bauer und Bäuerin beobachten.

Die grünen und hellkastanienbraunen Augen finden sich unterschiedslos bald mit geraden, bald mit konvexen Nasen vereinigt; verwunderlicher aber ist es, daß die graubraunen zu geraden, die ganz dunklen Augen aber zu mehr oder weniger konvexen Nasen mit Vorliebe sich gesellen.

Die Physiognomie ist im Allgemeinen ziemlich grob, die Umrisse sind hart, der Mund groß, die Lippen dick (Negerblut?), die Stirn namentlich bei Weibern schmal, ich fand sie nicht häßlich und überhaupt das weibliche Gesicht nicht unschön, wenn man Mund und Nase, die fast durchweg wenig ansprechen, zudeckt. Doch altern die Frauen früh und sind mit 30, die Männer mit 40 Jahren verblüht und greisenhaft. Die Entfernung der Jochbeine übertrifft häufig den Querdurchmesser des Schädels, was das Gesicht eckig macht. Erwähnt mag noch die große Ungleichheit werden, die häufig die vorderen oberen Theile des Schädels rechts und links auszeichnet, jene Ungleichheit, die Hasse ja neuerdings selbst an der Venus von Milo nachgewiesen hat.

Interessant ist der Vergleich des Schädelumfanges als des besten Maßes für die geistige Capacität bei Bauern, Bäuerinnen und Gebildeten von S. Miguel unter einander und mit den einiger anderen fremden Gruppen in graphischer Darstellung, worin sich Furtado an Le Bon anlehnt. Die niedrigste Kurve, die von 49 cm bald auf 51 und nachher allmählich bis 55 ansteigt, nehmen die Bäuerinnen von S. Miguel ein, dann folgen die galizischen Bauern aus der Nachbarschaft der Tatra (50 bis 57 und selbst 58 cm), dann die Bauern von S. Miguel (51 bis 57 und vereinzelt ebenfalls bis 58 cm), dann die besseren Stände von dort (54 bis 59 cm in direkter Steigung), dann die Bürger von Paris (wenige von 52 bis 55 cm, weiter gleichmäßig bis 59 und 61 cm zunehmend), und endlich die Gelehrten, zwar auch mit 53 einsetzend, nachher

aber bald die Pariser überragend und schließlich mit ihnen wieder im größten Umfange, 61 cm, sich treffend. Es ist klar, daß dieser Faktor nur in gewissem Sinne als Maßstab für die Intelligenz genommen werden kann, insofern als der Schädelumfang zur Körpergröße in einem Abhängigkeitsverhältniß steht. Dies zeigt sich sehr klar an einer Reihe von Messungen eben bei den Michaelenser Bauern:

Schädelumfang	35 Individuen von 148 bis 162 cm	85 Individuen von 163 bis 167 cm	30 Individuen von 168 bis 181 cm
56 bis 59 cm	9	26	37
54 bis 56 „	40	45	57
51 bis 54 „	51	29	6
	100	100	100

Die parallele Zunahme beider Faktoren leuchtet auf den ersten Blick ein, womit zugleich gesagt ist, daß sich unter den Gemessenen kein Beispiel hervorragender Kopfstärke befindet, ein Resultat, das ebenso klar aus der folgenden Vergleichung bloß kleinerer Leute unter einander hervorgeht:

Schädelumfang	18 Bauern von einer mittleren Größe von 156 cm	17 Bauern von 153 cm Körpergröße im Mittel
55 bis 59 cm	27	—
52 bis 55 „	68	65
49 bis 52 „	5	35
	100	100

Das oben angegebene Verhältniß zwischen Brachycephalen und Dolichocephalen ändert sich nicht unerheblich, wenn man die Gebildeten dazu nimmt, unter denen die erstere Kopfform viel seltener auftritt oder ganz fehlt, der folgenden Tabelle entsprechend:

	Bauern		Bäuerinnen		Gebildete	
Dolichocephale	12	44	17	65	26	46
Subdolichocephale	32		48		20	
Mesaticephale		31		17		48
Subbrachycephale	21	25	12	18	6	6
Brachycephale	4		6		—	
		100		100		100

In dieser Hinsicht zeigt Furtado weiter, daß der Verkürzung des antero-posterioren Schädeldurchmessers keineswegs eine gleichwerthige Verlängerung des transversalen parallel geht:

Querdurchmesser	Dolicho.	Mesati.	Brachy.
15 bis 16 cm	7	19	28
14 bis 15 „	73	78	72
13 bis 14 „	20	3	—
	100	100	100

Es folgt daraus ein ungünstiger Betrag des Schädelumfanges bei den Brachycephalen:

Schädelumfang	Dolicho.	Mesati.	Brachy.
57 bis 59 cm	7	9	—
53 bis 57 „	89	85	68
51 bis 53 „	4	6	32
	100	100	100

Ebenso ergiebt sich für die Brachycephalen ein geringeres Körpermaß:

	Dolicho.	Mesati.	Brachy.
Unter 160 cm	14	16	52
Ueber 160 „	86	81	48
	100	100	100

Endlich werden die Gruppen betreffs der Kombination von Augen und Haaren in eine Tabelle geordnet:

	Augen	Haare	Dolicho.			Mesati.			Brachy.		
Augen und Haare vom gleichen Ton	graubraun	blond	3		32	7		45	—		16
	grün	„	2			—			4		
	hellbraun	hellbraun	18			32			8		
	dunkelbraun	dunkelbraun	9			6			4		
Augen heller als die Haare	hellbraun	dunkelbraun	23	45	59	23	33	52	44	56	84
	„	schwarz	2			7			4		
	grün	hellbraun	20			3			8		
	„	dunkelbraun	5	14		3	19		20	28	
	graubraun	hellbraun	7			6			8		
	„	dunkelbraun	—			10			—		
	grün	schwarz	2			—			—		
Augen dunkler als die Haare	dunkelbraun	hellbraun	7		9	—		3	—		—
	hellbraun	blond	2			3			—		
					100			100			100

Während nach diesem allem die Dolicho- und Mesaticephalen in ihren anthropologischen Merkmalen gut harmoniren, stehen die Subbrachycephalen in deren Kombination durchweg merklich abseits und sie erinnern darin auffällig an den keltischen Typus der Bretagne und Auvergne, und die Uebereinstimmung mit einer bezüglichen Tabelle aus Topinard's Manuel ist allerdings in die Augen springend, daher auch sie hier noch Platz finden mag:

		Haare: blond	Haare: braun	Augen: blau	Augen: braun
Frankreich	kimmerische Dep.	55 Proc.	44 Proc.	56 Proc.	41 Proc.
	keltische „	21 „	78 „	50 „	50 „

		blond und hellbraun	dunkelbr. u. schwarz	graubraun und grün	hell und dunkelbr.
Bauern von S. Miguel	Dolicho.	59 Proc.	41 Proc.	88 Proc.	62 Proc.
	Mesati.	52 „	48 „	29	71 „
	Brachy.	28 „	72 „	40	60 „

Mir scheint, die Zahlen sprechen beredt genug. Furtado hält auch dieses Resultat selbst für das eigenthümlichste, ohne sich jedoch auf eine Hypothese, ob diese Brachycephalen mit helleren Augen und dunklerem Haar aus Frankreich stammen, weiter einzulassen. Vielmehr liegt es näher, sich nach den keltischen Merkmalen bei den Festlandsportugiesen umzusehen, die ja viel keltisches Blut in den Adern haben. Furtado hat sich Mühe gegeben, hinreichendes Material dafür zu sammeln, doch ist solches nur für die Bewohner von Nord- und Centralportugal (Minho und die Gegend von Aveiro) erreichbar gewesen, ein Fingerzeig für künftige Untersuchungen. Für uns macht es nicht viel aus, da im Süden vermuthlich der maurische Einfluß überwiegen würde. Der Raum gestattet nicht, die ganze Tabelle aufzunehmen. Begnügen wir uns mit den mittleren Maßen:

	Bauern vom Minho	von Aveiro
Mittlere Körpergröße	163,5	164,7
Mittlerer Schädelindex	76,24	75,49
Antero-posteriorer Schädel- . .	18,9	19
Transversaler durchmesser .	14,4	14,3
Mittlerer Schädelumfang . . .	55,9	55,8

Die Unterschiede zwischen beiden sind nicht beträchtlich, auch tritt das Verhältniß zwischen Portugiesen und Michaelensern erst klar aus der Gesammtübersicht hervor. Es stellt sich für die letzteren hauptsächlich wie folgt:

Die Körperhöhe ist kaum geringer.

Der antero-posteriore Schädeldurchmesser ist beträchtlich vermindert, daraus ergiebt sich eine viel allgemeinere Subbrachycephalie und eine große Differenz zum mindesten in

der Anzahl der reinen Dolichocephalen (12 Proc. auf S. Miguel gegen 54,5 Proc. in Portugal).

Der Schädelumfang ist viel kleiner.

Blaue Augen, auf welche in Portugal 16 Proc. fallen, fehlen gänzlich, und die grünen wiegen bei weitem vor.

Die hellen Haare sind viel häufiger, ebenso die konvexen Nasen.

Ist nun jenes keltische Element auf S. Miguel auf Einwanderung, von der wir nichts Sicheres wissen, zurückzuführen? oder ist's als Rückschlag zu denken? die Zukunft mag's lehren.

Entsprechend dem unfeinen Gesichte ist der Körper der Landleute von der Insel derb und knochig, der Rumpf wie aus einem Stück, also mit wenig Taille; dafür ist die physische Stärke bedeutend und größer als bei den übrigen Azoreanern. Die Weiber, so wenig graciös von Gestalt, gehen kerzengrade mit schnellem und strammem Schritt, große und unbequeme Lasten (etwa eine Matratze und Hausrath darauf) weithin auf dem Kopfe tragend. Bei den Feldarbeiten übernehmen sie den härtesten Antheil; ohne Zügel sitzen sie zu Pferde und reiten mit kaltem Blute auf den unwegsamsten Steilpfaden.

Aus dem allem ergiebt sich eine gesunde Konstitution. Ihr entspricht ein reicher Kindersegen. Die Statistik von 1881 weist auf

800 Verheirathungen	(0,6 Proc.	auf	die	Bevölkerung)	
4700 Geburten	(4	„	„	„	)
3000 Todesfälle	(2,5	„	„	„	)

Das bedeutet die beträchtliche Zunahme von 15 Proc. in 10 Jahren. Solch starkes Wachsthum hängt gewiß mit dem Klima zusammen, dessen gleichmäßige Milde die Kindersterblichkeit vermindert. Was jung wird, wird alt, trotzdem daß häufig die Kleinen, kaum mit dem Hemdchen bekleidet, im feuchten Winde liegen, oder noch etwa sechsjährige Buben auf der Straße sich herumtreiben, die lediglich eine Jacke an- und einen Hut aufhaben, in paradiesischer, oft nur zu schmutziger Ungeniertheit. Auf die Weise wird allerdings die natürliche Auslese ausgeschlossen, und die Schwächlinge wachsen mit den Kräftigen heran. Ist das die Ursache, warum man so viele Krüppel, oft in den häßlichsten Zuständen, und selbst Idioten trifft? Letztere scheinen auch in den besseren Ständen, die von jeher eine stattliche Menge tüchtiger Leute, Staatsmänner, Reisender und Gelehrten geliefert haben, ziemlich häufig zu sein; und bei ihnen zum mindesten möchte man geneigt sein, an einen anderen Causalnexus zu denken, an die seit Jahrhunderten geübte enge Zwischenheirath, an die Inzucht. Hier ist natürlich alles verwandt mit einander. Es wäre gewiß hier ein guter Boden, das Problem weiter zu verfolgen; aber, wie man sieht, es verquickt sich gleich wieder mit anderen Umständen, und das Urtheil muß vorsichtig sein. Uebrigens entspricht der Summe des Elendes reichlich die öffentliche und private Mildthätigkeit, und das Hospital gehört in den portugiesischen Mittelstädten immer zu den vornehmsten Gebäuden. Daß die vorherrschenden Krankheiten Rheumatismus und Dyspepsie sind, wurde früher angeführt. Sollte wohl letzterer die meist auffallende Blässe der Bevölkerung zuzuschreiben sein? Rothe Backen sind entschieden weniger häufig als bei uns; sonst ist wohl der Teint nicht zu dunkel; die Mannschaft eines brasilianischen Kriegsschiffes, das längere Zeit im vorigen Sommer in Ponta Delgada vor Anker lag, stach ganz bedeutend durch die gedunkelte Hautfarbe von den Einheimischen ab. Nach Furtado sind gastrische und typhoide Fieber und Blattern die häufigsten epidemischen Krankheiten unter der Landbevölkerung, sie treten jährlich in drei oder vier Dörfern auf und wandern das nächste Jahr, sich nur selten in derselben Ortschaft wiederholend. Mir fielen noch die häufigen Augenerkrankungen, Hornhautgeschwüre ꝛc. auf, die so leicht abstoßen. Auch in Lissabon wird man sie bemerken, wie denn hier das größte Reklameschild das eines Augenarztes war; hier könnte man sie dem blendenden Lichte, das oft schwarze Schutzbrillen nöthig macht, zuzuschreiben geneigt sein — aber auf dem trüben S. Miguel? sollte der Schmutz der meisten Hütten und Nachtlager in Frage kommen?

Aus und über Istrien.

Von Dr. Karl Lechner in Kremsier.

II.

Was die meteorologischen Verhältnisse des Landes betrifft, muß vor allem bemerkt werden, daß nur vereinzelte Daten vorliegen. Für derartige Messungen scheint kein rechtes Interesse und volles Verständniß in weiteren Kreisen vorhanden zu sein. Zwar werden an vielen Orten von Privaten Temperaturmessungen ziemlich regelmäßig vorgenommen, aber wer nicht an Ort und Stelle lebt, erfährt davon nichts. Es ist eben ein charakteristischer Zug des Volkes, sich selbst zu genügen und dem Fremden gegenüber hinter dem Berge zu halten. Daher kommt es auch, daß sich nur in Triest, Pola, Porer, Pisino und Abbazia und in Lussin piccolo meteorologische Stationen befinden, von denen Pisino und Abbazia nur kurze Zeit bestehen. Wir geben im Folgenden eine Tabelle nach der ersten Autorität in Oesterreich, Direktor Hann [1]).

	Seehöhe in m	Minima	Maxima	Jahrestemperatur in °C	Beobachtungsdauer
Pola	20	3,7	24.6	14.8	10 Jahre
„	32	6.3	23.6	14.6	13 „
Porer	7	7.4	23.7	15.2	12½ „
Triest	26	4.7	24.4	14.1	30 „
„	26	4.7	24.1	14.0	20 „
Lussin piccolo	14	7.2	24.4	15.3	4½ „
Abbazia	16	5.6	23.4	14.0	1 „
Pisino	262	1.9	20.7	10.8	¾ „

In dieser Tabelle fehlen die meisten bedeutenderen Küstenorte, jene im Inneren des Landes, mit einer einzigen Ausnahme, ganz. Die Messungen zu Pisino besorgt ein Gymnasiallehrer; allein da das dortige Gymnasium aufgelöst und nach Pola übertragen wird, hören dieselben in einigen Jahren von selbst auf und über die Temperaturverhältnisse im Inneren erfahren wir dann nichts mehr. In Rovigno, das ein sogenanntes Seehospiz für kranke Kinder erhalten hat, dürfte wohl ohne besondere Mühe eine Station

[1]) Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, math. naturw. Klasse, Bd. 92, 1. Heft.

ins Leben gerufen werden können. Dignano, zur Zeit der Venetianerherrschaft wegen der „salubrità“ der Luft hoch gerühmt, besitzt seit Langem ein Marinespital, aber meteorologische Daten werden der Centralstelle in Wien nicht geliefert. Die Staatsbahn durchzieht von Pola bis gegen Lupoglava das mittlere Bergland, von dort bis zur Einmündung in die Südbahn bei Divaca die Gehänge der Hauptkette und die angrenzende Hochebene, also ein meteorologisch ganz besonders interessantes Gebiet. Ohne große Kosten und Mühe könnten an den einzelnen Stationen durch die Beamten Beobachtungen besorgt werden. Man hätte es hier mit einem intelligenten Beobachtermaterial zu thun und die Herren würden darin keineswegs eine besondere Belastung ihrer Amtsthätigkeit erblicken, da sie an manchen Orten vor Langeweile kaum wissen werden, wie sie die Zeit verbringen sollen. Denn der Lokalverkehr auf dieser specifischen Militärbahn ist nur gering und in manchen Stationen steigt Tage lang kein Passagier ein. Wir zweifeln auch nicht, daß viele Pfarrherren bereitwillig derselben Aufgabe sich unterziehen würden, wenn ihnen die nöthigen Instrumente beigestellt würden.

Im Allgemeinen ist das Klima milde und gesund und nur im gebirgigen Theile wegen der herrschenden Winde rauh. An den Küstenorten lassen sich die Jahreszeiten wohl unterscheiden, im Inneren tritt nur Winter und Sommer scharf gesondert auf, da ein allmählicher Uebergang fast völlig fehlt. Auf den Hochebenen des Karstes sind die Schwankungen der Temperatur oft ganz unvermittelt und im Zeitraum von 12 Stunden kann das Thermometer 12 bis 16 und mehr Grade Unterschied aufweisen. Während man nordwärts der Alpen einen guten Theil der Sommerabende leicht gekleidet im Freien sitzen kann, ist dies in einem großen Theile Istriens selbst nach heißen Tagen nicht häufig möglich, denn nach 10 Uhr Abends wird es nicht selten empfindlich kühl. Wie groß die Gegensätze sind, mag nur ein Beispiel zeigen. Am Charfreitag des Jahres 1883 stand auf der Ostküste Istriens um Volosca, Abbazia, Lovrana ꝛc. die Vegetation in herrlichstem Schmucke und der Duft der Rosen erfüllte die Luft. In Pisino waren kaum die Anfänge zur Blüthe gegeben und am Ostermontag schneite es fast den ganzen Tag; es war dies der erste Schnee des Winters von 1882/1883. Pisino und Bragna am Fuße des Monte Maggiore stehen um fast drei Wochen bezüglich des Eintretens der Blüthezeit aus einander, obwohl letzterer Ort höher liegt; aber er ist vor Winden mehr geschützt. Schnee fällt auf der südwestlichen Abdachung des Gebirges wenig, auf der nordöstlichen ist der Winter ziemlich lang und schneereich. Istrien liegt im Gebiete der Frühjahrs- und Herbstregen, die Niederschlagsmenge im Sommer ist außerordentlich gering. In dieser Vertheilung liegt für den Ackerbau eine stets drohende Gefahr.

Pola hat im Mittel 940 mm, Triest 1124 mm Regenmenge. In letzterer Stadt betrug das Maximum 1478 mm (1876), in Pola 1401 mm (1878), das Minimum 905 mm (1874), bezüglich 754 mm (1874). Die Regenmenge nimmt also von Norden nach Süden zu ab. Selbstverständlich würde die Vertheilung des Regens eine wesentliche Aenderung erfahren, wenn das Land mehr bewaldet und der Wald regelmäßiger vertheilt wäre. Dazu ist aber, wie wir noch sehen werden, nicht die geringste Aussicht. Wesentlich beeinflußt wird das Klima von den Winden. Es sind dies die Bora und der Scirocco, wenn auch im Lande selbst noch mehrere minder bedeutende Winde unterschieden werden, wie Tramontana (N.), Libeccio (S.W.), Maestrale (N.W.) u. a. m. Eine leichte Bora wirkt auf einen gesunden Menschen kräftigend und anregend, für schwache Personen ist sie zu scharf.

Sie ist im Allgemeinen ein Nordostwind, daher kalt, weht zwar auch im Sommer, am häufigsten und heftigsten aber im Winter, wo sie nicht selten mit den Schneewehen im Gefolge die Communication gänzlich unterbricht. Dies war z. B. im verflossenen Winter der Fall auf der Bahnlinie St. Peter-Fiume, Divaca-Pola und auf der Hauptstrecke der Südbahn, selbst der telegraphische Verkehr hörte auf. Sie ist im Stande, Waggons aus dem Bahngeleise zu schleudern, wie dies vor mehreren Jahren auf der Fiumaner Strecke der Fall war, ja hat sogar in Triest schon Leute und beladene Wagen ins Meer geworfen. Der Quarnero und die Hochebenen und Mulden der Tschitscherei werden von ihr besonders stark heimgesucht. Ihre Geschwindigkeit beträgt per Stunde nicht selten 60 km, ja am 25. Februar 1879 wurde in Pola dieselbe mit 125 km registrirt. Wegen der plötzlichen Stöße ist sie natürlich auch der Schiffahrt gefährlich. Dem Scirocco (Südost) geht stets vor dem eigentlichen Ausbruche eine große Schwüle der Luft voraus, die erschlaffend und lähmend auf die Körper- und Geistesthätigkeit namentlich rüstiger Personen einwirkt und nicht selten Kopfschmerzen und Schlagfluß verursacht. Regengüsse und Springfluthen sind damit meist vereint, weshalb der Scirocco von den Schiffern mehr als die Bora gefürchtet wird; er tritt vorwiegend im Herbste auf.

Istrien ist eine ackerbautreibende Provinz, die freilich lange nicht den eigenen Bedarf zu decken vermag. Aus verschiedenen Gründen steht es mit dem Ackerbau vielfach recht traurig. Benussi sieht als wichtigsten den Umstand an, daß der Landmann ohne rationelle Grundsätze und ohne irgend welchen landwirthschaftlichen Unterricht denselben betreibt. Zwar wurde vom I. verfassungsmäßigen Landtage Istriens 1863 die Errichtung von Ackerbauschulen in Capodistria und Pisino beschlossen, aber dieser Beschluß ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gelangt und die Società agraria istriana hat sich nach 15jährigem Bestande 1883 aufgelöst. Allein den Hauptgrund sehen wir darin, daß in Istrien das Kolonensystem weit verbreitet ist; gewöhnlich erhält der Kolone den halben Ertrag des von ihm bebauten Grundes, wovon er in guten Jahren nur nothdürftig leben kann. Er weiß aber auch ganz gut, daß ihn sein Herr, der übrigens mit dem Ackerbau auch nur selten auf einen grünen Zweig kommt, in schlechten Jahren doch nicht verhungern lassen kann, und dieses Gefühl, unter keinen Umständen seine Lage wesentlich bei den dermaligen Verhältnissen günstig gestalten zu können, ertödtet jede freie Arbeitslust. Daher finden auch agrikulturelle Neuerungen so schwer Eingang und sind die Geräthe von derselben primitiven Einfachheit wie vor fast zwei Jahrtausenden. Dazu ist die Bodenzersplitterung wohl in keiner Provinz Oesterreichs so groß wie in Istrien und es fehlen demzufolge dem Kleinbauern (der weitaus an Zahl überwiegt) die Geldmittel, seinen Boden rationell zu bearbeiten. Im Jahre 1857 gab es im gesammten Küstenlande 129 539 Grundbuchsblätter, 1883 hingegen schon 227 025, das ist eine Vermehrung der Zersplitterung um 75 Proc. Im Jahre 1854 wies der Kataster für Istrien 1 321 622 Grundparcellen auf, der neue Kataster, der zufolge des Gesetzes vom 24. Mai 1869 in den cisleithanischen Ländern im Laufe der Jahre ausgearbeitet wurde, zählt nach der definitiven Regulirung deren schon 1 476 085. Im Durchschnitt hat ein Grundbesitzer 8 Quadratjoch 535 Quadratklafter (1 Joch = 1600 Quadratklafter). Da die Bevölkerung des Landes 1880 292 007 Seelen betrug, die Gesammtarea aber 860 820 Quadratjoch umfaßt, entfällt auf den Kopf ein Grundbesitz von nicht ganz 3 Quadratjoch in einem Lande, wo von Industrie kaum die Rede ist. Die Grundsteuer hierfür beträgt 298 896 Gulden ö. W., das ist

22,7 Proc. des auf 1 316 717 Gulden geschätzten Reinertrages. Ueber die Rentabilität des Bodens giebt die folgende Tabelle Auskunft.

	Cisleithanien	Istrien
	Mittlerer Reinertrag pro Joch in Gulden ö. W.	
Aecker	6.54	3.04
Wiesen	4.86	2.53
Gärten	10.08	5.92
Weingärten	9.41	4.32
Weiden	0.83	0.26
Alpen	0.24	—
Waldung	1.23	0.95
Sumpfland	2.23	0.55

Der Reinertrag beziffert sich somit durchschnittlich in Cisleithanien auf 3,36 Gulden pro Joch, in Istrien nur auf 1,58 Gulden. Dabei ist zu bemerken, daß in Cisleithanien der Ackerboden gegen 38 Proc., die Waldungen gegen 35 Proc., Wiesen, Gärten und Weingärten 13 Proc., Weiden, Alpen und Sumpfland 14 Proc. des Areals umfassen. In Istrien hingegen haben wir über ein Drittel der Oberfläche Wald, ein Drittel Weiden, und das letzte Drittel entfällt auf die anderen Kulturarten. Faßt man den Gesammtertrag ins Auge, so erhalten wir in Cisleithanien 62 Proc. vom Ackerbau, in Istrien hingegen nur 23 Proc., dafür jedoch vom Weinbau 27 Proc. Die Vertheilung der einzelnen Kulturgattungen beträgt in Katastraljoch

Ackerland	96 546
Wiesen	62 181
Gärten	28 086
Weingärten	81 777
Weiden	276 223
Wald	285 884
Sumpfland	1 776

Davon hat den meisten Ackerboden der politische Bezirk Pola, der Wiesengrund ist im Bezirke von Capodistria und Volosca am ausgedehntesten, die Gartenkultur in dem von Capodistria, der Weinbau in dem von Parenzo, die Weiden in dem politischen Bezirke Lussin, der Wald und das Sumpfland wieder in dem von Parenzo.

An Cerealien wurden im Jahre 1882 geerntet:

Weizen	174 190	Hektoliter.
Roggen	38 640	"
Gerste	112 800	"
Mais	164 870	"
Haidekorn	4 690	"
Hafer	48 290	"
Spelt	57 852	"

Im gleichen Jahre producirte Istrien 168 000 Hektoliter Wein, überdies Seidencocons, Oel und andere Südfrüchte. Hierzu mögen einige Bemerkungen gestattet sein. Die Weinkultur läßt noch viel zu wünschen übrig. Zwar sind einige Sorten, wie der Terrano, Refosco u. a., von vortrefflicher Güte, aber sie halten nicht lange. Der Grund ist in dem Umstande zu suchen, daß fast allerwärts die Traube sammt Stengeln und faulen Beeren gekeltert, der Wein nicht rechtzeitig abgezogen wird und die Keller durchweg wegen des unterlagernden Gesteins sich zu ebener Erde befinden. Gäbe es im Küstenlande, das etwa 260 000 bis 270 000 Hektoliter Wein erzeugt [1]), eine tüchtige Weinbauschule, dann müßte bald dieses Bodenprodukt preiswürdig ins Ausland verkauft werden können. Dermalen steht der Preis hierfür sehr niedrig und kostet ein leidlicher Tischwein an Ort und Stelle durchschnittlich 12 bis 15 Gulden, schlechtere Sorten 8 bis 12 Gulden, die besten Sorten 30 bis 50 Gulden pro Hektoliter, die anderwärts leicht den doppelten Preis erreichen könnten. Die Seidencocongewinnung wird immer geringer, einerseits wegen der Krankheit der Seidenwürmer, andererseits wegen des niedrigen Preises. Für den Oelbaum, der im größten Theile des Landes gedeiht, wird auch nur wenig gethan, weshalb die Qualität des Produktes eine sehr geringe ist, dies um so mehr, als in manchen Gemeinden nicht einmal eine ordentliche Oelpresse vorhanden ist, so daß die Leute die Frucht einfach in Bottichen austreten. Da von einer Raffinade kaum die Rede ist (das meiste Oel wird unraffinirt ausgeführt), darf man wohl sagen, daß der Fremde nicht bald irgendwo so schlechtes Olivenöl erhält als in Istrien. Und doch hat dasselbe hier so ziemlich die Stelle der Butter und des Rindsschmalzes zu vertreten. Die Ernte ist äußerst schwankend. So betrug dieselbe z. B. 1721 ungefähr 12 280 metrische Centner, 1791 gar nur 629 im venetianischen Antheil von Istrien, 1870 in ganz Istrien 37 674, 1871 nur 4763, 1875 etwa 20 800 metrische Centner. Noch schlechter steht es im mittleren Istrien mit der Obstbaumzucht. Hierfür wird so gut wie gar nichts gethan, obwohl hinlänglich bekannt ist, was dieselbe in einzelnen Küstenorten und im Görzischen (Wippachthal) abwirft. Daß man an Wegen und Straßen die besten Sorten von Aepfel- und Birnbäumen, Kastanien &c. pflanzen könne, fällt Niemandem bei. Ja ich stelle die Behauptung auf, daß manches Dorf im Lande nicht so viel Obst erzeugt, wie ein größerer Bauer im Norden der Alpen, und aus eigenen Erlebnissen darf ich es keck aussprechen, daß ich das schlechteste und theuerste Obst in Mittel-Istrien genossen habe.

Obwohl der Wald nominell eine große Fläche einnimmt, ist doch kein Land Oesterreichs außer Dalmatien so waldarm wie Istrien. Bei dem Umstande, daß ein großer Theil der Waldungen in kleinen Parcellen im Privatbesitze sich befindet, ist dies leicht erklärlich, da sich der Bauer für den Ausfall an anderen Bodenprodukten am Walde schadlos hält. Diesem Gebahren des Landmannes ist sogar im Landtage das Wort geredet worden. Human ist dasselbe für das lebende Geschlecht, grausam für die kommenden Generationen. Von der angeführten Waldfläche ist der überaus größte Theil nur Niederwald, der trotz der bestehenden Gesetze nur sehr unregelmäßig abgetrieben wird. An sehr bedeutenden Strafansätzen für die leichtsinnige Art des Abtriebes hat es seit Jahrhunderten nie gefehlt, aber befolgt wurden dieselben zu allen Zeiten nur nachlässig. Ich will das traurige Kapitel dieser Mißwirthschaft hier nicht weiter ausführen; es sei nur bemerkt, daß Forstinspector Scharnaggl nach den geringsten Ansätzen (150 Kubikfuß pro Familie) 1871 den jährlichen Bedarf für das Küstenland mit 10 107 510 Kubikfuß bezifferte, welchem ein jährlicher Holzzuwachs von 5 978 259 Kubikfuß gegenübersteht. Da seither die Bevölkerung nicht unbeträchtlich gestiegen ist, hat sich das Verhältniß naturgemäß verschlechtert und kann der Leser die Schlüsse daraus selbst ziehen [1]). Mit der Aufforstung steht es aber nicht besonders gut, denn die Kosten derselben wären so groß, daß ein umfassender Plan nur mit Reichshilfe zur Ausführung kommen könnte.

Eine Besserung der Verhältnisse dürfte sich jedoch schon dann ergeben, wenn die Holzausfuhr, die nach Venedig noch immer sehr beträchtlich ist, beschränkt und auf irgend eine Weise die Bahnen veranlaßt würden, billige Frachtsätze für Kohle in Anwendung zu bringen. Man sollte meinen, daß bei der Waldarmuth die einheimische Braunkohle ausschließlich im Lande verwerthet würde. Dem ist keineswegs so. Denn von den im Jahre 1881 gewonnenen 673 000 Centnern wurden 643 000 verfrachtet, aber über die Hälfte davon ging nach Italien, ein guter Theil nach Fiume und Dalmatien. Da ein großes Quantum der Weiden fast ausschließlich nur den

[1]) Diese Summe ist streng genommen nur in schlechteren Jahren richtig, denn 1872 hatte Istrien allein 248 512 Hektoliter trotz der Traubenkrankheit erzielt und es gab Jahre, in denen das Erträgniß sich auf gegen 600 000 Hektoliter belief.

[1]) Es sei erlaubt, hier auf meinen Artikel: „Der Waldbestand in Istrien einst und jetzt“ („Aus allen Welttheilen“, XV. Jahrgang, S. 279 bis 284) zu verweisen, wo die einschlägige Litteratur zu finden ist.

Schafen zu genügen vermag, die Wiesenfläche aber nicht allzu groß ist, steht es auch mit der Viehzucht numerisch nicht gut.

In vielen Fällen würde es sich empfehlen, den Wiesenbau auf Kosten des Ackerbaues auszudehnen, da das Erträgniß bei rationeller Wirthschaft sich wesentlich steigern ließe. Allein die Bevölkerung geht von der traditionellen Wirthschaftsmethode nicht ab. Längst hat man erkannt, daß wegen des Umstandes, daß die Trockenheit zu einer Zeit beginnt, wo der Mais in Blüthe kommt, es sich weitaus mehr empfehlen würde, Weizen zu bauen; allein der Istrianer baut trotz alledem konsequent seinen Mais und die noch leichter mißrathenden Hülsenfrüchte an. So ist's auch mit den Wiesen. Von einer qualitativen Hebung des Rindviehes ist noch weniger die Rede, obwohl gerade diese wesentlich durch die Nähe der Provinzen Krain, Kärnthen und Steiermark erleichtert scheinen dürfte. Freilich müßte man dann von der Gewohnheit abgehen, das Vieh das ganze Jahr hindurch auf die Weide zu treiben, müßte der Kleebau, der vor Eintritt der Trockenheit eine sehr reichliche Ernte abwerfen würde, in größerer Ausdehnung getrieben werden.

Allein das wäre gegen die Ueberlieferung, darf also nicht geschehen. Aehnlich steht es mit der Düngerbereitung.

Die nachfolgende Tabelle giebt über den Stand der Viehzucht Auskunft:

	Zählung vom 31. Decemb. 1869	Zählung vom 31. Decemb. 1880
Pferde	3 274	3 400
Maulthiere u. Esel	11 928	14 755
Schafe	265 233	255 434
Ziegen	7 845	1 747
Schweine	25 604	27 467
Rinder	46 863	53 602
Bienenstöcke	4079	2 979

Zunächst fällt die Abnahme der Ziegen auf, die in Verboten wegen der Waldschädigung ihren Grund hat, ebenso wie jene der Schafe. Schweine und Rindvieh haben sich relativ wenig vermehrt. Die Abnahme der Bienenzucht kann nur in der Lässigkeit der Bewohner zu suchen sein. Völlig stationär ist die Pferdezucht geblieben; denn 1857 (die betreffenden Angaben liegen uns nicht genau vor) betrug die Zahl derselben 2800, obwohl für 7 Bezirke die Zahl von dem anonymen Verfasser von „Istrien ꝛc." (Köhler?) nicht angeführt wird. Sie dürfte wohl damals noch größer gewesen sein als im Jahre 1869.

Die meisten Pferde besitzt der politische Bezirk Parenzo, die meisten Maulthiere und Esel der von Capodistria; die größte Zahl Rinder weist Pisino auf, die Schafzucht ist am stärksten auf Lussin und im zuletzt genannten Bezirke vertreten, in der Schweinezucht halten sich Parenzo und Capodistria die Wage.

Neben Ackerbau und Viehzucht bringt auch die Seefischerei einen nicht unbeträchtlichen Gewinn, wenngleich auch für sie noch sehr vieles zu thun übrig bleibt. Die jährliche Menge betrug innerhalb des Quinquenniums 1877 bis 1881 in den Hafenkapitanaten

	Meter-Ctr.				
Rovigno	5454	im Werthe von	132 393	Gulden	ö. W.
Pola	4133	„ „ „	115 562	„	ö. W.
Lussin	3542	„ „ „	70 254	„	ö. W.

Von Belang ist namentlich die Sardellenfischerei, die der Meerbarbe und im Quarnero und seinem Inselgebiete der Thunfischfang. In Isola und Rovigno bestehen Fabriken, welche die Bereitung der Sardellen in Oel nach dem Muster derer von Nantes mit großem Erfolge betreiben. Im ganzen Küstenlande werden jährlich weit über eine Million Blechschachteln verschiedener Größe damit gefüllt. Es ist bezeichnend, daß die Unternehmungen in den Händen von Franzosen liegen.

Nicht unerwähnt darf die Gewinnung von Seesalz bleiben, wenngleich die Erzeugung im Allgemeinen geringer ist als ehedem, weil die Regierung die Höhe des jährlichen Erzeugnisses bestimmt. Während man um 1860 noch an 830 000 Wiener Centner erzeugte, betrug die Salzgewinnung 1881 bei einer Arbeiterzahl von 4433 Köpfen 315 000 Metercentner im Handelswerthe von 2 153 000 Gulden. Pirano und Capodistria haben die Seesalzgewinnung fast ausschließlich in Händen.

Bergbau wird dermalen in Istrien nur auf Braunkohle zu Carpano und Vines bei Albona betrieben. Die kohlenführenden Schichten wurden um die Mitte des 17. Jahrhunderts abzubauen begonnen, kamen 1837 in den Besitz des Barons Rothschild und gehören seit 1881 der Trifailer Kohlengewerks-Gesellschaft. Das Erträgniß betrug 1845 nur 42 000 Centner, 1875 schon 330 547, 1881 hingegen schon 673 000 Centner. Schürfungen auf Kohlen wurden auch bei Gherdoselo in der Nähe von Pisino und am Monte Maggiore bei Bragna vorgenommen, führten aber zu keinem günstigen Resultate. Bei Rovigno, Pola, Rabaz und Albona wird hydraulischer Kalk gewonnen, und von Belang ist auch hier und da der treffliche Baustein, von dem namentlich in den uralten Steinbrüchen bei Pola viel gebrochen wird. Mit diesem Stein bauten nicht nur die Römer die Stadt Pola aus und um, sondern auch die Venetianer führten Tausende von Schiffsladungen nach der Lagunenstadt. Dermalen wird dortselbst der Stein für den Unterbau der neuen Kaiserburg in Wien beschafft.

An Heilquellen besitzt Istrien die Schwefeltherme von St. Stephano unweit von Montona mit 32° C. Wärme; wegen Mangel an komfortablen Badeanstalten ist der Besuch aber nur sehr gering. Der Gedanke, eine solche für die Marine zu errichten, ist leider bisher nicht zur Ausführung gekommen.

Skizzen aus dem Haussaland.

Von Ernst Hartert.

II. (Schluß.)

Die echten Fulbe lieben noch immer ein ungebundenes, freies Nomadenleben und leben noch großentheils vom Ertrage ihrer Heerden. In dem feuchten, fruchtbaren, an Oel- und Fächerpalmen reichen Thale von Panda trafen wir zur trockenen Zeit viele Fulbe von edlem und wohlhabendem Aussehen, welche in der Regenperiode in der Umgegend von Kano leben, wo sie guten Absatz für ihre Erzeugnisse finden. Die Frauen dieser Fulbe waren die schönsten, die ich in Afrika gesehen habe, aber nur bis zu einem gewissen Alter, über welches hinaus sie wie die Negerweiber infolge der vielen, harten Arbeit und des jahrelangen Säugens der Kinder ungemein rasch verblühen. Die Fulbe sind so ganz

anders, als alle übrigen von mir gesehenen Stämme Afrikas, daß ich sie mit dem besten Willen nicht zu den Negern zählen kann. Einige Zweige der Fulbe behaupten von den Beni Israel oder Juden abzustammen, eine Ansicht, die in der Gelehrtenwelt mit Recht keinen Anklang gefunden hat, die aber doch gewiß werth wäre, weiter verfolgt zu werden. Dieselbe Ansicht vertritt Herr José Zweifel, der bekannte Entdecker der Nigerquellen, welcher die Fulbe sehr gut kennt, sowohl jene, die unter dem edlen El Hadschi Futah Dschallon eroberten, als auch jenen von ihm sehr gerühmten Stamm, der unter dem tapferen Buba das heutige Buba-n-Dschidda gründete, einen weit am oberen Benuë gelegenen Ort, an dem „Milch und Honig fließen" soll. Die unverfälschten Fulbe sind scheu und zurückhaltend, strenge Mohammedaner, haben mehr Interesse für Natur und Jagd als die Haussa, führen ein geordnetes Familienleben und sind treu und beständig in der Ehe, sollen auch fast immer nur eine Frau haben. Die Sklaven haben im Allgemeinen lieber Haussaherren, weil die Fulbe leicht zur Herrschsucht und Grausamkeit neigen sollen. Die Gastfreundschaft im Haussalande ist groß, aber eines besonderen, überschwenglichen Lobes nicht werth. Wir finden Gastfreundschaft bei so manchen tiefstehenden Völkern, weil eine gegenseitige Gastfreundschaft in der ganzen Lebensweise begründet ist, und sie kann bei einem Volke, bei welchem Geschäftsreisen an der Tagesordnung sind, nicht überraschen. Gewöhnlich haben die Reicheren besondere Hütten für Fremde bereit stehen; andere gewähren gern Obdach in der Hoffnung auf reiche Geschenke, die namentlich bei den Weißen erwartet werden.

Die Lügenhaftigkeit und Betrügerei der Haussa ist im Inneren Afrikas sprichwörtlich. Als wir uns über ein kühnes und noch dazu zweckloses Lügengewebe im höchsten Grade entrüstet zeigten, da zuckte Dan Tambari, der jüngere von Flegel's Begleitern in Berlin, der doch selbst ein Haussa war, lächelnd die Achseln und sagte: „Wie könnt ihr euch darüber so wundern? Die Leute sind Haussa!"

Die Ehe wird unter den Haussa nicht selten gelöst, und wenn die Frau im Stande ist, die bei der Verheirathung empfangene Brautgabe zurückzugeben, so kommt es vor, daß sie ohne triftigen Grund ihren Mann verläßt und nach einem anderen sucht, eine Gewohnheit, die eine große Lockerheit der Sitten hervorbringen muß. Auch außerhalb der Ehe ist der geschlechtliche Umgang bei den Haussa ein leichter, bei den Fulbehirten soll es damit strenger gehalten werden.

An den Höfen der Sultane in Saria, Kano, Sokoto, Wurnu u. a. leben junge Frauen, welche im Gefolge der Großen, nach Art der Männer reitend, angethan mit bunten Gewändern und reichem Schmuck, mit Gesang den Zug unterhielten; doch dienten diese Singfrauen auch zur Kurzweil im Quartiere, dürfen keine legitime Ehe eingehen und sind für die Vornehmen, von deren Freigebigkeit sie leben, reservirt.

Junge Mädchen pflegen bei den Haussa im Allgemeinen nicht sehr verschämt zu sein; gewisse „Schwerenöther" unter unseren Trägern von gutem Aussehen und feurigem Blick fanden fast in jedem Orte Freundinnen, die sich ihnen hingaben, und wir erlebten mehrfach den Auftritt, daß beim Anmarsche junge „Mädchen" einen Träger am Gewande hielten, weil sie sich nicht genügend belohnt glaubten!

Eine für Einführung europäischer Civilisation nicht zu unterschätzende Eigenschaft ist die schon erwähnte religiöse Duldsamkeit der Haussa; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der strenge Islam jener gegenüber das größte Hinderniß ist. Es ist die mohammedanische Religion in vielen Gegenden durchaus nicht so sehr tief in das Volk der Haussa eingedrungen, da namentlich die weniger Gebildeten selten mehr davon angenommen haben, als einige Gebete und Aeußerlichkeiten derselben.

Wenn es schon bekannt genug ist, welch' unerhörter Aberglaube bei strengen Mohammedanern — ich erinnere nur an Marokko — grassirt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß solcher auch bei den Haussa einen fruchtbaren Boden findet. An alles Unerklärte, Ungewöhnliche und Großartige knüpft der Aberglaube, die Sage, das Märchen an. Durch Fabeln begründet, mit Legenden umwebt werden die auffallenden Formen, die sonderbaren Gewohnheiten der Thiere, Aberglaube knüpft sich an die Naturerscheinungen, Sage an die Gestalten bedeutender Männer und tapferer Krieger. Ganz nach unseren alten Märchen klang es, als uns berichtet wurde, daß der Räuberfürst Aruna, ein Freibeuter aus Kano, dessen Schaaren weithin das Land verwüsteten, Sklavinnen und Vieh raubten, unverwundbar sei, daß er zwischen sieben Felsen mit sieben Städten eingeschlossen ein ungeheures Feld besitze, ein Feld so groß, daß eine Belagerung nicht möglich sei, daß er selbst so groß und dick sei, daß sein Pferd jedes Maß an Größe übersteige und 100 Sklaven gekostet habe, daß er eine Hand so groß, wie eine Männerbrust, einen Arm so dick wie ein Weiberschenkel habe, daß er einen Speer aus dem Stamme der Dattelpalme führe und daß alle seine Stärke daher rühre, daß er allabendlich ein ganzes Schaf verzehre. Nach den Erzählungen eines jungen Mannes in Saria hat früher ein anderer Freibeuter diese Schaaren geführt, welcher ebenfalls für gewöhnliche Menschen unverwundbar war. Nur ein Blinder, so war prophezeit worden, könne ihn tödten, und in der That ging diese Prophezeiung in Erfüllung. Beim Angriff auf eine feste Stadt ritt er hohnlachend an den Mauern vorbei, alle Geschosse wichen vor ihm aus, oder prallten machtlos ab. Da schleppte man einen Blinden herbei und gab ihm Bogen und Pfeil in die Hand. Ein schriftgelehrter Königssohn richtete den Pfeil auf den Schrecklichen, der Blinde zog den Bogen und ließ fahren — der Räuber sank machtlos durchs Herz getroffen vom Pferde.

Der Aberglaube beherrscht auch die gesammte Medicin. Koransprüche in Lederkapseln am Körper getragen oder verschluckt, sind das gebräuchlichste Heilmittel gegen Krankheiten, Naturfehler und Gebrechen. Das Fieber wird besprochen. Die Stirn des Kranken wird bespien, darauf unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen nach Osten hin die Finger abwechselnd auf den Erdboden gedrückt und zur Stirn gebracht, welche mit starkem Druck nach den Seiten hin gestrichen wird, eine Ceremonie, die unter leise gemurmelten Koransprüchen wohl fünf Minuten anzudauern pflegt. Die Massage ist nicht unbekannt. Bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen lassen sich die Männer von ihren Sklaven oder Sklavinnen kneten, und behaupten, gute Erfolge zu erzielen. Abführmittel und stopfende Speisen sind natürlich wohl bekannt, und ebenso werden Wunden oft verhältnißmäßig schnell geheilt, ja auch gegen das Fieber giebt es verschiedene Tränkchen, die augenscheinlich eine wohlthuende Wirkung ausüben, namentlich wie die gegen Erkältungen gebrauchten, den Körper in Schweiß versetzenden. Aus dem unheimlichen Dschuf, dem Leib der Wüste, kommen durch die Tuaregs runde Kugeln von großer Kraft gegen den Biß giftiger Schlangen, aus allerhand Unsinn zusammengeschmiert und durch die Berührung mit einer Schlange recht wirksam gemacht. Aehnliche dunkle Kugeln wirken gegen den dicken Bauch und übermäßiges Essen.

Gegen mancherlei Beschwerden gilt auch die Kolanuß als heilsam, ohne daß sie wohl gerade für diese Fälle wirksam sein mag. Ueber die Kola- oder Goro-Nuß, welch' letzteren Namen sie bei den Haussa führt, ist in

letzter Zeit Verschiedenes geschrieben worden und es dürfte zu erwarten sein, daß in Folge der auf diesen Gegenstand hingelenkten Aufmerksamkeit einige der ohne Zweifel werthvollen Eigenschaften dieser Nuß für uns nutzbar gemacht werden. Auch im „Globus" (Bd. 51, S. 283) befand sich ein lehrreicher und höchst interessanter Artikel über die Kolanuß, welcher mich, der ich über ein Jahr in den Gegenden lebte, in welchen sie genossen wird, auf das Höchste fesselte. Einzelne der in jenem Artikel enthaltenen Bemerkungen dürften in ihrer Allgemeinheit nicht immer gültig und z. B. für die Haussaländer nicht zutreffend sein. Die Angabe, daß die Kolanuß gegen Durchfall wirksam sei, kam mir sehr überraschend, da mein Reisegefährte Staudinger und ich schon nach geringem Genuß der frischen Nüsse die entgegengesetzte Wirkung zu verspüren pflegten. Für die Haussagegenden absolut nicht zutreffend ist die Bemerkung, daß mit der Gabe der weißen Nuß das Wohlwollen, mit der der rothen ein Uebelwollen oder gar eine Feindschaftserklärung verbunden werde. Beide werden bei den Haussa je nach dem Vorhandensein und Vermögen des Gebers als freundschaftliche Gaben gereicht. Daß ein Esel in Haussa 5000 Kauri kostet, ist nicht als Regel aufzustellen, denn im Lande selbst schwankt der Preis nach Gegend und Jahreszeit sehr, ist aber im Allgemeinen viel höher. Bei der chemischen Analyse am Schlusse dürfte vergessen sein: Theobromin 0,23. Sehr viele Europäer essen ja die Kola sehr gern, doch ist das ebenfalls Geschmacksache; so konnte ich z. B. keinen Genuß darin entdecken. Der nachfolgende süße Geschmack machte allerdings das Wasser sehr süßlich schmeckend. Einiges über eine große, innen weißgelbe, aus Adamaua gebrachte Art (wahrscheinlich Sterculia macrocarpa?), die von den Haussa hanurúa genannt wurde, und eine dunkelrothe bis violette am unteren Niger gedeihende Art, habe ich in Petermann's Geograph. Mitth. 1887, Heft VI, mitgetheilt.

Zahlreich sind die Mittel gegen die leider nur zu oft geschwächte Manneskraft. Da ist vor allen Dingen gagai, eine kleine Scitamineenknolle, die, gerieben und in Wasser gekocht, große Wirkungen hervorbringen soll. Madugu dan Tambari suchte sehr eifrig nach dieser Knolle und behauptete vorübergehenden Erfolg gehabt zu haben. Eine große Rolle in der Medicin spielt der Kimbapfeffer (Xylopia aethiopica DC.), der sowohl äußerlich zu Einreibungen, als innerlich gegen Husten und Magenschmerzen genommen wird. Von den Schönheitsmitteln sind namentlich das Färben von Händen und Füßen mit henna oder lali, das Färben von Zähnen und Lippen, das Blaufärben der Augenlider mit pulverisirtem Bleiglanz, das sehr gewöhnliche Feilen der Zähne, Fetteinreibungen u. dergl. in Gebrauch; das Tatuiren und Einschnitte im Gesicht dienen häufiger als Stammes- oder Familienabzeichen.

Es ist kein Wunder, daß von den Weißen übernatürliche Heilmittel erwartet werden. Mehr als einmal sollten wir Frauen Medicin geben, damit sie Kinder bekämen. Unser heidnischer Gastfreund Djato in dem Felsennest Kului im Gebirge der Korro-Kadarra bat uns, als er sich nach überreichlichem Genusse eines aus Sorghum bereiteten Bieres höchst elend fühlte, um eine Medicin gegen den Tod. Ein junger Mann, der mich auf einer Sammel-Excursion bei Loko am Benuë begleitete, glaubte fest, ich sei gegen den Biß giftiger Thiere gefeit. Leider verhält es sich mit den Mitteln der Europäer nicht so. Gegen das Fieber, das in allen Gegenden der Haussaländer aufzutreten scheint, haben wir doch noch immer kein genügendes Mittel. Dysenterie und Magenerkrankungen sind dort an der Tagesordnung, die Haut ist mannigfachen Erkrankungen unterworfen. Trotzdem ich für meine Person nicht die geringsten nachtheiligen Folgen meines an Komfort und rationeller Lebensweise doch nicht gerade reichen Aufenthaltes in den Haussastaaten verspüre, halte ich doch dafür, daß in ihnen die Gesundheit auch des kräftigsten Europäers im Allgemeinen sehr gefährdet ist. Wenn auch in gesunden Wohnungen, bei guter Verpflegung, ruhigem, arbeitsamem Leben sich Vieles ertragen läßt, und der Kaufmann, wenn er nur etwas auf seine Gesundheit achtet, dort Mancherlei erreichen kann, so kann dort doch niemals ein deutscher Arbeiter thätig sein, was nicht oft genug betont werden kann.

Nicht die gesammten Reiche von Sokoto und Gandu sind mohammedanisch. Außer den unumterworfenen Stämmen des Nordens leben, theils friedlich, theils in selten unterbrochener Fehde mit den Herren des Landes, viele Heiden in deren Gebieten. Während wir friedlich mit unserer Karawane durch die Dörfer der Korro und Kadarra zogen, führte der Herrscher von Anassarawa (jener Provinz, die sich bis über den Benuë erstreckt, und in der Loko liegt) Krieg mit den heidnischen Koto und Afo, deren Wohnsitze bis an den Benuë reichen. Die religiösen Gebräuche und Anschauungen dieser heidnischen Stämme sind fast gänzlich unbekannt, doch stehen sie ohne Zweifel auf einer sehr niedrigen Stufe.

Sklaverei ist bei den Mohammedanern und Heiden üblich. Es ist in neuerer Zeit schon von vielen Seiten betont worden, daß die Sklaverei bei den Mohammedanern viel milder gehandhabt wird, als der „humane" Europäer gewöhnlich glaubt. Wenn dies schon bei dem harten Araber der Fall ist, so muß es bei dem im Allgemeinen weicheren Haussamanne erst recht sein. Nicht nur, daß den Sklaven überhaupt gewisse Rechte zustehen, nehmen sogar die Sklavinnen nicht selten angenehmere Stellungen ein, als die von vornherein frei gewesenen Frauen, was zum Theil darin begründet ist, daß Sklavinnen stets nur aus Neigung geheirathet werden und daß sie dann ihrem Manne aus Dankbarkeit, Liebe und begreiflicher Klugheit in fester Treue anhängen, während die frei gewesenen Frauen, wie wir gesehen haben, nicht selten einen eigensinnigen Kopf haben und sich nach Veränderung und Verbesserung sehnen, die ihnen oft auch zu Theil wird, während die entlaufene Sklavin mit allen Mitteln der Gewalt zurückgebracht werden kann und harte Strafe verdient hat. Die entlaufene Sklavin kann so lange zu ihrem früheren Herrn zurückgebracht werden, als sie nicht von einem anderen Manne, der sie gefunden oder gefangen, oder in dessen Schutz sie sich begeben hat, der Form nach verkauft worden ist. Ist der Kauf aber endgültig abgeschlossen, so hat der frühere Herr das Recht verloren. In Haussaland nehmen zuweilen auch Sklaven an den Höfen der Sultane einflußreiche Stellungen ein, und selbst der niedrigste Sklave wird selten ohne Grund geschlagen. Wer sich einer grundlosen Grausamkeit gegen seine Sklaven schuldig macht, kann angeklagt und in Strafe genommen werden. Andererseits sind die Strafen für wirkliche Vergehen hart genug; doch muß in Erwägung gezogen werden, daß dort auch freie Verbrecher zu ganz anderen Strafen, als zu kostenloser Verpflegung, wie in den hochcivilisirten europäischen Staaten, verurtheilt werden.

Sehr wenig human wird bei größeren Sklaventransporten verfahren, und die zur Erlangung der Sklaven geführten Kriege sind voll von empörenden Grausamkeiten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele Kriegszüge gegen heidnische Unterthanen und Nachbaren in erster Linie unternommen werden, um Sklaven zu fangen. Die Lehre des Koran, den Islam mit Feuer und Schwert über die Lande hin auszubreiten, dient dabei als ein schöner Deckmantel. Trotzdem die Ausfuhr von Sklaven nach Europa und Amerika

lange aufgehört hat, findet im Inneren des dunklen Kontinents noch immer ein schwunghafter Handel damit statt und die Araber führen noch viele nach Norden und Osten hin, wo sie vielleicht als „Diener“ gehalten werden, was man leicht begreift, wenn man weiß, wie sogar Weiße an den Küsten nicht nur Sklaven von den befreundeten Häuptlingen als Geschenke anzunehmen gezwungen sind, sondern auch zuweilen außer Stande sind, andere Arbeiter zu bekommen, als gekaufte Sklaven. Hiermit soll gegen Niemanden ein Tadel ausgesprochen werden, denn es ist sicher, daß es von dem Weißen oft sehr unklug sein und Feindschaft und Unhaltbarkeit seiner Stellung zur Folge haben würde, wenn er ohne Rücksicht mit den bestehenden Gebräuchen des Landes, das er als Fremder bewohnt, brechen wollte.

Die Kriege, Sklavenverfolgungen und die Feindseligkeit der heidnischen, wenig abhängigen Stämme in den Bergen und in den Tiefen der Wälder bedingen eine gewisse Unsicherheit des Landes, obwohl man im Allgemeinen sicherer reist, als man es bei dem Mangel an obrigkeitlicher Gewalt erwarten sollte. Der reisende Kaufmann hat in den bewohnteren Strichen keinerlei Plünderung oder Belästigung zu befürchten, wofern nicht gerade beutegierige Schaaren der unabhängigen Gobirri oder Maradi vom Südrande der Wüste, einzelne heidnische Gemeinden im Inneren des Landes, oder die gefürchteten Freibeuterhorden des schon erwähnten Aruna die Gegend durchstreifen. Es scheint besonders die trockene Zeit zu sein, in der diese Raubzüge und überhaupt die meisten Kriege stattfinden, was denn auch wohl sehr erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß in der Regenzeit vorzugsweise das Land bestellt wird, daß in ihr das Lagern im Freien beschwerlich und ungesund ist, die späterhin völlig trockenen Ströme und Bäche als reißende Gewässer dem Uebergange die größten Hindernisse entgegensetzen. Das Land erfährt durch diese Kriege oder besser gesagt Raubzüge die mannigfachsten Veränderungen.

Während wohl im Laufe der Jahre auch in den Haussaländern hier und dort neue Dörfer entstehen, andere durch günstige Bodenverhältnisse oder gute Lage an begangenen Handelsstraßen sich vergrößern und weiterhin ihre Felder ausdehnen, andererseits wiederum Brände und Ueberschwemmungen die Orte zerstören, sind doch die bemerkbarsten Veränderungen der Gegend die durch Kriege und Raubzüge entstandenen. Ueber die Veränderungen der Gegend von Loko habe ich schon in Petermann's Geograph. Mitth. 1887, Heft VI, gesprochen. Im Jahre 1886 wurde der Ort Ubé (siehe unseren Bericht in den Mitth. der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland 1887, Band 5) von Heiden aus dem Abutscha-Territorium angegriffen und von seinen Bewohnern verlassen, welche in die Felsen von Indu flüchteten. Ein Theil der großen Handelsstadt Keffi Abd-es-Senga wurde vor einer Reihe von Jahren von Saria wegen Unbotmäßigkeit zerstört; vor Kurzem führte gegen Keffi sogar der kleine Herrscher von Anassarawa erfolgreich Krieg und stand auch wieder im Juni 1886 mit einigen Großen jener Stadt wegen Sklavenstreitigkeiten auf sehr gespanntem Fuße. Der blühende Ort Kaschia wurde im April 1886 zerstört, Gidan Garba (Libere) war verlassen. Mehrfach fanden wir alte Ruinen auf dem Marsche; von Bamaschó, Dagorga, Gankaro konnten wir noch die Namen ermitteln und auf unserer Routenkarte in den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft verzeichnen. An manchen Städten, am meisten in Ribako, zeigen verfallene, rauchgeschwärzte Häuser oder alte Ringmauern an, daß sie früher größer waren; selbst bei Saria sind an der Nordseite noch die Reste der alten Mauer sichtbar, die vor dem Einfall der Fulbe die Stadt umzog.

Obgleich die Kriege dort meist nur zerstörende Wirkungen hinterlassen, entstehen doch durch dieselben auch zuweilen neue Dörfer und Städte. Oft rasten nämlich die Heere lange an einem Orte und bauen feste Kriegslager, sansanni genannt, die dann später weiter bewohnt werden. Die meisten oder alle mit dem Worte sansanni zusammengesetzten Ortsnamen dürften auf solche Art entstandenen Plätzen angehören.

Aus allen, über unsere Reise veröffentlichten Berichten dürfte der Leser leicht ersehen, daß im Allgemeinen noch immer dieselben Verhältnisse bestehen, wie zu Barth's Zeiten, sowie auch, daß in diesen interessanten Landen noch unendlich viel des Neuen zu erforschen und zu erkunden ist. Wie man weiß, daß manche, ja die meisten bedeutsamsten Forschungen hier von Deutschen gemacht worden sind, so wird man auch nicht daran zweifeln, daß auch fernerhin noch viele deutsche Männer bereit sein werden, gleich uns dort ihr Gut und Leben im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes zu wagen — um so mehr ist es von unserer Seite zu bedauern, daß einer von Flegel's hauptsächlichsten Plänen, die Gegend zwischen dem Benue und dem Tsad-See zu erforschen, nun, wie es den Anschein hat, von Engländern ausgeführt werden wird, und daß überhaupt augenblicklich in Deutschland das Interesse für jene Länder in den Hintergrund getreten ist; doch darf hierbei auch nicht verkannt werden, daß von England aus viel beträchtlichere Geldmittel für dergleichen Zwecke geopfert werden, als sie in der Regel den deutschen Forschern zu Gebote stehen.

Hoffen wir immerhin, daß auch ferner noch deutscher Fleiß, deutscher Muth und deutsche Thatkraft zur Erforschung dieser Länder beitragen werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Es sind noch kaum fünf Wochen vergangen, daß zwei Brüder von Quast, der eine Rittmeister, der andere Landrath, uns um Instruktionen und Hilfsmittel für eine Reise im nordwestlichen Kleinasien ersuchten und sich in vollster Manneskraft, entschlossen, Geographie und Archäologie der zu durchreisenden Gebiete nach Kräften zu fördern, verabschiedeten. Ihre Vertrautheit mit den topographischen Aufnahmen, mit Photographiren u. s. w., ihre Ausrüstung mit Instrumenten ließ auf reiche Ausbeute für die Wissenschaft hoffen. Da kommt aus dem durch seinen Meerschaum berühmten Eskischeher die erschütternde Nachricht, daß Siegfried von Quast, der Landrath des Kreises Neu-Ruppin, nach kurzer Krankheit daselbst am 31. Oktober im 46. Lebensjahre verschieden sei — ein trauriger Ausgang einer so frisch und schaffensfreudig begonnenen Reise!

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

V.

Der 21. März brachte einen interessanten Fund, Emailleziegel, die zusammen einen vollständigen Fries von 72 cm Höhe bildeten, bestehend aus weißen, durch ein gelbes Band verbundenen Palmetten, darüber und darunter gelbe und grüne Zacken u. s. w. Bei weiterem Nachsuchen entdeckte man außerdem noch ein werthvolleres Stück: auf blauem Grunde eine weiße Schnauze, ein gelbes Nasenloch und einen aus fünf dicken Haaren gebildeten Bart eines phantastischen wilden Thieres; über der geschickt nachgebildeten und mit milchfarbenem Email bedeckten Kaumuskel ein rundes Auge, alle Farben frisch und wohlerhalten. Das Ganze erinnerte an die steinernen Löwen, welche die Paläste der assyrischen Herrscher schmückte. Ueber den oberen Zacken des Frieses bemerkte man ferner eine weiße Tatze in Hautrelief, die auf einem grünen und gelben Bande stand und zwei gelbe Klauen zeigte. Alles aber wurde zunächst wieder dick mit Erde bedeckt, um erst später wieder freigelegt und gehoben zu werden. Diese Vorsicht empfahl sich um so mehr, als der Barometer fiel und mehrere Tage wieder ohne Unterlaß gewaltiger Regen herabströmte. So sehr derselbe auch die Ausgrabungen verzögerte und die Verproviantirung des Lagers erschwerte, so hatte er doch auch sein Gutes; denn im Graben F des Tumulus Nr. 2 war durch seine Einwirkung das Erdreich abgestürzt und hatte die Stirnseite einer aus großen Lehmziegeln bestehenden, außerordentlich gut ausgeführten Mauer bloßgelegt. Um diese durch die Schutthaufen weiter zu verfolgen, wurden die besten Arbeiter angestellt.

Der 25. März brachte unter die Arbeiterbevölkerung des Lagers eine große Bewegung; unten in der Ebene zogen schwer bepackte Büffel, Kühe und Kameele entlang: Kerim Chan veränderte seinen Lagerplatz, weil zwischen seinen Luren und Ali Chan, dem Häuptlinge der Segvends, Krieg ausgebrochen war. Letzterer hatte aus Anlaß der Hochzeit seiner Tochter mit dem Sohne des Mozaffer el-Molk das Land zu verwüsten begonnen; seine Reiter plünderten schonungslos einzelne Reisende, und seine Kameele jagte er in die Gerstenfelder der Luren. Nun folgten allerhand Scharmützel und Reiterkämpfe; Ali Chan's Sohn wurde dabei verwundet, aber die Luren unter Anführung des Mohammed, Kerim Chan's Sohn, mußten sich doch vor den überlegenen Segvends zurückziehen und flüchteten sich in die Nähe der Ruinenhügel, in der Hoffnung, bei den Franzosen Beistand zu finden, eine Zumuthung, welche diese von der Hand wiesen, da ein Eingehen darauf eine Fortsetzung der Ausgrabungen unmöglich gemacht hätte. Zwei Stunden, nachdem Mohammed mißmuthig über seine Zurückweisung das Lager Dieulafoy's verlassen hatte, erstieg ein zahlreicher Haufen Nomaden den Tumulus und drängte sich in das Zelt, voran eine reinlich gekleidete Frau, gefolgt von alten, schmutzigen, runzeligen Weibern. Der Stamm Kerim Chan's zerfällt nämlich in zwei Theile von ungleicher Bedeutung; der größere steht unter seiner Leitung, der schwächere unter derjenigen seines Bruders Papi. Und des letzteren Gemahlin, halb arabisch, halb persisch gekleidet,

war die Besucherin, eine Frau von regelmäßigen Zügen, lebhaften Augen und intelligenter Physiognomie. Aber auch ihr Bemühen, die Hilfe der Fremden durch Bestechung zu gewinnen — sie bot der Madame Dieulafoy all ihren Schmuck und noch viele andere Schätze — blieb ohne Erfolg. Als die Gäste sich empfohlen hatten, war ein Paar Pantoffeln mit ihnen verschwunden; dafür aber war zahlreiches Ungeziefer im Zelte zurückgeblieben.

Am folgenden Tage, und zwar in aller Frühe, wie es dort die Sitte erheischt, erwiderte Madame Dieulafoy den Besuch; mehrere Luren holten sie ab und begleiteten sie, trotzdem beide Lager noch nicht einen Kilometer von einander entfernt waren. Während sie den Nordabhang des Tumulus hinabstieg, konnte sie die braunen Behausungen der Nomaden übersehen und war überrascht, wie symmetrisch dieselben aufgestellt waren. Auf einem erhabenen Platze stand, höher wie die übrigen, das Zelt des Häuptlings, während andere, alle gleich an Gestalt, Farbe und Größe, sich zu beiden Seiten einer Straße regelmäßig an einander reihten; tiefer, gleichsam als Vorposten, ein viereckiges Lager; zwischen den Reihen ein weiter Raum, in welchen des Nachts die Heerden des Stammes, aber diejenige eines jeden Besitzers für sich, eingepfercht werden; das Ganze bewacht von großen, gelben Hunden, die sich kläffend auf die Fremde stürzen und mit Erdschollen zurückgejagt werden müssen. Eine dicke Frau — Bibi Msauda, Kerim Chan's legitime Frau und Schwägerin der Papi Chanum — erhebt sich bei Madame Dieulafoy's Eintritt in das Zelt schwerfällig und bittet sie, sich neben ihr niederzulassen.

Der Einrichtung eines Nomadenhäuptlings fehlt es etwas an Komfort. Mauern und Dach seiner Behausung bestehen aus Ziegenhaar und spannen sich schief über krumme Aeste aus; immerhin umschließen sie einen großen Raum, der in einzelne Abtheilungen getheilt ist; natürlich dienen die leicht verstellbaren und aufzurollenden Scheidewände höchstens dazu, den Einblick zu hindern. Dort stehen hölzerne, bunt bemalte und mit einem plumpen Hängeschloß versehene Koffer, auf einer Matte das Bettzeug und die Decken der Familienmitglieder, verzinntes Kupfergeschirr, wie Näpfe, Töpfe, Teller, Kaffeegeräth, eine Mühle, ein eiserner Mörser zum Enthülsen des Reis — das war alles. Des Erzvaters Jakob Wohnung und Einrichtung wird nicht viel anders ausgesehen haben.

Sämmtliche Frauen, welche die Französin eng umringten und ihr fast die Luft benahmen, waren mit Ausnahme von Bibi Msauda und ihrer beiden Schwiegertöchter ganz elend gekleidet. Sie würden unter ihren Blousen von blauer Baumwolle, deren ausgefaserten Saum sie durch jeden Schmutz und Mist schleifen, frieren, wenn nicht eine dicke Schmutzschicht, die nur an den Gelenken Risse zeigt, den Zutritt der umgebenden Luft verhinderte. Niemals waschen sich diese Weiber, selbst nicht, wenn sie ins Wasser fallen oder die großen Flüsse der Ebene schwimmend kreuzen. Die Kinder, welche unter ihrer Obhut stehen, sind natürlich nicht reinlicher, und es kostete der Französin die größte Ueberwindung, einen Knaben von 20 Monaten, der in seinem Leben noch niemals gewaschen worden war, und ihr zum Bewundern und Liebkosen gereicht wurde, zu küssen. Das Gespräch drehte sich natürlich nur um Kleider und Schmuck und bot nichts von Interesse.

Araberin mit einem Schilfbündel. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Indessen fing die Nachbarschaft des Nomadenlagers an, lästig zu werden. Nachdem schon in der Nacht des 26. März ein Versuch gemacht worden war, Küchengeräth zu stehlen, verschwanden in der folgenden Nacht die wenigen vorhandenen Hühner. In der nächsten Nacht aber machten berittene Araber einen Ueberfall auf das lurische Lager und entkamen mit geraubtem Vieh und Sachen bis auf einen, den eine Lurenkugel vom Pferde holte, und der anderen Tages auf ein Maulthier geladen und ohne Sang und Klang in einem Loche beim Grabe Daniel's verscharrt wurde. Am nächsten Morgen aber erschien der ganze Luren-Stamm bei den Ausgrabungen, vertrieb die an Zahl viel schwächeren Araber und Dizfuler, rührte keinen Finger, aber forderte vollen Lohn. Dieulafoy mußte alle Arbeit einstellen und erklären, er werde keinen Pfennig bezahlen; aber erst, als Kerim Chan mit seinem Bruder und seinen Söhnen erschien, und mit seinem Stocke auf seine Unterthanen losschlug, stieb die Menge, deren Zahl an 600 betrug, aus einander; um Mittag herrschte wieder vollständige Ruhe in den Gräben.

Aber die Vertriebenen sannen auf Rache und suchten in der nächsten dunklen Nacht die aufgefundenen Steinreste dadurch zu zerstören, daß sie die kleinen Bruchstücke gegen die größeren warfen. Nur dem Umstande, daß der Stein hart und die Luren faul waren, war es zu danken, daß der angerichtete Schaden nicht allzu groß war; immerhin waren einige Blöcke geplatzt und Inschriften zerstört. Auf Dieulafoy's Beschwerde versprach Kerim Chan, dem ersten seiner Unterthanen, der sich Nachts bei den Gräben sehen lassen würde, den Kopf abzuschneiden, auch nächstens sein Lager abbrechen und mehr in die Nähe von Scheich Ali verlegen zu wollen. Aber trotz dieser Verheißungen ließ Dieulafoy

die weniger schweren Steine und eine sehr zierliche Säulenbasis mit einer dreisprachigen Inschrift des Artaxerxes in sein Zelt schaffen.

Inzwischen ging das Bargeld, welches die Expedition vom Untergouverneur von Dizful empfangen hatte, auf die Neige, und man mußte einen Theil der beim Banquier des Zelle Sultan eingezahlten Summen flüssig zu machen suchen. Dieulafoy schrieb also in diesem Sinne einen höflichen Brief an den Najeb, bat, ihm 200 Toman unter Eskorte zu senden, und gab dem Boten eine Quittung darüber mit. Nach drei Tagen kehrte derselbe trübselig zurück, ohne Quittung, aber auch ohne Geld, an dessen Stelle er — Stockschläge erhalten hatte. Nun besaß zwar Dieulafoy einen Nothgroschen, der ihn in den Stand setzte, weiter zu leben und nöthigenfalls auch das Land zu verlassen, aber die Ausgrabungen hätten eingestellt werden müssen. Es wurde daher beschlossen, daß M. Houssay sofort am nächsten Morgen nach Dizful reiten und von Najeb die dreifache Summe verlangen sollte; Mirza Abdul-Kaïm und der eine Algerier, ein muthiger und kaltblütiger Mann, sollten ihn begleiten.

Am Mittag desselben Tages erschien in Begleitung zahlreicher Reiter Scheich Ali, der von dem Verfahren des Najeb gehört hatte, und bot den Franzosen 6000 Kran an, was zu seinem größten Erstaunen dankend abgelehnt wurde. Seine Achtung vor den Fremden stieg in Folge dessen so, daß er ihnen am Abend einen prächtigen Hammel als Geschenk schickte, eine höchst erwünschte Gabe. Da auch die Arbeiter Vertrauen gefaßt hatten, so setzten sie die Ausgrabungen auch ohne sofortige Bezahlung fort; am 30. Marz ergaben dieselben ein Becken von gebranntem Thon von zierlicher Form und ein Stück von einer großen Stele aus rothem Sandstein, das auf zwei Seiten Keilinschriften trug.

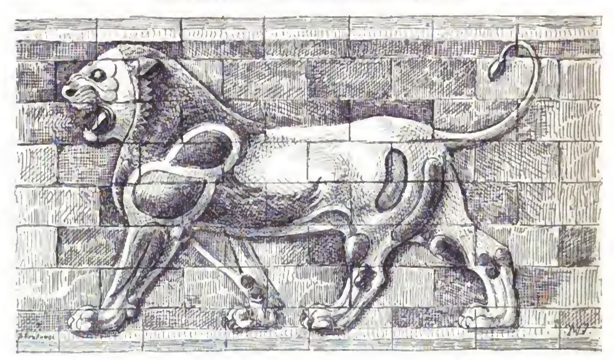

Araberin vom Stamme des Scheich Ali. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Der Frühling begann nun mit Macht seinen Einzug zu halten; das Dickicht am Flusse unten fing an zu grünen, die Schutthügel bedeckten sich mit blauem Iris, rothen Anemonen, weißen Doldenpflanzen und rosafarbenen Schwerteln mit fleischiger Blume. Gleichzeitig traf Mohammed Taher mit den ersten Pilgern ein, dem Dieulafoy seinen Besuch abstattete und seine Ausgrabungen zeigte. Voller Entzücken stürzten sich die Arbeiter auf den verehrten Mann, um seine Hände, seine Kleider, ja selbst seine Fußspuren zu küssen. Die hohen Würdenträger der persischen Geistlichkeit, welche stets durch Acclamation dazu ernannt werden, verdanken ihre angesehene Stellung dem Umstande, daß sie allein im ganzen Lande dem Volke etwas Schutz gegen die Beamten gewähren; auch sind sie, im Besitze der Wakufgüter, unabhängig gestellt und brauchen nicht, um leben zu können, zu Erpressungen ihre Zuflucht zu nehmen, wie die weltlichen Würdenträger. Der Besuch des Scheich im Lager fand zur passenden Stunde statt; denn gerade wurden mächtige irdene Todtenurnen, die eine sorgfältig neben der anderen eingemauert, aufgedeckt, und Mohammed Taher konnte die beunruhigten Gewissen der Leute mit der Erklärung beschwichtigen, daß niemals Anhänger des Islam in solchen Krügen bestattet worden wären. Auch den Wächter des Danielgrabes ermahnte der Scheich, sich stets den Franzosen gefällig zu erweisen, und bot ihnen gleichfalls zum Schlusse seine Geldmittel an. Hätte sich der Scheich nicht so in jeder Weise entgegenkommend gezeigt, so wäre wohl auch eine in der folgenden Nacht eintretende Mondfinsterniß für die Fremden noch unangenehmer verlaufen, als es ohnedies schon der Fall war. Am Nachmittage hatte es geregnet, aber gegen Abend hatte es sich aufgeklärt. Plötzlich erhebt sich beim Danielsgrabe ein wirres Gemurmel, das immer lauter und lauter wird; der ganze Haufen der Arbeiter, durch die Pilger verstärkt, stürmt auf das Lager zu; auf den Gesichtern der Einen malte sich Wuth, auf denen der Anderen grenzenlose, abergläubische Furcht; der Mond hatte begonnen sich zu verfinstern. Dieulafoy schlägt schnell in der „Connaissance du temps“ nach; richtig, um 8 Uhr war der Mond in den Schattenkegel eingetreten, um ihn gegen 11¼ Uhr zu verlassen. Er sucht die Wüthenden zu beruhigen, erklärt ihnen, daß das Gestirn sich ganz verdunkeln, aber noch vor Mitternacht reiner und klarer als zuvor wieder am Himmel stehen werde. „Wehe Euch, wenn Ihr uns täuscht!“ antwortete der Haufen, aber beruhigte sich allmählich; freilich ließ er den Glauben nicht fahren, daß die Franken ebenso wie den unaufhörlichen Regen der letzten Zeit, so auch die Mondfinsterniß verursacht hätten, um den Eingeborenen zu schaden.

Am 1. April kehrte M. Houssay triumphirend mit 4000 Kran, zwei Dritteln der verlangten Summe, von Dizful zurück. Als er dort das Haus des Unterstatthalters betrat, kam ihm dieser mit ausgebreiteten Armen entgegen und begrüßte ihn als lieben Freund. Schroff wies ihn Houssay zurück, verlangte die 6000 Kran und erklärte, daß



Kerim Chan's Zelt. (Nach einer Photographie der Expedition.)



Löwenfries.

er, falls er dieselben nicht erhielte, sich nach Burudschied begeben und sich dort in telegraphische Verbindung mit Teheran setzen sollte. „Beruhigt Euch, Hakim-baschi (Oberarzt)“, war die Antwort; „meine Kasse ist leer; die Araber lassen nicht mit sich reden; aber ich werde ein paar Tomans leihen.“

Und alsbald wurden mehrere Soldaten ausgeschickt, um das Geld aufzutreiben. Nachdem so der Friede wieder hergestellt war, erschienen Theemaschine und Wasserpfeife und bis Sonnenuntergang wurde geraucht in Gesellschaft von etwa 20 Kaufleuten, von denen der eine 500, der andere 300 Kran und so fort beizusteuern den Befehl erhielt. Als die erforderliche Summe zusammengebracht war, übernahm Mirza Abdul-Kaim die Kontrole und confiscirte zunächst an 100 Kran als Abschlag auf seinen Lohn, den ihm M. Houssay für später in Aussicht gestellt hatte; dann erklärte er, er fühle das Bedürfniß nach einem Bade und werde mehrere Tage in der Stadt verweilen. Houssay trat also ohne ihn die Rückreise an; bei Anbruch der Nacht erblickte er schon die weißen Zelte des Lagers und das Wahrzeichen der Gegend, den „Baum der Ebene“, als ihm ein halbes Dutzend verdächtig ausschauender, arabischer Reiter entgegenkam, so daß er schon glaubte, Leben und Geld gegen sie vertheidigen zu müssen. Aber ohne Händel

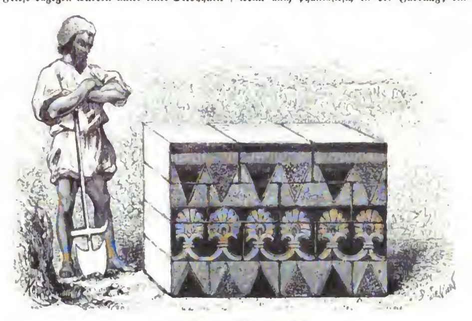


Der „Baum der Ebene“. (Nach einer Photographie der Expedition.)

zu suchen, ritten sie mit dem üblichen Gruße vorüber. Und so konnte am Abend desselben Tages die Auszahlung der Arbeiter wieder stattfinden; so groß aber war das Vertrauen derselben zu den Franzosen geworden, daß sie ihr Geld in Empfang nahmen, ohne auch nur den Versuch zu machen, es nachzuzählen.

In Folge des ewigen Wechsels von Regen und Sonnenschein, welcher Ueberschwemmungen der Flüsse, Vernichtung der Saaten und Hauseinstürze in Dizful zur Folge hatte, sah sich Dieulafoy gezwungen, die wegen ihrer Tiefe Gefahr drohenden Gräben L auf dem Tumulus Nr. 2 für den Augenblick aufzugeben und zwei neue Gräben F und H, welche die Richtung auf die Senkung inmitten desselben Tumulus nahmen, anzufangen. Madame Dieulafoy leitete die Arbeiten gegenüber der Façade des Palastes, um die dort gefundenen Emailziegel aufzudecken und zu sammeln. Nachdem dieselben 36 m weit bloßgelegt worden, wurden die Arbeiter fortgeschickt und nur sechs der intelligentesten zurückbehalten, um die nun folgende, besonders mühsame

Arbeit zu verrichten. Jeder Stein, der zuweilen in 7 oder 8 Stücke zerbrochen war, wurde mit dem Messer losgelöst, auf quadrirtes Papier abgezeichnet, nebst einer Nummer in einen Korb gelegt und dann ins Lager geschafft. Die umfangreicheren Friese dagegen wurden unter einer Strohhütte aufgeschichtet. Während der Regentage fand sich dann Zeit genug, die Ziegel zu reinigen und sie zusammenzustellen: es ergab sich daraus ein prachtvoller Löwe in flachem Relief auf türkisblauem Grunde, vorzüglich modellirt, harmonisch, wenn auch phantastisch in der Färbung, ein Werk einer



Stück eines emaillirten Frieses.

höchst wirkungsvollen und originellen Kunstübung. Das Fell ist weiß, die Mähne grün, die Barthaare blau und gelb, der Bauch mit blauen Haaren verziert; die Muskeln an der Schulter sind durch blaue Massen angedeutet, die an der Hinterkeule durch eine bohnenförmige blauumränderte Figur. Flechsen, Klauen u. s. w. sind gelb, blau oder grün. Ruhig schreitet das Thier einher, mit geöffnetem Maule, das Zähne und Zunge sehen läßt und mit stolz zurückgebogenem Schweife. Manche Theile des Reliefs waren doppelt, dreifach und vierfach vorhanden, was darauf hindeutet, daß der gefundene Löwe zu einer ganzen Reihe, welche einen Fries bildete und den oberen Theil einer, vielleicht neben dem Eingangsthore des Palastes befindlichen Mauer schmückte, gehört hat.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. H. Simroth.

III.

Furtado sucht die Leute von S. Miguel mit den Provinzialen des Festlandes zu vergleichen und unterscheidet zu dem Zwecke die letzteren in folgender prägnanten Weise.

Die Minhoten sind arbeitsam, ausdauernd und thätig, aber ohne ausgeprägten Charakter und ohne höhere geistige Regsamkeit. Die Leute von Trazos Montes sind lebhaft, beweglich, robust, die von Beira sind weniger lebhaft, aber noch robuster, Menschen von herkulischer Gestalt, doch verschlossen, die äußeren Eindrücke spiegeln sich nicht auf dem Gesicht wieder; arbeitsam, kühne Banditen. Die Bewohner des Alemtejo sind lebhaft, beweglich, von sicherem Auftreten, munter und mittheilsam. Die Algarbier sind ein ganz verschiedener Typus, äußerst lebhaft, immer in Bewegung und sprechen unaufhörlich; die Leute von Estremadura südlich vom Tejo sollen die stupidesten sein.

Die Azoreaner sollen nun am meisten den Minhoten gleichen, d. h. sie sind wenig geweckte, gleichgültige Bauern, schwerfällig und von groben Sitten. Letztere sind indeß, mit denen mancher deutschen Gegenden verglichen, gewiß sehr cum grano salis zu nehmen, und unser Landsmann Hartung fällt ein ganz anderes Urtheil, wenn er die Bewohnerin eines Hauses schildert, in dem er Aufnahme fand. „Die Frau dieses Hauses, welche eine Taille von meergrünem Krepp, ein weißes Kleid und durchbrochene Strümpfe trug, entließ soeben einen Besuch mit den folgenden verbindlichen Worten: ‚Senhora Annita, Sie wollen schon fort!? Wie gütig Sie waren, mich zu besuchen! Kommen Sie ja bald wieder und haben Sie Dank, vielen Dank.‘ Dann bezog sie das Bett mit frischen Leinentüchern, die mit einem handbreiten, spitzenartig gewebten Rande eingefaßt waren. So bekundet hier auch die ärmste Klasse bei der ihr eigenthümlichen insularen Natürlichkeit ihre Abstammung aus der Iberischen Halbinsel durch die angeborene und darum ungezwungene Art, mit welcher sie die äußeren Formen handhabt.“ Das klingt freilich, als wenn die Grazien an der Wiege gestanden hätten. Nun, wie man's nimmt; die An-

muth scheint am meisten da zu fehlen, wo sie sich sonst am natürlichsten zu offenbaren pflegt, beim Tanzen nämlich. Es giebt zwar eine ganze Reihe von besonderen Tänzen, aber der eine weicht nur wenig vom anderen ab, und auf S. Miguel noch weniger, als auf den anderen Inseln. Soll ein „balho“ vor sich gehen, so treten ein halbes Dutzend und mehr Paare zu einem Ringe zusammen und bewegen sich langsam im Kreise, etwa nach Art der grande chaîne bei der Française, und die Bewegungen haben nur geringe Abwechselung; alles nach dem Klange einer Guitarre, deren Spieler selbst mittanzt, und begleitet von einer einfachen Melodie, welche die Tänzer singen. Einen besonderen Reiz hat es nur, wenn zwei junge Leute beiderlei Geschlechtes sich zu einem „Cantar ao desafio“ herausfordern. Dann erhebt sich manchmal ein leidenschaftlicher Wechselgesang, die improvisirten Entgegnungen folgen Schlag auf Schlag und voller Satire. Meist allerdings bleibt es bei den gewöhnlichen Plattheiten: „Höre mein Manuel, was ich dir sagen will“, beginnt sie. Er lobt ihre schwarzen Augen, und sie klagt über die Untreue des Liebhabers, und so geht es die halbe Nacht durch.

Den Mangel an Intelligenz sucht Furtado durch die einfache Lebenslage, durch die Leichtigkeit, sich den Unterhalt zu verdienen, zu erklären. Der Boden giebt allezeit reichlich, was die äußerste Anspruchslosigkeit fordert, und verweigert er's, dann steht die Auswanderung offen. Freilich fehlt es außerordentlich an Kapital, um eine kleine Pachtung zu übernehmen, aber bei leidlicher Bewirthschaftung eines Ackers giebt derselbe 45 bis 50 Proc. Reingewinn, d. h. nach Abzug der Pachtsumme, der Tagelöhne, des Düngers und Saatgutes, gewiß ein sehr glückliches Resultat. Das Tagelohn ist mäßig, der Mann verdient etwa 60 Pfennig bis eine Mark, sein Verdienst steigt auf 2,25 Mark in der Ernte; Frauen und große Jungen erhalten 45 bis 50 Pfennig. Unter solchen Umständen sollte man meinen, müßte die Nachfrage nach Land eine sehr große sein, zumal da dem Aermsten das Schwein, das im offenen Hofe gehalten wird, unter dem Feigenbaume oder der Weinlaube, meist die Miethe deckt. Gleichwohl ist, in Folge der früher besprochenen der Landwirthschaft keineswegs günstigen Umstände, der Preis für Grund und Boden augenblicklich in stetigem Rückgange begriffen; und das erklärt wohl die fortwährend steigende Lust zum Auswandern, welche noch durch die große Abneigung zum Militärdienst erhöht wird, trotz der milden Disciplin. Es ist auch weniger die Strenge, die der Insulaner fürchtet, als die Entfernung von der Heimath und noch mehr die Beraubung der Hoffnung, sich in jungen Tagen so viel zu erwerben, um im Alter eine leidlich sorgenfreie Existenz zu haben. Denn wenn der Azoreaner auswandert, so ist's doch stets in der Absicht, den Lebensabend in der Heimath zu beschließen, gewiß ein gutes Zeichen von Anhänglichkeit, wenn auch sonst der Patriotismus selbst in den besseren Ständen sehr wenig entwickelt sein soll. Der Strom der Auswanderung theilt sich meist in dreifacher Richtung, je nach den Inseln. S. Miguel, Santa Maria und Terceira senden ihre Kinder nach Brasilien; Fayal, S. Jorge und Flores nach den Vereinigten Staaten; dazu kommen neuerdings die Sandwichinseln, die 1884 9000 Portugiesen hatten, gegen 436 im Jahre 1879, und diese fast alle von Madeira und den Azoren. Diese Leute bethätigen ihre Anhänglichkeit unausgesetzt durch reichliche Sendungen ihrer Ersparnisse, und Fayal soll in manchen Jahren 400 000 und selbst eine Million Mark von den Seinen in der Fremde erhalten, eine wahre Quelle wirthschaftlichen Aufschwunges für die armen Eilande. Noch bedeutender sind natürlich die Summen, welche die zurückkehrenden Rentiers heimbringen, wie sie ebenso zur socialen Umwälzung gewiß viel beitragen und in Zukunft noch viel mehr beitragen werden. Man braucht nur die Zahlen reden zu lassen. Sie stellen sich für S. Miguel folgendermaßen:

Jahre	Anzahl der Auswanderer
1872 bis 1874	2 460
1875 „ 1877	2 232
1878 „ 1880	3 834
1881 „ 1882	6 974

Das giebt in 11 Jahren 15 473 Emigranten, ein sehr hoher Bruchtheil bei ca. 120 000 Einwohnern. Der Einfluß, den die Heimkehrenden ausüben, ist sehr verschieden, ja fast entgegengesetzt, je nach dem Lande, in dem sie ihr Vermögen erwarben. Der „Americano“ ist ein Mann von gekräftigter Gestalt und sympathischem Charakter. Er ist äußerst fleißig, sein bescheidenes Kapital widmet er den ehrbaren Geschäften der Industrie und des Handels. Er hat Verständniß für das Wort „Familie“, erzieht seine Kinder, ist sauber, intelligent und äußerst liberal. Sein Haus ist elegant, gebadet in Luft und Licht; es besitzt jene solide aber sparsame Ausstattung, die den amerikanischen Wohnungen eigen ist. Darin haust die Familie, deren Glieder einander lieben und thätig sind. Der „Americano“ auf den Azoren ist Patriot. Er ist stolz darauf, in den Vereinigten Staaten gelebt zu haben, und hegt die Hoffnung, daß diese guten und edlen Inseln einst ebenso frei sein werden, als die große Republik.

Beinahe das Gegentheil davon ist der „Brazileiro“. Sein Charakter erhellt vielleicht noch besser als aus der Parallelschilderung aus einem Gedicht, das Furtado mittheilt, und das, von einem Bauern auf S. Miguel verfaßt, zugleich ein gutes Beispiel liefert für die ländliche Poesie. Die Ballade, eine wortgetreue ausführliche Erzählung eines Vorganges in nicht weniger als 90 Strophen, ist von derselben epischen Breite, wie sie unseren Volksdichtungen anhaftet. Ich gebe kurz den Inhalt und die Uebersetzung einiger besonders bezeichnenden Episoden.

Die Geschichte des Jacintho Pedro.

Ein Mensch, der weit gereist
Und manches Werk gethan,
Um wenig mehr als nichts
Mußt' hier sein Leben lan.

Viel Geld gewann er drüben
In jenem fernen Land.
Was er erwarb, nicht spart' er,
Streut' aus mit voller Hand.

Die Zither ließ er klingen
Zu Tänzen und Gelagen,
Die Frauen und die Mädchen,
All' mochten ihm behagen.

Doch das war das Geringste,
Nicht war's der größte Fehler,
Von Allem, was er that,
War er durchaus kein Hehler.

Desgleichen ließ er niemals
Sich eine Müh' verdrießen,
Damit die Eheweiber
Den Mann im Stiche ließen.

So hatt' er eines Tages
Wieder derlei Standal,
Der Grund war's, ihm zu nehmen
Das Leben mit einem Mal.

Peter Hyacinth der Arme,
Er wohnte in Ribeerchen, (Diminutivum von Ribeira)
Sein Weib bewacht' er grillig
Als wie im Kraut das Stärchen. (O melro na couvinha, die Amsel im Köhlchen.)

Eines Tages erklärt er ihr, daß er in Povoacão Geschäfte hat, und geht fort. Die Frau sieht zum Fenster hinaus und ruft den Brazileiro. Es entspinnt sich ein

Zwiegespräch, weil dieser vorm Gatten Angst hat. Als er endlich eingetreten ist, klopft's heftig an die Thür, und der Mann erscheint.

O Männchen meines Herzens,
Vor Schreck ich sterbe schier,
Besorgend, daß du krank bist,
Weil du so schlägst die Thür.

Vorsichtig drauf der Mann,
Der das Subjekt erkennt:
Laß sein, du Hundedieb,
Ich weiß schon, wo es brennt.

Er sieht den Hut, braust auf, läuft in die Kammer, findet den Fremden im Bett und stellt ihn zur Rede. Dieser flieht, und es gelingt dem Verfolger nicht, ihn am Bein zu halten. Familienberathung. Die Frau ist zerknirscht. Sie beschließen, den Brazileiro binnen acht Tagen zu tödten. Sie versetzen ihm, als er unbewaffnet daher kommt, zwei Stiche in die Brust. Er läuft noch hundert Schritte.

Schon war die Nacht gekommen,
Er fühlte Sterbensnoth,
Haucht' aus den letzten Seufzer,
Halb neun Uhr war er todt.

Bevor die Glocke tönte,
Erfuhr es das Gericht,
Sogleich ging eine Patrouille,
Zu fahn den Bösewicht.

Zu mitternächt'ger Stunde,
Ging eine Eskorte zu Fuß,
Sie hatte den Thäter gefunden,
Beim ersten Morgengruß.

Sie umstellen das Haus, er betheuert seine Unschuld, wird aber vor das Tribunal gebracht.

Der Richter sah den Mann an,
Auf der Brust sein Blick gleich ruht.
Sag' an, Senhor Jacintho,
Woher stammt dieses Blut?

Der Mann begann zu zittern,
Doch fehlt die Antwort nicht:
Als ich mich heut' rasirte,
Schnitt ich mich im Gesicht.

Was hast du dort am Arme?
Schnittst du am Arm dich gar?
Ich ritzte mich am Holze,
Als ich im Stalle war.

Das Verhör geht ausführlich weiter. Der Todte wird begraben. Ein Freund, der sehr um ihn trauert, wird arretirt, weil er zur Leiche geeilt war und dort betroffen ward. Große Trauer um den unschuldigen Mann. Man erwartet mit Ungeduld den Tag des Urtheils. Jacintho gesteht, daß er's allein war. Es wird bezweifelt.

Ja Herr, ich war's alleine,
Das Herz gab mir den Rath,
Die Leidenschaft, die half mir,
Und so vollbracht' ich die That.

Das Weib, um sich weiß zu brennen, erhebt laute Klage um den geliebten Brazileiro. Es kommt der Tag des Urtheils. Nochmals soll der Mörder seine Complicen nennen, er erklärt poetisch: es waren drei:

Der Todte war der eine,
Der nun der Sünden frei,
Die andern ich und der Teufel,
Die Schuld, die tragen wir zwei.

Und nach einer weiteren Erörterung über den Teufel folgt die Sentenz.

So höre deine Strafe,
Der Teufel mach' es schlimmer.
Die Freiheit hast du nie mehr,
Du bist verbannt für immer.

Weil du nicht voll gestandest,
Ist dir dies Maß gegeben:
Die Freiheit hast du nie mehr,
Als Gott dir schenkt das Leben.

So höre sie noch einmal,
Es ist für Recht erkannt,
Das ist Eu'r Gnaden Strafe,
Für's ganze Leben verbannt. —

Bekanntlich ist der Ersatz für die Todesstrafe in Portugal nicht übermäßig schlimm, um so böser allerdings für die afrikanischen Besitzungen. Die Degradados werden meist nach Angola deportirt, wo sie ein ziemlich freies Leben führen und sich auch leicht und schnell zu Beamten und Händlern emporschwingen können.

Das Bild aber, was wir vom Brazileiro durch jenes Gedicht erhalten, ist gewiß ebenso unvortheilhaft, als die Anforderungen, die der Insulaner an die Sittlichkeit stellt, niedrig bleiben. Zunächst berührt es den Fremden äußerst angenehm, die Wände durchweg frei zu finden von jenen primitiven Kunstleistungen, die sich bei uns nur zu häufig breit machen, und man ist geneigt, die günstigsten Schlüsse daraus zu ziehen. So erfreulich es ist, wenn die Gemeinheit dem Auge sich nicht aufdrängt, so oberflächlich würde es sein, dafür eine tiefere Ursache zu suchen. Vielmehr erwähnt Furtado ausdrücklich das rohe Zusammenleben der Verlobten in manchen Dörfern; Concubinat ist unter der ländlichen Bevölkerung häufig, so wie es leider sicher ist, daß der Brazileiro auch in den besseren Ständen nicht immer abgewiesen würde. Jedenfalls gehört eine Geschichte, wie sie sich 1444 in der maurischen Niederlassung zu Povoação zutrug, wo der Richter bei Ergreifung eines Ehebrechers ausrief: „Hängt ihn, hängt ihn, und dann macht ihm den Proceß!“ nur der grauen Vergangenheit an. Die Verlobung ist lediglich Verstandessache, leidenschaftliche Zuneigung kommt selten ins Spiel. Gleichwohl ist hinterher das Familienleben kein schlechtes, die Kinder sind den Eltern gehorsam, und die erwachsenen Söhne liefern, so lange sie zu Hause sind, getreulich ihr Wochenlohn ab.

Die sonnabendlichen Gelage, „Charambas“, wie sie im Gedichte vorkommen, waren früher auf S. Miguel mehr im Schwunge, namentlich in einigen Ortschaften auf der Nordseite der Insel, und Messeraffairen pflegten sie zu schließen, tödtlicher Ausgang war nicht selten, ein eigenthümlicher Gegensatz gegen das friedliche Phlegma, das gewöhnlich zur Schau getragen wird. Die Zeiten aber, wo man nur bewaffnet den Landhäusern sich nähern durfte, scheinen längst überall verschwunden zu sein, namentlich gehört auch Rachsucht und Nachträglichkeit nicht zu den Charaktereigenschaften der Azoreaner.

Ueber die Hütte, in der das Leben sich abspielt, ist früher berichtet worden. Hinzugefügt könnte werden, daß der einfache Steinbau meist außen und innen stallähnlich ungetüncht bleibt. Eine Lade, ein Tisch, eine Bettstelle und zwei Stühle bilden das übliche Mobiliar. Läden verschließen die Fensteröffnungen, wie in den Städten das grüne Gitter. Cook, der 1775 sich einige Tage in Horta aufhielt, bemerkt expreß: Es giebt keine Glasfenster im Orte, außer in den Kirchen und in einem Landhause, das früher dem englischen Konsul gehörte, alle übrigen sind vergittert, was sie einem Engländer wie Gefängnisse erscheinen läßt. Daß sie bis in die neueste Zeit ein Gefängniß waren für die Frauen, beweist u. a. die Geschichte von Peter Hyacinth. Statt ans Thor zu klopfen, klatscht man allgemein laut in die Hände, bis man eingelassen wird. Uebrigens sind die Hütten trotz der einfachen Bauart in manchen Dörfern charakteristisch abweichend, am Ostende von S. Miguel kommen noch Lehmbauten vor, hier und da werden die Häuser durch corridorartige Gänge verbunden. Das Gefängnißartige

(bei einem einzigen Fenster) steigert sich, wenn in gewissen Ortschaften die niedrige Thür stets auf der Rückseite angebracht ist. Wahrscheinlich liegen hier überall noch unvermischte Traditionen der alten Kolonisten vor.

Mit dem einfachen Hausrathe contrastirt die gute Wäsche, die zierliche Bettdecke, der gestickte Besatz an Hemd und Rock (man sehe das Mädchen, das in der vorigen Nummer abgebildet ist). Ueberhaupt sind Frauen und Mädchen in weiblichen Handarbeiten, Sticken, Spitzenbereiten u. a. äußerst geschickt. Die Stroharbeiten von Fayal nannte ich schon, feine Federbouquets waren früher eine Specialität der Nonnen. Die Wäsche wird mit möglichst duftigen Blumen und Kräutern parfümirt, wie denn Blumen von lebhafter Farbe und starkem Duft äußerst beliebt sind, vor allem die Hortensie und die Rose von Alexandria. Letztere, wohl eine einfachere Rosensorte (ich sah sie nicht mehr blühen), ist der erklärte Liebling, der in der Poesie häufig wiederkehrt.

As vossas maçãs do rotos
Como a rosa-Alexandria,
de noute dão tanta luz
Como o proprio claro dia.

A rosa, para ser rosa,
ha de ser alexandrada;
a moça, p'ra ser formosa,
ha de ser alva e rosada.

(Die Aepfel deiner Wangen, wie die Rose von Alexandria, geben Nachts so viel Licht wie der helle klare Tag. Die Rose, um Rose zu sein, muß sein von Alexandrien, das Mädchen, um schön zu sein, muß sein wie Morgenroth und Rose.)

Wie lebhafte Gerüche, so sind auch scharfe Gewürze beliebt, der spanische Pfeffer (Capsicum) darf nicht fehlen, so wenig wie Safflor (Carthamus tinctorius), um die Speisen zu färben. Die gewöhnliche Azorenküche hält sich vom Oele der Iberischen Halbinsel rein, dafür ist sie auch frugal genug. Das Maisbrot ist die Grundlage, und zu so viel Salzfisch, als er mit dem Nagel abkneift, ißt der Bauer einen Bissen Brot, so groß er nur in den Mund geht. Wie wir mit unserem „Salz und Brot macht Wangen roth“, so tröstet er sich mit dem Sprichwort: „Tudo com pão faz o homem são“ (Alles mit Brot zum Mund macht den Mann gesund). Früh beim Aufstehen wird eine Brühe gekocht, um das Brot einzuweichen, aus Zwiebeln, Knoblauch, Essig und Schmalz, mit etwas Safflor. Um 8 Uhr wird auf dem Felde etwas Salzfisch und Brot genossen, ebenso zu Mittag, und Abends nach der Heimkehr folgt die Hauptmahlzeit, Brot und Kohl, der mit Speck, Salz und spanischem Pfeffer gekocht ist. Ein kräftiger Mann ißt wohl täglich so viel Brot, als sich aus 2 kg Maismehl herstellen läßt. Thee, das Nationalgetränk, kommt doch nicht an den armen Insulaner; ja man sagt von einem unverbesserlichen Grobian sprichwörtlich: Er hat in seiner Jugend keinen Thee getrunken. Uebrigens haben auch hier die Standesunterschiede längst ihre Schärfe verloren, und zum mindesten trifft man manchen Träger eines hochadligen Titels und Namens im Comptoir beschäftigt.

Aus und über Istrien.

Von Dr. Karl Lechner in Kremsier.

III. (Schluß.)

Auch die Schiffahrt scheint uns nicht auf jener Stufe zu stehen, die sie einnehmen könnte. Zum Theil mag der Grund hiervon wohl in dem Mangel an genügendem Betriebskapital liegen. In der nachstehenden Uebersicht ist der Stand der Schiffe und der Tonnengehalt Ende 1883 zu ersehen:

	Segler	Tonnengehalt
Langer Fahrt	123	61 184
Großer Küstenfahrt	18	1 757
Kleiner "	569	8 929
Fischerbarken	593	1 640
Summa	1309	73 510

Von den großen Segelschiffen entfallen allein auf Lussinpiccolo 82 mit 43 700 Tonnen, also mehr als 75 Proc. des Gesammtgehaltes. Istrien besaß damals nur zwei kleine Küstendampfer von 89 Tonnen für den Lokalverkehr.

Von Industrie kann kaum die Rede sein, wenn wir von dem Seearsenal zu Pola absehen. In Pirano befindet sich eine Pottasche-, Seifen- und Sodafabrik, in Rovigno eine Glasfabrik und eine Dampfmühle; eine solche ließ ein in Triest reich gewordener Einwohner aus Pimino in seinem Heimathorte zu Gunsten der Gemeinde errichten, doch steht sie den größten Theil des Jahres nicht im Betriebe, weil sie nichts zu mahlen hat. Rovigno hat auch eine k. k. Tabakfabrik mit gegen 800 Arbeitern, die einzige im Küstenlande; doch vermag sie den Bedarf lange nicht zur Hälfte zu decken, weshalb uns der Vorschlag, eine zweite in Pola zu errichten, ganz plausibel erscheint. Die Errichtung einer größeren Baumwollspinnerei und -Weberei erschien uns um so leichter durchführbar, als das Rohmaterial leicht zur See bezogen werden könnte.

Für den Verkehr zu Lande sorgt die schon erwähnte Eisenbahn, von der bei Canfanaro ein Zweig nach Rovigno geht, während andererseits die Linie von Herpelje nach Triest sich anschließt. Mittelpunkt des Netzes der fast durchweg guten Landstraßen ist Pisino, das ziemlich genau in der Mitte der Halbinsel liegt. Von hier führt ein Zweig über Dignano nach Pola, ein anderer über den Sattel am Monte Maggiore nach Castua und Fiume, ein dritter nach Fianona und längs der Küste nach Volosca, ein vierter über Montona nach Capodistria und Triest. Im Thale des Quieto ist diese Straße zur Regenzeit freilich miserabel. Im November 1883 z. B. passirte ich die kaum 2 km lange Strecke nach vieler Mühe in zwei Stunden, da ich fast bis zu den Knien im Schlamme einsank. An einen Verkehr zu Wagen ist zu solcher Zeit gar nicht zu denken und die Leute tragen daher Holz auf dem Rücken mühsam in die Stadt. Bezüglich der Bevölkerung und deren Bewegung verweisen wir den Leser auf nachstehende Tabelle:

	1857	1869	1880
Politischer Bezirk Capodistria	57 442	62 149	69 907
" " Parenzo	36 256	39 460	44 193
" " Pola	31 467	43 545	60 240
" " Pisino	33 968	36 563	39 964
" " Volosca	35 708	37 265	39 690
" " Lussin	32 507	35 917	37 922
Summa	230 328	254 905	292 006

Die Zunahme der Volkszahl ist also eine ganz normale; nur im politischen Bezirke Pola macht sich wegen des großen Aufschwunges dieses bedeutendsten Kriegshafens der Monar-

chie eine unverhältnißmäßige Zunahme bemerkbar. Dieselbe erfolgte zum großen Theil auf Kosten benachbarter Städte und Flecken, besonders der Städte Rovigno und Montona. Erstere zählte 1851 schon 10 209 Einwohner, 1869 nur noch 9564, 1880 gar nur 9522 Bewohner. Montona zählte 1869: 1267, 1880: 1336, aber 1886 schon 1464 Seelen. Promontore hatte 1869 noch 846 Einwohner, 1880 jedoch nur noch 538, Sissano 577 resp. 446.

Nach der Beschäftigung vertheilte sich die Bevölkerung des Landes zufolge der Zählung von 1880 wie folgt:

Producirende Bevölkerung.	
Ackerbau	98 884
Handwerker und Industriearbeiter	13 279
Handel	1 975
Verkehr	3 301
Fischerei	1 390
Konsumirende Bevölkerung.	
Familienglieder ohne Beschäftigung (Kinder, Greise ꝛc.)	151 128
Dienende Personen	4 332
Summa	274 089 einheimische Bewohner.

Wenn wir auf die Nationalität Rücksicht nehmen wollen, ist es unerläßlich, einen kurzen Einblick in die Geschichte des Landes zu thun, denn heute liegen die Verhältnisse vielfach anders wie ehedem. Man nimmt gewöhnlich an, daß die älteste Bevölkerung thrakischer Herkunft war, wofür auch die alten Geographen und der Name Istrien zu sprechen scheinen. Später saßen die Kelten im Lande, die auch von den Römern unterworfen wurden, welche Pietas Julia, das heutige Pola, zur Hauptstadt erhoben. Zu ihrer Zeit war Istrien ein reich gesegnetes Land, das noch Cassiodorus, der Minister des Ostgothenkönigs Theodorich, wegen seiner Fruchtbarkeit rühmend erwähnt. An die Stelle der Römer waren die Gothen getreten, diese wurden von den Langobarden abgelöst und nach der Unterwerfung Italiens durch Karl den Großen gehörte auch Istrien zu dessen Weltreiche.

Seit 791 stand Istrien unter dem Markgrafen Heinrich von Friaul, der 799 im Walde oberhalb Lovrana von den Slaven im Kampfe erschlagen wurde. Sein Nachfolger Johann nahm im östlichen Istrien zuerst Slaven auf, was ihm die Edeln des Landes in dem Placitum vom Jahre 804, das von den Sendboten Karl's des Großen im Thale von Risano im Gebiete von Capodistria abgehalten wurde, zum schweren Vorwurf machten. Von diesem Zeitpunkte ab gewinnt die slavische Siedelung im Osten und Südosten Istriens mehr und mehr an Boden. 1199 treffen wir als Herrn von Barbana einen Pridislaus, in Galignana einen Zupan Drasič und 1243 finden wir in der Stadt Pola schon Bürger slavischer Herkunft. Der ganze Westen kam in die Gewalt der Venetianer, zuletzt (1331) auch Pola, während das Innere, die spätere Grafschaft Mitterburg-Pisino, den Markgrafen von Istrien unterthänig war, unter denen wir Wittelsbacher, Eppensteiner und Andechser treffen, die nicht selten in einem Abhängigkeitsverhältniß zum Patriarchen von Aquileja standen. Schließlich kam Mittelistrien an die Grafen von Görz und Tyrol und dann durch Erbverträge an das Haus Habsburg; um den Besitz desselben hatte letzteres im Laufe der Zeit vielfache und heftige Kämpfe mit den Venetianern zu bestehen. Während des ganzen Mittelalters und zum Theil noch in der Neuzeit saßen auf den Schlössern Inneristriens deutsche Grundherren, und langobardisch-deutsche Personennamen begegnen uns noch im 13. und 14. Jahrhundert. So treffen wir beispielshalber 1243 unter den Bürgern von Pola einen Almerich, Sigemar, Regenolt, Manfred, Engelprecht, Grimolf, Almenger ꝛc., und nicht selten stoßen wir auf die Bezeichnung, daß einer „natione sua" nach langobardischem Rechte leben wolle. Es mag wohl nicht ganz ohne Interesse sein, einige Ortsnamen Istriens hierherzusetzen in der Form, wie sich der Deutsche dieselben mundgerecht gemacht hatte und wie sie noch nach 1500 häufig in Urkunden vorkommen, weil diese Namensformen unserem Sprachschatze schon abhanden gekommen sind. Pedena nannte der Deutsche Piben, Capodistria, früher Capris, hingegen Gafers; für Raspo kommt durchwegs Raspurch vor, für Corridico Khring, für Muggia Mugls; Piemonte wird zu Pymundt, Gherdoselo zu Gardassl, Beprinaz heißt bei den Deutschen jener Zeit Eberstein, Castua wohl mit Anklang an das rumänische Wort Casteu nur Kestau. Wer sich die Mühe nimmt, das Urkundenbuch von Istrien zu durchblättern, wird diese Beispiele leicht verdreifachen können. Auch deutsche Familiennamen fehlen im Lande nicht, wenngleich ihre Träger, falls sie dortselbst geboren sind, nur ganz vereinzelte Deutsche genannt werden können. Manche Namen stammen wohl von österreichischen Beamten, andere hingegen sind alt. Es sei gestattet, einige anzuführen.

Schlechter, das echt schwäbische Peschle (von Sebastian), den italienisch aufgeputzten Namen Gottardis (Sohn des Gothard), den aus deutschem Pfleger entstandenen Flegar, Niederkorn. Ja wir finden sogar einen Namen Godesberg, dessen Träger wohl einst an den rebentragenden Hügeln des Rheines saßen, und in den Ruinen des verfallenen Schlosses von Racizze hausen kroatisirte Bauern Namens Walderstein, deren Ahnen als Reichsgrafen seit dem 15. Jahrhundert dort mit Macht geboten. Unter den Burgherren des ausgehenden Mittelalters finden wir die Grafen Herberstein, die Rauber, Dürer, Krothendorfer ꝛc. Der berühmteste Geschichtsforscher des Landes, Peter Kandler, trägt gleichfalls einen deutschen Namen, wenn er auch Italiener vom reinsten Schlage war.

Im Laufe der Zeit wanderten in das östliche Bergland die sogenannten Tschitschen ein, ein Hirtenvolk, das dem Leben und Eigenthum nicht selten gefährlich wurde. So weit ich sehe, finde ich den ersten als Rebellen im Jahre 1328 in Aldona genannt und 1329 einen pasculus Chichio in Pinguente. Ueber ihre Herkunft ist viel gestritten worden, doch steht so viel fest, daß sie Slaven sind, obwohl seiner Zeit ein großer Theil derselben ein rumänisches Idiom sprach und theilweise dies heute noch der Fall sein soll. In dem Gebiete zwischen dem Quieto und der Arsa sind von den Venetianern wegen Mangel an Kolonisten in Folge der Kriege und Pestilenzen, die Istrien oft und stark verheerten, Uskoken und Morlachen aus Dalmatien, Kroatien, Albanien ꝛc. angesiedelt worden, was seit etwa 1500 häufiger wurde. So wurden 1525 Morlachen in dem Gebiete von Rovigno, Parenzo und wohl auch Montona angesiedelt. 1570 gründeten sie Sbandati im Gebiete von Parenzo, 1540 kamen 70 Familien aus Nauplia in Griechenland und von den Türken vertriebene Malvasioten im Gebiete von Pola an, wohin 1562 auch 124 Familien aus dem Territorium von Bologna übersiedelten. 1581 zählte man im Gebiete von Parenzo 100, von Cittanova 320, von Umago 120 Familien von Morlachen. Ungefähr aus dieser Zeit stammt auch die sogenannte griechische, besser montenegrinische Kolonie in Peroi, die jedoch 1657 neu besiedelt wurde und sich bis auf den heutigen Tag rein erhalten hat. Von dieser Zeit an findet sich nur selten ein Bericht der venetianischen Provveditoren, der nichts von neuen Kolonisten zu erzählen wüßte. Auf diese Weise ist Istrien national so gemischt worden, wie nur irgend eine Provinz unseres vielsprachigen Staates. Heute haben wir, da Deutsche fast nur in Pola wohnen, wenn von einzelnen Beamtenfamilien abgesehen wird, nur Italiener und Slaven, wobei bemerkt sein mag, daß der

Familienname keineswegs für die nationale Zugehörigkeit in Betracht gezogen werden kann. Die ersteren wohnen in den Küstenstädten und zum Theil in den zugehörigen Landstrichen, bilden aber auch die Träger der Kultur in den Landstädtchen und Flecken im Inneren als Kaufleute, Wirthe, Gutsbesitzer ꝛc. Die Slaven gliedern sich in Slovenen und Serbokroaten. Zu den ersteren zählen die Berchinen (von vrh = Bergspitze); sie bewohnen den nordöstlichsten Theil des Landes; weiter die Savrinen zwischen der Hauptkette des Karstes und herein bis zum Flüßchen Dragogna, also im Gebiete von Triest, Capodistria und Pirano; sie gelten als die rührigsten und tüchtigsten Ackerbauer. Im Gebiete von Pinguente finden wir einen Uebergang zwischen Slovenen und Kroaten in dem Stamme der Fucki. Zwischen Dragogna und Quieto sitzen Mischlinge von Kroaten, Serben, Albanesen und Italienern. Die Slaven im Arsathal stammen aus Dalmatien. Zwischen ihnen und den in der Tschitscherei ansässigen Tschitschen stoßen wir auf die sog. Liburner. Savriner, Fucken und die Kroaten um Pisino heißen wohl auch mit einem Sammelnamen Besiachen oder Stammler, wohl deshalb, weil ihr Dialekt nicht rein kroatisch oder slovenisch ist. Auf den Inseln wohnen durchweg Serbokroaten außer in den Städten, wo ein guter Bruchtheil Italiener vorhanden ist. Im Gebiete von Pola, Rovigno, Dignano hausen die serbischen Morlachen, hin und wieder mit slavisirten Albanesen gemischt. Nordwestwärts vom Cepičsee leben noch an 1600 Rumunen, die jedoch ihren dem Rumänischen ähnlichen Dialekt nur unter sich gebrauchen [1]). Da es in Oesterreich bis zur Zählung vom Jahre 1880 keine Nationalitätsstatistik gab, läßt sich eine vergleichende Uebersicht über frühere Perioden leider nicht vorführen. Aber auch die Resultate dieser Zählung haben nur einen sehr relativen Werth, denn wer da weiß, wie es bei ihr und bei den Gemeindewahlen zugeht, kann unmöglich diesen Resultaten großes Vertrauen entgegenbringen. Die Kolonen und abhängigen Leute haben eben unter allen Umständen die Nationalität ihrer Herren und diese sind vorwiegend Italiener. Nach meiner im Lande gewonnenen Erfahrung dürfte daher die wirkliche Zahl der Italiener geringer sein, als wie sie die nachstehende Tabelle nach der Zählung vom 31. December 1880 beziffert. Und Kandler hat sich entschieden einer gewaltigen Täuschung hingegeben, wenn er seiner Zeit behauptete, daß man nach 50 Jahren nur noch auf den Kanzeln in der Kirche die slavische Sprache hören werde. Denn wie die Dinge heute liegen, ist Istrien eher in 50 Jahren ein rein slavisches Land. Schon heute wird seitens der Italiener vielfach bereut, daß man den Forestieri, will sagen den Deutschen, nicht selten schroff und feindlich gegenübertrat.

Italiener	Slovenen	Serbokroaten	Deutsche
114 281 (mit Einschluß der Rumunen)	42 904	121 607	4760
In Procenten			
40.3	15.1	42,9	1.7

Die meisten Italiener wohnen in den politischen Bezirken Parenzo, Capodistria und Pola, die meisten Slovenen in dem von Capodistria, die Serbokroaten sind am stärksten vertreten in jenen von Pisino, Volosca und Lussin, Deutsche sind in Pola am zahlreichsten. In der Umgebung hier und im Gebiete von Rovigno wird ein eigenthümlicher italienischer Dialekt mit alten Sprachformen gesprochen, was sich wohl daraus erklärt, daß diese Landschaft am intensivsten von den Römern kolonisirt worden war. Die physische Beschaffenheit der Italiener ist zu bekannt, als daß wir sie hier wiedergeben sollten, bei den Slaven jedoch können wir dieselbe nicht übergehen. Der Tschitsche ist groß, kräftig gebaut und außerordentlich gewandt, von lebhaftem, leicht erregbarem Sinne. Auf seiner Hochebene fühlt er sich frei und ungebunden und daher auch der Widerwille gegen ihm unnütz scheinende Gesetze und deren Ausführung. So wissen wir z. B., daß vor nicht allzu vielen Jahren ein k. k. Bezirksarzt in der Ausübung seiner Pflicht mit dem Hinabwerfen über die Felswände bedroht wurde, als er in einem Dorfe syphilitische Kranke in das Spital zu Triest schicken zu müssen erklärte. Nebenbei bemerkt, ist diese Seuche bei ihnen außerordentlich verbreitet. Heimtückisch, wie man nicht selten hört, darf man den Tschitschen kaum nennen. Die Berchinen sind kleiner und minder kräftig gebaut. Zum Theil gilt dies auch von den Besiachen, unter denen man aber auch nicht selten wahre Kraftmenschen findet. Die Morlachen sind weniger stark, nicht selten träge und nur die Noth treibt sie zu angestrengter Arbeit. Im Roveriadistrikte (das Gebiet von Dignano, S. Vincente, Canfanaro und Valle) waren sie ehedem als Räuber in argem Verrufe und manche Schauermähr läuft darüber noch heute im Volke um. Zur Zeit der Franzosenherrschaft sollen viele dieser Räuber aufgeknüpft worden sein, ja die Stellen, wo dies geschehen, kann der Fremde noch leicht erfahren. Von Zeit zu Zeit giebt es auch jetzt noch ganz artige Räuberstückchen. Bei Jahrmärkten und ähnlichen Gelegenheiten sind blutige Raufereien in ganz Istrien nicht selten. Eine beliebte, aber furchtbare Waffe bildet hierbei eine Art Rebmesser von solcher Größe, daß es der Landmann gewöhnlich zur Bereitung seines Kleinholzes benutzt. Er trägt dies für seine Feld- und Waldarbeit unentbehrliche Geräth an einem starken Haken rückwärts am Ledergürtel oder am Beinkleide.

Auf die Tracht können wir hier nur in Kürze eingehen, denn dieselbe genau darzustellen, würde für sich allein einen großen Raum beanspruchen. Im Allgemeinen scheint dieselbe ebenso von der Nationalität, wie von der Beschäftigung abhängig zu sein. Die Slaven um Pinguente tragen eine weiße Mütze von konischer Form aus Filz, aber ohne irgend welche Krempe oder einen Schirm; sie ist groß im Gebiete von Dignano, äußerst klein bei den Savrinen und Besiachen, bei welchen sie durchwegs von schwarzem Filze und so klein ist, daß sie nur mit Noth am Kopfe kleben bleibt. Die Fischer tragen mehr oder weniger die Tracht ihrer Genossen im benachbarten Italien. Die Slaven Inneristriens ölen die Haare sehr stark ein, so daß sie wegen des ranzigen Oeles nicht selten einen widerlichen Geruch verbreiten. Mitunter findet man noch Männer, welche ihr Haar vorn kurz geschoren haben und dasselbe in zwei langen Locken oder gar geflochtenen Zöpfen über den Rücken hängen lassen. Charakteristisch ist auch, daß sie im rechten Ohre einen großen massiven Ohrring tragen, während das linke ohne solche Zier belassen wird. Das selbst gewirkte Hemd hat einen engen reich durchnähten Stehkragen, Halsbinden sind meist unbekannt. Der Tschitsche trägt Winter und Sommer seine weißwollenen Beinkleider, die an den Waden mit Haken eng zusammengeschlossen werden, andere wieder tragen nur eine wollene oder leinene Kniehose und lange Strümpfe. In Westistrien hat der Ackerbauer gewöhnlich hohe Stiefel, zum Theil wohl zum Schutze gegen die Sandviper, in Inneristrien entweder Opanken, wie dies bei den Morlachen der Fall ist, oder ganz niedere Lederschuhe. Trägt er ein langes enges Beinkleid, dann hat er auch ganz kurze Strümpfe oder eigentlich Fußsocken, die an der Innen-

[1]) Ueber sie vergleiche man meinen Artikel in Petermann's Mitth., 1883, S. 294.

seite des Fußes mit Messingschließen zusammengehalten werden und in der Farbe ihrer Einfassung dem Landeskundigen einen Anhaltspunkt bieten, woher der Träger solcher Fußbekleidung stamme. Weste und Joppe sind gewöhnlich aus braunem Loden, letztere entweder annähernd im Schnitte der Aelpler oder aber so, daß über die kurze Jacke ein langer ärmelloser Rock aus gleichem Stoffe angezogen wird. Die Aufschläge sind bald roth, bald blau. Im Allgemeinen ist die Kleidung der Landbevölkerung Winter und Sommer, Werktage und Feiertage ein und dieselbe. In dem Städtchen ist sie oft geckenhaft modern, ja die Frauen haben noch immer den altvenetianischen Brauch strikte eingehalten, Lebensmittel nie selbst auf dem Markte einzukaufen, wozu sich doch die deutsche Hausfrau so gern für verpflichtet hält. Ueber die Tracht der Weiber wollen wir um so lieber hinweggehen, als dieselbe mit Ausschluß der Albanesinnen nur selten kleidsam und malerisch genannt werden kann.

Gehen wir nun über auf die **geistige Kultur** der Bevölkerung, so müssen wir zuerst die Schulverhältnisse berühren. Hierüber mag theilweise die tabellarische Uebersicht Auskunft geben, welche nach den politischen Bezirken aufgeführt erscheint.

Politischer Bezirk	Schulen		Unterrichtssprache 1874				Unterrichtssprache 1880				Eine Schule auf Bewohner	
	1874	1880	ital.	slav.	deutsch	gemischt	ital.	slav.	deutsch	gemischt	1874	1880
Rovigno (Stadt)	3	3	3	—	—	—	3	—	—	—	3188	3174
Capodistria	25	33	15	10	—	—	15	7	—	1	2582	2121
Parenzo	34	44	31	2	—	1	35	1	—	8	1209	1006
Pola	18	23	10	2	—	6	12	9	2	—	2134	2905
Pisino	19	18	2	—	—	17	11	6	—	1	1593	2220
Volosca	16	23	—	14	—	2	2	21	—	—	2377	1760
Lussin	30	40	12	18		—	15	21	—	1	1256	948
Summa 1874	145	184	73	46	—	26	93	78	2	11	1662	1587
1871	151	—	77	53	2	19	—	—	—	—	1714	—

Aus dieser Tabelle ergiebt sich eine beträchtliche Vermehrung der slavischen Schulen, die seitdem noch gestiegen ist. Es erklärt sich das aus der eigenthümlichen Gemeindegliederung des Landes, da regelmäßig die Einwohnerzahl einer Landstadt um das Doppelte und Dreifache kleiner ist, als die der betreffenden Stadtgemeinde. So hatte beispielshalber die Stadt Parenzo 1880 3156, die Gemeinde Parenzo 7368 Einwohner, Pisino 3055, die Gemeinde Pisino 13 189 Einwohner. Da nun stets die Gemeinde für das Schulwesen zu sorgen hat, konnten so lange in derselben italienische Schulen überwiegen, als die Vertretung italienisch war, und so konnte es kommen, daß rein slavische Dörfer italienische Schulen hatten, obwohl die Kinder kein Wort davon verstanden. Daß sich dies bitter rächen mußte, ist wohl selbstverständlich. Gefehlt wurde hier auf beiden Seiten, der slavischen ebenso wie der italienischen. So kenne ich z. B. ein Pfarrdorf, wo der Pfarrherr slavische Schule gratis hielt, aber da dies den Italienern nicht genehm war, wurden die Schulrequisiten einfach eingezogen, und heute hat dies Dorf gar keine Schule. Nach meiner Meinung muß der Staat noch Vieles für Volksschulen in Istrien thun, denn die größere Zahl der Lokalgemeinden ist sehr arm und die Ansiedelungsverhältnisse sind nicht selten derartige, daß die wenigen Bauern, die oft vom Pfarrdorfe über eine Stunde Weges und noch mehr entfernt wohnen, eine eigene Schule nicht erhalten können. Daraus erklärt sich zum Theil die für die Größe der Bevölkerung geringe Zahl der Schulen, denn Istrien zählte:

1850 . . . . . . 102 Schulen.
1865 . . . . . . 147 „
1871 . . . . . . 151 „
1874 . . . . . . 145 „
1880 . . . . . . 184 „

Mit Ausnahme von Dalmatien steht Istrien in dieser Hinsicht allen Kronländern noch immer weit nach. Die geringste Frequenz schulpflichtiger Kinder hatte der politische Bezirk Pisino mit 22 Proc. Daher ist auch die Zahl der Analphabeten so außerordentlich groß. Dieselbe betrug mit Ausschluß der Kinder bis zum 6. Lebensjahre im Jahre 1880 69,8 Proc. männlichen, 78,6 weiblichen Geschlechtes, im Durchschnitt also 73,6 Proc. Zu derartiger Höhe steigt diese Zahl wohl in keiner anderen Provinz als in Dalmatien und Bukowina an. Das Verhältniß der schulbesuchenden zu den schulpflichtigen Kindern ist sehr ungünstig. So besuchten von 100 schulpflichtigen Kindern

	1871	1875	1880
Rovigno (Stadt)	35,3	51,0	66,7
Capodistria	35,2	36,2	40,6
Parenzo	45,3	39,1	45,3
Pola	50,8	52,7	49,9
Pisino	14,8	21,6	20,9
Volosca	24,1	33,4	40,8
Lussin	53,8	74,1	58,4
	37,4	42,3	43,3

die Schule. Die höheren Zahlen des Jahres 1875 erklären sich aus dem Umstande, daß man seither mehrere Nothschulen zu einer größeren Schule zusammenzog, um geprüfte Lehrer anstellen zu können. Es besuchen also nicht einmal die Hälfte der Kinder die Schule, was um so bedauerlicher ist, als gerade das weibliche Geschlecht besonders darunter zu leiden hat, denn hier sinkt die bezügliche Ziffer für Istrien auf 36,1 herab, im politischen Bezirke von Pisino gar nur auf 12,4. Nach der Nationalität entfielen von 100 Kindern, die wirklich die Schule besuchten:

1871 68,2 auf Italiener, 29,6 auf Slaven, 2,2 auf Deutsche.
1880 53,6 „ 46,3 „ 0,1 „

An Mittelschulen zählt das Land ein Gymnasium zu Capodistria mit italienischer, ein solches zu Pisino mit deutscher Unterrichtssprache, beide in der Verwaltung des Staates stehend. Das letztere wird jetzt successive aufgelassen und nach Pola übertragen. Der Boden für eine deutsche Anstalt fehlte eben in Pisino ganz, die Landbevölkerung der Umgebung ist durchweg kroatisch und sehr arm, so daß der Staat alljährlich 1200 fl. für arme Schüler vertheilen ließ; ich hatte selbst Schüler, die auf dem Bauche liegend auf einer Steinplatte beim Flackern des Feuers in der Herdgrube ihre Aufgaben schrieben, nachdem sie vielleicht eine Stunde oder noch mehr Weges hatten zurücklegen müssen, um vom Schulorte nach Hause zu kommen. Ein wesentliches Hinderniß für das Gedeihen der Anstalt ist auch in dem Umstande zu suchen, daß für Unterbringung fremder Schüler in der Stadt keineswegs vorgesorgt war und beispielsweise die Beamten und Officiere von Pola ihre Söhne durchweg nach Laibach, Marburg oder Graz schicken mußten. Wenn aber die Forderung durchgeht, daß an dem neu zu errichtenden Gymnasium in Pola italienische und kroatische Parallelabtheilungen errichtet und nur in dem Obergymnasium deutsch vorgetragen werden soll, dann läßt sich wohl von einem deutschen Gymnasium und seinem bildenden Werthe nicht mehr sprechen. Es ist eben eine bei uns häufige Erscheinung, daß wir sogenannte deutsche Gymnasien in großer Zahl besitzen, an denen 50, mitunter 70 bis 80 Proc. Schüler anderssprachig sind. So hat das Gymnasium von Pisino gewöhnlich 6 bis 7 deutsche Schüler aufzuweisen, alle anderen sind Slaven und Italiener. Daß bei solchen Verhältnissen die Anforderungen wesentlich sich herabmindern, ist ganz naturgemäß. Pola besitzt schon seit längerer Zeit eine Marineunterrealschule.

In politischer Hinsicht zerfällt Istrien in die oft erwähnten Bezirke (Bezirkshauptmannschaften), nur die Stadt Rovigno ist autonom. Die judicielle Eintheilung umfaßt 16 Bezirksgerichte, welche dem Kreisgerichte zu Rovigno als erster Instanz unterstehen. In kirchlicher Beziehung gehört der ganze Norden, Nordosten und die Mitte des Landes zum Bisthum Triest-Capodistria (Sitz in Triest), das im Ganzen 302279 Katholiken umfaßt, der übrige Theil des Festlandes zum Bisthum Parenzo-Pola (Sitz in Parenzo) mit 99829 Katholiken. Die Inseln bilden das Bisthum Veglia mit 42200 Katholiken. Sie unterstehen sämmtlich dem Erzbisthum Görz. Der Klerus ist ziemlich zahlreich, im Allgemeinen aber schlecht dotirt. Es ist zu beachten, daß in den letzten Jahren der Eintritt von Slaven in das Priesterseminar weitaus größer war als von Italienern, was in nationaler Hinsicht von Belang ist. Man trifft nicht selten wahre Priester von toleranter Gesinnung und hervorragender Bildung, nicht selten aber auch das Gegentheil. Wer das platte Land durchstreift hat, weiß davon zu erzählen, denn man ist meist auf die gern gewährte Gastfreundschaft der Geistlichen angewiesen, da Herberge und Tisch in Dutzenden von Ortschaften nicht zu haben sind.

Was nun das Aussehen der Ortschaften anbetrifft, so fällt zunächst auf, daß die meisten Städte, Flecken, Burgen auf steil anlaufenden Bergkegeln, vorgeschobenen Hörnern oder anderen leicht zu vertheidigenden Punkten erbaut sind, woraus man ja von selbst den Schluß ziehen muß, das die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes das einzig Ausschlaggebende bei der Gründung war. Städte und Flecken präsentiren sich fast überall in der venetianischen Bauart mit engen Gassen und hohen ungetünchten Häusern. Ebene Plätze darf man freilich nicht erwarten, wohl aber jäh ansteigende Straßen oder gar Stiegen, die von den niedrigern Theilen des Städtchens in die höheren führen. Die Dörfer weisen die sonst gebräuchliche slavische Anlage in eng geschlossener Häuserreihe keineswegs häufig auf, denn nicht selten zieht sich um das Haus ein Garten oder ein Stück Feld. Aus dem Umstande, daß wir mitunter um die Kirchen noch massives Mauerwerk mit Thurmruinen treffen, ergiebt sich zur Evidenz, daß sie als letzter Zufluchtsort galten, was besonders in den Uskokenkriegen des 17. Jahrh. der Fall war. Viele Häuser, namentlich die vereinzelt stehenden Gehöfte, haben nur ein Erdgeschoß, die besseren ein erstes Stockwerk. Gebaut wird durchwegs aus trefflichem Bruchstein, das Haus jedoch nur sehr selten von außen mit Mörtel überkleidet, so daß die Feuchtigkeit leicht eindringt. Wegen des Umstandes, daß man in Folge der schweren Beschaffung von Bauholz die Balken thunlichst spart und die Bedachung in den weitaus meisten Fällen aus oft zweizölligen Steinplatten besteht, ist das Haus fast stets lang, aber sehr schmal, oft nur 3 bis 4 m. Thür- und Fensterstöcke bestehen fast überall aus gehauenem Stein, die Fenster werden vor dem Sturme der Bora gewöhnlich mit schweren Läden geschützt. Treten wir in ein Haus ein, so befinden wir uns in dem geräumigsten Raume desselben, in der Küche; an der einen Wand ist ein starker drehbarer Pflock mit einem Hebel angebracht, an dem der große Kessel aus Glockenspeise hängt, in dem die Polenta gekocht wird. Er ist das wichtigste und mitunter auch fast das einzige Küchengeräth. In einer kleinen Vertiefung brennt das Herdfeuer, um das in geringer Entfernung einige Steinblöcke liegen, die als Sitze dienen, da dies Feuer auch durchweg den Ofen zu ersetzen hat. An dem Fenster steht ein Tisch mit einer oder zwei hohen Bänken, eine andere weist eine oder zwei Schlafstellen auf, die freilich sehr primitiv sind. Steine dienen als Unterlage, darüber werden einige Stangen oder Bretter gelegt und darauf kommt ein mit Stroh, Laub oder Heu gefüllter Sack und, wenn es gut geht, eine Wolldecke. Regelrechte Bettstellen sind lange nicht überall zu finden, ebenso wie ein gedielter Küchenboden eine Seltenheit ist. Ueber der Küche, die den eigentlichen Wohnraum bildet, ist meist noch eine Kammer mit spärlicher Einrichtung, worunter die Kleidertruhe das wichtigste ist; ein gegenüberliegender Raum dient als Keller und Speise- oder Kornkammer. Zur Regenzeit oder im Winter sind diese Wohnungen sehr ungesund, da die unmittelbar auf dem Gestein aufliegenden Mauern bei geneigtem Boden oft das Wasser eindringen lassen. Mitunter trifft man sogar Hütten ohne Rauchfang, in denen der Rauch durch die geöffnete Thür oder durch die Lücken der Dachsparren seinen Ausweg suchen kann und die Küche den einzigsten Wohnraum darstellt. Der Stall ist häufig neu gebaut, steht aber auch oft ganz frei hinter dem Hause, oder gar draußen im Felde; Aborte sind in Bauernhäusern nicht vorhanden und fehlen auch vielfach in Städten. Statt unserer Zäune und Planken figuriren überall roh gefügte Steinmauern. Die Kirchen sind meist klein und ärmlich ausgestattet. An manchem Glockenthurm sind zwei starke Balken mit quer darüber genagelten Stangen angelehnt, um zu den Glocken kommen und diese läuten zu können. Wie die Wohnung, so ist auch die Nahrung. An der Küste bilden die Fische das tägliche Gericht. Im Inneren kehrt die Polenta tagtäglich wieder oder die Minestra, mehr Brei als Suppe, aus Reis, Bohnen, Gerste &c. Brot wird aus Mais oder Gerste und Hirse gebacken. Milch, Käse und Eier werden natürlich auch konsumirt. Häufig bildet zur Zeit, wo das alte Getreide schon aufgezehrt und das neue noch nicht geerntet ist, Gemüse und Brot die einzige Nahrung, und selbst dies fehlt oft. Denn gar nicht selten treten Mißjahre ein und dann steht auch der Hunger vor der Thür, besonders im politischen Bezirke von Pisino und im Gebiete von Pinguente und dem Tschitschenboden. Im Jahre 1879 kamen die Leute 5 bis 6 Stunden weit nach Pisino-Mitterburg, um eine Schüssel Minestra und ein Stück Brot zu erhalten. Das Nationalgetränk bildet der Wein, der aber gerade in den ärmsten Strichen nur in geringer Quantität oder gar nicht gedeiht. Für die Küstengebiete und den fruchtbaren Westen trifft diese Schilderung glücklicherweise nicht zu, da hier die Nahrung reichlicher und besser ist.

Vieles könnte wesentlich besser sein, wenn der Bildungsstand größer, die nationalen Reibungen geringer, die Geldmittel ausgiebiger und die gegenseitige Ausnutzung nicht vorhanden wären. Da der Kleinbauer die Lebensmittel durch das ganze Jahr nicht selbst erzeugt, muß er zum Kaufmann gehen, der sie ihm theuer anrechnet. In Geld kann er sie nicht bezahlen, und daher ist er für die in natura zu leistende Zahlung rein von der Gnade des Krämers abhängig, dies um so mehr, als der Export kaum in Betracht kommt. So kann es sich ereignen, daß der Bauer für manche Produkte kaum die Hälfte des eigentlichen Marktpreises erhält. Ich habe nicht selten wegen Steuerrückstand Wein versteigern sehen, der, weil sich nur die Wirthe und Händler des Ortes einfanden, um 5 bis 6 fl. pro Hektoliter erstanden wurde, während er, wenn das Steueramt ihn auf eigene Kosten nach Krain oder Kärnthen hätte verfrachten und dort versteigern lassen, um den dreifachen Preis gern abgenommen worden wäre. Ein Wagen Knüppelholz, der unter Brüdern 3 bis 4 fl. werth ist, muß gar häufig dem Wucherer um 60 bis 80 kr. überlassen werden. Denn zu einem Wege von 3 bis 4 Stunden hat der Bauer vielleicht bei den schlechten Dorf- und Waldwegen mit zwei Paar Ochsen die doppelte Zeit gebraucht und kann doch nicht übernachten oder seine Ladung wieder nach Hause führen. Es ist gewiß

charakteristisch, daß sich Juden im Lande nicht halten können (nur in Pola leben einige), weil nach einem istrischen Sprichworte der Einheimische das Wuchergeschäft viel besser versteht.

Die Lachen und Pfützen, aus denen die Leute für sich und ihre Hausthiere häufig das Wasser nehmen müssen, sind entschieden sanitätswidrig, aber trotz dieser Erkenntniß ist man in vielen Orten noch nicht daran gegangen, eine angiebige Cisterne herzustellen. Die Wassernoth ist an einzelnen Punkten sehr groß. Zur Zeit der Trockenheit machen die Schiffer z. B. ein gutes Geschäft, wenn sie in Tonnen Wasser von der Quietomündung nach Parenzo liefern. Ja selbst Pola, das eine Garnison von fast 8000 Mann zählt, ist der Wassernoth ausgesetzt. Durch Bohrung artesischer Brunnen, die freilich, wie die Franzosen in Algier gethan, auf Staatskosten zu erfolgen hätte, ließen sich viele Orte mit Wasser ganz entschieden reichlich versorgen und wären für den Ackerbau die Aussichten weitaus günstiger zu gestalten. Wenn man bedenkt, was der Kanton Wallis zur Bewässerung seiner Hochalpen für Geld ausgelegt hat, muß man sich billig wundern, daß ein großer Staat für eine ganze Provinz bisher, von Pola abgesehen, so gut wie nichts gethan hat. Eine Besserung der Verhältnisse läßt sich zum Theil von den Fremden erwarten. Den Anstoß dazu gab der Südbahndirector v. Schüler durch den Ankauf der Villa Chorinsky in Abbazia für die Südbahn, die heute das Kurhaus bildet. Abbazia ist jetzt ein Winteraufenthaltsort geworden, der Nizza, Mentone &c. schon fühlbare Concurrenz macht. Lussin folgt schon nach. Der österreichische Touristenklub hat sich um die Erforschung der Höhlen gekümmert und ist außerordentlich thätig, die Schönheiten Istriens zu erschließen. Ihm verdankt man auch die Erbauung der Stephaniehütte auf dem letzten Sattel des Monte Maggiore, der heute wegen der bequemen Ersteigung schon stark besucht wird [1]). Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die landwirthschaftliche Lage und das Klima so viel Zugkraft haben werden, manche Orte zu beliebten Stationen für Herbst, Winter und Frühjahr umzugestalten. Die Gegend an der Südwestseite des Monte Maggiore am Cepičsee bei Chersano, Pedena und Gallignana ist ganz dazu angethan, in dieser Hinsicht ins Auge gefaßt zu werden. Von den Einheimischen ist dies freilich nicht zu erwarten. Giebt es doch seit Jahren eine „Societá degli Alpinisti Istriani“, die meines Wissens für die Erschließung des Landes so gut wie nichts gethan hat und ihre Hauptaufgabe darin erblickte, für die Mitglieder auf Ausflügen eine Unterhaltung zu bieten.

Wenn ich schließlich noch einen Blick auf die einzelnen Städte und Flecken werfe, so wäre da zunächst Pola zu erwähnen mit einer Bevölkerung von rund 26000 Köpfen. Die Zeit wird wohl nicht fern sein, daß diese politisch, commerciell und strategisch bedeutendste Stadt wieder die Hauptstadt des Landes werden wird, wie sie es ehedem gewesen. Rovigno treibt nicht unbeträchtlichen Handel, weshalb bisher auch eine Handelskammer dort ihren Sitz hatte. Die Lage der Stadt mit der sehenswerthen St. Euphemiakirche ist sehr malerisch, im Inneren jedoch ist sie düster und leider auch sehr unreinlich. Parenzo (2825 Bewohner) ist Sitz des Landtages und besitzt ein reichhaltiges Landesarchiv. Die Domkirche ist eine der ältesten (aus der Zeit König Theodorich's herrührend) und schönsten der uns überhaupt erhaltenen. Capodistria (8646 Einwohner) hat den Namen häufig gewechselt, denn ursprünglich hieß sie Aegida, später Capris, dann Justinopolis nach Kaiser Justinus II. von Byzanz, endlich erhielt sie als Hauptstadt von Venetianisch-Istrien ihren jetzigen Namen. Sie hat auch den venetianischen Charakter am reinsten bewahrt. Unter ihren Bürgern waren zu allen Zeiten hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft. Eine große Strafanstalt für das ganze Litorale besteht schon seit langer Zeit. Pirano (7387 Einwohner) ist die Heimath des berühmten Musikers Giuseppe Tartini (1692 bis 1770). Umago mag deswegen erwähnt sein, weil sich hier eine starke säkulare Bodensenkung konstatiren läßt, denn die Römerbauten stehen längst unter Wasser. Montona ist eine steil ansteigende alte Stadt, noch immer mit Mauern wohl versehen, so daß sie ein treffliches Bild einer istrischen Kleinstadt aus dem Mittelalter zu bieten vermag. Hier erblickte Andrea Antico das Licht der Welt, der 1517 den Druck von Musiknoten in beweglichen Zeichen erfand. Pisino (3346 Einwohner) mag als drastisches Beispiel gelten, daß der wohlgemeinte Versuch des Staates, durch Cumulirung von Aemtern einzelnen Städtchen aufzuhelfen, völlig fehlschlug. Da das Militär schon seit längerer Zeit nach Pola verlegt wurde, mit dem Gymnasium dies bald der Fall sein wird, ist auch keine Aussicht für materielle Hebung der alten Hauptstadt von Oesterreichisch-Istrien vorhanden. Das wegen seiner vorgeschobenen Lage auf der Hochebene eine weite Fernsicht darbietende Albona (2249 Bewohner) ist die Heimath des muthigen Streiters der Reformationsperiode, Flacius Illyricus (1520 bis 1575), der eigentlich Blacich-Francovich hieß. Das Geschlecht seiner Mutter Giacomina Luciani hat sich bis heute erhalten und dem Lande einen namhaften Gelehrten, Dr. Tommaso Luciani, gegeben. Lussin piccolo, Cherso und Veglia bieten wohl nichts Besonderes.

Wenn diese Skizze Einiges zur Kenntniß des Landes Istrien in weiteren Kreisen beizutragen geeignet befunden würde, hätte der Verfasser seinen Zweck vollkommen erreicht.

[1]) Es mag hier gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß ich schon vor vier Jahren gelegentlich der Schilderung einer Besteigung desselben in der Triester Zeitung für die Erbauung eines Unterkunftshauses und einer damit zu verbindenden Wetterwarte, welche telegraphisch (jetzt telephonisch) mit Fiume (jetzt Abbazia) verkehren könnte, Stimmung zu machen versucht hatte. Die Aussicht vom Monte Maggiore ist wohl eine der eigenartigsten und schönsten in Europa.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf S. 187 ff. des laufenden Bandes waren die drei, zu Wolfenbüttel und Prag aufbewahrten Handschriften des „Hans Dernschwam'schen Reisetagebuches“, die uns allein zu Gebote standen, als Abschriften zweiter Hand bezeichnet worden. Wie uns jetzt Herr Dr. Dobel, Archivar des fürstl. Fugger'schen Archivs in Augsburg, gefälligst mitgetheilt, ist vor einiger Zeit die unterwegs geführte Originalniederschrift des Tagebuches aufgefunden worden in der Bibliothek des Fugger'schen Schlosses Babenhausen an der Günz (mitten zwischen Augsburg, Ulm und Kempten gelegen).

— Manche unserer Leser mag es interessiren zu erfahren, daß soeben in der Sammlung von „Meyer's Reisebüchern“ eine zweite, neu bearbeitete Auflage von „Türkei und Griechenland“ (Leipzig, Bibliographisches Institut 1888) erschienen ist, welche auch Reiserouten durch die unteren Donauländer, eine Anzahl Inseln des Aegäischen Meeres und Theile des vorderen Kleinasiens (Troas, Lydien 2c.) behandelt. Das Buch ist durchweg auf Grund eigener Anschauung der Verfasser, welche theils dauernd im Orient leben, theils durch längeren Aufenthalt Land und Leute genau kennen, bearbeitet, ist mit Karten und Plänen gut ausgestattet und steht, wenigstens was die türkischen Gebiete anlangt, augenblicklich ohne Rivalen da. Den Glücklichen, welche sich zu einer Fahrt nach dem Osten rüsten, sei es bestens empfohlen.

Asien.

— Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. (Dritter Theil, zweite Abtheilung: Völkerkunde von Asien und Australien. Mit 27 Tafeln.) Mit wünschenswerthester Pünktlichkeit ist die zweite Abtheilung des dritten Bandes der ersten gefolgt und wird für viele Weihnachtstische eine erwünschte Gabe sein. Er behandelt die Völker von Asien und Australien. Die drei ersten Tafeln sind Sibirien gewidmet, dann folgen Innerasien, Kaukasien, Armenien, Mesopotamien, Kleinasien, Palästina, die Araber, Iran, Vorderindien und Ceylon, Hochasien, China, Hinterindien, Japan mit Korea, die südostasiatischen Inseln, Melanesier, Polynesier und Australier. Die Ausstattung ist dieselbe vorzügliche, welche wir schon bei der ersten Abtheilung zu rühmen hatten. — Vom zweiten Theile („Typische Landschaften“) ist gleichzeitig eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Ko.

— Das britische Foreign Office veröffentlicht soeben einen Bericht aus Erzerum (Annual Series; Nr. 225), welcher sich mit dem Handel des Wilajet Charput und dem wachsenden Antheile deutscher Häuser an demselben, der sich erst seit 1886 bemerkbar macht, beschäftigt. Die Errichtung deutscher Handlungshäuser in Mosul und Diarbekir wird beabsichtigt. Die Einfuhr von Wollstoffen hat sehr abgenommen, die von Wollengarn nimmt dagegen beständig zu; dasselbe wird, wie durchweg im Orient, an den langen Winterabenden von den Frauen zu Zeugen versponnen, welche dem Bedürfnisse und Geschmack der Eingeborenen mehr entsprechen, als die importirten Stoffe. Von den eingeführten Wollstoffen kommen zwei Drittel aus Deutschland, der Rest aus Frankreich und Oesterreich. Das ganze Wilajet exportirt für circa 1 300 000 Mark, wovon 860 000 Mark (etwa 70 Proc.) auf Großbritannien entfallen; es importirt für 2 800 000 Mark, davon für 1 310 000 Mark (circa 40 Proc.) aus Großbritannien. An zweiter Stelle kommt Frankreich, dann das Deutsche Reich.

— Die wohlfeile Ausgabe von „Palästina in Wort und Bild“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) ist mit den Lieferungen 65 bis 84 zum Abschlusse gekommen. Auf die mit prächtigen Abbildungen versehene Schilderung von Petra und Umgebung, womit Guthe's Arbeit endet, folgt aus Ebers' Feder die Periegese der zwischen Aegypten und Palästina gelegenen Gebiete, der Halbinsel Sinai und des Landes Gosen, welche in der Vorgeschichte der Juden eine so große Rolle spielen. Ebers folgt mit großer Ausführlichkeit dem Exodus der Juden von Pithom aus, der unlängst wiedergefundenen Stadt im Wadi Tumilat, längs der Westküste der Halbinsel, führt uns eine Reihe der prächtigsten Gebirgsbilder aus jener Steinwüste vor, sucht den Kampf mit den Amalekitern und den Berg der Gesetzgebung (im Serbal) zu lokalisiren, schildert das Einsiedlerwesen der ersten christlichen Jahrhunderte, als gleichfalls der Serbal noch für den Berg der Gesetzgebung galt, erörtert die Erinnerungen an Moses, die auf der Halbinsel sehr häufig sind, aber erst aus christlicher Zeit datiren, und verweilt ausführlich bei dem hoch interessanten Katharinenkloster. Mit einer Schilderung des so traurig herabgekommenen Gosen, der Städte Pithom, Tanis, On u. s. w. schließt das ebenso schöne als lehrreiche Buch, das als eine treffliche Gabe für den Weihnachtstisch bezeichnet werden muß.

Afrika.

— Mit Ausgabe von Section 1 und 3 (Marokko und Aegypten) ist jetzt die zweite Auflage von Justus Perthes' Specialkarte von Afrika vollendet worden. Namentlich Section 1 hat auf Grund der von uns öfter erwähnten Lannoy'schen Karte von Afrika und besonders der Reisen des Vicomte de Foucauld (vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 255) eine gründliche Umarbeitung erfahren, so daß es augenblicklich — aber bei dem rapiden Vorwärtsschreiten der Entdeckungen schwerlich für längere Zeit — den Stand unserer Kenntniß darstellt. Sehr dankenswerth sind die jeder Section beigegebenen kritischen Bemerkungen, wenn sie auch an Ausführlichkeit die Lannoy'schen „Notices“ nicht erreichen.

— Unter allen von der deutschen afrikanischen Gesellschaft ausgeschickten Expeditionen ragte durch Tüchtigkeit ihrer Mitglieder die ostafrikanische hervor, und unersetzlich, wenigstens vorläufig, sind die Verluste, welche die Wissenschaft durch den Tod zweier von ihnen, des Dr. Kaiser und Dr. Richard Böhm, erlitten hat. Was dieselben nach Hause berichteten, kann das nicht wett machen, nur die Trauer über ihren Untergang neu erwecken. H. Schalow, ein Studiengenosse des Zoologen R. Böhm, hat unter dem Titel „Von Sansibar zum Tanganjika“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) dessen Briefe gesammelt und mit einer biographischen Skizze herausgegeben; sie bilden eine freundliche Gabe der Erinnerung, ohne gerade, vielleicht von einigen ornithologischen Abschnitten abgesehen, viel Neues zu bieten. Leider beziehen sich die Briefe nur auf die erste Hälfte der Reise, für die zweite wird uns erst Reichard's Reisewerk Näheres bringen. Hingewiesen sei als auf Muster landschaftlicher Darstellung auf die prächtigen Schilderungen des Ugalla-Flusses (S. 63 ff., 74 und 78 ff.).

— Die allgemeine innerafrikanische Stupidität — schreibt R. Böhm d. d. Kakoma, 30. März 1881 (siehe H. Schalow, Von Sansibar zum Tanganjika. Leipzig, F. A. Brockhaus) — findet sich auch hier unter den Wanjamwesi in glänzender Vollkommenheit. Ja, sie sind selbst noch dümmer, als sie scheinen, was bei passender Gelegenheit in staunenerregender Weise zum Vorschein kommt. Als einen der besten Beweise für ihre Geistesgaben möchte ich anführen, daß sie, ein Volk der exquisitesten Regengegenden, noch nicht einmal regendichte Dächer über ihren Behausungen anzubringen im Stande oder auch nur geneigt sind. Zu trauen ist dabei dem Volke gar nicht und es ist merkwürdig, wie bei ihrer scheinbaren Friedfertigkeit und Feigheit Krieg, Mord, Verwüstung als etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches gilt. Die in der Umgegend nicht seltenen, von den anwohnenden Räuberfürsten zerstörten Ortsstellen mit ihren melancholischen Trümmerresten einstiger menschlicher Thätigkeit werden mit einem gewissen Behagen, selbst mit Lachen gezeigt. Die Kunstfertigkeiten sind sehr gering, das Wenige, was man an hübschen und sinnreich gearbeiteten Geräthschaften sieht, kommt aus den Nachbarländern. Der Ackerbau, der bei der tropischen Kraft des Bodens und der entgegenkommenden Genügsamkeit der Nährpflanzen, welche zum Theil nur in Stücke gerissen und in den roh gelockerten Boden gesteckt zu

werden verlangen, um weiter zu treiben, so wie so nur wenig erfordert, wird auf die primitivste Weise betrieben. Noth und eigentliches Elend ist natürlich unbekannt, wo die Sorge für Kleidung und Erwärmung überhaupt fortfällt und die Ernährung nur wenig Thätigkeit, sonst nichts, erfordert. Höhere ethische Begriffe fehlen selbstverständlich. Religiöse Vorstellungen scheinen sich auf „Thaua", die „große Medicin" der Indianer, wozu die verschiedenartigsten und einfältigsten Dinge benutzt werden, auf eine ungewisse „Muuga", wohl eine Art bösen Geistes, zu beschränken. Ob die Wanjamwesi an ein Fortleben nach dem Tode glauben, ist mir noch nicht klar, doch scheint die barbarische Sitte, daß bei dem Tode einer der Häuptlingsfrauen eine Anzahl Weiber, bei dem des Häuptlings selbst Männer und junge Mädchen mit dem Todten gebunden in die Grube gelegt und hier mit Speerwürfen getödtet, oder nach Aussagen eines Augenzeugen auch leider nur halb getödtet und dann mit Erde bedeckt werden, weil es nicht gut sei, daß die Todten „peke jako", d. h. allein, aus der Welt gingen, wenigstens an eine in früheren Zeiten lebendige Vorstellung von einem Fortleben der Seele hinzudeuten.

— Wie „Le Mouvement Géographique" vom 20. November d. J. erklärt, sind sämmtliche, in letzter Zeit vom Reuter'schen Bureau und verschiedenen Zeitungen verbreitete Nachrichten über Stanley's Expedition erfunden. Die letzte Nachricht ist diejenige, welche Major Bartellot im Lager von Jambuja am 8. Juli erhielt und worin Stanley, der 10 Tage vorher von dort aufgebrochen war, meldete, daß alles gut gehe. Seitdem ist Bartellot ohne jede Kunde von der Expedition geblieben.

Nordamerika.

— Im Bande 45 des „Globus", S. 8 ff. und 24 ff., sind eine Reihe von Gegenständen aus der Jakobsen'schen Sammlung von der Nordwestküste Amerikas abgebildet und beschrieben. Da die Erläuterungen der Figuren zum Theil nicht ganz zutreffend sind, dürften die folgenden Bemerkungen von Interesse sein.

S. 8. Eßschale aus Horn. Das Relief stellt den Biber dar. Die Form der Nasenlöcher, sowie die Nagezähne und der Schwanz sind charakteristisch. Das in den Schwanz gravirte Menschengesicht findet sich häufig auf Wappenpfählen, Tanzhüten und Gefäßen. Das ganze Gefäß ist ein Thier. Was in der Erläuterung als vorn bezeichnet ist, ist hinten. Was als ausgestreckte Zunge beschrieben ist, sind die Nagezähne des Bibers. Die vier dreizehigen Arme sind seine Beine; der Bauch ist die Unterseite des Gefäßes.

S. 9. Die Figuren der drei hier abgebildeten Wappenpfähle sind nicht ganz deutlich. Die unterste Figur auf der mittleren Abbildung ist der Sperber. Die mittlere Figur ist ein Tänzer. Der an das Kinn anschließende Vogelschnabel ist ein geschnitzter Rabenkopf, der beim Tanze um den Hals gehängt wird. Die mit Hutaufsätzen geschmückten Menschenköpfe, welche er in der Hand trägt, sind Rasseln. Auf dem Wappenpfahl rechts ist der Schwanz der untersten Figur ebenso behandelt, wie der Biberschwanz auf S. 8, so daß das Menschengesicht ein Theil des Schwanzes ist.

S. 10 und S. 26 unten. Die hier abgebildeten Eßschalen stellen einen Seehund dar. Auf der Unterseite ist der Sperber gravirt. Die Darstellung des Kopfes desselben in Flachrelief ist stets gehalten, wie in diesem Falle. Sie findet sich besonders häufig auf der Unterseite von Rasseln. Die Schale auf S. 24 wie die auf S. 26 stellt ebenfalls den Sperber dar, über dessen Kopfe sich ein stilisirtes Eulengesicht erhebt.

S. 24 links ist eine große Eßschale. Dieselbe stellt den Tsonóqoa, eine der häufigsten Gestalten im Sagenschatze der Kwakiutl dar. Während alle übrigen Gegenstände offenbar den Haida oder Tsimpschian angehören, stammt diese Figur sowie die auf S. 27 abgebildete offenbar von einem der Stämme von Queen Charlotte Sound. Bei der oben erwähnten Eßschale kann ich zufällig genauer Herkunft und Bedeutung angeben, da die zugehörige Sage sich unter meiner Sammlung befindet. Dieselbe stammt von den Nimkisch, einem der Stämme, welche die Kwakiutl-Sprache reden, und die folgende Ueberlieferung ist damit verbunden.

Q'ēχtlála, der Sohn Nḗlpē's, lebte in Xáwakyis. Eines Tages fuhr er in seinem Boote aus, Seehunde zu schießen. Vergeblich erwartete Nḗlpē seine Rückkunft, und endlich bestieg er sein Boot, um seinen verlorenen Sohn zu suchen. Nach langem Suchen sah er sein Ruder auf dem Wasser umhertreiben; und er fand seine Kiste und seinen Fischspeer, aber er fand seinen Sohn nicht. Fünf, zehn Tage lang suchte er ihn vergeblich und alle Leute halfen ihm suchen. Da glaubten sie, er sei todt.

Q'ēχtlála aber war in seinem Boote auf den Boden des Meeres hinabgestiegen. Dort besuchte er Qornóqoa, den Seegeist, und gewann durch ihn übernatürliche Kräfte. Sie tauschten ihre Boote aus. Der Geist gab ihm einen Speer, um Seehunde, Seeottern, Seelöwen und Wale zu fangen und sprach zu ihm: „Du wirst viele Reichthümer erlangen und ein mächtiger Häuptling werden. Wenn Du in Deiner Heimath anlangst, so gieb ein großes Fest und nimm die Namen Māχolakilis und Tláqoalatl (abgeleitet von Tláqoa, Kupferplatte) an. Er gab ihm viel Kupfer und die Tanzmaske Tsōnóqoa. Ferner gab er ihm drei Holzkessel, welche den Tsōnóqoa, Aqétl und Ts'ékisch darstellten. Er gab ihm ein Haus mit vielen ringsumher laufenden Stufen und trug ihm auf, allen Leuten Felle zu schenken und im Wintertanze den Ts'áequintl zu tanzen. Als er zurückkam, glaubte er, er sei nur zwei Tage fort gewesen. Es waren aber in Wahrheit zwei Jahre.

Der in der Sage erwähnte Kessel, welcher den Tsōnóqoa darstellt, ist an der erwähnten Stelle abgebildet. Den dritten Kessel, welcher den Ts'ékisch darstellt, habe ich in Alert Bay (Elis) am Eingange der Johnstone Strait gesehen. Derselbe stellt ein Ungeheuer dar, dessen weit aufgesperrtes Maul den Kessel bildet.

S. 25. Der Griff des oberen Löffels stellt einen Tänzer dar, wie der auf dem mittleren Wappenpfahl S. 9. Das Flachrelief auf dem Rücken des Löffels ist nicht zu sehen, doch stellt dasselbe wahrscheinlich den Körper des Tänzers dar. Der Griff des unteren Löffels ist der Rabe im Häuptlingsschmuck. Das Relief auf dem Rücken des Löffels sind die Flügel des Raben.

S. 27. Figuren dieser Art werden von den Kwakiutl auf den Giebeln der Häuser aufgestellt. Dieselben stellen Sklaven der Ahnen des betreffenden Geschlechtes dar und die erhobene Hand bedeutet, daß sie für den Häuptling zum versammelten Volke reden, da es unter der Würde eines großen Häuptlings ist, mit gewöhnlichen Leuten zu sprechen.

Dr. Franz Boas.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band LII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame **Jane Dieulafoy**.

VI.

Die gewaltigen Regen gegen Ende März hatten im Graben I. des Tumulus Nr. 2 Einstürze hervorgerufen und dadurch war eine Erdmauer bloßgelegt worden, die man weiter verfolgte. Allmählich wurde dann eine Anzahl von unter einander parallelen oder zu einander senkrecht stehenden Mauern aufgedeckt, die man als die Krönung einer sehr verwickelten Vertheidigungsanlage erkannte. Dieselbe befand sich 6 m unter der heutigen Oberfläche des Tumulus und mag noch etwa eben so hoch über dem ursprünglichen Fußboden gelegen haben. Dagegen war auf der Citadelle bis jetzt nichts gefunden worden; dort arbeiteten schon seit länger als einem Monat die sämmtlichen Luren an zwei langen, nach Osten gerichteten Gräben, I und J; wohl fand man hier und da einige Skulpturen von einem Bau, der der Thronhalle des Artaxerxes Mnemon ähnlich war, emaillirte Blöcke, Ziegel mit elamitischer Inschrift; aber im Wesentlichen waren diese Nachgrabungen bis zu einer Tiefe von 4 m ergebnißlos. Kleinere Gegenstände wurden täglich gefunden, z. B. eine elegante Terracotta-Vase, eine bronzene Lampe, ein eigenthümlicher Elfenbeinkegel mit eingeritzten Kleeblättern und gut charakterisirten Pelikanen und einen Siegelstein, ein Chalcedon, auf welchem das Königsbild, darüber Auramazda und zu beiden Seiten zwei Sphinxe mit der oberägyptischen Krone eingegraben sind; das Siegel muß einem Achämenidenkönige, der über Aegypten gesiegt hat, Xerxes oder Artaxerxes I., gehört haben. Am Beginn des Grabens I. fand man 1,80 m unter der Oberfläche die Fundamente des Hauses eines Töpfers und darin neben Vasen von verschiedener Form zwei Becher mit einer spiraligen Inschrift in althebräischen Buchstaben. Becher aus Nummulitenkalk, Terracottalampen, eiserne Pfeilspitzen und sehr zerbrechliche Glasflaschen lagen überall umher.

Zahlreiche emaillirte Bruchstücke, welche sich in jedem Schutthaufen fanden, und die vielen, stets nur aus Lehmziegeln aufgeführten Mauern legten den Gedanken nahe, daß die Bauten Susas bloß aus Lehm bestanden, wie diejenigen Babylons, und ihre Schönheit nur der dauerhaften Bekleidung mit Emailplatten verdankten, welche sie vor der Zerstörung schützten und die Basreliefs der assyrischen Paläste ersetzten. Der früher erwähnte Löwenfries ist ein Beispiel dieser wunderbaren Ausschmückung. Andere entdeckte man am 18. April im Graben L; es waren Bruchstücke von lebensgroßen, prächtig gekleideten Personen: zierliche Lippen, ein bläulicher, mit einem weißen Netz umgebener Bart, braune Hände, ein prächtig schwarzer Hals und zwei weiße Hände, Proben einer entwickelten, vorgeschrittenen Kunst. Dann wieder fand Madame Dieulafoy dicht bei den Zelten in einer Spalte in drei Lagen über einander Emailziegel, welche auf grünem Grunde gelbe und blaue Lotosblumen und darüber weiße Palmetten zeigten und an ägyptische Grabgemälde erinnerten. Andere Stücke mit gelblichem Grunde und quer von einer orangefarbenen Linie geschnitten, schienen zu einer Treppenwange gehört zu haben; schließlich kamen große quadratische Platten zum Vorschein, von 0,36 m Seitenlänge und 0,08 m Dicke, oben und an den Kanten emaillirt und mit einer großen grünen und gelben Rosette verziert. Man hatte es hier

offenbar mit einer, in der Sassanidenzeit ausgebesserten Brustwehr zu thun, zu welcher Materialien von einer Rampe aus der Achämenidenzeit benutzt worden waren.

Der Aufenthalt der französischen Expedition auf den Trümmern Susas trug übrigens viel dazu bei, den frommen Besuch des Danielgrabes zu erhöhen; in zahlreichen Schaaren strömten die Pilger herzu, allwöchentlich etwa 200 bis 300 Männer, Frauen und Kinder auf Pferden, Mauleseln und Eseln, die ärmsten auch zu Fuß. Das gemeine Volk quartierte sich im Hofe des Grabes ein, die Vornehmeren auf den Terrassen, während die zuletzt Gekommenen ihre Zelte am Fuße der Citadelle auf einem mit baumartigen Malven bewachsenen Kirchhofe aufschlugen. Alle aber schienen darauf auszugehen, den Fremden das Leben möglichst unerträglich zu machen: von Tagesanbruch an erfüllten Mann und Weib, Mollahs und Schüler die Gräben, zogen die Arbeiter von ihrem Geschäft ab und suchten selbst, wenn auch vergebens, in die Zelte zu dringen. Die Reste des Stieres, welche der Wuth der Luren entgangen waren, wurden von ihnen zertrümmert und etwa 50 Todtenurnen, welche man photographiren wollte, in Stücke zerbrochen. Wo man ging und stand, hörte man ihre Schleudersteine durch die Luft sausen und ihre Flinten sich entladen.

Am 22. April erschien der Unterstatthalter von Dizful in Begleitung einer Anzahl Banquiers; Dieulafoy's Drohungen hatten ihn erschreckt, und so nahm er eine Pilgerschaft zum Danielgrabe als Vorwand, um die Geldangelegenheit zu regeln und dem unbequemen Gaste die ganze ihm zukommende Summe zu erstatten.

Inzwischen war die grüne Ebene gelb geworden, die Gebüsche trugen Dornen statt der Blüthen, und das Bachtijaren-Gebirge zeigte an Stelle ausgedehnter Schneefelder rosafarbene Spitzen: noch acht Tage, und die ganze Gegend gleicht einem Gluthofen. Wenn der letzte Schnee verschwindet, wird Susa unbewohnbar; dann schließt der Wächter des Danielgrabes das Thor desselben und flüchtet sich in seinen Dizfuler Serdab (Keller), dann ziehen die Nomaden in die Nähe der Berge oder lagern an den Ufern eines Flusses, Raubthiere und Wildschweine werden zu Amphibien und auf den Ruinenhügeln tummeln sich nur



Kelek außerhalb des Wassers. (Nach einer Photographie der Expedition.)

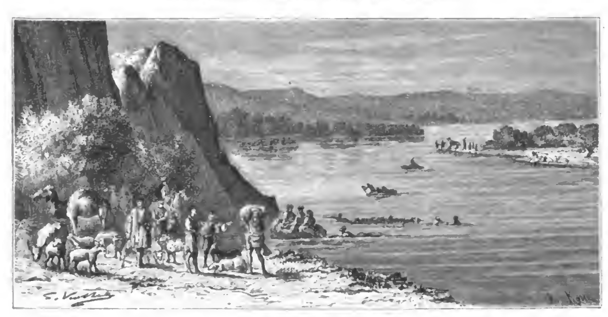
noch Schlangen, Skorpione und riesige Spinnen. Selbst die Insekten, namentlich die jetzt überaus lästigen Fliegen, die man nur durch den Rauch von schweelendem Mist vertreiben kann, verschwinden alsdann vor der unerträglichen Sonnengluth. Prachtvoll aber sind die sternenklaren Nächte, während deren der Mensch erleichtert aufathmen kann; schaut man dann von den Hügeln über die weite Ebene hin, so sieht man wohl in der Ferne sich eine mächtige, blutrothe Flamme erheben, die rasch um sich greift und zu einem Feuermeere anschwillt. Die Nomaden haben das jetzt unnütze Dorngestrüpp angezündet, um den Boden mit der Asche zu düngen; sofort nach dem ersten Regen bedeckt sich derselbe dann mit üppigen Weiden. Der Brand dauert mehrere Tage, ist aber nur Nachts sichtbar.

Der Umstand, daß die Reisenden inzwischen das dortige Patois zu sprechen gelernt hatten, hatte den Wächter des Danielgrabes, Maschte Popi, zu ihrem besten Freunde gemacht. Dies benutzte Dieulafoy, um einen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Usta Hassan ist ein geschickter Maurer; Ziegel aus den arabischen Fundamenten lagen in Masse auf den Tumuli herum, und an Gestrüpp mangelte es nicht, so daß alle Erfordernisse für einen Hausbau vorhanden waren. Ein solcher gewährte für die nächste Ausgrabungscampagne Schutz gegen Regen und Hitze und Sicherheit den Nomaden gegenüber. Der Grabeswächter war diesem Plane nicht abgeneigt, und das um so weniger, als ihm Dieulafoy einen Kronleuchter versprach, um das Grab während der Pilgerzeit erleuchten zu können; er verwies ihn aber an den Scheich Mohammed Taher als den Verwalter der Wakufgüter des Grabes, der allein die Erlaubniß zur Erbauung des Hauses geben könnte. Noch am selben Abend wanderte Usta Hassan nach Dizful, kehrte nach zwei Tagen mit der Erlaubniß, seinem Trog und seiner Kelle zurück und machte sich alsbald an die Arbeit; das Bauwerk wurde rechteckig angelegt, 10 m lang, 8 m breit, mit zwei Thüren und vier Fenstern; in seiner Längsachse stand eine Scheidewand, welche die sehr kurzen Dachsparren zu tragen hatte; darüber sollte zum Schutze gegen Regen und Sonne eine dicke Terrasse zu liegen kommen. Welche Wohlthat ein solches, wenn auch ein-

faches Haus sein würde, lernte man sofort erkennen. Es war Ende April, und von 7 Uhr Morgens an sandte die Sonne ihre Feuerstrahlen auf die dünnen Zeltwände herab, daß innerhalb derselben die heiße, stickige Luft kaum zu



Kelek auf dem Wasser. (Nach einer Photographie der Expedition.)



Uebergang über die Kercha. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

athmen war. Nicht minder aber litten die Eingeborenen unter dem Klima; wie ein Tropfen auf einem heißen Steine verschwand der Inhalt der Wasserschläuche in ihren ausgetrockneten Körpern, um bald darauf als reichlicher Schweiß

aus ihren Poren wieder auszubrechen, die wenige Kraft, welche sie besaßen, war bald verbraucht, und weder Aufmunterungen, noch Strafen vermochten etwas gegen ihre Erschlaffung, zumal auch die Europäer nicht mehr den ganzen Tag hindurch im Freien auszuhalten vermochten, sondern nach je zwei Stunden, während welcher sie abwechselnd die Aufsicht geführt, Zuflucht in der Strohhütte suchen mußten.

Am 25. April langte ein Bote des Mozaffer el-Molk an, welcher ein Schreiben und zugleich die Abschrift einer Petition der Mollahs von Dizful an den Statthalter überbrachte. In einem stark mit Arabisch vermischten, und darum schwer verständlichen Persisch wurde darin auseinandergesetzt, daß die Regengüsse und die Vernichtung der Ernten ein Werk der Franken sei, und daß noch weiteres Unglück das Land treffen würde, wenn man die in Susa vorhandenen Talismane durch die Fremden entführen lasse. In Folge dessen bat Mozaffer el-Molk, die Campagne zu schließen; er werde den nächsten Winter in Dizful zubringen und dann die Arbeiten beschützen. Da schon viele Arbeiter der Ernte wegen weggegangen waren und die Hitze immer drückender wurde, so kostete es Dieulafoy keine große Ueberwindung, in den Wunsch Seiner Excellenz zu willigen. Nun galt es, Kisten für den Transport der gefundenen Alterthümer zu beschaffen und Maulthiere zu miethen, Geschäfte, bei welchen man auf den Widerstand der persischen Beamten zu stoßen gefaßt war. Um seinen Zweck zu erreichen, verfiel Dieulafoy auf den guten Gedanken, die Habgier Mirza Abdul-Kaïm's und die unverschämte Neugierde des Mozaffer el-Molk, von dem er wußte, daß er alle seine Briefe öffnete, zu benutzen. Er theilte dem Mirza gelegentlich mit, daß er nach Frankreich seine bevorstehende Abreise melden wolle, worauf dieser ihn sofort bat, ihm den Brief anzuvertrauen, da er in Dizful zu thun habe.



Der Hor. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Das sagte Dieulafoy zu, und bat den Mirza zugleich, in Dizful für die Herstellung der Kisten und das Miethen der 50 Maulthiere sorgen zu wollen. Lächelnd versprach das der Mirza, der bei diesem Geschäfte gehörig zu verdienen hoffte; Dieulafoy aber verfaßte einen Brief an den Museumsdirektor, der nur dazu bestimmt war, von Mozaffer el-Molk gelesen zu werden, und den M. de Ronchaud unmöglich für Ernst nehmen konnte. Das Ergebniß der Ausgrabungen wurde darin als unbedeutend bezeichnet; nur die Todtenurnen hätten einen großen archäologischen Werth; außerdem wurden die Verdienste der persischen Beamten in den Himmel erhoben und für dieselben Geschenke und Orden verlangt. Die List gelang, denn einige Tage später erschienen der Mirza und ein Tischler von Dizful mit vier höchst rohen Probekisten und brachten den gemessenen Befehl Sr. Excellenz, die Todtenurnen zurückzulassen; die Mitnahme der ungleich werthvolleren Emailziegel dagegen wurde nicht beanstandet. Ein neuer, am 28. April gefundener Löwe wurde wieder mit Erde bedeckt, um später seine Wiederauferstehung zu feiern, und die Arbeiten endgültig eingestellt. An das Verpacken der Stierfragmente konnte man aber ohne Hilfe eines Hebebockes und eines europäischen Tischlers nicht denken.

Die erste Woche des Mai ging mit dem Verpacken der Ziegel und sonstigen Fundstücke hin. Mirza Abdul-Kaïm, der so geschmeidig geworden war, wie ein Bedienter kurz vor Neujahr, besorgte einen Mann vom Stamme der Beni-Laam, Attar mit Namen, welcher Dank seiner Verwandtschaft mit dem Häuptling dieses großen auf türkischem Gebiete wohnenden Stammes sicher zwischen Dizful und Amara am Tigris mit Karawanen verkehren konnte. Bequemer, weil stets mit Trinkwasser versehen, wäre allerdings die Straße nach Schuster gewesen, als diese durch die Wüste und über die persische Grenze; aber Dieulafoy fürchtete sich, mit den sogenannten „Talismanen des Propheten" persisches Land zu durchziehen.



Wachthaus in Basra. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Am 11. Mai erschien Attar und übernahm das Gepäck und am 12. machte sich das Dieulafoy'sche Ehepaar mit 50 Kisten, in denen die werthvollsten Funde enthalten waren, auf den Weg, nachdem sie zuvor die noch anwesenden Arbeiter bewirthet und die Wiederaufnahme der Ausgrabungen auf den nächsten Herbst festgesetzt hatten. Ihre jungen Begleiter, Babin und Houssay, begaben sich für den Sommer nach Central-Persien, wo es kühler ist, als in dem tief gelegenen Susiane. Mit Einbruch der Nacht erreichten unsere Reisenden die Ufer der Kercha, wo sich schon seit einer Woche allmählich die Gepäckstücke einer zahlreichen Karawane aus Dizful ansammelten. Nicht gering war die Besorgniß Dieulafoy's, als er seine kostbaren Kisten, je zu vieren, auf ein Kelek, d. h. einen von neun aufgeblasenen Schläuchen getragenen Rahmen von Astwerk, laden sah. Ein Lure, mit einem kurzen, löffelförmigen Ruder versehen, bestieg dann das Floß und trieb es hinaus in den Fluß, wo es die Strömung ergriff und rasch in die Schnellen führte. Geschickt landete der Mann, angestrengt rudernd, seine werthvolle Fracht an einer flachen, kahlen Stelle des gegenüberliegenden Ufers, wo einige Leute das Kelek entluden, auf die Schultern nahmen und so weit stromaufwärts trugen, daß es mit der Strömung bequem wieder an seine Abfahrtsstelle zurückgelangen konnte. Das Uebersetzen der Kisten und Leute an das westliche Ufer nahm volle zwei Tage in Anspruch — danach konnten sie sich und ihre Schätze in Sicherheit wähnen, wenn auch das rechte Ufer noch keineswegs, wie sie geglaubt zu haben schienen, zum türkischen Reiche gehörte.



Schatt-el-Arab in Basra. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Um Mitternacht des 15. Mai setzte sich die Karawane in Bewegung und zog fortgesetzt über eine völlig kahle Ebene, um noch vor Tagesanbruch einen Bach mit Brakwasser zu erreichen; aber es dauerte bis 10 Uhr Vormittags, ehe sie am Ziele waren, und längst schon war die Sonne unerträglich heiß geworden. Drei Tage dauerte diese anstrengende Reise, und der letzte Marsch mußte auf 15 Stunden ausgedehnt werden, ehe man an dem ersehnten „hor“, einem Sumpf, den die winterlichen Hochwasser des Tigris gebildet haben, anlangte. Voller Freude stürzten sich Menschen und Thiere in das köstliche Naß, tranken und badeten sich und bekamen neues Leben, das kaum zwei Stunden vorher in ihnen zu erlöschen drohte. Zwei Tage mußte man in der glühenden Sonne und der ungesunden Sumpfluft lagern, ehe der ausgesandte Maulthiertreiber mit neun Booten (belem) zurückkehrte, und dann nahm die Fahrt zwischen Schilf- und Sumpfpflanzen auf nur den Nomaden bekannten, pesthauchenden Kanälen volle 15 Stunden in Anspruch. Erst in der Nacht erreichte man den Tigris, an dessen Ufern man wegen Ermüdung der Ruderer die Nacht über zu lagern gedachte; aber bald zeigten sich Araber und benahmen sich so frech und drohend, daß nach ihrem Abzuge die Fahrt fortgesetzt wurde. Am 22. Mai traf man in Amarah ein; hier aber legten die türkischen Zollbeamten ihre Hände auf die theuer erworbenen Kisten und verlangten für Durchgangszoll und Bakschisch die Kleinigkeit von 5000 Francs. Vergeblich lief Dieulafoy zum obersten Zöllner und zum Richter und telegraphirte an den französischen Konsul in Bagdad; der Wali Takieddin-Pascha, welcher früher die Metzeleien in Aleppo angestiftet hatte,

ging noch über die Prätentionen seiner Untergebenen hinaus und behauptete, der Inhalt der Kisten stamme von Ausgrabungen auf türkischem Boden und gehöre in das Museum von Konstantinopel; doch erlaubte er, die Emailtafeln in das Zollamt von Basra zu schaffen, wo der Unterrichtsrath über ihre Herkunft, ihren Werth und ihr Schicksal entscheiden sollte. Die Kisten wurden also auf den englischen Dampfer, welcher den Tigris befährt, geschafft, und die Reisenden begleiteten sie bis Basra. Dieulafoy hoffte noch, sie zur Nacht auf einen kleinen französischen Dampfer, der zur Abfahrt nach Marseille bereit lag, überführen zu können; aber ein türkisches Kanonenboot umkreiste beständig das Schiff und hätte jedes Boot, welches die Kisten zu entführen versucht hätte, in den Grund gefahren. So wurde jede Kiste verschnürt, von dem französischen Vicekonsul versiegelt und dann ins Zollhaus geschafft, während die Reisenden auf dem „Normand" so rasch als möglich nach Frankreich zurückeilten, um auf diplomatischem Wege die Herausgabe ihrer Schätze zu betreiben. Doch war es ihnen gelungen, den krummen Fingern der Zollbeamten drei Koffer als persönliches Gepäck zu entwinden; dieselben enthielten den Kopf des Löwen, irdene und bronceene Statuetten, Gläser, Cylinder und alle während der Ausgrabungen gefundenen kleineren Gegenstände.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. Heinrich Simroth.

IV. (Schluß.)

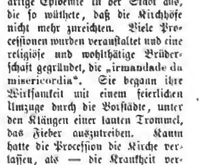
So unendlich der natürliche Horizont des Insulaners über den Ocean sich hinausschiebt, so sehr scheint der geistige sich einzuengen. Die Erziehungsverhältnisse sind entsprechend. Der Dorfschulmeister erhält wenig und weiß nicht viel mehr. Es ist noch nicht lange her, daß selbst begüterte Familien Lesen und Schreiben bei ihren jüngeren Söhnen für überflüssig hielten, und Burschen aus der dienenden Klasse in der Stadt erklärten uns wohl, daß zum Lernen nur die Mädchen Zeit hätten. Die vielen Zeitungen, die in Ponta Delgada erscheinen, dringen noch kaum aufs Land, hier wird höchstens ein Gebetbuch oder ein Ritterroman gelesen, und das selbst selten genug. So muß wohl der Sinn auf das Nächste beschränkt und der Ideenkreis stabil bleiben. In patriarchalischer Weise werden noch oft die einfachen Kontrakte geschlossen, die Maiskörner werden von den Kolben gesondert für die strohigen Reste, die als Feuerungsmaterial dienen, ein Weidenkorb wird geflochten für so viel Mais, als er fassen kann, die Lupinen werden ausgedroschen für das Stroh und was derlei Löhne in Naturalien mehr sind. Das Dreschen mit dem Flegel ist schon fast ein Fortschritt gegen die beliebte Manier, die Fruchthalme auf der offenen Tenne auszubreiten und die Ochsen, vor eine Art von Schlittenkufen gespannt, darüber zu treiben. Natürlich wird dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbunden. Die Weiber sitzen vor der Thür, wie in Portugal, mit dem Spinnrocken in der einen und der Spindel in der anderen Hand, ohne des Rades Vortheil zu kennen. Hier wird wohl die Entwickelung zur Maschinenarbeit gleich einige Jahrhunderte überspringen. Von den charakteristischen Kopfbedeckungen und Mänteln sprach ich schon früher. Erwähnenswerth ist es, daß die Bauernmütze mit großem Schirm und Nackenschutz „Carapuça", lokalem Wechsel unterworfen ist, ebenso wie der Mantel mit der wunderlichen Kapuze, „Capote e capello". Das non plus ultra von Fayal zeigt die nebenstehende Figur. Wenn vielleicht die Neigung zu Kopfvermummungen auf maurischen Ursprung und auf die Feuchtigkeit des Klimas zurückzuführen ist, so hat doch Walker die Herkunft dieser Tracht von ganz anderer Seite ausgespürt. Zur Zeit der Azorenbesiedelung war in Flandern jene ganz ähnliche Hutform Mode mit dem höchst bezeichnenden Namen „Hennin", die auch in Paris zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts getragen wurde als „escoffion cornue". Freilich war der Stoff dazu eine leichte Mousseline, die sich erst auf den Azoren in das schwere Mantelzeug verwandelte und, was das Wichtigste, erhielt. Selbstverständlich ist der Sinn vorwiegend aufs Praktische gerichtet und auf den Nahrungserwerb. Einmal erfuhr ich eine Regung sinnigen Naturgefühls, als mein Eseljunge beim Abschied von Sete Cidades dem herrlichen Thal ein adeos zurief. Sonst drehte sich die Unterhaltung, wenn ich in einem Dorfe zeichnend Halt machte, und eine gaffende Menge von Weibern und Kindern mich umstand, regelmäßig um die Frage, was ich zahlte und unterwegs auf der Landstraße bot man wiederholt dem Fremden Schafe zum Kauf an. Ein hübsches Beispiel praktischer Naivetät ereignete sich vor einigen Jahren auf Pico. Der Bischof, der in Angra auf Terceira seinen Sitz hat, kam auf officieller Rundreise dorthin, seine Kinder zu besuchen. Da blieben zufälliger Weise die vorher in großen Schaaren an der Küste schwärmenden Sardinen aus. Natürlich konnte das nur mit der Anwesenheit des geistlichen Oberhauptes zusammenhängen, und so begab sich eine Deputation zu ihm, die ihn ersuchte, schleunigst abzureisen. „Zum Essen brauchen wir keinen Bischof, wir



Frauenmantel von Fayal. (Nach einer Photographie.)

brauchen Sardinen." Das zeigt gewiß, wie sehr das Volk von fanatischem Eifer frei ist. Zwar bittet die Dorfjugend den begegnenden Pater demüthig um den Segen, aber bei geringem Verdacht irgend welcher Unordnung wird er von der Gemeinde sogleich beschuldigt. Zu keiner Zeit scheint religiöse Bigotterie geherrscht zu haben. Sonst hätte der Gouverneur von S. Maria schwerlich wagen dürfen, die halbe Schiffsmannschaft des Columbus, die in Bußprocession ans Land kam, ins Gefängniß zu werfen. Bei der Rückkehr von Haiti 1493 hatte der Entdecker mitten auf dem Ocean einen schweren Sturm zu bestehen und gelobte der Jungfrau im Falle der Rettung eine Procession zur nächsten Kapelle. Am 17. Februar ankerten sie vor S. Maria, und Columbus, der von dem geheimen Verhaftsbefehl, weil er in fremde Dienste gegangen, Wind bekommen zu haben scheint, blieb zwar an Bord, sandte aber die Hälfte der Mannschaft im bloßen Hemde ans Land, das Gelübde einzulösen. Kaum waren sie arretirt, als ein neues Unwetter das Schiff zwang, wieder in See zu stechen. Erst nach fünf Tagen kehrte Columbus zurück, die Seinen zu befreien.

In scheinbarem Widerspruch mit solcher Freiheit der religiösen Anschauung steht eine Reihe von Festen und abergläubischen Vorstellungen, die noch in hoher Blüthe sich befinden. Sie sind mehr durch die Zähigkeit zu erklären, mit der hier das Alte festgehalten wird. In erster Linie ist das Fest des heiligen Geistes, „Imperio do Espirito Santo" oder „Imperio dos nobres", zu nennen. Ursprünglich ein Symbol der Dreieinigkeit, wurde es im Jahre 1300 von der Königin Isabella eingerichtet in der kleinen Stadt Alemquer in Estremadura, von wo es sich bald durch ganz Portugal verbreitete, wo es inzwischen wieder erloschen ist. Die Königin hatte in der Stadt eine Kirche gebaut und dem heiligen Geiste gewidmet und richtete hier ein Fest ein, die Kaiserkrönung. Der Kaiser saß auf einem Throne unter einem Baldachin, zu jeder Seite ein König. Drei Pagen trugen drei Kronen, die auf den Altar gelegt wurden. Ein Priester krönte die Monarchen. Dann ging's im feierlichen Zuge, Edle und Volk mit grünen Zweigen in der Hand, durch die Straßen nach der Kirche des heiligen Franziskus, unter den Klängen des Dudelsacks. Der Stiftsherr empfing sie und theilte Sträuße an die Edlen aus, die mit drei auserlesenen, schönen und tugendhaften Jungfrauen tanzten. Diese erhielten eine anständige Aussteuer von der Gemeinde. Eine Speisung der Armen schloß die Feier. — Auf den Azoren nun hat jedes noch so kleine Dorf auf dem Hauptplatze ein „Theatro", eine offene Halle, hier und da, namentlich auf Terceira, ziemlich luxuriös, unter Umständen aber so unscheinbar, wie ich eins zeichnete (s. Abbildung), lediglich für dieses Nationalfest, das freilich viel vom alten Glanze verloren hat. Vorher schon durchziehen phantastisch aufgeputzte Leute, die „Foliões" (Dudelsackpfeifer), unter Musik und näselndem Gesange die Straßen und erbetteln von Haus zu Haus Beiträge für die Feier. Im Theater wird der Kaiser, ein Junge von acht bis zwölf Jahren, gekrönt, die Könige sind weggefallen. Dieser kleine Votivtempel, wie ihn Walker mit Recht nennt, ist am Trinitatissonntage mit Blumen und Fahnen prächtig geschmückt, Tische mit Fleisch, Brot und Früchten, mit Blumensträußen geziert, stehen am Wege davor, die Straße ist mit stark duftenden Blüthen und Blättern bestreut. Der Dorfpriester segnet die Gaben, die nun an die Armen vertheilt werden. Dann wird durch allgemeine Abstimmung der Kaiser für das nächste Jahr gewählt nebst einem Hofstaat, in dem der „mordomo do fogo", der Oberfeuerwerker, eine wichtige Rolle spielt, denn ohne viel Raketengeknatter verläuft hier kein echtes Volksfest. Gegen Abend geht der Kaiser nach Hause in vollem Staat, unter den Klängen einer martialischen Musik; die Krone wird ihm auf silbernem Teller vorangetragen. Vier Foliões gehen voraus und tragen das rothe Banner mit der Krone und einer weißen Taube darüber, Fackelträger folgen. Vor der Hütte des Kaisers wird auf hohem Altar die Krone deponirt, die Fahne wird bei Seite gelegt, es beginnt der „balho". Mancherlei lokale Variationen kommen vor, hier und da gesellt sich eine Kaiserin hinzu, die mit ihren Ehrendamen zwischen zwei Reihen weißgekleideter Jungfrauen majestätisch einherschreitet. Das Fest wird in so hohen Ehren gehalten, daß manche Familie, um nur den Kaiser mit dem nöthigen Glanz auftreten zu lassen, sich an den Bettelstab brachte.



Theatro.

Ein anderes Fest alten Ursprungs wird in der Hauptkirche von Ponta Delgada gefeiert, „a festa da pombinha", das Täubchenfest. Als im März 1672 der auch in Europa beobachtete Komet auf den Azoren sichtbar wurde, erhob sich großes Entsetzen, denn man fürchtete schweres Unglück bei diesem sichtbaren Zeichen des göttlichen Zornes. Das Verhängniß voll zu machen, brach ein paar Tage darauf eine choleraartige Epidemie in der Stadt aus, die so wüthete, daß die Kirchhöfe nicht mehr zureichten. Viele Processionen wurden veranstaltet und eine religiöse und wohlthätige Brüderschaft gegründet, die „irmandade da misericordia". Sie begann ihre Wirksamkeit mit einem feierlichen Umzuge durch die Vorstädte, unter den Klängen einer lauten Trommel, das Fieber auszutreiben. Kaum hatte die Procession die Kirche verlassen, als — die Krankheit verschwand. Am Ostermontag wurde ein Dankgottesdienst abgehalten, die Kirche war gedrängt voll. Da plötzlich rauschte eine Taube durch das Gotteshaus und ließ sich auf dem Hauptaltar nieder. Der Priester war der Situation gewachsen, er segnete sie und pries sie als Zeichen, daß Gottes Zorn gewichen. Jeden Ostermontag wird seitdem das Fest gefeiert und — jedesmal erscheint die Taube.

Von Zeit zu Zeit vereinigen sich noch Leute zu einer Procession um die ganze Insel S. Miguel, um alle Kapellen der Mutter Gottes zu besuchen (para correr as casinhas da Nossa Senhora). Das Haupt verhüllt, beten sie eifrig ihr Ave Maria.

1864 wurde erst eine derartige andere Procession unterdrückt, das grausamste Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, „a procissão dos terceiros". Sie ging von der Kapelle von „Nossa Senhora dos Dores" aus. Voran trug man die lebensgroßen Figuren des heiligen Francis in seinen verschiedenen Leiden, es folgten die Büßenden, „Maroccos" vom Volke genannt, im groben Büßerhemde, über den ganzen Kopf eine Kappe, nur mit Löchern für Mund und Augen, auf der Schulter ein schweres Kreuz, in der Hand die Geißel, um von Zeit zu Zeit Halt zu machen und den Rücken zu peitschen.

Handelt es sich hier um eine Sitte, die früher in katholischen Ländern sehr verbreitet war, so fehlt es doch S. Miguel auch an eigenen Heiligen nicht. Am bekanntesten ist die

„Senhora da Lapinha", mit deren Legende es eigentlich eine sehr profane Bewandtniß hat. Eine Frau konnte mit ihrem Manne nicht in Frieden leben und entwich schließlich in einen Weinberg. Sie blieb verschollen, bis endlich ein Jäger die zum Skelet gewordene Leiche in einer Grotte fand. Werkzeuge deuteten darauf hin, daß sie hier ihr Brot gebacken, also dauernd gehaust habe. Seitdem wird sie dort verehrt. Vor einigen Jahren brachte sie der Besitzer des Grundstücks in ein geeignetes Häuschen, aber über Nacht war sie wieder an den alten Ort versetzt, Grund genug zu erneuerter und erhöhter Heiligkeit.

Von kindlicher Harmlosigkeit zeugt das Marienbild in Agoa da Pao, das mit dem rothen Bande des Christusordens geschmückt ist. Ein Einwohner, der für seine Heldenthaten in Indien den Orden erhalten sollte, bat, Nossa Senhora zu decoriren, weil sie ihm geholfen habe. Und so geschah es.

Die Naivetät, die sich in der Geschichte kund giebt, steigert sich noch betreffs des größten Wunderbildes, des „Santo Christo" in der Kirche der „Esperança", ursprünglich im benachbarten Nonnenkloster. Am fünften Sonntage nach Ostern wird das Crucifix von Notabilitäten in Procession herumgetragen. Anfangs hatte es nur einen mit Edelsteinen bedeckten Stab in der Hand, allmählich erlangte seine Wunderthätigkeit einen solchen Ruf, selbst in Brasilien, daß es über und über mit Juwelen geschmückt werden konnte, die einen Werth von beinahe zwei Millionen Mark repräsentiren sollen. Es gelang bei der Säcularisirung der Klöster 1832, den Schatz vor der Confiscation zu retten, und das Volk versichert mit großer Ueberzeugung, daß die Regierung nie wagen werde, das Heiligthum anzutasten, sollen doch selbst die Mauren ihm ihre Spenden gebracht haben. Die Gewalt des Bildes muß aber eine sehr große sein; denn einmal stieg es Nachts von seiner Nische herab und stemmte sich gegen die Kirchenthür, um das Eindringen von Dieben zu hindern, ein andermal bediente es sich einer eindringlichen Kolik, um von einer saumseligen Dame den gelobten silbernen Leuchter einzutreiben.

Verliebten dient der „Santo Christo" zum Orakel. Wenn ein Mädchen wissen will, was ihr ferner Liebhaber noch von ihr denkt, dann geht sie, leise betend, in später Abendstunde nach der Esperançakirche, wenige Schritte hinter ihr folgt eine Freundin. Beide lauschen, was sie zufällig von den Passanten auf der Straße oder aus den offenen Fenstern erhören können. Zu Hause theilen sie sich dann die erlauschten Brocken mit und machen sich ihren Vers daraus, gewiß ein originelles Liebesorakel.

Auch ein Reliquienhandel knüpft sich an das Wunderbild. Am meisten begehrt ist die „Medida do Santo Christo", das Maß des heiligen Christ, ein Band, das fast alle Familien besitzen und bei schweren Erkrankungen um den Leidenden knüpfen, um ihn so sicher zu kuriren.

Wie wo anders auch, verbindet sich überhaupt mit den Heilungen mancherlei Aberglauben. Um Erysipelas zu heilen, wird ein schwarzes Hündchen zur Ader gelassen oder der Kamm einer schwarzen Henne, das Blut wird mit Kürbisfleisch gemischt und auf die kranke Stelle gelegt; nachher wird das Stück in den Schornstein gehängt und nie wieder berücksichtigt. Auch Krampfadern kurirt man sich mit dem Fleische eines kleinen Kürbisses, das man dann einem Schweine vorwirft, von dem man aber nicht essen darf. Hysterie heilt man, indem man Rautenblätter auf den Leib legt, die aber nur dann wirksam sind, wenn der Geruch der leidenden Person zuwider ist. Gegen den Husten hilft ein Aufguß von Immortellenblüthen, die in gerader Anzahl genommen werden müssen (die Species mag ich übrigens nicht bestimmen).

An Besessene glaubt man ziemlich allgemein, und Furtado erzählt von zwei berühmten Männern, die noch in den letzten Jahren umherzogen und die Teufel austrieben, mit Güte oder Gewalt, durch Segen oder Ohrfeigen.

Noch tanzen Nachts die Hexen, noch werden die Todten beschworen. Der Teufel läßt sich noch in Figura sehen. Einer Frau erscheint er, als sie die Thür öffnet, als fein gekleideter Herr, der ihr viel Geld giebt, aber bittet, daß sie nicht hinsieht, wie er hinausgeht. Sie ist folgsam, wie sie aber nach dem Gelde greift, sind's Scherben geworden. Eine Freundin erklärt ihr die eigenthümliche Bitte, denn der Teufel hat die Rippen offen und ein Licht dahinter; das sollte sie nicht sehen. So betet sie denn ein Pater noster über den Scherben, und sie verwandeln sich wieder in Geld. — Eine andere beschwört den Teufel, indem sie schwarzes Zeug im Ofen verbrennt. Das alles in jüngster Zeit.

Pilze werden verschmäht als Teufelsbrot (pão do diabo). Ob man mit giftigen schlechte Erfahrungen machte?

Wie in unserem Kalender wohl noch die Nächte zwischen Weihnachten und Neujahr eine prophetische Bedeutung haben, so erblickt man auf den Azoren in den letzten 12 Decembertagen das Abbild der Monate des künftigen Jahres. Während aber bei uns die Bauernregel selbst dem Landvolke wohl allgemein für veraltet gilt, so werden dort mit Mais, Weizen und Bohnen in der wichtigen Zeit Keimversuche gemacht, und je nachdem sie ausfallen, regulirt sich die künftige Ernte. Die praktische Folge beweist nur zu oft die Wahrheit der Prophezeiung. Denn wenn die Vorzeichen schlecht waren, geht der Bauer mißmuthig ans Werk und macht nicht die geringste Anstrengung, etwaiger Witterungsungunst durch zweckentsprechendes Eingreifen entgegenzuwirken.

Auf S. Miguel lebt auch eine Art Vinetasage in anderer Färbung, die Sage nämlich von verzauberten Inseln. Sie soll den übrigen Azoren fehlen, oder sich doch auf ihnen nicht erhalten haben. Im Nordosten erscheinen Nachts einige weiße Inseln, eben die verzauberten. Auf S. Maria erscheint dafür ein Ritter, weil sie, wie alle weiblichen Inseln, früher verzaubert war, ihr Zauber aber gelöst ist. Die weißen Inseln aber hoffen, daß S. Maria wieder verzaubert werde, um dann auch ihren Zauber zu brechen.

Mehrere Sagen knüpfen sich an die Johannisnacht, wie sie auch bei uns, doch mehr märchenhaft, in verschiedenen Gegenden im Schwunge sind. In dieser Nacht treibt ein Farnkraut, „o feto de S. João" (Osmunda regalis), eine wunderschöne Blume, welche noch Niemand sah, welche aber dem Glücklichen, der sie zu pflücken vermöchte, große Schätze verschaffen würde. Wer sie am leichtesten brechen könnte, wäre ein Priester, der im vollen Ornate, wie zur Messe, um Mitternacht auf die Suche ginge.

Autoren sind mehr bei einer anderen Johannisblume interessirt, die überhaupt den allergrößten Ruf wunderbarer Kräfte genießt und auch in deutschen Sagen wiederkehrt. Der Baldrian, „a boliana", ist eine zum Glück unentbehrliche Pflanze. Doch dazu liebt sie die Gesellschaft dreier anderen Blumen und man muß sie täglich mit folgenden Versen anreden:

Bons dias, minha menina!	Guten Morgen, meine Kleine,
Como passastes a noite?	Wie brachtest die Nacht du zu?
Tu comigo e eu sem ti,	Du mit mir, ich ohne dich,
e tu no coração d'outro.	In meinem Herzen du.
Boliana minha amiga,	Baldrian, meine Freundin,
Verbasco teu companheiro,	Königskerze, ihr gesellt,
has' pedir ao meu amor	Bitte du meine Liebe,
que me dê muito dinheiro.	Sie schenke mir recht viel Geld.

Wenn man den Baldrian begießt, muß man ſagen:

A agua que vem da serra,	Das Waſſer, das vom Berge
Vem de regar os craveiros;	Es tränkte die Nägelein. [kommt
Tambem te venho aguar,	So will ich dich begießen,
Minha nobre cavalheira.	Du edle Dame mein.

Man muß ſie mit goldenem Faden pflanzen und darf ſie nur durch Kauf oder Diebſtahl erwerben (wie wohl auch bei uns „geſtohlene“ Senker beſſer fortkommen). Leute, die auswandern, nehmen Baldrianblätter mit ſich. Der gelungenſte Glaube aber iſt der, daß die Pflanze alle ſieben Jahre in der Johannisnacht eine Blüthe treibt, genau von der Geſtalt einer Gänſefeder (zum Schreiben). Um ſie zu pflücken, muß man um Mitternacht ausgehen, mit verbundenen Augen; beim Abſchneiden ſtößt dann die Blume einen Schrei aus. Schon mancher Schriftſteller ſoll einer ſolchen Feder ſein Glück verdanken.

Wenn die Blume welkt, trotzdem daß ſie mit den drei Genoſſen zuſammenſteht, dann gefällt ihr der Ort nicht, denn ſie iſt wähleriſch, als eine verzauberte Königin.

Buhldirnen treten über die Pflanze, drehen ſich im Kreiſe und ſingen beſondere Weiſen; aber ſingen müſſen ſie, ſonſt wird ſie traurig.

So wird in der That der Baldrian eine Art Nationalblume. Den Vergleich mit anderen Verſionen der Sagen an anderen Orten mögen Kenner ziehen! Hier genügt es wohl, darauf hinzuweiſen, wie ſich ein alter Schatz von Legenden und Aberglauben in dieſes ferne Refugium zurückgezogen und dort erhalten hat. Gewiß ließe noch ein größerer ſich heben. — — —

Am Schluſſe meines Azorenberichtes angelangt, habe ich des Leſers Geduld, die mir etwa bis hierher gefolgt ſein ſollte, in mehr als einer Hinſicht um Nachſicht zu bitten; nur zu oft mußte ich, leider, mit einem „relata refero“ aufwarten, und wo eigene Anſicht hervortrat, konnte ſchwerlich in achtwöchentlichem Aufenthalte ein wiſſenſchaftlich geſichertes Urtheil herausſpringen, weder wenn gelegentlich einer Tagestour der einſamen Kraterſeen Bewohner flüchtig erhaſcht wurden, noch wenn des Bodens Beſchaffenheit und Reichthum in ungünſtigem Lichte erſchienen, bei trockenſter Jahreszeit, noch wenn daraus ein Schluß auf die volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe zu folgen ſchien. Die vorſtehenden Aufſätze ſind und wollen nichts anderes ſein als — Reiſeeindrücke, noch dazu eines Erſtlingsreiſenden.

Kapitän Jakobſen's Reiſen im Gebiete der Giljaken und auf der Inſel Sachalin.

Von Gymnaſiallehrer **Otto Geneſt**.

I.

An Jakobſen's erſten Aufenthalt im Lande der Golden (vergl. Nr. 10 des laufenden Bandes dieſer Ztſchr. S. 153) ſchloß ſich eine Reiſe in das Gebiet der Giljaken an, welches er paſſiren mußte, um Nikolajewsk zu erreichen. Zum zweiten Male berührte er dann daſſelbe Gebiet, als er, von Sachalin zurückgekehrt, Ende Januar 1885 ſeine Reiſe den Amur aufwärts nach dem Uſſuri und nach Nordkorea begann. Beide Male hatte er nur wenig Zeit zur Verfügung, denn im September 1884 mußte er eilen, um baldmöglichſt Nikolajewsk zu erreichen und eine Ueberfahrtsgelegenheit nach Sachalin anzutreffen, im Januar 1885 aber ſtrebte er mit aller Kraft dem Abſchluſſe ſeiner Thätigkeit zu, weil er in Sachalin, durch die Verhältniſſe gezwungen, ſehr viel Zeit verloren hatte und deshalb fürchtete, die Reiſe zu lange ausdehnen zu müſſen, wenn er ſich mit dem eingehenden Studium der Giljaken noch aufhielte. Es iſt daher erklärlich, daß die von ihm im Giljakengebiete veranſtalteten Sammlungen den im Goldenlande gemachten an Reichhaltigkeit weit nachſtehen, und daß auch die Nachrichten, welche er aus eigener Anſchauung oder durch Erkundigung über die Giljaken ſammeln konnte, nur ein wenig deutliches Bild von dem Leben und Treiben dieſes Volkes liefern. Leider hatte er auch nur wenig Gelegenheit, die auf Sachalin wohnhaften Vertreter des Giljakenvolkes kennen zu lernen und dadurch die Lücken ſeines Berichtes auszufüllen. Trotzdem bieten die Aufzeichnungen ſeines Tagebuches auch über dieſes merkwürdige Volk manches Intereſſante dar, namentlich aber iſt es von Werth, daß es ihm vergönnt war, in dem Giljakendorfe Waide oberhalb Nikolajewsk einem Bärenfeſte beizuwohnen, deſſen Verlauf er genau beſchrieben hat.

Die Giljaken, von Rittich [1]) als Hyperboräer oder Arktiker, von Peſchel [2]) als Nordaſiaten von unbeſtimmter ſyſtematiſcher Stellung bezeichnet, unterſcheiden ſich in Beziehung auf die Sprache ſicher von den ihnen benachbarten Golden, während ſie im Körperbau nur wenig von ihnen abweichen. Nach Photographien, welche der Reiſende an Ort und Stelle erworben und mitgebracht hat, ſcheint der Bartwuchs der Giljaken etwas kräftiger entwickelt zu ſein als bei den Golden, ohne doch die Stärke zu erreichen, welche er bei den Ainos auf Sachalin zeigt. Urſprünglich haben ſie vielleicht die Ufer des Amur bis zum Gorin aufwärts innegehabt, während jetzt die Südgrenze ihrer Verbreitung etwa in einer Entfernung von 100 Werſt oberhalb Nikolajewsk liegt und ihr früheres Gebiet von dem in Nr. 10 dieſes Bandes mehrfach erwähnten Uebergangsvolke bewohnt wird. Von der Inſel Sachalin haben ſie den nördlichen Theil inne, doch begegnet man ihnen auch mitten unter den Ainos im ſüdlicheren Theile des Landes, wohin ſie wahrſcheinlich als Arbeiter der Fiſchfang treibenden Japaner [3]) oder zum Zwecke der Zobeljagd gelangt ſind. Früher waren ihre Niederlaſſungen an dem flachen Ufer der Inſel gegenüber der Amurmündung beſonders zahlreich vertreten, doch waren

[1]) Die Ethnographie Rußlands. Ergänzungsheft 54 zu Petermann's Mittheilungen S. 19.

[2]) Peſchel-Kirchhoff, Völkerkunde (5. Aufl.) S. 390 und Anm. 7. Die Beobachtung Weniukow's, daß die Sprache der Giljaken ſich von derjenigen der Tunguſen weſentlich unterſcheidet, beſtätigt Jakobſen durchaus; daher die Faſſung des Textes.

[3]) Ueber die auf Sachalin Fiſchfang treibenden Japaner wird noch unten zu reden ſein. Giljaken traf Jakobſen ſogar am Aniwa-Buſen.

dieselben zu der Zeit, als Jakobsen diese Küstenstrecke passirte, verschwunden, weil die ehemals dort wohnenden Giljaken vor den Mißhandlungen der nach Sachalin übergeführten Sträflinge die Flucht ergriffen hatten. Jedenfalls aber hatten sie in der Nähe ihrer früheren Wohnsitze neue Ansiedlungen errichtet, denn der Reisende begegnete einer großen Anzahl von Booten, deren giljakische Insassen im Sunde dem Fischfange oblagen [1]). Ueber die Zahl der Giljaken läßt sich ebenso wenig eine bestimmte Angabe machen wie über die der Golden; Rittich schätzt sie auf 3000 Köpfe. Am Amur fand Jakobsen eine ziemlich große Menge von Dörfern; auf Sachalin hingegen waren sie weit seltener.

Die Giljaken sind wie ihre Nachbaren Fischer und Jäger; nur hier und da treiben sie auch Handelsgeschäfte, indem sie unter anderem den Bewohnern von Sachalin für den Fall, daß unter ihnen Mangel an Lebensmitteln herrscht — und dieser Fall tritt ziemlich häufig ein — Fische und Mehl vom] Festlande zuführen. Ihren Hauptbeschäftigungen gemäß bringen sie den Sommer an den Flußufern zu, während sie im Winter ins Gebirge wandern und die Wälder durchstreifen. Ob sie auch ähnlich wie die Golden besondere Sommer- und Winterwohnungen haben, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben, glaube es aber nach den Andeutungen Jakobsen's annehmen zu dürfen, welcher im Januar 1885 bei seiner Rückkehr aus Sachalin in der Nähe der Amurmündung Giljakendörfer fand, welche aus ganz ähnlichen Häusern bestanden, wie ich sie als Winterwohnungen der Golden beschrieben habe. Die für diese charakteristischen mächtigen Oefen aus Lehmsteinen und die durch Röhren erwärmten Bänke an den Wänden waren auch hier vorhanden. Andererseits fand allerdings der Reisende oberhalb Nikolajewsk im September 1884 auch eine ganze Reihe von giljakischen Dörfern, welche eine beträchtliche Strecke vom Flußufer entfernt lagen, während die goldischen Sommerniederlassungen in ihrer Eigenschaft als Fischerdörfer hart am Strome zu liegen pflegten. Man könnte daraus vielleicht den Schluß ziehen, daß diese Giljakendörfer eben nicht bloß den Charakter von Fischerdörfern für den Sommer; trugen, sondern während des ganzen Jahres als Aufenthaltsort dienten, wenn man nicht annehmen will, daß die Giljaken durch das theilweise versumpfte und daher ungesunde Ufer zum Zurückweichen aus der nächsten Nähe des Stromes im Sommer gezwungen worden sind. In Sachalin übrigens war von größeren Wohnungen der Giljaken wie den oben erwähnten keine Spur vorhanden, vielmehr waren die Hütten nur klein und halb unterirdisch, so daß sie eine gewisse Aehnlichkeit mit den Behausungen der Eskimos in Labrador und Alaska hatten. Sie bieten für europäische Reisende einen wenig beneidenswerthen Aufenthalt dar, denn bei der Enge des Raumes in denselben kann man einer Annäherung an die Bewohner und der damit verbundenen Gefahr, in Kurzem von einer Menge von Ungeziefer gequält zu werden, kaum entgehen, andererseits aber ist der Dunst, der in diesen Hütten in Folge des Beisammenseins vieler Menschen, des Aufenthaltes der Hunde, der mannigfachen zum Trocknen oder Räuchern aufgehängten Vorräthe, des Rauches, der nur schwer einen Ausweg findet, entsteht, kaum erträglich. Besser sind die großen Häuser auf dem Festlande gestellt, doch haben auch sie große Mängel; namentlich giebt es in ihnen eine staunenswerthe Menge von Mäusen, welche fast die Größe von Ratten erreichen und so frech sind, daß sie die Kleider auffressen, welche die Bewohner auf dem Leibe tragen, und sogar die Finger der kleinen Kinder anzunagen pflegen, wie Jakobsen erzählt wurde.

[1]) In allen diesen Booten befanden sich auch mehrere Hunde, welche, wenn neben der starken nordsüdlichen Strömung, welche im Tatarensunde herrscht, auch der Wind den Fischern entgegen ist, an das Land gesetzt werden, um das Boot vorwärts zu ziehen.

Die Kleidung der Giljaken männlichen und weiblichen Geschlechtes gleicht im Allgemeinen der bei den Golden gebräuchlichen, auch werden dieselben Stoffe, nämlich Fischhaut, Felle und chinesische oder russische Zeuge, zu ihrer Herstellung verwendet. Das bei den goldischen Frauen gebräuchliche Gehänge (s. oben Nr. XI, S. 173) findet sich bei den Giljakinnen nicht, überhaupt scheinen die letzteren weniger auf Zierlichkeit als auf Dauerhaftigkeit bei ihrer Kleidung zu sehen. Der eigenthümliche Gürtel, welchen nicht nur die Golden, sondern auch das früher mehrfach erwähnte Uebergangsvolk tragen, ist auch bei den Giljaken im Gebrauche, und zwar mit denselben Anhängseln wie dort; erwähnt aber mag gleich an dieser Stelle werden, daß neben Stein und Stahl zum Anzünden des Feuers hier auch schon Zündhölzer in theils selbstgefertigten, theils von den Russen überkommenen Dosen im Gebrauche sind. Auch die Bewaffnung der Giljaken ist dieselbe wie die der Golden. Bogen und Pfeile, Messer und Lanzen findet man bei ihnen überall noch im Gebrauche, und die letztgenannte Waffe erscheint nicht selten in schön gearbeiteten Exemplaren mit eingelegten Figuren von Silber oder Kupfer. Zum Fischfange bedienen sie sich selbstgefertigter Netze, Angelhaken und harpunenartiger Instrumente, welche bisweilen drei bis vier Zinken besitzen. Zur Fortbewegung auf dem Wasser dienen entweder größere Kähne oder kleinere Nachen aus Birkenrinde, welche den Namen Amerotscha führen; zu Lande aber reisen sie im Winter mit schmalen Schlitten, vor welche 8 bis 10 Hunde gespannt werden. Daher findet man ebenso wie in den Dörfern der Golden auch in den Niederlassungen der Giljaken eine Menge von Hunden, welche höchst bissig und für den Fremden unter Umständen geradezu gefährlich sind.

Bei dem kurzen Aufenthalte, welchen Jakobsen bei den Giljaken genommen hat, war es ihm natürlich nicht möglich, sich ein Urtheil über ihren Charakter zu bilden; immerhin aber reichen seine Erfahrungen doch aus zur Aufstellung der Behauptung, daß die Giljaken nicht weniger abergläubisch sind als ihre Nachbaren. Die Amulete [1]) gegen Krankheiten, welchen man bei den Golden so häufig begegnet, sind auch hier durchaus im Gebrauche und stimmen im Großen und Ganzen durchaus mit den früher besprochenen (Nr. XIII, S. 207) überein. Ebenso zeigten sich Giljaken auf Sachalin, in deren Hause Jakobsen einkehrte, im höchsten Grade entrüstet, wenn er mit brennender Pfeife das Haus verließ oder wenn seine Begleiter das in der Hütte angezündete Feuer durch Aufgießen von Wasser löschten, denn nach ihrer Meinung waren derartige Dinge geeignet, nicht nur über die Bewohner der einen Hütte, sondern über den ganzen Stamm das Verderben heraufzubeschwören. Denselben Erfolg sagten auch die Bewohner eines Hauses in dem Dorfe Warki unterhalb Nikolajewsk voraus, als Jakobsen Anstalten machte, behufs der Theebereitung ein Feuer anzuzünden, und zwangen ihn zu warten, bis die Hausfrau dieses Geschäft besorgte, der es nach ihrer Meinung allein zustand. Offenbar hat diese Handlungsweise in der Heilighaltung des Feuers ihren Grund, die

[1]) Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß die giljakischen Jungfrauen Nephritringe als Amutete auf der Brust tragen und durch lein noch so hohes Angebot zu bewegen sind, dieselben zu veräußern. Trotzdem hat der Reisende einen solchen von einem alten Gitjaken erworben, der ihn jedenfalls gestohlen hatte, aber nicht wagte, ihn Jakobsen im Dorfe selbst anzubieten, sondern diesen auf dem Flusse aufsuchte, um das Geschäft abzuschließen. Der Reisende glaubte in diesem Falle sein Gewissen zum Schweigen bringen und auf den Handet eingehen zu dürfen.

zwar bei den Golden und Giljaken nicht mehr bis zur Personifikation desselben in einen Feuergott fortschreitet, aber bei ihnen gewiß ebenso gut einst vorhanden gewesen ist, wie sie bei den Burjäten noch heute existirt.

Die Götterwelt der Giljaken giebt derjenigen der Golden an Mannigfaltigkeit nichts oder nur wenig nach, Menschen- und Thiergestalten dienen im bunten Wechsel zur Darstellung überirdischer Wesen. Auch hier ist eine weitgehende Aehnlichkeit mit den religiösen Vorstellungen der Golden vorhanden; der bedeutendste Unterschied scheint mir der schon früher (XIV, S. 223) namhaft gemachte zu sein, daß die Golden dem Tiger, die Giljaken aber dem Bären eine eifrige Verehrung zollen. Allerdings wird diese Verehrung den Bären verhängnißvoll, da es gilt, stets eine Anzahl dieser Thiere in den in jedem Dorfe vorhandenen Käfigen gefangen zu halten, um sie, nachdem man sie längere Zeit vermittels eigens zu diesem Zwecke gefertigter und mit kunstvoller Schnitzerei verzierter großer hölzerner Löffel reichlich gefüttert hat, endlich bei einem Bärenfeste zu tödten. Diese Bärenfeste pflegen im Spätherbst und Winter abgehalten zu werden und sind eine Angelegenheit von allerhöchster Wichtigkeit für die Feiernden. Die Beschreibung des Festes, welchem Jakobsen beizuwohnen Gelegenheit hatte, lasse ich hier folgen.

Am 7. Februar 1885 traf der Reisende am frühen Morgen in dem etwa 30 Werst oberhalb Nikolajewsk gelegenen Giljakendorfe Waide ein, wo, wie man ihn benachrichtigt hatte, an diesem Tage ein Fest stattfinden sollte. Von mehreren anderen Dörfern, welche zum Theil ziemlich weit entfernt lagen, waren schon Gäste in Menge eingetroffen, und der ganze Ort war in vollster Bewegung im Hinblick auf die bevorstehende Feier. Die Ansetzung eines Bärenfestes liegt in der Hand des Dorfältesten, welchem auch die Bestimmung darüber zusteht, wie viele und welche Bären unter Zustimmung ihrer Eigenthümer getödtet werden sollen, denn nicht das Dorf als solches, sondern einzelne Einwohner desselben sind Besitzer der gefangenen Thiere. Nachdem die Einigung über diesen Punkt erzielt ist, werden die zur Schlachtung in Aussicht genommenen Thiere mehrere Wochen vor dem festgesetzten Termine von Haus zu Haus geführt und müssen in jedem der letzteren eine Nacht zubringen, um ihm und seinen Bewohnern durch ihren Aufenthalt Glück zu bringen. Während dieser Zeit erhalten die Thiere nur wenig Futter, am Ende derselben jedoch werden sie für ihr unfreiwilliges Fasten dadurch entschädigt, daß man sie eine Nacht hindurch von Haus zu Haus führt und mit den besten Leckerbissen bewirthet, nämlich mit frischen und getrockneten Fischen, Beeren und einer aus Hirse bereiteten dicken Grütze.

Während dieses Rundganges durch das Dorf werden die Bären, welche man entweder als Junge im Walde fängt oder in schon erwachsenem Zustande von den auch im Giljakengebiete ziemlich zahlreich vorhandenen Chinesen und Mandschuren kauft, durch Stiche gereizt und durch eine mit Lanzen auf sie eröffnete Scheinjagd zur Wuth gebracht. Natürlich ist man vorsichtig genug, die Thiere so zu fesseln, daß sie ihren Peinigern nicht leicht beikommen können. Es wird ihnen nämlich dicht hinter den Vorderbeinen ein Gurt um den Leib gelegt, an welchem Ringe angebracht sind, durch die eiserne Ketten laufen. An diesen Ketten wiederum sind dicke Riemen aus Seehundsleder von ziemlicher Länge so befestigt, daß die einen nach vorn, die anderen nach hinten gehen. Indem nun eine Anzahl von Giljaken diese Riemen fassen, sind sie im Stande, den Bären, je nachdem er vorwärts oder rückwärts gewendet auf seine Führer eindringen will, durch wechselseitiges festes Anziehen völlig zum Stillstehen zu zwingen.

Außerhalb des Dorfes befindet sich eine Art von Gehege, welches aus starken Weidenstäben hergestellt ist, und in das eine Allee, die mit ähnlichen Weidenstäben zu beiden Seiten eingefaßt ist, hineinführt. Innerhalb dieses Geheges wird der Bär, nachdem er seinen Rundgang durch das Dorf beendigt hat, zwischen zwei Baumstämmen festgebunden und einige Zeit hindurch sich selbst überlassen, während die Bewohnerschaft des Dorfes sich an einem Hundewettrennen belustigt, das bei diesen Festen fast nie zu fehlen pflegt. Auch in dem von Jakobsen besuchten Dorfe gab es in der Nähe des Stromes eine eigens zu diesem Zwecke eingerichtete Bahn, welche jedoch nicht sehr lang war. Nachdem die Hunde von ihren Eigenthümern an der Leine in die Bahn geführt und neben einander aufgestellt worden waren, wurden sie in Zwischenräumen von einigen Sekunden losgelassen, trafen aber fast alle gleichzeitig am Ziele ein. Uebrigens handelt es sich bei diesem Wettrennen nicht um die Gewinnung von Prämien, welche überhaupt nicht existiren, sondern man könnte dasselbe als ein Verkaufsrennen bezeichnen, denn es dient dazu, die guten Eigenschaften der Hunde in das rechte Licht zu setzen und die Kauflust zu erregen. Denselben Zweck hat das Schlittenrennen, welches bei dieser Gelegenheit ebenfalls abgehalten zu werden pflegt. Es kommt bei diesem nicht sowohl darauf an, daß die Zughunde eine hervorragende Schnelligkeit beweisen, wie sich daraus ergiebt, daß zur Zeit nur immer ein Schlitten die Bahn durcheilt, sondern vielmehr handelt es sich um die Sicherheit, mit welcher das Gespann, und besonders der Leithund desselben, den vorgeschriebenen Weg verfolgt. Solche Leithunde, welche sich als besonders zuverlässig erweisen, und dazu gehört vor allem, daß sie die Zurufe des Lenkers genau verstehen und befolgen, sind bei den Giljaken sehr geschätzt und werden mit 30 bis 60 Rubeln bezahlt. Interessant war es mit anzusehen, wie sich einige der Giljaken, welche die Bahn umstanden, auf die an ihnen mit einer Geschwindigkeit, welche fast derjenigen eines Schnellzuges gleicht, vorbeifahrenden Schlitten warfen, um die Fahrt mitzumachen. Einigen gelang der Versuch recht gut, andere hingegen wurden von dem dahinsausenden Schlitten eine Strecke fortgeschleudert und erlitten zum Theil heftige Verletzungen, die sie jedoch trotz ihrer Schmerzen und des Spottes ihrer glücklicheren Genossen mit dem besten Humor ertrugen.

Nach Beendigung des Rennens begab sich der ganze Menschenhaufen, dem sich natürlich der Reisende stets eng anschloß, in das oben genannte Gehege zurück und machte den Bären aus seinem Gefängniß los. Dann führte die gesammte männliche Bevölkerung von Waide, zusammen mit den fremden Gästen im Ganzen mehr als 100 Personen, den Bären den Hügel hinab, auf welchem sich das Gehege befand, nach dem Dorfe zu. Auf diesem Wege zog die eine Hälfte den Bären an den erwähnten Riemen vorwärts, da er Miene machte, nicht mehr gutwillig seinen Peinigern zu folgen, während die Uebrigen an den nach hinten gehenden Riemen gewissermaßen steuerten. Dabei vollführte die Gesellschaft einen fürchterlichen Lärm. Bald riefen sich die beiden Parteien Verhaltungsmaßregeln zu, bald stürzte unter dem Gelächter seiner Genossen der eine oder andere in den tiefen Schnee und wurde von den Nachfolgenden in unbarmherzigster Weise getreten und gestoßen, ohne daß er sich doch dadurch die Laune hätte verderben lassen, bald wieder machte der Bär den Versuch, einen seiner Peiniger mit den Zähnen und Tatzen zu packen, und mußte immer ein schallendes Hohngelächter über sich ergehen lassen, wenn ihm sein Plan nicht gelang; kurz es war eine im höchsten Grade bewegte Scene, die sich hier vor den Augen des Reisenden abspielte. Als man in das Dorf gelangt war,

wurde zunächst vor dem Hause Halt gemacht, in welchem der Bär die letzte Mahlzeit am Abend vorher genossen hatte. Hier war an einem Gestell vor der Thür ein etwa 3 m langer Balken so befestigt, daß er vertikal bis zu einer Höhe von etwa 1 m über dem Erdboden herab hing. Neben ihm standen 6 bis 8 Mädchen und Frauen, welche mit keulenartigen Stöcken versehen waren und im Takte gegen den Balken schlugen, indem sie auf zwei langsame immer einen schnellen Schlag folgen ließen, ohne jedoch diese Thätigkeit mit Gesang zu begleiten. An diesen Frauen wurde der Bär langsam vorübergeführt, und dann so aufgestellt, daß sein Kopf nach dem Hause hingewendet war, als ob er die Stelle noch einmal recht deutlich ins Auge fassen sollte, wo er von den Bewohnern des Dorfes die letzte Nahrung erhalten hatte. Nach ganz kurzem Aufenthalte zog man ihn dann weiter an das Ufer des Flusses herunter, und zwang ihn, auf dem Eise bis ungefähr in die Mitte des Stromes zu gehen. Darauf kehrte die ganze Schaar in das Dorf zurück und wandte sich zu dem Hause, welches der bisherige Besitzer des Bären bewohnte. Hier wartete des Thieres ein ganz ähnlicher Empfang, wie der oben beschriebene, doch zwang man an dieser Stelle den Bären, seinen Kopf durch die Thür in das Innere des Hauses hineinzustecken, und so gewissermaßen von seinem Herrn und Ernährer Abschied zu nehmen. Dann wurde er von Neuem in das Gehege geführt und dort wie vorher gefesselt.

Jetzt erst war der Augenblick gekommen, in welchem der Bär sein Leben lassen mußte. Unter allgemeinem Stillschweigen, welches zu halten auch dem Reisenden mit feierlicher Miene geboten wurde, trat ein alter Giljake — ob der Eigenthümer des Thieres oder nicht, giebt Jakobsen's Bericht nicht an — aus der Menge hervor und ergriff Pfeile und Bogen, welche schon für ihn bereit lagen. Dann zog er langsam seine Unterjacke aus, umwickelte das linke Handgelenk mit Lederriemen, um es durch das Anschlagen der Bogensehne nicht zu verletzen, und wählte mit vieler Feierlichkeit und Umständlichkeit, die einen etwas komischen Eindruck machte, einen Pfeil aus, den er auf den Bogen legte. Zunächst schien es, als ob er in die Luft schießen wollte, denn er hob den Bogen, während er ihn spannte, in die Höhe; dann aber senkte er ihn wieder ganz langsam, bis der Pfeil gerade auf das Herz des Bären gerichtet war, und schoß ihn dann ab. Der Bär stürzte auf der Stelle zu Boden, wälzte sich, soweit seine Fesseln das zuließen, einige Male hin und her, und verschied nach einigen kurzen Zuckungen, indem er damit bewies, eine wie sichere Hand sich der Schütze trotz seines Alters noch bewahrt hatte. Während dieses ganzen, ziemlich lange dauernden Vorganges herrschte bei allen Giljaken, welche das Gehege umstanden, eine athemlose Stille, welche einen um so feierlicheren Eindruck machte, als sie in so schroffem Gegensatze gegen den vorher herrschenden geradezu ohrenzerreißenden Lärm stand.

Nachdem der Tod des Bären eingetreten war, kam sein früherer Eigenthümer herbei und umarmte das Thier zärtlich wie einen lieben Freund, von dem er Abschied nehmen wollte. Dann wurde eine Anzahl der Stäbe, welche das Gehege bildeten, aus der Erde gezogen und auf den Boden gelegt, um dem todten Bären als Lagerstätte zu dienen. Später wird dann, wie dem Reisenden erzählt wurde — denn den Ausgang des Festes abzuwarten, gebrach es ihm an Zeit — das Thier in das Haus des Eigenthümers geschleppt, dort auf ein Lager von Tannenzweigen wie auf ein Paradebett niedergelegt und von den Theilnehmern des Festes zum letzten Male besucht. Nach zwei oder drei Tagen wird ihm dann die Haut abgezogen und das Fleisch unter die Gäste vertheilt, welche es sich wohl schmecken ließen. Es liegt ein seltsamer Widerspruch in diesen Bärenfesten. Auf der einen Seite verehrt man den Bären als überirdisches Wesen, wie nicht nur seine Bilder, die als Götzen und Amulete dienen, sondern auch die zarten Aufmerksamkeiten, welche man ihm während der Dauer seiner Gefangenschaft darbringt, beweisen. Ebenso spricht dafür die feierliche Art seiner Tödtung sowie das ceremoniöse Verfahren, welches man bei der Behandlung der Leiche anwendet, und ebenso der oben noch nicht erwähnte Umstand, daß man dem Reisenden nicht gestattete, einen der Weidenstäbe, welche das Gehege zusammensetzten und später dem todten Bären als Lager dienten, mitzunehmen, was er um so lieber gethan haben würde, weil sich dieselben auch durch geschmackvolle Schnitzarbeit auszeichneten. Auf der anderen Seite aber scheut man sich wiederum nicht, diesem als überirdisches Wesen verehrten Thiere den Tod zu geben, und noch dazu einen Tod, der nur der endliche Abschluß einer ziemlich barbarischen Quälerei ist. Eigenthümlich ist ferner auch der Umstand, daß in dem ganzen Verlaufe des Festes, soweit Jakobsen zu beobachten Gelegenheit hatte, der Schamane, welcher doch sonst bei allen religiösen Verrichtungen der Amurvölker eine so hervorragende Rolle zu spielen pflegt, gar nicht sichtbar wurde. Welche Bewandtniß hat es weiterhin mit der Hinausführung des Bären auf das Eis des Stromes? Sollte sich aus derselben etwa der Gedanke ergeben, daß das Thier dem als Gott verehrten Strome als Opfer angeboten werden soll? Und wenn wirklich, welch' seltsame Idee, einen Gott dem anderen als Opfer darzubringen und ihn dann noch zuletzt zu verzehren. Und warum tödtet man denn den Bären nicht am Ufer des Stromes und läßt wenigstens sein Blut in denselben hinablaufen, wie ja auch die Fischgötter seinen Fluthen anvertraut werden? Was soll weiterhin dieses Opfer bewirken; welchen Charakter trägt es? Haben wir uns unter ihm ein Dankopfer vorzustellen, das dem Segen und Nahrung spendenden Strome dargebracht wird, oder ein Sühnopfer, mit welchem derselbe freundlich gegen die Anwohner gestimmt werden soll, weil die letzteren sich ihrer Abhängigkeit von ihm und seiner Macht, ihnen Schaden zu bringen, wohl bewußt sind? Im ersteren Falle sollte man voraussetzen, daß die Feier möglichst dicht auf den Zeitpunkt folgte, in welchem der Fischfang sein Ende erreicht, d. h. etwa in den September oder Anfang des Oktober, während diese Feste vielmehr erst in eine spätere Zeit fallen. Zu der zweiten Annahme wiederum will der Umstand nicht recht passen, daß der Charakter des Festes ein durchaus freudiger ist, wie die oben gegebene Beschreibung nach meiner Meinung wenigstens beweist. Dem widerspricht auch nicht die feierliche Stille, welche während des tödtlichen Schusses und der Vorbereitungen zu demselben herrscht, denn man braucht darin keineswegs den Beweis von Ernst oder gar Trauer zu sehen, sondern es genügt vollständig die Annahme, daß man es vermeiden will, den Schützen durch geräuschvolles Benehmen unsicher zu machen, und ihn so in die Gefahr zu bringen, daß er sein Ziel verfehlt. Oder sollte etwa die Qual, welche man dem armen Thiere vor seinem Tode noch auferlegt, ein Sinnbild des ernsten Charakters dieses Festes sein? Auch diese Vorstellung scheint mir unvollziehbar, denn warum sollte man ein Sühnopfer, das doch in seinem unschuldigen Tode schon genügend zu leiden hat, noch obenein martern, wie das hier geschieht; und macht denn nicht außerdem das ganze grausame Verfahren gegen den Bären vor seinem Tode den Eindruck, als ob es nur hervorginge aus der übersprudelnden Festesfreude der Feiernden? Leider hat der Reisende über die Bedeutung der beschriebenen Ceremonien keine Andeutungen geben können, weil sie ihm die Giljaken selbst nicht zu erklären im Stande waren. Sie feierten

das Fest, wie ihre Väter und Vorväter es gefeiert hatten, ohne sich um den Sinn der einzelnen Handlungen weiter den Kopf zu zerbrechen. Ebenso wenig aber waren auch die Freunde Jakobsen's in Nikolajewsk in der Lage, ihm über diesen Gegenstand ausreichende Aufklärung zu geben; es wird also wohl noch häufigerer und eingehenderer Beobachtung bedürfen, als sie bisher vorliegen, ehe man hier klar wird sehen können.

Zum Schlusse noch eine unter den Giljaken verbreitete Sage, welche Jakobsen von einem russischen Stationsvorsteher hörte, der schon lange im Gebiete jener gelebt hatte. Dieselbe lautet: Vor langer, langer Zeit erschien von Osten her auf dem Amur ein kleines Schiff mit riesenstarken Menschen von dunkler Hautfarbe. Dieselben stiegen an das Land, überfielen die Dörfer, brannten dieselben nieder, tödteten die Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes und fraßen sie auf. Ebenso verfuhren sie, den Strom aufwärts segelnd, auch im Lande der Golden, bis sich endlich die Ueberfallenen von ihrem Schrecken erholten, sich zusammenthaten und in großen Schaaren gegen den grausamen Feind zu Felde zogen, der denn auch nach hartem Kampfe besiegt wurde. Alle Kannibalen wurden getödtet und ihr Schiff zerstört. Seit dieser Zeit, pflegen die Giljaken hinzuzusetzen, sind keine fremde Menschen mehr von Osten her an den Amur gekommen bis zu dem Punkte, wo die Russen an der Mündung des Stromes erschienen, um das Land in Besitz zu nehmen.

Kürzere Mittheilungen.

Löß bei Samarkand.

Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder.

Nach der Reise durch die Sandwüste Karakul, durch das immerhin nicht üppige, wenn auch fruchtbare Bochara und endlich über ein trockenes, ödes Hügelland zwischen Katty-Kurgan und Samarkand ist der Reisende aufs Freudigste überrascht durch die üppige Vegetation und große Fruchtbarkeit, welche Samarkand und dessen nächste Umgebung auszeichnet. Schattige Doppelalleen umgeben alle Straßen in und bei der Stadt. Reis, Tabak, Baumwolle neben Weizen, Mais, Kartoffeln und Dschupura, gefolgt im Verlauf der mehrfachen Ernten, gefolgt noch im Spätherbst von Gerste, Rüben, gelben Rüben, Melonen und Wassermelonen, der prächtige Baumschlag, die Mannigfaltigkeit der Arten von Strauch und Baum, deren schnelles Wachsthum und Produktivität lassen an und für sich schon auf einen nicht gewöhnlich fruchtbaren Boden schließen. Dabei ist in einem Lande, welches von April bis November eigentlich keinen Regen kennt, der Wasserreichthum der Flüsse und die gesetzmäßige Bewässerung von ganz entscheidendem Einfluß.

Durch den Genie-Hauptmann Keltschewsky mit der Bodenbeschaffenheit näher bekannt gemacht, hatte ich Gelegenheit zu folgender interessanten Beobachtung.

Die Chaussee von Samarkand nach Taschkent führt aus der neuen russischen Stadt durch die ältere sartische und über die öde Stätte, wo die alte macedonische Stadt gestanden. Wo sie sich zu einem Flußarm oder Arik, Namens Fsiap herabsenkt, durchschneidet sie ein Hügelland, welches sich ebenfalls gegen das Fsiapthal zu verjüngt. Der breite Einschnitt der Chaussee legt hohe massive Wände bloß, welche aus gleichmäßig gefügtem, gelbbraunem Material bestehen, dessen feiner Thon sich mit dem Fingernagel ritzen und zwischen den Fingern wie Mehl zerreiben läßt. Von Fels, Stein oder Kies keine Spur, aber auch keine Konglomerate (Löß-Männchen). Auf den Durchschnittsflächen sind 2 Faden und 6 Faden unterhalb der Oberfläche gleichmäßig geformte Gräber zu Tage getreten. Deren Durchschnitt bildet eine Ellipse von $1^1/_2$ Arschin Höhe, 1 Arschin Breite, mit lockerem Erdreich und Gebeinen gefüllt. Die Wände des Grabes bildet der regelrecht ausgeschnittene Löß, keine Mauer, keine Spur von einem Holzsarg. Die Form entspricht den länglichen, gewölbten Grabhügeln, wie sie noch heute bei den Bucharen Sitte sind, und erinnert andererseits an die Gräber, welche im Kurathal bei Tiflis eröffnet wurden gelegentlich eines Chausseebaues. Einige hundert Schritt von dem Chausseeeinschnitt und der monumentalen Steinbrücke über den Fsiap-Arik befinden sich über einer Quelle und unterhalb des Grabes des langen Heiligen einige charakteristische Höhlen im Löß, die zum Theil künstlich erweitert scheinen und von mohammedanischen Einsiedlern bewohnt werden. Den allerdings absolut trockenen Boden bedecken Matten, in den Wänden befinden sich kleine Nischen mit arabisch-gothischen Spitzbogen zur Aufbewahrung der Oellampe und anderer Geräthe.

Noch frappanter aber erweist sich derselbe Charakter eines an seiner Oberfläche öden Hügellandes, durch welches die neue Eisenbahn zwischen der ersten russischen Stadt Katty-Kurgan und der alten Hauptstadt Tamerlan's mitten hindurch schneidet und zwar auf einer Strecke von mehreren Stunden. Etwa 7 Stunden hinter Katty-Kurgan dringt die Eisenbahn mit einer Tranchee in die Vorhügel der Lößschicht ein. Hierauf in weitem Bogen die Hauptstadt umgehend, windet sie sich an die Vorhügel hinein und bildet anfangs oberflächliche, dann aber tiefe, mächtige Einschnitte. An den fast senkrechten Wänden, an den ausgesparten Richtungspfeilern, an dem herausgeschafften Material tritt überall der hartweiche, gleichmäßige Charakter des Löß hervor, ununterbrochen von jeglicher anderen Bodenart und auch an der Oberfläche weder von Sand noch Humus bedeckt. Wie aus Meerschaum oder Seife schneiden die Werkzeuge der Arbeiter Stufen, Wände, Pyramiden aus dem Löß heraus. Hunderte von Eseln tragen in Tragsäcken das zu entfernende Erdreich aus den Trancheen herauf, zu welchem Behufe sich zahlreiche, schmale Steige an den Wänden hinabziehen. Das Material wird mehr als Schollen, denn als lose Erde zu Tage gefördert und behält auch, nachdem es ausgeschüttet worden, das Aussehen von frischen Ackerschollen. Die Oberfläche dieses Hügellandes ist von derselben Farbe wie die Durchschnittswände, nur heller, stark stäubend, mit seltenen Kieselsteinchen bestreut und bietet beinahe keine Vegetation. Auf den trockenen Flächen wachsen nur derbe, härtliche Steppenkräuter, an etwas feuchten Senkungen auch Verbascum tupsus und eine Steinaster, die am 14./26. Oktober zum zweiten Male blühten. Zahlreiche Cisternen geben im ganzen Verlauf durch den Löß hinreichendes gutes, etwas trübes Trinkwasser. Das Wasser befindet sich durchschnittlich 10 bis $12^1/_2$ Faden unter der Erdoberfläche. Wie sich dieser Löß, wenn auch nur wenig befeuchtet, sehr gut zu Bauten überhaupt verwerthen läßt, so sind auch die Cisternen mit Schutz-

mauern und Trögen aus Lehm versehen und sehen einem in Holz oder Stein gefaßten Ziehbrunnen nicht unähnlich. Zwischen zwei erhöhten Lehmpflöcken im Hintergrunde der Oeffnung bewegt sich ein hölzernes Rädchen, einer Garnwinde nicht unähnlich. Ueber dieses Rad hinab zum Wasserspiegel im Brunnen wird ein offener Schlauch an einem Kameelhaar-Seil gelassen. Der Schlauch wird durch zwei kreuzweise gelegte Stäbchen aus einander gespreizt und offen erhalten. Wenn er sich gefüllt hat, so setzt sich ein Bursche auf das an dem Seilende vorgespannte Pferd, und reitet dasselbe, entsprechend der Tiefe des Brunnens, 10 bis 12½ Faden weit, wodurch der mit Wasser gefüllte Schlauch bis zum Brunnenrande erhoben wird. Da ergreift ihn der Gehilfe und entleert ihn in den Lehmtrog, aus dem die weidenden Schafe und die Zugthiere getränkt werden, oder in ein bereit stehendes Faß, welches den Arbeitern längs der Linie das nothwendige Getränk zuführt.

Es ist denkbar, daß man für die Bahnwärter an solchen Trancheen im Löß Nischen oder förmliche Wohnungen anlegt, die geradezu aus der Wand des Lößgebirges ausgehöhlt wurden.

Es ist zu hoffen, daß bei fortschreitender Kultur und wachsender Bevölkerung dies ganze fruchtbare Terrain durch Wasserzufuhr der Produktion gewonnen wird. Die ersten Versuche partieller Bewässerung und Bebauung fallen von selbst den Angestellten der Bahn zu. Der Versuch der Bewaldung durch die trockene Bepflanzungsmethode ist auf Anregung des Erbauers der Bahn bereits in Angriff genommen; ein Versuch, welcher Erfolg verspricht nach Analogie vorausgegangener trockener Bepflanzung der zum Seraffchan abfallenden Hügel. Dieselben wurden 1885 mit Ailanthus, Akazien und Reben bepflanzt, welche in gedeihlichem Wachsthum stehen, wie ich im Oktober 1887 persönlich beobachten konnte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im ganzen russischen Reiche giebt es 667 Klöster; davon befinden sich im europäischen Rußland 613, in Kaukasien 31, im asiatischen Rußland 23; zu bemerken ist, daß das Amurgebiet, das Küstengebiet und das Steppen-Gouvernement sowie Turkestan frei von Klöstern sind.

— Im Mai dieses Jahres hat die St. Petersburger Naturforscher-Gesellschaft eine Expedition unter Führung des Herrn F. M. Herzenstein ausgerüstet, um zoologische, speciell faunistische Studien am Ufer des Weißen Meeres und an der Murmanischen Küste zu machen. Die Studirenden der Naturwissenschaften Semewsky und Faschtschenko waren Herrn Herzenstein zur Unterstützung beigeordnet. Der Professor der Zoologie an der Universität zu St. Petersburg, N. J. Wagner, hat sich gleichfalls zum Zweck der Untersuchung der Meeresfauna nach den Inseln Solowetzk begeben, Herr Polenow zum Flusse Jug, einem Nebenflusse der Suchona. In wie weit alle diese Expeditionen von Erfolg begleitet gewesen sind, darüber ist noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

— Ueber die Expedition Kusnezow's zum Ural bringt „Nowoje Wrjema“ (Nr. 4175) folgende Mittheilung. Kusnezow bestätigt die schnelle Russificirung der am Ural lebenden Eingeborenen; besonders auffallend hat er diese Thatsache an den Bewohnern des südlichen Ural, an den Wogulen, beobachten können. Nach seinen eigenen Beobachtungen schwinden die Wogulen in sehr bemerkbarer Weise, sie unterliegen leicht dem russischen Einfluß, der russischen Civilisation. Das gilt insonderheit von den jungen Wogulen, welche sich schnell alles Neue aneignen. Kusnezow besuchte die verstecktesten Winkel, die dunklen Wälder und Schlupfwinkel im östlichen Ural in den Gouvernements Perm und Tobolsk, dehnte seine Forschungen aber auch über den Ural hinaus aus, indem er das Petschoraland durchreiste. Die Grenze der seßhaften Bevölkerung am Ural ist der 61. Grad nördl. Br.; darüber hinaus nach Norden giebt es nur Wälder und Wildnisse, welche nie eines Menschen Fuß betreten hat. Unter den Wogulen und Ostjaken an der Loswa und Soswa sind einige stark russificirt; im Allgemeinen aber halten die Soswa-Wogulen ihre alten Eigenthümlichkeiten fest. Die Wogulen leben halb nomadisch, halb seßhaft in kleinen, aus wenigen Hütten (Jurten) bestehenden Ortschaften. An der Loswa leben sie einzeln. Doch ziehen sie sich nicht vor den Russen zurück, sondern gehen oft zu ihnen, um Arbeit zu suchen. Im Frühjahr packt der Wogule sein aus Birkenrinde angefertigtes leichtes Zelt (Tschum genannt) auf und zieht ins Gebirge. Rauch und Schmutz ist untrennbar von der Behausung — aber nur hier fühlen die Wogulen sich wohl. In einer Hütte leben oft zwei oder drei Familien. Der Wogule stellt sich seine Behausung mittels Birkenrinde und Holz sehr schnell her. Die Felle der Renthiere und Elenthiere finden vielfache Verwendung. Kusnezow hat eine ziemlich große Sammlung sehr verschiedener Gegenstände des Hausrathes und der Kleidung gesammelt. Die Sommerkleidung ist durch bunte Farben ausgezeichnet. Die wogulischen Frauen lieben allerlei Handarbeit und sticken gern ihre Gewänder mit Perlen. Hände und Füße werden oft tatuirt. Kusnezow fand unter den Wogulen die Anfänge einer eigenthümlichen Zeichenschrift: sie malen besondere Zeichen an die Bäume und auf Holztäfelchen; einige Proben konnte der Reisende sich verschaffen. Interessant sind die Feste, welche bei glücklichen Jagderfolgen — wenn ein Elen oder Renthier erlegt worden ist — gefeiert werden. Dabei wird gegessen, getrunken und getanzt unter Beobachtung eines bestimmten Ceremoniells. Bemerkenswerth ist wegen der thierischen Grausamkeit das sogenannte Pferdefest, bei welchem wilde Tänze aufgeführt und ein Pferd zu Tode gequält wird. Später wird das Fleisch verspeist. Im Uralgebirge giebt es viele den Wogulen heilige Orte, welche eine Frau nicht betreten darf. Doch sind alle die wilden und charakteristischen Eigenschaften der Wogulen keineswegs so stark und widerstandsfähig, daß sie der Ausbreitung des russischen Einflusses irgendwie bedeutende Schwierigkeiten bereiten: die Wogulen werden allmählich russificirt.

Asien.

— Das Budget von Niederländisch-Indien weist für das nächste Dienstjahr einen Fehlbetrag von 5092462 Gulden auf; unter den Ausgaben sind 6774340 Gulden für Eisenbahnen und 1140000 Gulden für eine telegraphische Verbindung von Java mit Celebes via Bali ausgeworfen. Das Kabel soll von Situbondo auf Java nach Boleleng auf Bali und von dort nach Makasser gelegt

werden. Uebrigens ist das Endergebniß der abgelaufenen Dienstjahre ein verhältnißmäßig sehr günstiges gewesen: für 1885 hatte man auf ein Deficit von 1 458 808 Gulden gerechnet, es ergab sich aber ein Ueberschuß von 2 109 295 Gulden. 1886 ergiebt, soweit bis jetzt bekannt, einen Ueberschuß von 1 100 000 Gulden, und die hohen Kaffeepreise werden auch bei der Abrechnung von 1887 einen günstigen Abschluß bewirken.

— Wie der Kolonialbericht von Niederländisch-Indien (Jahrg. 1886/87) mittheilt, wurde 1886 die Regenmenge auf 183 Stationen beobachtet. Davon befanden sich 102 Stationen auf Java und Madura, 35 auf Sumatra, 6 auf Manka, Billiton und Riouw, 9 auf Borneo, 17 auf Celebes, 2 auf Bali und 12 im übrigen Archipel; die östlichste Station liegt auf den Key-Inseln. Die größte Regenmenge wurde auf Java zu Madjalengka (5115 mm), auf Sumatra zu Padang Pandjeng (4689 mm) beobachtet; dagegen zeigten die Minima (Banjuwangi auf Java und Belidau auf Deli) nur Regenmengen von 1151 und 1592 mm. Was die anderen Inseln betrifft, so wurde die größte Regenmenge auf Ambon mit 4678 mm, die geringste auf Bima mit 912 mm beobachtet.

— Wie wir dem den Generalstaaten kürzlich vorgelegten Bericht über 1887 entnehmen, wurde die militärisch-topographische Aufnahme von Java (im Allgemeinen im Maßstab von 1 : 200 000) vollendet. Das hierdurch disponible Personal wurde nach der Westküste von Borneo dirigirt, wo eine flüchtige Aufnahme im Anschluß an einige astronomisch bestimmte Punkte in Angriff genommen wurde. Außerdem wurden auf Sumatras Westküste die Arbeiten fortgesetzt. Die Bergländer (Bovenlande), sowie der größte Theil der niedrig gelegenen Gebiete (Benedenlande) und ein Theil von Tapanoli waren triangulirt; im Ganzen waren 344 feste Punkte bestimmt. Die definitive Berechnung der Triangulirungsarbeiten von Java, an welcher seit fünf Jahren unter Leitung von Professor Oudemans zu Utrecht gearbeitet wird, wurde noch nicht beendet, doch ist die Einsendung einiger Theile der Berechnung zugesagt, die für die eine oder andere Aufnahme nützlich sein können. An den im Interesse der Hydrographie auszuführenden astronomischen Ortsbestimmungen wurde im vergangenen Jahre nicht gearbeitet, da der zur Ausführung derselben bestimmte Officier erst gegen Ende December in Indien ankam; die eigentliche Aufnahme war auf der Küste von Java und auf der von Sumatra thätig.

Australien.

— In einer am 7. September 1887 in Adelaide abgehaltenen Versammlung der Royal Geographical Societies of Australia wurde von A. C. Mac Donald, dem Sekretär der Melbourne-Society, der Antrag gestellt und auch einstimmig angenommen, daß die Gesellschaften mit vereinten Kräften eine Expedition zur Erforschung der zum Theil noch unbekannten Theile des australischen Kontinents aussenden sollten. Diese liegen hauptsächlich im Northern Territory und in Westaustralien, theilweise auch in Gippsland, dem Südosten der Kolonie Victoria. Man glaubt, daß die Ausrüstung einer solchen Expedition nicht viel über 1000 Pf. St. kosten werde. Da nun bei den augenblicklichen schwachen finanziellen Verhältnissen der meisten Kolonien wohl wenig Unterstützung von dieser Seite zu erwarten steht, so beschloß man die Bildung eines Central Australian Exploration Fund aus Privatbeiträgen. Letztere sind bereits reichlich eingegangen und weiter zugesichert. Der bekannte australische Reisende Ernest Giles hat sich bereit erklärt, die Führung der Expedition zu übernehmen. Die Regierung der Kolonie Südaustralien, zu deren Gebiet bekanntlich das Northern Territory gehört, soll um einen die Expedition begleitenden Geologen und Mineralogen ersucht werden; man glaubt, daß die zu erforschenden Theile des Kontinents reich an werthvollen Mineralien sind.

Nordamerika.

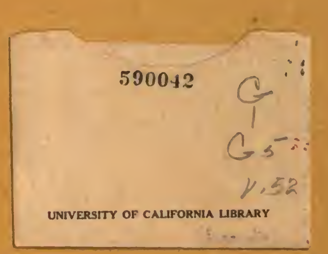
— Einen interessanten Bericht über die Zustände in einer kleinen, ganz isolirten Europäergemeinde im tropischen Klima liefert Wesley Mills in der Oktobernummer des „American Naturalist“. Es handelt sich um die Insel Green Turtle Key, eine der Bahamas. Die Insel ist eine der am besten bewohnten, da sie hoch genug ist, um malariafrei zu sein, während das viel größere Abaco schwer unter Sumpffiebern leidet; auf dem kleinen Raume von etwa einer engl. Meile Länge und 1/4 Meile Breite wohnen gegen 600 Personen, zur Hälfte Abkömmlinge englischer Ansiedler, zum Theil Neger. Ihre Existenz hängt an der Schwammfischerei und der Ananaskultur. Die letztere liefert jährlich die Ladung für 15 bis 20 Schiffe und diese machen den ganzen Verkehr der Insel aus. An Hausthieren werden nur jämmerliche Schweine und ein paar Hühner gehalten, frisches Rindfleisch kommt nie auf den Tisch, Konserven sind den Leuten zu theuer, und so leben sie denn ausschließlich von Bataten, Yams und dem, was die See bringt. Den meisten Insulanern fehlt aber die Energie zum Betriebe der Fischerei, die erst in einiger Entfernung vom Riffe rentabel wird, und so kommen auch Fische nur selten zum Genuß. Die ganze Bevölkerung befindet sich somit in einem Zustande ungenügender Ernährung. Auch die Wohnungen sind meistens eng und werden obendrein noch Nachts, der mitunter ganz plötzlich einbrechenden Stürme wegen, möglichst fest geschlossen. So ist es kein Wunder, daß von einem Gedeihen der Bevölkerung keine Rede ist. Obschon eine ganz leidliche Schule unterhalten wird, ist doch den Weißen jede Spur der Energie ihrer englischen Vorfahren abhanden gekommen, und sie sind auch körperlich degenerirt. Der Mangel jeder geistigen Anregung, das gleichmäßig in dem immer gleichmäßig warmen Klima dahinfließende Leben, das höchstens zur Zeit der Ananasernte und des Exportes durch geringe Aufregungen unterbrochen wird, hat den Geist eben so leiden lassen, wie die ungenügende stickstoffarme Ernährung den Körper, und es ist von Interesse, daß dieses „geistige Verhungern“ bei den Weißen unbeschadet ihrer Superiorität mehr hervortritt, als bei den Schwarzen. Auch der Neger ist auf Green Turtle Key bei weitem nicht das, was sein Stammesbruder in den Vereinigten Staaten, aber der Unterschied ist doch nicht annähernd so bedeutend, wie der zwischen dem Engländer und seinen Nachkommen auf den Bahamas.

Berichtigung:

S. 185, Sp. 2, Z. 13 von oben lies Dicksonia statt Woodwardia.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.




590042
G
G5
v.52
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

